Sigismunde

1907.1315

und

Guichard.

Ein

Originaltrauerſpiel.

J. F. L. Litter.

Reval und Weſenberg,
bey J. F. E. Albrecht und Comp.
1779.

Perſonen:

Tancred, Fürſt von Salermo.
Sigismunde, deſſen Tochter.
Altoin, Vertrauter und Verwandter des Fürſten.
Guichard, Hofkavalier, Liebhaber der Sigismunde.
Adelaide, Hofdame.
Gunilde, Hofdame.
Siegfried, Befehlshaber der Wache.
Arnold, Bedienter des Guichards.
Wache.

Die Handlung geſchiehet im Pallaſte des Tancreds.

Ex Biblioth. Regia Berolinensi

Erſter Aufzug.

Aldoin und Gunilde.

Aldoin.

Alſo liebt ihn die Herzogin — Aber von einer Verbindung wiſſen ſie nichts, Geliebte.

Gunilde.

Was ich ihnen entdeckt habe, iſt alles, was ich weis. Laſſen ſie dies Geheimnis, dieſen Beweis meiner Liebe in ihrer Bruſt ruhen. Meine Ruhe, mein Glück iſt damit verbunden. Die Ungnade der Herzogin iſt der erſte Verluſt bey deſſen Entdeckung. Schande würde mich dann zwingen, den Hof zu verlaſſen.

Aldoin.

Wird meine Liebe für ſie mich reden laſſen? Sie muß das Unterpfand meiner Verſchwiegenheit ſeyn.

Gunilde.

Aber einen Endzweck, Aldoin, müſſen ſie doch haben, warum ſie forſchen?

Aldoin.

Nicht Neugierde, Theuerſte; der Hochmuth des Guichards iſt mein Gegenſtand. Nie verdient er der Eydam des Fürſten zu werden. Aber noch genauer muß ich dieſe Liebe kennen lernen — Gunilde — wenn ſie Adelaiden —

Gunilde.

Die wird ewig ſchweigen — Die Treue iſt ihr Heiligthum. Die Verwürfe unſers Herzens, Geliebter, folgen uns; ich ſelbſt fühle es ſchon, daß die Entdeckung dieſes Geheimniſſes mit Unrecht verknüpft iſt.

Aldoin.

Haben ſie auch einen Grad dieſer anſteckenden Krankheit, die man Gewiſſen nennt? Lächerliche Vorſtellungen! Befördern wir unſer Glück, ſo muß dieſes Fantom bey jeder Handlung ſchweigen.

Gunilde.

Gefährliche Grundſätze. Alſo kann ihr Gewiſſen auch ſchweigen, wenn ſie ihre Gunilde vergeſſen?

Aldoin.

Hören ſie mich, zärtliche Geliebte, und beruhigen ſie ſich. Die Treue gegen meinen Herrn, iſt die einzige Triebfeder, hinter dieſes Geheimnis zu kommen. Die Ehre eines Fürſten, wenn ſie in Gefahr ſteht, muß die ganze Aufmerkſamkeit der Unterthanen in Bewegung bringen.

Gunilde.

Würde die Herzogin lieben, wenn es die Ehre des Fürſten ſchwächte?

Aldoin.

Die Liebe entſchuldigt alles; ſie ſucht in dem entfernteſten Scheine Wahrheit, ſo wie die Kinder in dem leuchtenden Schimmer eines Würmgens Licht. Allerdings leidet die Ehre eines Fürſten. Guichard iſt von geringer Herkunft; alſo ſtreuet dieſer Umgang Niedrigkeit in das Andenken eines ruhmvollen Alterthums.

Gunilde.

Tancred würde gerührt werden, wüßte er die Vollkommenheiten dieſer Liebe.

Aldoin.

Die ſchwere Kunſt, Geliebte, das Herz eines Fürſten zu erforſchen, iſt mir bey dem Tancred gelungen. Sie iſt dem Günſtlinge theurer als Gold; dem Fürſten vortheilhafter, als neue Länder. Tancred glühet für die Ehre ſeines Hauſes, ſeines Bluts. Er würde vielleicht der Zärtlichkeit nachgeben, die ſein Herz für ſeine Tochter belebt, wäre ihre Liebe nur auf einen ihrer würdigern Gegenſtand gefallen — Aber Guichard, den er aus dem Staube erhob — Eine Schlange würde ihn ſtechen, die er in ſeinem Buſen erwärmte.

Gunilde.

Und alles dieſes geſezt! Muß es der Fürſt wiſſen?

Aldoin.

Sollte an einem Hofe etwas verborgen bleiben? Lange ſchon waren die Augen Verräther ihrer Liebe. Dieſe Entdeckung hat meiner Ueberzeugung nur die Gewißheit gegeben. Andere ſehen es auch. Die Zahl der Vertrauten iſt groß. Ihre Verwicklung macht eine Muthmaßung zur Wahrheit, und giebt einer Erzählung Flügel. Wie bald kömmt es zur Wiſſenſchaft des Fürſten. Dann werden alle Mitwiſſende ſtrafbar.

Gunilde.

Und Guichard, ein redlicher Mann, ſoll alſo das Opfer einer eingebildeten Größe werden? Und ſeine Vorzüge ſind der Vergeſſenheit überlaſſen?

Aldoin.

Es iſt zu bedauern! Aber dem Glanze des Fürſten muß man alles aufopfern, was ſeine Verdunklung nur in der Entfernung befürchten läßt. Und Guichards Stolz von ſeinen Tugenden abgezogen, was bleibt davon übrig?

Gunilde.

Sie urtheilen übereilt, Geliebter! Hier iſt kein Stolz. Guichard liebt ohne Abſichten die Herzogin aufrichtig; Neigung verbindet ihre Herzen; Zärtlichkeit läßt ſie alles vergeſſen, was außer ihnen iſt. Ein ſo beneidenswerthes Band trennen, wäre grauſamer, als einer zarten Blume den Wurm erhalten, der ihre Wurzel naget, unbarmherzig die lezte Ader zerſchneiden, die ihr Nahrung giebt.

Aldoin.

Und dieſe Liebe unterhalten, iſt ſo viel, als ſeinen Fürſten verrathen — Soll ich noch zweifeln, was ich wähle? Ihre theure Perſon hat Schutz in meiner Liebe.

Gunilde.

Aber der Tochter ihres Fürſten ſind ſie nichts ſchuldig?

Aldoin.

Die größte Ehrfurcht, und noch nie habe ich ſie aus den Augen geſezt. — Aber ſie ſind unruhig, meine Theure! Glauben ſie mir, ich werde einen Weg finden, es zu ſtören, ohne jemand zu ſchaden. Ich werde behutſam ſeyn; und meine Vortheile ſind ja mit den Ihrigen verbunden.

Gunilde.

Es wird mir ſchwer, zu dieſer Verfolgung zu ſchweigen.

Aldoin.

Keine Verfolgung! Kann eine Handlung dieſen Namen verdienen, die den Ruhm und das Glück eines fürſtlichen Hauſes befeſtiget?

Gunilde.

Vernichten ſie dieſe Liebe nicht; ſie blühet wie eine aufgehende Roſe; aber die Stacheln, die ſie umgeben, können auch ſie verletzen. Einen Adler, der ſich der Sonne näherte, verzehrte ſie; vielleicht dachte er ihren Thron zu ſeiner Wohnung zu machen. Noch einmal, thun ſie nichts, ohne zu bedenken, daß es unglückliche Folgen haben kann.

(geht ab)

Aldoin (heftig)

Nichts, ohne mich meinem Glücke zu nähern — Die Liebe der Herzogin iſt ein großer Verluſt für meine Hofnungen. Doch, Aldoin, entſage einer Leidenſchaft, der du vielleicht deinen Ruhm, dein erhabnes Glück aufopfern könnteſt. Doch auch kein andrer müſſe ſie ungeſtört genieſſen. Wenn Tancred, der Weichling, der Thorheit ſeines Mädgens nachgäbe, ſo wäre ich nicht mehr der Liebling. Guichard iſt ſo ſchon der Nebenbuhler meiner Vertraulichkeit — Gunilde! ſie erwartet meine Liebe? Ja, wenn ſie ein Königreich hätte. — Noch eine kleine Zeit, Tancred, und dein Ruin bauet meinen Thron.

(geht mit Heftigkeit ab)

Sigismunde und Guichard kommen.

Sigismunde.

Der verhaßte Zwang, Guichard, drückt mich.

Guichard.

Aber er iſt unſrer Sicherheit nothwendig. Die Zahl der Neider iſt ſo ſchon groß.

Sigismunde.

Geliebter! der erſte Augenblick, der mir erlaubte, ſie als meinen Gemahl zu erklären, ſollte nicht ungenutzt vorbeygehen. Und ſie ſehen vielleicht dieſem Augenblick mißvergnügt entgegen, der mir ein ſüßes Bewußtſeyn meiner Ruhe verſpricht. Angenehmer wär er mir, als ein Sonnenblick im rauhen Norden; ſcheuen ſie ihn nicht.

Guichard.

Sollte mein Herz zittern? Dieſe Bewegung kannte es nie. Es fürchtet, geliebte Herzogin — aber nicht für ſein Glück — Ehre — Leben; es fürchtet für ſeine Ruhe, für ſeine Liebe. Es iſt was großes, ſich von einer erhabnen Gebieterin geliebt zu ſehen, die alle Tugenden im höchſten Grade beſitzt. Alle Empfindungen empören ſich zu einer ſüßen Verwicklung, zu einem angenehmen Stolze. Aber von einem Hofe umgeben, wo ſich täglich neue Gegenſtände zeigen, deren Verdienſte glänzen, deren erhabne Größe eine der andern zuvoreifert — Dies iſt eben ſo viel, als einer Fluth entgegen arbeiten. Sie verſchlinget bey dem geringſten Ausbruch der Schwäche den geringſten unglücklichen Gegenſtand, und verſtattet ihm nie wieder emporzukommen.

Sigismunde.

Ich verſtehe ſie, Guichard. Der Verluſt meiner Liebe ſcheint ihnen nicht ſo ganz unwahrſcheinlich — Aber nehmen ſie ſich ihre Vollkommenheiten, ſo werden ſie ſich meiner Liebe berauben. Selbſt die Krone und der Purpur können ihnen nicht einen Funken der Zärtlichkeit rauben, die mein ganzes Herz für ſie durchglimmet.

Guichard.

Entzückender Troſt vor mein hoffendes Herz. Nur die Zuredungen ihres würdigen Vaters ſcheinen mir Klippen, um zu ſcheitern.

Sigismunde.

Verlaſſen ſie dieſen Gedanken; wir wollen dieſe Augenblicke beſſer anwenden. Sie ſind uns theurer, als einem ſchmachtenden Sclaven in der Hitze des Mittags ein labender Trunk. Wie ſelten iſt es mir erlaubt, ihnen zu ſagen, daß ich ſie liebe, ſie um ihrer Vorzüge willen liebe. Wie verhaßt iſt mir meine Größe, kann ich ſie nicht mit ihnen theilen. Ein zärtliches Wort aus ihrem Munde, Geliebter, iſt mir ſchmeichelnder, als der Titel einer Fürſtin aus Tauſenden. Ja, mein beſter Guichard! ich wollte mich zu den Füſſen meines Vaters werfen. Sie ſollten das einzige Geſchenk ſeyn, was ich mir erbitten würde. Aber die erſten Ausbrüche ſeines Zorns, ſeines beleidigten Ruhms könnten ſie treffen, könnten ſie zum Opfer ſeiner Rache machen — Und dann würde ihre Sigismunde ſterben. Sie würde ſo wenig eines Troſtes fähig ſeyn, als das Herz eines grauen Vaters, der izt den lezten ſterbenden ſeiner Söhne beweinte, den lezten, der ſeines ehrwürdigen Alters pflegte.

Guichard.

Halten Sie ein, meine Theure, dieſer Ton beklemmt mein Herz, und ſchwächet ihren Muth.

Sigismunde.

Fürchtet ein Täuber die Klauen des Raubvogels, wenn er ſeiner Gattin nachgirrt? oder ſehen ſie ein Herz zagen, wenn es liebte? Nein, Guichard, Liebe behält im bevorſtehenden Unglück die Eigenſchaften, die ſie bey den Geſchenken des Schickſals hatten.

Guichard.

Und ſie ſind in dem Beſitze dieſer Eigenſchaften vollkommen? Geliebte, wie entzückt mich ihre edle Liebe — Der erſte Augenblick, da ſie mir entdeckten, daß ſie für mich fühlten, verſetzte mich in einen Taumel der Wolluſt. Ein verlohrnes Kleinod kann ſeinem Beſitzer nicht ſo reges Vergnügen erwecken, wenn er es unvermuthet wieder findet. Auch ſie waren mir wie ein verlohrnes Gut, obgleich ich dieſen koſtbaren Schatz niemals beſaß. Ihre Tugenden, ihre Reize hatten meine Adern in mir nur ungewohnte Bewegung gebracht. Mein Herz nährte ein hofnungsloſes Feuer. Ich verwünſchte damals den Hof mit aller ſeiner Ehre.

Sigismunde.

Oede wäre er mir geweſen, hätte mein Guichard ihn nicht belebt. Jede Freude ohne ſie, Geliebter, war mir traurig. Wenn ich in den muntern Haufen blickte, der unſere Sääle erfüllte, und mein Guichard entdeckte ſich nicht meinem forſchenden Auge, ſo verlohr es ſein Feüer, ſein Strahl wurde zur Erde gebrochen, mein Herz trauerte, und meine Mienen konnten es nicht verhehlen — Alles verſtummte — Aber denn, wenn der zärtliche Liebhaber den unter der ſtillen Laſt ſeufzenden Boden betrat. ſo erhoben ſich meine Augen, und mein heiterer Blick gab allen neues Leben — Dann ſeufzte er nicht mehr, denn alle ſchwebten in leichter Freude, und ſchwere Melancholie war entflohen.

Guichard.

Auch Guichards Mine war dann heiter — — Aber ſein Herz — Es verzweifelte, daß es ihnen nicht ſagen durfte, es betete ſie an. Es durfte noch nicht hoffen.

Sigsmunde.

Meine Augen waren die Ausleger meines Herzens; o Guichard! dein Herz würkte in dem Meinigen; ſollte das meinige nicht in dir gewürket haben?

Guichard.

Es durchdrang das meinige, Geliebte. Kein Winkel blieb frey von dem ſtrahlenden Blicke ihres himmliſchen Feuers — Alles wurde entzündet — Aber dieſes war der Anfang meines Glücks. Das koſtbare Geſchenk zog aller Augen neidiſch auf mich. Und bald, da ich es eröfnete, triumphirte mein Herz, denn es enthielt das unſchätzbare Geſtändnis ihrer Gewogenheit, ihrer mir ſo theuren Liebe. Ein Augenblick empfand es Stolz. Bald aber verlohr er ſich: Theureſte Sigismunde, nichts als mein Herz — Aller andern Vorzüge beraubt. Dies kränkte mich. In dieſem Augenblicke wünſchte ich mir zum erſtenmale Vorzüge.

Sigismunde.

Und dieſe würden vielleicht den Ruhm verdunkelt haben, den ihr Herz bey mir hatte. Güter und Ehre ſollten die Triebfedern der Tugend ſeyn. Sie ſollten den Menſchen Großmuth, ſie ſollten ihm den Adel lehren. — Aber auch ohne ſie groß ſeyn, dies rührte mich. Dieſe Vorzüge verſchwinden, wie der Dunſt vom Golde, wenn es geläutert wird. Das Glück kann ſie mit allen ſeinen Schätzen der Ehre und des Reichthums beladen. Könnte es ihnen einen Thron geben, ſie würden meinem Herzen nicht werther ſeyn. Kann die Sonne durch den Zuſatz aller Sterne des Firmaments an ihrem Glanze gewinnen?

Guichard.

So wenig, als die dickſte Finſternis den Glanz ihrer Seele meinem Herzen entreiſſen kann. Sie werden es ewig erleuchten — Wenn ich bey ihnen bin, wird alles, was es enthält, durch ihren Schein verblendet, und entfernt ſchimmert ſeine gute Seite nur ſchwach.

Sigismunde.

Nicht ſchwach, Geliebter, ſie leuchtet heller, ich empfinde es. Sie kann ſich ſo wenig verbergen, als ſich der Großmüthige vor dem Anblicke des Mitleidens verbirgt.

Adelaide kommt.

Guichard, ihr Bedienter ſuchet ſie. Sie ſollen zum Fürſten eilen.

Sigismunde.

Schon wieder mich verlaſſen, Geliebter; die Augenblicke, die ich mit dir zubringe, entfliehen mir immer ſo ſchnell. Schneller, Guichard, als einem eilfertigen Wanderer die untergehende Sonne. Und immer bleibt mir eine empfindende Furcht zurück. Geliebter, für dich fürchte ich.

Guichard.

Fürchten ſie nichts, Theure; wer will uns verrathen? Ich leide auch bey dem Abſchiede von ihnen, und nur der Befehl meines Fürſten kann mich von ihnen trennen.

Sigismunde.

So eilen ſie, Theurer, mein Herz wird ſeinen Schlag verdoppeln, bis ich ſie wiederſehe, daß es ihnen wieder ruhig entgegen wallet.

(Guichard geht ab.)

Adelaide.

Gnädigſte Fürſtin, ſie ſind immer traurig, wenn Guichard ſie verläßt, und doch können ſie ihn nicht immer um ſich haben.

Sigismunde.

Die Taube fliegt ihrem Gatten nach, wenn er ſie verläßt. Hindere ſie daran, und ſie wird ſeufzen — Auch ich ſeufze — Der Täuber würde zu ſeiner Gefangnen umkehren. Guichard darf es nicht. Geliebter Vater! Wie fürchte ich den Verluſt deiner Liebe — o wirſt du unerbittlich ſeyn? —

Adelaide.

Sollte es ein Vater ſeyn — und der ihrige, der ſie zärtlich liebt, der auch Guichards Tugenden kennt.

Sigismunde.

Er kennet ſie, er liebt ihn — Schwacher Troſt, wo ein Feind, wie Aldoin dieſe Stützen untergräbt. Ja, wenn ich ſein Herz allein beſäße; aber das iſt getheilt und Guichards Geburt giebt dem Unmenſchen den Nachdruck. Er wird ihn ſtürzen,

Adelaide.

Nicht verzweifelt, Guichards edle Denkungsart, meine Fürſtin.

Sigismunde.

Ja, da iſt der Verräther. Es iſt zuſpät ſeinen giftigen Blicken zu entfliehen.

Aldoin kömmt.

Eine glückliche Vorbedeutung, gnädigſte Herzogin, ſie hier zu finden. Die Stunden verlängern ſich, wenn man etwas verbergen muß, was man ſeinem Herzen zu entreiſſen wünſcht. In ihrer freundſchaftlichen Bruſt wünſche ich mein Herz zu erleichtern.

Sigismunde beſtürzt.

Aldoin! Ich ihre Vertraute?

Aldoin.

Könnten ſie in mein Herz ſehen, ſie würden es nicht ſo barbariſch zerreiſſen. Dürfte ich je die Hochachtung aus dem Auge ſetzen, um ihnen ein Vertrauen anzubieten. Aber ein verzehrendes Feuer erfüllet mein Herz, und zwinget mir das Geſtändnis meiner Neigung ab. Nur ihre vollkommenen Eigenſchaften, erhabne Fürſtin, können es löſchen.

Sigismunde.

Es wird leichter zu löſchen ſeyn, als ſie glauben. Findet ein Feuer keine Nahrung, ſo verlöſchet es ſelbſt.

Aldoin.

Aber nicht ohne alles zu verzehren, was es findet. Dieſe lebhafte Augen, dieſe entzückende Mienen werden es ewig nähren.

Sigismunde.

So werde ich ſo mitleidig ſeyn, dieſe Augen zu verfinſtern, und dieſe Mienen in andre Züge verwandeln, um ihm dieſe Nahrung zu benehmen.

Aldoin.

Dem Feuer Oel zu geben — Kummer würde mein Herz einnehmen und es verzehren.

Adelaide (beyſeite).

Welche Falſchheit! Eben dieſe Zunge träufelt Schmeicheley auf Gunilden. (zum Aldoin) Aldoin, der Kummer naget lagſam, und die Zeit heilet ſeine Wunden.

Aldoin.

Nicht, wenn ſie unheilbar ſind. Theuerſte Fürſtin, ſchenken ſie mir Balſam dafür. Ich bin kühn genug, ihnen zu geſtehen, daß ich ohne ihre Liebe nicht leben kann, daß meine Bruſt ſchon ſeit langer Zeit für eine Unruhe offen geweſen, die ihre Schönheit, ihre Reitze in ihr hervorgebracht. Vermehren ſie ſie nicht. Ich würde dieſes Geſtändnis nie ohne die Einwilligung, ohne die Aufmunterung meines Fürſten gethan haben.

Sigismunde.

Aldoin, ſie gedenken das erſtemal ihrer Liebe gegen mich. Sie ſind ein Staatsmann, und wollen gleich Gewalt brauchen. Sie verlangen Liebe im Namen meines Vaters. Wiſſen ſie nicht, wie weit ich davon entfernt bin, je mich zwingen zu laſſen?

Aldoin.

Sie thun mir Unrecht. Dies iſt keine Verbindlichkeit für ſie. Der Liebhaber, der von einer niedern Sphäre zu einer höhern hinaufſieht, darf nicht ſtolz ſeyn, ſeinen Vollkommenheiten allein zu trauen. Soll es mich gereuen, das Vorwort meines Fürſten hierinn geſucht zu haben.

Sigismunde.

Nein! Sie haben den beſten Fürſprecher. Aber ſoll mein Herz von der Wahl eines andern abhängen? Von Neigungen zur Liebe iſt es nicht frey. Wenn ich dieſes ſagte, ſo würde ich von der Aufrichtigkeit abgehen, die jederzeit das Geſetz meines Lebens geweſen. Nein, Aldoin, es kann lieben; aber es kann nur einen Gegenſtand lieben, der mit ihm harmoniſch die Aufrichtigkeit ſich zum Geſetz gemacht.

Aldoin.

Fordern ſie Proben meines Herzens, und dann ſehen ſie, ob Aufrichtigkeit nicht das innerſte deſſelben erfüllet. Gewiß, erhabne Fürſtin, der glänzende Thron einer Monarchin kann ſie nicht ſchwächen.

Sigemunde.

Aldoin, ſie würden ſich kein Gewiſſen daraus machen, einen weit geringern, obgleich würdigen Gegenſtand zu hintergehen, wenn Vortheile daraus zu ziehen ſind. Dies beſteht nicht mit der Aufrichtigkeit, und alſo iſt die Probe ihres Herzens zu ſpät. Die Sonne glänzt, ohne daß man auf ſie achtet; und von der erſten geküßten Blume geſehen, verläßt ſie der Schmetterling, um eine andre zu lieben. Nie, Aldoin, werde ich ihr Herz einer Perſon rauben, die ich nicht zu kränken wünſche. (geht ab)

Aldoin.

So hätte ich mich nicht gebückt, wenn ich dieſe Erniedrigung vorhergeſehen hätte. Koche Herz, koche Rache! Guichard, die glänzende Sonne, das erſte Opfer; und dann alles — alles, was dem Geſichte zuwider iſt — Ich will nagen, wie ein Wurm die Knoſpe vertilget — Verachtung — Ha! Rache iſt mehr! Stürze Tochter — ſtürze Vater! —

Zweyter Aufzug.

Guichard und Siegfried kommen.

Guichard.

Ja, Siegfried, ich bin der glücklichſte und unglücklichſte Liebhaber. Sie hat das zärtlichſte Herz. Und wenn der Donner des Elends mich ſtürzt, ſo kann ich nicht klagen.

Siegfried.

Nicht klagen, Freund!

Guichard.

Haſt du je gefühlt, was es heißt, in dem Grade, geliebt zu werden, in welchem Sigismunde mich liebt? Für den Verluſt von Ewigkeiten voll Vergnügungen müßte mich dieſes belohnen. Keine Hofnung, Freund, bleibt mir, ich ſehe es; aber was iſt Hofnung, der Troſt aller Leidenden, gegen ſo ein vollkommnes Herz?

Siegfried.

Iſt noch nichts verrathen, ſo bleibt die Hofnung. Wäre Aldoin nicht, du wäreſt glücklich.

Guichard.

Aldoin! Er liebte mich — und er liebt Gunilden — Aber ſein Stolz —

Siegfried.

Sein Stolz, der kleinſte Stachel — Seine tückiſche Herrſucht —

Guichard.

Wird ihn dem Fürſten verhaßt machen. Ich bedaure ihn.

Siegfried.

Er beſitzet ſein Herz — ſein Vertrauen — Guichard, du baueſt auf ihn — Rette dich vor ihm — Die ſtechende Natter gleißet im Graſe — Der Fürſt — ich entferne mich.

(geht ab.)

Tancred kömmt.

Guichard, beſorgen ſie dieſe Aufträge; ſie betreffen die Angelegenheiten verſchiedner Familien, die ich dem Aldoin nicht geben kann; er iſt zu hitzig in ſeinen Unterſuchungen. Bringen ſie mir Nachricht.

(Er giebt ihm einige Papiere, Guichard geht ab)

Es iſt wahr, Aldoin iſt mir werth; er beſorgt meine Vortheile mit Eifer; aber er hat große Fehler. Guichard iſt mit der größten Behutſamkeit der gerechteſte Mann; ſeine Dienſte werden mir täglich wichtiger, angenehmer —

(Aldoin kömmt, der Fürſt ſieht ihn.)

Aldoin! ihr Anſehen verräth Schwermuth und Unwillen — Was iſt ihnen? Haben ſie verdriesliche Vorfälle gehabt?

Aldoin.

Fürſt, ſie wiſſen, nichts kann mir kränkender ſeyn, als wenn man ſie hintergeht.

Tancred.

Sind Fürſten dem nicht täglich ausgeſetzt? Sie ſind das Ziel, wornach man ſeine Pfeile abſchießt — Erklären ſie ſich.

Aldoin.

Guichard —

Tancred.

Guichard? Nun!

Aldoin.

Keine Verläumdung, mein Fürſt; ſie werden mich ihrer nicht fähig halten. Er verunehret ihren Ruhm — Er liebet ihren Engel, ihre Tochter.

Tancred.

Guichard, Treuloſer, du liebſt ſie? — Aldoin! und ſie —

Aldoin.

Giebt ihm Gehör — Ich bin mit der größten Verachtung von ihr ausgeſchlagen — Fürſt, es war ihre Tochter — Aber ſie hat mich empfindlich beleidigt.

Tancred.

Du wirſt Genugthuung erhalten, Aldoin. Was ſoll ich thun? Eine ſchnelle Hülfe.

Aldoin.

Fürſt, geben ſie ihm Gunilden. Dies iſt ſchon Glück vor ihn — Und ſie liebt ihn. Sigismunde wird ihn dann vergeſſen.

Tancred.

Sie liebt ihn? Und er wird ſie nicht lieben — Aber er wird ſie als ein Geſchenk ſeines Fürſten nicht ausſchlagen. Laſſen ſie mich, Aldoin. Ich erwarte ihn hier.

Aldoin.

Wenden ſie alles an, Fürſt, dem Wetter vorzubeugen, das ihrem Haupte droht.

(geht ab)

Tancred.

Und du willſt mich tödten, Guichard? Mein Herz liebt dich — belohnt dich — und du dankeſt mir mit Schande? — Aber du liebſt — O Leidenſchaft! wie lange willſt du Unſinn gebären? wie lange Seelen zerrütten? Und was erndteſt du? Kummervollen Staub —

(Er ruft Adelaiden.)

Wo iſt Guichard!

Adelaide.

Ich weiß es nicht, Fürſt.

Tancred.

Ohne Zweifel, Adelaide, ſind ſie in das Geheimnis der Liebe meiner Tochter verwickelt. Gehen ſie, ſie haben übel gethan. Sagen ſie ihr, daß ich ſie ſprechen will; daß ich aus ihrem Munde kein Wort zu hören verlange, als ſie entſage Guichard.

(Adelaide geht beſtürzt ab. Der Fürſt geht in ſein Zimmer.

Aldoin und Gunilde kommen.

Aldoin.

Liebenswürdige Gunilde, womit kann ich ſie beruhigen? Fordern ſie es.

Gunilde.

Wenn ſie aufhören, den Guichard zu verfolgen. Aldoin, für die Ehre des Fürſten iſt ihr Eifer zu groß. Vielleicht haben ſie höhere Verbindungen nöthig. Sie wollen mich zwingen, wider meine Pflicht zu handeln.

Aldoin.

Hören ſie auf mißtrauiſch zu ſeyn, Geliebte. Wenn ſie fortfahren, mich zu bitten, ſo werde ich ihrem Verlangen nachgeben; ihre Liebe wird ſiegen; aber mein Herz wird die traurigen Folgen dieſes Sieges ewig tragen. Guichards erſte Pflicht war Dank, und faſt die erſte Handlung iſt Undank. Bin ich nicht auch ein Zweig des Baumes, den er zu fällen denkt? Und ich ſoll das Eiſen dazu ſchärfen?

Gunilde.

Nehmen ſollen ſie es ihm, doch ohne es wider ihn zu wenden.

Aldoin.

Sie nehmen ſich des Guichards mit gar zu großem Eifer an, theure Gunilde!

Gunilde.

Nichts weniger. Ich ſuche ſie für einem Verbrechen zu bewahren, das mir nothwendig ſchrecklich ſeyn muß. Ich würde aufhören, ſie zu lieben, wenn ſie es begiengen. Und für dieſen traurigen Zeitpunkt ſuche ich mich in Sicherheit zu ſetzen. Ich würde ſie ihrem Schickſale überlaſſen, liebte ich ſie nicht.

Aldoin.

Aber ſie ſtören meine Abſichten auf eine unwiederbringliche Art. Eben die Minute, die meinem Glücke einen Grad hinzuſezt, erhebt das ihrige zu eben den Gipfel. Aber verlaſſen ſie mich, Geliebte, ich muß den Fürſten ſprechen. Wie gerne entdeckte ich ihnen noch mehr von dem Glücke, was mein Herz ihnen bereitet.

Gunilde.

Nur nicht durch laſterhafte Mittel. Aldoin, um meiner Liebe, um meiner zärtlichen Liebe willen, bitte ich ſie, machen ſie mich nicht unglücklich. (ſie weint) O Geliebter, warum liebe ich ſie ſo ſehr? Warum ſagt mir mein Herz, daß es umſonſt ſeyn wird, alle meine Zärtlichkeit zu verſchwenden? Könnten ſie undankbar gegen dieſelbe ſeyn? (heftiger) Aber wenn ſie es können, ſo verſichere ich ihnen, ſie ſind es nicht, ohne mit mir unglücklich zu ſeyn. Sie entfernen mich, um ihren Gedanken durch meine Bitten keine Hinderniſſe entgegen zu ſetzen, ſich boshaften Anſchlägen zu überlaſſen. Ich gehe. Aber, Aldoin! meine Liebe fordert ihr Herz.

(ſie geht ab)

Aldoin.

Spare deinem Eifer, kleine Närrin. Auch du wareſt ſtolz. Guichard! — noch zu gut für dich — Ein Schritt gethan — und ſchon ſo glückliche Ausſichten. Freue dich, Aldoin!

(Er geht ab.)

Tancred und Guichard kommen.

Tancred.

Ja, Guichard, ich ſuchte ſie dadurch näher an meinen Hof zu verbinden. Ihre Dienſte zu belohnen, und ſie wollen es nicht. Warum? dies iſt unbegreiflich.

Guichard.

Von je her, mein Fürſt, haben ſie mich mit Wohlthaten überhäuft. Ich müßte das undankbarſte Herz haben, wenn ich nicht jeden Blutstropfen in ihrem Dienſte aufopferte. Ich werde meinen Eifer für ſie verdoppeln. Aber lieben kann ich nicht.

Tancred.

Sie können nicht? — Aber ſie können ſich verheyrathen. Und würklich iſt es jezt zu ſpät, daß ich zurückgehe. Ich glaubte alles, was von der Hand ihres Fürſten käme, würde ihren Beyfall erhalten, würde ihnen angenehm ſeyn.

Guichard.

Sie beſchämen mich, mein beſter Fürſt, durch ihre gerechten Vorwürfe. Ich bin ihnen alles ſchuldig — Aber kann ich mein Herz zwingen, zu lieben? Ich fühle unwiderſtehlige Abneigung. Doch erlauben ſie mir, mein Herz zu unterſuchen. Geben ſie mir Bedenkzeit. Der Schritt iſt wichtig. Was für Nutzen, mein Fürſt, wenn mein Unglück damit verbunden iſt.

Tancred.

Auch dies ſey ihnen erlaubt. Bedenken ſie, Guichard, daß ihr Fürſt ſie liebt. (geht ab)

Aldoin kömmt.

Ich wünſche ihnen Glück, Guichard!

Guichard vor ſich.

Die Natter ſticht auch — Aldoin, ich werde nie darein willigen, ihrer Liebe Eintrag zu thun.

Aldoin.

Meiner Liebe — ha! Ich habe keine Liebe für Gunilden; wohl aber die Beſorgung ihrer Güter. Ihrem künftigen Gemahl kömmt es zu, mir dieſe Laſt abzunehmen. Sie werden ſie fürſtlich finden.

Guichard.

Und wären ſie königlich. Was ſind ſie ohne Liebe?

Aldoin.

Liebe nähret, aber nur eine kurze Zeit. Glauben ſie mir Freund, die vortheilhafteſte Parthie nach unſerer Herzogin.

Guichard.

Und die ich ausſchlagen werde, weil ich jedes Frauenzimmer ausſchlagen würde, die einem andern Neigung gezeiget hätte — Es koſtet mich die Ungnade des Fürſten doch weniger, als meine Ruhe.

Aldoin.

Freund, ich werde ihnen zu dienen ſuchen. Ich gehe zum Fürſten: ich zweifle aber an einem glücklichen Erfolge.

(geht ab.)

Guichard.

Falſches Ungeheuer! raube mein Leben, Sigismunden aber laß mir! Sie iſt in meinem Herzen, und nichts iſt im Stande, ſie herauszureiſſen. Ja, Theure, deiner Liebe will ich mein Glück, meine Ruhe, mein Leben, aufopfern — Dir will ich zeigen, daß Guichard nicht weniger liebt, als du — Bedauernswürdiger Fürſt! könnteſt du Aldoins Herz ſehen — Aber wenn wirſt du dieſes können? Meine Neigung, meine Liebe — wäre ſie nicht geweſen, nie hätte ich den Heuchler entdeckt. Fürſten, könntet ihr das Herz eurer Unterthanen erforſchen — Jeden Winkel heller beleuchten — Wie viel würdet ihr gewinnen — Wie viel ſchöne Empfindungen würdet ihr in manchem warmen ohnbeachteten Pulsſchlage bemerken — Wie manchen edlen Blutstropfen beleben, der in der Vergeſſenheit herumſchleicht — Wie oft würdet ihr ein Herz für euer Wohl handeln ſehen, was jezt nur für daſſelbe wünſchen kann.

Und ihr Lieblinge der Fürſten, Stützen der Reiche — ihr würdet nicht länger untergraben — plündern — Thränen preſſen —

(Er geht ab.)

Tancred kömmt.

Dieſer Sturm wird nicht vorübergehn, ohne zu wüthen, ohne zu brechen. Beyde liebe ich; Beyde kann ich nicht vereinigen; Beyde werden hartnäckig ſeyn, und ich werde müſſen verwunden, wo ich zu heilen wünſchte.

Sigismunde kömmt.

Geliebter Vater —

Tancred.

Sigismunde, verdiene den Namen meiner Tochter — Entſage einer Liebe, die ich nie unterſtützen kann. Ihre Fortſetzung wird dich eines Vaters berauben — wird das ganze Gebäude meiner Hochachtung für eine ſo vortrefliche Tochter umſtürzen — wird dir den Zorn eines Vaters zuziehen, den du nie zornig geſehen.

Sigismunde.

Laſſen ſie mich, theurer Vater, dasjenige zu meiner Entſchuldigung ſagen, was mein Herz fühlet. Ich habe die vollkommenſte Liebe für ſie — und ſie wollten derjenigen auf einmal entſagen, womit ſie mein Glück machten?

Tancred.

Keineswegs, meine Tochter. Ich vermehre ſie. Von dem Abgrunde, dem du dich näherſt, um dich — deinen Vater — die Ehre unſers Hauſes einer unanſtändigen Zärtlichkeit aufzuofern, will ich dich zurückziehen — Blind ſuchſt du dich hineinzuſtürzen. — Dieſe Thorheit — deinen Untergang will ich verhüten —

Sigismunde.

Iſt es Thorheit, den vollkommenſten Mann zu lieben, den je die Erde getragen?

Tancred.

Du ſchweifeſt aus. Iſt es lobenswerth, ſich und einen Vater einer immerwährenden Beſchimpfung auszuſetzen?

Sigismunde.

Zärtlicher Vater! verlaſſen ſie dieſen betrügeriſchen Gedanken — verlaſſen ſie ihn um ihrer Tochter willen: was kann die größte Geburt für Vorzüge haben, wenn nicht die Tugend mit derſelben verbunden? Und was iſt das Laſter gegen dieſe?

Tancred.

Tugend iſt verehrungswürdig meine Tochter — Laſter verdient Abſcheu. Aber beyde heben die Gemeinſchaft der Menſchen nicht auf — Nichts verändern ſie in dem Verhältniſſe mit einander. Der Rang der Fürſten erweckt Hochachtung, und dieſe fällt auch bey eingebildeter Erniedrigung.

Sigismunde.

Aber ſie vermehrt ſich, wenn ſie die Tugend erheben, und belohnen. Ich gehe nicht zuweit, wenn ich ihnen dieſes ſage. Mein Glück, meine Ruhe hängt davon ab — Guichard tugendhaft — edel — ja eines Thrones würdig; iſt auch ihrer Tochter, und wenn ſie wollen, mein Vater, auch der Gnade werth, daß ſie dieſelbe ihm geben.

Tancred.

Nein! ſeine Geburt iſt zu abfallend von der deinigen. Wenn mein Herz keinen andern Pflichten verbindlich wäre, als denen, dein Glück zu befördern, ſo würde ich vielleicht dieſer Schwachheit deines Herzens, die Guichards edler Karakter entſchuldigt nachgeben — Aber als das Oberhaupt eines der größten Häuſer, wovon du faſt noch der einzige Zweig biſt —

Sigismunde.

Müſſen ſie ihre Tochter unglücklich machen — unterlaſſen, die größte Tugend zu belohnen?

Tancred.

Sigismunde! beleidige die Zärtlichkeit deines Vaters nicht. Er liebt dich — Aber er vergißt auch dieſer Liebe, wenn du dich derſelben unwerth machſt. Kannſt du nicht mit der Liebe deines Vaters, mit der zärtlichſten Sorgfalt für dein Wohl zufrieden ſeyn? Kannſt du ohne Guichard nicht glücklich ſeyn?

Sigismunde.

Nein, beſter theureſter Vater, meine Bruſt hat ſchon zu viele Nahrung aus ſeiner vortreflichen Tugend eingeathmet, als daß ſelbſt die Länge der Zeit es in Vergeſſenheit bringen ſollte. Ohne ihn kann ich nicht leben. Sein Verluſt iſt der Verluſt meiner Empfindungen, und mit dieſem gehet meine Ruhe verlohren.

Tancred.

So werde ich ſie dir auf eine andere Art erſetzen. Ohnmöglich, meine Tochter iſt es, daß Guichard dein Gemahl werden kann. Haſt du aber Neigung, dich zu verheyrathen, ſo wähle ſo, daß die Wahl dich nicht vom Beſitze des Thrones auszuſchließen Gelegenheit giebt. Aldoin iſt ein liebenswürdiger Mann. Er iſt aus unſerm Geblüte. Er hat eine zärtliche Neigung gegen dich geäuſſert, und beſitzt Guichards Verdienſte auch.

Sigismunde.

So wankelmüthig, mein Vater, nein — nie — Wenn es nicht mehr koſtete, das zärtliche Gefühl einer ſanften Leidenſchaft zu erſticken, dem Herzen zu entreiſſen, ſo wäre ich vielleicht jetzt nicht unglücklich — Kein harter Vater würde mein Herz zu brechen verſuchen —

Tancred (mit Bitterkeit.)

Ein harter Vater! Und wenn verdiente er die Benennung? Wenn war er es?

Sigismunde.

Verzeihen ſie mir, liebſter Vater, ſie waren es nie — aber jetzt — jetzt ſind ſie es. Zwo Seelen, die nur vereinigt leben können, wollen ſie trennen; mir mein Herz entreiſſen, — Aldoin — ein Laſterhafter, und um ihn ſoll ich das Muſter der Tugend verlaſſen — um eines Thrones willen, ſoll ich dem Throne der menſchlichen Glückſeligkeit, der Zufriedenheit entſagen — der Gedanke, es zu thun, befleckt mein Herz.

Tancred.

Aber die Verläumdung des Aldoin thut es nicht. Der Gedanke, deine Familie zu verunehren, rührt dich nicht. Die Vorwürfe dieſer Handlung täglich zu hören; deinen Vater durch dieſe unbeſonnene Liebe ſeinem Grabe zu nähern — Alles dieſes macht keinen Eindruck auf dein hartes Herz — Es wird ſich zulezt ſeines Vaters ſchämen.

Sigismunde.

Können ſie es glauben? Wie bitter kränken ſie mich; wie gerne (etwas heftiger) aber nein — ich kann es nicht — Wenn ſie keine Liebe mehr in ihrem Herzen vor ihre Sigismunde haben — mein Vater — ſo haben ſie Mitleiden — Aber warum verlange ich Mitleiden? Iſt mein Herz ſtrafbar, weil es die Tugend verehrt? Das Muſter derſelben liebt? Sie lieben ihn ſelbſt, mein Vater — verzeihen ſie meiner Heftigkeit — ſie haben ihn erhoben — Wie oft haben ſie mir ſeine vortreflichen Eigenſchaften angeprieſen?

Tancred.

Unglückliches Lob! Es verkehrte dein Herz — Willſt du fortfahren, Sigismunde, hartnäckig gegen einen Vater zu ſeyn, der ſein Leben dir aufgeopfert hätte — Laß von dieſer unglücklichen Liebe — Aldoin liebt dich zärtlich — Gewiß auch er iſt tugendhaft. Aber auf Guicharden, meine Tochter, mache dir keine Rechnung. Ich werde ihn anders verſorgen. Und ehe ich dieſe Beſchimpfung zulaſſe — ehe ich mich meiner Familie verhaßt mache, ſo will ich ihn lieber in den Grad erniedrigen, von welchem ich ihn erhöhte.

(Er geht ab.)

Sigismunde (tiefſinnig)

Und ich will dich auch in dieſer Erniedrigung mit der ſtandhafteſten Zärtlichkeit lieben, edle Seele — Und nichts ſollſt du durch dieſe Veränderung verlieren. Ich will dich tröſten, wenn du dein verlohrnes Glück beweinen ſollteſt — Ich will dir an ſeiner Statt ſeyn — Und wenn du ſtandhaft genug biſt, es zu verachten, ſo wollen wir es gemeinſchaftlich thun, wir wollen ſeiner Streiche ſpotten. Ich will das meinige als eine beſchwerliche Laſt von mir werfen. Es war mein Unglück — Unſere Seelen werden einander die erhabenſten Empfindungen entdecken, und unſer Glück ſoll in uns ſeyn.

(Sigismunde weint.)

Guichard kömmt.

Thränen! Sigismunde! Laſſen Sie mich dieſe koſtbaren Perlen auffangen — Sie werden mir lindernde Arzney ſeyn, wenn mein Herz vor Kummer ſchmachtet. Sie tröſten, Geliebte, ſolche Thränen.

Sigismunde.

Sie werden jezt immer fließen, wenn uns nicht ein beſonderes Glück rettet. O Guichard! geliebter Guichard! dich ſoll ich verlieren? dieſe Bruſt ſoll dir nicht mehr treu ſeyn? Sieh, man will uns von einander reiſſen —

Guichard.

Dieſe Bruſt ſoll es ſeyn. Dem Neide zum Trotze — Ich ſoll ſie vergeſſen, Gunilden lieben — Warum ſoll ich es?

Sigismunde.

Ja, Geliebter, mein Vater weiß es, daß ich dich, daß du mich liebeſt.

Guichard (erſchrecken.)

Er weiß es — Und er, der Großmüthige, duldete mich; vortreflicher Tancred! — Bedenken ſie, Theure — er bat mich, Gunilden, anzunehmen — Mein Fürſt — ihr Vater bat mich — o undankbarer Guichard —

Sigismunde.

Nein — dankbar, weil du ſeine Tochter liebeſt — Willſt du es nicht mehr?

Guichard.

Ob ich ſie lieben will? Und wenn ihr Vater, den ich verehre, den Dolch mir auf die Bruſt ſetzte, ſo würde ich im Tode ihn und ſeine Tochter lieben. O Tancred! warum mußte ich dich betrüben? Warum verbargſt du es nicht vor meinen Augen, dieſes Kleinod? Nun raube ich dir — oder du mir mein Leben.

Sigismunde.

Nicht dein Leben, theurer Guichard! So grauſam iſt mein Vater nicht — Er hat mich nicht erhöret — vielleicht erhöret er dich — Siehe! wirf dich zu ſeinen Fuſſen — bitte ihn um dieſe Tochter, um dieſes Kleinod — du nennſt mich ſo. Bin ich es dir?

Guichard.

Sollten ſie mir nicht mehr ſeyn — Mehr, als dieſes Leben — Wie oft ſtellte ich es für den Ruhm meines Fürſten blos. Es war mir Pflicht. Aber ſie belohnten dieſe Pflicht. Und ich ſollte dies Leben behalten, und ſie verlieren?

Was würde es für mich ſeyn? Eine unerträgliche Laſt.

Sigismunde.

Und was wäre es ohne dich für Sigismunden; Ein Feind, von dem ſie ſich mit allen Kräften befreyen müßte. Wie oft ſuchte ich mein Herz zu Begebenheiten vorzubereiten, die mich jetzo erwarten — Aber ſie entflohen alle dieſe blaße, traurige Geſtalten, die uns nun zu umgeben ſcheinen. Und auch jetzt entfliehen ſie, noch jetzt will mein Herz mir ſagen — daß du mich noch lange lieben — ewig lieben ſollſt — daß die Verwegnen, die unſer Glück zu ſtören ſuchen, nur Schatten ſind — ſchreckhafte, aber unvermögende Sachen.

Guichard.

Mehr, als dieſes Geliebte, wahrhafte böſe Diener des Neides ſind ſie — aber ſie können uns nur erſchüttern. Unſern Seelen können ſie nicht einen Funken des reinen Feuers rauben, das ſie vereiniget!

Sigismunde.

O der hämiſche Neid — Was iſt er doch für ein elender Sclave des Unglücks? Die Tugend verlacht ihn, und ihre Majeſtät macht ihn zittern. Er verbirgt ſich ſorgfältig vor ihrem Angeſichte, und nur hinter ihrem Rücken entfalten ſchreckliche Runzeln ſein boshaftes Lächeln. Und doch iſt er der Abgott ſo vieler Unglücklichen. Sie finden ſcheinbare Ruhe in ſeiner traurigen Bosheit — Guichard! zitterſt du auch für ihm?

Guichard.

Laſſen ſie Pfeile des Unglücks gegen mich ſich thürmen; laſſen ſie unmenſchliche Martern mich quälen; und meine Mienen werden ſich nicht verändern, als um ihnen zu ſagen: Für ſie will ich ſie leiden — Ihre Liebe verſüßt ſie mir.

Sigismunde.

Und deine arme Freundin würde ihr Geſicht, das ſonſt für Freude bey deinem Anblick glänzte, in melancholiſche Züge verdunkeln — Sie würde aller derer ſpotten, die dich marterten, um ſie wider ſich aufzubringen, um eben dieſer Martern theilhaftig zu werden.

Guichard.

Um ihnen unterzuliegen — ihr Opfer zu werden.

Sigismunde.

Glaubſt du nicht, Guichard, daß die Martern, die ich bey deiner Trennung fühlen müßte, ſie weit übertreffen. Kein glühendes Eiſen, kein ſchneidendes Schwerd kann ſo verletzen. Wie angenehm würde mir dieſes an deiner Seite ſeyn; und wie ſchaudernd ein Thron ohne dich — Aber, Geliebter, noch ſchlägt mein Herz voll Zutrauen, noch hebt ſich meine Bruſt voll Hofnung, ihn, den beſten Vater, zu erweichen — Liebte er dich nicht? War er nicht dein Wohlthäter?

Guichard.

Ja, er war es, theuerſte Sigismunde! Er bahnte mir den Weg zu dem entzückenden Loos, ſie zu lieben — von ihnen geliebt zu ſeyn. Würden meine Augen ohne ihn aus dieſen Blicken Seeligkeit ſammlen? Er wird mein Wohlthäter bleiben, ſelbſt wenn er meinen Untergang befördert.

Sigismunde.

Nein, Guichard! trennte er dich von mir, er wär grauſam. Lebſt du nicht für mich? und mit deinem Leben raubte er mir nicht das meinige? Glaubſt du, daß dies Herz ſich fürchtet, durchbohrt zu werden —? Nie — Stärker ſchlägt es — Es freut ſich darauf — erſt aber — auf ſein Glück. Gehe, Geliebter, laß mich dich nun nicht wieder bitten. Ich würde dich nicht entfernen, wenn ich nicht hofte, dich glücklicher wiederzuſehen — Wie einen Boten des Friedens — Mein Vater — o Empfindungen der Güte, der Vergebung muß er athmen. Sage ihm, daß ſeine Tochter in Thränen zerfließt, und daß ſie die Liebe für ihn aus ihrem Herzen herausweinen wird, wenn er ihren Guichard verlezt — Doch nein, ſag' es ihm nicht, er möchte ſich erzürnen — dir nicht vergeben — Bitte ihn nur —

Guichard.

Ja, ich will ihn bitten — Um ſeiner Tochter willen will ich ihn bitten; Nicht um meinetwillen, geliebte Sigismunde; dies kann ich nicht. Er macht mir gerechte Vorwürfe wegen ſeiner Güte, ſeiner Wohlthaten, und da kann ich nicht widerſtehen, da kann ich ſeine Liebe nicht verdienen. Aber wenn ich ihn für dich bitte, da hört er eine Stimme der ſeinigen werth.

Sigismunde.

Die Liebe begleitet dich, Guichard — mein Herz begleitet dich — Sie müſſen dir die kräftigſten Worte eingeben — durchdringender als der ſchneidende Nord — erwärmender als die mittägliche Sonne. Kann er dich anſehen, ohne dich zu lieben? Und ſein Herz zerflieſet nicht bey deinen Blicken — O Guichard! beſchleunige unſer Glück.

Guichard.

Ich gehe — Helle durchſtrömt meine Seele. Ein aufgebrachter Vater — Sein majeſtätiſches Anſehen — nicht Furcht — nur Ehrfurcht erweckt es — Dich zu lieben — glücklich zu lieben — oder zu ſterben — gehe ich —

(ſie gehn ab)

Dritter Aufzug.

Sigismunde.

Unglücklich! erniedrigt! und ich ſollte ihn nun haſſen? Triebfedern ſollten es ſeyn, die meine Liebe ſchwächten? Seine Verdienſte erwarben mich ihm; ſie ſollen mich ihm erhalten — Wüthe, Böſewicht! aber ſieg' nie —

Adelaide kömmt.

Fürſtin!

Sigismunde.

Verhaßter Titel! der mir ihn raubt — Haſt du nicht traurige Ahndungen empfunden, da ich litte.

Adelaide.

Mein Herz heiſcht glückliche.

Sigismunde.

Sie werden dich übereilen, Adelaide! Ich empfinde ſie ſchon — Schrecklicher ſind ſie mir als die fürchterliche Nacht, als der verzehrende Tod — So ſchnell hätt' ich ſie nicht vermuthet, dieſe traurige, dieſe ſchaudernde Ausſichten.

Adelaide.

Und bleibt ihnen keine Hofnung übrig?

Sigismunde.

In ſeinem Angeſicht, in ſeinen ſtandhaften Blicken glänzte mir Hofnung — ſüße, erquickende Hofnung — Ich war ſo ſchwach, zu glauben, niemand könne ihm widerſtehen, weil ich es nicht kann. Kaum hat er ſich entfernt, ſo verſchwinden alle dieſe ſchönen Hofnungen — —

ſchneller als der angenehmſte Traum, als der Stral eines ſchmetternden Blitzes — Grauſen — Furcht, nehmen ihren Platz — Ach! vielleicht donnert ihm ſchon eine wüthende Stimme ſein Todesurtheil.

Adelaide.

Quälen ſie ihren Geiſt mit fürchterlichen Vorſtellungen, und ihre Einbildungskraft wird ſie bald aufreiben.

Sigismunde.

Kannſt du die Tieſe meines Unglücks erreichen? Sinke mit mir hinab. Gehaſſet von einem Vater, deſſen Abgott ich war — Getrennet von dem zärtlichen Geliebten, an dem meine Seele hieng — erniedrigt zu unanſtändigen Vorwürfen — umringt von Feinden, die boshaft meinem Kummer entgegen lächeln — Der Aufenthalt bey wilden Thieren wäre angenehmer. Der Menſchheit entgangen, bin ich es auch ihren Verfolgungen.

Adelaide.

Bringen ſo fürchterliche Bilder nicht Schaudern in ihnen hervor; wünſchen ſie nicht beßre — nicht mit ihrem Guichard glücklich zu ſeyn?

Sigismunde.

Ob ich es wünſche? — Wähle, ob du lieber in allen harmoniſchen Freuden elyſiſcher Felder dein Leben zubringen, oder der mittägigen Hitze des ſteinigten Arabiens ohne Aufhören ausgeſetzt ſeyn wollteſt? Bliebe mir nur Wahl — nur Hofnung übrig —

Adelaide.

Dieſe bleibt ihnen — Aber ſie müſſen der ſchmeichelnden Größe auf einige Zeit entſagen, die ſie ihnen benimmt. Können ſie dieſes?

Sigismunde.

Lange waren mir dieſe Vorzüge ſchon beſchwerlich; ſie flimmern, ohne einen Werth zu haben, und es ſind mehrentheils unzerbrechliche Ketten, die ſie uns anlegen — Aber, womit kann ich — womit ſoll ich mich retten? Rede, vortrefliche Freundin!

Adelaide.

Sie ſollen entfliehen — Mit ihrem Guichard ſich der Gefahr entziehen, die ihnen droht. Verlaſſen ſie dieſe fürchterliche Wohnung des Unglücks und des Neides. Wenn ſie mit ihrem

Geliebten, mit ihrem Gefährten, ſanftere Freuden der Liebe theilen, ſo werden ſie die unbeſtändigen Vergnügungen des Hofes bald vergeſſen.

Sigismunde (etwas nachdenkend)

Ja, ich will es, ich muß mit ihm leben — Wird der Verräther uns nicht finden? Nein, die Rache des Himmels wäre zu ſchrecklich für eine unſchuldige Liebe.

Adelaide.

Kömmt die Schlange zu nahe, ſo zertreten wir ſie.

Sigismunde.

Freundin! auf ſeine Blicke werde ich ſehen. Glänzt Freude aus ſeinen Augen, wie froh werde ich ihn umarmen? Iſt aber ihr Feuer geſchwächt, ſo werden die meinigen ſich brechen. Unglück iſt unſer Loos — dann fliehen wir — Komm Adelaide, wir wollen alles bereiten — Guichard; ich opfere dir alles —

(gehn ab)

Tancred und Aldoin kommen.

Tancred.

Ihre Liebe, Aldoin, iſt heftig. Aber ich hoffe, Guichard wird es einſehen, daß der

Gegenſtand für ihn zu erhaben iſt. Ich erwarte ſeine Entſchlieſung —.

Aldoin.

Ich habe Urſachen, dieſes nicht zu glauben. Mein Fürſt! Eigenliebe iſt die Triebfeder unſrer Handlungen — Guichards Stolz iſt auf dem höchſten Grad. Der Wanderer, der den lezten Hügel zum Tempel des Glücks erſtiegen, wird er eines dornigten Pfades wegen zurückkehren, ſeine Mühe umſonſt verlieren? Guichards Erhöhung macht ihn in ſeinen Augen des Thrones werth.

Tancred.

Sollten Wohlthaten das Herz des Menſchen verderben? Sollten ſie Undankbarkeit hervorbringen? Sollte er — aber, Aldoin, unterſuchen ſie — verdammen ſie ihn nicht übereilt. Die Liebe iſt Leidenſchaft, aber Undank Bosheit — iſt er des zweyten fähig — o ſo bin ich Sclave genug, nie einem Herzen trauen zu dürfen.

Aldoin.

Ich werde Beweiße ſeiner Untreue aufklären, mein Fürſt; ich fürchte es, wünſchen will ich es nie. (Tancred geht ab.)

Ha! iſt dies der Weg, dich zu ſtürzen; eine neue Stufe zum Throne erſtiegen; als Verräther ſollſt du ſterben, und du, Sigismunde, im Kerker ſeufzen. Feiger! hätteſt du meine Kühnheit beſeſſen, und wäreſt glücklich — Aber nein, dein niedriges Blut trennet dich vom Throne — Ha! ich kann ſeinen Anblick nicht ertragen.

(geht ab.)

Siegfried und Guichard.

Guichard.

Eine fürchterliche Unterredung, Siegfried!

Siegfried.

Dein Herz wird ſie nicht ſcheuen, und deine edle Denkungsart wird ihn erweichen.

Guichard.

Iſt ſie mir nicht vor Augen. Sein zorniger Blick wird mich dann nicht treffen. O Freund! hätte ich blos ihn wider mich; als Fürſt würde er mir vergeben — als Vater mich lieben.

Siegfried.

Und es iſt ohnmöglich, die Schlange zu entlarven? Sie iſt dem Throne furchtbar, aber ſie ſchleicht, und wer wird ſie bekriegen. Da iſt Tancred.

(geht ab.)

Guichard.

Entſcheidende Stunde! ſprich für das Glück meiner Liebe — ſey feyerlich für meine Ruhe — Sein ernſthafter Blick gleicht der untergehenden Sonne; ſein Auge zeiget Dämmerung — O daß nie Finſternis es bedeckte — Könnte er einen väterlichen Blick auf mich werfen — Welten werth, von dem Neide bewundert —

Tancred kömmt.

Nun Guichard — Ihre Entſchließung —

Guichard.

Verzeihen ſie, mein Fürſt. Iſt es ein Verbrechen, daß ich ihre Wahl ausſchlage, ſo muß ich es begehen — Ich liebe ſchon.

Tancred.

Ich weiß es, Guichard; du liebſt meine Tochter. Iſt dies die Belohnung meiner Güte?

Guichard.

Ich bin ſtrafbar, mein Fürſt; ich verdiene ihre Vorwürfe.

Tancred.

Guichard! wer wareſt du, da ich deinen Eifer in meinen Dienſten ſahe? Da ich gewahr wurde, du wäreſt zu etwas Beſſern geboren, als dich dein Schickſal beſtimmt zu haben ſchien. Deine Redlichkeit zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich — Dich zu belohnen, zog ich dich aus einer Menge deines Gleichen hervor — Deine Blicke ſtrahlten von Dank — Lächelnd waren deine Mienen. Stolz war ich auf mein Glück, Verdienſte erkannt, belohnt zu haben. Eine ewige Zufriedenheit verſprach mir dein neuer Eifer — Bitterkeit zollet er mir — Dieſe übertrift alle vergangne Freude — Der Untergang meiner Tochter — Guichard! wie könnteſt du es wagen —

Guichard (wirſt ſich ihm zu Füßen.)

Ich wage noch mehr, mein Fürſt; ich liebe ihre vortrefliche Tochter — Sie können mir mein Herz rauben — aber auch ihre Tochter iſt dann unglücklich — Sie liebt mich; und um dieſe wage ich es, ſie zu bitten. Schlagen ſie mir dies Geſchenk nicht ab — Mein Leben wünſche ich, um es ihr zu widmen — Ihr eignes Blut fleht zu ihnen.

Tancred.

Stehe auf, Guichard; rechne es meiner Liebe gegen dich zu, daß ich dieſen Ausbruch einer unverantwortlichen Leidenſchaft nicht beſtrafe. Du beleidigeſt mich. Noch heute, Guichard, Gunildens Hand, oder —

Guichard.

Wenn ſie wollen, den Tod — Sigismunden untreu werden, iſt mehr als Tod; für ſie ſterben, ein beneidenswerthes Glück; aber ſie lieben, iſt mehr denn Seeligkeit. Ohne mir dieſes zu erlauben, können ſie mich nicht glücklich machen. Sie haben mich ſelbſt dem Abgrunde genähert. Entfernen ſie mich von meinem Sturze.

Tancred.

Vorwürfe? Dieſe erwartete ich nicht von dir. Wußteſt du, daß du deinem Fürſten Ehrerbietung ſchuldig biſt? und daß Sigismunde meine Tochter war? Guichard, den erſten Gedanken an dieſe Liebe hätte deine Dankbarkeit vernichten ſollen. Du und ich wären jezt weniger unglücklich — Du nicht ſtrafbar — Ich nicht gezwungen, meine Liebe von dir zu trennen.

Guichard.

So trennen ſie ſie auch von ihrer Tochter. Unſere Herzen ſind verbunden.

Tancred.

So werde ich ſie von einander reiſſen müſſen, und ſollten ſie beyde verbluten. Du könnſt es verhindern, Guichard.

Guichard.

Mein Fürſt! Wenn ſie gerecht — wenn ſie grauſam ſeyn wollen, könnten ſie es nur gegen mich allein ſeyn — Ihren Zorn, meinen Tod, ſtandhaft würde ich ſie erwarten, litte meine angebetete Sigismunde nicht. Könnte ſie ihre Zärtlichkeit gegen mich ablegen? Unmögliche Hofnung!

Tancred.

Und ich werde ihre Möglichkeit zu befördern ſuchen. Guichard, auch das härteſte Eiſen wird durch den Roſt verzehret, und die heftigſte Leidenſchaft mindert ſich durch lange Entfernung. Nimmſt du Gunilden nicht an, ſo mußt du dich von meinem Hofe entfernen. Ich werde dir einen Ort beſtimmen, wo du mit Gemächlichkeit leben kannſt. Du haſt deinen Gehalt, und den Genuß aller deiner Güter.

Guichard.

Großmüthiger Fürſt! Sie bieten mir Ruhe und Bequemlichkeit an; halten ſie mich für fähig, ſie zu ſchmecken? Nein, das äuſſerſte Elend werde ich erwählen, wenn ich von Sigismunden getrennt bin. Sollte ich ruhig ſeyn, indem ſie Martern fühlte. Iſt mein zukünftiges Elend nicht im Stande, ſie zu rühren, ſo machen ſie es wenigſtens vollkommen. Berauben ſie mich aller Güter und Würden, und wenn ſie mir mein läſtiges Leben nicht nehmen wollen, ſo laſſen ſie es mir, um ewig den Verluſt meiner Sigismunde zu beweinen, um durch ein unausſprechliches Elend ſelbſt getröſtet zu werden.

Tancred.

Die Heftigkeit der Leidenſchaft redet aus dir, Guichard. Du wirſt es mir einmal Dank wiſſen, daß ich deinem thörigten Willen mich widerſezte.

Guichard.

Nein, mein Fürſt, für das Gegentheil würde ich ihnen danken. Ich ſoll Wohlthaten annehmen, die ich nicht verdiene. Eine einzige nur kann ich bitten — muß ich bitten. Geben ſie mir ihre Tochter — oder keine.

Tancred.

Zu kühn — Fliehe, Guichard! Entferne dich. Meine Befehle erwarten dich — deine Abreiſe iſt beſtimmt.

Guichard (im Abgehen.)

O Sigismunde! Wie wird dein Herz bluten!

Tancred.

Unglückliche Härte! Wie? Iſt denn Leidenſchaft der ewige Peiniger der Menſchen? Tochter! Sigismunde! Welche Zerrüttung! auch wider meinen Willen muß ich ſtrenge ſeyn. Guichard, noch lieb ich dich — und ich kann euch nicht verbinden, nicht glücklich machen. — Adelaide!

Adelaide kömmt.

Gnädigſter Fürſt!

Tancred.

Was macht meine Tochter? Melden ſie ihr Guichards Verbannung vom Hofe.

Adelaide.

Traurige Nachricht! Sie wird ihren Untergang befördern. Ihr Kummer welket die Blüthe ihrer Schönheit.

Tancred.

Und wenn ſie auch weniger ſchön iſt, Adelaide, ſo werde ich ſie lieben. Wenn aber Guichard ihr Herz behält, muß ich ſie nicht haſſen? Kann ſie wählen?

Adelaide.

Kann derjenige zwiſchen Leben und Tod wählen, der ſchon zum Tode verdammt iſt. Guichard kann ihrem Herzen nie entriſſen werden.

Tancred.

Ein Vater ſollte es nicht können? Liebe, Gehorſam und Pflicht es nicht zuwege bringen?

Adelaide.

Würken dieſe, wo unſchuldige Leidenſchaft herrſcht?

Tancred.

Nicht unſchuldig, Adelaide. Es iſt eine Leidenſchaft, die mich in den Abgrund der größten Leiden ſtürzt. Eine einzige Tochter —

Adelaide.

Die ſie glücklich machen könnten —

Tancred.

Vielleicht auf ſoviel Tage als ſie Jahre voll Reue hernach zubringen müßte. Und wenn meine Liebe zu ihr mich verblendete, allen Vorwürfen meines Herzens zu entſagen, wer iſt mir Bürge, daß ſie ſelbſt nicht einmal meine Schwachheit verwünſchet, die ſie des Thrones, und ſo vieler reitzendern Vorzüge beraubt.

Adelaide.

Sie verachtet ſie alle —

Tancred.

So lange ſie liebet.

Adelaide.

Dies wird ſie ewig —

Tancred.

Sie wird es nicht; die Erinnerung der Kränkungen, die ſie ihrem Vater, ihrer Familie verurſachet, der hämiſchlächelnde Hohn derer, die ſie umgeben, die Unmöglichkeit, die Höhe wieder zu erreichen, die ſie verlaſſen; alles dieſes wird nach der erſten Schwindung einer zu feurigen Liebe, Stacheln in ihr Herz ſetzen. Nein, ſie kann, ſie darf ihn nicht lieben.

(Er geht ab.)

Gunilde (weinend.)

Falſcher! dieſer Dolch durchbohret dein Herz, wenn du meine Fürſtin nicht retteſt —

Adelaide.

Freundin! ſo wild — faſſen ſie ſich —

Gunilde.

Nein, Adelaide, hier erwarte ich ihn, um Sigismunden zu retten — Er kömmt — Gehen ſie —

Adelaide.

Möchte ſie ihn bekehren, oder tödten!

(geht ab.)

Aldoin kömmt.

Gunilde.

Meyneidiger! du glaubſt deiner Wünſche geſichert zu ſeyn — Zittre! du haſt mich geopfert, verkauft, deine Ruhmbegierde zu ſättigen —

Aldoin.

Geliebte!

Gunilde.

Tod für dieſes Wort. Sprich es nicht wieder —

Aldoin.

Gunilde — ermanne dich — Alles Blendwerk — Schein — dich glücklich zu machen —

Gunilde.

Unglücklicher! du haſt zu lange geheuchelt. Deine Fürſtin — Guichard —

Aldoin.

Sollen leben — nur nicht für einander —

Gunilde.

Glaubſt du, daß ſie für dich leben wird? Für ein Ungeheuer? Deine Verſicherung, daß du an ihrer Vereinigung arbeiten willſt, kann nur dich meinem Dolche entziehen.

Aldoin (erſchrocken.)

Alles, Gunilde! wenn du willſt — Aber unſere Hofnungen —

Gunilde.

Feiger! Mitleiden ſchenkt dir noch dein Leben. Liebe nicht mehr. Ich haſſe dich — Noch heute — oder —

Aldoin (geht erſchrocken ab, und läßt einige Papiere fallen.)

Gunilde (hebt ſie auf, und lieſt etwas.)

Gerechter, Himmel! Welche Bosheit!

(geht ab.)

Sigismundens Zimmer.

Sigismunde.

Wie ängſtlich erwarte ich ihn — Schlag mir Hofnung zu, beklemmtes Herz! Scheueſt du dich, Guichard, mir unter die Augen zu kommen? — mich mein Unglück leſen zu laſſen? — o komm! deine zitternde Geliebte erwartet dich ſtandhaft — Er kömmt — Ernſte Schwermuth umgiebt ihn.

Guichard kömmt.

Tödte mich, grauſames Schickſal!

Sigismunde.

Deine Blicke, Guichard, ſind Unglück — Deine Augen verkündigen Leiden — Keine Hofnung! Suche ſie bey mir. Schütte deinen Kummer in dieſe wallende Bruſt — Ihr Feuer wird ihn verzehren. Nicht wahr, ich bin gütiger als mein Vater?

Guichard.

Sie ſind ganz Güte, Theure; aber iſt Tancred nicht gerecht? Zu ſeinen Füßen habe ich das Bekänntnis gethan, ſie ewig zu lieben, und ſchwer wurde ihm meine Verbannung.

Sigismunde.

Er liebt dich gewiß noch — Sollte er ſich nicht erweichen laſſen?

Guichard.

Nein, meine Geliebte. Seine Befehle ſoll ich erwarten; und dann dieſen mir ſo theuren, heiligen Ort verlaſſen, auf ewig mein Glück — meine Liebe verlaſſen.

Sigismunde.

Kannſt du es? Ja, gehe, ich will dich begleiten, dir zur Seite ſtehen, deine Entfernung verſüſſen.

Guichard.

Schwache Tröſtungen! Geliebte, ſie richten mich nicht auf. Sie ſind der Erfüllung unmöglich. Habe ich noch etwas zu hoffen, ſo iſt es die lezte Umarmung, das lezte Lebewohl für unſere unzertrennliche Liebe. Dann, Theure, will ich gehen. Mein Geſicht ſoll der Welt verborgen bleiben. Die fürchterlichſten Wildniſſe will ich aufſuchen. Die wildeſten Thiere werden mitleidiger ſeyn, als die Menſchen; ſie werden mich ſchonen, wenn ich ihnen meinen Kummer — wenn ſie ſehen, daß ich ein unſchädlicher Bewohner ihrer Beſitzungen bin.

Sigismunde.

Eben in dieſe Wüſteneyen will ich dich begleiten. O ſie ſind mir erquickender, als jene kerkergleiche Gebäude. Wenn dich die wilden Thiere ſchonen, ſo werde ich ſie freundlich anſehen, ich werde ihnen ſchmeicheln, meine Liebkoſungen werden ſie rühren; und wollen ſie dir grauſam begegnen, ſo will ich mich vor dich ſtellen; und ehe ſollen ſie dieſes Herz zerreiſſen, ehe ſie das deinige berühren.

Guichard.

Sie zerreiſſen es mir, Geliebte. Engel! dich ſoll ich verlieren? Deine Lippen ſollen mich nicht mehr unterhalten?

Sigismunde.

Sie ſollen dich ſo lange unterhalten, als ſie noch Macht haben, ſich zu bewegen. Guichard! wir ſind ſo unglücklich nicht. Komm, wir wollen entfliehen — der Grauſamkeit, den Menſchen, und wenn es möglich wäre, der Welt.

Guichard.

Wohin, wohin wollen ſie fliehen, Theuerſte. Sie wollen einem Unglücklichen folgen, da Tauſende bereit ſind, ſie daran zu hindern?

Wie weit wollen ſie fliehen, ſo wird eine neue Trennung mir das Herz brechen.

Sigismunde.

Du haſt keinen Muth, Guichard; du glaubſt noch nicht, daß, wenn du mich jezt nicht retteſt, du mich auf ewig verlierſt; auf ewig — o dies iſt ein fürchterliches, ein antreibendes Wort — Sollte nicht etwa eine freundſchaftliche Höhle ſich finden, die uns vor den ſchrecklichen Blicken unſrer Verfolger verbergen könnte? Eine unterirdiſche Kluft, ſchwarz, wie die Mitternacht, ſchauervoll, wie eine nächtliche Erſcheinung, wird uns ein Pallaſt ſeyn. Und wenn Verwegne ſich unterſtänden, uns zu nähern, ſo ſollen meine Blicke ſie zittern machen; und wären ſie Barbaren genug, mich zu verachten, ſo wollte ich an deiner Seite ſterben.

Guichard.

Wohlan, Theure, ſie richten mich auf. Ihr Muth erweckt den meinigen. Ich bin nicht furchtſam, Geliebte; aber in ihrer Liebe bin ich es. So theuer war mir noch keine Empfindung. Ich will mit ihnen fliehen — Alles thun, dem Schickſal zu trotzen — muß ich ihm unterliegen — Welche Wolluſt! es ihrentwegen zu thun.

Sigismunde.

Ja, welche Wolluſt! Gefahren mit dir zu theilen, zu verachten. O du, den meine Seele liebt, mit dir ſoll ich noch glücklich ſeyn, Liebe erndten. Bald, bald, Geliebter, laß uns fliehen. Bald, ehe die Neider unſers Glücks unſer Geheimnis ereilen, ſtören, vernichten. Schaudernder Gedanke, vernichten — unſer Glück —

Guichard.

Bald, Geliebte, wollen wir fliehen. Dieſe Nacht ſoll uns noch von allem befreyen, was unſrer Liebe Feſſeln bereitet. Der freundliche Mond, der Begleiter unglücklicher Liebenden, ſoll auch der unſrige ſeyn. Die Uebereinſtimmung unſrer Seelen ſoll unſer Wegweiſer ſeyn; ſie wird die Menſchen fliehen, und man wird uns da nicht ſuchen, wo Furcht und Grauſen ſeine Herrſchaft ausübet; da wo die dickſte Finſterniß das Licht verbirgt. Und keinen andern Ort wollen wir wählen. Aber, Geliebte, wird er ihnen nicht fürchterlich ſeyn?

Sigismunde.

Wonne wird er mir ſeyn. Wäre ich nur erſt dort, wo Freude aus der Wildnis lächelt;

wo ich dich mit der Freyheit, mit dem Vergnügen umarmen werde, die die Beklemmnis meines Herzens mir jezt verbietet. Guichard! was iſt die Liebe? Eine Mauer wider alle Schrecken. Mit dir, Guichard, wollte ich kein Feuer ſcheuen; kein ungeſtümmes Meer ſollte mich aufhalten, wenn ich zu dir eilte.

Guichard.

Und ich wollte in ihrer Geſellſchaft alles Elend dulden, was die grauſamſte Erfindung ſchaffen könnte. Wilde Thiere in menſchliche Geſtalten verhüllt, ſollten ſie nicht ſchrecklicher ſeyn, als der Tod?

Sigismunde.

Der Tod! Iſt er denn ſo ſchrecklich?

Guichard.

Süß iſt der Tod für eine Geliebte.

Sigismunde.

O ſo haben wir nichts zu fürchten. Ich verlaſſe dich, Theurer. Suche meinen Vater für heute zu beſänftigen. Ich bereite alles zu unſrer Flucht — Nein, zu unſerm Glücke, zu unſrer Freyheit.

(Sie geht ab.)

Aldoin kömmt.

Ha! fliehet, wenn ihr fliehen könnt, wenn kein Aldoin mehr lebt. Wäre ich nicht euer Spott? Glücklicher Eifer, der dies mir entdeckte.

Tancred kömmt.

Guichard wird noch heute den Hof verlaſſen —

Aldoin.

Und uns verlachen, mein Fürſt. Die ſchwärzeſte Verrätherey —

Tancred.

Kann er ihrer fähig ſeyn? Sein Betragen —

Aldoin.

Scheint Mitleiden zu verdienen — Aber hören ſie: heute wird er ihrem Hof und ihnen das Kleinod rauben, welches ihr Stolz war — ihre Tochter. Erwarten ſie noch mehr: auch an ihnen will er ſich rächen; auch wider ſie würket ſein giftiger Hauch. Die Beweiſe davon ſollen ſie erhalten. Seine Flucht mit ihrer Tochter iſt dieſe Nacht beſtimmt.

Tancred.

Verblendetes Mädchen! du willſt deinen Vater verlaſſen, und einem Untreuen folgen, der dich in das äuſſerſte Elend verſezt. O Aldoin! liebte ich ſie nicht ſo ſehr, ich ließe ſie die Folgen ihrer Unbeſonnenheit tragen.

Aldoin.

Fürſt! jezt iſt es Zeit, die Flammen zu verlöſchen! und ſie wollten ihr Nahrung geben? Hüten ſie ſich dafür. Der Vorwurf würde auf ſie zurückfallen. Sie ſelbſt wären dann der Mörder ihrer Tochter.

Tancred.

Ja, Aldoin, ſie haben Recht. Ich will keinen Vorſchub zu dieſer unglücklichen Liebe thun. Laſſen ſie den Guichard zu uns kommen.

Aldoin.

Er wird bald hier ſeyn, um ihnen zu ſchmeicheln, und dadurch Zeit zu gewinnen. Da iſt er ſchon. Sehen ſie die Untreue in ſeinen Augen.

Guichard kömmt.

Mein Fürſt, haben ſie noch Gnade für den unglücklichen Guichard, ſo erlauben ſie mir erſt morgen abzureiſen.

Tancred.

Und warum nicht heute?

Guichard.

Einige Geſchäfte —

Tancred.

Undankbarer Guichard! deine Verwirrung verräth dich. Wenn ich meinem ärgſten Feinde die Wohlthaten erwieſen hätte, die du von mir erhalten, ſo würde ſein Haß ſich in Liebe verwandelt haben. Er wäre mein Freund geworden. In dir ſuchte ich mir einen; und du ſtöreſt meine Ruhe. Meine Zufriedenheit ſcheitert durch dich. Hat dein Herz keine Regung der Dankbarkeit gefühlt? Stieg kein innerlicher Richter in deiner Seele auf, der dieſen ſchwarzen Gedanken erſtickt hätte? der dir einen unglücklichen Vater in dem ganzen Strahle ſeines Elendes gezeigt hätte? Einen Wohlthäter von dir unterdrückt? Kannteſt du meine gränzenloſe Liebe gegen meine Tochter nicht?

Guichard.

Und die Meinige, mein Fürſt, übertrift die gränzenloſe Ewigkeit. Haben ſie je gefühlt, was verzweifelnde Liebe iſt? Habe ich je meine Pflichten gegen ſie aus den Augen geſezt, als in dieſen unglücklichen Augenblicken, wo Unruhe über mein zukünftiges Schickſal mich faſt zur Verzweiflung brachte? Noch nie haben meine Lippen Unwahrheit geſprochen, und ſchüchtern ſuchten meine Worte jezt den Weg zurückzukehren, den ſie zitternd aus dem Herzen nahmen.

Tancred.

Bemäntle deine Verrätherey nicht. Du wollteſt entfliehen, die ſchwärzeſte Handlung begehn? Gefallner Guichard! die Redlichkeit, die größte Zierde deines Herzens, iſt von dir gewichen.

Guichard.

Nicht, mein Fürſt! die Liebe hat ſie nur auf einen Augenblick verdrängt. Und viel koſtet dieſer fürchterliche Augenblick meinem Herzen. Aber ſtellen ſie ſich an meine Stelle. Von Sigismunden auf ewig getrennt, oder durch gerechte Mittel ihrer theilhaftig. War es mir nicht Pflicht ihr und mein Wohl zu befördern. Oder war es beſſer, uns beyde zu opfern?

Tancred.

Entſchuldigungen? Guichard! Haſt du mir nicht Treue angelobt? Wo iſt ſie? Iſt es auch Pflicht, ſie zu brechen?

Aldoin.

Vermehren ſie ihre Schuld nicht, ſie können ſich von der Ungnade ihres Fürſten noch befreyen. Geben ſie Gunilden ihre Hand.

Guichard.

Ich würde es thun, wenn ich ein ſo gefühlloſes Herz hätte, wie das ihrige — Wenn ich zu dem Betrug unſchuldiger Seelen ſo gleichgültig alles beytragen könnte, und wenn ich nicht Ehrfurcht für eine ſo theure Geliebte hätte, als die meinige iſt. Kennen ſie Sigismundens Herz? Ich glaube, man kann ihm alles aufopfern, und dennoch ſtolz ſeyn.

Tancred.

Beleidige den nicht, der mein Vertrauen beſitzet, der wider deinen Willen dein Freund iſt. Entſchlieſſe dich Guichard. Erwarte keine neue Nachſicht. Was wirſt du thun?

Guichard.

Sigismunden lieben, und wenn alle Martern der Hölle mich erwarteten. Verlangen ſie eine ſtärkere Genugthuung, als mein Leben — Nehmen ſie es — Sie werden dadurch meine Liebe vermehren — Jenſeit des Grabes wird ſie blühen, und keine vergiftete Schlange wird ihre Blüthe durch einen boshaften Stich verletzen.

Tancred.

Errege meinen Zorn nicht — Oder, Guichard, ſuche Mittel, ihn wieder zu dämpfen.

Guichard.

Er iſt furchtbar, aber ſchmeichelnder, als Sigismundens Verluſt.

Tancred.

Guichard! du gehſt zuweit — du höhnſt deinen Fürſten. Aldoin! Wache!

(Aldoin geht ab.)

Guichard.

Ehrerbietung für ſie, mein Fürſt! Aber Hohn für drohende Martern. Sigismunde verſüßet ſie.

Tancred.

Noch einmal, Guichard, willſt du dein Herz ganz verſtocken; deine Treue mir ganz entziehen?

Guichard.

Mein Herz! Mit wie vieler Freude wollte ich es heute für ihr Wohl zerreiſſen laſſen.

(Aldoin kömmt mit Wache.)

Tancred.

Du wollteſt es? Und biſt kühn genug, auf meinen Untergang zu beſtehen, ſtolz genug meine Tochter zu verlangen. Entſage ihr — das einzige Opfer, womit du mich verſöhnen, alles erſetzen kannſt.

Guichard.

Das einzige, was ich ihnen verſagen muß — Sprechen ſie mein Todesurtheil, und ich will ihnen dafür danken. Aber hoffen ſie nie von mir die Widerrufung deſſen, was mein Herz empfindet. Stolz auf Sigismundens Liebe gehe ich dem Tod entgegen. Ich ſterbe frey von der Ueberzeugung einiges Laſters.

Tancred.

Undankbarer! Wenn du die Martern empfändeſt, die du meiner Seele verurſachſt, du würdeſt nicht frey vom Laſter ſcheinen. Gehe auf glühenden Kohlen, und ſage mir, ob du den nicht verabſcheuen wirſt, der dich dazu zwinget. Muß ich dich nicht haſſen? Du biſt mir zum Unglück gebohren. Erwarte es, ob du mir mein Herz brichſt; dann freue dich. — Siegfried, ich übergebe ihn deiner Obhut. Noch heute Guichard werde ich dich entfernen.

Guichard.

Theuerſter Fürſt! Sie werden noch einſt bereuen, ihre Rathgeber nicht gekannt zu haben.

(Tancred geht ab.)

Und kein Laſter müſſe beſtraft werden, Aldoin, wenn die deinigen nicht an Tag kämen.

(Er geht mit der Wache ab.)

Aldoin.

Ha! Wie gerne hätte ich ihn ſchon jezt meiner Rache aufgeopfert; aber er muß verurtheilt ſterben. Dieſe Beweiſe — Sie koſten mir zwar das Gewiſſen eines ehrlichen Dieners — Aber ich kann es ihm erſetzen. Spotte, ſtolze Sigismunde! Liebe den Gegenſtand deiner Neigung. Mein Blut iſt mehr als der Sklave eines weichlichen Vaters. Warte, bis du mit Schande überhäuft die Staffeln meines Thrones küſſen wirſt — Dann bitte um Liebe und nimm Verachtung.

(geht ab.)

Vierter Aufzug.

Tancred, Aldoin.

Aldoin.

Hier, mein Fürſt, Beweiſe, die Guichards Untreue, ſeine Laſter beſtätigen. Sein geheimer Briefwechſel mit den Feinden ihres Reichs, geht er auf etwas anders, als auf ihren Ruin?

Tancred (nimmt die Papiere.)

Es iſt ſeine Hand; aber es betrift gleichgültige Sachen.

Aldoin (giebt ihm noch einen Brief.)

Und dieſer —

Tancred (lieſt.)

Macht ihn ſtrafbar — Man ſoll ihn und meine Tochter aufnehmen, und die Hälfte des Fürſtenthums will er nach meinem Tode ihnen abtreten — Grauſamer Feind, der im innerſten unſers Buſens wüthet. Wäre er wohl zu entdecken geweſen? Aber blos die unbeſonnene Liebe hat dieſes gewürkt.

Aldoin.

Indeſſen thürmen ſich die Wolken über ihrem Haupte; und hat der Donner geſchmettert, ſo iſt es nicht mehr Zeit, ſie zu zertheilen.

Tancred.

Iſt nicht Guichard in genauer Verwahrung?

Aldoin.

Wer kann den bewachen, den die Tochter des Fürſten liebt? Jeden wird ihr ſanftes Bitten, ihre gerecht ſcheinende Thränen zum Mitleid bewegen — Jeder wird ihr beyſtehen, und ſeine Freyheit befördern.

Tancred.

Ja, Aldoin, er iſt ein Verräther. Ich fühlte es ſchon bey ſeiner letzten Unterredung. Jede Verſicherung ſeiner Treue war mir ſchneidender als ein Schwerdt, und jede Betheurung ſeiner Liebe zu Sigismunden tödtender, als ein vergifteter Trank — Man ſetze Richter nieder — Man unterſuche ſein Verbrechen genau — Man verurtheile ihn; aber nicht härter, als er es verdient.

Aldoin.

Fürſt! man wird gelinder ſeyn, als er es verdient.

(geht ab.)

Tancred.

Und wem ſollen ſich Fürſten anvertrauen? — Ich ſuchte die Tugend in der Niedrigkeit, und auch hier betrog ich mich — Sie wurde verführt. Soll denn ihr Funken nie unter der Aſche hervorklimmen? — Meine Tochter! Ein neuer — aber vielleicht der lezte Kampf.

Sigismunde kömmt.

O Guichard! O mein Vater! geben ſie mir ihn wieder — meinen theuren Geliebten! Zu ihren Füßen, mein Vater, bitte ich, flehe ich — Verdiente er Ketten? Wollen ſie mir den Dolch ins Herz ſtoſſen?

Tancred.

Du verdienteſt es meine Tochter, wenn dein Blut ſo ausgeartet wäre, daß du nicht aufhören könnteſt, den Guichard zu lieben — Aber höre die Bitte deines Vaters — Er bittet um dein Herz, um dein Vertrauen.

Sigismunde.

Sie haben das lezte, mein theureſter Vater, und das erſte kann ich demjenigen nicht entziehen, der es ſchon lange beſaß, der es allein verdiente.

Tancred.

Den unwürdigſten Menſchen, den die Sonne je beſchienen. Willſt du einen Verräther, einen Meineidigen, einen Verleumder lieben?

Sigismunde.

Von allen dieſem muß nicht ein Funken in ſeinem Herzen ſeyn. Wenn dieſe unglückliche Eigenſchaften, ſo anſteckend ſie auch ſind, in ſeinem Herzen Zunder gefunden hätten, ſo würde ihn die Luft, die ihn oft umgab, vergiftet haben. Der Hauch des Aldoin wäre ihm tödtlich gewesen. Nie, mein Vater, kann ich ihn vergeſſen — nie aufhören, ihn zu lieben. Kein Stahl kann ſo verletzen, als mich der Anblick ſeiner Kette verlezte. Wenn das Blut aus dem innerſten meines Herzens ſcharf genug wäre, ſie zu zernagen, ich wollt es ihm geben.

Tancred.

Noch könnteſt du ſie zerbrechen, noch ſollten ſeine übrigen Laſter Verzeihung erhalten, könnteſt du aufhören, ihn zu lieben.

Sigismunde.

Wenn ich ſie dadurch zerbrechen könnte, daß ich aufhörte zu leben, ſo wäre es möglich. — O geliebter Guichard! warum eilteſt du nicht lieber mit mir aus dieſem verhaßten Orte, ehe du einem erzürnten, einem beleidigten Vater unter die Augen trateſt, ehe du das Opfer des Neides wurdeſt.

Tancred.

Ausgeartete Tochter! Ich wollte dir die Erinnerung einer Handlung erſparen, die dich ſchamroth machen muß; einer Handlung, die die erhabenſte Tugend in die Tiefe herunterſezt; du wollteſt fliehen — du wollteſt einen Vater verlaſſen, den deine Abweſenheit unter die Erde gebracht hätte — einem Nichtswürdigen folgen, den der Lohn des Meineides trift, der in mir mehr, als ſeinen Vater zu tödten ſuchte?

Sigismunde.

Dieſe Handlung verdient ihren Tadel, aber ihre Strafe fällt auf mich — Was war dem unglücklichen Guichard übrig: dieſes Herz zu behalten, das Neid ihm entzieht! Soll der Unglückliche, ein Spiel der Wellen, das Bret fahren laſſen, das ſeiner Rettung entgegenſchwimmt — Soll er es — um einen andern zu retten —

Tancred.

Guichards Liebe hat alles das ſanfte aus deinem Herzen verdrängt, was es ſonſt veredelte — du willſt Guichards Laſter entſchuldigen. Gut! aber hat dein Herz aller Liebe gegen mich entſagt? Will es denjenigen tödtlich verwunden, der es mit ſeinem Blute erkauft hätte? Entſetzeſt du dich nicht, daß ich, dein Vater, es bin, deſſen Untergang du beförderu willſt? Und meine Liebe, iſt ſie den Empfindungen deines Herzens ſo klein, daß ſie keiner Erwegung bey der Wahl deines Herzens verdient? Unglücklicher Vater!

Sigismunde.

Weit unglücklichere Tochter! die die Liebe nicht verbannen kann, die ihnen zuwider iſt; die nicht ſoviel Macht beſitzt, einen Gegenſtand aus ihrem Herzen zu verjagen, den die Vollkommenheit ſelbſt bewundern muß. Und was ſind ſeine Verbrechen? Nichts als die Liebe — und das arme zerriſſene Herz ihrer Tochter — kein Troſt bleibt ihm, als den Guichard zu beſitzen — Vergönnen ſie es ihm.

Tancred.

Ich ſoll alſo der Welt deine Thorheit und meine Schande darlegen?

Sigismunde.

Nein, mein Vater, nicht dieſes — Machen ſie der Welt unſre Entfernung bekannt — Zeigen ſie uns ihr in dem ſchwärzeſten Lichte — Befreyen ſie ſich von dieſer eingebildeten Schande. Wir wollen gehen — die entfernteſten

Winkel der Welt ſuchen, um uns vor ihrem Zorne, vor der Schmach der Welt zu verbergen. O warum beſtimmte mich mein unglückliches Schickſal, ſie zu kränken!

Tancred.

Könnteſt du den Vorwürfen deines Herzens entgehen, und wenn du das Ende der Welt ſuchteſt? Sie würden dir folgen, wie dein Schatten. Von ihnen begleitet, würdeſt du den Urheber deines Unglücks verfluchen, und vielleicht würde er wünſchen, von deiner Laſt befreyet zu ſeyn, und ſeine Bosheit mit deinem Untergange endigen. Fühlſt du keinen kältenden Schauer bey dieſem Gedanken?

Sigismunde.

Da ich Guichards Feſſeln ſahe, fühlte ich ihn — er war kältender, als jene Eiſen — Die Hälfte dieſer Feſſeln zu tragen, wäre Beruhigung für dieſes arme Herz. Ach mein Vater! der Geliebte ihrer Tochter in Feſſeln? Und ſie grauſam bey den brennenden Leiden dieſer Tochter? Zu welchem Elende gaben ſie der Unglücklichen das Leben? Wenn noch Liebe in ihrer Bruſt iſt, ſo verſtoßen ſie die nicht, die jezt ihr Leben, ihre Ruhe in Guichards Leben von ihnen bittet.

Tancred.

Er ſoll leben — aber nicht lieben — Der Augenblick dieſes Verſprechens beſtimmt ſein Schickſal — So hat meine Liebe, meine Zärtlichkeit nichts auf dich gewirket? Du bleibeſt auch mit dem Verluſte eines Vaters bey der Liebe — höre es meine Tochter — desjenigen, der deinem Vater nach dem Leben, nach dem Throne ſtrebet —

Sigismunde.

Guichard — Ihnen — O Bosheit ohne Grenzen — Unſchuldiger Guichard! Welche Martern erwarten dein zitterndes unſchuldiges Herz. Welche Verrätherey! Welche Verläumdung!

Tancred.

Halt ein, meine Tochter! Er iſt ſchuldig. Die verzehrende Flamme des Laſters greift einen Theil des Herzens nach dem andern an, bis kein Winkel mehr übrig iſt, der Unſchuld, der Redlichkeit ſchlüge. Undank war ſein erſtes, und folgen ſie nicht ſtufenweiſe alle, die grauſamen Laſter, die ein eingebildetes Unrecht als verzeihlich umhüllet.

Sigismunde.

Mein Vater! Schreckliche Vermuthung! Er wird unterdrückt werden; und gewiß, es kränkt ihn, daß er ſie betrüben muß. Es durchſchneidet ſeine Seele, wie die meinige Was hat er noch heute für ihr Wohl für Wünſche vom Himmel geflehet?

Tancred.

Vertheidige ihn nicht. Hier ſind Beweiſe. Iſt der Elende, der, dem Staube entkrochen, ſeinen Fürſten zu vernichten für nichts hält, wohl werth, dein Gemahl, mein Sohn zu ſeyn? Sigismunde! iſt dieſes nicht fähig deine Neigung zu ändern, ſo muß dein Herz von eben der Beſchaffenheit ſeyn, wie das ſeinige.

Sigismunde.

O unſre Herzen ſind gleich; keines aber ſchlägt Bosheit. Alſo iſt nun meine lezte Hofnung vernichtet. Guichard, ich werde dein Elend erleben, aber nicht überleben. Es wäre grauſam, wenn unſer Blut nicht zuſammen flieſen ſollte, da man unſre Herzen trennet. O ihre Hand, mein Vater, möchte ſie mir den tödtlichen Streich verſetzen, da ſie mich von ihm trennet.

Tancred.

Undankbare Tochter! Könnte Tyranney mit deinem Leben zugleich dein Andenken vernichten, ſo würde ich nicht zaudern, deiner dich verderbenden Leidenſchaft ein Ende zu machen — Aber ich fühle, mein Elend würde ſich bey deinem Tode vermehren — Aber es vermehrt ſich ſchon bey jedem Augenblick, den ich lebe — bey jedem Gedanken an dein verblendetes Herz. Kannſt du die Wunden heilen, die du deinem Vater geſchlagen? — Feuer, das in mir wüthet, wie werde ich dich löſchen? Nagender Schmerz! Martern verſtummen für dich.

(geht heftig ab.)

Gunilde kömmt.

Ja, ich will die Decke aufheben — Meine Fürſtin — Vorwürfe meines Herzens —

Sigismunde.

Erſpare ſie dir — Halte ſie vor denjenigen zurück, der dich hintergangen und uns geſtürzt hat. O Gunilde, ich verdiene dein Mitleiden. Denke dir die ſchwärzeſten Bilder des Elends, und ſie werden dir das meinige nur in der weiteſten Entfernung ſchildern. Du warſt dem

Schickſale beſtimmt, was ich mir wünſchte — Dir ſollte er zu Theil werden, den ich liebte, den ich verlieren muß.

Gunilde.

Nicht verlieren! Ich habe Mittel dazu — O wenn ich das glückliche Werkzeug ihrer Beruhigung wäre?

Sigismunde.

Eitle Hofnung! Mittel für meine Ruhe ſind nur jenſeit dieſes Lebens — Was kann meinen Guichard — was meine Liebe retten?

Gunilde (zeigt Briefe hervor)

O dies kann ſie retten. Beweiſe von Alboins Bosheit — ſeine entdeckte Verrätherey! gegen den Thron — gegen das Leben ſeines Fürſten. Eine heimliche Verſchwörung mit auswärtigen Feinden —

Sigismunde.

Ha! ſeine giftigen Mienen hätten es entdecken können. Er, der Verräther, will meinen Guichard zu dieſer Handlung herunterſetzen. Wäreſt du die Vertraute dieſer häßlichen Unternehmung?

Gunilde.

Nein, meine Herzogin, dieſe würde ihn im erſten Augenblicke bey mir verhaßt gemacht haben — Dieſe Briefe — Er hat ſie auf meinem Zimmer verloren —

Sigismunde.

Der Schändliche wird ſich ſelbſt entdecken — Ein ſchwaches Licht für meine Zufriedenheit — Und Gunilde, wie vielen Gefahren noch unterworfen!

Gunilde.

Ja, eilen ſie, meine Fürſtin — Alboins Bosheit wird nicht ruhen — Es iſt nicht blos Rache, die meine Seele erfüllt — Und wenn er mich geliebt hätte, ſo hätte dieſes grauſamſte Laſter in meiner Bruſt nie einen Eingang gefunden — Aber auch Rache ſtärket meinen Arm, wenn er noch etwas wider ſie unternimmt — Der Feige! Hätte ich ihn lieben können?

Sigismunde.

Wer kennt die Bosheit, wenn ein künſtliches Gewebe verſtellter Redlichkeit ſie hinter einen Flor verhüllt — O wie will ich dir danken, Gunilde, wenn ich meinen Guichard rette — Komm mit mir — Ich muß würken, arbeiten für ihn —

(Sie gehn ab.)

Tancred und Aldoin kommen.

Aldoin.

Fürſt! ihr Befehl iſt geſchehen. Seine Sachen ſind unterſucht. Die Richter haben ihn des Todes ſchuldig befunden.

Tancred.

Aldoin, du brichſt mir mein Herz! Da, wo ich Gnade wünſchte, ſoll ich Tod geben — Wo ich Unſchuld wünſchte, ſoll ich Verbrechen ſehen — Aldoin! rette ihn. Iſt nichts — nichts, das ihn entſchuldigt — Wenigſtens ſein Leben —

Aldoin.

Sein Tod beſtimmt ihr Leben — ihre Ruhe. Wollen ſie Gnade erweiſen, um neuen Bosheiten die Hand zu bieten?

Tancred.

Aldoin! die Liebe meiner Tochter verbietet mir, ihn als einen Verbrecher zu behandeln. Ein ewiges Gefängnis wird ihn unfähig machen zu ſchaden.

Aldoin.

Braucht er Ketten zu zerbrechen, wenn Sigismunde ihn davon befreyt; und wird ſie nicht in jedem Herzen den Zunder erregen, der für einen ſchmeichelnden Höfling noch brennt? War Guichard nicht beliebt? Wußte er nicht die Herzen an ſich zu ziehen? Schenkt man ihm ſein Leben, ſo muß man ſeine Verbrechen unterdrücken; unterdrückt man dieſe, ſo müſſen ſeine Anhänger über Ungerechtigkeit ſchreyen.

Tancred.

Schon ſeine Liebe, ſeine undankbare Forderungen machen ihn in den Augen eines jeden ſeiner Strafe werth.

Aldoin.

Aber Sigismunde wird alles dieſes hintertreiben. Wozu iſt nicht die Liebe fähig? Schon einmal war die Flucht beſtimmt.

Tancred (nimmt das Urtheil aus der Hand Aldoins.)

Geben ſie — (er lieſt)) Wie? Er iſt überwieſen — Sein Geſtändnis — Aldoin! wider mein Leben — Er! und meine Tochter ſeine Mitſchuldige. O dies iſt Bosheit — Er ſterbe — Nein, meine Tochter kann dieſes nicht. Er hat ſie nie geliebt — Er will auch ihr Unglück —

Aldoin (unterdeſſen, daß Tancred unterſchreibt.)

Nichts iſt gewiſſer — Seine Auſſage iſt in Gegenwart der Richter geſchehn. Die Bedrohung der ſchrecklichſten Martern machte ihn zittern — Er iſt nur ein Feiger, der den Tod fürchtet. Seine Standhaftigkeit war Verſtellung. —

Tancred.

Unglücklicher Tag! da ich ihn ſahe — da ich Jammer in mein Herz ſammlete — Die gelindeſte Todesart ſoll erwählet werden. Eine Gnade, die meine Tochter nur allein trift.

(Er geht ab.)

Arnold kömmt.

Unglücklicher! Was haſt du gethan? Wozu haſt du dich brauchen laſſen? Was blendete dein Herz, da du dieſe verdammte Zeugniſſe wider deinen Wohlthäter ſchriebeſt? O Guichard! dir hatte ich alles zu danken — und ich — ich bin die Urſache deines Todes. Sie verdammten dich, ohne dich zu ſehen — zu hören. Konnte ich Verruchter nicht glauben, daß ſie es würden — Angſt! Hölle iſt in mir! Tod begleitet mich — Ich ſehe den offnen Rachen der ſtrafenden Gerechtigkeit — Ich fühle die Schauer des Unrechts — O noch — vielleicht noch — wenn ich zu den Füſſen des Alboin — noch bäte.

Alboin.

Arnold! Verräther! Was wilſt du hier?

Arnold (wirft ſich ihm zu Füſſen.)

Herr! Sie bitten — bewegen, mein Unrecht von mir zu nehmen — Noch lebt Guichard! noch kann ich frey werden von ſeinem Blute. Vergieſſen ſie es nicht, es wird Rache über mich ſchreyen — aber auch Rache — ewige Rache über ſie —

Alboin.

Verdammter Streich! — Höre Arnold! deine Vernunft, wo iſt ſie — Guichard ſoll leben — Biſt du raſend? Man will ihn nur entfernen —

Arnold.

Entfernen? Ach wenn ich nicht ſein Todesurtheil gehöret, die Verdammung des Unſchuldigen vernommen hätte? O in dieſem Augenblicke fiel die Laſt der ganzen Welt auf mich — Feuer war mein Leben — Angſt mein Daſeyn —

Aldoin.

Arnold! auch ich fühle Gewiſſensbiſſe — Komm, wir wollen alles anwenden, ihn zu retten.

(Arnold geht ab.)

Ich zittere vor dem, was mich erwartet hätte, wenn ich dieſen Böſewicht verfehlet.

(geht ab.)

Das Theater ſtellt den Vorhof eines Gefängniſſes vor.

Sigismunde kömmt mit **Adelaide.**

Sigismunde.

Die düſtre Nacht, die mich umgab, ſcheint ſich in Licht zu verwandeln. Ich ſehe den Blick eines heitern Tags — Ein Strahl wie einer aufgehenden Morgenröthe belebt mein Herz — O ihr ſchreckhaften Wolken des Kummers theilt euch ihn durchzulaſſen, um meinen Hofnungen Nahrung zu geben.

Adelaide.

Welcher Gefahr ſetzen ſie ſich aus? Wenn ihr Vater — Aldoin — hier ſie ſähe?

Sigismunde.

Beſte! ich gehe meinem Glück entgegen. Es iſt die Stunde, da Siegfried mich zu meinem

Geliebten laſſen will — O die treue Seele kann uns nicht leiden ſehen.

Adelaide.

Siegfried! Was unternimmt er?

Sigismunde.

Wollteſt du, daß er mir auch den Troſt raubte, ihn zu ſehen.

Adelaide.

Er gießt Feuer in ihre Seele. Sie werden ihn ſehen, und neue Schwermuth einſaugen. Sie werden ſich nicht trennen wollen, ſie werden entdeckt, und Siegfried mit Ihnen unglücklich ſeyn.

Sigismunde.

Nein, meine theuerſte Freundin, ich will ihm nur die Hofnungen entdecken, die ich für mein Glück, für unſere Liebe habe. Mit ihm will ich berathſchlagen, wie ich meinem Vater die Laſter des Aldoin entdecken, wie ich die Gefahr abwenden ſoll, die ſeinem Throne drohet. Dann wird er auch Empfindung für eine Tochter haben, die ihm das Leben gerettet, er wird mir meinen Guichard nicht länger entziehen — Aber ich höre die Thüre des Gefängniſſes aufgehen. Entferne dich, Adelaide, ich komme bald zurück.

Adelaide.

O meine theuerſte Fürſtin — Eilen ſie — Jeder Augenblick muß ihnen koſtbar ſeyn, denn jeder kann ihnen ſchrecklich ſeyn.

(geht ab.)

Sigismunde.

Ja, theurer Guichard, Hofnungsvoll eile ich zu dir.

(Die Thüren des Gefängniſſes gehen auf und Guichard kommt heraus.)

Guichard.

Theure Sigismunde! Welche Zärtlichkeit?

Sigismunde.

O ſie iſt nicht zu groß, Geliebter! Bis hieher brachte ſie dich — Dies iſt nun deine Belohnung — Nun biſt du ein Miſſethäter — Dieſen eiſernen Gittern kanſt du nicht entgehen —

Guichard.

Sie ſind aber unnöthig, Geliebte! Mich zu halten, brauchte man kein Eiſen. Die Bande der Liebe feſſeln. Das feinſte Gewebe wird mich nicht in Verſuchung ſetzen, es zu zerbrechen. Man beſchuldigt mich der Verrätherey, und dieſe

Beſchuldigung würde meine nunmehrige Flucht wahrſcheinlich machen.

Sigismunde.

Du biſt gelaſſen, Geliebter — vortreflich — Bey dem kleinen Lichte, das uns noch ſcheint, haben wir nichts übrig, als dieſes. Die Zärtlichkeit, Guichard, wenn ſie auf den höchſten Gipfel iſt, hat kein Gefühl — Tobt nur Barbaren — das wenige, was ihr uns rauben könnt, werdet ihr ohne Widerſtand und ohne Murren erhalten. Euer Donner iſt nur gekünſtelt. Er ſchmettert nur die Hülle — Guichard, du biſt ſehr finſter — Meine Seele iſt noch finſterer —

Guichard.

Und die meinige ſollte Licht ſeyn? Iſt dein Unglück nicht mein Werk? Keinen Augenblick, Theuerſte, iſt mein Herz ohne folternde Stiche, und doch iſt der Augenblick ſüß, da ich dich ſehe.

Sigismunde.

Süß deine Umarmung — Auch in dieſem Kerker Wonne. Grauſamer — doch nein — betrogner Vater — lies, Guichard, lies —

(unterdeſſen, daß Guichard die verlohrnen Briefe des Aldein lieſt.)

Ungeheuer! Für dich wäre dies eine Wohnung. Nein, ſie wäre nicht für dich. Iſt nicht mein Engel hier? Und du ſollteſt in ſeine Fußtapfen treten — Deine Wohnung muß unter Eyderen und Ottern ſeyn. Vielleicht könnten ſie ſich von deinem Dunſte nähren — Du neuen Gift von ihnen einſaugen, um neue Bosheiten auszuführen — Schon jezt iſt dein Anblick Gift — Er verzehret jeden Muth — jede Hofnung — Er ſauget jeden Troſt aus der Seele.

Guichard.

Unglücklicher Tancred! Haben ſie ihrem theuren Vater dies noch nicht entdeckt — Gehen ſie, laſſen ſie dem Böſewicht nicht Zeit, den erſten Schritt, zu Ausführung ſeines gottloſen Vorhabens, zu thun. Könnten dieſe Hände nur einen Augenblick frey ſeyn, ſie ſollten ihn zermalmen, den Mörder — den Wüterich.

Sigismunde.

Der Drache wachet für ſeine Sicherheit — Alle Zugänge zu meinem Vater ſind durch ſeine Leute beſezt — Er will ſein gefangnes Opfer, dich Geliebter, nicht fahren laſſen. Er fürchtet — Gunilde, ſein zweytes Opfer, hat ihn in Schrecken gejagt. Liſt, Geliebter, iſt nöthig, um ihm dies zu entdecken — Gerathen die Briefe wieder in die Hände des Böſewichts — Wehe uns — O! mein Vater, du läßt dich bethören — Er verläßt mich, und du Guichard biſt nur meine einzige Stütze, mein einiger Troſt, und in Feſſeln.

Guichard.

O Geliebte, laß mich mein Herz öfnen — Auch ehe dieſe Feſſeln mein Elend vollendeten, hatteſt du keinen Troſt, als mein Herz. Dies haſt du noch, Beſte — deine Liebe, deine vortrefliche Liebe iſt genug, mich zu tröſten. Sie macht mir dieſen Kerker zur angenehmſten Wohnung.

Sigismunde.

Wäre es nur auch die meinige. Wie leicht, Guichard, wollten wir es vergeſſen, daß wir die Freyheit verlohren — Iſt nicht ein Gefängniß ein Aufenthalt des Unglücks? Uns, Guichard, ſollte es ein Glück ſeyn. Aber auch dies haben wir nicht zu hoffen — O hier! hier im Innerſten nagt der Gedanke, daß unſere Trennung nahe iſt (ſie weint) Ich ſehe dich vielleicht zum letztenmale, Geliebter, und dieſe

Thränen flieſſen nicht umſonſt. Sie ſind der Beweiß eines beklemmten Herzens, das deinen Verluſt ſchon ganz fühlet — Auch du weinſt? Ich ſehe dich nicht gerne weinen, Geliebter. Ich wollte auch nicht weinen — Aber hemme den Lauf eines reiſſenden Stroms! Verhindre den Sprung des Herzens, wenn es zu voll iſt.

Guichard.

Ich weine nicht über mich, Geliebte. Ich bin glücklich, vollkommen glücklich — Kann ein beſſeres Loos gefunden werden, als daß ſo koſtbare Thränen für mich flieſſen. Ach dein Unglück, Geliebte! du verdienteſt ein beſſeres Schickſal — dein Vater wird dich haſſen — du wirſt deine Zeit hinweinen, wenn ich nicht mehr ſeyn werde.

Sigismunde.

Wenn du nicht mehr ſeyn wirſt? Guichard, du wirſt immer bey mir leben. Auch für mich mußteſt du Tod ſeyn, wenn ich trauren ſollte — Ich müßte von dir getrennet werden.

Guichard.

Gerechter Himmel! bleibt uns etwas übrig, als zu wünſchen, daß wir es nicht ſind. Gott! von dir getrennet?

Sigismunde.

Wie wenig Muth, Guichard, traueſt du dieſem Herzen zu. Der Tod trennet nur ſchwache Seelen — Uns nicht. Nein! dein Tod, und unſere Vereinigung iſt nicht entfernter, als der flüchtige Schritt eines Augenblicks.

Guichard.

Du machſt mich zittern, Sigismunde, du wollteſt —

Sigismunde.

O dieſe Verwunderung, Guichard, kränkt mich — Ja, ich will, ich kann, ich muß mit dir ſterben! Sollte ich dich betrauren? Soll ich unglückliche Tage zählen? Ich kann mich in glücklichere verſetzen — Und wenn die uns angebohrne Schwachheit mir Hinderniſſe in die Seele flößte, ſo wird deine Liebe ſie alle erſticken.

Guichard.

Nein, du mußt leben, Sigismunde. Für meinen Tod wäre dies eine zu große Rache — Auch dein Tod! — Und für unſere Feinde ein mehr als irrdiſches Vergnügen — Wie würden ſie jauchzen — fühllos gegen alle Strafen ihrer Bosheit, die ſie erwarten, ihr Lebenlang jauchzen —

Sigismunde.

Ich ſoll leben? Heißt es dann leben, wenn man ohne dich lebt, wenn man ſchreckliche Tage durchklagt, furchtbare Nächte durchſeufzet. Das iſt tauſendmal ſterben— Und doch wollte ich es, wenn es dich glücklicher machte — tröſtete. — Aber es kann es nicht. Mein Tod muß es. Bald, Guichard, wirſt du mich dann wieder ſehen, um mich zu lieben, um ohne Hinderniſſe mit mir vereinigt zu ſeyn.

Gunilde.

Alles wahr, Geliebte, aber ſchrecklich, ſchauerhaft; vielleicht bald deine lezte Umarmung, und mit dieſer dich auf ewig zu verlaſſen.

Sigismunde.

Und wenn dieſe wenigen Hofnungen fehlſchlagen, Geliebter, die uns hier noch übrig ſind — dann wird es uns jenſeit des Grabes nicht ſchauerhaft ſeyn. Wenn der Gedanke dich zu verlieren in meinem Herzen keimt, es aufſchwellet, dann ſchlägt dieſe Hofnung alles wieder nieder, was ſich darinn empörte, nur daß ich nicht bey dir — mit dir ſterben kann, dies macht mich traurig. Sterbend wollte ich dir ſagen: ich liebe dich, und ſterbend ſollteſt du mir es tröſtend wiederholen. Wie begierig wollte ich deinen lezten Seufzer einathmen — und der meinige ſollte dir entgegen eilen, wenn dies Loos mich zuerſt träfe. O Guichard! welche Wolluſt! Aber ſie iſt unſerm Schickſal zu ſchmeichelhaft. Einer ſolchen Seligkeit beraubt, werde ich dich noch beklagen, und du wirſt ſterben, ohne mich, ohne meinen Blick, ohne meinem Troſt.

Siegfried kömmt.

Freund, der Fürſt hat mir befehlen laſſen, die Thore des Gefängniſſes zu öfnen. Sie müſſen ſich entfernen, theuerſte Fürſtin. Ich glaube, er kömmt ſelbſt.

Sigismunde.

Laß mich, Siegfried! O Guichard, ich will mit dir vereinigt meinen Vater bitten. Wir wollen ihm dieſe Briefe, Zeugniſſe von Aldoins Bosheit, geben. Kein andrer Weg bleibt uns übrig, ſie vor ihn zu bringen.

Guichard.

Und dieſer wird nicht gelingen. Weit entfernt, mich unſchuldig zu glauben, wird er dies für Bosheit, für erdachte Ränke halten; und gewiß gänz, wenn du bey mir biſt. Alſo, meine Theure, laß mich noch einmal aus deinem Aug das vortrefliche Herz leſen, das dich bewohnt. Edles Herz! für mich leideſt du. O Geliebte! traure nicht zu ſehr um denjenigen, deſſen Leben du beglückteſt, deſſen Seele du rührteſt, dem du Empfindung lehrteſt. Mein Andenken, Sigismunde, müſſe dir nie andere, als zärtliche Empfindungen hervorbringen; keine ſchreckliche, keine ſelbſtverderbende.

Sigismunde.

O ich kann dich nicht verlaſſen. Ich muß bey dir bleiben. Ich ſollte dich den Tygern überlaſſen, die ihre Grauſamkeit an dir ausüben? Nimmermehr — Meine Kräfte will ich ihnen entgegenſetzen — Zerfleiſchen ſollen ſie mich; vor deinen Augen will ich ſterben, und du ſollſt nach mir ſterben. Ich will ſehen, wer ſo grauſam ſeyn wird, mich von dieſem heiligen geweyhten Orte zu entfernen.

Guichard.

Ich ſelbſt, theuerſte Sigismunde, ich muß es — Du mußt mich verlaſſen. Wenn dein Vater käme, wenn er dich bey mir ſähe? Sein Zorn würde unſer Unglück befördern; Verrätherey würde er wähnen, Rache auch gegen dich aushauchen — Der Donner ſeiner Lippen —

Sigismunde.

O ſein Donner ſollte mir Harmonie ſeyn! Sein Dolch — zückte er ihn doch — mein Glück.

Guichard.

Geliebte, faſſe dich — die Briefe —

Sigismunde.

Nein Guichard, meine Ahndungen betrügen mich nicht. Zum leztenmal ſehe ich dich — Die Briefe werden den Aldoin ſtürzen, aber uns nicht retten — Es wird Nacht werden — Finſterniß wird ſich über die Erde verbreiten, wenn dein unſchuldiges Blut flieſet. O ich kann — ich kann nicht von dir.

Guichard.

So raubſt du mir den lezten Troſt — Dieſe Zuſammenkunft ſtürzet uns gewiß — Rache — unmenſchliche Rache trift uns — Alle Hofnung —

Sigismunde.

Hofnung — immer theuer — aber jezt nicht — Hofnung — Wolluſt; aber dich verlaſſen — ſie ſinkt tief — tiefer, als Abgrund — Hölle —

Siegfried.

Ich höre Geräuſch, Fürſtin — Verweilen ſie nicht — Unglück über uns alle.

Sigismunde.

So muß es ſeyn? Guichard! wir ſehen uns nie wieder. O mein Geliebter, wenn Augenblicke kommen ſollten, wo du Troſt bedürfteſt, dann, Guichard, ſprich meinen Namen aus. Meine Seele wird in die deinige würken — Du wirſt es fühlen, daß mein Geiſt um dich ſchwebt; und die unglückliche Urſache deiner Leiden wird deine Martern doppelt; ſie wird ſie tauſendfach fühlen.

Guichard.

Noch eine Umarmung, Geliebte meiner Seelen. Noch eine von den Umarmungen, die ſo tröſtlich ſind. Deine Liebe wird mich ſtärken. Dein erquickendes Andenken wird die Hitze kühlen, die Todesangſt mir erregen könnte. Nun verweile nicht länger, Licht meines Herzens; deine ſonſt tröſtende Gegenwart beängſtigt mich jezt. Noch lange ſchlage dein vortrefliches Herz, und wenn in jedem Pulsſchlage dein Körper ſich erwärmet, ſo glaube, daß es die Sympathie iſt, die auch entfernt uns belebt. Dich ſtärke eine allmächtige Hand.

Siegfried.

Göttliches Paar! Es iſt Seligkeit, ſie zu hören; es iſt Hölle, ſie zu trennen — Aber ſie müſſen, ſie müſſen ſich trennen.

Sigismunde.

Den lezten Blick von dir, mein ewig theurer — geliebter Guichard.

Guichard.

Tröſte dich, Geliebte! Eile — meine Seele folget dir. Noch ſind wir nicht auf immer getrennt. Eben der Zufall, der uns ſo tief ſtürzte, kann uns bald wieder emporheben, bald den Stöhrer unſerer Ruhe ſtürzen.

Sigismunde.

Mein Herz giebt keinem Gedanken Raum, als der vom Tode voll iſt — Geliebter noch einmal, und in einem beſſern Leben. Mein Herz ſagt es mir — ich hoffe vergebens, ich fliehe — und was fliehe ich — Meinen Himmel. O Guichard! Guichard!

(ſie geht ab.)

Guichard.

Der Segen vom Himmel komme auf dich herab, und verleihe deiner Seele Troſt — mir aber Standhaftigkeit. Ich erwarte dich mit ruhigem Herzen, Schickſal! Tod, du kannſt mich nicht ſchrecken.

(Er geht ins Gefängniß zurück, und Siegfried ſchließt hinter ihm zu und geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Tancreds Zimmer.

Tancred.

Gott! Welche Zerrüttung in mir — Welche Leiden um mich — Guichard hätteſt du können meiner Tochter entſagen — Bin ich nun mehr, als ein verwaißter Vater? Da ich ohne ihre Liebe, ohne ihr Glück leben muß — Die Triebfedern meines Lebens ſind jezt auf die höchſte Spannung — Bald werden ſie ſpringen — Was fühle ich? Angſt! Unruhe! Guichard! biſt du es würklich — (er geht auf einen Ort zu) Nein! aber deine Geſtalt — Unglücklicher — noch einmal — Was forderſt du? dein Leben — Biſt du unſchuldig? Meine Tochter — Sollteſt du — Gott — (er ruft) Aldoin! Aldoin! du hörſt nicht. Meine Angſt vermehret ſich. Tancred, nun biſt du ein Spiel der Einbildung. Aldoin! Aldoin!

Arnold kömmt.

Glücklicher Augenblick!

Tancred.

Was willſt du, Arnold! Gnade für deinen Herrn erflehen —

Arnold.

Gerechtigkeit für ihn, und Tod für mich.

Tancred.

Du! ein Verräther —

Arnold.

Aldoins Bosheit — Lockungen von ihm — ich ſchrieb ſie — die Briefe, die ihn ſtürzten. Er dachte ſie nie. Gott! konnte ich glauben, daß man ihn unverhört verdammen würde.

Tancred.

Unverhört! Rache über dich, Aldoin. Kanſt du es beweiſen, Arnold?

Arnold.

Von ihm ſelbſt, den Böſewicht. Er hat alle Richter beſtochen, die das Urtheil geſprochen. Sein Tod, wäre es der meinige geweſen.

Tancred.

Er iſt nicht tod, Arnold. Ich habe Befehl gegeben, erſt morgen das Urtheil zu vollziehen. Gehe mit mir.

(Sie gehen ab.)

Aldoin kömmt mit einem blutigen Dolch.

Ha! Es iſt geſchehen — Elender, nun ſchade mir — Noch einige glückliche Tage, ſo wird auch Tancreds Blut dich färben. Siegismunde, Troſt für dich? Keiner mehr, als meine Leidenſchaft, der du ein Opfer werden mußt — Ein ſchändliches Opfer — nur Rache — Sein Blut ſchien meine Adern zu erwärmen — Heiſer war das meinige — Wolluſt ſtrömte in mir, da es floß — Welche Wolluſt, den Thron zu beſteigen, alles um mich herum mein eigen zu nennen — Sigismunden knieend um Gnade bitten ſehen. Eilet zu lange Tage — Eile Rache. Wuth — nimm meine ganze Seele ein. Gunildens Becher iſt bereitet — Liebe tödtet dich. Wie unglücklich wäre ich, wenn Gift und Stahl der Welt verborgen wären.

(Er geht ab.)

Der hintere Schauplatz öfnet ſich. Sigismundens Zimmer; ſie ſelbſt ſchlummernd auf einem Lehnſtuhl. Adelaide.

Sigismunde (erwachend.)

Wo bin ich? Wo irrten meine Gedanken, Adelaide? Phantaſie oder Wahrheit?

Adelaide.

Sie haben geruhet, meine Fürſtin! Ihr Schlaf war ſanft.

Sigismunde.

Du irreſt! Ein unſanfter, betäubender Schlaf — Mein Vater — er vergoß Thränen — Guichard! er wies auf ſeine Bruſt. Bald müſſen ſie ſich entwickeln, die traurigen Bilder, die meine Seele erfüllen — O Guichard! lebſt du noch? Wer kömmt, Adelaide?

Adelaide.

Es iſt Siegfried; er wird ihnen Nachricht von ihrem Geliebten bringen.

Siegfried (hält eine goldne Schaale, worinn das Herz des Guichards.)

Wenden ſie ihre Augen von dem betrübten Gegenſtand, den ſie in mir ſehen — Gehorſam zwang mich, ihnen ihr Unglück zu berichten.

Sigismunde (in heftiger Bewegung.)

Er iſt todt! Die Erfüllung meiner Ahndungen. Grauſamer — unerbittlicher Vater — Warum verlies ich ihn? Warum blieb ich nicht an ſeinem Halſe hangen, um den letzten Hauch ſeiner großen Seele einzuathmen? Wer ſchützt mich vor der Grauſamkeit der Unmenſchen, die ihn erwürgten? Guichard! Guichard! erwache zum Leben — zur Rache — Ich muß zu ihm —

(Sie will hinauslaufen, ſieht aber das Herz, und fährt zurück.)

Himmel! Was haſt du? Ein Herz! Meines Beſten — meines Guichards — Ja, du ſchweigſt — (ſie reißt es ihm weg) Gib es geſchwind — dies treue, vortrefliche Herz. Sahe ich es nicht ſchon? Hat er mir es nicht gezeigt — Er ſelbſt, der edle Guichard — Mit einer Miene voll Seeligkeit wies er mir ſeine ofne Bruſt — zeigte mir, wie grauſam dieſe Barbaren dieſes koſtbare Herz herausgeriſſen. Alle ihre Herzen verdienten nicht einen Tropfen dieſes Bluts — ſo ſchrecklich aber — o was haſt du gelitten? Warum erſtarrten nicht die gottloſen Hände, die dies Herz berührten? Warum zerſchmetterte ſie nicht ein rächender Blitz?

Ungeheuer! rührten euch nicht die durchdringenden Züge ſeiner ſanften Miene? Aber euch hätte kein Engel gerührt. Nicht Gold — meine Bruſt ſollte deine Wohnung ſeyn — Könnte ich dich mit dem meinigen vereinigen? Vielleicht wirkten ſeine ſtärkern Schläge — Du biſt ohne Gefühl — Sie haben es dir genommen — die Tyrannen — Sie ſollen mir es auch nehmen — Rufe ſie Siegfried — Laß ſie kommen — Sie ſollen mich tödten — Sie ſollen es.

Siegfried.

O meine theureſte Fürſtin — die lezten Worte dieſes irrdiſchen Gottes waren Seufzer, waren Bitten um ihre Ruhe — Sterbend verſicherte er mich tauſendmal ſeines Glücks — ihre Seele ſeys, die ihn tröſte — Sie ſagten es ihm wohl, daß ſie in ihm würken würde.

Sigismunde.

Freund! du willſt mich tröſten? Hätteſt du ihn mitgebracht, ſo hätteſt du es gekönnt. Dieſer ſchauernde Anblick! Mein Herz mögte ſich von ſeinen Bändern loswirken, um ſich noch näher mit dieſem zu vereinigen — Was ſoll es mir in meiner Bruſt? O ſchlüge es ſchon nicht mehr, ſo wäre es ihm ähnlicher. Wer waren die Tyger, die ihn zerfleiſchten? War es Aldein — Nicht Siegfried —

Siegfried.

Ja, er war es. Mit der gelaſſenſten Miene bat ihn der ſterbende Freund, kein Verräther an ſeinem Fürſten zu werden — ſpöttiſch lachte er — Hinderteſt du mich? waren ſeine giftigen Worte.

Sigismunde.

Der Abſcheu! der Fluch wird ihn treffen. Tauſend Stiche werden ſein unnützes Herz durchbohren, ehe er ſeine Schandthaten erkennet. O Guichard! Er hat dich geſpottet. Ich will dich rächen, beſter verklärter Guichard. Seine Strafe ſey ſchrecklicher, als der Fluch des Himmels. Gott wird ſich meiner annehmen, und ihn ſtrafen. Wer ihn ſiehet, der wird neue Martern erſinnen, meinen Geliebten an ihm zu rächen. Siegfried ſage mir alles, alles, was der ſterbende Gerechte ſagte — ſeine letzten erquickenden Worte.

Siegfried.

O ſie floſſen voll Segen von ſeinen Lippen herab. Er dankte ſeinem Fürſten, bat für ſie, für ihr theures Leben, flehte, man ſollte nicht grauſam ſeyn.

Sigismunde.

Dürſten die Barbaren es nur gegen mich. Aber er fürchtet den Zorn meines Vaters, er fürchtet ſeine Liebe zu mir, der Tyrann, der dieſes Blut vergoß, und auch nach dem meinigen dürſtet.

Siegfried.

Er bat mich, ihnen ſelbſt die traurige Nachricht zu bringen, für ihr Leben zu ſorgen, ſie zu bitten, daß ſie es für ihren theuren hintergangenen Vater aufbewahren, daß ſie ihn tröſten ſollten.

Sigismunde (ruhiger.)

Hätte ich dieſe Worte von ſeinen Lippen in mein Herz ſchlieſſen können — Ja, Guichard, ich weiß es, was ich dir ſchuldig bin — Was meine Pflicht iſt. Für dich will ich mich erhalten: ich will mich ſtärken, damit ich deinen Tod rächen kan. Ich will ihn ſchrecklich, aber ſüß rächen — Zittern ſollen ſie für meiner Rache — (ſie ſezt ſich) Ich werde ſchwach, Adelaide! Mein Arzneykäſtgen —. etwas Stärkendes wird mir heilſam ſeyn.

Adelaide (bringt es.)

Hier meine theure, meine beſte Fürſtin; thun ſie es um ihrer — thun ſie es um unſerer Ruhe willen. Erhalten ſie ſich — Retten ſie den Ruhm ihres Guichards.

Sigismunde.

Ja, ich will es, meine Freunde, (ſie nimmt ein Glas Waſſer, und tröpfelt einige Tropfen ein) O Guichard! Ewig geliebter Guichard! Wenn du jezt von einer höhern Sphäre, auf deine Sigismunde herabſehen kannſt, ſo ſiehe meine Leiden — meine Angſt — Aber auch meinen Gehorſam — Ich folge dir — dies ſoll mich ſtärken, dann will ich mich rächen —

Adelaide.

Sie zittern, meine Fürſtin —

Sigismunde.

Die Unruhe macht mich zittern, Adelaide. Aber dieſe Kühlung wird mich ruhig machen. Ich ſchaudere ſelbſt vor der Rache, die meine Seele empfindet. Aber bald wenn dieſer Schauer vollendet iſt, erfülle ich ſie — Kann ich es doch faſt nicht halten — Nun (ſie trinkt es) es ſtärkt ſchon, meine Freunde. Siegfried, hat dir der Liebling meines Herzens nicht noch etwas Tröſtendes vor mich geſagt. O es würde mich erquicken — Wie eine lechzende Zunge ein Tropfen Waſſers erquicket. Ich möchte noch mehr ſanfte Züge ſeines herrlichen Todes wiſſen — um mich einmal darnach zu bilden — Auch um meine Rache vollkommner zu machen.

Siegfried.

Mein Herz iſt voll von ſeinem edlen Tode. O meine Fürſtin — Ihr Name, ihr theurer Name war es, der ihn aufrichtete; der allen Hohn des Aldoin verſüßte. Sein Tod war leicht, wie der Tod eines Unſchuldigen, heiter war ſeine Miene, wie der ſchönſte von allen Morgen. Sigismunde ſchloß die Lippen, die Todesbläße bedeckten. Dieſe Briefe gab er mir.

Sigismunde.

Und Guichard ſoll die meinigen ſchlieſſen. Ein Brennen in meinen Adern — Es iſt Zeit, höre Siegfried, treuer Gefährde unſerer lezten Leiden! Gib dieſe Briefe meinem geliebten Vater. Er wird es wiſſen, daß Guichard nicht mehr iſt. Bitte ihn, er ſoll ſie leſen — er ſoll ſeine Tochter nicht verſtoſſen. Er ſoll ihr verzeihen. Flehe ihn um ſeinen Segen für mich. Adelaide — deine Hand — deine Treue iſt nicht vergeſſen. Sie wird belehnt werden. Siegfried, ſage meinem Vater, bald werde er keine Tochter mehr haben — Ein ſüſſer Trank werde ſie bald mit ihrem Guichard vereinigen, in ein beſſeres Leben verſetzen.

(Siegfried ſteht beſtürzt.)

Adelaide (mit wüthender Stimme.)

Gott! Hülfe! Rettung! mußte ich das unglückliche Werkzeug ſeyn, das ihren Untergang beförderte? Der Fluch müſſe dieſe Hand treffen, die den abſcheulichen Trank herbeybrachte.

(Sie nimmt das Glas, und wirft es auf die Erde.)

Unglückliche Tropfen! — verzehret alles, was meine Fürſtin nicht rettet — Himmel und Erde! kommt zu Hülfe! kommt meiner armen — meiner unglücklichen — meiner geliebten Fürſtin zu Hülfe! Donner! zerſchmettre den Böſewicht, der dies Unglück verurſachte! Siegfried! eile! Hülfe! Rettung!

(Sie läuft vom Theater.)

Sigismunde.

Der Schmerz über meinen Verluſt zerreiſſet ihr getreues Herz — O Siegfried halte ſie auf — Es iſt zu ſpät Hülfe zu ſuchen. Ich gehe zu meinem Guichard.

Siegfried.

O meine theure Fürſtin! Was haben ſie gethan! Konnten ſie den lezten Streich auf ihren unglücklichen Vater richten? Wie wird er mich empfangen?

Sigismunde.

Was ſollte ihm eine ſeufzende Tochter? was immerwährende Klagen? Sey der Bote ſeiner künftigen Ruhe — Weiß er mich nicht glücklich?

Siegfried.

Himmel! haſt du Rache, ſo räche! haſt du Donner, ſo ſchmettre!

(geht ab.)

Adelaide.

Wo ſoll ich hin? wo Hülfe finden? Gunilde, ſie ſoll die ganze Welt erregen — rächen — oder retten —

Sigismunde.

Meine Kräfte erholen ſich. Komm, Adelaide, dein Mitleiden erfreuet mich — aber ſey ſanft — gönne mir das Glück, mich mit ihm zu vereinigen.

Adelaide.

O meine liebe, meine geängſtete Fürſtin, wo nehme ich Troſt — Wo? Wo Hülfe für ihre Schmerzen — Jammer!

Sigismunde.

Warum haſt du die koſtbaren Tropfen verſchüttet? Noch einige derſelben hätten mich bald zu meinem Guichard gebracht — Welche Wolluſt — bald — bald — O verziehe nicht allzulangſamer Gift — Greife ſtärker an —

martre — brenne — zerreiſſe mich — Laß mich eben die Qualen empfinden, die er, mein Guichard, gelitten. Sie, ſie entſetzlich — Nein — du Guichard — dein Name, wie labend — Eile meine Seele! Er rufet dich — Hörſt du nicht die ſuße — die harmoniſche Stimme — Hätte ich nur ein Werkzeug, ſo wollte ich dieſe Bruſt öfnen — dieſes Herz herausreiſſen, und es bey das deinige legen. Ha! izt wirkſt du himmliſcher Trank! Noch einmal — Eile — Mein Vater mögte kommen — Verziehe — Vater — beſter Vater — ich mögte dich nicht erſchrecken — nicht betrüben, wenn du mich nach meinem Guichard ringen — in ſeiner Liebe Tod und Martern verachten ſäheſt — Eröfne dich, Aufenthalt meines Guichards — Meine Seele fliehet ſchon — ſchon wirket ſie ſich los — los von den beſchwerlichen Banden einer unglücklichen Hülle, die ſie kettet — Ach! mein Vater! Es iſt zu viel für dich — Noch einen Dolch —

(Sie ſinkt ohnmächtig in den Stuhl zurück.)

Tancred kömmt.

O meine ſterbende Tochter! Lebe — Lebe meine Sigismunde! Mehr als zu ſchrecklich! gebrochne Augen! jetzt rühret ihr einen unglücklichen Vater — O daß aller Giſt der ganzen Welt ſich vereinigen möchte, um dieſe Tochter an mir zu rächen! du ſagſt es mir — kein Tod würde dich ſchrecken — Ich war hart genug, es nicht zu glauben — Ich war ein Tyrann —

(Sie ſchlägt die Augen auf, und ſieht ihn an.)

Lebſt du wieder? O lebe für deinen harten, deinen unwerthen Vater.

Sigismunde (matt)

Verwünſchen ſie ſich nicht, mein Vater — verwünſchen ſie eine unglückliche — aber eine ſüſſe — eine tugendhafte Liebe — mein Tod — ſchmerzhaft, weil er mich von ihnen trennt, weil ſie leiden, durch mich leiden — aber ſüß — er vereinigt mich mit meinem Guichard — Glücklicher Augenblick — erſcheine bald — vergeben ſie mir — vergeben ſie auch ihm — Lieben ſie ihn im Tode — Ich bitte — flehe für ihn —

Tancred.

Beleidigte Tochter! Ich ſoll vergeben? o könnte ich ihn lebendig machen, um dich zu lieben, mein Tod ſollte es thun — hier verſchwindet Hoheit — hier verdunkelt ſich Ruhm — Elende Gegenſtände gegen eine reine Tugend — Meine Sigismunde — Jetzt fühle ich es — ich liebe dich — ſchrecklich iſt mir meine

Grauſamkeit — Was fehlte dir, Guichard, dieſen Schatz zu beſitzen? Eine hohe Geburt? O der Urſprung aller Laſter — der größte Beweiß lebt in den boshaften Aldoin — aber warum verbarg ich mein Herz vor dem Gefühl der Zärtlichkeit? Warum verſtockte ich mich vor der Stimme der Natur? Warum hörte ich nicht den Ruf der Tugend! O meine Tochter! Welch ein unglückliches Leben, wenn Einbildung uns verblendet? Aber, meine Tochter, was iſt das? Ein Herz? Wer bracht es dir?

Sigismunde.

Verbergen ſie es, mein Vater. In meinen Buſen will ich es verbergen — dieſes theure Pfand — ſie ſchickten es mir — Aber ich liebe es, obgleich erkaltet.

Tancred.

Ich, nimmermehr! Ein neues Laſter! O meine Tochter, wie leideſt du — Angſt — Schmerzen —

(Sigismunde empfindet ſtarke Schmerzen, die ſich auf ihrem Geſichte zeigen.)

Adelaide.

O dieſe Martern — ſie zerreiſſen mich — Gott! ende ſie; Aldoin — ſollteſt du ſie ſehen —

Tancred ruft.

Verräther! Aldoin! Meineidiger — Erſcheine — Siehe den Anblick, vor den du erzittern mußt, wenn du kein Unmenſch biſt — Er kommt noch nicht — Er wird es wiſſen — fürchten, daß der rächende Vergelter ihn eher an den Orte zerſchmettert, wo der Gegenſtand der grauſamſten ſeiner Bosheiten noch ächzet.

Aldoin kömmt.

Was will er bey ſeiner Tochter? Soll ſie ihn durch ihre Klagen raſend machen! Ich muß ihn entfernen.

(Er ſieht ſie und fährt zurück.)

Sie ringet mit dem Tode — Feiger — zittre nicht — deſto beſſer — dann kann ſie dir nicht ſchaden.

Tancred.

Ha! biſt du da Scheuſal der Menſchheit? — Nähere dich, und ſiehe den ſchrecklichen Auftritt, den deine Bosheit, deine Rachſucht, und dein Betrug hervorbrachte. Wenn du die Laſt tragen ſollteſt, die auf meinem Herzen liegt, ſollteſt ſie in dem Maße tragen, in welchem du ſie verdieneſt — ſie würde dich zu Boden ſtürzen — denn faſt ſtürzet ſie mich — von deinen Händen fodere ich ſie, dieſe unglückliche, dieſe ſterbende Tochter — du verſtummſt — Ha! daß du nie reden könnteſt, als deine eigene Schmach an dir zu rächen — O meine Tochter! Meine Tochter! Iſt keine Rettung für dich?

Aldoin (vor ſich.)

Glücklich, daß keine vor ſie iſt — Ich muß ihn austoben laſſen — Nur wenige Tage kann er es —

Sigismunde.

Rettung? Wovon mein Vater — von der Vereinigung mit dem Guichard — Nein! Mein Geiſt fliehet ihm entgegen. Der Abſcheu bey dem Anblicke — dieſes Ungeheuers, befördert meine Erlöſung — Er, den du haſſeſt, erwartet mich — Mit ſeinem Geiſte ſtehet er bey mir — O! es ſind Ausſichten — voll Seligkeit — voll Wonne. Spotte nun auch mich, Unbarmherziger — Möchte der Himmel deine ſchreckliche Strafe dir zu deiner Beſſerung bereiten!

Aldoin.

Wenigſtens raubt ſie mir einen ſchönen Theil meines Glücks —

Sigismunde (unter heftigen Schmerzen.)

Mein Vater — Wenn ſie mich lieben — entfernen ſie ſich — Sie leiden — zu viel — Ihre Tochter iſt nicht unglücklich — nicht zu bedauren.

Tancred.

Soll ich noch ſo grauſam ſeyn, und dich verlaſſen, dich vielleicht dem Verräther überlaſſen, daß er noch einen Dolch mit deinem Blute färbte — Nein, ich will deine lezten Seufzer auffangen — Stahl werden ſie meiner Bruſt wider den Mörder meiner Ruhe mittheilen — ich will deine Leiden ſehen — zu meiner Strafe ſehen — Sie müſſen mir ewig vor Augen ſeyn. — Dein Schatten müſſe mich verfolgen, und mir keine Ruhe laſſen, bis mich die Angſt verzehrt. Guichards Geiſt war bey mir, aber er war nicht ſchrecklich — Schrecklicher müſſe der deinige ſeyn, als daß rauſchende Waſſer der Ueberſchwemmung — Dir, Böſewicht, müſſe er das Blut vertrocknen — die Säfte verdorren.

Sigismunde.

Mein Vater — Ruhe für ſie vom Himmel — ſie ſind unſchuldig — beklagen ſie mich — aber leben ſie zum Glück ihres Volks — Eine Bitte — mein verehrungswürdiger, mein geachteter Vater — vereinigen ſie unſere Herzen — Laſſen ſie uns verknüpft ruhen — im Tode wird ſich ihr Blut miſchen, im Leben trennte man es —

Tancred.

Wäre ich wohl werth, daß du mich ſterbend ſegneſt, wenn ich es nicht thäte — Aber o!

meine einzige Sigismunde — lezter Zweig meines Daſeyns — du ſtirbſt, und ich muß einſam deine vorige Liebe entbehren —

Sigismunde (mit immer ſchwächerer Stimme.)

Meine Seufzer an dich, geliebter Guichard — erreichen dich gewiß — Tod! Warum verweilſt du — mich zu ihm — zu bringen? Hartes Herz! du willſt dich nicht — brechen laſſen — o ein Dolch hätte mich — dir — geſchwinder genähert — geliebter Guichard! — aber — ich wollte — auch leiden —

Alboin (vor ſich.)

Wie gerne wollte ich dir das Leben verkürzen — deinem Vater mit dir — Euer vereinigtes Winſeln wäre mir Erquickung — meiner Seele Wonne —

Sigismunde.

Dunkelheit — umnebelt — mich — mein — Vater — ewig — wohl — ihnen — Guichard — ich — überwinde — o — Guichard — Guichard —

(ſie ſtirbt.)

Adelaide.

Alboin, wenn auch dieſer lezte Todesſeufzer deinem Herzen ſo ſchrecklich wäre, als er dem meinigen iſt, ſo wären doch Ewigkeiten zu klein, an dir das Blut dieſes theuren Engels zu beſtrafen, den ich ohne Aufhören beweinen werde.

(Sie geht ab.)

Tancred (der bisher tiefſinnig geſtanden.)

O ſie iſt nicht mehr — dieſe geliebte — dieſe vortrefliche Tochter — Sie iſt zu der Ruhe gekommen, die ſie hier nicht hatte, die ein grauſamer Vater — die ein unmenſchlicher Böſewicht ihr raubte — Nage mich nur — unglücklicher Schmerz — du wirſt es bald verzehren, das wenige Gefühl, das mir noch übrig iſt —

Aldoin.

Seyn ſie ein Mann — mein Fürſt — Was geſchehen iſt —

Tancred (heftig.)

Vergiftete Bosheit ſtrömet aus deinem verrätheriſchen Munde — Wunderbar, daß dein Blick nicht tödtet. Dich Unmenſchen iſt die ſchrecklichſte Scene nicht fähig zu rühren — Aber er erwartet dich — der furchtbare Richter deines Gewiſſens — Sein Donner wird dich treffen — und auch die Strafen erwarten dich, die deine Bosheiten verdienen — Unglücklicher! was bedeuten die Briefe? — Du könnteſt dein eignes Herz verrathen, da du mich verrathen kannſt.

Aldoin.

Meine Briefe? Ich! verrathen — Ja, es iſt alles verlohren — Meine ſchöne Ausſichten, meine Hofnung, mein Thron. Aber, Tancred, glaube nicht, daß ich deine Strafe fürchte — Meine Unachtſamkeit verdiente ſie — Ein Weib mußte mich verrathen. Ha! der Richter meines Gewiſſens! Thorheit! Hätte ich je, Tancred, eine ſo große Handlung unternommen, wenn ich einen fürchtete, wenn ich nicht vorher überlegt hätte, ob ich Blut könnte flieſen ſehen, wie Waſſer — O warum habe ich dich nicht eher meiner Rache aufgeopfert — deine Tochter meiner Leidenſchaft — Konnte ich nicht ſchon längſt dieſen Arm aufheben — Nichtswürdige Papiere! ihr ſtürzet mich — Auf welchen Gipfel war ich im Begrif mich zu erheben — Dein Tod, Tancred, war dir nützlich — du warſt der Sclave deiner Tochter.

Tancred.

Barbar! ich könnte deinen Laſtern Einhalt thun, dich vernichten; aber es wäre nicht grauſam genug, nicht dieſe Tochter rächend — Alle Martern, die Höllenſtrafen begleiten können, ſollen dir zu Theil werden, bis du mit deiner ſchwarzen Seele den tödtenden Gift aushauchſt, der alles, was dich umgiebt, beflecket.

Z

Aldoin.

Die Freuden der Rache, Tancred, ſind ſüß, ich beraube ſie dir, mir aber verſchaffe ich ſie. Auch an dich gerächt, gehe ich dem Schickſal entgegen, das noch, vielleicht noch mich zu Thaten rufen kann, die mich glänzend erheben.

(Er zieht einen Dolch und geht auf Tancred zu)

Stirb Tancred — und ich, Wache, bin euer Fürſt.

(indem er auf Tancred zuſtößt, weicht dieſer aus, die Wache fällt zu und nimmt ihm den Dolch)

Auch ihr Feige — Nun ſo lebe, Tancred, um noch lange die Schande zu fühlen — die ich dir, die ich deinem Hauſe zudachte.

(der Fürſt winkt — die Wache führt ihn ab.)

Tancred.

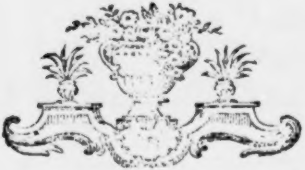
Gerechter Himmel! warum fallen Menſchen ſo tief? Warum fließt das Blut des Schuldigen nicht allein — Verwayßter Fürſt! deine Zierde fiel, und du lebſt, um Mitleiden zu erregen, Kummer zu ſchmecken, und einen Tod zu erwarten, der zu langſam ſchleicht, Jammer zu enden.

Ende des Trauerſpiels.

Hamburgiſche
Landbibliothek

zum
Nutzen und Zeitvertreib
des
ſchönen Geſchlechts.

Fünfter und ſechſter Theil.



Hamburg,
in der Heroldſchen Buchhandlung, 1781.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Liebe iſt ein wunderlich Ding;

oder

Geſchichte der Familie Frank.

In zween Theilen.

Vom Verfaſſer des Waller und Natalie.

Erſter Theil.

Hamburg,
in der Heroldſchen Buchhandlung, 1781.

Vorbericht.

Dieſe Zeilen ſollen dem Werthe des Romans nichts zuſetzen, und ſollen ihm auch nichts abnehmen.

Sie gehen alſo nicht im Allgemeinen den Roman an. Wie viele haben ihn zu beſtimmen geſucht, und ſind immer nicht weiter damit gekommen, als ſo weit ihre Idee bey der Ausfertigung ihres Werkes gieng; und doch dieſe Idee erfüllten ſie ſelten. Der Meynungen ſind hier alſo ſo viel, als der Autoren, die das Urtheil zu fällen ſich berechtigt glauben.

Vorbericht.

Aber ſelbſt auch dieſem Werke geht dieſer Vorbericht im Allgemeinen nichts an, als in ſo fern ich den Zweck deſſelben betrachte.

Zum Vergnügen — und zur Belehrung —

Es iſt alt, was ich ſage, und jeder ſagt es, der ſo etwas ſchreibt. In wie weit jeder den Zweck erreicht, das kömmt mir nicht zu, zu beſtimmen.

Ich ſchreibe ſo wie ich denke. Wenn ich mir auffallende Scenen ſehe, ſo nehme ich ſie ſo warm oder kalt, wie ſie denn auch für einen andern ſind, wenn ſie mich intereßiren — und wenn es denn nur einige trifft, die mit mir gleich fühlen, ſo iſt mein Zweck erreicht.

Aber aus einem Grunde, der in mir liegt, muß, meiner Meynung nach, aus ſolchen Büchern auch das geringſte Anſtößige entfernt ſeyn. Es ſey ſo unbedeutend als es wolle, ſo kann es weiter leiten, und kann unerſetzlichen Schaden bringen. Dies ſey im Vorbeygehen geſagt.

Um aber zum Zweck dieſes Vorberichts zu kommen, ſo iſt meine Abſicht, über einige beſondre Stellen dieſes Buchs eine kleine Erläuterung zu geben.

Dies wird der Neubegierde und dem Intereſſe des Leſers für die Geſchichte keinen Eintrag thun; wer es aber doch glaubt, kann ja bey dem erſten Briefe den Anfang machen.

Der Charakter der **M. Frank** iſt im Grunde ſanfte Anlage; aber er iſt das, was man auffallend anhaltend nennen könnte. Der erſte heftige Eindruck haftet bey ſolchen ihr ganzes Leben durch.

Man wird ſich gewiß wundern, daß eine Perſon vierzehn Jahre hindurch, von ein und demſelben Gegenſtande durchdrungen, ſich allem Vergnügen entziehen, und ein Pflanzenleben im innern Kummer ſo lange durchbringen kann.

Wir wiſſen aus täglicher Erfahrung, (ich geſtehe es,) daß rauſchende Augenblicke ſchnell allen Eindruck einer heftigen Betrübniß hemmen können, und, was noch öfter, als dieſe wirkt, daß die Zeit Thränen trockne, und das Herz vom Kummer befreye. Aber daß dieſes allgemein iſt, wird niemand behaupten.

Wenn eine Frau ein Leben von ſechzehn Jahren und drüber in einem Kloſter zubringt, da ſie allem Glänzenden, was ihr Stand ihr giebt, entſagt, um die Untreue eines Mannes zu beweinen, der indeſſen in unerſchöpflichen Zerſtreuungen mit ſeiner Maitreſſe lebt; wenn dies möglich iſt, (und daß es iſt, iſt Wahrheit, nur darf ich nicht nennen,) ſo iſt es auch mein Fall. Warum ich davon ſpreche, iſt, weil es einigen auffallend war, denen ich es erzählet.

Der erwähnte Mann ließ ſeine Maitreſſe zwey Monate vor der Frauen Tode begraben — und ſie weinte doch.

Ein anderes, das mir freylich mehr Tadel zuziehen wird, iſt der wahrſagende Arzt, ſo wie die Erſcheinung aus dem Tagebuche der **M. Frank.**

Hier müßte ich mich freylich auf meine Begriffe von den Wirkungen der Einbildungskraft beziehen; aber dazu gehörte mehr als ein Vorbericht. Ich habe die Erfahrung nicht gemacht; die meinige iſt nicht ſo ſtark: allein ich kenne Perſonen, die ſie in einem hohen Grade haben, und ich habe wunderbare Wirkungen davon geſehen. Kann man einen Traum nicht auch eine Erſcheinung nennen, oder, wenn man will, dieſe Erſcheinung einen Traum bey Tage? Kann die Seele nicht ſchlafen, wie ſie ſchläft, wenn der Körper ruhet?

Denn unmöglich kann doch ein Traum eine helle Vorſtellung ſeyn; und alſo findet im Schlaf keine helle Vorſtellung ſtatt.

Oder iſt jeder wahnſinnig, der ſo etwas ſiehet?

Es giebt Seelenkrankheiten, die den Körper nichts angehen, wenn ſie ihren Anfang nehmen — Es giebt körperliche Krankheiten, die mit der Seele nichts bey ihrem Urſprunge gemein haben.

Allein nach und nach durch die zu genaue Verbindung leiden beyde.

Wahnſinn iſt eine Krankheit, aber nicht jede Krankheit Wahnſinn, wenn ſie gleich aus der Seele entſpringet.

Denken muß man freylich bey dieſer Sache. Begriffe, die etwas weiter gehen, als die Seele ohne Anſtrengung gehen kann, laſſen ſich nicht ſo leicht bilden.

Aber man verſetze ſich in ein ſtrenges Nachdenken, und man wird die Folgen ſehen.

Ich muß aber meine Leſer hier erinnern, daß, wenn ſie nähere Aufklärung hiervon im Buche ſuchen, ſo irren ſie. Es iſt keine Seelenlehre. Es ſey blos zur Vertheidigung der Sache geſagt.

Eben das meyne ich auch von den geheimen Wiſſenſchaften des Arztes. Daß es ſolche gebe, glauben viele nicht. Wer es aber glaubt, warum ſoll es dem gewehrt ſeyn, Beyſpiele davon in ſeine Schilderungen vom menſchlichen Leben zu bringen? Wer ſie lächerlich findet, der lache. Wem ſie Eindruck machen, der nehme deſſen wahr. Es würde ſonderbar ſeyn, wenn ich glauben wollte, weil ich nicht dichten kann, kann es niemand.

Laſſen Sie, meine Leſer, uns doch einmal in die blinden Jahrhunderte zurückgehen, wo das Licht der Erleuchtung zwar den Menſchen nicht ſo vor Augen lag, wie jetzt, wo aber diejenigen deſto gründlicher unterſuchten, denen der Unterſuchungsgeiſt gegeben war. Nicht wahr, alle dieſe Männer waren Dummköpfe, und nun ſind wir klug; aber im Grunde ſchmelzen wir das in andere Worte um, was ſie aus den Schätzen der Natur, der Vernunft und der Wahrheit ſammleten. Sind uns nicht ſchon Dinge möglich geworden, die uns vor wenigen Zeiten unmöglich vorkamen?

Auch dies, mein lieber Leſer, nicht als Grundſatz — als Meynung; gedacht darüber, was man ſo in ſeiner Idee hervorbringen kann. Es pflegt ſich alles ſelbſt zu leiten, und dem Dummen vor der Welt öffnet ſich oft die rechte Thür, vor der der Kluge mit einer Weisheit vorbeygehet, die ihm Salomonis zu ſeyn dünkt, und ehe er ſichs verſieht, in eine Pfütze tritt.

Aber ich verirre mich. Vorrede und Buch werden — ich will niemand nennen — ſagen iſt Waſſer und Feuer, es verliſcht gegen einander, und die mögen denn das Ziſchen machen.

Mein Buch iſt Roman, ſoll unterhalten, nichts mehr.

Mein Vorbericht ſoll ein Knochen in die Suppe ſeyn.

Anwendungen will ich nicht machen. Jeder mache ſie ſelbſt.

Wenn **Dubly** ſo ſchnell von einer Leidenſchaft zur andern übergehen kann, ſo ſcheint das zwar unnatürlich; aber iſt alles, was ſo ſcheint, wahrer Glanz? Iſt nicht Sonne?

Vorbericht.

Giebt es nicht noch tauſend Veränderungen in der Natur, die wir nicht kennen? Und warum ſollte es deren nicht im Menſchen geben, der die Natur im Kleinen iſt?

Ich will nicht von der Recht- oder Unrechtmäßigkeit bey **Dubly's** Leidenſchaft reden. Das letztere iſt allgemein beſtätigt, und wir müſſens alſo glauben. Auch iſt die Nothwendigkeit jedem einleuchtend, der es auch noch läugnen möchte.

Aber daß es zu jeder idealen Vorſtellung einen Grund in dem Menſchen gebe, der mehr oder weniger ſeiner Seele mit angemeſſen ſeyn muß, das iſt richtig.

Der Leitfaden, den wir uns ſelbſt geben, iſt allemal der, dem wir folgen. Was andere in uns hervorbringen, iſt nichts als Uebertäubung, man ſage auch davon was man wolle. Und jeder Menſch hat dieſen ſeinen eigenen Leitfaden.

Wo liegt er nun? Und wo liegt die Verſchiedenheit deſſelben? Was iſt der Grund, daß er hier ſo und dort anders iſt?

Iſts etwa der erſte Eindruck auf die Nerven? Oder ſinds die erſten Proſpecte, die die Seele einnimmt?

Menſchen, werdet doch zu Kindern! —

Ich ſchließe. Mein Wunſch iſt Freude für meine Leſer, und wenn ſie es durchgeleſen haben, was ich ihnen hier vorlege, daß ſie dann ſagen mögen: Es war Erquickung. Es wird ihnen eben nichts darin unnatürlich vorkommen, ſo beliebt es auch jezt iſt, ſo zu ſchreiben, außer die angeführten Stellen, welche dieſem und jenem übertrieben ſcheinen möchten. Es iſt alles, was es enthält, aus dem Leben genommen. Es ſind, wie ich ſchon oben geſagt habe, geſammelte Scenen, die ein Ganzes ausmachen, das fähig ſeyn möchte, gute Empfindungen hervorzubringen, und zu mancher nicht unnützen Nachahmung zu reizen.

Liebe iſt ein wunderlich Ding;

oder

Geſchichte der Familie Frank.

Erſter Theil.

Erſter Brief.

Louiſe an ihren Bruder.

Den 24. May 1778.

So hart mir es auch verboten iſt, an Dich zu ſchreiben, und ſo ſehr Dein Vater auf Dich zürnet, und nichts von Dir wiſſen will, ſo kann Louiſe doch den Bruder nicht vergeſſen, der ihre beſtändige Geſellſchaft war, und ſo manche einſame Stunde mit ſeiner Schweſter im Kummer theilte. Glaube mir es, lieber Bruder, ich beneide Dich. Alles Ungemach, was Du leiden mußt, alle Noth, der Du Dich ausgeſetzt ſieheſt, iſt nichts, und kann nichts gegen den Schmerz ſeyn, die Liebe eines Vaters täglich kälter werden zu ſehen, durch eine Mutter ſich derſelben beraubt zu ſehen, die alle Eigenſchaften eines guten Frauenzimmers in ſich vereinigen würde, wenn nicht eine unauslöſchbare Rachgierde ſie ſo ſehr aus der Liebe ihrer Nebenmenſchen herausriſſe.

Ich habe alles zuſammengemacht, Dich zu unterſtützen. Zwanzig Dukaten, die hierbey erfolgen, ſind alles, was Dir Deine arme Schweſter geben kann. So überflüßig jezt das Geld in unſerm Hauſe iſt, ſo nehme ich doch keinen Theil daran. Meine Mutter würde mir es nicht anbieten, und gewiß, Bruder, ich werde es nicht von ihr fordern. Mein Vater ſcheint ſich meiner Bedürfniſſe nicht anzunehmen. Mein Wochengeld iſt eingezogen. Mein Putz wird immer enger und ſchlechter, weil nichts neues dazu kömmt; und zuletzt werde ich wohl noch den Geſellſchaften entſagen müſſen, weil ich nicht mehr werde erſcheinen können. Wüßte ich, wie meine Tante geſinnt wäre, ich wollte mich an ſie wenden, und um eine Zuflucht bey ihr bitten. Aber wie kann ich mich hierzu entſchließen, da alle Briefe durch die Hände meines Vaters gehen? Dein Bote hat mich zu einer glücklichen Stunde an dem einſamen Orte getroffen, den Du ihm beſchrieben hatteſt. Aber ich rathe Dir nicht, dies zu wiederholen. Es wird mich und Dich vollends aus der Gunſt des Vaters bringen, die doch noch einigermaßen gegen mich, und durch mich gegen Dich lebt. Was eine Schweſter

ſter ihrem Bruder nur wünſchen kann, wünſcht Dir die

Deinige,
Louiſe.

Zweyter Brief.

Weinert an Frank.

D. 25. May 1778.

Es iſt ſehr unfreundſchaftlich von Dir, Frank, daß Du da mit Complimenten um Dich wirſſt, wo Du nur ein Wort nöthig haſt. Die Einlage wird Dir ſo lange hinreichen, bis Du wieder etwas brauchſt, und alsdenn ſchreib ohne Complimente. Oder beſſer thuſt Du, wenn Du ſelbſt kömmſt. Erinnerſt Du dich nicht mehr der Zeiten, wo ich Franks Börſe öffnete, ohne ihn zu fragen?

Meinſt Du, daß ich ſo vergeſſen bin, wie der Schwärmer, deſſen Beutel aller Welt offen ſtand? Nein, lieber Frank, Dein Herz verdient viel Belohnung; und wer Dich vergeſſen kann, der Dich einmal kannte, verdient auch Dein Zutrauen nicht.

Die letzten zwey Jahre ſeit Deiner Abweſenheit bin ich der Welt ganz abgeſtorben.

Ich

Ich beſchäftige mich blos mit meinen Büchern. Ich will kein grundgelehrter Mann werden, aber das Meinige will ich thun. Bis mein Onkel ſtarb, hatte ichs aus Verdruß verſäumt, und ohne Deine Hülfe wär ich, glaube ich, lange Soldat. Du mußt mir Dein Unglück näher beſchreiben; ich verlange das als eine Freundſchaft von Dir. Alles aufs pünktlichſte, oder Du wirſt auch nicht eine Zeile mehr erhalten von

Deinem Freund,
Weinert.

Dritter Brief.

Frank an Weinert.

D. 27. May 1778.

Du biſt immer noch der alte Weinert in Deinem Glück, wie in Deinem Unglück. Wohl dem Menſchen, dem, wie Dir, nichts in ſeinem redlichen Herzen eine Saite verſtimmen kann! Wie viele ſah ich ſtolz und aufgeblaſen vor mir vorbeygehen, nachdem ſie glaubten, daß ich ihnen nichts mehr nutzen könnte! und wie viel andre, die mir ihre Freundſchaft ſo unabläßig aufdrangen, wollen jezt mich kaum gekannt haben, und ſind auf einmal

mal viel zu beſchäftigt, meinen Beſuch zu empfangen! Das alles, mein Lieber, kränkt mich nun zwar gar nicht; Du weißt, wie oft wir über dieſen Punkt mit einander geſprochen, und ſchon im voraus Fälle geſetzt haben, wo dies geſchehen könnte, und geſchehen würde. Wie wenig Eindruck kann alſo Undank und Modefreundſchaft auf ein Herz machen, das wahre Freundſchaft kannte! Allein ein Fall iſt mir doch begegnet, der mir unangenehm und auffallend war. Du kennſt den jungen S., der ein halb Jahr bey mir gewohnt, und in dieſer Zeit alles bey mir genoſſen, was man Dienſt nennen kann. Ich wohne jezt in einem Hauſe mit ihm. Ich wußte, daß er vor acht Tagen Geld bekommen. Ich wollte vorgeſtern einen Boten nach Hauſe ſchicken, und hatte nicht ſo viel Geld ihn abzufertigen. Ich gieng alſo zu ihm, und bat ihn um einen Thaler. Er ſuchte tauſend Ausflüchte vor. Ich verachtete ihn recht ſehr in meinem Herzen, und ich wäre gewiß fortgegangen, ohne ihm weiter ein Wort zu gönnen, aber ich mußte Geld haben. Alſo überwand ich mich und bot ihm meine Uhr zum Pfand an, und zu meinem nachmaligen größten Erſtaunen nahm er ſie für einen Thaler zum Einſatz. Das war mir ſehr kränkend.

Doch, weg von den unangenehmen Gegenſtänden, und zu andern! Aber ſind ſie mir wohl angenehmer? Können ſie wohl es ſeyn? Es iſt hart, mein Lieber, ſehr hart, ſeinen eignen Vater anzuklagen; und nur die Stimme der Freundſchaft kann mich dazu auffordern, nur ihre Pflicht kann meinem Herzen das entlocken, was ſonſt ewig darin verborgen ſeyn würde. Du willſt meine Geſchichte wiſſen. Wohlan, höre ſie; höre, was den Menſchen aus der glücklichſten Lage in die traurigſte verſetzen kann.

Mein Vater ſagte mir einmal ſelbſt, in dem vertraulichen Tone, mit dem er ſonſt ſeine Kinder zu behandeln pflegte, daß er als ein leichtſinniger Jüngling Sophien, ach! jezt ſeine Frau und meine Stiefmutter, geliebet. Sie hatte alle verehrungswürdigſte Eigenſchaften an ſich, die man ſich denken kann. Er war geblendet von ihren innern und äußern Reizen. Munterkeit, offnes Herz, und redliche Liebe verſchönerten ſie. Er bemerkte nichts an ihr, als einen hohen Grad der Eiferſucht; und ſie war ſo wenig zur Unterdrückung dieſer Leidenſchaft geneigt, daß ſie vielmehr jeden Blick, den er auf eine andere warf, auffieng, und ſo ſanft ſie ſonſt ſchien, mit Bitterkeit ihm denſelben vorwarf. Mein Vater wurde dieſes endlich überdrüßig. Eine Reiſe, die er ihr vorwandte, diente ihm, meine Mutter kennen zu lernen, deren Ruf als ein vollkommnes Frauenzimmer weit bekannt war. Es mußte ihm bey ſeinem Stande und Vermögen, bey ſeinen perſönlichen Eigenſchaften, und beſonders einſchmeichelndem Weſen nicht ſchwer fallen, das Herz meiner Mutter zu erobern. Er eilte, aus Furcht vor Sophien, mit ſeiner Verbindung, und er erſchien mit ſeiner Gattinn, ehe jene noch recht Zeit gehabt hatte, über ſein langes Stillſchweigen nachzuforſchen. Sie ſoll damals gewütet haben, und ein langwieriges hitziges Fieber war die Folge ihrer betrognen Liebe.

Meine Mutter, die einen ſehr mitleidigen Charakter hatte, hat ſelbſt meinem Vater geſagt, daß, wenn ſie dies gewußt, ſie nimmermehr ihm ihre Hand gegeben haben würde.

Sie lebten indeſſen in der glücklichſten Ehe. Meine Schweſter und ich genoſſen ihrer ganzen Liebe, und mein Vater ſparte nichts, ſowohl alles an unſre Erziehung zu wenden, als auch unſerm eignen Verlangen hinreichend Genüge zu leiſten.

Vierzehn Jahre verfloſſen ſo wonnevoll, als der Tod meine geliebte Mutter nahm. Doch machte dieſes keinen Eindruck auf die Liebe unſers Vaters. Sie vermehrte ſich vielmehr, und die Zärtlichkeit, die er gegen unſre Mutter gehabt, gieng auf uns mit über.

Um dieſe Zeit kam Sophie aus der Einſamkeit zum Vorſchein, in der ſie bisher gelebt hatte. Der ſtralende Pracht, womit ſie ſich zeigte, ſetzte jedermann in Erſtaunen. Man wußte, daß ſie reich war: aber ſie hatte auch bisher in dem eingezogenſten Dunkel gelebt, ohne daß jemand die Urſache davon wußte. Dieſe Veränderung mußte alſo allerdings Erſtaunen hervorbringen. In dieſem Zeitpunkt war es, wo mir mein Vater jenes Geſtändniß that. Es waren ſeit der Zeit ſowohl von ſeiner als meiner Mutter Seite vergebliche Verſuche gemacht worden, wenigſtens durch Freundſchaft das ihr gethane Unrecht zu erſetzen, und es war keine geringe Kränkung für beyde geweſen, dies alles fruchtlos zu ſehen.

Ich verließ damals das Haus meines Vaters. Es kamen da die Tage unſrer glück-

lichen

hen Bekanntſchaft, und Weinert wurde mir
les, was ich verließ.

Es giengen faſt anderthalb Jahr hin,
s meine Schweſter mir ſchrieb, als wenn
das Anſehen hätte, daß unſer Vater So-
bien immer günſtiger würde, daß ſie ein-
nder oft und allein ſähen. Sie ſchilderte
ir ihren Charakter ſo liebreich, ſo freund-
ch, daß ich ſelbſt ihrem Wunſche den mei-
igen hinzuthat, daß wir an ihr eine zweyte
ärtliche Mutter erhalten, und daß mein Va-
r ſeinen erſten Fehler dadurch wieder gut
achen möchte.

Ach Weinert! Es geſchah leider nur gar
bald. So froh mich die Nachricht dieſer
erbindung machte, und ſo gern ich, wie
u weißt, die Reiſe that, um dieſer Hoch-
eit beyzuwohnen, und meiner reizenden
Stiefmutter die Hand ehrerbietig zu küſſen,
beſtürzt war ich, als nach acht Tagen
ein Vater mir auf mein Verlangen der Rück-
eiſe in einem kalten Tone antwortete: daß
h nicht weiter die Akademie beſuchen ſollte,
aß ich ſo ſchon Geld genug gekoſtet, und
un für mich ſtudiren und mich geſchickt ma-
hen ſollte, bald mit einem Amte mein Brod
u verdienen. Ich konnte ihm diesmal nichts

antworten. Ich ſtand wie eine Säule. Den Abend darauf wagte ichs noch einmal ihn anzureden. Ich ſtellte ihm vor, daß ich meine Studia kaum halb geendigt, daß er nur noch ein Jahr mich möchte gehen laſſen, ſo wollte ich allen Fleiß anwenden.

„Wenn du noch nichts gelernt haſt.“ ſagte er, „ſo lerne ein Handwerk. Es iſt eben „ſo gut.“

Betrübt ſchlich ich fort, und wollte es meiner Schweſter klagen. Ich fand ſie leider ſchon in Thränen. Mein Vater, ſagte ſie, hat mir mein bisheriges Wochengeld mit bitterm Tone vorgeworfen, und ich bekomme nichts mehr. Wie gerne wollte ich alles, was ich habe, ihm wiedergeben, ſetzte ſie hinzu, wenn ich nur ſeine Liebe dadurch erkaufen könnte.

Wir tröſteten uns, ſo gut wir konnten. Seit der Zeit ſaß ich täglich in meines Vaters Bibliothek; ich wandte alles an, unter der Hand einen Dienſt zu erhalten: aber alles ſchlug mir fehl. Ich merkte die täglich zunehmende Kälte meines Vaters; meine Stiefmutter ſahe mich mit Augen voll Verdruß an; und ich hätte es merken ſollen, wie überflüßig ich im Hauſe war.

Ich glaube, man hätte ſich gerne meiner Schweſter entledigt, wenn man es mit Ehren gekonnt hätte. Das Mädchen ſteht in allgemeiner Achtung; jeder, der meinen Vater beſucht, wünſcht ſie zu ſehen; und ſo kann man nicht umhin, ihr den Zutritt zu laſſen.

Eben bekomme ich Antwort von ihr. Das arme Mädchen! Sie klagt ſelbſt über Noth, und doch ſchickt ſie mir Geld. Ich will es ihr zurückſchicken, und mich auf Deine Großmuth verlaſſen. Ich ſchließe dieſen Brief, um meine Fortſetzung mit einem neuen anzufangen. Ich bin

Dein Freund,
Frank.

Vierter Brief.

Der alte Frank an Wolfram.

D. 24. May 1778.

Ich habe lange Ihre Vorwürfe zu verdienen geglaubt. Aber nun, Herzensfreund, ſehe ich, es iſt nicht ſo. Der Bube, an dem ich ſo viel verſchwendet, dem ich nach dem Tode meiner Frau meine ganze Liebe ſchenkte, verdient nichts weniger als das.

Sophie hatte mir die Augen in Anſehung ſeiner geöffnet. Sie zeigte mir, daß ſeine Ausgaben übermäßig, und daß manche Jünglinge mit der Hälfte beſſer wirthſchafteten als er mit dem Ganzen. Nun ich ihn einſchränkte, nun ich etwas auf ſeine Aufführung Acht gebe, und ihn zu ernſthaftern und brodterwerbenden Beſchäftigungen anhalte, lauft mir der Bube davon. Aber er mag es haben. Ich will mich ſeiner nicht annehmen. Ich will nicht weiter an ihn denken.

Wegen meiner Tochter will ich mit Sophien ſprechen. Wenn ſie es zufrieden iſt, ſollen Sie ſie bekommen. Ob ſie bey mir oder bey Ihnen lebt, das kann mir gleichgültig ſeyn. Denn ſeitdem ich Sophien mein nenne, hat die Achtung meiner Kinder gegen mich ſehr nachgelaſſen. Ich glaubte, ſie würden das Glück, eine Mutter zu beſitzen, erkennen, würden den ſanften Charakter meiner theuren Sophie einſehen, und, ſo wie ich, ihn verehren. Aber es iſt das Gegentheil. Es waren Zeiten, wo ich mir meinen Sohn als die Stütze meines Hauſes vorſtellte, wo ich in ihm einmal meinen Namen und meinen Glanz aufleben ſehen wollte; und eben die gar zu groſſe Liebe zu ihm, eben die

Vernun-

ewunderung der kleinen Vorzüge des Gei-
es, die er etwa blicken ließ, haben ihn ver-
irtelt. Ich ſehe zu meinem innigen Schmerz,
aß er ausgeartet iſt, und ich bin überzeugt,
aß ich ſelbſt den erſten Grund dazu geleget.
ollte ich da nicht Hülſe, nicht Mittel ſu-
en? Strenge hieß er, was bey mir das
ahreſte Verlangen war, ihn auf den Weg
er Arbeitſamkeit zu bringen; und dieſe auf
iebe gegründete Strenge ſeines Vaters bringt
n auf? Muß ein Sohn wider ſeinen Vater
ufgebracht ſeyn? Muß er ſich widerſpenſtig
zeigen? Muß er ihm heimlich entlaufen?
ein, Freund, Sie hatten Unrecht. Glau-
en Sie mir, er iſt ein Taugenichts. Er
ag ein wenig erſt fühlen, wie ſichs unter
remden lebt. Er mag es lernen, was er
n der Liebe ſeines Vaters verſcherzt hat.
enn, wenn ich meine Hände wieder nach
m ausſtrecken, und ihn als Sohn darin
ufnehmen ſoll, ſo muß er ganz verändert,
anz gebeſſert kommen. Sonſt will ich ihn
ie ſehen.

Ihren gütigen Antrag, Sie mit meiner
ophie zu beſuchen, wollen mir mit Vergnü-
en eingehen. Da können Sie mit Sophien
lbſt reden, und meine Tochter ſoll auf den
all gleich bey Ihnen bleiben.

Könnten Sie meinen Bruder bewegen, zu Ihnen zu kommen, damit wir uns einmal ſprechen könnten, ſo wäre mirs lieb. Was ſollen die Uneinigkeiten unter uns ſagen? Warum zürnet der Mann, mit dem ich am wenigſten zürnen möchte? Könnten Sie ihm es doch begreiflich machen, wie unrecht er daran thut, daß er eine mündliche Zuſammenkunft zu vermeiden ſucht! Sie würde uns auf einmal aus dem Irrthum bringen, und er würde überzeugt werden, daß ſowohl ich als meine Sophie nichts ſehnlicher wünſchen, als mit ihm einig zu leben. Adieu, mein lieber Wolfram, mein alter Freund. Lieben Sie immer

Ihren

Frank.

Fünfter Brief.

Frank an Weinert.

Fortſetzung des dritten Briefs.

D. 28. May 1778.

Ich bin in der That ein Glückskind, Weinert. Es ſtrömt mir Geld von allen Seiten zu. Außer daß mein Onkel mir einen anſehnlichen Wechſel geſchickt, erhalte ich geſtern 100 Dukaten durch eine unbekannte Hand. Du weißt nun wohl, wie flüchtig ich mit dem Gelde bin. Die Dukaten habe ich gleich mit meiner Schweſter getheilt. Ich kann nicht leiden, daß das Mädchen, der die Natur nichts verſagt, von der Seite der Kunſt nicht alles beytragen ſollte, um Figur in der Welt zu machen.

Du biſt neugierig mehr von mir zu hören. O Freund! dazu kannſt Du ſehr leicht kommen. Ich bin ein gar zu offenherziger Menſch, aber auch nur gegen Dich. Das Geld hat doch eine kleine belebende Kraft, man mag auch davon ſagen was man will. Ich bin durch meinen eignen Vater gekränkt; aber ſeitdem ich der Noth nicht mehr ausgeſetzt bin, vergeſſe ich es etwas, und beruhige mich darüber.

Des jungen S. Geſicht hätteſt Du ſehen ſollen, als ich ihm den Thaler wiederbrachte und einen Beutel voll Dukaten auf dem Tiſch etwas herumwarf, um das Silbergeld heraus zu ſuchen. Ich hätte es nimmermehr gethan, wenn er es nicht geweſen wäre, den ich dadurch etwas hätte demüthigen wollen. Er ſuchte tauſend Entſchuldigungen vor, die aber alle ſehr albern heraus kamen. Du weißt ja wohl, was für eine Figur man in ſolchen Fällen ſpielt. Wir beyde haben 's wohl nie verſucht, aber oft genug doch an andern bemerkt.

Aber auf meine Geſchichte. Ich merkte endlich, viel zu ſpät für meine Stiefmutter, daß ich überflüßig war; und weil ſie mich nicht mehr vor Augen ſehen konnte, ſo hatte ſie die Gelegenheit ergriffen, mich als Hofmeiſter in einem ziemlich angeſehenen Hauſe zu verſprechen. Sie wußte, daß ich hier wenig Zeit übrig haben würde, ihr zu Geſichte zu kommen.

Denſelbigen Abend wurde ich auf meines Vaters Zimmer gerufen. Die ſchöne Sophie (denn ſchön iſt ſie immer noch, obgleich 32 Jahr alt,) ſaß auf ſeinem Schooße, und er tändelte mit ihr. Nachdem ich eine Weile ſtille geſtanden, ſtand ſie auf und wandte ſich zu mir.

Herr Sohn, ſagte ſie ganz liebreich, denn vor meinem Vater hat ſie uns beyde noch immer geſchmeichelt, ich habe für Sie geſorgt. Sie erzählte mir dann die Reihe von Vortheilen und Vorzügen, die mir dabey zu Theil werden würden, und ſchloß damit, daß ich aus ihrer Bemühung um mich ſchlieſſen ſollte, wie ſehr ſie mich liebte, und w nahe ihr mein Glück wäre. Dort habe Sie auch Brod, ſagte ſie, ohne Ihrem Herr Vater beſchwerlich zu ſeyn.

Stelle Dir meine Angſt und mein Erſta nen vor. Einem jungen Herrn von 16 Ja ren zum Lehrer zu dienen, der nur ein Ja jünger als ich, und zu weit höhern Ausſic ten beſtimmt war als ich, folglich ganz a dre Wiſſenſchaften theils ſchon beſaß, theil lernen mußte, als meine akademiſchen Jah mich gelehrt haben!

Mit Schande dort zu beſtehen, war me ne Sache nicht; alſo ſagte ich meinem V ter alles, was ich hiervon dächte, und ve ſicherte ihn, daß ich dieſe Stelle anzunehme nicht fähig ſey.

Aber mit welchem drohenden Blick ſtan er von ſeinem Stuhle auf, und befahl mit e ner gebieteriſchen Stimme, daß ich mich fe tig halten ſollte, den andern Morgen u 9 Uhr dem Herrn aufwarten zu können, un daß ich mir es nicht unterſtehen ſollte, a einige Aenderung wegen dieſes Vorſatzes z denken!

Er wandte ſich damit um und gieng i ſein Cabinet, und meine Stiefmutter folg ihm nach einigen kleinen Erinnerungen von Gehorſam und Pflicht nach. Dieſesmal waren ſie mit höhniſchen und drohenden Blicken begleitet, denn mein Vater ſahe es nicht.

Ich gieng alſo betäubt auf mein Zimmer, und dachte der Sache reiflich nach. Die Stelle anzunehmen war nicht möglich; im Hauſe nach einem Abſchlag derſelben zu bleiben noch weniger; alſo dacht ich: In die Welt, um erſt was zu lernen! und ſiehe, wie ich das ausführte.

Meines Haab und Guts war wenig, alſo meine Zubereitung bald gemacht. Als ſie geendiget, ſchlief ich ruhig aus, und den andern Morgen zog ich mich nach dem Willen meiner Aeltern an, um aufzuwarten. Ich gieng in ihr Zimmer, um nach dem zu fragen, was ich etwa für ſie dort beſtellen ſollte. Hätte mein Vater nur einen ſanften, gefälligen Blick auf mich geworfen, ich wäre ihm zu Füßen gefallen, und hätte ihm geſtanden, daß ich käme ihn zum letztenmal anzuſehen. Aber ſeine finſtre Stirne ſchreckte mich davon ab. Doch kann ich nicht leugnen, die Thränen traten mir in die Augen. Ich empfieng meine Befehle in einem kalten Ton, und der falſche Mund meiner Stiefmutter lächelte und ſprach meinem Gehorſam Beyfall. Wie glühete ich in ihrem Namen für Scham! Verſtellung, mein Lieber, iſt eine Eigenſchaft, die ſich in keinen Schleyer verhüllen läßt, um etwa ihre Schändlichkeit zu ſchwächen. Wer ſie erkennt, dem haucht ſie immer Peſtluft entgegen, und ſelbſt dem Falſchen widert vor der Falſchheit eines andern. O meine gütige, liebe Mutter, wie vermißte ich da deinen Blick der ſanfteſten Liebe!

Ich gieng von da noch zu meiner Schweſter. **Louiſe** erſchrak vor meinem Vorhaben, und wollte mich davon abwenden: aber ſo weinend ſie mich auch bat, ſie in ſo traurigen Umſtänden nicht allein zu laſſen, ſo konnte ich doch diesmal ihrem Verlangen nicht nachgeben; ich mußte mich von ihr losreiſſen, und es dauerte mich, daß ſie in mir das Letzte verlieren ſollte, was ihr noch von den vorigen herrlichen Tagen, wie ſie ſie nannte, übrig blieb.

Ich gieng mit dem entſchloſſenſten Muthe, den ich je in mir gefühlt, zu dem Manne, bey dem ich dienen ſollte. Wie zitternd würde ich es gethan haben, wenn ich in der Abſicht, die Stelle anzunehmen, gegangen wäre!

Sie ſind der Mann, redete mich der liebreiche Herr, dem der Edelmuth aus dem Geſichte lächelte, an, Sie ſind der Mann, der den Unterricht meines Sohnes übernehmen will?

Uebernehmen ſollte, verehrungswürdiger Mann, antwortete ich ihm geſetzt: allein ich bin nicht geſchickt dazu. Glauben Sie mir es nur, daß ich es ungerne in mir fühle, wie wenig ich es ausführen kann. In Ihrem Dienſte zu leben, würde und müßte mir unendlich ſchmeichelhaft ſeyn, und ich ſehe auch Güte und Nachſicht in Ihren Augen. Sie würden vielleicht edel genug denken, meine Schwächen zu überſehen: allein es wäre unedel von mir, wenn ich Sie hintergehen wollte. Ich würde Ihrem Sohne doch nichts beybringen können, als was ich weiß; und da ich von der Hälfte deſſen, was ein Rechtsgelehrter wiſſen ſollte, noch nicht einmal die erſten Begriffe weiß, ſo würden Sie einen ſchlechten Lehrer an mir haben. Dringen Sie nicht in mich, Ihnen die Urſachen zu ſagen, warum ich es noch nicht weiß, die Ehrfurcht verbietet mir das. Seyn Sie zufrieden, daß ich Ihnen offenherzig meine Schwäche bekenne.

Meine freye Erklärung gefiel dem Manne ſehr. Er drückte mir freundſchaftlich die Hand. Ich danke Ihnen, mein Beſter, ſagte er mit vieler Empfindung. Sie wollten meines Sohnes Lehrer nicht ſeyn, und Sie ſind der meinige geweſen. Ich habe von Ihnen gelernt, daß man in einer ſo wichtigen Sache, wie dieſe iſt, blos ſeinen eignen Unterſuchungen ſich überlaſſen müſſe. Man hat mir verſichert, Sie beſäßen alle gehörige Wiſſenſchaften, das Amt zu verwalten, welches ich Ihnen zudachte; und ohne die geringſte Schwierigkeit würde ich es Ihnen übergeben haben, wenn Sie nicht ſelbſt ſo edel geweſen wären, ſich mir zu entdecken.

Er wollte mir ein Geſchenk machen: allein ich ſchlug es aus. Ich wollte nicht den Namen des Eigennutzes einer Sache beygelegt wiſſen, die in wahrer innrer Empfindung ihren Grund hatte.

Ich verließ ihn aber als meinen Freund. Und ich weiß, wenn ich jemals mich an ihn wenden würde, daß er mir in jedem Falle zu dienen bereit wäre. Ich gieng völlig zufrieden mit mir ſelbſt auf meine Wanderſchaft aus. Mein ſtutzermäßiges Anſehen vertauſchte ich im nächſten Städtchen, und ſo kam ich hierher. Noch weiß ich nicht, was man zu Hauſe geſagt, als man mich vermißt. Der erſte Brief meiner Schweſter war eilig geſchrieben, und ich erfuhr davon nichts. Sobald ich es ſelbſt weiß, ſoll der einzige Beſitzer meines Herzens alles erfahren. Adieu lieber Weinert, vielleicht beſuch ich Dich bald.

Frank.

Sechſter Brief.

Louiſe an Frank.

D. 30. May 1778.

Lieber Bruder! in welche Unruhe haſt Du mich geſtürzt! Es war geſtern ordentlich als wenn mirs ahndete. Es überfiel mich eine Angſt, daß ich nicht zu bleiben wußte. Ich gieng an unſern einſamen Ort. Schon etlichemal war mir mein Vater nachgegangen, das wußte ich; alſo ſahe ich mich um, um einen andern Weg einzulenken, wenn er wieder käme. Da ich aber nichts ſahe, gieng ich vorwärts. Als ich um die dunkle Ecke herum war, ſtand Dein voriger Bote da. Ich zitterte vor Schrecken, und meine Angſt nahm ſehr zu. Er gab mir Deinen Brief. Kaum hatte ich das Siegel erbrochen, ſo ſprang mein Vater mit meiner Mutter aus einem [illegible], und der erſtere riß mir den Brief aus der Hand, daß das Geld auf der Erde herumrollte. Ich ſchrie laut auf, denn die Beſtürzung hatte einen Krampf in mir hervorgebracht. Der Kerl, der den Brief gebracht hatte, bebte wie Eſpenlaub.

„Wo kriegt der Bube das Geld her?“ ſchrie mein Vater, als er den Brief geleſen hatte?

„Ich weiß es nicht, Papa!“ antwortete ich ſchluchzend, denn meine allzugütige Mama hatte mir unterdeſſen einen ihrer gewöhnlichen liebreichen Verweiſe gegeben, der mir durch Mark und Seele ging.

„Ha, ſie weiß es, antwortete er mir äußerſt zornig, aber ich will es ſchon erfahren. Ich will das Complot hören. Es iſt ſchändlich, wenn Kinder ihren Vater ſo hintergehen.“

Gütiger Gott! wie fuhren die harten Worte durch mein Herz! O lieber Bruder, daß Du doch nie das unglücksvolle Geld geſchickt hätteſt! Es hat uns nun gänzlich aus der Gunſt unſers Vaters gebracht. Wie ganz anders iſt er doch geworden! Ich hätte mögen mich um ſeinen Hals werfen, und ihn um unſrer theuren guten Mutter willen

um

um Barmherzigkeit anflehen. Aber die Falkenaugen meiner Mama hielten mich zurück. Ich mußte gleich mit ins Haus zurückgehen, und mein Zimmer hüten. Das habe ich geſtern gethan. Heute ſteht Dein Bote unter meinem Fenſter und winket mir.

Er will eine Antwort. Hier iſt ſie, in der Geſchwindigkeit geſchrieben. Das ſchöne Geld! Wie gut hätteſt Du es brauchen können! Heute machte die Mama ſogar mit einem wehmüthigen Geſichte die Anmerkung: Wenn der junge Menſch ſich nur nicht hat verführen laſſen, es jemanden zu rauben — und Dein Vater ſeufzte dazu, und ſagte: Ach ja! der Böſewicht! O wie weh that der Stich, den mir es gab!

Ich habe es nie geglaubt, und konnte es auch noch nicht wiſſen, daß es ſcheinheilige Menſchen geben könnte: aber nun bin ichs vollkommen überzeugt, daß dieſe unſre Mutter es iſt. Ich kann nicht mehr ſchreiben, es möchte jemand es ſehen. Ich muß den Brief zum Fenſter herunter laſſen. Bedenke meine Angſt, und ſchone Deiner

armen Schweſter

Louiſe.

Siebenter Brief.

Weinert an Frank.

Den 2. Jun. 1778.

Du haſt als ein braver Menſch gehandelt. Ich liebe Dich darum, daß Du die Stelle nicht annahmſt. Aber — daß Du Deine arme Schweſter verließeſt, das war nicht recht; Du hätteſt ſie ſchonen ſollen, und lieber alles Ungemach aushalten, als ſie allein den üblen Begegnungen ihrer Stiefmutter überlaſſen. Das haſt Du wieder nicht gut gemacht. Deine Schweſter muß ein vortreffliches Frauenzimmer ſeyn. Ich habe eine Anekdote von ihr gehört, die ich Dir im nächſten Briefe ſchreiben will, und die mich recht begierig macht, ſie kennen zu lernen. Wärſt Du nicht mit Deinen Aeltern zerfallen, ich würde Dir keine Ruhe laſſen, Du müßteſt mit mir dahin reiſen.

Noch eins muß ich Dir ſagen. Ich habe unter den Papieren meines Onkels einige Quittungen von der Hand eines Frauenzimmers gefunden, die das Koſtgeld eines kleinen Couſinechens betreffen. Sollte das wohl ſo eins von der Nebenlinie ſeyn? Doch ich will den Alten nicht im Grabe läſtern. Genug freut michs, daß ers ſo gut mit ihr gemeint hat, ſie mag auch ſtammen woher ſie will.

Es iſt mir indeſſen ärgerlich, daß ich es nicht weiß, und ich kann kein Frauenzimmer ausfindig machen, die den unterſchiedenen Namen führte. Sie heißt Dubly, und ſchreibt eine völlig franzöſiſche Hand. Ich muß doch noch dahinter kommen, es koſte auch was es wolle.

Seit geſtern fiel mir es ein, daß Du viel beſſer gethan hätteſt, wenn Du hierher gekommen wärſt: und ich kann noch nicht einſehen, warum Du mich vorbeygegangen biſt. Außer daß Du hier viel näher geweſen wärſt, und eher Nachricht von den Deinigen und beſonders Deiner armen Schweſter erhalten hätteſt, wußteſt Du, daß ich Dich bequem hätte logiren können. —

Guter Frank! wenn Du etwa lachſt, ſo lache nicht zu früh. Ich hätte beynahe nicht geglaubt, daß Du Deinem Freunde etwas verhehlen könnteſt. Ich weiß das ganze Stückchen mit Deiner Liebe. Heuchler Du! kannſt Du von der Falſchheit anderer ſo moraliſch ſchreiben, da Du ſelbſt es nicht weniger biſt? Soll ich Dir vergeben? — oder ſoll ichs nicht?

Es iſt kein kleiner Streit, wenn ſo etwas bey mir auf der Wage liegt. Daß Du meine ganze Ahndung verdienteſt, und daß ich Dich es billig ſollte fühlen laſſen, wie ſehr Du meinen Stolz auf Deine Freundſchaft gedemüthigt, iſt ohne Zweifel. Daß ich aber ein guter Narre bin, der Dir zu gefallen durchs Feuer liefe, das iſt wieder gewiß. Alſo diesmal bleibe es dabey.

Du weißt, weswegen mein Onkel immer auf mich zürnte, und mich im größten Elende ließ. Ich ſollte zu ihm und ſein Handwerk lernen. Und wie wenig das meine Neigung war, weißt Du wohl auch. Den ganzen Tag und alle Tage da zu ſtehen, und unſchuldigen Thieren aufzulauren, um andern Leckerbiſſen zu verſchaffen! Ein Jäger iſt immer ein grauſamer Menſch. Wahrhaftig, jeder Menſch könnte wohl für ſich todt ſchlagen, und brauchte keinen andern dazu; und man ſage mir was man will, es ſey Empfindeley damit, ich fühle in meiner Natur etwas widerſtehendes gegen eine ſolche Art zu handeln. Ein Leben bleibt immer ein Leben; es gereicht zum Vergnügen deſſen, der es hat, und zur Ehre des Schöpfers, der es ſchuf. Und wer das Leben nimmt, der hemmt das Vergnügen des erſtern, und beleidigt die Ehre des zweyten. Und welches Recht haben wir wohl zum erſten? und wie viel Pflicht hält uns zurück, das zweyte nicht zu thun!

Alles das hat mich immer abgehalten, und bey allen ſeinen Verſprechungen bin ich taub geweſen, weil ich die Stimme der Natur, ihm zu gefallen, in mir nicht unterdrücken konnte.

Jezt habe ich eine neue Probe ſeines Haſſes deswegen. Ich finde einen Brief unter ſeinen Papieren, an einen Freund, der Himmel weiß welchen, angefangen und nicht vollendet, worin er ihm meldet, daß ich von ihm nichts bekommen würde, wenn ich mich nicht noch entſchlöſſe, ſein Metier zu ergreifen, und daß er in dem Fall ein Teſtament machen und — da ſtand der Brief. Sollte es wohl der letzte geweſen ſeyn, den der Mann geſchrieben? Sollte er wohl über der Abſicht zu meinem Nachtheil geſtorben ſeyn? Glaube mir, Frank, ich könnte ein ſolcher Thor ſeyn, und wenn ich den vermeinten Erben kennte, ihm den größten Theil meines Vermögens herausgeben, weil mein Onkel ihm es zugedacht. Denn von Ueberfluß bin ich kein Freund; und es iſt ein kleines

Familiengut dabey, welches jährlich 4·500 Rthlr. abwirſt, und damit könnte ich gemächlich leben. Es macht mir ordentlich Unruhe, daß ich ſeinen Willen nicht weiß.

Wenn es möglich wäre, daß Leute nach ihrem Tode wieder zu dem im Geiſte kommen könnten, was ſie am liebſten gehabt, ſo müßte er gewiß bey ſeinen Geldkaſten erſcheinen. Allein ich kann noch nichts gewahr werden, ob ich gleich auch oft im Dunkeln dahin gehe, und etwas hole, um einen Armen nicht leer weggehen zu laſſen. Es iſt allen Leuten etwas ſo ungewohntes, hier Geld zu bekommen, daß ſie mich verwundernd anſehen. Wie viel Intereſſen bin ich nicht den Dürftigen im Namen meines Onkels zu ihrem Capitale ſchuldig! ich will indeſſen abzahlen, und wenn der vermeinte Erbe ja jemals an den Tag kommen ſollte, ſo kann er wider dieſe bezahlte Schuld nichts einwenden: denn ſie pflegt immer mehr Segen zu bringen.

Adieu Frank! Das nächſtemal mehr von
Deinem

Weinert.

Achter

Achter Brief.

Louiſe an Frank.

D. 8. Jun 1778.

Wir ſind zu dem alten Wolfram gereiſet, lieber Bruder, und hier habe ich Muſſe und Zeit, Dir wieder einmal aus dem Innerſten meines Herzens zu ſchreiben. Wie lange iſt's ſchon, daß ich es nicht konnte! und wie heftig ſchlug mein Herz allemal bey dem Gedanken an Dich! Ich habe es nie ſo ſtark gefühlt, wie werth Du mir biſt, als in den Zeiten der äuſſerſten Betrübniß, wo ein immerwährender innerer Jammer mein Herz zerriß, und wo ich meinen lieben Bruder ſuchte, um bey ihm alle die Leiden zu lindern, allen Kummer ſeinem Herzen mitzutheilen, der dem meinigen allein zu ſchwer war. Du halfeſt mir ihn ſo großmüthig tragen.

Jezt iſt ein Theil davon verſchwunden, weil ich Hoffnung habe, eine Zeit lang in Wolframs Hauſe zu bleiben. Freylich ſoll es nur eine kurze Zeit ſeyn: denn meine beſorgte Mama meint, ich würde die guten Lehren, die ſie mir gäbe, wieder ausſchwitzen, wenn ich zu lange verweilte. Ach! über die guten Lehren! Doch ich ſchweige.

Ich

h will der Ehrfurcht nicht zu nahe treten,
ich ihr ſchuldig bin. Indeſſen wird es
doch immer wohl ſeyn, wenn ich von
entfernt bin. Und was ich ſo ſehr fühle,
r dieſes, das kann ich nicht unterdrücken.

Ich habe es lange auf meinem Herzen ge-
bt, Dir alles zu ſagen, was ſich ſeit Dei-
r Abweſenheit zugetragen. Nun will ich
ch nicht länger auf mich warten laſſen.
n dem Tage, da Du weggegangen warſt,
n Hrn. v. B. aufzuwarten, wie meine
ama ſich ausdrückte, gieng ich zitternd zu
iſche. Jeder Augenblick war mir ängſtlich,
eil ich in jedem glaubte, das Gewitter we-
n Deiner Entfernung würde über mich los-
echen; allein diesmal kam es noch nicht da-
. Meine Mama behauptete, Hr. v. B.,
s ein artiger und voller Mann, hätte
ich zu Tiſch behalten, und da würdeſt Du
ohl aufgehoben ſeyn. Sie ſetzte mit vie-
m Eigenſtolz hinzu, daß, wenn Du auch ſo
umm wie Jürge wäreſt, man Dich doch in
egard ihrer behalten würde. Ich ärgerte
ich nicht wenig über den Vergleich.

Aber das Blatt drehete ſich. Nachmit-
ags kam Hr. v. B. gefahren. Er lobte die
luge Aufführung, die Du bey ihm beobach-

tet hatteſt, und bat Deine Mutter, Dir nicht deßwegen übel zu begegnen, daß Du aufrichtig geweſen wäreſt. Das waren beyden böhmiſche Dörfer. Sie ſahen einander verwundernd an. Endlich faßte ſich meine Mutter. So iſt mein Sohn nicht bey Ihnen? fragte ſie, und ich wurde ſchon blaß bey der Frage.

Er iſt nur eine halbe Stunde bey mir geweſen, ſagte Hr. v. B.; und dieſe hat er ſehr gut bey mir zugebracht. Er hat mir aufrichtig bekannt, daß er ſich für meinen Sohn nicht ſchicke.

Die Verwunderung nahm zu, als man ihm ſagte, er ſey auch nicht zu Hauſe; und da alle Geſichter einander in der Reihe herum anſahen, ſo wurde man endlich auch gewahr, daß ich blaß und bleich war, und über und über zitterte.

Lieber Bruder, ein ſolches Geheimniß mußt Du Deiner Schweſter nicht wieder anvertrauen; denn ihr Herz iſt ein Verräther an ihr ſelbſt.

Man drang in mich; ich geſtand alles, was Du mir geſagt; ich verheelte nichts von Deinen überzeugenden Gründen, und ich ſahe nachher wohl, daß ich darin fehlte, weil unſer Vater ſehr aufgebracht wurde. Natürlich mußteſt Du ihm alles dieſes auch geſagt haben, und daß er es nicht überzeugend gefunden, beſchämte ihn. Mein Zimmer wurde mir angewieſen, und ich begab mich, von den drohenden Blicken meiner Aeltern begleitet, weg. Hr. v. B. warf einen freundlichern auf mich, und in meinem Herzen rechtfertigte mich dieſer.

Was ſie nachher mit einander geſprochen, davon weiß ich nichts.

Als Hr. v. B. weggefahren, ließ man mich rufen. Ich gieng mehr todt als lebendig, wie ein Schlachtopfer zum Tode geführt wird. Ich bereuete es in dem Augenblick von Herzen, daß ich Dich nicht gebeten hatte, mich mitzunehmen. Es liefen in meinem Kopfe tauſend verwirrte Plane umher, wie ich es dann hätte machen wollen, um nicht weiter unter einer ſo tyranniſchen Mutter zu leben. In ſo einem Augenblicke, Bruder, könnte man mich bewegen, einen übereilten Schritt zu thun.

Ich erſchien alſo wie vor meinen Richtern. Wie war es doch ſonſt, als wir noch ſo froh, ſo freudig zu unſern Aeltern giengen, und jede Minute uns die glücklichſte war, die ſie uns ſchenkten! Wie glänzte da aus den Augen meines Vaters Wonne auf uns! und das segenvolle Lächeln meiner Mutter goß Seligkeit in unſre Seelen. Herrliche! ſchöne Zeiten! — Wo ſeyd ihr hin? Wie verſchwunden iſt bis auf das Andenken alle dieſe Glückſeligkeit!

Zorn aus beyder Augen funkelte mir entgegen. Ich habe nie ſolche Begegnungen erfahren, und alſo kannſt Du urtheilen, wie hart ſie mir ſeyn müſſen.

Biſt du die gottloſe Vertraute deines Bruders? fuhr mich mein Vater an. Hätte ich doch nicht ſo viel Gift in der kleinen Schlange geſucht. Wie biſt du ausgeartet! Du ſcheinſt gar nicht die Tochter deiner ſanften, gefälligen Mutter zu ſeyn.

Gern hätte ich erwiedert, daß er nicht mehr der zärtliche Vater für die Kinder unſrer Mutter ſey. Allein, ſchon dieſe kleine Erinnerung an ſeine vorige Frau machte meine Stiefmutter merklich unruhig, und ich wollte eben ihre Unruhe nicht vermehren.

Mein Vater ſelbſt merkte erſt hernach, was er gethan; und die Beſtürzung, die er darüber blicken ließ, war wohl diesmal meine Rettung.

Ich ſuchte mich, ſo gut ich konnte, zu vertheidigen. Ich ſagte, oder log es vielmehr, daß Du mir Deinen ganzen Plan nicht entdeckt, und ich alſo nicht gewiß auf das hätte ſchließen können, was Du thun wollteſt. Ich hätte auch gedacht, Du möchteſt vielleicht Deinen Entſchluß ändern, und noch wieder zurückkehren. Ich ſetzte noch manches Bittendes hinzu, und weinte ſehr bey dieſer meiner Vertheidigung.

Vielleicht fürchtete meine Stiefmutter, ich möchte meinen Vater zu ſehr rühren, und ihn an Augenblicke zurückerinnern, die ihr unangenehm geweſen. Man ſagt mir, ich ſähe meiner theuren, ach zu früh für mich verlornen Mutter gleich, und deren Andenken meinem Vater zu lebhaft vorzuſtellen, möchte wohl nicht Sophiens Wunſch ſeyn. Sie bat alſo für mich, und ſetzte hinzu, daß man es mir vergeben könne, weil ich meinen Bruder liebte, und die Größe des Vergehens nicht gekannt hätte.

Mein Vater iſt ein lenkbarer Mann. Er war freylich durch mein offenherziges Geſtändniß beſchämt: allein er gab auf dieſes Zeichen ihrer Einwilligung gleich nach, und ich kam mit einem leichten Verweiſe davon. Es

ſchien

ſchien ſogar, als wenn er mich freundlich und wehmüthig anblickte. Was hätte ich jezt darum geben wollen, wenn ich eine Thräne hätte über ſeine Wangen rollen ſehen, die ſonſt dem Andenken unſrer Mutter ſo häufig floſſen!

Indeſſen wirkte doch die gelindere Bewegung ſchon ſo viel bey mir, daß ich den ganzen Plan von Entlaufen und eigner Verſorgung als einen unrechtmäßigen betrachtete. Ich ſtellte mir im Gegentheil ſüße Ideen vor, wie ich mich in der Gunſt meines Vaters und meiner Stiefmutter feſter ſetzen, und dadurch die vorigen glücklichen Zeiten zurückrufen wollte; ja ich hatte ſchon ſo gewiß Deine Vergebung und Zurückkunft in meinen Gedanken bewirkt, daß ich ſtolz darauf war.

Aber ſo leicht der Gedanke kam, ſo leicht gieng er wieder dahin. Es währte keine Stunde, ſo kam meine Stiefmutter auf mein Zimmer.

Sie warf mir in den bitterſten Ausdrücken vor, daß ich meinen Vater noch unter die Erde bringen würde. Jede Erinnerung an ſeine verſtorbene Frau wäre Gift für ſeine Geſundheit; und wenn ich mich noch jemals wieder unterſtehen würde, ein Wort von ihr

llen zu laſſen, ſo könnte ich ſicher auf ih-
n Zorn, ja ſogar darauf rechnen, daß ſie
ich aus ihrem Hauſe und Angeſichte ver-
ſen wollte.

Da lag alſo Deine arme Schweſter wieder
der finſtern Höhle, aus der ſie ſich kaum
auszuwinden den Anfang gemacht. Aber
ſie nicht eine falſche Frau? Will ſie nicht
dadurch, daß ſie meinem Vater das Anden-
n an meine Mutter entzieht, ihn auch von
ller väterlichen Zärtlichkeit für uns ablen-
n? Ich glaube, wenn ſie könnte, ſie riſſe
ich aus meinem Herzen dieſes mir ſo theure
ndenken heraus. Aber ſie ſoll vergebens
verſuchen. So heilig als mir dieſes iſt,
ll mir nichts in der Welt ſeyn.

Ich habe oft die Abende in dem Wäldchen
gebracht, das an unſerm Garten iſt. Ich
abe mich ganz in ihr Bild vertieft, und es
t mir wie ein Schatten vor meine Augen ge-
mmen. Was hätte ich darum geben wol-
n, wenn ich die mütterlichen Knie hätte
mfaſſen können! Aber es verſchwand wie-
er, ſobald ich mich aus der Tiefe des Den-
ens, worin ich mich verloren hatte, heraus
ß. Aber in meinem Herzen kann es das
icht. Da ſchwindet es nie und wird nie

ſchwin-

ſchwinden. Zu tief liegt jeder Zug der Güte, jede Empfindung der Liebe darin, die ſie mir ſchenkte. Ihre Hand leitet mich noch immer, wie ſie mich ſonſt leitete; und ſelten unternehme ich eine, auch die kleinſte Handlung, die mir zweydeutig ſcheinen, oder Unruhe verurſachen könnte, daß nicht ſie mit dem lebhaften Bilde, das ſich mir dann darſtellet, mich belehren ſollte, ob Thun oder Laſſen hier der beſte Weg ſey. Aber ich ſpreche auch mit Dir von Sachen, wovon euer Geſchlecht wenig oder nichts glaubt.

Es wurde mir den andern Tag hart verboten, nicht zu ſchreiben; und das iſt bis zur Geſchichte mit dem Gelde das letzte, was man von Dir ſprach.

Ich kann Dir es nicht verheelen, daß man Deiner auch nicht mit einer Sylbe erwähnte. Und wenn Louiſe nicht an Dich gedacht hätte, ſo wärſt Du ganz aus dem Andenken Deines väterlichen Hauſes verbannt geweſen.

Was hernach mit dem Gelde geſchehen iſt, weiß ich auch nicht. Hat es Dir Dein Vater zurückgeſchickt, oder hat er es behalten. Ich, der es beſtimmt war, habe es nicht erhalten.

Endlich vorgeſtern reiſten wir hierher. Du weiſt, der alte Wolfram war immer ein Liebling meiner Mutter. Sie konnte ihn ſehr gut leiden, und er that ihr auch alles zu Gefallen. Der ehrwürdige Greis, der unſer Haus wie das ſeinige betrachtete, will auch jezt an den Kindern ſeiner Freundinn ein Wohlthäter werden. Er entdeckte mir, daß bloß die Nachricht von meiner traurigen Lage ihn bewogen, um dieſen Beſuch zu bitten; denn die Heirath meines Vaters würde er nie billigen.

Wie wir ankamen, räumte er mir ein nettes Zimmer ein. Ich wohne alſo alleine. Er giebt vor, daß er das meiner ſeligen Mutter ſchuldig ſey, für ihre Tochter Sorge zu tragen; und er ſpricht überhaupt ſo viel von ihr, daß ich glaube, Mama wird ſich nicht gar zu lange aufhalten. Indeſſen erlaubt ſeine außerordentliche Höflichkeit, und die Freundſchaft meines Vaters gegen ihn, ihr nicht, ihm anders als mit der äußerſten Artigkeit zu begegnen; und mich läßt er ſo wenig aus den Augen, daß ſie mich nicht allein kriegen kann, ſonſt würde ich gewiß eine derbe Moral bekommen.

Mein Vater ſcheint ganz in ſeiner Sophie zu leben. Ich verdenke ihm nicht, daß er ſie zärtlich liebt: aber daß er uns und unſere Mutter ſo ganz vergißt, kann ich doch unmöglich gut heißen; und darüber grämt ſich

Deine Schweſter,

Louiſe.

Neunter Brief.

Weinert an Frank.

D. 6. Jan. 1778.

Ich verſprach Dir in meinem lezten Briefe, eine Anekdote von Deiner Schweſter zu erzählen; die Urſache davon iſt, daß ich ihr ſo herzlich gut bin, ob ich ſie gleich noch nicht geſehen habe. Es ſind jezt ohngefähr acht Tage, da der alte Wolfram (Du mußt ihn auch von Deiner Mutter her kennen,) bey mir war. Wir kamen auf Dich zu ſprechen. Er tadelte Deinen Vater, obgleich in den mildeſten Ausdrücken, daß er ſich Deiner nicht annehme; und weil ich immer ein bischen neugierig auf Deine Schweſter geweſen, ſo erkundigte ich mich nach ihr. Er wußte ſie nicht genug zu loben, und erzählte mir eben das Folgende.

Vor dem Tode Deiner Mutter war er mit ihr und Deiner Schweſter auf ein Landgut gereiſt, das einem ſeiner Freunde gehörte. So gut der Mann ſonſt auch war, ſo pünktlich war er auf Gerechtſamen, und er konnte, wenn ihm da einer nicht Wort hielt, äuſſerſt unbillig ſeyn, wenn er ſchon gerecht war.

Es hatte ſich ein unglücklicher Zufall mit einem ſeiner eignen Bauern zugetragen, der ausgepfändet worden, und mit ſeiner ganzen Familie aus ſeinem Hauſe geworfen war. Der Kerl war ein boshafter Menſch, der kein Mitleiden verdiente; aber die Frau ein ſanftes, gutes Weib. Indeſſen hatte ihr und ihrer Kinder Bitten nichts ausrichten können. Es wurde das armſelige Häuschen, das ſie beſaßen, genommen, und der Kerl wegen ſeiner ungebührlichen Reden ins Loch geſteckt. Das war den Vormittag geſchehen. Nachmittags kamen ſie dort an. Deine Schweſter geht nach ihrer Gewohnheit gleich ins Dorf, um ein gutes Bauermädchen zu finden, mit der ſie ſich ein bischen unterhalten könnte, und ſtößt auf die Stelle, wo ſich dieſe arme Frau mit drey Kindern befindet. Der Herr hatte befohlen, ſie ſollte das Dorf räumen. Alle ihre Bekannte waren um ſie, und baten ſie flehentlich, zu gehorchen, damit ihr nicht etwas üblers widerführe. Es würde ſich ſchon vermitteln, daß ſie wiederkommen dürfte. Sie hatten ihr auch ſchon etwas Zehrung gegeben. Aber das Weib wollte nicht weg, ehe ihr Mann losgelaſſen wäre. Bey allem Uebel, was er ihr zufügte, liebte ſie ihn ſehr zärtlich. Deine Schweſter ließ ſich mit ihr in ein weitläuftiges Geſpräch ein. Sie erfuhr, daß die Schuld nur 25 Rthlr. betrüge. Sie bat ſie darauf, mit ihr zu gehen, aber allein. Das Weib folgte ihr, und ſie verſteckte ſie vor dem Gute.

Sie gieng darauf zu Wolfram, und bat ihn um ſo viel Geld. Sie wollte es nach und nach von ihrem Wochengelde bezahlen. Er ſtutzte, aber doch wollte ers dem ſanften Mädchen nicht abſchlagen. Als ſie es hatte, lief ſie voll Freude zu dem Weibe, gab es ihr, und ließ ſie mit dem ſtrengſten Verbot zum Herrn gehn, ihm zu zahlen, aber nicht zu ſagen, woher ſie das Geld habe.

Zufällig traf ſichs, daß er in dem Zimmer ihrer Mutter war, wohin ſie auch gieng. Alſo wurde das Weib angeſagt, und der alte Wolfram, der ſchon merkte, was es ſey, als von Gelde geſprochen wurde, bat, daß man ſie in das Zimmer laſſen möchte. Louiſe wurde feuerroth.

Aber die Verwunderung aller ſtieg aufs höchſte, als die gute Frau die 25 Rthlr. hinlegte, und dafür nur bat, ihren Mann loszulaſſen; ſie wollte gern das Häuschen verlaſſen, wenn ſie ihn nur mitnehmen konnte.

Der Herr ſtellte ihr zwar genug vor, wie ſie mit einem Manne weiter leben wollte, der ſie nicht allein um das Ihrige gebracht, ſondern ſie auch gemißhandelt habe: allein ſie antwortete mit einem ſtoiſchen Heldenmuth, daß ſie lieber trocken Brod eſſen, und täglich Schläge haben wolle, als ohne ihn leben.

Der Herr ſahe darauf ſeine ganze Geſellſchaft an, und entdeckte bald auf Louiſens Geſicht, daß ſie die Urheberinn dieſer kleinen Scene war. Er ſchenkte nicht allein der Frau die 25 Rthlr., ſondern ſie erhielt ihren Mann und ihr Häuschen wieder.

Louiſen ſagte er Dank, daß ſie ihm eine kleine Erinnerung wegen ſeiner Härte gegeben.

Wolfram erzählte mir dieſes mit ſo warmem Herzen, und es wirkte auch ſo ſtark auf mich, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Ich habe ſeit der Zeit ein ſo dringendes Verlangen, dieſes vortreffliche

Mädchen zu ſehen, daß ich Dirs nicht beſchreiben kann.

Was für Wolluſt muß bey dieſer Handlung ſie überſtrömt haben! Wie ſegenreich muß nicht dieſes Geſchenk für die armen Leute geweſen ſeyn! Und was muß Deine Mutter nun bey ſo einem Zuge ihrer Tochter gefühlt haben! Glaube mir, daß ich leide, wenn ich nur daran denke, wie ſie jezt ſo traurig ihre Tage hinbringt, die die ſchönſten ſeyn ſollten, wenn Verdienſt belohnt würde.

Aber nun etwas auf Dich. Seitdem ich eine gewiſſe Saite bey Dir gegriffen habe, ſcheinſt Du mir nicht mehr ſchreiben zu wollen. Hat Dir der Ton mißfallen? Sollteſt Du wohl fähig ſeyn, etwas zu wünſchen, deſſen Verlangen Du Deinem Freunde nicht entdecken könnteſt? Ich glaube es nicht Frank! und wenn es wäre, ich würde mich betrüben. Es iſt unter uns eine Harmonie, die man nicht ſo leicht findet; und ſie ſollte geſtört werden?

Wüßte ich nicht, daß Dich dieſe Urſache zurückhielte, ich würde Dich bitten auf mein Landgütchen zu kommen. Man kann kein angenehmeres Leben haben, als ich hier führe. Ganz von ſo vielem Unangenehmen, was im Leben vorkömmt, abgeſondert, kann man der reinſten, der vollkommenſten Ruhe genieſſen; und man ſchmeckt nur dann, was das Leben des Menſchen eigentlich iſt: in der That, lieber Frank, nicht was es jezt iſt, ein Gemiſch von Unruhen und Sorgen, die mehrentheils das Aeuſſerliche betreffen, und unſerm Geiſte nicht den geringſten Schwung zu geben fähig ſind.

Noch bin ich nicht aus meinem Hauſe gekommen, nicht einmal zu Wolfram, weil mir die Einſamkeit angenehmer iſt. Es iſt mir auch noch etwas Neues. Ich weiß nicht, ob ich es mit der Zeit werde überdrüſſig werden; aber es ſcheint nicht ſo. Wenn Du Deinem Freunde eine wahre Freude gönneſt, ſo ſchreib ihm oft; denn nach Deinen Briefen verlangt immer am meiſten Dein

Weinert.

Zehnter Brief.

Frank an Weinert.

D. 10. Jun. 1778.

Du irreſt Dich ſehr, mein lieber Weinert, wenn Du glaubſt, daß ich mit Dir zürne. Das wäre in der That etwas Neues für mich.

Habe ich je eine Empfindung wahrer Freundſchaft in mir gefühlt, ſo iſt ſie für Dich geweſen; und ich wüßte nicht, wodurch ſie unterdrückt werden könnte, am wenigſten aber durch ein Geheimniß, es ſey von welcher Art es wolle. Das Licht, welches Dein Brief ſelbſt in meinem Geheimniſſe und in meiner Liebe aufgeſteckt, iſt, ſo dunkel und flimmernd es auch iſt, mir dennoch angenehm.

Du ſchriebeſt von einer gewiſſen Dubly, deren Quittungen Du gefunden hätteſt. Eben die Tochter dieſer Dubly iſt meine Geliebte. Eben ſie iſt das reizende, das vortreffliche Geſchöpf, deren Werthe ich nie ein gleichkommendes Mädchen finden werde.

Meine erſte Bekanntſchaft mit ihr hatte mich gefangen, und nach langen und häufigen Bemühungen fand ich ſie geneigt, meiner Liebe zu entſprechen; aber, Weinert, ſo rein, ſo tugendhaft, als man ſich je ein Mädchen denken kann! Das ſtrengſte Verbot von Seiten ihrer und ihrer Mutter, niemanden, es ſey wer es wolle, dieſes zu entdecken, hat mich gezwungen, dieſesmal von meiner Offenherzigkeit gegen Dich abzugehen, und Dir nichts davon zu ſagen. Da Du aber nunmehr ſelbſt mich darauf bringſt, ſo bin ich meiner Pflicht durch einſtimmige Einwilligung entledigt; und es iſt meinem Herzen viel leichter, da es einen Vertrauten in einer ſo wichtigen Angelegenheit hat, dem es ſich entdecken kann.

Ich erſtaunte nicht wenig, als ich Deinen Brief las, und den Namen Dubly darin fand. Ich gieng ſogleich zu meinem lieben Mädchen und ſagte es ihr. Sie wußte von nichts. Aber ihre Mutter erklärte mir das Geheimniß. Es iſt der Neffe meines Wohlthäters, dieſer Herr Weinert, ſagte ſie; aber in welcher Verbindung ich mit ihm geſtanden, und wie ich zu dem Gelde gekommen, fragen Sie mich nicht.

Was alſo Dein Onkel damit geleiſtet, und in wie fern er Ruhm und Ehre davon hat, kann ich Dir nicht ſagen.

Aber von meiner Henriette ſollſt Du nun alles wiſſen. Ich lernte ſie auf einem Spaziergange kennen. Wir waren in einem Garten, wo in einer dunklen Allee ſie ſowohl als ich allein ſpazierten, und unſre Augen trafen eben auf einander. Sie zog die ihrigen zurück und wurde roth. Ich blieb aber mit meinen Augen auf ihr haften.

Verzeihen Sie, ſchöne Unbekannte, wenn mein neugieriger und vielleicht zu raſcher Blick Sie in Verwirrung gebracht! redete ich ſie an, und bat mir die Erlaubniß aus, ſie zu führen.

Was das erſte betrifft, ſagte ſie, ſo habe ich nicht das Recht, jemanden zu verbieten, mich anzuſehen. Allein mein eigner Blick war Schuld an meiner Verwirrung. Es iſt nie einem Frauenzimmer zu verzeihen, daß ſie jemanden ſtarr betrachtet; aber ich habe eine Entſchuldigung, die, wie ich hoffe, Ihnen hinreichen wird. Sie haben viel ähnliches von meinem Bruder, und anfangs glaubte ich wirklich, dieſen mir ſo theuren Verwandten ſelbſt zu ſehen; und da Sie ein Mann von Ehre zu ſeyn ſcheinen, ſo kann ich Ihnen das zweyte nicht abſchlagen.

Sie gab mir ihren Arm mit ſo viel Anmuth, daß ich ganz entzückt über ihre vortreffliche Gefälligkeit war. Der erſte Eindruck, den ein ſchönes Frauenzimmer auf uns macht, iſt immer nur ein Schatten gegen das, was wir empfinden, wenn ihr Geiſt ſich uns in einer unerwarteten Vollkommenheit zeigt. Das naive Geſpräch, womit ſie mich unterhielt, betraf einen gegenſeitigen Vergleich der Natur und der Kunſt. Die letztere war an dem Orte, wo wir uns beſanden, aufs höchſte getrieben. Ein Baſſin, das in ein regelmäßiges Achteck gebracht war, erhielt von einem ſtarken Springbrunnen einen beſtändigen Zufluß. Rund herum erhob ſich der Raſen in mannichfaltigen Schlängungen, die mit allen Farben gezierte Zwiſchenräume blicken ließen. Auf dem obern Rande waren in ſäulenförmiger Ordnung Hecken gebildet und Bogen angebracht, die im Perſpectiv eben ſo viel Gänge bildeten, und noch zwiſchen ihren Räumen lebende Statuen zeigten. Am Ende des Hauptganges ſtand ein chineſiſcher Tempel ganz von Porcellain aufgeführet, der alles, was Pracht hervorbringen kann, in ſich hielt, und deſſen vergoldetes Dach die Sonne zu blenden ſchien. Eine Reihe von ſilbertönenden Glocken um deſſen untern Theil gab eine halbe harmoniſche Muſik, ſo oft ein leiſer Wind ſie bewegte; und ein ſtärkerer Stoß gab den gröbern Glocken einen zürnenden Ton. Alles dies verſchwand, wenn man ſich umwandte. Es war ein kleiner Park, wild, aber nicht öde. Es ſollte nachgeahmte Natur ſeyn, und ſie war es. Aber ſie war es ſo ſchwach, ſo abſtechend gegen das Wahre, daß es nichts als das Auge ergötzte, nicht aber das Eindrucksvolle zugleich hatte, was uns beym Blick der wahren Natur ſo auffallend iſt.

Wie ſchön, wie reizend, und wie gründlich ſprach das liebe Mädchen da von dieſem Unterſchiede! Wie viel ſchöner, ſagte ſie, war es mir, wenn ich in einem Thale zwiſchen zwey hohen Bergen wandelte, wo zwar nichts als unabſehbare Tannen ſich auf Felſenſtücken erhielten, und in ſie verwebt zu ſeyn ſchienen, wo aber doch alles herrlicher war, als ich mir je etwas denken kann! Es iſt furchtbar, ſteile Berge und Felſen zu ſehen: aber es iſt ein ſo ehrwürdiger Anblick, der uns die Natur majeſtätiſch, ſchöpferiſch darſtellt. Der Blick verliert ſich zwar nicht in unendliche Fernen, wo Gegenſtände ſich dem Auge entziehen; dafür aber heftet ſich dieſes deſto mehr auf die eingeſchränkten, und ſieht die Schönheit deſſen, was es ſieht, ganz. Es entſtehen dabey tauſend Empfindungen, die ſich wieder verlieren, wenn das Ausflieſſende des Entferntern nur zu dunkeln Bildern davon Gelegenheit giebt. Und dann ein anmuthiges Thal, wodurch in ſolchen Stellen mehrentheils ein klarer Quell rieſelt, deſſen fruchtbares Ufer tauſendfarbige Blümchen hervorbringt! Die Menge und die Schönheit der mit ſchöpferiſcher Kunſt hervorgebrachten Gartenblumen kann nie ſo reizend ſeyn, als das beſäete Ufer eines ſolchen Bachs. Im Kleinen iſt die Natur am ſchönſten, und da verdient ſie auch die meiſte Bewunderung.

Wir philoſophirten lange ſo fort, und wir würden gewiß den ganzen Abend verplaudert haben, wenn die Mutter meiner Henriette nicht gekommen wäre. Sie machte unſerm Geſpräch und unſerer Bekanntſchaft auf einige Zeit ein Ende. Sie betrachtete mich ſcharf, und da ich mich anbot, beyde nach Hauſe zu bringen, ſchlug ſie mir es ziemlich trotzig aus.

Ich gieng betrübt von ihnen, und ich hätte viel gegeben, nur noch eine Stunde ungeſtört mit ihr reden zu können. Ich beſuchte den Garten täglich, um ſie vielleicht da wieder zu ſehen; allein vergebens. Endlich gieng ich gar nicht mehr hin. Ihr reizendes Bild aber verfolgte mich, wo ich auch nur hinkam. Ich ſahe ſie immer vor mir; und ich wurde in der That dadurch, daß ich ihrer beraubt war, der unglücklichſte Menſch. Ich gieng viele Tage herum, ohne zu wiſſen, was ich that; und eine weit längere Zeit brachte ich auf meinem Zimmer einſam zu. Endlich gieng ich einmal wieder in den Garten, und das erſte, was meinen Blicken ſich zeigte, war meine Henriette. Sie ſchlug traurig die Augen nieder. Ich konnte mich nicht enthalten, auf ſie zuzueilen, und ſie in meine Arme zu ſchließen. Es war ein Glück, daß wir unbemerkt waren. Sie wand ſich ſanft aus meinen Armen los. Schonen Sie meines guten Namens, ſagte ſie zärtlich; und ich vergebe Ihnen den Ausbruch Ihrer Freude. Ich ſelbſt bin entzückt, Sie wieder zu ſehen. Einer deutlichern Erklärung bedurften wir beyde nicht. Unſre Augen redeten aus dem Herzen. Ich erkundigte mich nach der Urſache, warum ihre Mutter mir ſo widrig begegnet hätte. Noch bis auf dieſe Stunde, antwortete ſie mir, glaubt meine Mutter, daß Sie mein Bruder ſind, und ſie will es ſich nicht ausreden laſſen, ſo viele Mühe ich mir darum gebe. Sie weiß, daß ich ihn zärtlich liebe, und ohngeachtet des vielen Leidens, das er ihr verurſacht, ihn gern wieder bey uns ſähe. Ihr Haß gegen ihn hat ſeine wichtigen Gründe, die ich Ihnen nicht ſagen kann, weil ich ſie nicht weiß;

indeſſen bedaure ich doch meinen armen Bruder, der vielleicht jezt in Noth und Elend herumirrt, und kein Vaterland und keine Freude kennt. Trauriges Schickſal! wenn unſer Temperament uns der Freuden beraubt, die wir die häuslichen nennen, und die uns immer eine innre Zufriedenheit geben! Thränen traten hier der Traurigen in die Augen. Sie drückte meine Hand, und ſezte noch hinzu: die Zunge iſt mir gebunden, ſonſt würde ich Ihnen vieles erzählen, was Ihr Herz rühren und Ihr Mitleiden erregen würde.

Alles das ſind mir noch immer Räthſel, mein lieber **Weinert**. Ich kann weder von der Mutter noch der Tochter etwas von dieſen Geheimniſſen erfahren.

Ich begleitete denſelbigen Abend meine Henriette bis faſt vor ihr Haus, und wir nahmen die Abrede, daß ich den andern Tag vorübergehen und ein Zeichen annehmen ſollte, ob es mir erlaubt wäre hineinzukommen. Ich gieng froher zu Hauſe, als es in vielen Tagen geſchehen war. Ohngeachtet der Traurigkeit meiner Geliebten, und aller der vielen möglichen Widerwärtigkeiten, die meine Liebe noch treffen konnten, machte mich das gegenwärtige Glück ganz ſelig. Alles ſchwamm in Wonne vor mir dahin.

Ich hatte noch nie einen Anfall auf mein Herz ausgehalten; der erſte war zu eindrucksvoll, als daß er nicht mit ganzer Macht hätte wirken ſollen. Henriette war meinem Herzen ſo tief eingegraben, und ihr Bild ſaß ſo unbeweglich in meinen Augen, daß Traum und Wachen von ihr begleitet wurde. Ich habe immer gelacht, wenn man mir von einer ſolchen Leidenſchaft einen Begriff machen wollen; und es iſt auch wirklich eine Arbeit, als ob man mir eine nie geſehene Farbe beſchriebe. Ich habe nicht geglaubt, daß man ſo unauflösbar an gewiſſen Reizen hängen, und ſich nicht davon loszuwickeln fähig ſeyn könnte; ſo lange des Menſchen Herz gleichgültig iſt, iſt es wie mit einer gehärteten Glätte überzogen: keine Spitze haftet. Aber ein kleiner durchdringender Stich verliert ſich ganz darin, und kann den Ausweg nicht wieder finden, der ihm zu verſteckt iſt. Und nur eigne Erfahrung kann dies lehren und begreiflich machen.

Ich gieng den andern Tag mit einer ängſtlichen Erwartung dahin, wo meines Herzens Ruhe oder ſein Verderben mich erwartete.

Ich hatte mich kaum vor der Thür gezeigt, als ſie ſchon, Freundlichkeit im Engelsgeſichte, mir entgegen kam, und mit dem ſanften Feuer ihrer Augen mir Muth und Hoffnung einflößte. So war es auch. Ich habe, ſagte ſie, meiner Mutter ihren Wahn benommen; ſie iſt nun überzeugt, daß Sie mein Bruder nicht ſind, und ſie wünſcht Sie ſelbſt zu ſprechen. Sie iſt die beſte Frau, ſobald man nur ihren Planen nicht widerſpricht.

Ich gieng hinein. Ich fand ſie freundlich und gefällig. Sie reichte mir ihre Hand, und bat mich um Verzeihung, daß ſie mir ſo unhöflich begegnet wäre. Ich habe einen Sohn, ſagte ſie, den ich alle Urſach zu fliehen habe. Der Geſtalten, worunter er ſich ſchon gezeigt hat, ſind viel, und ich muß ihn fürchten; ich fühle es in mir, daß es mir jedesmal ſauer wird, ihn von mir zu ſtoßen: aber, ſetzte ſie mit Hitze hinzu, er hat meine ganze mütterliche Zärtlichkeit in Aufruhr gebracht — er hat mich ſo verletzt, daß ich ihn nie wieder zu ſehen wünſche.

Sehr traurig muß das ſeyn, lieber **Weinert**, ſich von einem Sohne ſo unwillkührlich zurückzuziehen; noch trauriger aber muß es für den Sohn ſeyn, etwas ſich bewußt zu ſeyn, was den unauslöſchlichen Zorn ſeiner Mutter verdient. Ich ſchauderte bey dem Gedanken — Bin ich nicht auch ein Verſtoſſener? Wird mein Vater nicht auch Fluch ſtatt Segen über mich wünſchen und denken? O das iſt ein grauſer Gedanke! Der Fluch eines Vaters muß durch alle Gebeine ſchmettern, wie der Donner vom Sitz des Höchſten auf die Sphären der Welten ſchmettert, anſtatt daß der Segen mild wie Thau herunter ſich ſenkt, und balſamreich in Mark und Adern ſich hinein windet. Es kann unter der Sonne dem Menſchen nichts trauriger, nichts ſeinem Herzen drückender ſeyn, als von denen ſich gehaßt zu wiſſen, die ihm das Leben gegeben, und in deren Schooße er eigentlich Zuflucht für alle Leiden, die ihm aufſtoßen könnten, finden ſollte. Er iſt wie verirrt in ſeiner irdiſchen Bahn.

Ich bin ſo mißmüthig über die Betrachtung geworden, daß ich nicht fähig bin, weiter fortzufahren. Es greift mich zu ſehr an, wenn ich mich in mein Unglück hineindenke. Und wenn ich nun vollends ſchuld daran wäre, wenn ich in mir fühlte: du trägſt den Haß deines Vaters mit Recht —

lieber Weinert, dann überträfe nichts das Unglück, die ſchreckliche Lage

Deines

Franks.

Eilſter Brief.

Der junge Dubly an Herrn Raff.

Paris d. 5. Jun. 1778.

Endlich habe ich Deinen Bitten nachgegeben, und ein Land verlaſſen, das zwar meinen ganzen Wunſch in ſich faßt, wo ich aber doch immer höchſt elend ſeyn würde. Zwar ich bin es hier nicht weniger. Und wenn zuweilen meine Leidenſchaft mich wie ein Blitz ergreift, ſo knirſche ich wohl für Wut eine Viertelſtunde durch. Iſt es nicht ein Jammer um einen Menſchen, der ſo unſtät und flüchtig leben muß, wie ich; der nicht eine Seele mehr weiß, an die er ſich wenden könnte? Doch — ich rede nicht die Wahrheit — Ja, ich könnte mich an eine Seele wenden, die mich gewiß hörte: aber ich darf nicht — Darf nicht? O du geprieſne Freyheit des Menſchen, wo biſt du denn mit allen deinen Vorzügen? — Wo biſt du, freye Wahl unſerer Handlungen? Warum kommt ihr Chimären wären nicht, und zeigt euch mir? Hier, hierher kommt — Oder ſeyd ihr etwa von der Art der Früchte, die ſchön glänzen, und die der Wurm — ein kleiner Wurm zum Spiele für die Menſchen braucht? Seyd ihr's — o ſo bleibt nur wo ihr ſeyd — bey Sklaven, die ihr gefeſſelt habt.

Eben bin ich von einem Anfalle meiner Hitze zurückgekommen. Ich habe einige koſtbare Meublen meiner Wut aufgeopfert. Wenn das ſo fortgeht, Freund, ſo wird mein Glück ſelbſt mich nicht mehr erhalten können. Ich brauche abſcheuliche Summen. Denn wenn die unglückliche Wut mich hinreißt, ſchone ich nichts. Je ſchöner eine Sache iſt, deſto mehr ſcheint ſie reif für mich. Ich habe in dieſen Tagen meine ſchöne Repetiruhr verdorben. Ich war eben in einer guten Laune. Ich betrachtete ſie mit viel Selbſtgefälligkeit. Wie ſchön iſt ihre Kunſt — Wie ſtolz kann der, der ſie machte, darauf ſeyn! Wie glücklich ſind doch manche Menſchen, die in ſolcher Arbeit Genugthuung für ſich finden können! — ſo dachte ich, und natürlich ſtieg es dann dumpf und dunkel in mir herauf — und wie leer, wie unvollkommen

kommen iſt dein Loos! das war der Gedanke, und ein Druck einer knirſchenden Wut drückte die Uhr platt, und das Glas ſtak in meinen Fingern umher. Der Schmerz brachte mich zu mir ſelbſt zurück. Hernach bedauerte ich das ſchöne Stück.

Doch einen Troſt muß ich Dir und mir ſelbſt geben. Ich habe zuweilen in ſo betäubenden Stunden einen Gedanken, einen Trieb mich zu mäßigen. Den habe ich ſonſt nie gehabt. Und ich ſuche ihn ſo viel möglich zu heben. Ach! was können lebloſe Geſchöpfe dafür, daß Geſetze und Pflichten mich binden?

Ich habe von meiner Mutter wieder einen anſehnlichen Wechſel und einen Brief bekommen, der mir Thränen gekoſtet. Wäre ich fähig, ihren Ermahnungen zu folgen! — Sie drohet immer noch mit ihrem Fluche und Haſſe, wenn ich ihren Bitten nicht Gehör gäbe. O theureſte Mutter! — Könnteſt du fluchen! Könnteſt du haſſen! Ich kenne ihr weiches, ihr liebes Herz zu gut. Sie ſpricht hart, und ihre Seele weiß nichts davon; und könnte ſie leſen, wie mein Herz für ſie fühlt, wie ehrfurchtsvoll ich an ſie denke —

denke — ſie würde Mitleiden mit mir haben. Aber das hat ſie ſo ſchon.

Ich habe ſie oft ſehr beleidigt, ich habe ihr oft unanſtändig begegnet. Aber das lag nicht an mir, ſondern an meinem unglücklichen Temperamente; und ſoll ich denn die Laſt doppelt tragen? Iſt mir es nicht ſchon genug, mich ſelbſt ſo unglücklich zu wiſſen?

Wenn es möglich iſt, ſo gieb Henrietten dieſen Brief. Ich ſchicke Dir ihn offen. Lies ihn, unſrer Abrede gemäß.

Ich habe mir vorgenommen, ganz von der Urſache meines Unglücks zu ſchweigen. Alſo, ſo lange das geht, thue ich es.

Du weißt, ich nahm den Adelbrief, den meine Mutter ſorgfältig immer vor uns verbarg, mit mir. Hier könnte ich ihn nutzen. Ich käme in die größten Geſellſchaften, und ich würde vergnügt, ſehr vergnügt leben können, wenn ich nicht den nagenden Wurm, den Verderber meiner Freude, in mir hätte. Aber der macht alle Zerſtreuungen, die ich mir machen will, herbe. Und ſo bitter wie ſie denn auch ſchmecken, ſo verliere ich mich doch lieber darin, als daß ich einſam auf meinem Zimmer bleibe, und da mir, und allem, was um mich iſt, ſo leblos es iſt, zur

Laſt falle. Morgen werde ich eine berühmte Schönheit ſehen. Wie muß ich lachen, wenn man mir ſo etwas ſagt! Kann es für mich wohl Schönheit geben? Zuweilen, Karl, kann ich ordentlich aufgeräumt ſeyn; das konnte ich in mein'em Vaterlande nicht. Iſt die Luft hier heiterer? Ich bin wohl mehr außerhalb der Stadt, und genieße da der freyen Naturluft, von keinem dumpfen Stadtnebel geſchwängert.

Adieu, mein lieber, mein theurer Karl, ich bin in allen meinen Leiden

Dein Freund,

Dubiz.

Zwölfter Brief.

Frank an Weinert.

D. 13 Jun. 1778.

Geſtern hab' ich mein ſüßes Mädchen, meine theure Henriette, malen laſſen; und da ſteht es nun, das liebe Bild, und lächelt mich mit Engelsfreundlichkeit an. Wenigſtens kann ich nun in den Stunden, die ich nicht bey ihr zubringe, an dieſem Bilde mich ergötzen. So ganz in ihrer Vollkommenheit aufgetragen! Es iſt etwas herrliches um die Malerey, und ich kann keine Kunſt dieſer gleich ſchätzen. Wer nur etwas Ideal in ſich hat, der kann ſich in der unangenehmſten Lage mit dieſer Kunſt helfen. Schöpferiſch kann er ſich dahin ſetzen, wohin er ſich wünſcht.

Sie war in einer melancholiſchen Laune, als ich ſie heute antraf. Ihre naſſen Augen blickten ſchwermüthig auf, als ich eintrat. Sie hielt einen Brief von ihrem Bruder in der Hand, den ihre Thränen benetzten. Sie zeigte mir ihn. Ich lege eine Abſchrift bey. Ich weinte ſelbſt über die traurige Lage des Menſchen, und er fängt an mich zu intereßiren.

Sie wollte ſich gleich ſetzen, als der Maler kam. Sie hatte den Einfall, ſich in einer ſchwermüthigen Stellung, den Kopf in die eine Hand geſtützt, abnehmen zu laſſen. Allein ich wollte es nicht zugeben. Ich wollte ſie in ihrem freundlichen Lächeln, in dem ſanften Geſichte ſehen, worin ſie mir erſchien, als ſie mich bey der zweyten Zuſammenkunft empfieng. Ich gieng alſo erſt im Garten mit ihr auf und ab, und brachte allerhand fröliche Ausſichten in unſere Unterredung, und das liebe lebhafte Mädchen wurde bald ſo wie ich ſie wünſchte; und der Künſtler ſtellte ſie ſo dar, wie ich ſie ſahe. O wie oft habe ich ſchon das Bild geküßt! aber im Vertrauen — noch öfter das Original.

Ihre Mutter iſt, ſeitdem ſie mich kennt, ſehr freundſchaftlich; ſie ſieht unſre gegenſeitige Liebe mit Wohlgefallen, und ſcheint zu wünſchen, daß ich mehr mein eigner Herr ſeyn möchte. Nach ihrer erſten Begegnung gegen mich zu urtheilen, hätte ich ſie für eine böſe Frau halten müſſen, und ich ſehe jezt, daß ſie die gutherzigſte Perſon iſt.

Ich habe einigemal angefangen von ihrem Sohne zu ſprechen. weil ich im Ernſte wünſchte, daß ſie ihn wieder zu ſich nähme; allein ſie hat mir jedesmal abgebrochen geantwortet, und mich gebeten, nicht daran zu denken. Ein paarmal hat ſie ſehr dabey geweinet. Wollte Gott, ſagte ſie einmal. ich könnte ihn durch meinen Tod erkaufen. ihn ſo retten, wie ich ihn zu retten wünſche! ich würde glücklich, ich würde ruhig ſterben. Das zeigt mir doch deutlich genug. daß es eine wichtige Urſache ſeyn muß, warum ſie ihn nicht bey ſich leiden will.

Ueberhaupt ſcheint mir die Familie viele Unglücksfälle erlitten zu haben. Henriette erzählte mir neulich, daß ihre Mutter ſich genöthiget geſehen, ihren Bruder wegzugeben,

ben, daß die Erziehung, die er gehabt, eben nicht die beſte geweſen. Als er zurückgekommen, welches erſt nach einigen Jahren geſchehen, habe man die Folgen davon geſehen. Sein hitziges Temperament ſey ſo außerordentlich geweſen, daß er, wenn etwas nicht nach ſeinem Sinne gegangen, nichts geſchonet, was um ihn geweſen. Außerdem habe er ein gutes Gemüth gehabt. Sie, nämlich Henrietten, habe er außerordentlich geliebet, und ſie könne ſich nie beſinnen, daß er ihr etwas abgeſchlagen. Nach drey Jahren ſey er bis auf dieſen Naturfehler ein ganz andrer Menſch geweſen. Unvermuthet habe er ſich einigemal mit ſeiner Mutter geſtritten, wobey er ſehr hitzig geworden, und freylich ſich unanſtändig gegen ſie aufgeführet. Bald darauf ſey er auch fortgereiſt, und ſie habe nie die Urſache davon erfahren können.

Immer zittert meine Mutter vor ſeiner Zurückkunft, ſetzte ſie hinzu, und er iſt die Urſache ihrer Leiden und Bekümmerniß. Ein paarmal iſt ſie blaß und wie ohnmächtig nach Hauſe gebracht worden, und jedesmal hatte ſie ihn unvermuthet angetroffen; und ob ſie mir gleich nichts entdeckte, ſo ſagten doch die Leute, die ſie brachten, daß ſie mit einem jungen Menſchen ſich geſtritten, dem ſie zwar viel gute Worte gegeben, der aber unter Fluchen und Zorn zuletzt von ihr gegangen.

Ich werde doch mit der Zeit etwas erfahren, Weinert. Wenn Du ohngefähr die Papiere Deines Onkels durchſuchteſt! Er muß mit der Geſchichte bekannt geweſen ſeyn, das ſchließe ich aus allem.

Was Du mir von meiner Schweſter erzähleſt, hat mir gefallen. Sie hat eine vortreffliche Seele, nur iſt ſie etwas zur Schwermuth geneigt; und ich liebe mehr das Muntere, Aufgeweckte meiner Henriette. Louiſe hat eine beſondre Gabe der Gutthätigkeit. Es iſt nicht jedem Menſchen gegeben, ſeine Gaben ſo anzubringen. Mit der ſchmeichelndſten Gefälligkeit hab' ich ſie oft Nothleidenden von Herkommen anſehnliche Geſchenke machen ſehen, die nicht anders glauben konnten, als ſie erzeigten ihr noch einen Dienſt, wenn ſie ſie annähmen. Und mit der Milde und der Seligkeit, die daraus entſpringt, von Jugend auf bekannt, wie ſchmerzhaft muß es ihr geweſen ſeyn, da ſie jezt ganz der Macht und der Unterſtützung beraubt iſt, die zu der Eigenſchaft der Wohlthätigkeit nothwendig ſind! Ich kenne ſie zu gut, und ich weiß, wie viele Thränen ſie wird vergoſſen haben, wenn ſie unbefriedigt Unglückliche hat von ſich laſſen müſſen. Es war ihr ſchon immer ſchmerzhaft, das viele Elend, das ſie ſahe, nicht ganz lindern zu können. Weichen Seelen iſt es wahre Krankheit, beym Elende zuzuſehen, ohne ihm abzuhelfen. Das iſt ein Zug, den die Natur zwar wenigen gab, der aber, wo man ihn findet, unſchätzbar iſt, und ein reiches Uebermaaß anderer Vollkommenheiten zum Begleiter hat.

Sie hat Hoffnung, bey dem alten Wolfram eine Zeit lang zu bleiben. Das würde für ihr Herz und Seele eine Erquickung ſeyn. Lies ſelbſt, was ſie mir ſchreibt. Wenn Du ſie kennen willſt, ſo beſuch ihn in dieſen Tagen; denn wiſſen kann ich doch nicht, ob ihre Mutter nicht wieder auf den Einfall kömmt, ſie mitzunehmen. Ich bin

Dein

Frank.

Dreyzehnter Brief.

Dubly an Henrietten.

D. 6. Jun. 1778.

Aus Paris ſchreibe ich Dir — liebe — theure Henriette, aus dem Orte der Freude, wo Dudly, der unglückliche Dudly in Bekümmerniß lebt. Was iſt alles das Glänzendſte, das Prächtigſte, was um mich iſt, da es mein Herz nicht erfreuen kann, da es bloß Neid in mir über die Glücklichen erweckt, die um mich herum in einem wonnereichen Taumel ſchwindeln, indeſſen ich von einem Tage zum andern faſt nichts, als die finſtre Hand der Schwermuth auf mir ruhen ſehe, die mich ſo tief niederdrückt, die mich ſo elend macht! Wo ſind die vergnügtern Tage, die ich in dem mütterlichen Hauſe verlebte, die mir ſchätzbarer waren, als die Tage der wilden Jugend? Verbannt von dieſem glücklichen Orte irre ich in Gegenden, die Paradieſe ſeyn ſollen, und die mir ſelten etwas anders ſcheinen, als Wildniſſe, wo Menſchen einander aufreiben, und der Nächſte ſeinem Nächſten eine Laſt iſt. Daß das ſchwärmeriſche Einbildung iſt, weiß ich, Henriette; aber auch das weiß ich, daß dies ſchreckliche Bild tief in meinem Herzen liegt, und mir alle Freude zur Quaal macht, und daß dies nicht aufhören wird, weil ein ſüßeres Bild, das alles verdrängen könnte, keinen Eingang finden kann.

Ich lebe ein betrübtes Leben. Ich will nicht ſagen, daß ich kein Mittel dafür kenne. Ich fühle ſtark, was ich dafür anwenden ſollte; aber ich kann es nicht. Es iſt eine Macht meiner Seele, die mich daran hindert, und mein wildes, mein verdorbenes Herz wütet gleich auf, wenn ich mich ſelbſt bezwingen ſoll. In der grauſenden Einſamkeit bin ich mir ſelbſt zur Laſt, und in Geſellſchaft iſt es jeder, der um mich iſt.

Und meine durch die Ausſicht eines künftigen ſchrecklichen Fluchs gebundene Zunge darf nicht das Geheimniß meines Unglücks entdecken. O Henriette, einen Tag von den ſeligen im mütterlichen Hauſe zurück! Ich glaube, für mein krankes Gemüth würde das auf eine lange Zeit Linderung, es würde Heilung ſeyn.

Betheure, Henriette, meiner Mutter, die die Verehrung der ganzen Welt verdient, betheure ihr, daß ihr Sohn kein Verruchter, daß er kein Böſewicht iſt. Er iſt ein Unglücklicher, dem Macht und Mäßigung fehlt. Es brennt in mir das Feuer meines Verderbens, und es brennt mit dem wütendſten Schmerz. Sage ihr, Henriette, es würde mich bald aufzehren; dann würde ſie ruhiger, ſie würde glücklicher ſeyn. Soll ich Himmel und Erde zu Zeugen rufen, wie ich ſie ſchätze? Oder ſoll ich den grauſeſten Fluch über mich ausſpeyen, daß ich immer mit dem Vorſatz ihr Angeſicht ſehe, nur ihre Liebe zu erbitten? Und ich Verworfner hatte nie Muth dazu. O Henriette, vergieb auch Du

Deinem

Dubly.

Vierzehnter Brief.

Weinert an Frank.

Den 11. Jun. 1778.

Ich habe einige unausſprechlich glückliche Tage gehabt. Ich kenne ſie nun, die Louiſe, die vortreffliche Schweſter meines Freundes; ja noch mehr, ich werde bald das Glück haben, mehrere Tage bey dem edlen Mädchen zuzubringen. Ich habe einem Auftritte beygewohnt, der ſehr rührend für mich war. Mein Herz füllt ſich bey ſchönen edlen Geſinnungen mit Bewunderung; ich kann alsdenn keinen Raum finden, der mir nicht beklommen wäre: alles iſt mir zu eng; umarmen und küſſen möcht' ich den Gegenſtand meine Empfindung, und alles ihm in ſeine Seel hinein ſagen, was ich von ihm denke, fü ihn fühle. Iſt dies Schwachheit, ſo kann ich mir nicht helfen. Gefühl läßt ſich nicht unterdrücken, es iſt auch meiner Meinung nach dem Menſchen nicht zur Laſt anzurechnen, wenn er ſo ganz offen mit dem Innerſten ſeines Herzens umgeht. Iſt's der Politik zuwider, ſo trage wer da will die Feſſeln dieſes Fantoms. Ich nicht, Frank! ich will immer reden, wie mein Herz es ſagt.

Ich kam von ohngefähr zu dem alten Wolfram, weil ich ihn ſo lange nicht beſucht hatte. Ich kann mich unendlich freuen, wenn ich den treuherzigen Alten vergnügt ſehe. Er kam mit der heiterſten Miene mir entgegen, und reichte mir ſeine Hand. Eben kommen Sie recht, rief er mir zu. Ich habe meine Louiſe jezt bey mir. Da können Sie ſie ſelbſt ſehen. Mir war es, als ob mich jemand ans Herz ſtieß; denn der Stich, den ich in dem Augenblicke fühlte, war heftig, und mein Blut mit einemmale in der größten Wallung. Was fehlt Ihnen? fragte Wolfram, als ich mich verfärbte. Ich wandte eine Erhitzung vor, und trank ein Glas Waſſer, mich zu erholen. Hernach gieng ich hinein. Wie ich Louiſen ſahe, wäre mirs faſt wieder ſo gegangen. Doch faßte ich mich. Du kannſt

leicht

eicht denken, daß ich eine ziemlich ſtumme
Perſon anfangs ſpielte. Deine Aeltern wa-
en noch da; der folgende Tag war zu ihrer
lbreiſe beſtimmt.

Nach und nach verloren ſich die Frauen-
immer zu ihren Toiletten; Wolfram war
ut Deinem Vater in einem ernſthaften Ge-
präch vertieft: ich gieng alſo allein weg.
Hinter dem Garten iſt ein kleines dunkles
Hölzchen, wie es auf unſern Landgütern ge-
öhnlich zu ſeyn pflegt. Dahin gieng ich.
ch ſetzte mich auch gerade an den erſten al-
en Stamm nieder. Ich dachte wirklich et-
as ſchwermüthig darüber nach, warum
ir eine ſo fürchterliche Angſt zugeſtoßen, als
h den Namen Deiner Schweſter gehört, und
e ſelbſt geſehen. Indeſſen unterdrückte ich
lle traurige Gedanken, die in mir aufkamen.
ch weidete mich blos an ihren vortrefflichen
ugen, und an der edlen Miene, die ich an
r bemerkt hatte. Ach! lieber Frank, was
t es doch für eine ſonderbare Sache um un-
e Leidenſchaften! Ich hatte noch nicht ge-
hlt, wenigſtens nie für ein Mädchen ge-
hlt; und der erſte Blick auf Deine Schwe-
er erregte ſchon den heftigſten Grad einer Lei-

denſchaft in mir. Warum ſoll ich mit Dir, Freund, nicht aufrichtig ſprechen?

Wir kamen bey Tiſche zuſammen zu ſitzen. Ich glaube, ich bin nie ſo verlegen geweſen. Ich habe tauſenderley gemacht, was meine Verwirrung verrieth, und der alte Wolfram lachte mich auch zuweilen etwas tückiſch an; aber ich war zu ſehr mit mir ſelbſt beſchäftigt, als daß ich auf jemanden hätte ſehen können. Nie iſt mir eine Mahlzeit ſo langweilig geworden. Nach Tiſche hatte ich mich etwas gefaßt. Wir giengen ſpazieren. Ich führte Deine Schweſter; und da ich alleine mit ihr war, gieng es beſſer. Ich unterhielt ſie freylich nicht, wie man es bey Frauenzimmern zu thun pflegt; unſer Geſpräch war ziemlich philoſophiſch, und ich bemerkte nicht allein, daß ſie viel geleſen, ſondern daß ſie auch viel Kenntniß des menſchlichen Herzens, und zwar richtige Kenntniß deſſelben beſaß. Ihre Grundſätze waren rein, ihre Schlüſſe untadelhaft. O lieber Frank, wie tauſendfach ſchön muß eine Geliebte, die dieſe Kenntniſſe hat, vor einer andern ſeyn, die ſie nicht beſitzt! Muß ſie denn darum die Geſchäfte verſäumen, wozu ſie von der Natur beſtimmt war? Iſt dieſe Beſtimmung mit dem Looſe der Unwiſſenheit verknüpft, und wollte der Schöpfer, daß das Meiſterſtück ſeiner Arbeit, dem er doch einen gleichen Geiſt mit uns gab, dieſen vergraben, und das beſte Geſchenk verſtoßen ſollte? Thörichte Vernünfteley! Wie oft ſieht der forſchende Geiſt eines Weibes tiefer in die Folgen einer verwickelten Sache, als wir, wenn wir ſtolz auf die Oberfläche wegſehen, und ſchon glauben, nichts kann uns von allem entgangen ſeyn.

Ich brachte einen vergnügten Nachmittag zu. Der Abend ſollte mich von ihr trennen: allein der alte Wolfram ließ mich nicht weg. Morgen verläßt mich der größte Theil meiner Gäſte, ſagte er; und wenn Sie mich dann auch verlaſſen, ſo bin ich zu einſam. Ich ſahe zwar, daß Deine Mutter einen bedeutenden Blick auf die Seite warf, und bald hätte mich dieſer hingeriſſen, daß ich dennoch meinem Vorſatze gefolgt und abgereiſt wäre. Es ſtieg der Gedanke bey mir auf, daß ſie wohl noch gar ihre Tochter wieder mitnehmen würde. Allein da Wolfram nicht mit Bitten nachließ, auch Dein Vater ſich mit ihm vereinigte, ſo gab ich nach. Gleich den andern Morgen, als ich Deine Schweſter ſahe, waren ihre Augen trübe. Ich glaubte gewiß, daß es etwas gegeben, und es fiel mir ordentlich aufs Herz. Nach dem Frühſtück giengen Deine Aeltern weg.

Zu meinem Erſtaunen ſahe ich, daß Deine Schweſter die aufrichtigſten Thränen der Wehmuth vergoß, als Deine Mutter ſie umarmte; allein dieſe letztere war kalt, und ſahe bloß auf das Geſicht ihres Mannes. Dieſem guten Vater rollten die Thränen ſtark aus ſeinen liebevollen Augen. O Frank! was hab' ich dabey empfunden! Iſt es nicht Jammer, daß das Herz eines ſolchen Mannes von der regen ſchönen empfindlichen Seite, die es hatte, abgewandt wird! Deine Schweſter konnte es auch nicht aushalten. Es wurde ihr ſchlimm, und ich mußte ſie wegführen. In Deiner Mutter Geſichte war eine beſondere Miſchung von Unruhe und Unzufriedenheit. Ich glaubte, ſie wünſchte Deiner Schweſter in dem Augenblicke nicht viel Gutes. Doch getrauete ſie ſich nicht ein Wort zu ſagen.

Wie ſie fort waren, und Deine Schweſter ſich etwas erholt hatte, gieng ich mit ihr in den Garten. Nun erſt entdeckte ich ihr, daß ich Dich kennte, daß ich alle Umſtände ihrer häuslichen Angelegenheiten wüßte, daß ich ſchon ſo lange das aufrichtigſte Mitleiden für ſie gehegt, Dir es auch ſchon vorgeworfen, daß Du ſie verlaſſen. Sie freute ſich ſehr, das alles zu hören, und beſonders da ich ihr die Nachricht geben konnte, daß Du ruhig und ziemlich glücklich lebteſt. Ich brachte ſie dann auf das Geſpräch von ihrer Mutter. Sie weinten gewiß, ſagte ich, aus Erinnerung an alle Leiden, die Ihnen dieſe Frau gemacht! Sie ſahe mich lange ſtarr und verwundernd an.

Glauben Sie das von mir? ſagte ſie. Nein, Herr Weinert, ich habe aus wahrer reger Empfindung der Trennung von ihr geweinet. Sie iſt immer Mutter, und ich ehre ſie nicht allein als eine ſolche, ſondern ich liebe ſie auch ſo. Es iſt meine Pflicht, und nichts kann mich davon befreyen. Es iſt wahr, ſie hat die Liebe meines Vaters von mir abgewandt. Aus dem glücklichen Zuſtande, worin meine Seele war, hat ſie mich herausgeriſſen. Aber das Recht, das ſie auf ihren Mann hat, bin ich befugt, es ihr zu ſchwächen? Meines Vaters Liebe war für ſie zu heftig. Konnte ſie ſich theilen? Ich bin unglücklich — Ich beweine meine Lage, mein trauriges Schickſal: aber wider den

Urheber meiner Tage werde ich nie murren — Es kann eine Stunde kommen, wo ich ganz wieder die Seligkeit ſeiner väterlichen Umarmung ſchmecke; und dann, dann würde jeder Gedanke mir doppelt bitter ſeyn, den ich wider ihn gefaßt hätte, und der in mir einmal den Vorwurf hervorbringen könnte: Es war eine Zeit, wo Du Deinen Vater haßteſt — Ich ſchaudre vor dem Worte.

So ſprach das herrliche Mädchen. Sie erzählte mir dann viele ſchöne Züge von ihrer Mutter. Es iſt wahr, ſagte ſie, gegen uns iſt ſie das alles nicht, was ſie gegen andere Menſchen ſeyn kann; allein ſie hat auch einen wichtigen Grund, es nicht zu ſeyn. Ehre würde es ihrem Herzen freylich machen, zu vergeſſen und zu vergeben: allein wo iſt das Herz, das da ſagen könnte — ich fühle keine Schwäche? Laſſen Sie ſo viele Jahre jemanden in der traurigſten Einſamkeit von der heftigſten Leidenſchaft geplagt leben, und dann nicht den Gegenſtand haſſen, der der Grund dieſes Kummers war! O wenn ſie mich wie meine gütige Mutter lieben könnte, ſo wäre ich ja gar nicht zu beklagen! Ich würde ſie gewiß die Leiden vergeſſen zu machen ſuchen, die ich ihr ſo unſchuldig verurſacht.

ſacht. Denn wenn ich mich in Gedanken an ihre Stelle ſetze, ſo muß ich weinen.

Und hier rollten ihre Thränen heftig über ihre Wangen herab. Sollte die Mutter nicht erweicht werden, wenn ſie die verachtete Tochter einmal ſo edel von derjenigen ſprechen hörte, welche ſie tauſendfach kränkt!

Wie viel glückliche Tage, Frank, verſpreche ich mir nicht, wenn dieſe Deine edle Schweſter noch lange bey Wolfram bleibt! Freylich werde ich wenig dann zu Hauſe ſeyn; denn ſie hat ſo etwas Anziehendes für mich, daß ich wünſchte, beſtändig um ſie zu ſeyn.

Wie ich wieder abreiſte, konnte ich mich in der That kaum der Thränen enthalten. Der Alte bat mich, bald wieder zu kommen; und gewiß, es werden wenig Tage hingehen, ſo werde ich wieder dort ſeyn. Du, lieber Frank, mißgönnſt mir gewiß das Glück nicht, in Deiner Schweſter eine Beſitzerinn meines Herzens zu finden. Nicht wahr?

Eben erhalte ich Deine beyden Briefe, und alſo die Erinnerung, zu Deiner Schweſter zu reiſen, zu ſpät. Allein wie vieles Wichtiges enthalten ſie nicht für mich! Erſtlich, Dich als den ernſthaften Liebhaber dieſes Mädchens, das eigentlich nirgends hinzuſezen iſt, zu ſehen — Lieber Frank, ſie kann alle die Eigenſchaften beſitzen, die ſie Dir ſo werth machen; ſie kann die vortrefflichſten Ausſichten für Dein künftiges Glück auf Dich verbreiten, und ſie können wahr und richtig ſeyn. Allein bedenk Deine Lage. Dein Vater, Dein aufgebrachter Vater — wenn er das erfährt — was wird — was kann er ſagen?

Aber es wäre immer doch tauben Ohren gepredigt, wenn ich Dir mehr davon ſagen wollte. Die Grillen und der Zorn eines Liebhabers trennen oft das Band der Freundſchaft, und alſo will ich davon ſchweigen, will Dich bedauern, ſo wie noch in allen Deinen Unglücksfällen dies bisher das einzige geweſen iſt, was ich für Dich habe thun können.

Aber daß Deine Geliebte eben die kleine verlaufene Couſine iſt, die mir ſchon ſo manche träumeriſche Stunde weggeſtohlen, das hätte ich nie geglaubt. Ich habe alle Papiere meines Onkels wieder durchſucht, und nichts finden können, außer noch einer Quittung, die auf eine anſehnliche Summe geſtellt iſt. Die Ausſage der Mutter, daß mein Onkel ihr Wohlthäter ſey, iſt Balſam in meine

Seele geweſen. Hab' ich doch nun eine Seite, weswegen ich den Mann, den ich keines Gefühls fähig hielt, im Grabe ſchätzen kann. Vielleicht treff' ich unerwartet noch mehrere, und verſöhne mich wieder mit ſeinem Geiſte, der, glaube ich, ungeſehen mich oft umſchwebt, und die Verwaltung ſeiner Schätze beobachtet.

Wie ſehr hat mich der Brief des unglücklichen Bruders Deiner Henriette gerührt, und wie viel mehr liegt mir die traurige Mutter im Sinn, die in ihm Stütze und Troſt ſuchte und hoffte! Aber, Frank, das iſt etwas — was mehr zu bedeuten hat. Man müßte zu wenig mit dem Herzen des Menſchen bekannt ſeyn, wenn man den Grund bloß in Erziehung und Temperament ſuchen wollte. Du kannſt vielleicht mehr entdecken, wenn Du aufmerkſam biſt. Der junge Dubly iſt vielleicht der unglücklichſte Menſch auf der Erde, und ſein Uebel, das keiner Heilung fähig iſt, muß den raſchen Geiſt, der in ihm iſt, langſam tödten. Er ſiehet ſich ſelbſt abſterben, ohne Hoffnung, etwa wieder ſich erholt zu ſehen. Eine Kraft ſeiner Seele geht nach der andern dahin. Er ſieht ſie fliehen, haſcht, ſie wieder zu erreichen, und bekömmt nichts. Wut und Wildheit vermehrt ſich dann bey ihm.

Indeſſen liegen mir die Umſtände dieſer Familie ſehr nahe am Herzen. Schon nur ſie in einer Art von Verbindung mit meinem Onkel zu wiſſen, erregt in mir eine Pflicht, mich ihrer näher anzunehmen. Du biſt ihnen das Nämliche ſchuldig. Ich thue Dir den Vorſchlag, ſie zu mir zu führen. Vielleicht können Erinnerungen an alte Gegenſtände fähiger ſeyn, ihr Herz zu öffnen, als unſre Beredtſamkeit. Wenn es geht, ſo komm bald; denn ich brenne für Verlangen, etwas davon zu wiſſen, nicht aus Neugierde; nein, es iſt edle Abſicht: Begierde zu helfen bey meinem Verlangen.

Und dann kannſt Du auch Deine Schweſter ſehen. Sobald ihren Bruder mein Dach beherbergt, wird die zärtliche Schweſter nicht einen Augenblick ſich bedenken, auch dieſe wenigſtens freundſchaftliche Herberge zu ihrem Aufenthalt auf einige Tage zu machen. Du wirſt den alten Wolfram wiederſehen, der Dir ein zweyter Vater werden kann, und Dich mit dem Andenken an Deine Mutter (ein ſeltnes Glück für Dich!) unterhalten kann.

Lauter Gründe, Frank, Dich zu mir zu locken. Bin ich nicht eigennützig? — aber doch immer Dein

warmer Freund,

Weinert.

Funfzehnter Brief.

Louiſe an Amalien.

D. 14. Jun. 1778.

In dem Orte, der Freyheit für mich iſt, ſollte ich da meine Amalie vergeſſen können? Nein, liebes Mädchen, theure Geſpielinn meiner verfloſſenen Jahre, Sie ſind immer bey mir, und ich fühlte nie mehr, wie werth Sie mir waren, als jezt, da ich Sie verloren habe. Sie erfüllen auch meine ganze Seele, und ich möchte Sie zuweilen bey meinen einſamen Spaziergängen, wo ich über die ganze vergangene Zeit meine Betrachtungen anſtelle, bey mir wünſchen; da wollten wir unſere vorigen Träume zurückrufen, uns einmal recht in die Seligkeit verſetzen, die wir damals fühlten. O Jahre einer nie zurückzurufenden Empfindung von Wonne und Ueberfluß des Herzens! Wie flohen ſie dahin, dieſe nicht mit Gold noch Gebet wieder zu erſauſenden Stunden, wo Unſchuld uns alles von der wahren Seite betrachten ließ, wo das Herz nur dachte, was der Mund ſagte, und dieſer nie ein Verräther an jenem wurde! Wo ſind die glücklichen Momente, in denen ich, Amalie, für Dich mein Leben hingegeben, wenn Du an meinem Buſen vor innerer Angſt ſeufzeteſt? wenn Du mir klagteſt, wie Dein Körper litt? — Doch ſie ſind für Dich dahin, die traurigen Augenblicke! Auch zum Glück für mich ſind ſie entflohen — denn Du leideſt nicht mehr.

Ich bin nun aus dem Joche geſpannt, worin ich ſeufzete; ich athme freye Luft — aber ich habe Thränen vergoſſen, da es mich verließ. Muttername, werth mir, wenn es auch um das Andenken an die Theureſte derſelben iſt, hat nichts von ſeinem Wohlklange in meinem Gefühle verloren. Es iſt immer der beſte, ein hinreißender Name für mich — und wenn ich ſie nur Mutter nenne, ſo liebe ich ſie, wenn auch ein Blick, der mein Herz durchbohrt, auf mich herabfährt!

Ich weinte — ich weinte wahre Thränen kindlicher Liebe, als ſie gieng. Aber — als mein Vater gieng, als er die letzte Umarmung mir bot, da konnten meine Lebensgeiſter dem rührenden Auftritte nicht zuſehen. — Ich glaube, mein Schutzgeiſt zitterte für mich und verließ mich. Ich verlor meine Beſinnung. Ich wußte nichts außer mir, und in mir fühlte ich etwas, was ich noch nie gefühlt hatte. Es war als ob der Geiſt meiner Mutter vor mir ſtünde, und ſich zwiſchen mir und meinem Vater ſtellte, um durch die Liebe, die er zu mir nicht läugnen kann, ſich einen Weg zu ſeiner Umarmung zu bahnen. Ach, Malchen, wie war mir da, als ich ſie ſo lebendig im Bilde vor mir ſahe, und nicht wußte, ob ich meine Hand aufheben ſollte, um ſie von der Seite derjenigen zu entfernen, der — ach! ſie ſo leicht vergeſſen konnte. Meine ganze Seele empörte ſich, und ein unwillkührlicher Trieb drückte mich feſt an das Herz meines Vaters, indeß ich einen lauten Seufzer in meine Seele dringen fühlte, der dem Geiſte meiner armen Mutter entfloh. Nie, Malchen, habe ich ſie ſo lebhaft geſehen, als dieſesmal, obgleich ihr ſüßes Bild oft ſich mir darſtellet.

Ich kann eben nicht ſagen, daß ich mich in meines Vaters Haus zurückwünſchte; aber daß mir hier nicht etwas fehlen ſollte, weil ich meinen Vater nicht täglich ſehe, das kann ich auch nicht behaupten.

Kurz nach der Abreiſe meiner Aeltern entdeckte ſich mir ein junger Mann, Wolframs Freund, der zum Beſuch hierher gekommen war, als ein Freund meines Bruders. Er erzählte mir viel Specielles von ihm. Ich habe mich herzlich darüber gefreuet; denn Sie wiſſen, Malchen, daß mein Bruder nächſt meinem Vater mir über alles geht. Er ſcheint mir ein aufrichtiger Freund von ihm zu ſeyn, und deswegen ſchätze ich ihn. O meine Amalie, jedesmal, wenn ich einen Mann ſehe, fällt mir jene Zeit ein, die kränkend für mich war. Doch ſtille davon — Nichts zurück — Verbannt auch aus dem Andenken, wenn es möglich wäre! Ich werde, wenn der Mann, der ſich Weinert nennt, oft wiederkommen ſollte, manchen Tag mit ihm verplaudern, denn er iſt unterhaltend.

Wenn Sie mir nicht alles ſchreiben, was meine Aeltern angeht; wenn Sie ſie nicht recht oft beſuchen, um Stoff zu Briefen für Ihre Louiſe zu holen: ſo halte ich dafür, daß Sie mich nicht mehr lieben, daß Sie im ganzen Ernſt für meine Freundſchaft verloren ſind — Doch Amalie! waren unſre Herzen nicht von

jeher

cher gekettet? Könnte es wohl eine Gewalt
ben, dieſes Band zu trennen? Das glaube
ch nicht, und in der ſüßen Gewißheit, die
ärtlichſte Freundinn zu beſitzen, bleibt ewig die

Ihrige,

Louiſe.

Sechzehnter Brief.

Frank an Weinert.

Den 15. Jun. 1778.

Deine Einladung iſt mir willkommen, und künftige Woche werden wir unſere Wohnung auf eine Zeit lang bey Dir aufſchlagen.

Ich habe wohl nicht nöthig, Dir zu ſagen, wie ſehr ich mich darauf freue, und wie mein Herz ſchon jezt dem einzigen Freunde meiner Seele entgegen ſchlägt.

Du haſt alſo meine Schweſter geſehen — haſt ſie als ein gutes liebes Mädchen geſunden, die mir jezt ſchon Deinem Herzen nicht gleichgültig zu ſeyn ſcheint! Du biſt gefangen, lieber Weinert, und es iſt ein Glück für mich, daß meine Schweſter die Siegerinn iſt. Denn ich denke immer, einen ſo guten jungen Mann, wie Du biſt, mit dem Vermögen, das Du beſitzeſt, werden weder meine Aeltern noch meine **Louiſe** ſelbſt fahren laſſen. Alſo, lieber Bruder, im eigentlichen Verſtande wünſche ich Dir ſchon im voraus Glück.

Aber Spaß bey Seite! Meine Schweſter verdient in der That ein glückliches Schickſal, und bey Dir würde ſie dieſes haben, und aus dem Grunde wünſche ich eure gegenſeitige Neigung.

Es iſt mir noch nicht gelungen, von **Henriettens** Mutter wegen ihres Sohns etwas herauszubringen; ja ſie hat mir ſogar geſagt, es müßte und ſollte ein ewiges nothwendiges Geheimniß bey ihr bleiben. Ich habe nun nicht allein ihre völlige Einwilligung, daß **Henriette** die Meinige ſeyn ſoll, ſondern ſie hat mir auch offenbar geſagt, ſie wünſchte, ich könne mich mit meinem Vater verſöhnen, und ſeine Einwilligung erhalten. Alſo werde ich wohl den ſauren Schritt gehen müſſen. Mit welchem Widerwillen aber, lieber **Weinert**, das kannſt Du Dir vorſtellen. Und wenn auch mein Vater alle Liebe, die er für mich hat, zuſammennähme, und mich zu vertheidigen ſuchen wollte, ſo wird doch meine Mutter immer alles Gute, was er ja für mich dächte, umzudrehen, und zu meinem

Nachtheil anzuwenden wiſſen. Und eine abſchlägige Antwort — wie unglücklich macht ſie mich auf einmal! Dann entweder auf ewig ungehorſam, oder auf ewig unglücklich! Habe ich nicht Urſache zu zaudern? und ich werde auch dieſes ſo lange thun, als es ſich thun läßt. Ich lebe mit meiner Henriette in der glücklichſten reinſten Liebe; ich verlange nichts mehr, als ſie täglich zu ſehen, zu küſſen, ihr zu ſagen, daß ich ſie liebe, und aus ihrem ſüßen Munde zu hören, daß ſie mich wieder liebt. Glückliche Stunden! Daß ſie doch nie aufhören, daß ſie doch nie durch einen väterlichen Befehl, der mir wie ein Blitzſtral ſeyn würde, geſtört würden!

Ich ſchrieb Dir, daß die Mutter meiner Henriette keine Bekanntſchaft hätte; allein ich habe doch jezt einen Mann kennen lernen, der fleißig hier im Hauſe iſt. Es iſt ein junger Kaufmann, der ſich Raff nennet, ein vertrauter Freund, wie es ſcheint, von dem jungen Dubly. Alle Geſchäfte dieſes jungen Mannes gehen durch ſeine Hände. Allein er ſcheint auch ein ſo feſter Freund zu ſeyn, daß die Geheimniſſe bey ihm aufs ſicherſte verwahrt ſind. Er begegnet mir ſehr freundſchaftlich; aber ſo oft ich von Henriettens

Bruder anfange, ſo ſeufzet er, lobt ihn, und ſchweigt. Alles weiß er, das iſt gewiß. Ich fragte ihn, ob es ſich wohl thun ließe, einen Briefwechſel mit dem Bruder meiner Geliebten anzufangen? Allein er widerrieth es mir. Henriette wurde darüber empfindlich. Ich weiß nicht, ſagte ſie, wozu dieſes Geheimnißvolle dient! Warum ſoll mein Bruder von aller Gemeinſchaft mit der Schweſter verbannt ſeyn, die ihn ſo ſehr liebt? Raff wurde verlegen, aber mit einer ehrfurchtsvollen Miene bat er ſchmeichelnd meine Henriette, zu glauben, daß er alles zum Wohl ihres Bruders thäte. Sie kennen ihn nicht ſo genau, wie ich, ſagte er; es iſt nur ein Mittel, ihn in einer gewiſſen glücklichen Lage zu erhalten — Wünſchen Sie ihm wohl Unglück?

Welche Frage! ſagte Henriette, und Thränen ſtanden ſchon in ihren Augen — So wünſchen Sie ihn nicht mit mehr Menſchen bekannt zu machen, als er nothwendig kennen muß! Dies iſt mein einziges Mittel für ihn.

So wenig ich den Sinn dieſer Worte erklären kann, ſo glaube ich doch dem Manne, der mit der zärtlichſten Wärme, und einer aus ſeinen Augen leuchtenden Beſorgniß für ſeinen Freund, dieſes ſagte. Sollte es nicht

Pflicht

ſicht für jeden ſeyn, hier nicht weiter ein-
dringen? Henriette thats auch nicht, wein-
aber lange. Süßes Geſchöpf, das ſo
el Empfindung verräth! Ich ſtimmte den
nzen Tag in ihre Schwermuth ein. Ich
lte den Menſchen in der That für den un-
ücklichſten, der ſich ſcheuen muß, andere
Menſchen kennen zu lernen. Er entbehrt den
gentlichſten Vortheil der Menſchheit, und er
ird immer ſchüchterner gegen ſeines gleichen.

Ich nahm denſelbigen Abend Raff auf die
Seite. Können Sie, ſagte ich, mir nichts
on dem traurigen Schickſale dieſes Menſchen
agen? Wie ſehr bin ich und wünſche ich ganz
er Freund des Bruders der liebenswürdigſten
Schweſter zu ſeyn! Wie viel Mitleiden habe
ch nicht mit ihm!

Und wenn Sie, antwortete mir der junge
gefühlvolle Mann, und wenn Sie mein Bru-
er wären, ſo könnte ich nicht — ſo dürfte
ch nicht, ſo – (hier ſtockte er etwas,) wäre
es Pflicht, fuhr er hitzig fort, Ihnen nichts
zu ſagen.

Hierbey mußte ich mich wider meinen Wil-
len begnügen. Ich gieng ſtumm und tief-
ſinnig von ihm.

Nachher habe ich mit Henrietten manchen Kampf gehabt. Ich weiß nicht, ſagte ſie, wie ein Mann von dem Gefühl, wie Herr Raff es hat, ſo unbarmherzig denken und verfahren kann. Nicht meine Mutter — nicht ich wiſſen, wo er ſich aufhält. Alle unſere Briefe müſſen durch ſeine Hände gehen, und die Briefe meines Bruders ebenfalls. Ja er nimmt ſich die Freyheit, Briefe zu unterſchlagen. Ich habe oft Briefe von ihm erhalten, worin er ſich auf vorher berichtete Sachen bezieht; und wenn ich bey Hrn. Raff nachgefragt, ſo habe ich zur Antwort erhalten, daß der Inhalt der Briefe nicht für mich geweſen ſey.

Alſo geleſen? fragte ich ihn ernſthaft.

Ich, mein Kind, fiel meine Mutter mir ein, die ſeine Verwirrung bemerkte.

Und ſo läßt ſie ihm alles hingehen, und ich arme Seele muß denn auch wohl zufrieden ſeyn. Nun weiß ich doch aus ſeinem letzten Briefe, daß er in Paris iſt — aber wo ihn ausfragen?

Ich muß geſtehen, Weinert, ich habe große Luſt gehabt, deswegen zu ſchreiben. Denn ausfindig machen, dafür iſt mir nicht bange. Allein die Worte, die Raff davon hat einflieſſen laſſen, daß er unglücklich dadurch werden könnte, halten mich ab; und dann die traurige Miene der Mutter, wenn ich mir merken laſſe, daß ich ihn zu kennen wünſche. Dann ſeufzt ſie recht innig, und ſieht mich bedeutend an. Es iſt ein unbegreifliches Räthſel, Freund, und ich möchte gern näher damit bekannt ſeyn. Wer weiß, ob Dein Rath nicht ſo nützlich werden kann, als er freundſchaftlich iſt, und ob nicht die vorigen Erinnerungen etwas zu unſerm Beſten vermögen. Wie glücklich würde ich ſelbſt nicht dadurch werden, wenn auch von dieſer Seite die Ruhe in der vortrefflichen Mutter und Tochter wiederhergeſtellt werden könnte!

Ehe wir zu Dir kommen, ſchreibe ich noch einmal, und ſo lange bin ich

Dein

Frank.

Siebenzehnter Brief.

Weinert an Frank.

D. 17. Jun. 1778.

Wie willkommen iſt mir Dein lieber theurer Brief geweſen! Es war mir ſchon ſo, als ob Du ſelbſt da wäreſt, ſo täuſchte mich der ſüße Gedanke, daß ich Dich wieder umarmen

armen ſollte. Ich habe keine brüderliche, keine ſchweſterliche Liebe gekannt; aber wenn ich mir einen Begriff davon machen ſoll, ſo muß ich Deine Liebe, und die meinige gegen Dich dafür annehmen. Stärker kann ſie nicht ſeyn. Es giebt nicht, und wird nie einen Menſchen wieder geben, der in meinem Herzen ſo unumſchränkt regiert als Du, lieber Frank.

Du wünſcheſt alſo, daß ich Deine Schweſter lieben möchte — Möchten alle Deine Wünſche ſo voreilig erfüllt werden, wie es dieſer iſt, ſo bliebe wohl nichts zu Deinem Glücke übrig! Wenn je ein Menſch ſchnell einen heftigen Grad der Leidenſchaft empfand, ſo habe ich ihn gefühlt. Es hat mich überfallen wie ein Dieb in der Nacht, das Feuer, das nun ganz in mir lodert. Ich fühle ſchon, daß Deine Schweſter die Meinige werden muß, wenn ich glücklich werden ſoll; und wollte doch die Vorſehung, daß ſie ſelbſt nur einen Theil dieſes Gedankens gegen mich hätte!

Du kannſt Dir es wohl denken, daß ich kaum drey Tage hingehen ließ, ſo war Herr Weinert ſchon wieder bey Louiſen. Wolfram ſahe mich aus dem Fenſter, und rief mir gleich entgegen: So geſchwind wieder da? Das hätte ich nicht gedacht — und dabey lächelte er ſo boshaft, daß ich anfieng, mich über ihn und über mich ſelbſt zu ärgern. Aber der brave Alte darf einem nur die Hand reichen, ſo iſt man ſchon wieder verſöhnt. Deine Schweſter kam auch vor die Thür, und in ihren Augen ſchien etwas, wenigſtens nicht mißvergnügtes zu ſeyn. Mein Herz flog ihr entgegen, und wie gern hätte ich ſie in meine Arme geſchloſſen! aber der Wohlſtand — und eine gewiſſe innere Empfindung hielt mich zurück, daß ich ihr nicht einmal die Hand küßte. Getrauen, Frank, werde ich mich kaum, ihr etwas von meiner Liebe zu ſagen, und ich wünſche Deine Gegenwart, um für mich das Wort zu reden.

Wolfram nahm mich mit auf ſein Zimmer. Geſtehen Sie mir's nur, ſagte er gleich, daß Sie nicht meinetwegen kommen. Habe ich Sie doch ſeit ſo langer Zeit nicht zu mir bringen können, und nun auf einmal ſo ſchnell wieder hier! Geſtehen Sie nur, daß Louiſe die Lockung für Sie iſt. Sie iſt ein artiges Mädchen, ſetzte er ſchlau hinzu, und wohl werth, daß man ſich Mühe um ſie giebt.

Ich war ſchon ganz ernſthaft geworden, und es war recht gut, daß er dieſe Wendung nahm: denn ſein ehrliches und gutes Herz ſtand dabey in ſeinen Augen. Dies hielt mich von dem Vorſatz ab, ihm meine Neigung zu verheelen. Ehrfurcht nahm meine ganze Seele ein, und Wahrheit zu verheelen ſchien mir die größte Beleidigung für den redlichen Alten.

Ich nahm ſeine Hand, drückte ſie mit vieler Empfindung, und ſagte ſo recht aus der Fülle meines Herzens: Ja theurer, würdiger Greis, ich liebe Louiſen, ich habe ſo viel aus ihren vortrefflichen Augen geleſen, daß ſie eine reine, ſchöne Seele hat, und ſie wird gewiß eine vortreffliche Frau werden. Könnte ſie die Meinige werden! Könnten Sie mit Ihrer Güte, mit der Gewalt, die Sie über Ihre Pflegetochter haben, etwas zu meinem Glücke beyzutragen!

Kann Rath werden, kann Rath werden, antwortete mir der gute Alte; was ich dazu thun kann, das ſoll geſchehen; ich habe ſchon ſo manches gute Paar zuſammengebracht, und doch ſollt' ich wohl meynen, daß Sie und Louiſe eins von den beſten werden möchten.

Das Compliment aus dem Munde eines Mannes, der nie etwas anders als Wahrheit geredet, war mir ſehr ſchmeichelhaft.

Ich habe die ganze übrige Zeit meines Aufenthalts mit Louiſen zugebracht, und in jedem Augenblicke iſt ſie meinem Herzen werther geworden. Ihre ſchöne Seele kann ſo ſtolz auf alles um ſich her ſehen: denn ihr Gedanke, ihr Urtheil von allem iſt richtig und vollkommen.

Aber in aller der Zeit iſt meine Liebe nichts vorwärts gekommen. Im Gegentheil glaube ich, ſie iſt den Krebsgang gegangen; denn die Worte auf der Zunge erſtarben mir oft, wenn ich glaubte, daß nur etwas von Liebe darin wäre, was ſie auf die entfernteſte Art beleidigen könnte. Ich war alſo blöder und ſchüchterner als das erſtemal.

Wolfram merkte dieſes bald. Wenn ich nicht helfe, ſagte er mir beym Weggehen, ſo werden Sie noch oft wiederkommen, ohne etwas auszurichten. Recht hat er. Aber nun, wenn ich noch Deine Hülfe dazu habe, werde ich ja wohl glücklich ſeyn!

Die Verwickelung Deines Romans wird immer ſonderbarer. Wenn Du doch den jungen Raff mitbringen könnteſt! Vielleicht ließe ſich da mehr thun. Ich erſpare nun alles, was ich ſonſt noch mit Dir zu ſprechen hätte, bis dahin. Leb wohl!

Weinert.

Achtzehnter Brief.

Henriette an Dubly.

D. 17. Jun. 1778.

Einziger theurer Bruder!

Deine letzten traurigen Briefe, die Schaudern über mich ausbreiteten, haben mich endlich zu dem Entſchluß gebracht, da Dein Freund Kaff nicht der unſrige iſt, eine andere Gelegenheit zu ſuchen, um Dir zu ſagen, wie ſehnlich Deine Schweſter nach Dir verlanget. Sollte denn, lieber Bruder, für Dich nie eine Freude beſtimmt ſeyn, da ſo viele unter derſelben faſt erliegen? Sollte es nicht möglich ſeyn, unſere Mutter mit Dir zu verſöhnen? Theurer Karl! den ich immer mit einer ſo warmen ſchweſterlichen Liebe liebte, der mir eine Zeit lang alles war, und dem ich alles zu ſeyn ſchien, ſoll ich Dich ewig nicht wiederſehen? Willſt Du oder mußt Du Dich auf immer von uns getrennt halten — Iſt keine Sehnſucht in Dir, lieber unter der

Liebe Dir ſo naher Verwandten, als unter Fremden zu leben, wo Du keinen Troſt in trüben Stunden haben kannſt? Für mich war es immer ein ſeliges Geſchäft, Deine Traurigkeit zu hemmen, Deinem Kummer Einhalt zu thun, und mehrentheils, lieber Bruder — wie groß war dann allemal meine Freude! — Mehrentheils gelang mirs, Dich ruhiger zu machen. Wäreſt Du nun noch bey mir, gewiß, Du könnteſt eines groſſen Theils Deiner Leiden überhoben ſeyn. Dann wollte ich mich, wie ehedem, nicht von Deiner Seite trennen, wollte ſelbſt über Dich wachen, daß keine melancholiſche Stunde Dich überfallen, und Dir zu einer unſeligen werden ſollte. Deine Mutter zürnt nicht auf Dich, mein Beſter. Sie liebt Dich. Sie weint täglich Thränen über Dich, ſo wie meine Augen für Dich ſo oft überflieſſen. Könnteſt Du doch verſöhnt, beruhigt zu uns zurückkehren! Obgleich meine Mutter dies nicht zu wünſchen ſcheint, ſo glaube ich doch, ſie würde Dich mit offnen Armen empfangen. Du würdeſt ihr Troſt und ihr Vergnügen werden. Was hält Dich, Karl? Was für ein feindſeliger Geiſt hat Uneinigkeit zwiſchen Dich und unſere Mutter geſtreuet? — Und was iſts, das ſie zürnet?

Darf ich dies nicht wiſſen? Iſt Henriette von dem Zutrauen ausgeſchloſſen, das ſonſt ein Bruder gegen ſeine Schweſter hat? Nicht als Vorwurf, lieber Karl, nimm dieſes an. Nimm es als Bitte, als Liebe — als Wunſch von Deiner Schweſter an, Dein ganzes Herz zu beſitzen. Wenigſtens, lieber Bruder, wenn mein Rath auch nicht der beſte wäre, ſo würde er doch rein, er würde liebreich ſeyn.

Eile — eile, lieber Bruder, zu dem kleinen Kreiſe derer, die Dich lieben. Ueberlaß Dich nicht allein den Rathſchlägen eines Freundes, den ich Dir nicht verdächtig machen will, der aber wenigſtens für uns nicht alles thut, was man thun kann, wenn man Mittler ſeyn will. Wir wollen Dich mit offnen Armen empfangen: denn nur Du fehlſt, um unſer Glück ganz zu befeſtigen. Kann ich der ſeligen Jahre wohl vergeſſen, die Du hier bey uns zugebracht, wo Dein Blick mir Befehl, und mein Bitten Dir Pflicht war?

Noch einmal bitte ich Dich, um des Wohls Deiner Schweſter willen, laß ſie Theil an allem nehmen, was in Deinem Herzen iſt. Warum ſollte ſie nicht Gutes und Böſes theilen? Sehnlich, lieber Bruder, ſehe ich dem allen entgegen, was mich ruhig und glücklicher machen kann, als jezt in der That iſt

Deine zärtliche Schweſter,
Henriette Dubly.

Neunzehnter Brief.

Amalie an Louiſen.

D. 18. Jun. 1778.

Nach Ihrem raſchen Briefe, und der Bereitwilligkeit, mir Ihre Freundſchaft aufzuſagen, zu urtheilen, hätte ich wohl dieſes Schreiben keinen Poſttag mehr liegen laſſen dürfen. Indeſſen will ich Ihnen vergeben, wenn Sie in der That ſo begierig auf Neuigkeiten von mir ſind, als ich es von Ihnen bin.

Es wird unſerm Geſchlechte ja ohnehin alles zur Neubegierde angerechnet, was bey den Männern Sorgfalt und Theilnehmung heißt; und wir wollen uns alſo mit unſerer Neubegierde entſchuldigen, ohne weiter an die Bedeutung des Worts zu denken.

Das konnte ich mir wohl einbilden, daß das weiche Herz meiner Louiſe den Thränen beym Abſchiede von ihrer Mutter nicht würde widerſtehen können, und dafür liebe ich ſie auch um ſo viel herzlicher. Es iſt ein wahrer Heroiſmus, um einmal die Sprache der Männer zu mißbrauchen, den Sie, meine kleine Theure, in Anſehung Ihrer Mutter bezeugen. In dem Grade geduldig wäre ich nicht fähig zu ſeyn. Bereiten Sie ſich auch zu noch mehrerem. Denn in Ihres Vaters Hauſe ſcheint man Sie ſo ziemlich vergeſſen zu haben. Ich war geſtern da. Ich traf große Geſellſchaft, an welcher es denn die Dame vom Hauſe nie fehlen läßt, um dem Herrn ſo viel Zerſtreuung zu geben, daß er nicht an ſeine ſelige rechtſchaffene und wirthſchaftliche Frau denken darf. Sonſt, im Vertrauen geſagt, möchte es wohl einen kleinen Stoß mit der Liebe geben.

Ich kam alſo dahin, und nach den gewöhnlichen Ceremonien erzählte ich, daß ich Briefe von Ihnen hätte. So — ſagte ſie ganz gleichgültig; dort wird es ihr freylich beſſer gefallen, als hier. Hier konnte man nicht ſo recht allen Willen haben.

Aber ſie verſichert mir, antwortete ich, daß ſie ihr väterliches Haus nicht vergeſſen kann.

So jung ſie iſt, ſagte Ihre Mutter zu meinem größten Aergerniß mit einem etwas hämiſchen Ton, ſo hat ſie doch die Gabe, ſich einzuſchmeicheln. Indeſſen danke ich ihr auch, daß ſie mich durch das Gegentheil nicht kränken will.

Ich konnte hierauf nichts antworten, weil eben Ihr Vater hereintrat, dem ſie entgegen gieng, und ihn zu einem andern Theil der Geſellſchaft führte, indeſſen daß alle Ihre Freundinnen ſich um mich verſammelten, um Nachrichten von Ihnen, Ihrem Aufenthalte und Befinden zu haben. Ich weiß nicht, wie es meine kleine Louiſe hat machen können, daß ſie ſich ſo viele innig wahre Freunde gemacht! So wie Sie mein Herz in der erſten Stunde, da wir uns ſahen, erſchlichen, ſo iſts Ihnen bey hundert andern gegangen. Alles drängte ſich zu mir, um zu hören; und wenn Ihre Mutter nicht klüglich den Herrn Gemahl in ein Spiel zu verweben gewußt hätte, ſo würde er gewiß aufmerkſam geworden ſeyn. Und das war eigentlich mein Zweck. Ich wünſchte, der ganzen Geſellſchaft zu zeigen, daß er Liebe für Sie hätte; denn das wußte ich, ſobald ich ihm nur ſagte, daß Sie geſchrieben, ſo hätte er ſich in ein weitläuftiges Geſpräch deswegen eingelaſſen. Ich hätte wohl noch an ſeinen Spieltiſch gehen können: aber da mußte ich Ihre Mutter fürchten; und das hätte denn doch gefährliche Folgen für Sie haben können.

Ich mußte alſo dieſes Project aufgeben; dafür faßte ich aber ein anderes. Ich blieb da, bis ſich die ganze Geſellſchaft verloren hatte, und ohngeachtet aller der ängſtlichen Mienen Ihrer Mutter that ich ihm die Frage: Ob er etwas an Sie zu beſtellen hätte? Verwirrung und verſteckte Freude ſaß in ſeinem Geſichte; allein die Frau hat ſchon zu viel Gewalt über ihn. Ein Blick von ihr machte ihn kalt, und außer einer Erinnerung an Sie, ſich wohl aufzuführen, und einem Complimente an den alten **Wolfram**, paßirte nichts.

Alſo können Sie ſich wohl denken, daß Sie bald ganz vergeſſen ſeyn werden; und wer weiß, ob man Sie jemals zurückbittet. Aber darum dürfen Sie nicht gleich verzagen. Wer weiß, was die Vorſicht noch im Sinne hat; und **Louiſe**, denn Sie ſind ein Mädchen, das ſich in der Welt ſehen laſſen kann, und allenthalben Freunde hat, Ihnen kann's nicht fehlen.

Uebrigens gehts in Ihrem Hauſe ſo luſtig her, daß es ein Vergnügen iſt, es mit anzuſehen. Alle Tage Bälle, Geſellſchaften, Spiel — alles auf den größten Fuß! denn die Kinder — was brauchen die — laß die für ſich ſelbſt ſorgen. Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich das ſage, meine kleine Theure; ich meynte, einer Freundinn blutet auch das Herz, wenn ſie ſo etwas ſieht. Ihre Mutter iſt ja ſonſt mild genug, nur gegen Sie fühlt ſie nichts — Iſt das Recht? O der Schande!

Ich mußte mich erſt etwas erholen, ſo hatte ich mich in mir ſelbſt über das Andenken an die Aufnahme meiner Nachricht geärgert; nun nichts mehr davon. — Sie haben alſo wieder einen Mann kennen lernen, wie Sie ſich ausdrücken! O Sie werden deren noch mehrere kennen lernen, die Ihnen genug werden zu ſchaffen machen. Und für jenen? Haben Sie den noch nicht vergeſſen? Fühlen Sie noch immer für ihn? Laſſen Sie och einmal dieſe Grillen fahren — Sie werden ihn gewiß nie wiederſehen. Nie — age ich Ihnen, denn er war ein Vagabond — in Schwärmer — Und ein Eindruck von ſo wenigen Stunden, kann der bey Ihnen ſo ange haften? Liebe kleine Louiſe, der unbedeutendſte Gedanke, der Ihnen einfallen ann, iſt immer der an dieſen Menſchen.

Ich habe ſchon von Herrn Weinert gehört. Er iſt ein artiger und auch ein vermögender Mann. Laſſen Sie ihn nicht ſo ganz aus der Acht. Sie wiſſen wohl, wir Mädchen müſſen unſere Netze allenthalben auswerfen. Und wie oft — wie oft werfen wir fehl! Ich hoffe nun bald mehr von Ihnen, und vielleicht auch von dem Manne zu hören, der Ihnen jezt ſo unangenehm iſt. Leben Sie ſo lange wohl, und vergeſſen Sie nicht

Ihre

Amalie.

Zwanzigſter Brief.

Frank an Weinert.

D. 21. Jun. 1770.

Unſere Abreiſe zu Dir iſt durch einen Zufall aufgehalten worden, der meiner und Henriettens Seele einen tödtenden Streich hätte verſetzen können. Unſere Mutter wurde bey Leſung eines Briefes von einem Schlagfluſſe überfallen, und zwar, wie ſie ſelbſt hernach geſtand, nicht aus Schrecken, ſondern aus Mitleiden gegen ihren Sohn, von dem der Brief war. Wir haben dieſe Tage über eine ſolche Menge Doctor und Feldſcheere hier gehabt, daß man vor allen medicinischen Geſprächen nicht wußte, ob man ſelbſt krank oder geſund war. Es ſind das eine beſondre Gattung von Menſchen. Indeß die Anverwandten des Kranken zwiſchen Furcht und Hoffen ſtehen, und ſich ängſtigen über das, was da kommen ſoll, ſo ſchwatzen ſie mit der größten Gleichgültigkeit davon, wie vielerley Arten von Schlagflüſſen es eigentlich gebe, und welche die beſte ſey. Einer behauptete ſogar, es ſey eine Gattung, deren Cur in der Krankheit ſelbſt läge, und man müſſe ſich dabey gar keiner Mittel bedienen. Dieſer Streit wurde ohne Entſcheidung ſo lange fortgeſetzt, bis Madame Dubly von ſich ſelbſt ſich etwas erholte; und nun waren ſie auch alle ſogleich mit ihren Recepten bereit, und keiner ließ ſich mehr etwas von der Cur durch die Krankheit ſelbſt merken. Ich habe dem Himmel gedankt, daß die Natur unſerer guten Mutter noch ſo getreulich half; ſonſt glaube ich, was die Herren Doctores betraf, wäre ſie ein Opfer von vielerley Methoden geworden.

Sie iſt nun außer Gefahr, und in der erſten Betäubung hatte ich nicht einmal bemerkt, daß Henriette, ſobald ſie nur wieder Leben in ihrer Mutter ſahe, mit Herrn Raff ſich überworfen. Sie verlangte von ihm den Brief, den Madame Dubly gleich, als ſie ſchwach wurde, auf die Erde fallen ließ, und den er mit der äußerſten Geſchwindigkeit aufhob und verbarg. Erſt den andern Tag hörte ich, daß ſie mit einander ſtritten; und als ich zu ihnen kam, erfuhr ich den Inhalt ihres Geſprächs und den Grund ihrer Veruneinigung. Hier mußte ich nun freylich Henrietten Recht geben; denn der Brief, der ihre Mutter in einen ſolchen Zuſtand verſetzt, gehörte allerdings ihr, und hatte ſie immer das Recht, ihn zu leſen. Ich verſuchte in Güte es beyzulegen, und bat Raff ſelbſt, den Brief, der doch nichts traurigers hervorbringen könne, als ſchon dadurch geſchehen, ſie leſen zu laſſen. Ich wandte alle meine Beredtſamkeit an. Wir werden mehr Theil an den Leiden unſerer gütigen Mutter nehmen, wenn wir es wiſſen. Es wird ſich dadurch nicht vergrößern, und es iſt doch immer hart, die Tochter in der unbeſtimmten Angſt über den Zuſtand ihrer Mutter zu laſſen — Was kann wohl angreifender ſeyn? Was kann die Unruhe vermehren, die ſie über ihren Zuſtand hat?

Glauben Sie das? antwortete er mir geſetzt, und nicht im geringſten betroffen. Wollen Sie Ihre Henriette in dem nämlichen Falle ſehen? Soll ich mir ewige Vorwürfe von Ihnen zuziehen? Vielleicht ſtünde dann ein Leben auf dem Spiel, das Ihnen mehr werth wäre als alles. Nein, glauben Sie mir, Freund, es geſchieht zu Ihrem und Henriettens Beſten, daß ich es Ihnen verheele. Es iſt nicht ein Geheimniß, das blos den Namen davon führt. Es iſt wichtig, und es iſt meine erſte Pflicht, es zu verbergen. Tauſendmal wünſche ich täglich, es nicht zu wiſſen; und meinem Herzen iſt es immer ein wahrer Kampf, wenn ich in dieſes Haus gehe, welches doch meiner Freundſchaft die wärmſte Unterhaltung geben würde, wenn nicht die Sache des guten Dubly damit verbunden wäre.

Glauben Sie mir, ſagte er, und wandte ſich zu Henrietten, ich fühle jede Ihrer Thränen, jede fällt auf mein Herz, und brennt es, und ich habe ſelbſt keine Linderung dafür. Ich habe den Brief an Ihre Mutter nicht geleſen, denn er war nicht an mich geſchrieben; ich habe ihn ſorgfältig aufgehoben: aber ich weiß, ſobald Sie ihn würden geleſen haben, würden Sie vielleicht, und faſt mit Gewißheit kann ich es ſagen, den heißeſten Wunſch gethan haben, daß ich ihn vor Ihren Augen verborgen hätte.

Das arme Mädchen gieng zitternd und ſchluchzend fort. Als ſie weg war, ſetzte ich ihm zu, mir die Urſache dieſer Zerrüttung zu entdecken. Allein er wollte auf keine Weiſe etwas davon ſagen.

Ich fürchte für Sie ſo ſehr wie für Henrietten, ſagte er, und es iſt meine Pflicht, zu ſchweigen. Dringen Sie nicht weiter in mich, oder Sie werden machen, daß ich dieſes Haus nicht wieder beſuche. Wollen Sie meine Freundſchaft nicht weiter haben, ſo iſt dies das Mittel, ſich ihrer zu entledigen.

Und dieſe, lieber Weinert, wollte ich um vieles nicht entbehren. Wenn man einmal gefühlt hat, was Freundſchaft iſt, und wie theuer ſie uns ſeyn muß, ſo ſchätzt man auch jeden, der dergleichen zu thun fähig iſt. Ich liebe dieſen Raff, und ich ſetze ihn in meinem Herzen gleich nach Dir. Er würde eben das für ſeinen Freund ſeyn, was Du ſo oft für mich wareſt, nämlich, thätig in Noth. Was iſt alles Spielgefechte mit den ausgeſuchteſten Worten? Sie enthalten nichts. Wind iſt es, und Wind bleibt es. Und wenige ſind, die aus Worten That machen.

Doch wieder weg davon. Ich habe auch mit der Mutter eine nachdrückliche Unterredung gehabt. Ich habe auch ihr nicht wenig zugeſetzt. Nach allen Gründen und Gegengründen nahm ſie meine Hand, drückte ſie inbrünſtig, und ſagte zu mir: Nicht ſo dringend, lieber Sohn, denn daraus kann nichts werden. So gern ich Ihnen gefällig bin, ſo ungern ich Ihre Unzufriedenheit ſehe, ſo kann ich doch hier nicht nachgeben. Ich würde Ihrer Seele wehe thun. Beruhigen Sie ſich, ſo wie ich mich beruhige, daß ich in Ihnen einen Sohn wiedergefunden habe. Den verlornen habe ich der Vorſehung übergeben. Unterſtützen will ich ihn, ſo wie ich kann. Er wird auch nicht von dem verlaſſen werden, der ſich aller Unglücklichen annimmt.

Was ſoll ich nun von dem allen denken? was davon ſagen? Iſt der unglückliche Sohn des Mitleidens ſo werth, als es ihm von jedem geſchenkt wird, ſo iſt er in der That zu bedauern. Wie ich aber dazu komme, daß ich das Geheimniß nicht wiſſen darf, das kann ich nicht begreifen.

Indeſſen iſt unſere Mutter nach dem Zufall viel heiterer geweſen. Iſt es nun eine körperliche Wirkung? oder iſt die Nachricht wirklich beſſer als die vorigen geweſen, und hat Theilnehmung das alles hervorgebracht? Sie ſpricht öfter von ihrem Sohn, und ſeufzet zum Himmel, daß er ihn in ſeinem guten Vorſatz beſtärken möge.

Eben hat Henriette einen Brief bekommen, den Du hierbey erhältſt. Sie lief ſogleich damit zu ihrer Mutter. Es ſcheint wirklich, als wenn die Ruhe des jungen Menſchen zu wachſen anfinge. Welcher Unterſchied gegen den vorigen Brief! Wie heiter war heute meine Henriette! So vollkommen glücklich habe ich ſie noch nie geſehen. Dieſe Veränderung, ſagte ſie, in der Denkungsart meines Bruders iſt mir ſchon Bürge, daß wir uns einſt wiederſehen, einſt wieder umarmen werden; und das iſt das Glück, das ich mir noch wünſche.

Wie warm, lieber Weinert, wird es einem ums Herz, wenn man Menſchen um ſich ſieht, die ein unerwartetes Glück froh und heiter macht! Man iſt ſelbſt wie in eine neue Welt verſetzt. So ein reines, hinreißendes

Mitgefühl ihrer Wonne durchſtrömt unſere Adern, und Wärme breitet ſich in jeder Nerve aus. Es iſt ein ſeligerer Zuſtand, das Glück anderer zu fühlen, als ſein eignes.

Sobald unſere Mutter wiederhergeſtellt iſt, kommen wir. Indeſſen erwarte ich noch einen Brief von Dir; denn ich will auch etwas von dem Fortgange Deiner Sache wiſſen. Louiſe könnte auch wohl wieder einmal an mich ſchreiben. Sag ihr das von meinetwegen. Ich liebe ſie ſo ſehr, und ſie vergißt mich ganz. Die Briefe, die ich Dir von Henriettens Bruder ſchicke, laß niemand ſehen; ſie hat mich darum gebeten.

Ich habe geſtern wieder 50 Rthlr. von einer unbekannten Hand erhalten; aber ich habe mir nun vorgenommen, es zu entdecken, woher ſie ſind. Ich will wiſſen, was ich für einen Wohlthäter habe, um ihm meinen Dank nicht zu entziehen. Ich bin, lieber Weinert,

Dein aufrichtiger

Frank.

Ein und zwanzigſter Brief.

Dubly an Henrietten.

D. 18. Jun. 1778.

Theure Henriette!

Wie hat mich Dein lieber Brief aufgemuntert — Er hat meinem Geiſte neue Stärke gegeben, den Vorſatz zu vollführen, der ſchon anfieng wankend zu werden. Und dieſer Vorſatz war — mich ſelbſt ſo ruhig, ſo glücklich zu machen, als es nur möglich wäre. Kannſt Du glauben, Henriette, daß Dubly eines ſolchen Gedankens fähig iſt? Hab' ich ihn wohl je gehabt, wenn Du mir ihn nicht eingabeſt? und auch jezt iſt er eine Wirkung Deiner fortdaurenden ſehnlichen Bitten geweſen. Der Gedanke ſchon bloß iſt Seligkeit für Deinen Dubly gegen die Qualen, die er ſonſt leidet. Es iſt, als wenn ich von einer entzückenden Linderung geſtärkt, als ob ich aus einem Feuer gerettet würde, wenn ich ihn denke. Und ſonſt kam dieſes nie, jezt oft. Ich habe ein großes Glück dadurch erlangt; ja, Henriette, ich habe oft ganze ruhige Tage. Wenn das ſo fortgeht, ſo werde ich wenigſtens ein erträglicher Menſch werden, ich werde mich wieder unter Menſchen dürfen ſehen laſſen.

Sonſt, wenn ich nur jemanden um mich ſahe, aus deſſen Auge Heiterkeit lächelte, ſo konnte ich ſchon für Wut knirſchen; jezt ſehe ich gleichgültig, daß andere frölich ſind, ja, ich freue mich oft darüber, und nehme Theil daran. Ich fühle dann, wie es möglich iſt, daß man glücklich ſeyn kann; zum erſtenmale fühlte ich es, ſeitdem ich aus dem mütterlichen Hauſe entfernt bin.

Nur eine Saite meines Herzens muß ich unberührt laſſen, ſo geht es gut. Und dieſe ſuche ich ſtumpf zu machen. Freylich mir immer das Liebſte ſuche ich zu unterdrücken; und zuweilen ſteigt es noch wie mit Rieſenſchritten in mir auf, und will mich ganz zu Boden drücken. Ich habe dann einen ſchweren Kampf, und wenn ich nicht Henriettens Briefe zu Hülfe nähme, ſo würde mir das Siegen ſchwer werden. Aber dieſe verwahre ich wie ein Heiligthum.

Du fragſt mich, ob keine Sehnſucht in mir iſt, unter mir verwandten Seelen zu leben? Ich ſterbe faſt für Sehnſucht nach dieſem Glücke. Aber ich muß mich ſelbſt aus den Armen derer verbannen, die meine einzige Freude ſeyn würden. Noch, Henriette, kann ich alſo nicht die mir ſo Theuren umfaſſen;

noch kann ich nicht den Muth faſſen, zurückzukehren: aber mit allen Kräften arbeite ich daran. Und nun, liebe Henriette, zürne nicht, daß ich Dir es nicht ſage, warum ich es nicht kann. Das Verbot meiner Mutter hält mich zurück, und Du weißt, ich bin nicht gern ungehorſam. War ich es je, ſo war ich es aus Uebereilung, ſo war meine Handlung nicht der Wille meines Herzens, und mein Geiſt ſtrebte der Ausführung entgegen.

Nur noch ein Bitte, Henriette, und dieſe iſt für meinen guten theuren Xaff. Er iſt ein Freund, dergleichen man wenig findet. Rechne ihm nichts von allem dem zu, was er thut, um Dir Dubly's Thorheiten zu verbergen. Er thut alles auf mein nachdrückliches Bitten.

Meine Mutter ehre ich ewig, und Dich, Henriette, liebt immer

Dein

Dubly.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

D. 20. Jun. 1771.

Ich komme meinem Endzwecke immer näher, den Mann für mich allein zu beſitzen, den dem ich allein geliebt habe, den ich noch ſo ſehr liebe, und um alles willen ihn nicht beleidigen könnte, ſo ſehr er auch mit dem größten Rechte das Opfer meines Zorns werden müßte. Welch eine ganz andere Empfindung ſollte ich gegen den haben, der mich vierzehn Jahre in der bitterſten Melancholie hat ſchmachten laſſen! Ich habe Ihnen etwas von meiner Geſchichte geſagt, und Sie wollen ſie ganz wiſſen. Es ſey! Ich habe mir nichts vorzuwerfen, als daß ich Kinder nicht lieben kann, die eine mir immer ſchreckliche Nebenbuhlerinn gebar. Jedermann kann hören, wie ich mich rechtfertige; und bin ich alsdenn noch ſchuldig, nun ſo muß ich freylich büßen, denn ändern kann ich mich nicht.

Ich fühlte kaum die erſten Eindrücke eines Gefühls, als ſchon mein jetziger Mann mein ganzes Herz beſaß. Ich bin früher zu einer Leidenſchaft gekommen, die für andere ſo gefällig iſt, zu warten, und ſie dadurch glücklich macht. Mir war die meinige Ruin. Ich liebte freylich mit Heftigkeit, und ich konnte es nicht gut vertragen, daß mein Geliebter ſich nach andern Blicken umſah, als den meinigen. Ich machte ihm manche ſüße Stunde durch meine Vorwürfe bitter, und ich gebe zu, daß ich dadurch etwas zu ſeiner Veränderung beygetragen. Allein ſo viel hätte doch meine heftige Liebe wohl entſchuldigen können. Er verreiſte. Als er mir es ankündigte, wurde ich blaß. Vielleicht nahm er dieſes als ein neues Zeichen der Eiferſucht an, und glaubte ſchon durch mich für ſein künftiges Leben Sklav zu werden. Es war nichts weniger als dieſe Empfindung. Es war die Angſt in mir, die mir ſchon nichts Gutes vorherſagte. Indeſſen nahm ich den zärtlichſten Abſchied von dem Manne, an dem ich ſchon merkliche Kälte gewahr wurde. Ich brachte vier Wochen in der größten Unruhe zu. Ich erhielt keinen Brief. Ich ſchrieb ihrer dreye. Endlich breitete ſich das Gerücht aus, daß mein Liebhaber verheirathet ſey. So ſehr ich ihn damals verachtete, ſo kränkend war es mir doch. Ich ſtand eines Morgens ganz früh am Fenſter, und eben kam er wieder in die Stadt, und fuhr mit ſeiner Gemahlinn dicht vor mir vorüber. Ich hatte rechte Muße, ſie zu betrachten. Sie grüßte mich mit einer Freundlichkeit, die mir durchs Herz gieng; er wandte aber ſein Geſicht weg, und ſtellte ſich, als ob er mich nicht ſähe.

Dieſe Verachtung war mir Gift. Noch mehr! Ich glaubte bey ſeiner Gattinn ſchönere Züge wahrzunehmen, als ich an mir bemerkt, und das trieb meine Eiferſucht aufs Aeuſſerſte. Wie ich der Sache recht nachdachte, wurde ich ſo wütend, daß man mich gleich zu Bette bringen mußte. Ich habe viele Wochen ohne Beſinnung gelegen, ohne etwas anderes als ſeinen Namen in meinem Munde zu führen. Dieſes machte Aufſehen. Es wurde allgemein bekannt. Ich erfuhr es bey meiner Geneſung, und ſchämte mich, mich vor jemanden ſehen zu laſſen. Meine Siegerinn ließ mir die verbindlichſten Freundſchaftsverſicherungen thun, und beſchwor mich, ſie nicht auszuſchlagen. Ich bin nachher überzeugt worden, daß die gute Frau nichts von der vorherigen Liebe ihres Mannes gewußt hat; allein ich habe ſie doch nie lieben können. Damals machte mich alles dieſes noch trauriger, und ich machte ſogleich Anſtalt, für die Zukunft unbemerkt zu leben. Ich hatte mir vorgenommen, ſobald ich meinen Ungetreuen vergeſſen könnte, in ein anderes Land mich zu begeben. Aber konnte ich dieſes wohl? Glauben Sie wohl, daß ſein Bild immer vor mir war, und mich nicht einen Augenblick verließ? Jede Minute erinnerte mich alſo an ſeine Untreue, und brachte mir eine Wunde bey. Ich werde Ihnen in der Folge eine kurze Beſchreibung dieſer Zeit des Elendes machen, und Sie werden beurtheilen können, ob ich Recht habe, zu haſſen. Ich habe nicht wenig Mühe angewandt, mich zu überwinden: aber ich fühle, es kann nicht ſeyn, und nun will ich auch meinem Herzen freyen Lauf laſſen. Ich werde nichts unterlaſſen, was dieſes mir ſagt, um mich ſelbſt etwas für die Leiden ſchadlos zu halten, die ich empfand.

Als ich die Nachricht von dem Tode meiner Antagoniſtinn hörte, ſo war die erſte Empfindung bey mir aufwallende Freude. Aber ſie dauerte nicht lange. Ich weinte bald. Nicht daß ſie geſtorben war; nein, ich will aufrichtig ſeyn, daß ſie mir ſo viele Zeit geraubt, die ich glücklich hätte zubringen können, und daß ihr Andenken mich vielleicht auch noch der übrigen berauben könnte. Indeſſen ſtieg der Gedanke gleich in mir auf, mich um ſeine Liebe wieder zu bewerben. Wie ſehr ich ihn noch liebte, wird Ihnen jenes Tagebuch bezeugen, wovon Sie einen kleinen Auszug erhalten ſollen. Sobald ich nur wußte, daß die erſte Trauerzeit vorüber war, machte ich Anſtalt, öffentlich wieder zu erſcheinen. Dies erregte natürlich ein noch größeres Aufſehen, als meine erſte Entfernung. Nach einer vierzehnjährigen melancholiſch durchlebten Einſamkeit wollte man kaum ſeinen Augen trauen, mich ſo lebhaft, ſo munter wieder zu ſehen. Indeſſen war ich mit mir ſelbſt wegen einer erſten Zuſammenkunft unruhig. Oeffentlich wagte ich ſie nicht. Ich that einen Schritt, der mich aus allem riß. Unter einem verdeckten Namen ließ ich meinen Ungetreuen in dem Hauſe einer Freundinn zu mir kommen. Er wurde gleich beſtürzt, als er mich ſahe. Ich wandte alle meine Beredtſamkeit an; ich vergoß tauſend Thränen, und warf ihm nun ſein Unrecht, nicht als eine ſtolze, trotzende, ſondern als eine bittende, gekränkte Perſon vor. Dies that die gewünſchte Wirkung. Ich ſahe ihn bald zu meinen Füßen, bereit, mir das Unrecht zu vergelten, das er mir gethan, kurz, ſobald der Wohlſtand es erlaubte, mich zu ſeiner Gattinn zu wählen. Er wollte mir ſeine Hand darüber geben. O! antwortete ich, wenn ich Ihr Herz habe, was brauche ich Ihre Hand! und welche Schadloshaltung könnte mir wohl jenes erſetzen?

Ob ich gleich meinen Endzweck erreicht hatte, ſo genoß ich doch keiner Ruhe. Bekümmerter als jemals warf ich mich in der Nacht, die auf dieſen Tag folgte, im Bette umher, und Sorgen nahmen mein Herz auf das freſſendſte ein. Ich ſahe noch ſo viele Schwürigkeiten vor mir, die mir ſein Herz wieder rauben konnten. Erwachſene Kinder einer geliebten Gattinn, die, ſo lange ſie lebte, ſein Abgott geweſen, waren mir fürchterlich. Sie konnten jeden meiner Plane untergraben, ohne daß ich es zu erfahren vermöchte. Ich haßte ſie alſo ſchon, ehe ich ſie kannte. Als ich ſie kennen lernte, fürchtete ich ſie noch mehr. Sie waren liebenswürdig, ſie hatten einnehmende Eigenſchaften. Jede Schmeicheley, die ſie dem Vater machten, ſchien mir ein Dolchſtich, und jede Liebkoſung, die er ihnen erwies, ein Giftbecher für mich zu ſeyn. Ich mußte nun, ohne mich weiter zu bedenken, mich zur Verſtellung bequemen. Wie ſauer iſt mir manche heitere Miene geworden, die ich ihnen gab! Als die Freundlichkeit ſelbſt ſuchte ich ſie in mein Intereſſe zu ziehen; und ich bin überzeugt, es würde mir nie gelungen ſeyn, wenn ich dieſe Vorſicht nicht gebraucht hätte. Die Liebe, die ich ſeinen Kindern zeigte, und die ſchmeichelnde Art, mit welcher ich dem Vater begegnete, mußte aller Herzen zu mir lenken. Dies geſchahe auch ſehr bald. Sie wünſchten eifrig, mich Mutter nennen zu können, und mein Geliebter wurde wieder ſo zärtlich, als er vorher geweſen war. Ich bemeiſterte mich ganz ſeines Herzens, und ich ſahe bald, daß er nur für mich lebte.

Der Tag unſerer Verbindung krönte mein Glück, und ich ſahe mich nach einer traurigen Lage, aus der ich mir befreyet zu werden gehofft hatte, im Beſitz aller meiner Wünſche. Es gieng kein Tag hin, wo er mir nicht neue Proben ſeiner Zärtlichkeit gab, und meinen kleinſten Gedanken errieth er ſchon aus meinen Augen. Durch meine Kunſt brachte ich es ſo weit, daß er ein völliges Zutrauen in mich ſetzte; und da ich dieſes erſt beſaß, fieng ich den Plan an zu bearbeiten, den ich mir vorgenommen. Ich wollte keine Beobachter um mich haben, die etwa eine kleine Gelegenheit hätten nutzen können, meiner Liebe zu ſchaden. Ganz allein wollte ich auch den Mann beſitzen, auf den ich ſo lange gehoffet, und der mir auch unendliche Thränen gekoſtet. Es durfte nur eine kleine Verdrießlichkeit, die man im häuslichen Stande nicht allemal in ſeiner Gewalt hat, entſtehen, und zu meinem Nachtheil von Kindern vorgetragen werden, die mich unmöglich wie ihre rechte Mutter lieben konnten, und es wäre um meine ganze Zufriedenheit geſchehen geweſen. Denn auch nur einen Augenblick ohne ſeine Liebe zu leben, wäre mir ſo gut wie Tod geweſen. Ich will mich nicht über die Art rechtfertigen, wie ich es angefangen, Perſonen, die meinem Glücke im Wege ſtanden, aus dem Hauſe zu bringen. Es kann ſeyn, daß ſie nicht die rechte iſt; allein mir blieb keine andere übrig. Den Sohn mußte ich verdächtig machen, und die Tochter in einem ſchwächern Lichte darſtellen, als ſie mit den Reizen und Tugenden der Mutter geſchmückt wirklich erſchien. Mit dem erſtern gelang es mir bald. Er hatte das Feuer der Jugend. Er konnte nicht viel vertragen; die erſten Fallen, die ich ihm legte, brachten ihn zur Heftigkeit. Dieſe war dem Vater auffallend, und er war völlig in der Ungnade, ehe er ſich deſſen verſahe. Er kam aus dem Hauſe, und bis auf dieſe Stunde hat der aufgebrachte Vater ſich nicht um ihn bekümmert. Ich weiß indeſſen, daß er auch ohne ſeine Liebe glücklich lebt; und ich glaube alſo, ich kann mich darüber freyſprechen. Ich habe als Gattinn immer das erſte Recht, und ich habe es zu lange entbehrt, um es nun zu theilen. Mit dem Mädchen hielt es weit ſchwerer. Sie iſt ein ſanftes, gutes Geſchöpf. Sie hat tauſend liebenswürdige Eigenſchaften, und eine Ehrerbietung für mich, die weit über die Gränzen ihrer Pflicht geht. Ich hätte ſie in der That lieben können, wenn ſie nicht ſo ganz das Ebenbild ihrer Mutter geweſen wäre. Und eben dieſes machte mir die meiſte Sorge. Sie könnte mir die ganze Liebe ihres Vaters ſtehlen; und in welcher fürchterlichen Angſt habe ich oft geſeſſen, wenn ſie ihm mit der Anmuth eines Engels etwas erzählte oder vorlas! Sie muß ein ſehr gutes Herz haben, denn ſie hat in meiner Gegenwart nie von ihrer Mutter geſprochen. Aber wie oft war ich davor in Sorgen, und wie vielmal hat ihr Vater ſelbſt die Gelegenheit dazu gegeben, etwas von der Art zu ſagen! Denn er glaubt mich nicht dadurch beleidigen zu können, und ich muß ihn ſchonen, weil ich ihn liebe.

Ich dachte ſchon lange daran, ſie zu verheirathen, ſo jung ſie auch noch iſt. Allein da wäre es nun noch gefährlicher. Ein neuer Anhang, neue Feinde für mich. Alles, was nun in der Folge Sohn und Tochter angehen wird, muß ich ſchon als meinen Feind anſehen; denn ich bin durch ſolche immer in der Gefahr, ſeine Liebe zu verſcherzen. Nun iſt es mir gelungen, ſie auf eine Zeit lang bey einen Freund zu bringen, und ich ſuche alles zu verhindern, daß er ſie nicht wieder zurückfordern ſoll. Es gehört in der That viel Liebe zu allem, was er für mich thut. Dennoch quält ſich Ihre Freundinn. Tag und Nacht ſchwebe ich in Furcht, ihn zu verlieren, und bin alſo mit allem meinem Glücke doch noch nicht zufrieden. Sobald ich kann, ſollen Sie den Aufſatz, die kleine Geſchichte meiner trüben Jahre, erhalten. Sie werden ſehen, was ich gelitten. Es iſt nicht wenig Trübſal, die mich betraf. Leben Sie wohl, Theure, bis ich Sie wiederſehe! Ich bin

Ihre Freundinn,

Friderike Frank.

Drey und zwanzigſter Brief.

Louiſe an ihren Bruder.

D. 23. Jun. 1778.

Den Vorwurf, den Du mir durch Deinen Freund, Weinert, machen läßt, ſchiebe ich auf Dich zurück, lieber Bruder. Indeſſen zürne ich nicht mit Dir. Uns Verſtoßenen, aus dem väterlichen Hauſe Verbanneten (denn faſt bin ich es auch,) bleibt nichts übrig, als geduldig zu ſeyn. Zorn darf gar nicht unter unſre Leidenſchaften kommen. Ich habe geſtern durch einen Brief von Amalien einen ſchwarzen Tag gehabt. Sie ſchreibt mir, daß man uns in dem Hauſe unſers Vaters gänzlich vergäße. Gott! was wird noch aus uns werden! Sollen wir denn ganz der Gnade anderer Menſchen leben? Es ſoll viel, Bruder, im Hauſe unſres Vaters aufgehen. Unſere Stiefmutter iſt reich. Aber wird ſie es wohl von dem Ihrigen nehmen? Wenn ſie nun ſo ungerecht dächte, und des Vaters Vermögen uns verſchwendete!

Und wie wenig würde dieſer ganze Gedanke für mich ſeyn, wenn ich nicht wüßte, daß man Vater einſt die Augen öffnen, und den Zuſtand bejammern würde, in den er uns verſetzt! Dann, wenn es zu ſpät ſeyn wird, wenn ſeine Kinder ſchon der Kummer halb aufgezehrt, dann wird er ſeine Hände nach ihnen ausſtrecken, und wünſchen, ſie nie von ſich gelaſſen zu haben. O Mutter, Mutter! welch eine ſchwere Verantwortung würde dann auf dir ruhen, wenn dieſer gebeugte Vater einſt, vom Schmerz niedergedrückt, dir ſagen würde: Dies iſt deine Schuld!

Hätte ich nicht immer mit der wahren Liebe eines Kindes ihr begegnet, hätte ich ſie nicht wie meine zweyte Mutter geehrt, und alles für ſie zu thun geſucht, ſo würde ich mich ſelbſt anklagen. Ich würde nicht ruhig ſeyn können. Aber ſo bin ich mir nicht bewußt, womit ich ihren Zorn verdient; und um ſo kränkender iſt mir ihre Verachtung, um ſo betäubender der Schmerz, auch durch ſie den zärtlichſten Vater zu miſſen, ſeine Liebe mir entzogen zu ſehen, mich von ihm gleichſam verſtoßen, wie eine Verbannete in Thränen baden zu müſſen.

Ich erinnere mich noch einer jungen Freundinn, einer Geſpielinn von mir, die einige Zeit bey uns war. Wie oft hat mein Vater mich Thränen vergießen ſehen, wenn er die Geſchichte erzählte! Ich dachte nicht, daß ich ſo bald dies Schickſal haben würde. Du warſt eben damals auf Schulen. Glaubſt Du, daß eben dieſer Vater, der jezt uns vergißt, ſelbſt dieſe arme Verlaſſene mit Freuden in ſein Haus aufnahm, um ſie den Händen einer Stiefmutter zu entziehen, die barbariſch mit ihr umgieng? Mit Thränen brachte ſie ihr Vater, und bat flehentlich um unſre Hülfe, und ich war damals ſo froh, und meine Mutter freute ſich ſo herzlich, daß er es that. Ich erinnere mich noch genau der Worte, die ſie ſagte: Du wirſt nie eine Stiefmutter haben, Louischen, ſagte ſie, und nahm mich in ihre Arme. Wäre doch die Prophezeihung aus dem Munde der guten Mutter eingetroffen! Ich habe nachher noch als ein Kind mit dem kleinen Mädchen, die einen reifen Verſtand und viel Sanftmuth hatte, ſo recht kindiſch darüber geſprochen. Einmal im Garten fragte ich ſie: Aber, Kleine, wie iſt es doch möglich, daß eine Mutter dich ſchlagen und ſtoßen kann, wie du ſagſt?

Ja, ſagte ſie, das hat auch meine rechte Mutter niemals gethan; und dieſe ſagte, ſie thäte es deswegen, weil mein Vater mich lieber hätte als ſie, das wollte ſie gar nicht haben. Ein Mann müßte ſeine Frau allein lieb haben, und nicht ſeine Kinder. Aber einmal ſagte ich ihr gerade heraus: das könnte ich nicht glauben, denn ich hätte das anders gelernt; und ich weinte recht viel darüber, daß mein Vater mich nicht auch lieb haben ſollte. Damals ſchlug ſie mich eben ſo ſtark, daß mein Vater mich hierher brachte. Aber ich mag ſie darum doch wohl leiden, wenn ſie mich ſchon ſchlägt, ſetzte ſie hinzu; und das machte mir ſchon eine rechte Freude, daß ſie ſie doch lieb hatte.

Die Mutter ſtarb hernach, und der Vater holte ſeine liebe einzige Tochter wieder ab.

Mein Vater hat ſolchen Geſprächen und Erzählungen öfters zugehört, und iſt jederzeit davon gerührt worden. Ich hatte auch ſchon etlichemal es auf der Zunge, ihn an das kleine Mädchen zu erinnern; aber es iſt beſſer, daß ichs unterlaſſen habe, denn ich hätte meine Mutter zu ſehr erzürnt.

Der gute Wolfram und Dein Freund haben geſtern den ganzen Tag ſich vergebens bemühet, meine Traurigkeit zu hemmen; allein es gieng nicht eher, als bis Weinert mit der Nachricht hervorkam, daß Du uns eheſtens beſuchen wollteſt. Da kam nun freylich Freude und Leben in mein Herz. Ich kann mir es kaum träumen, daß es möglich ſey. Er wird alſo bald kommen? wiederholte ich noch einmal —

Ja, in dieſen Tagen, antwortete er mir; und er wird ſeine Henriette auch mitbringen.

Seine Henriette? rief ich beſtürzt —

Ja, ſeine Henriette, ſagte er ganz kalt, und ihre Mutter —

Und ihre Mutter? rief ich, wie vorher. Das waren mir alles Räthſel, die ich nicht aufzulöſen vermochte. Ich muſte es ihm alſo überlaſſen; und das that er denn auch ſo geſchwind als es möglich war, und ſagte mir da freylich ſo viel Gutes von Deiner Henriette, daß ich das liebe Mädchen zu kennen wünſche. Nun ſehe ich erſt ein, loſer Schelm, warum Du Deinen Vater und Deine Schweſter ſo leicht vergeſſen kannſt. Wenn man freylich bey Henrietten ſitzt, ſo fällt einem ſo etwas nicht ein. Aber ich kann Dich nicht tadeln. Iſt ſie ein gutes Mädchen, ſo verdienſt Du Lob, daß Du ſie aufrichtig liebſt. Glaube mir, ich freue mich recht darauf, ſie zu ſehen, und ihr meine Freundſchaft anzubieten. Du wirſt doch nicht böſe werden, daß ich Deinem Freunde Dein Geheimniß entzogen, denn in ein paar Tagen hätte ichs ja doch erfahren.

Daß Du mich nun ſchon Henrietten empfehlen, und ſie in meinem Namen küſſen mußt, brauch' ich Dir wohl nicht erſt zu ſagen. Komm nur je eher je lieber; wir erwarten Dich alle ſehnlich, und wollen ſehen, ob wir den Kummer in etwas verſcheuchen, und Freude in unſern kleinen Zirkel bringen können.

Aber was wird unſer Vater, was wird die liebe Mama ſagen, wenn ſie Deine Liebe hören? Es iſt zwar noch Zeit genug, vom Unangenehmen zu ſprechen. Der Menſch iſt ſo immer geneigt, ſich mehr Sorgen als nöthig zu machen, und vergißt des Guten nur gar zu oft darüber, was er vor ſich hat, und welches ihm zum Genuſſe beſtimmt war.

Nun, die Zeit wird mir lang werden, bis ich Dich nach einer ſo unangenehmen Trennung umarmen, und mündlich ſagen kann, daß ich bin

Deine

treue Schweſter,

Louiſe F.

Vier und zwanzigſter Brief.

Weinert an Frank.

Den 22. Jun. 1778.

Die Krankheit von Henriettens Mutter kam dieſesmal recht ungelegen; denn ich hatte ſchon alles zu Deinem Empfange bereit, und wir wollten noch denſelbigen Tag zu Deiner Schweſter, und ſie überraſchen. Nun aber habe ich mich anders beſonnen, und will Deiner Schweſter es vorherſagen. Ich fürchte, es möchte ihr zu unvermuthet kommen, und wenn es denn Schaden thäte, ſo wäre Weinert Schuld. Alſo hab ich beſchloſſen, heute noch dahin zu reiſen.

Du willſt zwar noch etwas von meinen Angelegenheiten wiſſen; allein ich kann Dir es verſichern, ich ſtehe noch auf dem alten Flecke. Ich habe viel zu wenig Muth, etwas für mich zu reden. Ich überlaſſe es alſo Dir, dieſes für mich zu thun. Und eben deswegen wünſche ich auch Deine Ankunft. Ich kann Deine liebe Schweſter nicht anſehen, ohne den Wunſch in mir zu erregen, daß ich näher mit ihr bekannt ſeyn, und etwas vertraulicher mit ihr reden könnte.

Wolfram hat mir es zwar ſchon verſprochen; allein ich ſehe noch keinen Erfolg davon. Iſt es nun Deiner Schweſter zuwider, ſo muß ich freylich — doch wer weiß. Wir wollen nicht vor der Zeit traurigen Vorſtellungen uns überlaſſen.

Der Brief von Dubly an Deine Henriette hat mir ſelbſt eine wahre Freude verurſacht. Er iſt ſo voll von einer gewiſſen tröſtlichen Zufriedenheit, daß er Euch alle ſeinetwegen beruhigen kann. Raffs Betragen gefällt mir nicht minder. Der aufrichtige Mann muß ganz aufrichtig ſeyn, und dies heißt ſo gut verheelen als entdecken. Es läßt ſich doch wohl denken, daß der Mann Recht haben muß zu ſchweigen, wenn wir es auch ſchon mit unſern nicht weitſehenden Ideen nicht faſſen können.

Nun muß ich Dir noch eine Neuigkeit ſchreiben, die Dich gewiß intereſſirt. Dein Vater iſt im Begriff, eine Bedienung bey Hofe anzunehmen. Ich weiß wohl, daß er ſonſt ganz wider dieſes Leben war; aber was thut man einer ſchönen Frau nicht zu Gefallen. Ich verdenke es ihm alſo gar nicht, und ich glaube insbeſondre, daß es auch für Dich ein glücklicher Zufall ſeyn kann. Er wird doch bey der Gelegenheit, ſo viele verſorgt zu ſehen, und auch ſelbſt zu verſorgen, (denn die angetragene Stelle iſt ziemlich mächtig,) an ſeinen Sohn denken, der in der Ferne umher irrt.

Du ſiehſt aber hieraus doch die Macht des ſchönen Geſchlechts über uns. Was ſo viele verdienſtvolle Männer, die ſich ſo lange Mühe gaben, Deinen Vater dazu zu bereden, nicht haben ausrichten können, das kann die Bitte einer Frau auf einmal thun. Die erſtere hatte ihren Mann zu lieb, und wollte ihn gern in ungeſtörter Ruhe allein beſitzen. Dieſe hat ihre Eitelkeit lieber, und will dem Mann lieber Geſchäfte auflegen, um nur die Ehre davon mit zu genießen.

Das wird ein neuer Grund für Deinen Onkel ſeyn, ſich nicht wieder mit ihm zu verſöhnen. Denn er iſt jederzeit gegen das Hofleben eingenommen geweſen, und hat auch in den Zeiten der Einigkeit unter ihnen immer davon abgerathen. Dieſesmal wird aber natürlich der Mann, den man ſonſt bey jeder kleinen Sache in der Familie um Rath fragte, nicht um ſeine Meinung angeredet; und da er ſich etwas daraus macht, ſo muß es ihm um deſto kränkender ſeyn.

Und dabey kann Dein Vater doch noch ſagen, daß nur jener daran Schuld ſey, weil er ſich nicht verſöhnen wolle.

Ich habe dies alles von Wolfram gehört, der deswegen Briefe hat, und er hat mir auch aufgetragen, es Dir zu melden. Mündlich nun mehr davon. Ich bin

Dein Freund,

Weinert.

Fünf und zwanzigſter Brief.

An Frank von ſeinem Onkel.

D. 20. Jun. 1778.

Lieber Enkel!

Hier ſchicke ich Dir wieder etwas Geld, weil ich höre, daß Dein Vater Dir noch immer nichts giebt. Ich möchte wiſſen, was er eigentlich denkt, wovon Du leben ſollſt. Aber daran iſt niemand als Deine Stiefmutter Schuld. Die eitle Thörinn hat nun gar ihren Mann beredet, noch ein Hofamt anzunehmen; und der läßt ſich auch noch verführen, nachdem er zwölf Jahr der Verſuchung widerſtanden.

Ehedem wurde ich wohl zu Rathe gezogen. Damals dachte man aber, daß man Kinder hätte, und des alten Knaſterbarts Geld wohl noch einmal brauchen könnte; nun ſind ja aber die Kinder verſorgt, in Gottes weite Welt hineingeſchickt, da giebts zu Eſſen und zu Trinken, denkt man, und ſo mögen ſie denn ſehen, wie ſie leben. Und den Alten, ie den laß zum T. gehen mit ſeinem Gelde. Ja, mein lieber Enkel, ſo heißts, ſo ſiehts aus. Ich ſage Dir das nicht deswegen, damit Du ſelbſt davon ſprechen, oder ſo denken ſollſt: denn Du biſt Deinem Vater Ehrerbietung und Gehorſam ſchuldig; und ich will, daß Du auch nicht im geringſten davon abgehen ſollſt: denn Segen muß immer von Deinem Vater mit Recht nicht von Dir genommen werden, ſonſt biſt Du ein unglücklicher Menſch. Aber mich kann es kränken, und mir muß es wehe thun, daß ich von Deinem Vater ſo ſchnöde betrachtet werde.

Es war eine Zeit, wo er mich mit einer reinen Bruderliebe liebte, wo die Engel im Himmel über unſre Einigkeit müſſen gefrohlockt haben, und der Ewige mit ſegnendem Wohlgefallen darauf herabgeſehen. Immer noch bringts Wonne in mein Herz, wenn ich dieſer freudenvollen Tage gedenke, und es erweitert ſich mein Gefühl in mir, wenn ich mich in dieſe herrliche Zeit mit meinem ganzen damaligen Gefühl zurückſetze.

Wie Dein Vater, der mir dann alles war, um ſeine jetzige Frau, die damals nur ein Kind war, aber in dem kindiſchen Geſichte die Merkmale einer verderbenden Eiferſucht trug, herum gieng, und von ihrem Herzen ſich eine Zeit lang beſtricken ließ, da blutete ſchon das meinige, und ich ſahe eine unglückliche Zukunft für ihn. Ich betete damals zum Himmel um ſeine Ruhe und ſein Glück, und ich wurde erhöret. Er ſah Deine Mutter, einen Engel in allem. Er wurde mit ihr der ſeligſte Mann. Damals, als Du, mein theurer Enkel, zum erſtenmal in die Welt blickteſt, that ich das Gelübde, für Dich zu leben, und noch nie hat es mich gereuet. Wenn Du nicht wie Dein Vater durch eine liſtige Schlange auf Abwege kommſt, ſo wirſt Du der rechtſchaffene Mann werden, der er einſt war. Tröſte Dich darum, und denke, daß Du an mir einen Vater haſt, wenn Du an ihm keinen mehr hätteſt. Ihm kannſt Du die Ehrfurcht und den Gehorſam beweiſen, den Du ihm ſchuldig biſt, und mich kannſt Du betrachten als einen Freund, dem Du Dein ganzes Herz offenbaren kannſt. Nie werde ich Dir in Deinen Handlungen Geſetze vorſchreiben: aber nie werde ich auch unterlaſſen, Dir es zu ſagen, wenn Du unrecht handelſt. Dann folge dem Rathe eines treuen Freundes, der nie irre führen kann, wenn er Wahrheit im Herzen und im Munde führet.

Deine Mutter war eine herrliche Frau. Noch auf ihrem Sterbebette, da ich die erſte Thräne in meinem Leben vergoß, war ſie voll Zutrauen gegen Deinen Vater. Ich bot ihr an, Dich zu mir zu nehmen, und verſprach ihr, Sorge für Dich zu tragen.

Mit einem heitern Lächeln, worin der ganze Himmel ſchon mir entgegen ſahe, antwortete mir die ſchon halb Verklärte:

Ich danke Ihnen, Bruder, für Ihre zuvorkommende Güte. Man kann der Väter, der Freunde, der Wegweiſer nicht zu viel haben, wenn man jung iſt. Mein Sohn hat zwar einen Vater, der ihn nie, nie (und hierbey drückte ſie mir die Hand heftig, damit ich das Zutrauen ganz faſſen ſollte, das ſie zu ihrem Manne hätte,) vergeſſen wird und kann, der immer der rechtſchaffenſte, der edelſte Mann war; allein auch Ihre Sorgfalt wird einen größern Grad des Guten in ihm hervorbringen, denn Sie ſind ein edler, ein rechtſchaffener Mann.

Das war mir das Liebſte, was mir ein ſolches Herz ſagen konnte. Wahrheit las ich in ihren Augen, die blickte ſie auf mich; und froh habe ich ſie in jenes Leben hinüber gehen ſehen, und einen Blick der Liebe ihr nachgeſandt, denn ſie ſtarb den Tod einer Gerechten. Sie ließ auch, ſo wehe es ihm that, Freundlichkeit im Geſichte meines Bruders zurück, weil ſie lächelnd hinüber gieng. Und damals hätte ich goldne Berge auf ſeine Treue gebaut.

Laß Dir ja, lieber Enkel, dieſe vortreffliche Mutter ewig werth ſeyn; wenn Du an ſie denkſt, muß immer Friede und Ruhe Deine Seele erfüllen. Sie ſieht gewiß immer aus jenem Leben auf Dich, und wird ſich Deiner guten Handlungen freuen.

Ich werde Dich als meinen Sohn betrachten, werde das Verſprechen halten, das ich ihr that, für Dich und Dein Glück zu ſorgen. Deine Schweſter iſt nicht weniger mein Kind, als Du. Ich ſehe euch ſo an, und in meinem Hauſe ſolltet ihr bald das väterliche vergeſſen; allein ich will mir auch nicht einen kränkenden Vorwurf von Deinem Vater zuziehen, damit er nicht einſt auftreten und ſagen kann: Du haſt das Herz meiner Kinder von mir abgewandt!

Mit väterlicher Liebe würde ich Dich umarmen, wenn Du bey mir wäreſt; aber ſo will ich es im Geiſte thun. Ich bin

Dein

zärtlicher Onkel,

Frank.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Louiſe an Amalien.

D. 23. Jun. 1778.

Einen thränenvollen Tag und eine ſchlafloſe Nacht hat mir Ihr lieber, aber auch Ihr böſer Brief gekoſtet. Nein, ſo ſehr glaubte ich nicht aus dem Herzen meines Vaters geriſſen zu ſeyn, daß er kalt — kalt iſt ein unangenehmes Wort, meine Liebe, kalt nach mir gefraget.

Von meiner Mutter, ja von dieſer Mutter, hatte ich mir wohl nie Liebe verſprochen; aber daß mein Vater, mein theurer lieber Vater, daß er aufhören ſollte, mich zu lieben, ach der Gedanke war mir drückend für mein armes Herz. Und nun gar die Wahrheit dieſes Gedankens! hart, meine Amalie, müßte das Herz einer Tochter ſeyn, wenn es dann nicht dem Brechen nahe wäre. Und es war es das meinige; ſo nahe war es, meine Liebe, daß ich einige Stunden nöthig hatte, mich von einer Beklemmung zu erholen, die mir den Tod drohete. Ich ſahe ihn mit der Wehmuth vor mir, mit welcher er Abſchied von ſeiner Tochter nahm, und ſo bald — ſo bald vergeſſen, da bey mir keine Stunde hingehet, die mir nicht ſein Bild darſtellt, die mich nicht daran erinnert, daß ich von einem Vater getrennt leben muß. O meine Liebe! immer hab' ich mirs als das einzige Selige vorgeſtellt, bey ihm zu leben; und wie wohl war meinem Herzen, wenn ich mich als ſeine Pflegerinn dachte, wenn ich zuweilen mir träumte, die Stelle meiner Mutter zu erſetzen, und alles, alles zu ſeiner Bequemlichkeit, zu ſeiner Ruhe beyzutragen! Es waren goldne Träume, die ſelten Sterblichen erfüllt werden.

Ich werde mich nun wohl gewöhnen müſſen, von ihm getrennt zu leben, ich Arme, die nun ſchon einer edlen Mutter und eines vortrefflichen Vaters beraubt iſt.

Thränen der Sehnſucht nach ihrer Liebe — hört nie auf zu fließen! Erinnert mich immer an ſo glückliche Zeiten zurück, wo beyde mich liebten, und wo kein Andenken an eine Trennung war. Bitter — bitter fließt, damit ich immer es ſchmecke, was ich verlor, damit ich nie vergeſſe, was ich verlor. Wenn meine Seele von dem Gedanken ſich wendet, unglücklich zu ſeyn, ſo bringt ſie auf den Weg des Traurens zurück, damit ich ihnen einſt weinend entgegen gehe, und ſie es ſehen, daß ihre Tochter nie aufhörte, um ſie zu klagen, daß ſie nie aus dem Herzen derjenigen kamen, die ſie ewig lieben und beweinen wird.

Könnte meine zweyte Mutter es fühlen, wie ſehr ich nach ihrer Liebe ſeufze; wüßte ſie in die tiefſten Winkel meiner Seele, in die engſten Falten meines Herzens einen Blick zu thun, um die Reinigkeit meiner Wünſche für ſie darin zu entdecken: dann könnte ſie nicht mehr auf die Tochter zürnen, die ſchon Ströme von Thränen um ihren Haß verweint, deren halbes Leben gewiß ſchon durch den Gram darüber verzehret worden.

D. 26. Jun. 1778.

Ich ließ meinen Brief mit den traurigſten Gedanken liegen, um ihn bald zu endigen; aber vergnügter komme ich, eine längere Unterhaltung mit Ihnen anzufangen. Eben habe ich meinen Bruder wieder umarmt. Nach ſo langer Zeit von ihm getrennt, der ſo viele Jahre mein Buſenfreund war, der jedes Geheimniß meines Herzens erfuhr, war es mir wie ein Traum, als ich in ſeine Arme flog. Das Wort Bruder bebte auf meinen Lippen; lange hielt es die Wonne zurück, die ich fühlte. Wie zärtlich war unſer Wiederſehen! So etwas erſetzt Jahre von Trennung, erſetzt den ſchmerzlichſten Abſchied reichlich.

Seine Henriette war bey ihm. Sie können, meine Amalie, kaum glauben, wie heftig ich erſchrak, als ich ſie ſahe, und gleichſam mich im Spiegel zu ſehen glaubte. Es gehört eine ſo auffallende Aehnlichkeit dazu, als wir haben, um ſich ſelbſt zu kennen. Ich darf Ihnen nun wohl nicht ſagen, daß ſie ſchön iſt. Es gieng dem guten Mädchen, wie mir. Sie war beſtürzt, und wir ſagten beyde nichts. Auch mein Bruder ſagte, es wäre ihm ſehr neu, weil er meine Geſichtsbildung ſeit einigen Jahren nicht beobachtet. Etwas, ſagte er, habe er wohl ähnliches vermuthet, aber ſo viel nicht. Weinert, der auch mit uns war, ſtand mit über dem Kopf zuſammengeſchlagenen Händen ſtumm und erſtaunenvoll da. Der alte Wolfram brachte uns wieder ins Gleis.

Morgen, wenn ich näher mit den Leutchen bekannt bin, ſchreibe ich Ihnen mehr. Heute habe ich ſie von außen kennen lernen, morgen wollen wir ihr Herz etwas betrachten. Das pflegt immer meine Hauptſache zu ſeyn. Ich bin nun einmal ſo ein närrſches Mädchen, die ein recht aufrichtiges Gemüth über alles ſchätzt. Mag doch die Welt mit dem guten Herzen ihren Spott treiben! Es iſt und bleibt das wahre Glück.

Adieu, meine Beſte! ich weiß, Sie wünſchen mir auf einen ſo guten Tag auch eine herrliche Nacht; und die gebe der Himmel

Ihrer treuen
Louiſe.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Frank an Herrn Raff.

Den 28. Jun. 1778.

Mit offnen Armen hat uns mein Freund empfangen, und Ihre Pflegetochter (denn ſo kann ich meine Henriette doch gewiß nennen,) befindet ſich hier heiterer als in der Stadt. Ich muß Sie gleich anfangs mit einem beſondern Phänomen bekannt machen, welches mir hier aufgeſtoßen. Meine Schweſter, die ich in einigen Jahren nicht geſehen, ſieht meiner Henriette ſo vollkommen gleich, daß man ſie mit einander verwechſeln könnte, ohne daß jemand den Unterſchied bemerkte. Freylich dem Auge des Liebhabers, und deſſen, der ſie täglich ſieht, entgehen verſchiedene unterſcheidende Stücke nicht, die beyde kenntlich machen, ſo wie denn zwey Dinge in der Natur nie eine vollkommne Aehnlichkeit haben können; aber Aufmerkſamkeit erregt es gewiß.

Meine Unterhandlungen ſind ſchon angegangen. Wir haben heute in einer allgemeinen Verſammlung beſchloſſen, daß ich an meinen Vater mit der gehorſamen Supplik zu ſeinem Conſens einkommen ſoll. Alle waren einmüthig; allein in Louiſens Blicken bemerkte ich eine Trübheit, die Zweifel verrieth, und in Henriettens Augen ſtanden gar Thränen.

Das machte mich ſehr muthlos, und ich bin dieſes in der That ſo, daß ich nicht glaube, daß ich ein geſcheutes Wort an meinen

Vater herausbringe. Meine Schweſter ſuchte mich noch zu tröſten, da ſie meine Verwirrung bemerkte.

Ich werde ſelbſt, ſagte ſie, an die Mutter ſchreiben. Ich glaube, ſie ſoll eher zu erweichen ſeyn als der Vater; und wenn ſie will, ſo geht es. Ich will alle Ueberwindung zuſammennehmen, und in dem Tone einer geliebten Tochter reden; nicht als eine Verſtoßne flehen, ſondern als ein Liebling bitten. Vielleicht hilft das mehr, als wir glauben.

Beſonders dem alten Wolfram gefiel der Entſchluß. Solche Lockſpeiſe, ſagte er, zähmet ſonſt viel. Der Ton giebt der Sache einen Anſtrich. An Liſt, merk' ich wohl, fehlt's euch allen nicht.

Die gute Henriette ſagte mir heute ſo viel Schönes von meiner Schweſter. Es wäre ein wahrer Himmel, wenn wir ſo ruhig zuſammen leben könnten, ſeufzte ſie mehr heraus, als ſie es ſprach, und drückte meine Hand dabey.

Nun noch ein Wort von dem armen Dubly. Ich denke faſt an nichts, als an ihn, und er ruhet ſo ſehr in jedem meiner Gedanken, daß ich zuweilen mitten in einem Geſpräch ſtocken muß, um mich etwas wieder zu faſſen; ſo zerſtreut macht mich ſein Unglück. Mündlich war es mir nie möglich, Ihnen Vorwürfe wegen Ihres Stillſchweigens zu machen; aber ſchriftlich, fühle ich, kann ich es eher. Ob das nun eine natürliche Verderbniß meines Herzens iſt, daß ich entfernt bitterer ſeyn kann als in der Gegenwart, das kann ich nicht beurtheilen; allein ſo viel iſt gewiß, ich mache Ihnen jezt den Vorwurf, daß Sie nicht freundſchaftlich geweſen ſind in dem Stücke, daß Sie mir nichts entdeckten. Warum wollten Sie mir wohl den Troſt mißgönnen, das Unglück eines Mannes zu wiſſen, der mich einſt ſo nahe angehen wird? der jezt ſchon ſo nahe mich angeht?

Ich bin jezt ſelbſt hier, und ich werde gewiß keine Mühe und keinen Fleiß ſparen, alle Nachrichten aufzutreiben, die ich nur aufbringen kann. Kein Winkel ſoll meinem forſchenden Auge entgehen, wo ſich nur ein Papierchen könnte verborgen haben, ſo ſorgfältig will ich ſeyn.

Und dann — nein, Sie ſollen alles wiſſen, denn Sie ſind ein redlicher Mann. Ich will nicht ſo geheimnißvoll ſeyn, wie Sie es ſind. Ich will mehr Nachſicht mit einem

Herzen gebrauchen, das ſeiner Freunde ſich ſo ſehr annimmt, als Sie es mit mir gethan haben.

Vors erſte muß ich Ihnen nur von mir ſagen, daß ich in meiner Wahl des alten Wolframs völligen Beyfall habe. So lieb wie Ihre Mutter mir war, ſoll mir einſt Ihre Henriette werden, ſagte er, und ich will die frölichern Stunden von damals zurückrufen, ob ich ſchon wenig traurige gehabt habe. Ich verſichere Ihnen, Raff, der Mann iſt ein wahres Sinnbild für die Menſchenliebe, und es entgeht ſeinen Augen nicht das kleinſte Bedürfniß eines Menſchen, den er in ſeinen Schutz genommen; und wo iſt wohl ein Armer, der nicht in dieſem ſteht, ſo weit ſeine Milde reichen kann? und wo iſt wohl ein gutes Herz, das ſich ihm zeiget, dem er nicht gleich Sympathie entgegen redet? Ich glaube auch, in ſeiner ganzen Gegend wird nach hundert Jahren ſein Name noch wie der Name eines Heiligen genannt werden.

Die Mutter meiner Henriette iſt etwas niedergeſchlagen. Es muß Zurückerinnerung an etwas Unangenehmes ſeyn, was ihr hier begegnet iſt. Sie hat gleich in den erſten Tagen alle Winkel durchſtört, hat ſich jedes kleinen

Fleckchens erinnert, wo ſie einiges Glück gefühlt, und hat an etlichen Stellen unwillkührliche Thränen vergoſſen.

Je mehr ich mit dieſer Frau umgehe, je tiefer ſehe ich in ihr Herz, und deſto mehr wünſche ich mit ihrem Schickſale bekannt zu ſeyn, welches immer beſonders mit ihr muß geſpielt haben.

Geſtern Abend überfiel ich ſie ganz allein in einer kleinen Laube am Ende des Gartens. Sie ſaß da in melancholiſche Grillen verſenkt, und die Thränen liefen immer über ihre Backen herunter. Ich blieb eine Zeit lang ſtille ſtehen, hörte aber nichts, als einige Seufzer, die aus einer beklommenen Bruſt ſich mit Gewalt herauspreßten. Endlich gieng ich näher, und machte einiges Geräuſch, wodurch ſie erwachte.

Sie ſtand gleich auf, und nahm meine Hand mit einer mütterlichen Sanftmuth; ſie drückte ſie zärtlich, war aber nicht im Stande ein Wort hervorzubringen.

Warum ſuchen Sie die Einſamkeit, redete ich ſie äußerſt gerührt an, die Ihnen doch gewiß ſo ſchädlich iſt? Wollen Sie nicht Ihrer Tochter und einem ehrfurchtsvollen Sohne ſich erhalten, wenn auch Ihr eigner Kummer Ihnen nicht wünſchen ließe, längere Marter zu dulden. Entſchlagen Sie aus Ihrem edlen Herzen, welches freylich für das größte Glück ſchlagen ſollte, den Gedanken, daß die Vorſehung Ihre Tage mit Thränen zeichnete, und ſuchen Sie ſich an der Liebe derer zu erholen, die ſo ganz für Sie nur athmen. O meine theure Mutter, Sie müſſen mir ja alles das erſetzen, was ich verlor! Vater und Mutter finde ich ſchon in Ihren ſanften Blicken wieder, und Ihr Kummer drückt mich jedesmal zu Boden, denn er preßt auch mein Herz zum Springen.

Sie hatte ſich nun etwas erholt. Ihre Augen verloren das Trübe, ja ſie wurden etwas heiter. Armer Freund, antwortete ſie mir mit einem nochmaligen Händedruck, wie bedaure ich Sie! So ein guter Sohn konnte verſtoßen werden? Sein Herz konnte man verkennen? Alſo ich könnte Ihnen etwas erſetzen? Meynen Sie es? Laſſen Sie mich denn thun — was ich kann, was mein Herz vermag, will ich. Ich will mich erheitern, um Ihre Freude zu befeſtigen. Meine Tochter iſt ein gutes Mädchen. Sie wird Sie gewiß glücklich machen; und ich weiß, ihr

Beyde werdet mein Alter noch zu Tagen voll einer ſegnenden Frölichkeit umſchaffen.

Sie gieng nun erheitert mit mir zurück. Was fühlte ich für ein betäubendes Vergnügen in meiner Seele! Ich ſtellte mir ſo lebhaft das Bild meiner gütigen verklärten Mutter in ihr dar, daß mein warmes Herz zugleich alle die kindliche Liebe, die ich jener gab, zu ihr leitete.

Welche ſelige Ausſichten hätte ich nicht, theurer Freund, wenn nur erſt das ſegnende Ja meines Vaters dieſes Band geknüpft hätte! Dann würde ich mit Henrietten leben; und ſonſt wünſcht nichts

Ihr

Frank.

Acht und zwanzigſter Brief.

Louiſe an Amalien.

D. 30. Jun. 1778.

Mit dieſer Einlage, meine theure Amalie, gehen Sie ja ſäuberlich um. Es iſt das erſte, was ich Ihnen heute ſchreibe, aber es iſt auch das Wichtigſte für mich. Es iſt das ganze Glück meines Bruders; es enthält das Schickſal einer Freundinn, die meiner Seele nach Ihnen die theureſte geworden iſt. Wenn ich dieſem Briefe nicht noch einige Wirkung zutrauete, ſo würde in der That Ihre arme Louiſe recht elend ſeyn.

Ich ſchrieb Ihnen in meinem letzten Briefe, ich wollte das Herz meiner neuen Freundinn etwas unterſuchen; aber wie wenig brauchte ich dies, da ihre offne Redlichkeit mich alles ſehen ließ, was darin verborgen war! Gleich den Abend, nachdem mein Brief abgegangen war, nahm ſie mich bey der Hand, die ſie ſo freundſchaftlich drückte, und zog mich in ihr Zimmer. Mit einer faſt ausgelaſſenen Freude (ſie iſt überhaupt ſehr lebhaft,) drückte ſie mich an ihre Bruſt.

Bin ich nicht glücklich, rief ſie, daß Ihr Bruder mich liebt? Nicht allein ſeinen Beſitz ſchenkt er mir, ſondern die vortrefflichſte, die zärtlichſte Freundinn in Ihnen. Wie werden meine Tage ſelig ſeyn!

So raſch mich ihre offenherzige Freude auch traf, ſo waren doch die trüben Gedanken, die ich eben in dem Augenblicke vorher dachte, noch meiner Seele zu neu, als daß ſie ganz in dieſe lebhafte Idee ſich hätten verlieren können; und in einem ſolchen Zuſtande iſt man gemeiniglich ſehr weich. Ich mußte alſo wohl etwas trübe ausſehen, und vielleicht bemerkte ſie auch, daß meine Thränen mit Gewalt ſich zurückhielten. Lebhafte Gemüther verfallen von einem Aeußerſten ins andere, und die liebe Henriette wurde durch meine trüben Blicke auf einmal ſo niedergeſchlagen, daß ich bemerkte, wie die Züge des freundlichſten Lächelns ſich in unangenehme Furchen der Traurigkeit verloren.

Sie zeigen mir es wohl, ſagte ſie, daß ich zu viel hoffe. Ihre Augen ſagen mir mehr, als Ihre Worte könnten. Ziehen Sie mich ganz aus der fürchterlichen Ungewißheit, und ſagen Sie mir, ob Sie nichts, gar nichts für mich hoffen, nichts für mich erwarten. Sollte Ihre Henriette ſo unglücklich ſeyn, noch als eine Verlaßne herumirren zu müſſen?

In einem ſo ſchwärmeriſchen Tone fuhr ſie fort, ſetzte ſich in die tiefſte Melancholie, worin denn Ihre Freundinn mit einſtimmte. Ich will Ihnen nicht ſo läſtig fallen, das ganze traurige Geſpräch hier Ihnen zu erzählen, das zwiſchen uns vorfiel. Es würde Sie gewiß zum Lachen bewegen, da Sie ſo wenig auf ein übertriebenes Gefühl, wie Sie es nennen, halten.

Aber wieder auf meinen Brief! Er enthält das Verlangen zur Einwilligung einer Heirath meines Bruders mit dieſer lieben, theuren Henriette. Iſt nicht auch Ihr Herz wärmer, da Sie dieſes leſen? Kömmts Ihnen nicht auch als Pflicht vor, das Glück eines Mädchens zu befördern, das ſo liebt, ſo krank für Empfindung iſt, als wir es ſeyn würden, wenn wir ſchon den Gegenſtand unſerer Neigungen gefunden hätten? — Gefunden hätten — werden Sie ſagen — und ich wiederhole es — gefunden hätten; denn ſo einen rauſchenden, vorübergehenden Augenblick kann mein Herz für nichts rechnen. Aber doch werden Sie bey dieſer Anmerkung ſagen: ſie denkt an ſich ſelbſt, an ihre Schwachheit; und aufrichtig geſtehe ich Ihnen, meine Liebe, ich denke daran, denke mit aller der Wärme daran, welche damals mir mein Herz erfüllte. Es iſt nichts in meiner ganzen Zuſammenſetzung von Ideen, was nicht einen Gedanken an ihn, wenigſtens zum Theil in ſich hielte. Ja, ich ſage nicht zu viel, wenn ich Ihnen geſtehe, ſein Bild ſchwebt mir ewig vor Augen.

Genug davon! Ich komme heute ſehr oft auf Abwege. Ich wollte Ihnen ſagen, daß mein und meines Bruders Brief alles enthält, was man Schmeichelndes und Bittendes jemanden ſagen kann. Alſo wie viel muß mir daran liegen, daß auch ſeine Aufnahme in der beſten Lage der Sache ſelbſt geſchieht! Suchen Sie alſo, meine beſte Amalie, ſuchen Sie recht mit Fleiß die Stunde, in welcher Sie ihn übergeben wollen. Laſſen Sie ſich ja nicht durch eine äußerliche ſchnelle Ueberraſchung hinreißen. Trauen Sie dem Wolfe nicht, wenn er in Schafskleidern einhergeht. Nicht die entfernteſte Unzufriedenheit muß auf dem Geſichte meiner Mutter ſchweben. Sie muß ſo heiter ſeyn, wie ſie es am Tage ihrer Verbindung zu ſeyn ſchien. Sie ſahen ſie ja damals. Waren Sie es nicht auch, der ich ſie an eben dem heitern Tage, den Kopf in die Hand geſtützt, mit einer ſchweren melancholiſchen Miene ins Fenſter gelehnt, zeigte? Wie aufrichtig ſagte ich Ihnen damals — Ich bedaure die arme Mutter — ſie muß an ihre vorigen unglücklichen Tage zurückdenken; und wie bemitleidend eilte ich zu ihr, und ſuchte ihr Muth zu machen! Es war, als ob der Stein, der ſie drückte, auf mir läge, als ob ich alle die Kränkungen empfände, denen ſie unterzuliegen ſchien.

Ich dachte mir einen Himmel, als ich ſie damals vergnügter bey meinem Anblick ſahe; und noch bis auf die heutige Stunde wollte ich ſchwören, damals dachte ſie redlich und treu gegen mich. Vielleicht ſaß mein Herz in meinem Geſichte, und ſie konnte den ſprechenden Zügen keinen andern innern Gedanken zulegen. Vielleicht war auch ihr eignes Herz von der Wonne des Tages, durchdrungen, an dem ſie gewiß alle ihre Wünſche erfüllt ſahe.

Einen ſolchen Augenblick, wo eine ähnliche Wonne ſie überſtrömt, müſſen Sie wählen. Sie werden ihn vielleicht ſchwer finden; aber kehren Sie ſich nicht daran. Es muß Ihnen doch einmal gelingen; und wenn es auch etwas Zeit wegnimmt, ſo will ich lieber, daß mein Bruder noch eine kurze Zeit in der Ungewißheit ſeines Schickſals leide, als durch Uebereilung ſeiner ganzen Hoffnungen beraubt werde.

Ich weiß, ich vertraue mein Geheimniß meiner Amalie, und ſo wird es in ein Herz geſchloſſen, wo es wie in dem meinigen ruhet; in ein Herz, welches es von dem Augenblicke des Empfanges an als das ſeinige betrachtet, gleichen Theil an allem nimmt, was von mir kömmt.

O meine Theure, mit welcher Freude werde ich Ihren Brief erbrechen! aber wenn dann ein unglücklicher Ausgang meine Thränen hervorlockt, ſo wird meine Henriette niederfallen, und ich werde die Schuld des Leidens dieſes theuren Mädchens mir zurechnen, werde glauben, daß ich nicht dringend, nicht bittend genug geſchrieben. Das wende der Himmel ab von

Ihrer Freundinn,
Louiſe.

Neun und zwanzigſter Brief.

Louiſe an Madame Frank.

D. 30. Jun. 1778.

Verehrungswürdige,
Theureſte Mutter!

Zum erſtenmal wagt es Ihre Tochter, die alles für Sie fühlt, was man kindliche Liebe nennen kann, eine Bitte zu thun, an deren Willfahrung ihr zeitliches Glück hängt. Es iſt nicht eine Bitte, die dem Herzen nur zum Ueberfluß ſich entreißt, die ein Verlangen betrifft, das man unter die entbehrlichen zählen könnte. Es betrifft auch nicht mich ſelbſt, theureſte Mutter, was ich von Ihnen erfle-

hen

ben will; es betrifft das Glück, die künftige Wohlfahrt meines Bruders. Ich weiß gewiß, daß ſich bey dem Namen dieſes Worts etwas in Ihnen regen wird; ich weiß, Sie haben Gefühl, weiß, (erlauben Sie mir zum erſten und zum letztenmale dieſe Erinnerung, die mir nie wieder über meine Lippen kommen ſoll!) ich weiß, daß auch Sie gefühlt haben, was betrogne Liebe iſt.

Sie haben doch einmal den theuren Mutternamen für uns angenommen; es iſt Ihnen gewiß auch noch im Andenken, wie Sie mir und meinem Bruder die ſtärkſten Verſicherungen gaben, wir allein ſollten Ihre mütterliche Liebe theilen, uns wollten Sie den zweyten Grad Ihrer Zärtlichkeit zuwenden, und nächſt Ihrem Gemahl ſollten wir Ihnen das Liebſte auf der Welt ſeyn.

Könnte mir nun wohl noch ein Zweifel übrig ſeyn, daß Sie, dieſem Verſprechen nach, meiner Bitte entgegen ſeyn würden? Nein, meine Mutter, gewiß keiner. In dieſem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, bin ich von Ihrer Willfahrung ſo gewiß überzeugt, daß ich mein Leben zum Pfande ſetzen wollte, daß ich keine Fehlbitte thue.

Und in eben dieſem Augenblicke iſt mein Herz für Sie ſo voll von der reinſten Neigung, daß ich Welten darum verachten könnte, einma in Ihren Armen zu ſeyn, und das theure Wort: liebe Tochter, das mir damals ſo ſüß in meinen Ohren tönte, wieder zu hören. Ich fühle ſo ſehr, daß nichts über dieſes Glück geht, daß alle meine Empfindungen in älterlicher Liebe wie in einem Mittelpunkt zuſammentreffen, als ich noch nie ein Glück gefühlt habe; ich ſehne mich ſo nach meinem väterlichen Hauſe, daß mir hier ſelbſt der Schoos der Freundſchaft, in dem ich mich befinde, öde ſcheint.

Dieſe meine reine, meine aufrichtige Liebe, theureſte Mutter, laſſen Sie für mich reden; laſſen Sie ſie für meinen Bruder reden! Verzeihen Sie einer Tochter, daß ſie Sie bittet, ſelbſt dieſen Brief, dieſe Bitte meines Bruders dem Vater zu übergeben, den ein verſtoßner Sohn um ſeine verlorne Liebe anfleht. Seyn Sie mitleidig mit ſeinen Leiden, mit der Angſt, die er jezt fühlt, ſeines Glückes verluſtig zu werden. Er wird Ihnen dafür ſo danken, wie ich es thun werde; und unſere gemeinſchaftlichen Gebete werden Glück dafür für Sie vom Himmel erflehen.

Henriet

Henriette, dieſe Henriette meines Bruders, iſt eine edle Perſon. Sie hat alles, was ihn glücklich machen kann. Sie verbindet das vortrefflichſte Herz mit der reinſten Denkungsart. Sie iſt die Sanftmuth ſelbſt, und ich weiß, theure Mutter, wenn Sie nur einen Blick auf ſie werfen ſollten, Sie würden ſie lieben.

Ich will meine Bitte nicht wiederholen. Sie werden gewiß derjenigen, die um das Glück ihres Bruders weinend flehet, es nicht verſagen. Ich ſahe ſo oft zum Himmel auf, um ihn anzurufen; und noch ehe ich rief, wurde ich erhöret. Sollte ich hier fehl bitten? Das wolle der nicht, der unſer Schickſal lenkt, und unſre Freuden und Leiden in gleichem Maaße wieget!

O meine Mutter, laſſen Sie mich ja den Schlag nicht fühlen, der mich gewiß zu Boden drücken würde. Laſſen Sie mich ein Wort des Troſtes hören. Ewig wird Ihnen dafür danken, die mit kindlicher Ehrfurcht iſt

Ihre
gehorſame Tochter,
Louiſe Frank.

Dreyßigſter Brief.

Frank an ſeinen Vater.

D. 30. Jun. 1778.

Wenn ſich der Sohn, der unſchuldig das ſchwere Verbrechen des Ungehorſams begieng, wenn dieſer Sohn ſeinem Vater ſich nahet, wenn er Vergebung und Glück bittet, ſollte da das väterliche Herz nicht erweichen, und ſich ſeiner erbarmen? Sollte das immerwährende Gefühl der kindlichen Liebe, die nie aus ſeinem Herzen wich, ihn nicht einer Entſchuldigung fähig machen?

O mein Vater! ich bin dieſer Sohn, der ſich Ihnen nahet. Ich bin es, dem die Laſt, die ihm damals aufgelegt wurde, ſo ſchwer fiel, daß er ſie nicht zu ertragen vermochte, daß er ſich dem entziehen mußte, was ihm auf der Welt das Liebſte war, der Liebe ſeines Vaters.

Hart hat mich dieſes gedrückt, ſchwer hat es auf mir gelegen, daß mein theurer Vater vielleicht bey jedem Gedanken an mich mich verwünſchen könnte; und immer iſt es mir grauſend geweſen, daß ich ohne Ihren Segen vielleicht einmal mein Leben zubringen müßte.

Hätte ich nur irgend dem Amte vorſtehen können, welches Sie mir auftrugen, ich würde gewiß mit Freuden es angenommen, und nie dem ſegenreichen Anblicke ſo theurer Aeltern mich entzogen haben. Aber mein Unvermögen, meine Schwäche den Augen der ganzen Welt darzuſtellen, das war mir ein unmöglicher Schritt. Ich ſahe kein ander Mittel, oder wenigſtens ſtellte ſich meinem damals von Angſt und Furcht verwirrten Geiſte kein anderes dar, als das, welches ich ſo unglücklich ergriff. Verzeihen Sie alſo, theureſter Vater, dieſem Schritte! verzeihen Sie dem Ungehorſam, der mich genug ſelbſt dadurch geſtrafet, daß ich Ihrer Liebe und der Gegenwart bey Ihnen ſo lange beraubt geweſen bin. Nehmen Sie mich wieder auf, und wie Sie ehedem mich liebten, ſo fahren Sie fort, Ihre väterliche Güte über mich auszubreiten. Zu ſtolz auf dieſe, habe ich nie geglaubt, ſie verlieren zu können; und die traurige Erfahrung, die ich von dem Gegentheil gemacht, wird mir eine Lehre ſeyn, beſſer auf einen ſo koſtbaren Beſitz zu achten. Ich werde gewiß keine, auch nicht die entfernteſte Gelegenheit geben, hierin wieder etwas zu verlieren. Und mit dieſer meiner

Verſicherung ſind Sie gewiß zufrieden. Sie ſind ein gerechter, ein edler Mann. Sie werden gewiß nicht länger über den Sohn zürnen, der reuvoll ſich zu Ihren Füßen wirft, und Vergebung erbittet.

Aber dies iſt nicht die einzige Bitte, welche Ihr Sohn Ihnen vorträgt. Es iſt noch eine, deren Erfüllung mir zunächſt jener am Herzen liegt. Ich wünſche nicht allein in dem väterlichen Hauſe wieder glücklich zu ſeyn. Ich habe eine Seele gefunden, die mit der meinigen zuſammenſtimmt. Mein Herz iſt für die Liebe weich geworden. Sie haben mir oft geſagt, mein Vater, dieſes ſey eine Empfindung, die, wenn ſie in ihrer ganzen wahren Stärke rein und unſchuldig auf unſer Gemüth träfe, nicht zu unterdrücken ſey.

Ich fand ein Mädchen, die Reizendſte, aber auch die Tugendhafteſte ihres Geſchlechts, mit der ſanften Seele, die Ihnen auch, mein Vater, immer das Zeichen eines vortrefflichen Herzens war. Ich wurde von ihr bezaubert, denn jede ihrer Eigenſchaften war glänzend, jede ſtralte die edelſten Geſinnungen von ſich.

Dieſe Henriette, (ſo iſt der Name der Theuren, die mich gefeſſelt hat,) dieſe iſts, um deren Aufnahme ich auch Sie bitte, die ich von Ihnen als ein Geſchenk erbitte, wofür ich Ihnen ewigen Dank ſchuldig ſeyn werde. Sie iſts, die mein Glück vollkommen machen, die mein Leben verſüßen kann. Sollten Sie mir ſie wohl abſchlagen? Nein, mein Vater, das können Sie nicht, das werden Sie nicht.

Ich werde Ihnen nicht zur Laſt ſeyn. Meine Henriette iſt reich, und das anſehnliche Geſchenk, das ihre Mutter mir bey unſerer Verbindung verſprochen, ſetzt mich über alle Gefahren des Mangels weg. Ich kenne zwar ihre Familie nicht, weil ſie fremd iſt; allein alle ihre äußerlichen Umſtände und ihre vortreffliche Erziehung, die, nach ihren Begriffen zu urtheilen, die beſte geweſen ſeyn muß, geben mir zu erkennen, daß die, welche ihr angehören, edel und gutdenkend ſeyn müſſen.

Dieſes war ja immer alles, mein Vater, was Sie von einer Gattinn verlangten; es war das, was Sie immer das Glück eines ruhigen Lebens nannten: ſollten Sie für Ihren Sohn weniger es wünſchen?

Geben Sie meiner Bitte Gehör, und Dank vom Himmel wird Ihnen dafür zukommen, wenn der meinige zu ſchwach iſt. Sie werden wieder einen Sohn aufnehmen, der wenigſtens keinen Augenblick vergaß, daß Sie ihm Vater waren, und der ſelbſt in ſeinem Unglück die Empfindungen der reinſten Hochachtung nicht verlor. Ich getraue mir zu ſagen, Sie werden ſich ſelbſt einen Grad der Zufriedenheit dafür zuſetzen, und werden ſich freuen, Ihren Sohn glücklich zu ſehen. Sie werden einer Schweſter, die mich zärtlich liebt, und an meinem Kummer wie an meinem Wohl Theil nimmt, die größte Wonne geben, und für mich eine Seligkeit; Sie werden meine theure Henriette, und alles was ihr angehört, auf ewig beglücken.

Ich zweifle nicht, daß meine theure Mutter, Ihre verehrungswürdige Gattinn, nicht meinem Vorſchlage beytreten, und auch meine Zufriedenheit wünſchen ſollte. Ich küſſe ihr ehrfurchtsvoll die Hände, und bitte ſie, mir und meiner Henriette die zärtlichſte Mutter zu ſeyn, ſo wie ich in Ihnen mir den zärtlichſten Vater von den Händen der gütigen Vorſicht für uns beyde erbitte. Ich bin mit kindlicher Ehrfurcht

Ihr
aufrichtiger Sohn,
Frank.

Ein und dreyßigſter Brief.

Amalie an Louiſen.

D. 2. Jul. 1778.

So ſchnell hatten Sie ſich wohl keine Antwort vermuthet, meine liebe Louiſe; allein einen ſo guten Zeitpunkt hätten Sie auch vielleicht in langer Zeit nicht finden können, in dem Sie mir einen ſo gelegenen Auftrag hätten geben können. Es war eben an dem Morgen, da Ihr Herr Vater ſein neues Amt übernahm, als ich Ihren Brief erhielt. Ihre Mutter hatte ein großes Feſtin angeſtellt, wozu ich auch gebeten war, und wir ſollten die Nacht mit einem Balle zubringen, der geſchloſſen nicht vor dem andern Morgen acht Uhr auseinander gehen ſollte. Welch eine herrliche Gelegenheit, meine Louiſe, wäre dies für Sie geweſen, zu glänzen! Ich konnte es Ihrer Mutter kaum vergeben, daß ſie Ihnen dieſe Rolle entzog. Doch Sie ſind darüber weg, und wohl Ihnen!

Es war ein Uhr, als ich mich, natürlich in meinem blendendſten Staate, dahin begab. Die Geſellſchaft war ausgeſucht, und Ihre Mutter glänzte vom Kopf bis zu den Füßen mit neuem Putze.

Aber ihr Geſicht glänzte noch mehr. Nie hatte ich es ſo heiter geſehen, nie hatte ich ſo viel Wonne darin bemerkt, als heute darin ſchwebte. Ihr erſter Blick fiel mir gleich auf, und die freundliche Miene, mit welcher ſie mich empfieng, rief in meinem Andenken den Brief zurück, den ich von Ihnen erhalten, und mit wahrem Kummer ſchon auf die Seite gelegt hatte. Als ich ihn erbrach und las, ſchien mir der Auftrag eine doppelte Laſt für mich zu ſeyn. Einmal fürchtete ich, meine Gelegenheit nicht gut abzuſehen; und zweytens ſchien mir auch der ganze Auftrag nicht durchgehen zu können. Ich vergoß in der That mitleidige Thränen für Sie, Ihren Bruder und Henrietten.

Als ich nachher Ihre Mutter ſo heiter ſahe, ſo glaubte ich, vielleicht einen ſchicklichen Augenblick finden zu können. Gleich nach Tiſche fuhr ich alſo weg, und holte meine Briefe. Ich küßte ſie gleichſam in einer Entzückung, und wünſchte mir die innige Freude, die ich darüber empfand, auch in dem Geſichte Ihrer Mutter zu leſen.

Wie ich zurückkam, hatte man meine Abweſenheit bemerkt. Ihre Mutter kam mir gleich entgegen, und erkundigte ſich ſorgfältig, ob ich unpäßlich geweſen wäre. Als ich dieſes verneinte, drang ſie in mich, ihr die Urſache meiner Entfernung zu ſagen; und dies that ſie mit einem ſo ſanften Anſtande, daß ich ihre Seele in dieſem Augenblicke in der beſten Stimmung hielt, einen kleinen Anfall zu ertragen.

Wenn Sie es gern wiſſen wollen, ſo will ich es Ihnen ſagen, antwortete ich ihr mit etwas Schüchternheit, die ich nicht unterdrücken konnte. Die Pflicht der Freundſchaft rief mich. Man brachte mir einen Brief von Ihrer Tochter, und dieſen mit Muße zu leſen eilte ich in mein Zimmer.

So! hat ſie geſchrieben? ſagte ſie. Es geht ihr doch wohl? Wie wünſchte ich, daß ſie heute an meiner Freude Theil nehmen könnte!

Aus dem Herzen kam dieſer Wunſch ganz: denn ich bin mit ihrer Verſtellung zu bekannt, als daß es mir hätte entgehen können, wenn ein Anſtrich davon da geweſen wäre. Ich freute mich von Herzen über dieſen Wunſch, noch mehr aber, als ſie hinzuſetzte: Warum ſchreibt ſie nicht einmal an mich — Sie hat geſchrieben, ſagte ich; ſie hat mir den Auftrag gegeben, Sie zu fragen, ob Sie eine Bitte von ihr anhören wollen, die in dem Briefe enthalten iſt.

An dem heutigen Tage, ſagte ſie lebhaft, kann ich nichts abſchlagen. Ja gewiß, ich will ſie hören, dieſe Bitte; ſie ſoll meinem Herzen angenehm ſeyn; und wenn ich ſie erfüllen kann, ſo will ich es.

Wer war froher als Ihre Amalie! Wie ſchnell nahm ich den Brief, den ich in meinem Buſen verwahrt hatte, und gab ihn ihr!

Sie nahm ihn mit einer regen Lebhaftigkeit.

Ich kann ihn jetzt nicht leſen, ſagte ſie, ich werde zu ſehr beobachtet. Ich werde mich in mein Zimmer ſchleichen, und ihn da mit Wärme für meine Tochter leſen, und noch heute werde ich Sie weiter ſprechen.

Wie froh hüpfte Ihre Amalie nun in die frohen tanzenden Reihen! ein ſo lebhaftes Vergnügen konnte nur das Glück einer Freundinn hervorbringen, die mir ſo werth war wie Sie. Ich träumte mir dieſes nicht, da ich Ihren Brief bekam, glaubte kümmerlich den Tag, zum Vergnügen beſtimmt, zu enden, und wurde ſo unvermerkt für meine zärtliche Sorgfalt für Sie belohnt.

Es währete bis gegen Abend, ehe Ihre Mutter mich wieder anredete. Sie faßte mich vertraulich bey der Hand, und gieng mit mir in ein Nebenzimmer.

Ich habe den Brief meiner Tochter geleſen, ſagte ſie mir äuſſerſt bewegt, und ich habe wehmüthige Thränen dabey vergoſſen. Sie liebt mich wirklich, ich ſehe es; meine Louiſe liebt mich. Schreiben Sie ihr wieder, meine Theure; ſchreiben Sie ihr, daß ich alles anwenden will, meinen Mann zu ſeiner Einwilligung zu bereden. Schreiben Sie ihr, daß ich ſie liebe, daß ich ſie ſchätze, daß ich daran arbeiten werde, ſie wieder bey mir zu ſehen. Ich werde meine Louiſe gewiß als eine zärtliche Mutter empfangen.

Ich wußte nicht, meine Louiſe, wie mir in dem Augenblicke geſchahe. Ich nahm ihre Hand, und küßte ſie in Ihrem Namen.

Sie wurde feuerroth, umarmte mich aber recht zärtlich, und dankte mir für den Antheil, den ich an Ihrem Glück nähme.

Sie war den ganzen Tag heiter, und ich merkte nicht die geringſte Veränderung an ihr. glaube auch nicht, daß ſie das Gefühl, welches ſie für Sie gegen mich blicken ließ, gereuet habe.

Ich brachte die übrige Zeit in einer vollkommenen Zufriedenheit zu; und heute, ehe ich mich niederlege, um den Rauſch meiner Wonne auszuſchlafen, bin ich viel zu voll davon, als daß ich ihn Ihnen nicht erſt mittheilen ſollte. Sie erhalten alſo dieſe Nachricht durch einen Expreſſen.

Ich glaube, meine Theure, Sie können meiner Pflicht hierbey nichts zur Laſt legen. Ich glaube, Sie ſelbſt hätten keinen beſſern Augenblick wählen können, und es müßte jezt gewiß ein außerordentliches Hinderniß ſeyn, wenn unſer Anſchlag nicht gut gehen ſollte.

Wünſchen Sie Ihrem Bruder und ſeiner Henriette alſo nur in meinem Namen zum voraus Glück. Verſichern Sie ihn, daß ich noch alle meine Künſte aufrufen werde, bey ſeinem Vater auch für ihn zu ſprechen. Leben Sie wohl, liebe Louiſe! Ich habe nun der Ruhe nöthig. Ich bin ewig

Ihre Freundinn,

Amalie.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Louiſe an Amalien.

D. 6. Jul. 1778.

Segne Sie der Himmel für Ihre Freundſchaft und für Ihren lieben Brief! Ich habe geglaubt außer mir zu ſeyn, als ich ihn las. Nie, nie habe ich ſo eine plötzliche Freude gehabt; nie hat mein Herz ſo ſchnell ſich von einer ſchlechten Ausſicht in eine gute verſetzt gefunden. Ich geſtehe Ihnen, meine Liebe, als ich meinen Brief an meine Mutter ſchrieb, war das Feuer meiner Einbildungskraft ſo ſtark, daß ich mir Wunderdinge davon einbildete; ich glaubte es gewiß, daß ſie davon äußerſt gerührt ſeyn, und in keiner Art mir meine Bitte abſchlagen würde. Nach und nach nahm mein Muth immer ab, und heute beym Aufſtehen war ich des Gegentheils faſt gänzlich verſichert; ich erſchrak ſchon, als ich Ihren Brief ſahe, ich war gewiß in der ängſtlichſten Lage.

Und welche Freude, welche Wonne ärndtete ich bey dieſer ſüßen Nachricht! Aus dem Munde meiner Mutter habe ich ſeit dem erſten Tage nach ihrer Verbindung nicht einmal gehört, daß ſie mich ihre liebe Tochter genannt hätte. Nicht einmal hat ſie geſagt, daß ſie mich gern ſähe; und nun, nun erhalte ich dieſes zum erſtenmale wieder durch die Hand meiner Freundinn. Wie reich haben Sie mir das Zutrauen belohnt, das ich in Sie ſetzte!

Es iſt eine große Seligkeit für mich, müſſen Sie wiſſen, meine Amalie, wenn dieſe Mutter mir ſagt, daß ſie mich liebt. Herrlicher kann ich mir nichts denken, als in meinem väterlichen Hauſe, von zwey ſo theuren Perſonen gerne geſehen, wieder zu wohnen, beſonders wenn mein Bruder und ſeine vortreffliche Henriette mit Theil daran nähmen. Suchen Sie ja, beſte Amalie, dieſen Vorſatz bey meiner theuren Mutter zu erhalten.

Mit welchem Entzücken hat meine Freundinn dieſe Nachricht von Ihnen aufgenommen! Es muß ein herrliches Mädchen ſeyn, ſagte ſie mir, als ich es ihr vorlas. Schreiben Sie ihr, ſetzte ſie hinzu, daß ich ſie hundertmal für dieſe Liebe küſſen werde. Sie werden noch, Amalie, den Dank der halben Welt ärndten.

Ich habe eine neue Urſache, warum ich gerne zu meinen Aeltern zurück will. Glauben Sie, daß Herr Weinert ernſtliche Abſichten auf mich hat? Geſtern rückte mein Bruder und der alte Wolfram damit heraus. Der erſte lobte alle ſeine guten Eigenſchaften als ein gedungener Panegyriker daher, und der letzte ſetzte mit wohlweiſer zuverſichtlicher Miene hinzu, daß meine Aeltern nichts wider dieſe Verbindung einzuwenden haben würden.

Ich antwortete ganz kalt: ich gedächte noch nicht zu heirathen; und die Entſchloſſenheit, mit welcher ich dieſes ſagte, war wohl die Urſache, warum man mich gehen ließ. Man ſagte weiter nichts; allein ich will mich auch allen den Handgriffen entziehen, die man gebrauchen könnte, mich noch dazu zu bereden. Und darum wünſche ich mich weg. Ich ſchreibe Ihnen bald mehr, denn ich will Ihren Boten nicht zu lange aufhalten. Ich bin

Ihre

Louiſe.

Drey und dreyßigſter Brief.

Frank an Raff.

D. 6. Jul. 1778.

Ich ſchreibe Ihnen dieſes mit einem recht beklommenen Herzen. Ich habe den traurigen Zeitpunkt nicht zu erleben gehofft, daß ich meine Henriette verlaſſen müßte. Noch weiß ich nicht, wie ich es werde können. Aber es muß ſeyn, mein Theurer, es muß ſeyn! Mein Vater befiehlt mir, zurückzukommen, und ich muß gehorſam ſeyn. Leſen Sie ſelbſt, was er ſchreibt. Wenn ich auf der einen Seite mich freue, mit ihm ausgeſöhnt zu ſeyn, ſo iſt es mir auf der andern Seite, als ob eine innere Ahndung mir ſagte, ich thue nicht wohl, jezt gehorſam zu ſeyn. Was hilft indeſſen das alles, da mein Herz mir es zur Pflicht macht, zu folgen? Kann man einem ſolchen Rathgeber zuwider ſeyn, und läßt ſichs denken, daß ich mich ſelbſt in Vorwürfe ſtürzen würde?

Ich habe oft trübe Stunden gehabt; aber alle ſind mir nicht ſo fürchterlich geweſen, als es dieſe Abſchiedsſtunde iſt. Ich denke mit Schaudern daran, und alsdenn denke ich ſie nicht überleben zu können. Auf einige ſehr glückliche Tage, die uns Amalie, eine Freundinn meiner Schweſter, durch ihre tröſtlichen Hoffnungen gemacht hatte, muß nun ſo ein bittres Leiden folgen.

Alle hoffen, außer ich. Henriette zeigt eine heldenmüthige Standhaftigkeit. Das liebe Mädchen, die ganz, wie ich ſehe, nur in mir lebt, will auf alle Art ihren Kummer verbergen; und doch ſieht er ſo ſcharf aus den aufrichtigen Augen heraus.

Mit meiner Schweſter habe ich eine zweyte Sorge. Ich habe Abſichten mit ihr und dem jungen Weinert gehabt: allein es ſcheint, ſie ſchlagen mir fehl, und das wäre mir höchſt unangenehm. Ich weiß nicht, wie ich dieſem meinem Herzensfreunde es vorbringen werde.

So vielfältig, mein lieber Raff, iſt Ihr Freund geplagt. Sollte der Menſch wohl ſich um ſo vieles bekümmern, was außer ihm iſt? Freylich heißts, der Nebenmenſch hat ſo viel Antheil an unſern wirkenden Kräften, als wir ſelbſt. Alſo wär's wohl immer Pflicht. Aber die Pflicht iſt gewiß traurig, wenn man ſtatt Glück zu verbreiten, Mißvergnügen keimen ſieht. Wie ſchön malte ich meinen Plan! Sie ſind verwiſcht, alle die hellen Farben, die er hatte, und kaum daß noch ein dunkler Riß davon übrig iſt, nach dem man etwas auffriſchen kann.

Ich reiſte einmal durch ein Dorf. Es war ein feſtlicher Tag, den dieſe Ernährer der Müßiggänger jährlich nur einmal feyern. Er dient ihnen zur Erholung für die Laſt eines ganzen Jahres, das ſie im Schweiße ihres Angeſichts durchgearbeitet. Alte freuen ſich dann der vorigen Zeiten, und Junge genießen die jetzige.

Sie waren alle auf einen großen Platz verſammlet, nach ihrer Art aufs herrlichſte geputzt; einer freute ſich über die Heiterkeit des andern. Ich konnte dem innern Triebe nicht widerſtehen, dieſe Glücklichen näher zu betrachten. Ich hatte mich ihnen kaum genähert, als der Schulze des Dorfs mir ſeine Tochter, ein feines Mädchen, zuführte, um eins zu tanzen. Ich that es, und ſo mit allen, die ſich mir zeigten. Als ich fertig war, ſetzte ich mich zu dem Alten. Er hatte ſilbernes Haar, und ein ehrwürdiges redliches Anſehen.

Es iſt die jüngſte von meinen Töchtern, ſagte er, die einzige ledige. Sie iſt aber auch mein Augapfel. Sie iſt nun Braut, und darum iſt ſie heute die Königinn dieſes Feſtes. Da ſind ſchon zwey Mädchen, ſo groß wie ſie, das ſind Töchter von meinem älteſten Mädchen. Dort ſitzt ſie noch, und hat drey kleine Kinder um ſich. So wächſt die liebe Jugend auf, und unſer eins ſieht denn ſo ſeine Freude dran. Sind doch alle hübſch ehrlich und ordentlich, alle meine Kinder und Kindeskinder. Ich kann Gott nicht genug dafür danken.

Dabey ſahe der Alte ſo heiter und froh in meine Augen herein. Ich wünſchte ihm denn auch herzlich Glück.

Wie wir im beſten Plaudern waren, kam es ganz dunkel über uns. Alles hieng die Köpfe, die Freude war wie aus der Seele herausgeſchöpft. Die armen Mädchen ſahen mitleidig gen Himmel. Sie hatten keinen bedeckten Tanzplatz. Er war vor Alter eingefallen, und noch nicht wieder gebauet.

Es gieng mir recht durch die Seele, als der Himmel ſich ganz umzog, und ein langſamer Regen fiel, der, wie man ſahe, von Dauer ſeyn mußte. Alles gieng betrübt weg. Ich wollte vom Schulzen Abſchied nehmen, und mich in meinen Wagen ſetzen; aber er litt es nicht, ſondern nahm mich mit ſich zu Hauſe. Ich war indeſſen launig und mißvergnügt. Ich ärgerte mich innerlich, daß die Freude ſo verdorben, und die redlichen Menſchen nicht das Ende ihrer Luſt ſehen konnten, ſondern ſo plötzlich nun fürs ganze Jahr abbrechen mußten. Mein Alter merkte das bald, und fragte mich: obs mir nicht gefiele? Da ſagt' ich ihm denn offenherzig meinen Kummer, und ſprach auch ein wenig raſch von der vermeinten Unbilligkeit des Himmels, ſo ein reines, unſchuldiges Vergnügen zu ſtören.

Pfui, fiel er mir gleich in die Rede, wer wollte Gott meiſtern! Herr, wer weiß, wie vielen tauſend Menſchen der Regen Brod giebt! Glaubt Er denn nicht, daß es alle Tage in der Welt ſolche Erluſtigungen giebt, bald hier, bald da? Und wenn nun der Himmel es deswegen nicht wollte regnen laſſen! lieber Gott, da müßten wir ja alle verſchmachten.

Aber eine ſo gute, unſchuldige Geſellſchaft, fiel ich ihm ein, juſt dieſe in ihrer Freude zu ſtören —

Als ob wir nun beſſer wären als andere Menſchen, ſagte er mit Unwillen; es giebt allenthalben gute und böſe. Wie kann's nur ein Menſch verlangen, daß der liebe Gott ſeinetwegen die Natur ändern und ihr Einhalt thun ſoll! Das müſſen wir gar nicht prätendiren. Haben wir doch Gelegenheit genug, uns zu vergnügen, wenn wir wollen. Er ſoll einmal ſehen, wie ich das Ding machen will. Lieschen, ruf deinen älteſten Bruder. Der Menſch kam; ſchon ziemlich bey Jahren.

as wollt Ihr, guter Vater?

ar, laß einmal Meiſter Klaſſen mit al-
ſeinen Geſellen kommen, von meinen Bre-
und Balken nehmen was nothig iſt, und
Tanzplatz wieder aufſtellen. Will ein-
bey meiner Tochter Hochzeit 'n Andenken
en. Soll auch drey Tage währen, das
zen.

as iſt recht, Vater, antwortete der Sohn,
rauchen die jungen Leute ſich nicht wieder
rgern, wie heute.

Lieschen ſprang wie verwirrt zur Thür
us, und in wenigen Minuten waren alle
dchen aus dem Dorfe um den Alten ver-
melt, dem ſie ſo herzlich dankten, als ob
der ein Fürſtenthum geſchenkt hätte.

enn Er nun noch drey Tage bleiben will,
ann Er ſich mit freuen. Ich ließ mir das
t zweymal ſagen.

nd Kinder, ſagte er zu den Mädchen,
rt in eurem Leben nicht, es mag auch ein
gnügen euch geſtört werden, wie es will:
eſchicht nichts in der Welt ohne Grund;
leidet ihr, ſo iſts gewiß zu eurem oder an-
r Beſten.

ies iſt mir immer ein merkwürdiges
mpel natürlicher Philoſophie geweſen, und

auch jezt hat der Gedanke an die redliche Erinnerung mich etwas beruhigt. Ich habe nie vergnügtere Tage als jene ländlichen gehabt, wenn ich die ausnehme, die mir unter Henriettens Küſſen verſchwunden ſind, und die ich nun meiden ſoll.

Laſſen Sie ſich, lieber Raff, nicht durch ein ſolches Geſchwätz Ihres Freundes irre machen. Sie müſſens ihm zu gute halten, daß er ſeine Empfindung ſo gerade heraus ſchwatzt.

Wenn Sie von Dubly Nachricht erhalten, ſo verſäumen Sie ja nicht, mir ſie mitzutheilen. Uebermorgen muß ich abreiſen. Bedauren Sie mich an dem traurigen Tage etwas. Ich bin Ihr

aufrichtiger Freund,

Frank.

Vier und dreyßigſter Brief.

Der alte Frank an ſeinen Sohn.

D. 3. Jul. 1778.

Den Schritt, den Du jezt gethan haſt, mein Sohn, hätteſt Du wohl eher thun können, und Dein Vater, dem Dein Wohl immer am Herzen lag, hätte Dich dann gewiß wieder bey ſich aufgenommen. Allein ohne dieſe Unterwerfung würde ich Dich auch gewiß aus meinem Andenken verbannt haben. Denn nichts iſt kränkender für einen Vater, als Undank von Kindern, die er immer liebte, denen er ſeinen Segen im reichlichſten Maaße zudachte.

Ich vergebe Dir, mein Sohn, daß Du durch Deine Flucht Deinen alten Vater beſchimpft haſt; ich vergebe Dir es von Herzen: doch unter der einzigen Bedingung, daß Du ſogleich zu mir zurückkehreſt. Säume nicht, Dein Glück zu ergreifen, ſo lange Du es haben kannſt, und verſuche nicht, Deinen zu nachſichtigen Vater noch einmal durch Ungehorſam zu erzürnen. Es möchte Dir dann ſchlimm gehen, und die Rache des Himmels möchte Dich verfolgen, die ſolchen Kindern ſchrecklich ſeyn muß.

Doch genug — ich will Dich wieder lieben, will Deinen Ungehorſam vergeſſen, thun, als ob Du nie anders gegen mich gehandelt hätteſt, als Du ſollteſt. Danke Deiner zweyten Mutter dieſe meine zuvorkommende Güte. Sie hat für Dich gebeten. Folge der Beſſerung, die ſie in Deinem Namen verſpricht, und Du wirſt einen gefälligen, einen Dich liebenden Vater haben.

Louiſen kannſt Du ſagen, daß ich ſie in acht Tagen werde abholen laſſen. Sie iſt ein gutes Kind. Ich muß ſie wieder ſehen. Sie hat keinen Fehler, als daß ſie Dich zu zärtlich liebt, und Deinetwegen auch einmal ihre Pflicht vergaß.

Ich hoffe, Du wirſt die Zeit Deiner Abweſenheit, ſo kurz ſie war, nicht übel angewendet haben. Kömmſt Du geſchickter zurück, ſo haſt Du nun Raum vor Dir, Dich auszubreiten. Ich wünſche nicht allein einen Sohn, der leben und ſich ernähren kann; ich wünſche, daß er mir Ehre mache, daß er dem Vaterlande nützlich werde, für welches ich nun auch mit angeſtrengtem Fleiße arbeite. Ich habe mich in eine Laufbahn begeben, worin ich Dir nützlich werden kann, wenn Du es verdieneſt. Was Deine zweyte Bitte betrifft, ſo wollen wir mündlich davon ſprechen. Du wirſt mich nie unbillig finden.

Ich erwarte Dich, mein Sohn, ſobald es nur möglich iſt. Ich bin Dein

geneigter Vater,

Frank.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Madame Frank an Louiſen.

D. 3. Jul. 1778.

Liebe Tochter!

Dieſe Einlage, meine liebe Louiſe, iſt für Deinen Bruder. Sorge Du ſelbſt dafür, daß er ſein Wohl nicht verſäumet. Laß ihn eilen, zu uns zu kommen; das Uebrige wird ſich alles geben. In acht Tagen ſehe ich auch Dich wieder, und ich freue mich darauf.

Dein Brief hat mir Thränen gekoſtet, aber er hat mir auch wahre Freude gemacht. Ich freue mich Deiner Liebe, Deines guten Herzens. Deine Amalie — ſie iſt ja mit Dir nur ein Herz — hat mich damit recht überraſcht.

Ich hätte Dich an dem freudenreichen Tage, der für Deinen Vater ſo ehrenvoll war, zu mir gewünſcht. Du hätteſt ihm, dem guten Vater, gewiß auch durch Deinen glückwünſchenden Handkuß ein Vergnügen erweckt. Er iſt zärtlich für die Seinigen, das erfahre ich täglich.

Henrietten, die, weil ſie Deine Freundinn iſt, auch die meinige iſt, kannſt Du in meinem Namen küſſen, und ihr ſagen, daß ich bey dem Vater ihres Geliebten thun werde, was ich kann. Was ſollte ich wohl an einer Schwiegertochter auszuſetzen haben, die meine Louiſe für ſo vollkommen hält!

Dein Bruder hätte ſich immer vorher an Deinen Vater wenden ſollen. Immer iſts doch jezt das Vorurtheil, daß die Liebe mehr dazu beygetragen, als Gehorſam. Aber man muß das ſchon wieder gut machen. Amalie ſoll Dich ſelbſt abholen. Wie gerne übernähme ich dieſes Geſchäfte, welches mir gewiß angenehm ſeyn ſollte! abrr ich kann Deinen Vater nicht verlaſſen. Unſer vergrößertes Hausweſen erfordert auch mehr Ueberſicht, mehr Sorgen. Alſo bin ich gebunden. Nimm es, meine Louiſe, ſo, als ob ichs ſelbſt gethan hätte. Du ſiehſt doch Deine Amalie auch gern. Grüße den alten Wolfram und alle Freunde. Ich bin

Deine
zärtliche Mutter,
Friderike Frank.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Louiſe an Amalien.

Den 8. Jul. 1771.

Dieſen Brief bringt Ihnen mein Bruder, und könnte er Ihnen doch auch den warmen

Schlag meines Herzens für Sie bringen! könnte er Ihnen allen den Segen mitnehmen, den ich für Sie wünſche! Was für einen lieben herrlichen Brief haben Sie mir von meiner Mutter verſchafft! Der Himmel belohnt mich reichlich für meine Thränen: denn nie hätte ich geglaubt, daß dieſe Mutter, die mich zu haſſen ſchien, mich wieder lieben würde.

Alſo Sie, meine Amalie, ſollen mich abholen? Und Sie werden es doch auch wollen? Oder ſoll ich noch bitten? Wie werde ich Sie an mein Herz drücken, und Ihnen ſtündlich es ſagen, daß Sie ein guter Engel für mich ſind!

Der Abſchied Henriettens von meinem Bruder war ſehr rührend. Ich habe ſelten zwey Liebende geſehen; aber unter allen, die ich geſehen habe, ſind dieſes noch die gefühlvolleſten. Wie ängſtlich fiel das arme Mädchen mir in die Arme, als ſie ihn nicht mehr ſehen konnte, und dann erſt floſſen ihre Thränen; vorher hielt ſie ſie zurück, um ihn ſelbſt nicht zu ängſtigen. Aber er und wir alle laſen wohl in ihrem Geſichte, was bey ihr vorgieng. Ihr Herz wollte ſpringen, denn ſie hatte mit Gewalt alle Bewegungen zurückgehalten.

Ich habe mit dem alten Wolfram einen ziemlich heftigen Streit gehabt. Er wollte durchaus wiſſen, was ich an Weinerten auszuſetzen hätte.

Iſt er nicht ein artiger Mann? Iſt er nicht ehrlich, brav, reich? Liebt er Sie nicht aufs äußerſte, und iſt er nicht der vernünftigſte, wirthſchaftlichſte Mann? — So ſetzte er mir immer zu.

Alles das kann er ſeyn; aber ich werde noch nicht, und vielleicht gar nicht, heirathen —

Quakeleyen! Das Mäntelchen möcht' ich doch einmal bey einem Frauenzimmer weg ſehen. Ich habe noch nie gefunden, daß eine von der Schwachheit frey geweſen wäre. Du biſt nun ein recht kluges Mädchen, Louiſe! ich dächte, Du wärſt über ſo etwas weg.

Hätte er nur gewußt, wo mich der Schuh drückt, er würde gewiß aus einem andern Tone geſprochen, und mir nicht mehr zugeſetzt haben, denn er liebt mich zu ſehr. Aber wie kann ich jemanden ſo ein Abentheuer erzählen!

Er wurde endlich ganz im Ernſt böſe, als ich länger widerſprach, und ſchloß damit, daß ich einen ganz fürchterlichen Eigenſinn hätte, den er noch nie an mir bemerkt.

Mein Bruder ſetzt mir nicht mehr zu; allein er ſeufzet jedesmal, wenn er mich oder ſeinen Weinert, ſeinen Herzensfreund, anſieht.

Liebe Amalie! was ſind wir für ſclaviſche Geſchöpfe! Kaum ſind wir ſo weit herangewachſen, daß wir etwas denken können, daß wir einiges Gefühl für den Genuß ſo tauſendfacher Schönheiten in der Welt haben, ſo ſieht jeder uns ſchon als eine Waare an, um die er handeln kann; jeder glaubt das Recht zu haben, uns zu ſeiner Sklavinn zu machen; und viel anders iſt es in Wahrheit nicht, als ob wir auf dem Markte ausgeſtellt und zur Schau angeboten würden. Der kleine Flor der Wahl bleibt uns zuweilen, und wie ſelten auch dieſer übrig; und was iſts für eine Freyheit, wählen zu müſſen, oder dem Vorurtheile der Welt ausgeſetzt zu ſeyn, und in dem Auge eines jeden ſich belacht zu ſehen! Ich habe, meine Amalie, noch kein unverheirathetes Frauenzimmer gefunden, die nicht von ihrem eignen Geſchlechte mit einer Art von Verachtung wäre behandelt worden, nachdem ſie eine gewiſſe Reihe von Jahren überſchritten, die ſie bey der vernünftigſten Denkungsart und der reifſten Ueberlegung ihres Ledigbleibens gerne zurückgerufen, und ſich dem

Joche unterworfen hätte, um nur nicht als eine Abgeſonderte oder Ausſätzige alles um ſich wegfliehen zu ſehen.

Nehmen Sie nun bey aller dieſer Ueberlegung Ihre Louiſe, die ſo ganz das Schickſal vor ſich ſieht, dem ſie ſich wird unterwerfen müſſen. Wäre ich nun mir überlaſſen, und hätte ohngefähr das Geld meiner Freunde ſo zu commandiren, wie mein Bruder, ſo würde ich mich aufs Reiſen legen. Vielleicht träfe ich ihn einmal an, deſſen Bewunderung ich auf einen ſo kurzen Augenblick erregte, indeſſen daß er mein Herz unheilbar traf.

Aber ſtille von Sachen, die nicht ſeyn können! Noch ein Wort für meinen Bruder. Thun Sie, als ob es Ihre Louiſe wäre. Rathen Sie ihm nach Ihren beſten Einſichten, und bitten Sie ihn fleißig, ja aufmerkſam und ehrerbietig gegen die Mutter zu ſeyn. Es iſt das einzige Mittel, uns glücklich zu machen. Das Schickſal ſeiner Henriette, die nun täglich um ihn weinen wird, ſo wie ihre Mutter ſich um ihn grämt, hängt mit davon ab; und das dürfen Sie ihm nur einmal ſagen, und er wird keinen Augenblick verſäumen, den er zu ihrer Beruhigung anwenden kann. Kommen Sie bald zu

Ihrer
Louiſe.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

Den 9. Jul. 1778.

Ich weiß kaum, was ich Ihnen ſchreiben, und wie ich Ihnen das ſchreiben ſoll, was in meiner Seele vorgeht. Es iſt ein Gewühl von unruhigen Ideen und Vorſtellungen, das ich nicht recht durchdenken kann. Was ich gethan habe, was ich thue, und was ich thun werde, iſt alles noch wie ein Traum vor mir, den ich mir gern erklärte, wenn ich könnte, und gerne erklären ließe, wenn ich jemanden hier in der Nähe hätte, dem mein Herz ſo offen wäre als Ihnen.

Man hat mich in einer Lage, in einem Zeitpunkte überraſcht, wo ich zärtlich für diejenigen ſeyn mußte, für die ich es am wenigſten ſeyn ſollte. Aber mein ganzes Herz war heiter; ich fühlte, glauben Sie, Mitleiden für Kinder, die mir in dem Augenblicke ſo verwaiſt ſchienen, weil ich ſie aus den Armen ihres Vaters geriſſen, und denen ich zum erſtenmal Genugthuung ſchuldig zu ſeyn glaubte. Jezt iſt ſie wieder verſchwunden, dieſe Chimäre; aber die Folgen davon werden es nicht ſo ſchnell ſeyn. Ich ſahe in dieſen Stunden der Verblendung nur von der Seite des Wohlthuns; aber wenn ich auf die Seite der Liebe, die mir ſo nothwendig iſt, und ohne die ich nicht leben kann, hinblicke, und mir ihren Verluſt als eine Möglichkeit, als faſt vorhergeſehen denke, ſo fällt alles Mitleiden wieder tief herunter.

Aber hören Sie ſelbſt, in was für eine Scene mich mein Herz verwickelt. Man brachte mir an einem der heiterſten Tage für mich einen Brief von der Tochter meiner Feindinn, die ich leider auch die meinige nennen muß. Eine Freundinn von ihr, die wegen aller vollkommnen Eigenſchaften, die ſie beſizt, gewiß die meinige ſeyn würde, wenn ſie nicht die ihrige wäre, hatte dieſe Stunde abgepaßt, hatte gewiß, erſt nachher merkte ich dies, in meine Seele einen Blick gethan, (denn das verſteht ſie meiſterhaft.) und Güte und Wohlthun in dem Augenblicke für alles gefunden, was um mich war. Ich nahm den Brief auf mein Zimmer, ich las ihn, ſo warm wie mein Herz damals ſchlug, und fand Ehrerbietung und Liebe, da wo ich Kälte und Gleichgültigkeit erwartete. Ich konnte mich nicht enthalten, Thränen der Rührung zu weinen, und küßte den Brief, der mir damals ſo werth war. Ich that das Gelübde, ihre Bitte zu erfüllen, ich Thörinn. Die Bitte enthielt eine Heirath ihres Bruders. Ich that noch mehr. Den andern Tag, noch ganz in der Entzückung und aus dem Taumel meines Herzens noch nicht herausgeriſſen, flog ich in das Zimmer meines Mannes, brachte ihm den Brief ſeines Sohnes, ſagte ihm in den überredendſten Ausdrücken, daß er ihm vergeben, daß er alles vergeſſen ſollte, was ihm dieſer Sohn zuwider gethan. Sie können denken, daß ich keine Fehlbitte that. Der Mann, der den liebſten Gegenſtand ſeiner Ideen mit allen Hoffnungen deſſelben meiner Bitte aufopferte, ſollte der nicht auf meine dringende Bitte eben dieſen ſeinen Liebling wieder aufnehmen?

Ich weiß nicht, was es für eine Empfindung in mir war, als ich dieſe Bitte erfüllt ſahe. Ich hatte ſie nie gefühlt. Die Welt ſchien mir ganz neu, als ich zum Fenſter hinaus in das ſchöne Feld ſahe. O welch eine

Stunde war das gegen die heutigen! Ich war ganz Leben, ganz Feuer. Warum kann ich nicht immer ſo ſeyn?

Dies war noch nicht genug. Ich ſchrieb meiner Tochter aus einem vollen mütterlichen Herzen, und ſchickte den Brief mit dem Briefe meines Mannes fort.

Einige Stunden vergiengen mir noch in dem ſüßen Taumel, und die Unterredung, die ich gleich nach Tiſche mit meinem Manne hatte, könnte nicht vortheilhafter geweſen ſeyn, als ſie für Louiſen und ihren Bruder war, und wären ſie auch meine eignen Kinder geweſen. Ich muß jeden Gedanken an mich ſelbſt aus meiner Seele gebannt haben, daß ich ſo wider mich handeln konnte. Ich verließ ihn. Ich mußte durch das Zimmer, worin das Bild von Louiſens Mutter hängt. Immer habe ich es ſchon verbannen wollen; aber theils weil ich den Unwillen meines Mannes befürchtete, theils weil ich immer aufs neue an alles das Elend erinnert wurde, und dadurch lebhafter an die Dauer meines Glücks dachte, ſo ließ ich es ſtehen.

Es that diesmal in dem rechten Zeitpunkte ſeine Wirkung. Ich ſchauderte vor mir ſelbſt, und vor allem dem zurück, was ich ſchon gethan hatte. Am meiſten fiel mir es auf, daß ich meiner Tochter ſchon geſchrieben, daß ſie zurückkommen ſollte; und was die Sache noch unumſtößlicher machte, ihrer Freundinn ſchon geſagt hatte, daß ſie ſie abholen ſollte. Eben dieſe Tochter, eben dieſes Ebenbild der Mutter, bringe ich nun ſelbſt vor die Augen des Vaters, damit er ſich bey dem erſten auffallenden Anblicke nach einer ſo langen Trennung die Mutter darin denke, und ſeine arme Friderike aufs neue wiederum vergeſſe.

Ich weiß nicht, wo ich bin, wenn ich es recht durchdenke, was ich gethan habe. Wie ich ſo mit wonnevollem Herzen meinem Elende entgegengelaufen bin! Hunderttauſend Vorſtellungen kamen nun in meine Seele, auf welche ſchreckliche Art mein Elend wieder anfangen könnte. Ich warf mich unruhig auf mein Bette, und vergoß Thränen voll Wut über mein ſchwaches Herz. Konnte, wenn es auch meine Tochter nicht war, konnte Henriette, dieſe neue Schlange für mich, nicht eine Zauberinn ſeyn? Konnte ſie nicht den Eindruck in ihm rege machen, daß er durch das Glück ſeiner Kinder ſelbſt ganz glücklich hätte ſeyn können, ohne erſt ihnen eine neue Mutter zu geben? Und dann — fiel nicht die ganze Schuld davon auf mich ſelbſt zurück, da ich aus meiner Einſamkeit hervorgekommen, und ihm zu unſerer Verbindung die erſte Gelegenheit gegeben? Sollte einmal der ſchreckliche Vorwurf an mich kommen: Warum ließeſt du mich nicht in meiner glücklichen Stille — dann würde ich für Scham mein Geſicht verbergen, und noch tauſendfach elender ſeyn, als ich jemals war.

Alles das ſchwamm in meinem Kopfe, und ich dachte mir es faſt als etwas gewiſſes. Ich habe eine Nacht verweinet, und ein Tag war ein Tag des bitterſten Leidens für mich. Endlich ſiegte meine Standhaftigkeit. Ich raffte mich aus dem tiefen Kummer auf, darin ich verſenkt war, und den mein Mann ſchon auf ſo vielerley Art herauszubringen geſucht hatte. Ich fürchtete ſelbſt ihn unwillig zu machen, wenn ich nicht eine verſtellte Heiterkeit wenigſtens annähme.

Der Tag nahete auch heran, daß er ſeinen Sohn erwartete. Es war alſo die höchſte Zeit, gegenzuarbeiten, und da that ich denn, was ich konnte. Gewiß war die größte Vorſicht nöthig. Mein Vorhaben nicht zu verrathen, keinen Verdacht auf mich zu laden, war das erſte, was ich zu befolgen hatte. Ich faßte alle meine Standhaftigkeit zuſammen; ich mußte eine Urſache meiner Traurigkeit angeben; ich wagte alſo zum erſtenmale, ihm zu ſagen, daß ein ohngefährer Zufall in mir das Andenken an meine vorigen traurigen Tage erreget, daß ich durch meine lebhafte Einbildungskraft in den Wahn gekommen, als ob ich ſeine Liebe einmal wohl wieder verlieren könnte, daß aber nach einer reifern Ueberlegung, und den vielen Proben ſeiner unveränderten Liebe ich mir alles dieſes wieder entſchlagen. Ich erregte dadurch ſeine Theilnehmung und Aufmerkſamkeit. Ich lenkte nachher das Geſpräch auf ſeinen Sohn; ich ſahe im voraus, daß es vergebens war, die Zurückkunft zu verhindern; ich ſuchte alſo blos die Heirath zu hintertreiben. Ich that dies aber auf eine ſo zurückhaltende Art, daß kein Verdacht auf mich fallen konnte. Ich bedauerte es, daß man ſich nicht durch dieſes Mittel mit einem der größten Häuſer verbinden könnte. Ich wußte auf eine Art des Mitleidens gegen ſeinen Sohn anzuſpielen, daß er durch dieſe Verbindung aller der Vortheile beraubt ſeyn würde, die er ihm als Vater durch ſein neues Amt zu verſchaffen im Stande wäre. Mit dieſer Vorſtellung ließ ich ihn ſich ſelbſt beſchäftigen, und ich glaube, ſie hat ihre Wirkung gethan.

Ich fürchte dieſe Henriette hundertmal mehr als meine Tochter. Dieſe iſt ſtill. eingezogen, liebt den Frieden, und liebt mich, ſo wenig ich es auch verdiene. Das geſtehe ich ſelbſt, denn ungerecht kann ich nicht ſeyn. Jene könnte das Gegentheil von dem allen ſeyn, könnte Kopf und Muth genug haben, ihren Willen erfüllt zu ſehen, könnte mir die Spitze bieten, und alles um mich wider mich aufwiegeln. Nein, meine gute Henriette, ſo nahe wollen wir nicht zuſammenkommen.

D. 10. Jul. 1771.

Eben kömmt des Herrn Vaters Sohn. In der That ein artiger Menſch, er hat ſich ſehr zu ſeinem Beſten geändert. Es iſt und bleibt doch dabey, daß die Liebe aus einem Menſchen alles macht, was ſie will. Henriette muß in Wahrheit liebenswürdig ſeyn: denn man ſieht es dem Menſchen an, daß er nicht ſchlecht wählen kann. Er wurde aufs zärtlichſte bewillkommt. Das dachte ich wohl, daß das Vaterherz würde erweicht werden. Nun bin ich in einer fürchterlichen Angſt. Wenn nur ſeine einnehmende Schmeicheley den Vater nicht wieder umwendet! Doch ich glaube es nicht. Ich habe wirklich viel Gewalt über ihn.

Amalie war wieder hier. Sie bewillkommte den jungen Mann, als ob es ihr Bruder wäre; das hätte ihr Louiſe ſo aufgetragen. Ich habe mich nicht wenig darüber geärgert. So viel Weſens mit einem jungen Menſchen zu machen! Aber doch kann ich ihre Freundſchaft nicht tadeln. Bey manchen Auftritten von der Art muß ich eine recht dumme Miene machen, denn ich kann ſehr verlegen dabey ſeyn. Sobald ich meiner Sache gewiß bin, ſchreibe ich Ihnen wieder. Leben Sie indeſſen wohl, und wünſchen Sie alles Glück

Ihrer Freundinn,

Friderike.

Acht und dreyßigſter Brief.

Frank an Henrietten.

D. 12. Jul. 1778.

Schon zwey Tage, meine theure Henriette, mir mehr als alles Glück der Erde, ſchon zwey Tage hatte ich dieſen Brief aufgehoben, um Ihnen beſſere Nachrichten mittheilen zu können. Aber nun kann ich nicht länger warten, ohne Ihnen zu ſagen, daß meine Liebe, meine Hochachtung gegen Sie in dem nämlichen Grade geblieben iſt, als da ich Sie verließ. Daß ich trauriger, daß ich ein leidender Menſch geworden bin, das können Sie ſich wohl ſelbſt denken. Ich lebe ohne Sie, ohne Ihre theure Unterhaltung. Welch ein Leben kann das ſeyn? — Ein wahres Pflanzenleben, wenn ich die Stunden ausnehme, die ich mit meinem zärtlichen Vater zubringe, und manchmal den Gedanken, daß meine Mutter mehr als ehedem nachſichtend gegen mich iſt. Das alles könnten mir nun wohl Hoffnungen ſeyn; mein Herz könnte wohl etwas ruhiger ſeyn, als es iſt: aber ohne Henrietten — wie kann es wohl eine Ruhe empfinden?

Ich würde es allen meinen Rathgebern ſchlechten Dank wiſſen, daß ſie mich von Ihnen geriſſen, wenn ich nicht die Genugthuung dafür hätte, daß ich meinen Vater damit verſöhnet. Es iſt das Süßeſte, meine theure Henriette, Sie zu lieben, und übertrifft alles Gefühl, jede Empfindung, die in den Menſchen eine ſelige Bewegung hervorbringen kann — aber nach dieſem iſt es gewiß das Süßeſte, einen verſöhnten Vater zu ſehen, ſich an ſein Herz gedrückt fühlen, und die Verſicherung von ihm zu hören, daß er wieder die vorige Liebe, die Zärtlichkeit, die Wonne in die Seele des Kindes ſtrömet, annehmen wolle.

Ich weiß, wie oft meine liebe Henriette ſchon ſich es wünſchte, mich mit meinem Vater verſöhnt zu ſehen, wie oft ſie Thränen über mich und ihren unglücklichen Bruder weinte, mit deſſen Schickſal ſie das meinige verglich. Dann, wenn ſie meine Thränen fließen ſahe, tröſtete ſie mich mit der Hoffnung einer Wiedervereinigung.

Und nun iſt er da, dieſer herrliche, dieſer ſüße Troſt. Er iſt da, und erfüllet alle meine Sinne mit Wonne. Den erſten Augenblick, Henriette, hätte ich kaum mit einer der ſeligen Stunden bey Ihnen vertauſcht. Ich weiß, Sie zürnen nicht, liebes Mädchen, daß ich ſo rede, daß die kindliche Empfindung auch gegen Sie ſich nicht verbirgt. Wie ſollte ich der, die mein ganzes Herz beſitzt, nicht mein ganzes Herz mittheilen! Ihnen etwas nur verbergen wollen, wäre Verrath.

Mein Vater hat ſchon viele Unterredungen mit mir gehabt — er hat die gegründetſten Vorſchläge zu meiner Verſorgung mit mir überlegt. Er hat gefunden, daß ich meine Zeit nicht übel angewandt. Aber alles dieſes war keinen Eindruck auf mich zu machen fähig — denn Sie waren nicht dabey. Ihrer, meine Liebe, meine Theure, hat er noch nicht erwähnet. Soll ich dies als eine Vorſicht anſehen — Will er, daß ich davon ſprechen ſoll — oder ſoll ich das Schlimmſte denken? Nein, nein, Henriette, Theureſte, Beſte, das kann nicht ſeyn — Laſſen Sie dieſes Wort nicht auf Ihr Herz wirken. Gedulden Sie ſich noch wenig Tage, und Sie werden gewiß — gewiß beſſere Nachrichten haben. Ich erwarte meine Schweſter ſehnlich — ſie kann mir viel behülflich ſeyn.

Hernach ſind Sie Arme ganz allein. Wir verlaſſen Sie alle — laſſen Ihnen keine Ausſicht, als einſame Thränen — aber nur ſo lange, bis beſſere Zeiten uns alle erfreuen. Das iſt mein Troſt, meine Hoffnung. Sie haben hier wieder eine unbekannte Freundinn — eine Amalie — ſie iſt Ihnen hold wie dem blühenden Lenz — und wer wollte es auch nicht ſeyn, der von der Blühte Ihres Herzens auch nur einen entfernten Duft koſtet! Welch ein Kleeblatt würde es ſeyn, wenn Sie hier mit Amalien und Louiſen wären! Könnten Wünſche helfen, und wären eigennützige Gebete nicht ihrer Erfüllung ſo wenig entſprechend, ich würde den ganzen Tag wünſchen, den ganzen Tag würde ich beten, um zu dieſem glücklichen Zwecke zu kommen.

Ich kann mich zuweilen recht entzückend über etwas freuen, was doch noch im Flor vor mir liegt, was noch durch einen Nebel verſteckt wird, der ſchwer zu durchſchauen iſt. Aber das iſt eine Wohlthat der Vorſehung. Wie würde uns ſonſt oft zu Muthe — wie vieler Schwermuth — wie manchem Grade der Verzweiflung würden wir ausgeſetzt ſeyn! Dank alſo dem Schöpfer für dieſe Gabe!

Ihrer verehrungswürdigen Mutter ſagen Sie, daß ich kindlich ihre Hände küſſe, daß ich ihres lehrreichen Umganges ſehr entbehre, und meine Schweſter bitten Sie, bald zu kommen. Ihr armer blöder Frank, meine Henriette, kann ohne dieſe Hülfe nichts ſagen; nicht als ob er es nicht vor der ganzen Welt geſtehen wollte, daß er Sie zärtlich liebt, dies würde er nie verheelen — nein, aus Furcht von Ihnen getrennt zu werden. Auch den alten Wolfram grüßen Sie von

Ihrem treuen
Frank.

Neun und dreyßigſter Brief.

Weinert an Frank.

D. 13. Jul. 1778.

Wahrhaftig, Frank, wenn ich nicht einen ſo hohen Grad von Kaltblütigkeit hätte, ich gienge in alle Welt, um mich zu zerſtreuen. Und bey dem allen iſt's doch nahe dabey. Du biſt weg, Du, auf den ich mich noch am meiſten verließ; und nun geht auch ſie weg, ohne mir nur die geringſte Hoffnung gegeben, ohne in mir nur einen Gedanken erregt zu haben, daß ich ihr nicht gleichgültig bin.

Zwar hat der alte Wolſmann ihr mit Brummen den Abſchied gegeben; allein auch dies war mir nicht recht. Es ſoll keine ſo empfindliche Seele durch mich gekränkt werden. Weißt Du was, Frank; frag ſie — laß ſie Ja oder Nein antworten; und iſts denn das letzte, nun ſo ſey's denn, ſo wird Dein alter Freund Weinert ſich eingraben, und menſchenſcheu werden, denn unter Menſchen ohne ſie leben, das geht nicht, das fühl ich ſchon. Ich glaube faſt, daß ich ein widriger Menſch ſeyn muß. Hat mich denn die Liebe dazu gemacht? Vorher ſprach ſie doch mit mir, ſprach mit mir wie mit einem Menſchen, mit dem man wohl ein Wort der Freundſchaft ſprechen könnte. Und nun flieht ſie mich wie einen Wilden.

Geſtern hab ich ihr allen meinen Kummer entdeckt.

Sie gehen, ſchöne Louiſe, ſagte ich ihr, Sie gehen, und laſſen einen Menſchen zurück, der durch Sie der unglücklichſte wird. Können Sie mir nicht ein bischen Troſt zurücklaſſen, nicht ein wenig Hoffnung? Ich bin ein blöder Liebhaber. Ich habe Sie nicht oft mit dem beſtürmt, wovon ich glauben muß, daß es Ihnen unangenehm iſt. Aber beym Abſchiede — beym Verlaſſen muß ich noch einmal ſprechen — Ich wünſche wenigſtens zu wiſſen, ob ich hoffen darf.

Hoffen — ſagte ſie mit einer ziemlich kalten Miene, hoffen iſt ja nichts, Herr Weinert. Ich fühle gar keine Neigung zum verbundenen Stande. Sollte dieſe ſich ändern — ſollte — aber wie geſagt — ich glaube nicht, Herr Weinert. Auch mein Vater — meine Mutter — ich ſehe ſo, daß ich nicht daran denken darf.

Nicht darf — O meine Theure, überlaſſen Sie mir die Sorge, alle dieſe Leute auf unſere Seite zu bringen. Sie dürfen was Ihr Herz will — Laſſen Sie es nur etwas für mich reden — Nur ein wenig — Oder bin ich Ihnen zuwider, Ihnen, der Schweſter des Bruders, der ſo ſehr mein Freund iſt?

Nicht zuwider, lieber Herr Weinert, ſagte ſie mir mit einem gefälligen Lächeln. Wie kann mir der Mann zuwider ſeyn, der ein ſo thätiger Freund für meinen Bruder war, den ich als einen rechtſchaffenen Mann kenne? So lange Sie Freundſchaft von mir haben wollen, gern — herzlich gern! aber nicht Liebe, Herr Weinert, nicht Liebe!

Damit war unſer Geſpräch geendigt.

Und nun, lieber Frank, ſey es denn Freundſchaft, wenn es nicht Liebe ſeyn kann, bis dieſe daraus wird. Ich habe meinen Entſchluß geändert; ſage ihr nichts, frage ſie nicht: ich will aber bald ſelbſt zu Dir kommen, und da will ich ſo viel zuthätige Freundſchaft für ſie zeigen, daß ſie mich am Ende doch lieben ſoll. Deines Vaters Haus wird mir gewiß offen ſtehen, darnach will ichs ſchon einrichten. Ich will mich bey meiner künftigen Schwiegermama feſt genug einſchmeicheln.

Von Deiner Henriette nahm ich Abſchied, und da weinte das liebenswürdige Mädchen. Sie weinte, die Vortreffliche, als ich ihr ſagte, ich würde bald zu Dir reiſen. Sie weinte nicht aus Neid — aus Sehnſucht — aus Verlangen nach Dir. Glücklicher Frank! So geliebt zu ſeyn, wie Du es biſt! Doch es iſt keine Empfindung des Neides auch deswegen in mir. Glaube das nicht.

Wolfram iſt in der That verdrießlich auf Deine Schweſter, und das thut mir Leid. Der Alte, dem die Ehrlichkeit aus jedem ſeiner Blicke herausleuchtet, verliert ſelbſt auf der einen Seite einen Grad ſeiner Glückſeligkeit, und auf der andern leidet das gegenſeitige Zutrauen, welches zwiſchen ihm und Deiner Schweſter herrſchte.

Deiner Henriette Mutter iſt jezt ſeine einzige Geſellſchaft; er unterhält ſich Tage lang mit ihr, indeſſen daß Dein armes Mädchen weint.

Was wird ſie nun erſt thun, wenn auch die Geſellſchafterinn, die dieſen Brief Dir überbringt, weg iſt? Ich gehe auch nach Hauſe, um meine Geſchäfte in Ordnung, und alsdenn einige Zeit in der Stadt zuzubringen. Denn ich will bey meiner Louiſe alles verſuchen. Ich will ſehen, ob ich ſie nicht dahin bringen kann, mich zu lieben. Die kleine Widerſpenſtige ſoll noch manchen Sturm von mir auszuhalten haben, dem ſie gewiß nicht widerſtehen wird. Lebe wohl, und liebe

Deinen Freund,
Weinert.

Vierzigſter Brief.

Henriette an Frank.

D. 14. Jul. 1778.

Wenn man ſo, wie ich, auf einmal alles deſſen beraubt wird, was man liebt und ſchätzt, ſo iſt wohl außer den Thränen keine Zuflucht übrig. Und dieſe habe ich auch im hinreichendem Maaße vergeſſen. Jede Minute, mein Lieber, ſeitdem Sie weg ſind, koſtet mich viele derſelben; jede iſt mir ein trauriges Andenken an die vorigen glücklichen Tage: denn in keiner derſelben kann ich Sie vergeſſen. Mußte mich die Liebe darum nur ſo glücklich machen, um mich die Bitterkeit deſto ſtärker fühlen zu laſſen, die ihre herben Tage uns bereiten? Wie lange werde ich noch zählen müſſen, wie vielmal wird mein Herz noch ſchlagen, ehe es Ihnen entgegenſchlägt?

O mein Theurer, ich hatte noch einen kleinen Troſt. Die Hand der Freundſchaft wachte noch über mich, und ließ meinen Kummer nicht ſo ganz in die Schwermuth ſich verwandeln. Hoffnungen richteten ihn auf, die aus dem lieben Munde einer Freundinn mit der wärmſten Theilnehmung geſprochen wurden; und dieſe Hoffnungen, ſo ſchimmernd auch der Schein log, den ſie warfen, machten doch Licht in der Seele, und ließen Troſt zurück.

Nun aber werde ich allein ſeyn. Quälende Ideen werden mich am Tage verfolgen, und ſchreckliche Träume mich ſchrecken — und ach! wenn Entfernung fähig wäre, Sie, mein Theurer, von mir abzuwenden, — wenn — doch der Verdacht iſt ſchrecklich — ich will nicht wagen, ihn auszuſprechen; tief in meinem Herzen ſoll er bleiben, und ſtrafen Sie mich ſelbſt dafür, wenn er ungerecht war.

Geſtern habe ich mit meiner Mutter zum erſtenmal geſtritten; und das über Sie, mein Theurer. Und Sie ſind auch der einzige Gegenſtand, über den man mit einer Mutter ſtreiten kann. Die Liebe kann alles zuwege bringen. Sonſt war mir alles, was dieſe theure Mutter mir ſagte, als ob es ein Engel vom Himmel ſpräche: nun finde ich ſie unbillig. Mein Herz, welches nur Liebe für Sie ſchlägt, tadelt die Kälte, mit welcher eine Mutter die Neigung ihrer Tochter betrachtet.

Ich weinte; und, ich muß geſtehen, ich weinte bitter. Ich klagte dabey, daß die Vorſehung mich zu dem Schickſal beſtimmt, nach einer ſo ſüßen Vereinigung wieder von Ihnen getrennt zu ſeyn.

Kind, ſagte mir die gütige, aber in dem Augenblicke für mich zu harte Mutter, du thuſt Unrecht. Du beleidigeſt den Himmel, beleidigeſt den Gott, der dich ſchuf. Gab er dir nicht alle die Wonne, die du bisher ſo ärndteteſt? War er es nicht, der dich an die Hand desjenigen führte, der dich über alles auf Erden liebt? Hat er nicht das Recht, dich zu prüfen, ob du auch das Böſe gern aus der Hand deſſen nimmſt, der dir bisher ſo viel Gutes gab. Liebe Henriette, was würde aus dir und aus ihm werden, wenn du ohne den Segen ſeines Vaters die Seinige würdeſt? Laß ihn erſt dieſen haben, und dann will ich mit Freuden deine Hand in die ſeinige legen, und der Vorſicht auch danken, daß ſie euch für einander ſchuf. Aber mit deinen Thränen, mit den Seufzern, die ohne Aufhören dein Herz preſſen, beleidigeſt du die Vorſehung, beleidigeſt deine Mutter, die dich ſo ſehr liebt.

Und kann, antwortete ich, bis zum Sterben gekränkt, und kann das Leiden einer Tochter eine Mutter beleidigen? Kann es, wenn ſie eine reine, eine unſchuldige Empfindung nährt, ſie mit eignem innern Feuer der Natur nährt, und wenn ſie dieſe verliert, ihrem Gegenſtande zu entſagen ſich faſt gezwungen ſieht, kann das Leiden, das dann in ihrer Seele hervorkeimt, ihr verdacht werden? O liebe Mutter, wie oft ſagten Sie mir ſelbſt: Liebe ihn — er verdient es. Und nun — nun ſollte ich ihn vergeſſen? ſollte in ſeiner Abweſenheit ſeiner nicht mit allem dem Eifer der Zuneigung gedenken, der mich für ihn erfüllet? Ihn vergeſſen? ihn vergeſſen? wiederholte ich ſchluchzend und beängſtigt —

Ihn vergeſſen — antwortete ſie etwas beſtürzt über meine aufwallende Hitze — Wer hat das verlangt? — Mädchen! — was ſagſt du? Wie ſprichſt du mit deiner Mutter? — Henriette! beſinne dich — Soll ich an dir das Unglück deines Bruders erleben? O meine Tochter, jezt ſehe ich, daß auch dir ſein Geiſt gegeben iſt; auch dir, Henriette — Bald wirſt du auch deiner Mutter fluchen, daß ſie dir den Mann nicht geben kann, den dein Herz ſich wünſcht.

Hier ſchwieg ſie ſtille, und ſchien beſtürzt über das, was ſie geſagt hatte. Auch ich war aufs äußerſte gerührt — ich warf mich ihr zu Füßen. Ich bat ſie in den flehentlichſten Ausdrücken, ſie möchte meine Uebereilung vergeben, ſie möchte meiner Liebe, meinem Herzen zu gut halten, was ich gethan. Mit Thränen nahm mich die gute, die liebe Mutter auf, und ſchloß mich in ihre Arme.

Meine einzige geliebte Tochter, ſagte ſie mit den bitterſten Thränen, laß mich dich erhalten! Sollte der Himmel mich ſo ſehr ſtrafen, und dich auch aus meiner Liebe reiſſen — ich würde es nicht überleben. Ich würde gewiß die Trümmern meines Glücks zur Ruheſtätte mir wählen.

Sie ſchwieg, und ich mit ihr. Ich küßte Thränen von ihren Wangen, und legte mich nieder. Ach ich genoß keiner Ruhe. Ich beweinte mein Schickſal, meine traurige Lage; aber ich fluchte auch meiner Uebereilung.

Ich fühle es, mein Lieber, daß ich das Herz meines Bruders in mir trage — ſanfter zwar — aber das muß ich auf die Rechnung meines Geſchlechts ſetzen, nicht auf meine Ueberwindung. Ich bin noch nie in der Verſuchung geweſen — Ach lieber Frank — werden Sie mich noch lieben, wenn Sie dieſes leſen? Wird Ihr Herz noch für mich fühlen? O bedenken Sie, wenn einſt ſo eine wilde Laune mich ergriffe? Ich zittre dafür —

Nein — es wird nicht geſchehen — der liebe, der ſanfte Charakter meines Theuren wird mir Grenzen ſetzen. Ich werde ihm allein folgen — ſeine Handlungen werden meine Richtſchnur ſeyn.

Ehe ich Ihren Brief erhielt, war ich nicht ſo unruhig. Ich hoffte mehr. Da ich ihn las, war Ihre Schweſter, meine Louiſe, bey mir. Sie weinte zuerſt; vor Beſtürzung konnte ich es nicht gleich. Ich hoffte viel anders. Ich dachte mir gewiſſe Beruhigung; glaubte, Sie würden das Herz Ihres Vaters rühren. Wie unglücklich wurde da Ihre Henriette, als ſie das Gegentheil erfuhr! Von der Stunde an nahm mein Tiefſinn zu, meine Schwermuth wuchs, ja ſie wurde mir angenehm.

Nun wird ſie noch mehr wachſen, da Louiſe mich verläßt; nun werde ich niemanden als mich ſelbſt zu meiner Unterhaltung haben.

Doch — auch Ihren Geiſt. Der wird gewiß bey mir ſeyn, wird meine Seele ſtärken, wenn ſie zu ſchwach ſeyn, wenn ſie dem Kummer, der Unruhe unterliegen ſollte.

Und dann meine liebe Mutter — da wird mir es Pflicht ſeyn, mein Herz zu zwingen. Und gewiß, ich werde es thun. Ich werde nicht noch einmal dieſer gütigen Mutter die Angſt eines ſolchen Verdachts erregen, um dadurch Thränen auf ihre für Gram ſchon eingefallne Wangen zu locken.

Aber jezt fällt es ſchwer auf mein Herz — das Wort, das damals ſchon ſo tief in meine Seele drang. Vielleicht, mein Theurer, iſts auch Ihnen ſchon aufgefallen.

Auch ich ſollte ihr fluchen, daß ſie mir den Mann nicht geben könnte, den mein Herz wünſchte!

Lieber, beſter Frank, mein Bruder fluchte ihr, das weiß ich — das hörte ich — O mein Beſter, was ſoll dies ſeyn? Dies war ein ſchweres Wort in meinem Herzen — aus ihrem Munde kam es. Sie gab ihm alſo die nicht, die ſein Herz begehrte — Und ſo heimlich war er gegen ſeine Schweſter, daß er ihr nicht den Gegenſtand ſeines Herzens zeigte, ihr ſich nicht entdeckte! Armer Dubly! Du liebteſt — Ja du biſt gewiß unglücklich, wie es auch deine Schweſter ſeyn wird, wenn ihr nicht ein neuer Hoffnungsſtral aufgeht.

Und vielleicht alſo iſt die Mutter ſelbſt an dem traurigen Schickſale Schuld, das ihn trifft — Nein — ich kann es nicht denken.

Ach Gott! da kömmt ſie die Treppe herauf — Weg mit dem Papier —

Sie war da. Sie hat geleſen — geleſen alles — Sie ſahe ernſthaft aus, wie ſie hereintrat. Es war, als ob das Wort, das ſie gewiß nicht ſprechen wollte, noch auf ihrer Zunge ſäße. Sie wollte aber lächeln, da ſie mich ſahe. Aber ſie konnte nicht. Gewiß, weil ich verwirrt ausſahe. Sie mußte wohl alles rathen: denn ſie fragte mich gleich, ob ich geſchrieben hätte? Ich habe ihr nie etwas verheelet, wenn ſie mich ſo überraſcht hat. Diesmal wollte ich es. Ich ſchämte mich aber gleich meiner Schwäche. Ich nahm ihre Hand, küßte ſie, und mit der andern gab ich ihr den Brief. Sie las, und weinte. Meine Hand zitterte in der ihrigen. Wie ſie ausgeleſen hatte, legte ſie den Brief weg, nahm auch meine andre Hand, drückte beyde ſehr zärtlich, und ſagte wehmüthig: Nein, meine Tochter, ich bin nicht an dem Leiden, an dem Unglück deines Bruders Schuld — nicht wahr, ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, du glaubſt es auch nicht, meine Henriette?

Wie ein Blitz fuhr die ſüße Stimme durch mein Herz.

Nein, Mutter, nie glaubte ich es. Dazu gehört mehr als ein bloßer alberner Gedanke.

Das iſt auch nicht, meine Tochter; glaube es mir, es iſt nicht. Aber wollteſt du dies alles deinem Freund ſchreiben? Wäre es nicht beſſer, du beſchwerteſt ihm ſein Herz nicht?

Nein, meine Mutter, ſagte ich bittend, ich weiß, mein Geliebter theilt gern mit mir allen meinen Kummer, jede meiner Sorgen. Erlauben Sie mir, daß ich ihm alles das ſage, was Sie jezt mit mir ſprachen, daß ich Sie rechtfertige.

Es ſey, wenn du willſt, meine Tochter, ſagte dieſe gütige Mutter, und verließ mich.

Alſo alles ſchreibe ich Ihnen, mein ganzes Herz ſoll immer in meinen Briefen vor Ihnen ſtehen. Aber thun Sie es auch. Laſſen Sie mich auch an Ihrem Kummer ſo wie an Ihren Freuden Theil nehmen. Sagten Sie mir nicht, daß Sie meine einzige Hoffnung für die Zukunft ſeyn wollten — daß ich alles auf Sie werfen ſollte, was mich drückte? Voll Vertrauen thut es

Ihre

Henriette.

Ein und vierzigſter Brief.

Louiſe an Amalien.

D. 16. Jul. 1778.

Ich bin nicht im Stande, auszugehen, meine Liebe. Ich zittere am ganzen Leibe. Kommen Sie geſchwind zu mir. Wir haben uns alle betrogen. Man hat Sie, mich, meinen Bruder hintergangen. Wie froh war ich geſtern über den glücklichen Empfang! Aber dahin iſt ſie, die Freude des Lebens, das ich mir träumte. Ich darf meinem Briefe nicht mehr anvertrauen. Ich bin äußerſt beſtürzt. So ſchmeichelt uns das Anſehen einer ſchönen Blume, die den Gift in der Tiefe ihres Herzens trug; ihr Duft wird uns tödtlich.

Sie ſollen mir helfen, meine Amalie, meinen Bruder vorzubereiten; allein kann ich es nicht. Es iſt mir ganz unmöglich. Er iſt nicht heftig; aber ſeine Klagen würden mein Herz zerreißen.

O Mutter, wenn du von oben auf die Leiden deiner Kinder herabſehen könnteſt, wie würdeſt du über ſie weinen! Doch vielleicht thuſt du es — Vielleicht beklagſt du den Sohn und die Tochter, und wünſcheſt ſie zu dir —

und vielleicht wirſt du auch noch Stärke erbitten, das Unrecht zu ertragen — vielleicht auch die Wege vorbereiten, ihm zu entgehen, und auf beſſern Wegen zu wandeln.

Aber, meine Liebe — verzeihen Sie — ich bin verwirrt — ich erwarte Sie recht bald. Säumen Sie nicht! Ich bin

Ihre

Louiſe.

Zwey und vierzigſter Brief.

Louiſe an Amalien.

D. 16. Jul. Abends.

Mußten Sie denn eben jezt krank ſeyn? eben da Ihre Freundinn Sie am nöthigſten braucht? Es iſt in der That, als ob Ihre Louiſe keinen Troſt in dieſem Unglück haben ſollte. Alſo muß ich, ich muß das Geſchäft allein übernehmen. Aber wiſſen ſollen Sie doch alles. Geſtern ſahen Sie meinen Empfang. Wie entzückend war er! Wie küßte die Mutter die Tochter! und der Kuß war ſo ſüß! Es iſt in Wahrheit Wunder, daß die Galle nicht hinter ihm her wirkte. Faſt noch nie, meine Liebe, habe ich mich ſo ruhig, ſo frölich zu Bette gelegt, als geſtern; und

und auch nicht eine Ahndung des heutigen Tages kam in meine Seele, obgleich mein Bruder mir geſtern ſchon äußerſt ſchwermüthig ſchien. Nun bereue ich es, daß ich ihn getröſtet, daß ich ihn dadurch aufgerichtet, daß ich ihm Hoffnung machte. Heute muß ich alles widerrufen, muß leider ihm die kränkende Nachricht bringen.

Ich ſtand heute noch eben ſo heiter und munter auf. Wahres Zutrauen hatte ich zu meiner Mutter gefaßt, denn ſie war mir als Mutter begegnet. Ich küßte ihre Hand inbrünſtig. Ich wollte den erſten guten freundlichen Tag, den mir ihr heiteres Geſicht zu prophezeihen ſchien, gern nutzen. Ich wartete nicht lange. Ich bat gleich für meinen Bruder, für ſeine Henriette.

Ja, meine liebe Tochter, ſagte ſie. Er will ſich verheirathen. Er hat gewählt. Wir wiſſen nicht wie — Es kömmt auf ſeinen Vater an. Schon vor ſeiner Ankunft hatte er den Vorſatz, ihn zurückzurufen, ihn zu verbinden. Mit einem der größten Häuſer wollte er ihn verbinden. Freylich hat er dieſe Abſichten geſtört.

Von einem kältern Schauer kann man nicht befallen werden, als ich es damals wurde.

Daß ich für noch ſo einen Augenblick nicht leben wollte, weiß ich gewiß. Ich erſtarrte auch ganz, und eine Leichenbläſſe überzog mein Geſicht.

Erſchrecken Sie nicht, mein Kind, ſagte meine Mutter. Sie können ja in der Gemahlinn Ihres Bruders eine Freundinn finden, ſie ſey nun dieſe oder jene.

Aber nicht, fiel ich hier in die Rede, (denn länger konnte ich mich nicht halten,) nicht mein Bruder in jeder Frau eine Henriette.

Ich wollte noch einen Verſuch machen. Ich gieng zu ihr, drückte ihre Hände, weinte vor ihr um das Glück meines Bruders, bat in den rührendſten Ausdrücken um ihre Vorſpreche bey meinem Vater. Ich ſagte alles, was ich ſagen konnte, ſtellte ihr jedes Unglück dar, das ich aus einer gezwungenen Ehe vermuthete, und ſetzte noch hinzu, daß ich meinen Bruder ſo ſehr liebte, daß ich ſelbſt lieber unglücklich ſeyn, als ihn unglücklich ſehen wollte; daß ich Henrietten ſchon wie meine Schweſter liebte. und daß dieſe würdige Perſon das unglücklichſte Mädchen wäre, wenn ſie ihrer Liebe entſagen müßte.

Ja, mein Kind, das will ich, ich will es, ſagte ſie — ich will vorſprechen, und deinen

Vater bitten; ich werde ihm recht dringend anliegen, ihm ſeine Henriette zu geben: allein du mußt nicht vor ihn kommen, du mußt nicht mit deinen Thränen ihm einen trüben Tag machen. Er hat deren durch ſeine Geſchäfte ſo genug.

Nun hörte ich auf zu bitten; denn ich ſahe das ganze Falſche in dem Unternehmen ein. Mir, der Tochter, wurde verboten, den Vater zu bitten. Das war hart; ich hatte noch mein ganzes Zutrauen auf ihn geſetzt, und nun, um meinen Thränen, die ihm vielleicht die Thränen ſeiner verſtorbenen Gattinn ſcheinen möchten, um dieſen Thränen keine Wirkung zu laſſen, verbietet man mir, ihn zu ſprechen. Unglückliche Tochter! Die Traurigkeit hätte ich nicht zu erleben geglaubt.

Ich ſchlich mich trübe auf mein Zimmer. Ich legte mich faſt ſinnlos nieder, um mich etwas zu erholen. Ein wütender Schauer bemächtigte ſich meines ganzen Körpers. Hernach ſchrieb ich Ihnen, und ſo ſorgenvoll erhielt ich denn auch die Nachricht, daß Sie krank wären. Nun ängſtige ich mich noch mehr, aber was hilft es? Ich muß zu ihm. Ich kann ihn nicht länger in der Ungewißheit laſſen.

Welch eine Stunde — ſo wie die, die ich vor dem Abſchiede aus dem väterlichen Hauſe mit ihm zubrachte! Er wußte es ſchon. Er lag die Hand auf den Tiſch geſtützt, und ſahe ſtarr vor ſich. Als ich eintrat, ſahe er auf und reichte mir die Hand. Liebe Louiſe! es iſt alles verloren — Wir ſind hintergangen, betrogen. Es iſt nicht die gutmeynende Mutter, die uns hieher gerufen hat. Sie hat uns gerufen, unſern Plan zu zerſtören, unſere Endzwecke zu vereiteln, unſere Freuden zu zernichten. Ich dachte es wohl, daß wir ihr zu glücklich wären. Sie glaubte, wenn ſie uns nicht von einander riſſe, würden wir uns verbinden, und dann wäre es zu ſpät geweſen.

Ich glaube es ſelbſt, Amalie, daß dem ſo iſt — Aber ſollte die Verſtellung bey ihr ſo weit gegangen ſeyn, daß ſie auch auf den Brief Einfluß gehabt, den ſie an mich geſchrieben? Ich kann es nicht glauben, daß man die natürliche Sprache des Herzens ſprechen kann, ohne auch ſo dabey zu denken. Ach Amalie, was ſind wir für Menſchen, wenn wir dazu fähig ſind?

Ich verſuchte alles, meinen Bruder aufzurichten. Ich ſagte ihm zuletzt, daß ich mich dem Vater zu Füßen werfen, und flehen wolle.

Das iſt vergebens, antwortete er mir. Ich komme eben von ihm. Ich überwand mein langes Stillſchweigen. Es war eine Stunde, wo ich Muth in mir glaubte. Ich bat ihn um Henrietten. Aber leider, er hat ſich die Idee in den Kopf geſetzt: er glaubt, die Heirath erniedrige ſein Haus. Und einen ſolchen Wurm verdrängt man ſo leicht nicht. Liebe Louiſe, Deine Geſpielinn, die kleine boshafte Alton, die wir als Kinder ſchon wegen ihrer Tücke zu meiden ſuchten — die ſoll ich haben — Setze ſie einmal neben Henrietten — Lachſt Du nicht, Louiſe?

— Und nun lachte er ſo laut, daß ich glaubte, er ſey verwirrt geworden. Der Contraſt fällt mir ganz gewaltig auf, ſagte er, als er ſich erholet — Aber Du haſt recht, Louiſe; ich ſehe es Deinen Augen an, daß ſie mir mein Lachen verweiſen wollen. Es iſt nicht lächerlich. Ich bin ja nun der elendeſte Menſch. Bedenke doch — Henrietten verloren — die Theure, die einzig und allein für mich in der Welt war — Iſts möglich, daß ich den Gedanken denke? Ich kann ihn nicht denken.

Weißt Du was, Louiſe! ich werde es machen, wie ichs ehemals machte. Ich werde davon gehen. Wer wird mich halten? Denn ohne Henrietten würde doch hier nur ein Thor aus mir werden. Ich will zum zweytenmal das Haus verlaſſen, und ſo leicht ſoll man mich nicht wieder hinein bringen.

Ich hatte alle mögliche Mühe, ihn von dieſem Endzweck abzubringen. Zuletzt, durch das Verſprechen, welches ich ihm that, ſeinen Vater zu beſänftigen, und ihm die Alton in ihrer natürlichen Beſchaffenheit darzuſtellen, ließ er ſich bewegen.

Und das will ich auch, Amalie. Ich werde nie zugeben, daß ſie meine Schweſter wird. Nie werde ich das, und ſollte ich auch ſelbſt meinem Bruder zu ſeiner zweyten Flucht behülflich ſeyn, wenn kein ander Mittel mehr übrig iſt.

Ich habe an meiner Mutter eine beſondre Unruhe entdeckt, die ſie nicht verbergen kann, ſo viel Mühe ſie ſich auch giebt. Ich bin überzeugt, meine Liebe, daß ſie kein gut Gewiſſen hat: denn ſie trauet mir nicht gerade in die Augen zu ſehen.

Sobald ich meinen Vater geſprochen, werde ich Ihnen wieder Nachricht geben. So lange bedauern Sie die, denen Ihr Herz gewiß nahe iſt.

Louiſe.

Drey und vierzigſter Brief.

Frank an Henrietten.

D. 18. Jul. 1771.

Wie ſehr hätte ich gewünſcht, daß man mir hart begegnet hätte! Mit welcher Freude würde ich dann in Ihre Arme zurückgeflogen ſeyn! Gewiß, Henriette, wenn ich noch lange von Ihnen getrennt ſeyn muß, ſo wähle ich die äußerſten Mittel, es zu enden.

Mein Vater begegnet mir liebreich; er bittet mich in allem, was er von mir verlangt: und dies iſt mir jezt eine Urſache zur Trauer. Ich wünſchte das Gegentheil, um mich mit Recht von ihm wegwenden zu können; dann würde ich zu Ihnen fliehen, und ich würde hinreichend getröſtet ſeyn.

Laſſen Sie ſichs nicht zu ſehr zu Herzen gehen, daß man mit meiner Wahl nicht zufrieden ſcheint. Sie haben mein Herz, Henriette, und nichts in der Welt kann Ihnen das rauben. Keine menſchliche Gewalt iſt dazu fähig. Und das Zutrauen zu meiner Beſtändigkeit fehlt Ihnen gewiß nicht!

.. Doch ich fühle es, daß ich matt tröſte, wo meine Seele nicht mit ſpricht. Alſo lieber die Sprache des Herzens! Lieber, meine Theure, will ichs Ihnen ſagen, daß ich täglich Todesmarter ausſtehe — daß mein einziger Wunſch, bey Ihnen zu ſeyn, dadurch, daß er nicht erfüllt iſt, mich tauſendfach quält. Mit jedem Morgen ſtehe ich mit dem Gedanken auf, heute gewiß den letzten Tag ohne Sie zuzubringen; und jeder Abend findet mich wieder eben ſo unentſchloſſen, eben ſo wenig fähig, einen Vater zu verlaſſen, der vielleicht dadurch ſeinem Grabe näher gebracht würde. Und das mag ich nicht auf meinem Gewiſſen haben.

Ich habe an die Tage unſers Glücks zurückgedacht, und ich finde ſie noch über meine Empfindung bey ihrem Daſeyn reizend. Wie wenig, Henriette, achtet man des Glücks, wenn man es beſitzt! Damals glaubte ich, es müßte ſo ſeyn. Jezt würde ich um eine Viertelſtunde Tage aufopfern.

Ich will meine Mutter nicht verläumden; aber wetten will ich wohl, daß ſie es iſt, die meinem Vater das Vorurtheil beygebracht hat, daß dieſe Heirath unſerm Hauſe nachtheilig wäre. Sie, Henriette, Sie, die

Bewunderung in jedem geſellſchaftlichen Zirkel davon tragen würden, Sie ſollen uns nachtheilig ſeyn! O meine Liebe, der Gedanke iſt wirklich Tod für mich. Er beſchäftigt mich unaufhörlich. Wie raſend iſt doch der Menſch, daß er ein Urtheil fällt, wo er keine Kenntniß hat, wo er keinen Grund angeben kann, warum er es thut! So ſehr kann man ein Sklave ſeiner Leidenſchaften ſeyn? und, um eine derſelben zu befriedigen, alles was ihr in den Weg gehet, aufopfern? Nicht urtheilen, ohne alle Seiten einer Sache aufs genaueſte beobachtet zu haben, das iſt der Grundſatz, dem ein jeder folgen ſollte; und wir würden dann ſo manche Thorheit nicht kennen, ſo manchem Laſter, ſo vielem Undank entgehen. Böſe würde man für Böſe, und Gute für gut halten, und Seligkeit würde die Wirkung dieſes Lebens ſeyn.

Aber was philoſophire ich Ihnen da vor, anſtatt von unſern Hoffnungen, von den Erwartungen unſrer Liebe zu reden!

Man hat Ihnen eine Nebenbuhlerinn entgegen geſetzt. Ich will ihren Namen Ihnen nicht nennen, denn er intereßiret Sie nichts. Ich will Ihnen nur eine kleine Schilderung ihrer Seele machen, ſo wie ich dieſelbe in jüngern Jahren gekannt. Sie verbindet mit einigen Reizen die haſſenswürdigſten Eigenſchaften. Durch Erziehung theils verdorben, theils durch Unachtſamkeit auf ihr eignes Herz in ſich zum Böſen verwildert, hat ſie den unerträglichſten Stolz angenommen, nach deſſen Grundſätzen ſie ſich über alles erhebt, was ſie umgiebt. Ihre kleine Bosheit leuchtete aus jedem Zuge ihrer Handlungen hervor, und wo ſie nur ihren Geſpielinnen eine kleine Neckerey anzuhängen mächtig genug war, da verſäumte ſie es gewiß nicht.

Was muß nun aus dieſem Charakter geworden ſeyn? Aller Freyheit überlaſſen, das verzärtelte einzige Kind reicher Aeltern!

Und dieſe ſoll ich mit Ihnen, Henriette, vertauſchen! Ich geſtehe es, ich habe recht herzlich dabey gelacht.

Aber ich habe auch noch nicht alle Hoffnung verloren. Ich werde mit meiner Schweſter gemeinſchaftlich arbeiten, um ſie nur in ihrem wahren Lichte, mit keinen hinzugeſetzten Vergrößerungen, ihm darzuſtellen. Ich weiß gewiß, er wird dieſe Schlange ſeinem Sohne nicht zum ewigen Peiniger geben.

O könnte er nur einmal die ſanfte, ſüße Henriette, das ganze Ebenbild ſeiner verſtorhenen Frau, ſehen, wie würde er ſie lieben! Wie würde er ſie mit Freuden zu ſeiner Tochter annehmen! Ich wagte es ſchon einmal, ihm eine Schilderung zu machen, und er lächelte dazu. Dieſes Lächeln war mir ein wahres Geſchenk. Er fühlte es, wie ſehr ich Recht hatte, und von dem Augenblicke an iſt Hoffnung in meiner Seele geweſen, und ich habe gewiß nicht falſch geurtheilt.

Meine Stiefmutter iſt mir in der That zuwider. Ich kann ſie nicht anſehen, ohne eine gewiſſe Wallung in meinem Blute wahrzunehmen. Sie iſt ſehr gefällig gegen mich, und betrachtet mich als einen Gaſt in ihrem Hauſe. Aber ſie hat Tücken in ihrem Geſichte, die man nicht verkennen kann. Man ſieht ſie aus den Augen hervorleuchten. Sie fürchtet, glaube ich, durch eine Henriette aus der Gunſt ihres Mannes zu fallen.

Sie fürchte es aber nun, oder ſie fürchte es nicht, ſo ſoll ſie ſehen, daß es ihr nicht gelingt, was ihr gewiß böſes Herz zum Nachtheil unſer beſchloſſen hat.

Aber meine theure Henriette, folgen Sie nun dem Rathe deſſen, der Sie liebt; thun Sie, als ob alles das nicht geſchehen wäre. Stellen Sie ſich, meine Liebe, meine Entfer-

nung

ung als eine Reiſe vor, die ich zu unſerm Beſten gethan, und thun mußte. Rechnen Sie alles auf meine Liebe, auf meine Treue, auf mein Herz, das Ihnen ſo gern entgegeneilen und allen Kummer aus Ihrer Seele auf ſich nehmen wollte.

Sagen Sie alles dies auch Ihrer theuren Mutter, deren freundſchaftlicher Rath mir jetzt bey ſo vielen Gelegenheiten fehlt. Sie wird auch wohl bange um ihre einzige geliebte Tochter ſeyn — aber ſie ſey es nicht. Ich will eilen, und alle Sorge von ihrer Seele hinwegnehmen. Ich will, wenn nichts anders hilft, den Anſprüchen auf etwas Eignes entſagen, und nur durch und mit meiner Henriette leben.

Mein Vorſatz iſt aus dem Gefühl meiner Glückſeligkeit gefloſſen. Dann kann er nicht ſtrafbar ſeyn, wenn er das letzte Mittel iſt, mich ruhig zu machen, wenn er mich nicht allein, ſondern andere beruhigt, die ihr Glück in mir mitzufinden überzeugt ſind.

Gedulden Sie ſich alſo, meine Beſte, noch wenige Tage, und mein feſter Entſchluß ſoll Sie überzeugen, daß blos für Sie lebt

Ihr ewig treuer
Frank.

Vier und vierzigſter Brief.

Antwort auf den vorigen.

D. 20. Jul. 1778.

Wenn Schrecken und Angſt fähig wäre, den Schlag eines Herzens zu hemmen, ſo würden Sie dieſe Zeilen nicht erhalten. Ihre Henriette wäre nicht mehr, und vielleicht wäre ſie glücklicher als jezt, da ſie keine andere Ausſicht hat, als Thränen für Freude.

So hoch ſprang mein Herz noch nie, ſo qualvoll hatte ich noch keine Augenblicke, als die waren, worin ich dieſe unglückliche Nachricht von Ihnen las.

Eine Nebenbuhlerinn — o mein Geliebter, das iſt eine fürchterliche Perſon. Nicht, mein Lieber, als ob ich glaubte, daß keine andere verdiente, Sie zu beſitzen. So eitel bin ich nicht. Aber keine — keine kann ſo für Sie fühlen, wie ich für Sie fühle. Keine kann ſo warm wünſchen, dem Manne ihrer Seele ſein Leben zu einem Paradies zu machen, als ich es wünſche. Und dieſe Alton iſt nicht gut.

Eine nicht gute Frau ſoll der beſte unter den Männern haben? Nimmermehr!

Ich habe einen Gedanken gehabt, der meine Seele zwar zerriß, aber er war doch wirklich da. Wenn dieſe Alton, wenn ſie beſſere Eigenſchaften hätte, als ich beſitze; wenn ſie meinen Frank glücklicher zu machen wüßte, als ich es weiß: ſo könnte ich meinen Wunſch in mein Herz ſchließen, und Ihnen ſagen: Seyn Sie der Ihrige. Und welkte dann der Gram meine Wangen, wie die Erſtlinge der Blumen ein neidiſcher Froſt, ſo könnte ich ſterbend ſeufzen: Er iſt glücklich.

Glauben Sie mir das, Frank. Vielleicht denken Sie auch, es iſt nicht Liebe, dies wünſchen zu können — Aber aus der Tiefe meines Herzens ſage ichs Ihnen: Es iſt Liebe.

Wie ich ſo zitternd mit Ihrem Briefe auf meinem Stuhl, und halb meiner bewußt, mit Schmerz meine Mutter anblickte, ſo kam ſie auf mich zu, ſeufzete, las, Thränen rollten über ihre Backen. O die Edle, die Vortreffliche! Ihr Weinen war mir Troſt.

Der alte ehrliche Wolfram leidet unausſprechlich mit mir. Der Kummer darüber hat alle ſeine Lebhaftigkeit gehemmet. Er geht ſtumm in unſerm Zimmer auf und nieder, und nur dann und wann entfährt ein Wort des Mißvergnügens dem ſonſt lebhaften Munde.

Er ſagt: Ihr Vater wäre gut — O mein Frank, wenn er gut iſt — ſollten nicht die Thränen einer armen Unglücklichen ihn rühren? Ich wünſchte mich ihm zu Füßen zu werfen, und ihn um ſeinen Sohn zu bitten. Freylich ein Geſchenk, das nur das eine von den zwey koſtbaren iſt, die er beſitzt. Aber wer weiß, ließe er ſich rühren! Dies iſt ſo im Vorbeygehen geſagt, mein Lieber. Ich will nicht, daß Sie die Grillen Ihrer Henriette ſich als Richtſchnur nehmen ſollen; das wäre nicht gut, denn meine Liebe zu Ihnen könnte mich blenden. Alſo wie Sie wollen.

Von meinem Bruder habe ich wieder einen Brief, einen recht glücklichen Brief. So weiß der Himmel den Bedrängten ihre Leiden mit einer unverhofften Freude zu mildern, und gießt dadurch Troſt für die Zukunft in ihre Seele. Sie müſſen den Brief ſelbſt leſen. Es war in einer der traurigſten Stunden, als ich ihn erhielt. Ich öffnete ihn mit vergrösſerter Angſt. Ich hatte nicht das Zutrauen zu dem Himmel, zu glauben, daß er die ausgeſtandene nicht verdoppeln würde. Aber heiter ward 's wieder in meiner Seele, als ich las, las, daß der unglückliche Bruder ſich mit ſeinem Schickſale ausſöhnte, und Hoffnung ſtieg auch wieder in mir für unſer Glück auf.

Die Freude meiner Mutter über dieſe Nachricht iſt nicht zu beſchreiben. Sie ſchlug ihre Hände zuſammen, und betete gleich Dank dem Gott, der ſie ohne alle Hoffnung glücklich gemacht. Denn nun, ſagte ſie, wird gewiß auch meine Henriette glücklich ſeyn. Die Bahn meiner Leiden wird ſich ſchließen, und der Weg der Freude von nun an für mich offen ſeyn.

Gewiß, Frank, iſts Liebe geweſen, was unſern armen Dubly ſo traurig gejagt hat, was ihn aus einem Winkel in den andern getrieben, und keine Ruhe ſeiner Seele übrig gelaſſen. Aber dieſe Liebe, wie ſie heimlich, wie ſie mir hat verborgen ſeyn können, das iſt mir unbegreiflich.

Herr Raff war ſelbſt hier, und brachte mir den Brief. Er hatte Mitleiden mit meiner Unruhe; er wollte es nicht glauben, daß es möglich wäre, daß Ihr Vater mich zur Tochter ausſchlüge. O wenn das wäre, mein Frank! Eher glaubte er es auch nicht, bis ich ihm Ihren Brief zeigte. O! ſagte er, das, hoffe ich, ſoll bald eine andere Wendung nehmen; und für dieſe Hoffnung hätte ich ihn küſſen mögen. Selig iſt der Menſch, mein Lieber, der Troſt in das Herz eines Traurenden bringt, wenn er ihn auch nicht fühlt. Er folgt den Fußtapfen der Menſchlichkeit, und erfüllt den Zweck derſelben. Er iſt der wahre Nächſte.

Er ließ ſich verlauten, daß er, ſobald ſeine Geſchäfte geendigt, ſich auf einige Zeit frey machen, und zu Ihnen reiſen wollte, und ſo hoffe er viel von ſeiner Gegenwart. Im Vertrauen. Frank, ich glaube, er weiß alle Geheimniſſe unſers Hauſes, und ſo iſt er uns unentbehrlich. Er liebt Sie wie ſeinen Bruder, und ich ſahe Thränen in ſeinen Augen, als er Ihren Brief las. Er wird morgen wieder von uns gehen.

Und dann iſt Ihre Henriette wieder alleine. Aber ſie iſt es viel beruhigter, als ſie es jemals geweſen. Sie iſt wieder in der Erwartung alles deſſen, was ſie gänzlich verloren hielt. Und dieſes dankt ſie dem böſen Manne, der ihrer Leiden ſchon ſo viel gemacht hätte! Er warf mir es auch vor. Ich habe, ſagte er, jezt die erſte frohe, freundſchaftliche Miene, den erſten zufriednen Blick ſeit der Abreiſe Ihres Bruders von Ihnen erhalten.

Und nun noch eins, mein Theurer! Als ich Ihren Brief las, war mir es freylich in meiner Seele eine Linderung, daß Ihr letzter Entſchluß ſo feſte ſtand, daß Sie allem entſagen, alles um meinetwillen verlaſſen wollten; und in der Heftigkeit meiner Leidenſchaft wünſchte ich es, ſahe es als ein Mittel zu unſrer Vereinigung, zu unſerm Glücke an. Aber meine Mutter hat mir ſehr zugeſetzt, hat mich ſo dringend gebeten, ſchlechterdings Ihnen dieſes zu verbieten. Es wird nie Ungehorſam mit Segen belohnt, ſagte ſie, und ich will nicht, daß du und dein Geliebter Opfer eines väterlichen Fluches werden ſollet. Man hat der Leiden ſo genug, ſetzte ſie hinzu, als daß man ſich den Wirkungen eines ſo beſtimmten Unglücks noch ausſetzen ſollte. Gott wird ſorgen!

Und ſo haben denn die Worte einer Mutter, der ich Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig bin, in mir es auch feſtgeſetzt, daß Sie dies nicht thun ſollen; und meines Bruders Beyſpiel hat mich gelehret, daß man keine Hoffnung umſonſt habe, daß Erwartungen, deren Gewißheit man in ſeinem Herzen lebendig fühlt, uns auch nicht trügen. Gedulden Sie ſich alſo, mein Beſter, und es wird gewiß

wiß alles wohl gehen. Ihrer lieben Schweſter geben Sie in meinem Namen einen Kuß. Ich bin auf ewig für Sie

Henriette.

Fünf und vierzigſter Brief.

Dubly an Henrietten.

D. 10. Jul. 1778.

Wenn Deines Dubly ruhigerer Zuſtand Dir angenehm iſt, meine theure Henriette, ſo muß Dir dieſer Brief doppelt willkommen ſeyn; denn er iſt der erſte, den ich Dir mit einem erleichterten Herzen ſchreibe. Zeit und Nachdenken hat meine Wallung etwas unterdrückt; ich bin glücklicher, als ich es war, und das ſchon iſt mir unerſetzliche Wonne, Ich kann wieder unter Menſchen ſeyn, ohne daß ſie meinen wüſten Charakter fürchten, ohne daß ſie ſich von mir entfernen dürften, Ehedem, wenn mich jemand anredete, wenn er wünſchte, meinen Umgang, meine Bekanntſchaft zu haben, ſo ſagte ich ihm mit dem trotzigſten Weſen, daß ich die ſeinige entbehren könnte. Alle um mich ſchienen mir mein Unglück zu vermehren; alle ſchienen mir Spötter meiner Leiden.

Nun ſehe ich gelaßner in das Spiel des geſellſchaftlichen Lebens. Ich weide mich an ſeinen Thorheiten, und fange an, den Schluß immer feſter zu machen: daß der Unglückliche es durch ſich ſelbſt iſt. Sollte dieſer Zuſtand länger ſo fortdauern, ſo glaube ich — ich werde wieder ein vernünftiger Menſch werden.

Ich freue mich nicht wenig über mich ſelbſt. Ich freue mich um meiner lieben Henriette, um meiner theuren Mutter willen, daß es beſſer mit mir iſt; beyde, weiß ich, lieben mich, beyde werden froh ſeyn, mich beſſer zu wiſſen. Und welcher Stein iſt von meinem Herzen gefallen, daß ich es recht fühlen kann, wie warm ich die Verzeihung meiner Mutter wünſche! Ich habe ſie unausſprechlich gekränkt. Ihre Liebe müßte von mir abgewandt ſeyn, wenn ſie nicht die vortrefflichſte, die edelſte Mutter wäre. Aber ſie kann nicht zürnen. Das ſagt mir Raff, der edle, der redliche Freund.

Seit meinem letzten Briefe an Dich nahm meine Gelaſſenheit immer mehr zu. Ich wurde ruhiger, aber der Anblick vieler Menſchen war mir doch immer noch zuwider. Ich ſchien unter ihnen immer der Unglücklichſte. Ich war es nicht. Allein mich davon zu überzeugen,

zeugen, mußte ein ſo beſonderer Zufall kommen, als mir wirklich begegnete. Ohne dieſe Erfahrung, meine Henriette, wäre Dein Dubly noch immer elender, als er es iſt. Aber Gefühl hatte ich gewiß von jeher, und es hielt mir ſchwer, es rege zu machen. Ich wußte auch von jeher Wahrheit von dem Falſchen zu unterſcheiden. Bey andern wußte ich es; bey mir war es mit einem Nebel umwölkt, der vertrieben werden mußte.

An einem recht ſchönen Morgen lockte mich die Natur, die ſo ſelten einen Eindruck in mein Herz gemacht, mit einer unwiderſtehlichen Gewalt heraus. Lange widerſtand ich, ſuchte Laune, und fand ſie dieſesmal nicht. Mein Auge konnte ſich der ſchönen aufgehenden Purpurſonne nicht entziehen; mein Ohr konnte dem ſüßen harmoniſchen Geſange der Luftbewohner nicht widerſtehen. Wider meinen Willen erleichterte ſich mein Herz. Mein Kummer flohe von mir, ohne daß ich ihn vertrieb — ich ſahe mich in den ſchönen Gefilden um, und fühlte ein Bedürfniß, ſie näher zu ſehen. Mit einem blendenden Spiegel floß die Seine durch die fruchtbarſten Gefilde. Ich fühlte mich in dem Anblicke glücklich, in dem ich mich ſo oft verworfen gefühlt. Keine Angſt überfiel mich, wie ſonſt, daß ich dann den dumpfſten Winkel meiner Zimmer ſuchte, und eine tödtende Schwermuth mich nagte. Froh in mir gieng ich. Es war noch nicht das lärmende Gewühl, das dieſe Stadt ſo unangenehm macht. Faſt alle ſchliefen noch nach den Arbeiten oder Müßiggange des geſtrigen Tages. Nur wenige, die ein früher Fleiß aufgeweckt, giengen mit einer gleichgültigen Geſchäftigkeit in den Straßen auf und nieder.

Ich gieng in die gewöhnlichen Spaziergänge. Die ungewohnte Einſamkeit entzückte mich. Alles kam mir ſchön, alles bewundernswürdig vor. Ich war eine halbe Stunde gegangen, ſo kam mir ein Mann entgegen, auf deſſen Geſichte ich die fürchterlichſte Traurigkeit wahrnahm. Dies war mir nie vorgekommen. Von allen Seiten hatte mich bisher der Anblick der Frölichkeit beunruhigt, und eine neidiſche Stimmung in meine Seele gebracht. Dieſe Erſcheinung wirkte das Gegentheil. Ich fühlte mich von einem innern theilnehmenden Gefühl, das mir Kummer machte, gedrückt. Es trieb mich, den Menſchen anzureden — Aber, fiel mir ein, wenn er dich abweiſet, ſo wie du es allen machteſt, die dich tröſten wollten? Zweymal gieng ich bey ihm vorüber, und ſah ihn forſchend an. Er ſeufzte. Zum drittenmale blieb ich nahe vor ihm ſtehen. Er ſahe es, und ſtutzte.

Nach einer kleinen Pauſe fieng er haſtig an: Ich ſehe Mitleiden bey Ihnen. Aber gehen Sie. Sie können nichts als mich bedauern. Und mit dieſen Worten gieng er vor mir vorüber.

Nichts als bedauern? ſagte ich zu mir ſelbſt, und ſetzte mich auf eine nahe Bank. Ich ſtützte meinen Kopf mit der Hand. Es war eine drückende Empfindung darin. Es fuhr mir durch Mark und Bein.

Er gieng wieder vorbey, dann noch einmal. Endlich ſetzte er ſich zu mir. Hat Sie meine Heftigkeit beleidigt? ſagte er. Sollte ich ſo unglücklich ſeyn, noch andere neben mir unruhig zu machen?

Das nicht, ſagte ich — Sie werden mich ruhig machen. Ich glaubte, außer mir gäbe es keinen Unglücklichen. Ich ſahe das Gegentheil. Ich habe meine Idee ſehr weit getrieben — Sie lehrten mich meinen Fehler.

Ich weiß wohl, antwortete er mir, daß jeder ſein Unglück für das ſchwerſte hält. Ich kenne das meinige, und glaube es auch.

Wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, ſo ſollen Sie es hören —

Laſſen Sie michs hören, rief ich mit Heftigkeit — denn ich höre das Ende eines Theils meiner Leiden. Das Gefühl meines Unglücks drückt mich mehr, als das Unglück ſelbſt. Dieſes iſt mein Peiniger, mein Verfolger. Ich glaubte noch nie, daß es außer mir einen Traurenden gäbe; ich ſahe noch keinen.

Armer Mann! Sind Sie je auf der höchſten Staffel eines Glücks geweſen?

Nie, bey meinem Leben, noch nie.

So wiſſen Sie noch nicht, was es heißt, aus einer unausſprechlichen Seligkeit in einen Abgrund von Bekümmerniß zu kommen.

Hören Sie! Ich hatte einen Freund. Wir hatten nur ein Herz, nur eine Seele. Es war, als ob die Hand des Schickſals ſelbſt unſern Faden zuſammengebunden hätte, damit er ſich nie löſen ſollte. Wie viele Jahre brachten wir in den unausſprechlichen Freuden der Freundſchaft zu! Sie waren uns die Seligkeit des Paradieſes.

Endlich rührte Liebe mein Herz. Die Wahl meines Herzens fiel blendend. Sie, o Lydie, Lydie! (hier erſtickten Seufzer ſeine

Worte,) war ein Meiſterſtück der Natur und des Schöpfers. Ihr Geiſt übertraf alles. Ihr erſter Blick und der meinige waren ſchon ein ewiges Siegel für unſern Bund. Und mein Freund war der erſte, der es erfuhr. Mit welchem warmen Gefühl hörte er mein Glück! denn Herr, (hier drückte er mir die Hand,) Lydien beſitzen, das war mehr, als Schätze der Welt.

Hin taumelte ich ſo Tage der Wonne, und mein Freund nahm Theil an aller meiner Seligkeit. Noch wenige Tage fehlten zu meinem vollkommnen Glück; der Traum war ſüß, der ſo ſchnell verfliegen ſollte. Mein Freund bekam Briefe von Marſeille. Er mußte zur See weg. Nie hatte er hier Geſchäfte gehabt. Ein ſterbender Bruder berief ihn. Wir giengen weinend zu meiner Lydie. Ach! wir ſollten uns trennen. Schwer drückte uns dieſes. Wir erzählten es ihr.

Wenigſtens ſo lange es ſeyn kann, ſollen ſie zuſammen ſeyn, ſagte das gefühlvolle Mädchen. Ich gehe mit Ihnen bis nach Marſeille.

Wir reiſten. Ein Vater, der alles fühlte, was eine ſo reizende Tochter war, vertrauete mir ſeinen einzigen Schatz. Ich wußte nichts über mein Glück, kannte nichts darüber. Meine Lydie im Arm, war mir alles, außer meinem Freunde, nichts. Er und ſie ſtanden in gleichem Grade.

Wir kamen an. Wir hatten uns aller Sorgen entſchlagen, und nur Wonne lebte in dem kleinen frölichen Zirkel. Wir dachten noch einige Tage in Ruhe zuzubringen.

Allein das Schiff lag ſegelfertig. Der andere Morgen war zur Abreiſe beſtimmt. In aller Frühe wollten wir unſern Freund ans Schiff begleiten. Ich ſtand auf, und denken Sie ſelbſt meine Beſtürzung. Ich hatte keinen Freund, keine Lydie mehr. Ich gieng ans Schiff. Es war fort. Ich ſahe noch in weiter Entfernung die weißen Segel. Ich wollte ins Waſſer. Man hielt mich zurück. Lydiens Mädchen verſicherte mich, mein Freund hätte Lydien geſagt, ich wäre ſchon voraus ans Schiff gegangen.

Ich erſtaunte über die Nachricht. Ich gieng in Lydiens Zimmer, und ach! ich fand die Beſtätigung meines Unglücks. Hier dieſen Brief fand ich. Leſen Sie ihn, indeſſen daß ich mich von meinem erneuerten Schmerz erhole.

Liebe Henriette, was Du hier findeſt, las ich —

„Freund!

„Mitten unter dem Gefühl des ſchändlichen Unrechts, mitten in einer Handlung, die Dich unglücklich macht, biſt Du mir dies, und ich bleibe es Dir. Verzeih einer Leidenſchaft, die mit dem heftigſten Feuer brennet, und die keine Löſchung verlangt, als wenn das Schickſal ſie geben will. Lydie iſt mir, was ſie Dir iſt. Wir hatten nie etwas beſonders, alles war unter uns gemein. Lydie kann dies nicht ſeyn. Ich entferne ſie aus Deinen Augen. Sie iſt Dir ſchon zu viel, als daß Du Dich in ihrer Gegenwart faſſen könnteſt. Du kannſt, Du darfſt ſie nicht beſitzen. Sie gehört mir, wie Dir. Kummer wird uns beyde verfolgen, und wen er am erſten tödtet, der iſt das Opfer. Dem andern werde Lydie zu Theil. Sobald ich dieſe unglückliche Seele an einen ſichern Ort gebracht, werde ich zu Dir zurückkehren. Dann kannſt Du meine Bruſt durchbohren, wenn Du nicht mehr Freund biſt, und Lydie ſey Dein. Ich fühle es, daß ich unmenſchlich handle; allein das Feuer iſt zu heftig. Lydie hat mich zu ſehr verwundet.

wundet. Bleib in Marſeille, bis ich zurückkomme. Ich bin

Dein

——.

Ich blieb lange ſtumm, nachdem ich es geleſen. Endlich gab ich es dem Unbekannten zurück.

Wollen Sie wiſſen, was mein Herz dachte, als ich es las? — O Sie werden es nicht glauben. Daß er doch Lydiens Herz rührte, daß er doch das verlaßne Mädchen wieder glücklich machte, das dachte ich — Der Gedanke, ſie ſelbſt zu verlieren, war mir nicht ſo ſchrecklich, als der, ſie in der Einſamkeit ſo verlaſſen zu wiſſen. Ich betete täglich um meines Freundes Zurückkunft, um ihm zu ſagen, daß er ſie befreyen, und daß ſie ſein ſeyn ſollte. Mein Herz war zwar darwider: allein meine Liebe zu Lydien überwand alles. Ihre Zufriedenheit konnte nur die meinige ſeyn. Ich vergaß es, daß dieſe treue Seele nie einen andern als mich würde lieben können.

So vergiengen acht ſchreckliche Tage, als ein Schiff ankam, und die Nachricht brachte, daß das Fahrzeug meines Freundes ein Raub des Waſſers geworden, daß keine menſchliche Seele darauf gerettet, ſondern die Trümmern mit den Leichnamen in der wilden See umherſchwämmen.

Dieſe Nachricht war für mich ein Donnerſchlag. Wenn der untreue Freund der Strafe des Himmels nicht entgehen können, warum mußte dieſe Unſchuldige auch ein Opfer des Zornes werden? ſie, die das Glück eines Menſchen gemacht hätte, der nun verlaſſen herumirren muß, und keine Ausſicht haben darf, als Thränen!

Dieſe vergoß ich auch, liebe Henriette, als er dies erzählte. Ich fühlte es, daß er unglücklicher ſey als ich.

O es iſt nicht alles, ſagte er — Sparen Sie Ihre Thränen. Ich kehrte traurend zurück, gebeugt gieng ich zu dem Vater Lydiens, und erzählte ihm mein Unglück. Aber der aufgebrachte Vater, als er den Tod ſeiner Tochter hörte, begegnete mir grauſam.

„Du raubſt mir das einzige, was mir von „dreyen blieb“, ſchrie er wütend auf, „das „letzte meiner Kinder, meine Lydie“ — Er konnte ſich nicht mäßigen. Sein heftiger Charakter brachte ihn zu Thätlichkeiten, und mein Leben wäre ein Opfer ſeiner Wut geworden,

enn ihm ſeine Bedienten nicht Einhalt
. Halb todt ließ er mich auf die Straße
, und kaum habe ich mich von ſeinen
ndlungen erholt. Aber er iſt Vater;
ebe ihm, und beweine nur mein Unglück.

konnte des armen Mannes Leiden kaum
liebe Henriette.

beſchwor ihn, daß er mich nicht ver-
llte, verſicherte ihn, daß unſer Schick-
h ſey, und habe nun einen Gefährten,
rößten ich meinen Kummer vergeſſe.

rbens haben wir noch immer geſucht,
Alten zu kommen. Er läßt nieman-
ch, der auch nur in einiger Verbin-
t ſeinem beſtimmten Schwiegerſohne
Er wütet noch immer über den Ver-
r Lydie.

nache ich mir es zur Pflicht, die Ta-
armen Mannes zu erheitern. Ich
täglichen Leiden mit dem lebhafte-
gefühl, und ſorge nur, daß er nicht
Verſtand kömmt, wie es Dein lei-
ubly eine Zeit lang geweſen. Ich
n ſo regen Antheil an allem genom-
s dieſen edlen Mann angeht, daß
r meinen Bruder halte, und daß ich

mit

mir vorgenommen habe, ihm die Stelle ſeines Freundes zu erſetzen.

Ja, Henriette, er iſt der Retter Dubly's geweſen. Er hat den Nebel zertheilt, der um mich lag, und mein Leben ſoll ihm dafür geweihet ſeyn.

Sage meiner verehrungswerthen Mutter, daß ich mir ihren Segen wünſche, daß ich ſie darum bitte. Bitte ſie, daß ſie alles Vergangene der Vergeſſenheit übergiebt, und ihren Sohn wieder ſo liebt, wie ſie ihn ehedem liebte. Er wird auch in der letzten Stunde ſeines Lebens bereuen, daß er ſie beleidigte. Leb wohl, meine liebe theure Henriette, und hoffe bald Nachricht von Deinem Dubly und ſeinem unglücklichern Freunde.

Dubly.

Sechs und vierzigſter Brief.

Louiſe an Henrietten.

D. 21. Jul. 1778.

Seyn Sie froh, meine liebe Theure, daß Sie wenigſtens in dem Schooße der Ruhe und Freundſchaft geblieben; danken Sie dem Himmel, daß Verſtellung Sie dort nicht umgiebt, daß keiner Ihrer Tritte belauſcht,

nes Ihrer Worte Ihnen abgewogen wird.
ß iſt wahr, Sie ſind entfernt von dem, was
e wünſchen; aber Sie ſind es auch von
n, was Sie kränken, was Ihre Zufrie-
heit vernichten kann.

Abweſend, meine Liebe, wird man Sie
hr fürchten, als wenn Sie hier wären.
e ſind ein ſanftes blödes Geſchöpf. Ihre
ränen würden bey jedem Blicke fließen,
man Ihnen geben würde, Sie verwirrt
machen; und Thränen, meine Liebe, gehö-
für ſolche Menſchen nicht, die hart dar-
herabſehen können.

Man iſt Ihnen Ehrfurcht ſchuldig. Daß,
ß ich, mein Bruder und Amalie von Ih-
ſagen, bringt alles zum Stillſchweigen,
wider Sie reden will. Mein Vater
igt die Augen nieder, meine Mutter blickt
ängſtlich an und ſeufzt, und wir grämen
und weinen.

Wenn Sie für alles fürchten, meine Liebe,
aben Sie nichts von der Alton zu fürch-
Ich müßte meines Vaters Herz nicht
in ſeinen Augen leſen können, wenn
icht ſehen ſollte, daß es auch ihm zuwi-
t, ſeinen Sohn ſo zu verſorgen. Indeſ-
die Unterhandlungen ſind angefangen,

und morgen ſoll die erſte Zuſammenkunft ſeyn. Mein Bruder wird gleich alles aufſagen. Alſo zufrieden, **Henriette**, Sie verlieren ihn gewiß nicht.

Eben habe ich einen Beſuch gehabt. Rathen Sie von wem? — Ach meine Liebe, von Weinert. Er iſt hier. Er hat ſich mit vielem Pomp meinen Aeltern angekündigt. Man hat ihn als einen jungen reichen Mann vorzüglich aufgenommen. Wird man dem glänzenden Manne nun die Tochter wohl verſagen, die man ſo gerne los ſeyn will?

Und kann ich wohl gleichgültig zuſehen, daß ein Menſch, der meine Liebe verdienen will, nun andre Wege wählt? O er gab meiner Mutter ſo freundliche Blicke! Wenn er ſich an ſie wendet, ſo bin ich verloren. Sie kann nichts an ihm ausſetzen. Auch ich nicht, meine Beſte, als: ich liebe ihn nicht. Und ſollte dies nicht ein Mädchen für alle Zudränglichkeit ſchadlos halten?

Mein Bruder hatte eine recht kindiſche Freude, als er ihn ſah. Ich kanns ihm aber nicht verdenken. Der Buſenfreunde hat man wenig.

Mich hat er empfangen — gewiß ehrer-
ig, meine Liebe, das kann ich Ihnen ver-
ern. Nicht ein Blick, der nicht Wehmuth
achtete. Ich glaube in der That, er
mich aufrichtig — eifrig.

O Gott! wenn es doch ſo einen Schlüſ-
um Herzen gäbe, daß man in gewiſſen
en ſagen könnte: Komm und ſiehe ſelbſt,
in mir iſt, und dann prüfe, ob Du
ſam ſeyn kannſt!

ber leider! glaubt mir niemand das, was
agen kann; und was man mir glauben
de, kann ich nicht ſagen.

Mein Bruder ſpaßte mit mir. Du könn-
glücklich ſeyn, ſagte er, und willſt es
. Ich will es gerne, und kann es nicht.
icht der Menſch zu verdammen, daß er
iner beſten Bahn folget?

ch antwortete nichts. Ich fühle es in
daß es jedem paradox vorkommen muß,
ch mich dieſer Heirath widerſetze. Ich
mir auch alle darüber zu Feinden ma-
Allein, ſoll ich nun mein Herz opfern?
as Pflicht?

nalie hat es meiner Mutter vorgewor-
was ſie ihr verſprochen. Sie iſt einen
ablick beſtürzt geweſen, aber ſie hat ſich

ſchnell wieder gefaßt. Kind, hat ſie ihr geantwortet, ich kann nichts davor; aber mit einem erröthenden Geſichte iſt ſie weggegangen.

Amalie iſt die einzige Stütze, die einzige Freundinn, auf die ich mich verlaſſen kann. Aber in Weinerts Sache iſt auch ſie wider mich. Da muß ich blos meinem Kopfe folgen.

Mein Bruder hat mir hart zugeſetzt, und ich habe viel geweint; ich ſehe eine Sklaverey voraus, der ich gar zu gerne entgehen möchte. Indeſſen habe ich einen ſchönen Zug von Weinert erfahren. Er hat meinen Bruder verſichert, alles, was er thue, geſchehe nur, damit, im Fall ich ihm wohl wollte, meine Aeltern ſchon etwas für ihn ſeyn möchten. Alſo hatte er nicht die Abſicht, mich zu hintergehen, und dies verſöhnte mich mit ihm.

Morgen mehr, meine Liebe, morgen, wo ein trauriger Tag für Ihren Frank iſt! Wie bitter wird es ihm ſeyn, wenn er bey dem ſtandhaften Nein den Zorn des Vaters und die Wut der Mutter ertragen muß! Doch was ſoll ich Ihnen das Herz noch ſchwerer machen! Es wird gut gehen, meine Liebe, das verſpricht Ihnen Ihre

Louiſe.

Sieben

Sieben und vierzigſter Brief.

Fortſetzung.

Den 22. Jul. 1778.

h gehe zitternd zur Geſellſchaft. Sie iſt
ie Ihnen den Rang abſtreiten will. Ich
den ganzen Vormittag mit meinem Bru-
llein zugebracht; ich habe ſeine feſte
mung noch mehr befeſtigt — doch wä-
nicht nöthig geweſen.

nnteſt Du, antwortete er mir, als ich
at, ſeiner Henriette jeden Augenblick
enk zu ſeyn, könnteſt Du glauben, daß
ner Bruſt einen Gedanken erlauben, der
n ſie wäre? Nein, ſie erfüllt mich ganz.

inert kam zu uns. Es iſt ein harter
agte er mir, für unſern Frank. Wird
auch für mich ſeyn? Ich hatte ſchon
nze Weile geweint. Die neue Erinne-
griff mich noch mehr an. Ach Herr
rt, ſagte ich ihm ſchluchzend, laſſen
s in ſo trüben Augenblicken nicht an
nken. Können Sie bey dem Leiden
Freundes ſo ruhig ſeyn?

dies hat mich doch gereuet, ob es
ch ſtille machte. Habe ich ihm nicht
Hoffnung gemacht? Und da es im

Grunde nicht mein Wille iſt, Ja zu ſagen, ſo ſollte ich dies nicht thun.

Er kömmt, mich zur Geſellſchaft zu holen. Ich kann Ihnen nur noch ſagen, daß mein Vater vor einer halben Stunde meinen Bruder rufen ließ. Er hat ihn ernſtlich, aber doch mit väterlicher Milde, ermahnet, dem Willen ſeiner Aeltern gehorſam zu ſeyn.

Geradezu hat ihm mein Bruder geantwortet: Was ich Ihnen, mein Vater, ſchon lange ſagte, dabey muß ich bleiben. Ich kann die Alton nicht zu meiner Gattinn wählen; wenn man eine Henriette geſehen hat, ſo iſt dies unmöglich. Verzeihen Sie mir, gütiger Vater, wenn ich auch heute dieſes im Angeſicht aller ſage. Ich kann nicht lügen, kann es nicht auf Unkoſten meines Herzens.

So magſt du, hat ihm mein Vater geantwortet, auch die Folgen dieſer Widerſpenſtigkeit tragen.

Damit hat er ſich umgedrehet und iſt fortgegangen; doch, ſagt mein Bruder, er habe etwas Mitleidiges in ſeinem Auge geſehen.

Es iſt vorbey, meine Liebe. Beſſer iſt es gegangen, als ich glaubte; aber doch wird die boshafte Alton es uns nachtragen.

ſie erſchien wie eine Prinzeßinn geſchmückt.
ihr alle aus der Familie, die die ange-
ſte iſt. Wozu, dachte ich bey mir ſelbſt,
begieng man dieſe Thorheit, da man
e, daß mein Bruder es abſchlagen wür-
a er es ſelbſt vorher geſagt?

deſſen eröffnete meine Mutter den Vor-
Welch ein Glück, fieng ſie an, würde
uns ſeyn, wenn unſer Frank dieſe
dinn zu ſeiner Gattinn wählen könnte!
etzte die Vortheile weitläuftig genug
ander. Endlich ſchwieg ſie; und zu
und beſonders ihrer Verwunderung
mein Vater meinem Bruder, zu reden.
d auf, und neigte ſich freundlich ge-
Alton, gieng auf ſie zu, und küßte
nd.

glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn
noch erlaubt wäre, um dieſe Hand zu
Ich geſtehe es, es würde mein Stolz
Ich würde den Wünſchen beyder Fa-
tſprechen; aber ich bin nicht ſo glück-
rſam ſeyn zu können. Meine Hand iſt
, und ich kann ſie nicht zurücknehmen.
o hätte ich meinen Korb? fuhr die
f, und wandte ſich zu meiner Mut-
ganz ängſtlich meinen Vater anſah,

der die Augen vor ſich niedergeſchlagen hatte. Sind das Ihre Verſprechungen, daß alles gut gehen würde, wenn man es nur öffentlich betriebe? Iſt das der Gehorſam, den Sie ſich von Ihrem Sohne verſprachen? die Folgſamkeit, die Ihnen allenthalben zu Gebote ſtund? Und Sie, Herr Frank, war es Ihr Wille, mich zu Ihrer Tochter zu haben, oder war er es nicht?

Mäßigen Sie ſich, meine Liebe, ſagte mein Vater ganz gelaſſen; an der ganzen Sache ſind Sie Schuld. Ich kann meine liebe Frau auch nicht ganz frey ſprechen. Warum mit der Sache ſo geeilet? warum nicht dem jungen Menſchen nach und nach Gelegenheit gegeben, durch den Glanz Ihrer Reize und Ihres Herzens ſeine Henriette zu vergeſſen? Das wußten Sie, Alton, daß er dieſe liebte, und doch —

Hier ſchwieg mein Vater, und unſer aller Erſtaunen war aufs höchſte gekommen. Ich hätte ihn für dieſe zuvorkommende Güte küſſen mögen. O meine Beſte, er wird gewiß wieder der alte zärtliche Vater gegen uns. Er fängt an zu erkennen, was ſeine Kinder ihm ſind.

Meines Bruders Geſicht glühete vor Freude. Noch nie war ſeiner Henriette in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte erwähnet. Ich ſahe ihm an, daß er dachte: O könnte ſie nun hier ſeyn! wie würde ſie aller Augen auf ſich, aller Herzen an ſich ziehen — Und gewiß, meine Theure, hätten Sie in dem Augenblicke können da ſeyn, mein Vater würde Sie meinem Bruder ohne weitere Weigerung gewiß zugeſtanden haben.

Indeſſen wurde nach der Pauſe meines Vaters eine Stille im ganzen Saal. Niemand getrauete ſich etwas zu ſagen. Er nahm alſo wieder das Wort.

Mein Sohn iſt mir Gehorſam ſchuldig, und er verdiente meine größte Ahndung, wenn es nicht die Sache des Herzens wäre; allein ich weiß, daß das Glück des Lebens von dieſem Schritte abhängt, der, ſobald er gezwungen iſt, unangenehme Folgen auf die ganze Lebenszeit hat, und haben muß.

Er wandte ſich darauf zu den Verwandten der Alton, und ſtellte ihnen vor, wie wenig Schuld hierbey auf unſrer Seite ſey; und ſie lle, die ſchon den ſtolzen Charakter dieſes Mädchens kannten, ſahen es wohl ein. Man beruhigte ſich von beyden Seiten, und gieng auseinander.

Meine Mutter war verſchwunden. Mein Vater rief uns in ſein Kabinet. Ich liebe euch, Kinder, ſagte er; aber ich liebe auch meine Frau. Dir, mein Sohn, geſtehe ich es aufrichtig, ich war ganz anders geſtimmt. Gezwungen hätte ich dich nicht: aber gebeten hätte ich dich; ich hätte dir zugeredet, es zu thun. Aber der boshafte Charakter dieſes Mädchens, der in dem Augenblicke ihres Zorns ſo mächtig mit Gift und Galle auf mich und auf eure Mutter hervorbrach, ſtimmte mich ganz um. Nein, ſo eine Furie ſoll nicht unter uns kommen. Uns allen ſollte ſie das Leben verbittern?

Aber eure Mutter, Kinder, müßt ihr ſchonen, ohne ihre Einwilligung nichts von mir verlangen. Auch du, Louiſe, biſt in den Jahren, wo du einen rechtſchaffenen Mann glücklich machen kannſt; und ſollte deine Mutter einen verſchlagen, der nur dieſen einzigen Vorzug hätte, ſo verſichere ich dich, ich werde dich bitten, ihn zu nehmen. Nun will ich eure Mutter beruhigen, damit der Friede in meinem Hauſe wieder feſt werde, den ein

ſo krikliches Geſchöpf bald daraus vertrie-
ben hätte. Er küßte uns, und verließ uns.

Gott Lob, ſagte mein Bruder, als er weg
var, Gott Lob, daß wir wieder einen Vater
haben! Nun wird unſere Mutter nicht wie-
der ſo raſch ſeyn. Ich antwortete nichts.
Mein Herz war zu ſehr von der Erinnerung
meines Vaters gerührt, die Wahl meiner
Mutter ſollte auch die meinige ſeyn.

Mein Bruder merkte meinen Kummer.

Wähle ſelbſt, ſagte er mir, ehe Du einem
Schlimmern zu Theil wirſt, als mein Weinert
ſt; Du biſt weich, Louiſe, Du wirſt keiner
itte Deines Vaters widerſtehen können. Ein
Mädchen hat auch nie ſo viele Ausſichten.
Sie iſt gezwungen, ſich dem Geſetze der Ehe
u unterwerfen.

Was ſoll ich anfangen, meine Liebe? —
ören Sie meine Verlegenheit. Es ſind nun
vey Jahre, daß ich mit meiner Amalie in
nen öffentlichen Garten ſpazierte. Ein
enſch von einer einnehmenden Geſichtsbil-
ung und etwas ſchwermüthigen Blicken
ieng in tiefen Gedanken vor mir vorüber;
ber ich ſahe ihn an, und mein Herz litt.
r machte einen unauslöſchlichen Eindruck
uf mich. Wir begegneten uns zum zwey-

tenmale.

tenmale. Von ohngefähr ſchlug er die Augen auf, und wie ein Blitz flog ein Schauder durch alle ſeine Glieder, und ein ſtarrer Blick auf mich machte den erſten Eindruck unvergeßlich. Iſts möglich, Engel! — Eine Erſcheinung! ſo rief er in Entzückung, und wollte eine meiner Hände nehmen, die ich ihm gern gelaſſen, wenn Amalie ſie nicht zurückgezogen hätte. Böſer Geiſt, ſagte er mit einem Ausdruck des heftigſten Schmerzens. Auch das nicht!

Amalie flüſterte mir zu, daß wir das größte Aufſehen machen würden, wenn wir länger hier verweilten. Nur gezwungen konnte ſie mich dahin bringen, ihr zu folgen. Als er ſahe, daß wir gehen wollten, nahm er einen Ring von ſeinem Finger, und reichte mir ihn. Ich wollte ihn nehmen, aber Amalie ergriff ihn, und warf ihn auf die Erde. Dann zog ſie mich fort. Ich ſah mich um, und ſeufzend hob er den Ring auf.

Grauſame Freundinn, ſagte ich, wie können Sie ſo grauſam ſeyn! Unſere Herzen ſind gewiß für einander Ich habe nie die innere Empfindung gefühlt. Er hat einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht.

Er iſt ein toller Menſch, antwortete mir
alie; er hätte Sie den kränkendſten Nach-
n ausſetzen können. Sahen Sie nicht,
ſeine Augen funkelten, wie ſeine Lippen
en? Das kann nicht Liebe ſeyn, das iſt
heit.

lber gewiß, Henriette, das war es nicht.
habe zu viel Wehmuth an ihm bemerkt,
ich weiß gewiß, mein Eindruck auf
iſt von der nämlichen Stärke geweſen.
ß ich, wo er herumirrt, und mich auf-
t? Denn hier hatten wir ihm nichts ge-
, und wir lebten damals eben in der
uerzeit für meine Mutter ganz eingezogen.

eit dieſem Augenblicke iſt keine Ruhe in
e Seele gekommen. Das Bild iſt ſo
aft vor mir, daß ich es, ohne in meinem
Begriffe von dieſer Kunſt gehabt zu ha-
lebend darſtellen wollte. Ich habe mich
r mit dem Gedanken getröſtet, ihn viel-
wieder zu treffen. Ich armes Mäd-
Kaum ſind es einige Meilen, die ich
, und die Welt iſt ſo groß.

nd nun ſiehts um meine Freyheit wie
einem Abgrunde. Ich werde hinein
en ohne Erbarmen.

Da haben Sie alles. Erklären Sie ſich nun mein Betragen gegen Weinert. Rathen Sie mir, liebes Mädchen; helfen Sie mir, theure Henriette. Mein Herz iſt ſo beklommen; ich ſchwimme in einem ſo weitläuftigen Meer, daß ich kein Ufer entdecken, nicht einmal eine Klippe abſehen kann, wo ich mich etwas erholen könnte. Bruder, Vater, Mutter, Freundinn, alles iſt wider mich; nur Weinert iſts noch, der mir heilig verſpricht, ohne meine Einwilligung keinen Schritt zur Anwerbung zu thun. Wäre nun nicht jene fürchterliche Drohung, ſo könnte ich ruhig ſeyn. Soll aber dieſe Mutter für mich wählen, ſo iſt gewiß verloren

Ihre

Louiſe.

Acht und vierzigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

D. 24. Jul. 1778.

Ich bin aus einer der preſſendſten Beſtürzungen zurückgekommen, die mich je betroffen, und diesmal kann ich meine Errettung nicht meiner Liſt, ich muß ſie der wahren warmen Liebe meines Mannes zuſchreiben.

e froh ich darüber bin, habe ich nicht nö-
g zu ſagen. Eben gieng er von mir, der
e Mann, und gab mir die Verſicherung,
ns ſeiner Kinder ſolle ohne meine Einwil-
ng heirathen. Nicht ein Wort ſprach er
Henrietten, ob ich gleich überzeugt bin,
ſie ihm nicht mehr zuwider iſt.

Dieſe Henriette muß eine Zauberinn ſeyn.
s hat ſie eingenommen, was ſich ihr nur
hert hat. Amalie ſpricht von ihr mit
n Entzücken, das über alles geht. Und
ſo fürchterlicher iſt ſie mir. Amalie ſagt,
y noch mehr das Ebenbild von Louiſens
ter, als Louiſe ſelbſt. Wie ſchauervoll
mich! O daß ich doch den Vater bereden
te, den Sohn in die weite Welt zu ſchi-
damit, wenn ſie nicht von einander blei-
ſie ihm nachgienge, und doch nie vor
Angeſicht käme.

ber ich vergeſſe meine Erzählung. Ich
b Ihnen wegen der Alton. Ich hatte
eine Boshafte ausgeſucht, weil ſie ge-
ie Liebe bey einem Menſchen erwerben
Ich hatte die beſten Maasregeln ge-
nen; aber die Kröte ſchoß ihren Gift zu
Ihr Zorn brach bey dem erſten Worte
das der beleidigte Liebhaber wider ſie

ſagte,

ſagte, und ſie entdeckte unſre Charte mit einer unglaublichen Unverſchämtheit. Ich hätte die ganze Achtung meines Mannes verlieren können, und ich glaubte ſie auch ſchon verloren zu haben. Als die Geſellſchaft auseinander gieng, ſchlich ich auf mein Zimmer, und weinte laut. Mein Mädchen ſagte mir, daß mein Mann beyde Kinder in ſein Kabinet genommen, und ich glaubte nun ganz aus ſeiner Gunſt zu ſeyn.

Ich kam zu dem ausſchweifendſten Beginnen. Endlich hörte ich ihn auf mein Zimmer zu gehen. Ich faßte mich etwas, und ich bereitete mich, bittere Vorwürfe zu hören; aber er trat mit dem liebreichſten Geſichte herein, das ihn nur begleiten konnte, und verſicherte mich, daß meine Thränen ihm wehe thäten. Er bat mich, nicht darüber zu zürnen, daß ſein Sohn die Alton nicht bekommen, ſchilderte mir ihren Charakter, und bat mich, ſie zu vergeſſen.

Die Begegnung kam mir ganz unerwartet, und wie mein Herz immer geneigt iſt, alles auf die weichſte Seite anzunehmen, ſo war ich im Begriff, wieder eine neue Dummheit zu der vorigen zu häufen. Ich wollte ihn ſchon bitten, mir zu verzeihen, daß ich ſo ſchlecht für ſeinen Sohn gewählt. Zu rechter Zeit hielt ich noch zurück.

Nein, meine Freundinn, vielleicht könnte eine zweyte Wahl beſſer ausfallen. Wenn Amalie nicht ſchon verſprochen wäre, keine andere ſollte es ſeyn. Dieſe kennen wir alle ſchon, und ſie behält den alten Eindruck auf den Vater, der nun ſchon ſich nicht vergrößern könnte. Aber ſie iſt ſchon Braut.

Vors erſte werde ich mich indeſſen in keine Sache einlaſſen, der ich nicht völlig gewiß bin. Sobald aber etwas Neues vorgeht, ſollen Sie auch Nachricht haben von dem Schickſal

Ihrer Freundinn,
Friderike.

Neun und vierzigſter Brief.

Frank an Henrietten.

D. 23. Jul. 1778.

Ihr Geiſt war gewiß bey mir, Henriette, als ich mit entſchloſſenem Muthe der Alton ſagte: nur für Henrietten lebte ich. Sie ſchwebten vor meinen Augen. Ihr Bild ſah ich lächelnd vor mir, wie es mir Standhaftigkeit zuwinkte. Ich hatte wahres Mitleiden mit dieſem Mädchen, die nach allem, was ſie von Ihnen gehöret hatte, ſich noch einbilden konnte, ihre und ihrer Verwandten Gegenwart würde mich abhalten, meine Liebe zu geſtehen. Nein, Theureſte, und wenn alle dieſe einſtimmig auf mich eingedrungen wären, ſie hätten mir nicht einmal eine Furcht abgejagt.

Aber auf einer andern Seite hat es gefährlicher um mich geſtanden; und ein Glück für mich, daß ich das nicht vorher wußte, ſonſt hätte ich nimmermehr mich dahin gewagt! Mein Vater hat mich bitten wollen, meine Liebe; und was können Sie ſich wohl kränkenderes denken, als einem Vater eine Bitte abzuſchlagen! Alſo nur dem Zorn Ihrer Nebenbuhlerinn haben Sie es zu danken, daß Ihr Frank noch ruhig im väterlichen Hauſe iſt, daß er Ihnen die Verſicherung geben kann, Sie, ſeine Henriette, werden noch einſt ganz die Seinige werden.

Heute morgen habe ich Ihrer gedacht. Mein Vater ſchlug mir eine Bedienung vor. Das Amt gieng nicht über meine Kräfte. Alſo ſagte ich, ich wollte es annehmen, doch unter der Bedingung, daß Sie dann die Meinige würden. Was meynen Sie, was er

r einwandte? Nichts weiter, als, das Amt
che nicht hin, uns zu ernähren. Ach! er
tte die zuvorkommende Güte der Mutter
ner theuren Henriette ganz vergeſſen. Ich
nerte ihn daran. Er ſchwieg. Wenn die
tter nicht wäre, meine Theure, ich hätte
ſchon in meinen Armen — Sie wären
n ganz in der Gunſt meines theuren Va-
. Aber endlich muß doch ſein Wille die
rhand behalten.

Dank, tauſendfachen Dank, meine Beſte,
den Brief Ihres Bruders! Mit wie viel
nne, mit wie viel ſchönen Hoffnungen
er mich erfüllt! Gewiß, ſeine gefühlvolle
le, die bey dem Leiden ſeiner Mitmenſchen
eich iſt, wird auch die Härte ablegen,
ſie gegen ſich ſelbſt hat. Er wird uns
Bruder und Freund, er wird unſerer
ren Mutter Sohn ſeyn. Bald, meine
, wird mir nun Raff erlauben, an ihn
reiben. Er liebt wieder Menſchen, er
wieder Menſchen. Sagen Sie das
m Freunde, ſagen Sie es ihm, und bit-
n darum.

d nun komme ich auf einen Hauptpunkt.
haben Sie, liebes Mädchen, gelitten?
haben Sie um Ihres Franks willen aus-

geſtanden? Ich ſollte Ihr Gefühl beneiden, wenn es nicht für mich wäre? Nein, meine Liebe, Sie in den Armen eines andern zu wiſſen, und wenn Sie noch ſo glücklich wären, das würde mich wütend machen. Es ſcheint unſerm Geſchlechte nicht gegeben zu ſeyn, daß ſie ſich in ihren Gram hüllen, und darin umkommen können. Nein, ich würde meine Hand ausſtrecken nach dem Manne, der Sie mir raubte, und würde ihm ſagen: Gieb mir die, die meine Seligkeit iſt, oder durchbohre mein Herz; denn ohne Sie iſt mir alles nichts.

Aber Ihre gütigſte, Ihre liebe Mutter; ſie verdient unter die Heiligen verſetzt zu werden, daß ſie uns den Segen des Vaters nicht entziehen wollte, und wenn es das größte Opfer koſtete. Aber wir werden ihn gewiß haben. Er, der zärtliche Vater, hat ſeine Hand wieder zu mir gewandt, wie ſie ehedem ſegnend auf mir ruhete, und ſein und Ihrer Mutter Segen, Henriette, das ſind Pfeiler für alles ſtürzende Unglück.

Aber allerdings, meine Henriette, allerdings ſind die Worte Ihrer Mutter wichtig, und ihr ſelbſt wollte ich das ſagen. Wäre ich jezt bey Ihnen, ich würde dieſer geliebten Mutter keine Ruhe laſſen, daß ſie mir das

Geheimniß offenbarte, daß ſie mir ſagte, in welchen Ketten Dubly's Herz ſich gefangen; und dieſe gütige Mutter, die Ihnen erlaubte, mir Ihr ganzes Herz zu eröffnen, würde mir gewiß auch das ihrige nicht vorenthalten. Verehren Sie ja dieſe Theure, wie ich ſie verehre — Jeder ihrer Blicke ſoll uns eine Richtſchnur ſeyn; denn aus ihren Augen können wir nichts als Glück erwarten.

Ich ſchlieſſe mit einer Bitte, meine Theure! Sie haben das Herz meiner Schweſter gewonnen. Ihr Rath wird und kann ſie beſtimmen; ich weiß, ſie hat Ihnen alles entdeckt. Würde ich bey meiner Lage, in meinen Umſtänden Sie wohl bitten, einer Schweſter wider ihre Neigung zu rathen, wenn ich nicht gewiß überzeugt wäre, daß, im Fall ſie dies nicht wählt, ſie verloren iſt.

Und mein armer Freund, der gute Weinert! Seine Klagen durchziehen mein Mark. Ich habe ihm ſo vieles zu danken, und ſoll hm nichts vergelten können! Thun Sie Ihr Beſtes; Mädchen laſſen ſich immer lieber von ihren Freundinnen rathen.

Und nun, bis auf eine beſſere ſüßere Nachricht, leben Sie wohl! Glauben Sie, daß Zeit und Entfernung einige Wirkung auf mich haben können, ſo treten Sie nur vor den Spiegel, und dann blicken Sie in Ihr eignes Herz, wo ſo reine Liebe für mich verborgen iſt, die mir nichts erſetzen kann.

Den Auftrag an unſern Freund Raff vergeſſen Sie nicht. Ihrer und meiner Mutter küſſen Sie die Hände, und Sie küßt in Gedanken Ihr

ewig treuer

Frank.

Funfzigſter Brief.

Henriette an Frank.

D. 22. Jul. 1778.

Ich habe eine Erſcheinung gehabt, mein lieber Frank, die mir halb ſo lieb war, als wenn Sie ſelbſt gekommen wären. Ich ſaß eben, die Hand meiner Mutter in die meinige geſchloſſen, und dachte mir Sie dabey. Wolfram ſaß auf meiner andern Seite, und ſchwatzte mir ſo viel ſüßes von künftigen Zeiten vor, daß es meine Seele ganz mit einem wonnereichen Nebel umtäubt hatte. Der Alte iſt auf alle Art ſo zärtlich für mich, daß ich den Verluſt eines Vaters vergeſſen könnte, wenn ich je einen gekannt hätte.

Unverſehens trat ein ältlicher Mann herein, den ich wirklich beym erſten Anblick für Ihren Vater hielt; und wenn Wolfram nicht gleich aufgeſprungen wäre, und ihn wie einen Bruder umarmt hätte, ich wäre furchtſam geworden. Aber der Empfang machte mir Muth —

„Siehſt du, Wolfram", ſagte der Alte, „ich komme blos hierher, eine Henriette zu ſehen, und wenn ſie das iſt, ſo iſt ſie gewiß gut."
Dabey zeigte er auf mich.

Ich wurde feuerroth — Indeſſen gieng
r auf mich zu, nahm meine Hand, und ſag-
e: Nicht ſo unruhig, liebes Mädchen; wenn
ie gut ſind, ſollen Sie meinen Neffen ha-
en, gewiß ſollen Sie ihn haben. Ich bin
er alte ehrliche Frank; Ihr Geliebter iſt
ein Sohn, das hab ich ſeiner Mutter ver-
rochen.

O wie zitterte Ihrer Henriette Hand in
r ſeinigen! Wie liebreich drückte er ſie, und
t mich allen Kummer fahren zu laſſen!
ann ſagte er zu meiner Mutter: Sie ſind
e würdige Frau. Ich habe viel Gutes
n Ihnen gehört. Sie nehmen mir's nicht
el, daß ich mich nach denen erkundige, die
s Glück deſſen machen ſollen, deſſen Glück

mir allein am Herzen liegt. Aber ich bin befriedigt. Ich will nur noch dieſes Herz unterſuchen, und dann wollen wir ſehen.

Dabey nahm er mich liebreich in ſeinen Arm.

O mein Lieber, vor dieſer Unterſuchung fürchte ich mich nicht. Er mag mein Herz in ſeiner natürlichen Stimmung ſehen. Nur für Sie wird er es ſchlagend finden, und dann wird er ſich doch freuen. Ich werde nicht die geringſte Mühe anwenden, ihm zu gefallen. Denn findet er mich nicht ganz gut für ſeinen Neffen, findet er mich nicht ſo rein, wie er mich wünſchet, ſo mag er mich verſtoßen, ſo verdiene ich es.

Meine Mutter ſagte mir eben: wir könnten Gott nicht genug danken, daß er uns dieſen Mann zugeſandt. Er würde alles gut machen.

Wie frey, mein Lieber, kann nun Ihre Jette athmen! Wie ſchön wird nun ihr Loos ſeyn! O die Hoffnung iſt ſchon Belohnung für meine Thränen.

Wenn ich das ehrwürdige Geſicht Ihres Onkels anſehe, ſo freue ich mich. Der alte Wolfram brachte uns auch auf das Andenken an Ihre Mutter. Das war eine Frau, ſagte er, ſo wie ſie Gott aus dem erſten reinen Stoffe der Unſchuld ſchuf; ganz Frau für ihren Mann, ganz Mutter für ihre Kinder. Ich kannte ſie, ehe mein Bruder noch von ihr wußte, und hätte er ſeine jetzige Frau gleich genommen, ſo wäre ſie gewiß die meinige geworden. Aber nun iſts beſſer, Gott weiß alles wohl zu machen. Ich hätte ihren Verluſt nicht überleben können. So ſchnell wie mein Bruder ſie vergeſſen hat, hätte ich es gewiß nicht. Und wenn er auch in der That der wildeſte Mann geweſen wäre, wenn er nicht die guten Eigenſchaften, die er wirklich beſitzt, gehabt hätte, ſo hätte ſie ihn zum rechtſchaffenen Manne gemacht. Wenn ſie ſprach, ſo verehrte man ſie, und jedes Wort war einem ein Heiligthum; denn es hatte das Gepräge der Wahrheit und Menſchenliebe. So erzog ſie ihre Kinder auch.

Er wandte ſich zu mir.

Glauben Sie, Henriette, nun ſchon ſo gut wie meine Tochter, fuhr er fort, glauben Sie mir, Sie werden einen Himmel in Ihrem Frank haben, denn er iſt die Zucht ſeiner Mutter. Ihre letzte Stunde iſt mir noch immer gegenwärtig, und ich war nicht ihr Mann. Die Miene der Sehnſucht, mit welcher ſie auf ihre unſchuldigen Waiſen herabſahe, der Ton, mit dem ſie ihnen ſagte: Gott ſegne euch! alles das ſchwebt in meiner Seele. Denn, wie ſie den letzten Seufzer aushauchte, drückte ſie noch meine Hand, als ob ſie ſagen wollte: Gott ſegne auch Sie! und dafür drückte ich ihre gebrochne Augen zu. Sie gieng gewiß mit der feſten Zuverſicht dahin, ihn einſt als den Vater ſeiner Kinder wieder zu umarmen. Bis jezt war er es nicht.

Aber doch kränkte mich dies. Ich gieng und holte Ihren letzten Brief. Da leſen Sie, ſagte ich ihm, er iſt wieder Vater. Er wird es gewiß ſeyn.

Gut für ihn, antwortete er mir trocken, ſahe mich aber ſtarr an.

Ich will nicht hoffen, daß der Mann mir das übel genommen? Nein, dazu denkt er viel zu edel.

Ich muß ſchließen, mein Beſter. Ihr Onkel ſchreibt auch an Sie. Vielleicht mein Endurtheil! Aber Ihr Mädchen ſchmeichelt ſich mit einem guten. O mein Beſter, wie glücklich wäre ich dann! Ich glaube, dem Manne, der Sie ſo zärtlich liebt, kann ſich völlig anvertrauen Ihre

Henriette.

Ein und funfzigſter Brief.

An Frank von ſeinem Onkel.

D. 22. Jul. 1778.

Lieber Neffe!

Billig ſollte ich Dir gar nicht ſchreiben, ſollte Dich vergeſſen, wie Du meiner nicht gedacht. Aber ich habe einmal einen Narren an Dir gefreſſen. Ich will Dich glücklich ſehen. Um Deinetwillen und um Deiner Mutter willen will ich das. Iſt Dir's recht, unter meinem Schutze zu leben, ſo nimm's an. Doch nur, wenns Dein Vater will. Sonſt nicht.

Ich habe Deine Henriette geſehen. Du biſt kein Narre geweſen. Sieht ja wahrhaftig Deiner Mutter ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern. Habe ſie gekannt, wie ſie in den Jahren Deiner Jette war.

Hätte das Mädchen kein gut Herz gehabt, ich hätte ihr nolens volens den Kauf gleich aufgeſagt. Denn einmal freyt man nur, und da muß man's geſcheut machen. Aber Du haſt eine liebe gute Seele gewählt. Ich habe mich ſelbſt an ihrem guten luſtigen Humor, noch mehr aber an ihrem ehrlichen Herzen ergötzt.

Nichts hat mich mehr gefreut, als wie ich 'n biſchen auf Deinen Vater ſcalirte, (von mir kann er das wohl mitnehmen,) ſo wollte ſie ihn doch vertheidigen, holte Deinen Brief, und ſchwatzte ſo allerhand zu ſeinem Beſten. Herrlich gefiel mir das. Ich kanns nicht anders ſagen. Unterdeſſen denkt ihr alle beyde zu leicht davon. Trau nicht zu früh, mein Sohn. Ich rathe Dir das. So ein Weib, wie Deine Stiefmutter, kann viele in Bewegung bringen.

Ich werde Deiner Jette nun in Deinem Namen den Brautſchmuck ſchenken: denn Dein Vater giebt Dir doch nichts. Brauchſt Dich dafür nicht zu bedanken. Es gehört ſo Dir; ob ichs Dir nun einige Jahre früher oder ſpäter gebe.

Du haſt auch wieder recht eine brave Mutter an Jettens Mutter. Halt ſie warm, Junge, ich rathe es Dir. Ich wollte, ich könnte Dir morgen die Hochzeit ausrichten. Ich will nur erſt Deine Meynung hören, dann will ichs Deinem Vater ſchreiben, ob er euch zuſammenlaſſen will, ſo könnt ihr bey mir wohnen, und ſeyd ihm nicht im Wege. Deine Braut werde ich gleich mitnehmen. Sie gefällt mir ſo wohl, daß ich ſie nicht miſſen kann.

Noch eins! Was fällt Deiner Schweſter
n? Iſt das Mädchen toll? Meynt ſie, daß
lche Männer, wie Weinert iſt, einem aus
em Aermel fallen? So 'n hübſcher lieber
urſch — die Ehrlichkeit ſelbſt. Sag ihr,
h ließe ihr Gutes rathen. Sie ſoll ſich nicht
ehr ſträuben, wenn ſie noch meine gute
ochter ſeyn will. Denn in der That, nun
roß ich ihr, da ich Deine Jette habe.

Ich fragte ſie: ob ſie wohl mit mir gehen
ollte? und Freude lachte aus ihren Augen.
erliebt iſt ſie nun gewaltig in Dich. Aber
as kann ich auch wohl leiden. Ein Mädchen muß ganz das zeigen, was ſie einmal
eyn will. Ich hab's von Deiner Mutter ſo
ſt gehört, daß ſie ſagte: Wenn nur einmal
ine gute Gattinn meinem einzigen Sohne zu
Theil wird! Erleben werd' ichs nicht.

Leider traf ihre Prophezeihung ein. Aber
h verſprach ihr immer, daß ich für Dich
rgen wollte. Nun hoff' ich, wenn ſie
och vom Himmel auf uns herabſehen kann,
o wird ſie mich gewiß dafür ſegnen, daß ich
uch vereinigen will.

Schreib mir bald, was Dein Vater ſagt, darnach wollen wir ihm ſchreiben. Ich bin wie immer Dein

aufrichtiger Onkel,
Frank.

Zwey und funfzigſter Brief.

Raff an Frank.

Den 25. Jul. 1778.

Zu allem, was mir Ihre Henriette von Ihnen geſagt, wünſche ich Ihnen Glück; denn es iſt mehr, als ich glaubte. Dank Ihnen auch im Namen meines Freundes für die Theilnehmung an ſeinem Schickſal. Was ich bey dieſer Veränderung empfunden, übertrifft alles, was ich je von Glück gefühlt. In Jahren, wo ich ganz die ſelige Freundſchaft dieſes edlen Mannes hatte, wo er mir ſo manchen Tag verſüßte, empfand ich doch nie ſo viel Wonne.

Ich habe dieſen raſchen fähigen Kopf, den ein unglückliches Ohngefähr für die Welt unbrauchbar gemacht, als einen Mann gekannt, der die Ausſichten zu einem hinreißenden Glück hatte. Ich habe viele Jahre ſeinetwegen getrauert, da er alles aufopferte, da er allen ſeinen bevorſtehenden Vortheilen entſagte. Ich habe ihn ganz für verloren gehalten, nie einmal geglaubt, daß dieſer Zeitpunkt für ihn kommen würde. Deſto unbegrenzter iſt meine Freude. Ich bin mit den Briefen zu den Seinigen gelaufen, als ich noch je einen Weg gieng. Nicht zeitig genug glaubte ich den beyden bekümmerten Seelen die tröſtliche Nachricht bringen zu können.

Ich fand beyde in Thränen. Ihre Henriette war ganz von der Sorge niedergedrückt, Sie nie wiederzuſehen, ganz Sie verloren zu haben.

Aber ſo wie der entfernteſte Schein auf einen Verirrten eine hoffnungsvolle Wirkung hat, ſo gieng es auch hier mit Ihrem lieben Mädchen. Kaum hatten ſich ihre Augen wegen des Schickſals ihres Bruders nur etwas erheitert, ſo war auch ſchon der Gedanke rege, daß vielleicht ihr Schickſal beſſer ſeyn würde. Nachher hat ſie mir mit eben der Wärme ihr eignes Glück erzählt.

Aber was hat ſie mir dabey geſagt! Gewiß, Freund, Sie haben mich auf eine Folter gebracht. Ich geſtehe es, ich verdiene es, daß Sie Henrietten den Auftrag gaben: denn Ihrem Briefe bin ich die Antwort ſchuldig geblieben. Sie hat auch ehrlich und redlich gethan, was ſie gekonnt hat; und wenn ich nicht fühlte, wie ſchwer es Ihnen beyden ſeyn muß, in dieſer Ungewißheit zu leben, ich würde die Zudringlichkeit nimmermehr gut heiſſen können, mit welcher Sie und Ihr liebes Mädchen mich angehen.

Aber alle Ihre Bitten, alle mit Thränen vermiſchte Klagen Henriettens ſind umſonſt. Ich muß da hart ſeyn, wo ich am weichſten zu ſeyn wünſchte. Alles, was ich thun kann, iſt dies:

Nach einer Reihe von Jahren, und wenn **Dubly** fähig iſt, wieder bey den Seinigen zu erſcheinen, wird er ſelbſt Ihnen ſeine Leiden offenbaren. Sie werden erſtaunen, und den Mann ſegnen, der freundſchaftlich alles Ihnen verbarg.

Wenn Dubly's Zuſtand lange ſo bleibt, ſo werde ich ſelbſt dahin reiſen, und ihn ſprechen. Dann will ich ihm Ihre Bekanntſchaft machen, und wir wollen ſehen, was überdem zu thun iſt.

Sagen Sie nicht mehr, das ſind harte Worte aus dem Munde eines Freundes; ſagen Sie vielmehr, es ſind beruhigende Worte. Genug, ich bin der einzige, der Dubly's dly's Schickſal weiß, der einzige, der es lenken kann, weil ich durch Freundſchaft ſo vieler Jahre ſein Zutrauen gewonnen. Und wenn er vor allen Menſchen zurückbebte, ſo flohe er in meine Arme. Sein Herz hieng dann auf ſeinen Lippen, und er goß alles Elend in die warme theilnehmende Bruſt ſeines Freundes aus.

Und dieſe Bruſt ſollte zum Verräther an ihm werden? Nein, Freund, wenn er dann einmal wiederkäme, und fände den Schlüſſel zu ſeinem Herzen in andern Händen, mit welchem Geſichte ſollte ich wohl vor ihm erſcheinen?

Schamröthe ſoll, hoffe ich, nie mein Geſicht überziehen, und ich werde mir ſelbſt gewiß nie die weſentlichſte Freude meines Lebens verderben. Verzeihen Sie, daß ich ſo frey rede. In dem Geliebten einer Henriette werde ich gewiß einen Freund haben, der alles mir zu gut hält, was aus einem Gefühl der Pflicht ſeinen Urſprung nimmt.

Leben Sie wohl, mein Lieber! Alles, was ich zu Ihrem Beſten thun kann, das befehlen Sie mir. Nur mit einer einzigen Bitte verſchonen Sie:

Ihren Freund
Raff.

Drey und funfzigſter Brief.

Dubly an Henrietten.

D. 17. Jul. 1778.

Noch immer entferne ich mich mehr von meinem Kummer, um den Jammer meines Freundes, ſo viel ich kann, zu endigen. Seine Klagen ſind mir nicht ſo zuwider, wie ſie es andern ſind, und ich fange an einzuſehen, daß dieſer Menſch ohne meine Theilnehmung gänzlich verloren geweſen wäre. Wie froh bin ich, Henriette, daß auch meine Leiden nur ein Menſch erfuhr, in deſſen Herzen ſie gewiß verborgen bleiben! und wie glücklich für mich muß ich es nicht anſehen, daß ich ſtörriſch gegen alle wurde, die mir zu nahe kamen! denn leider, nun bin ich überzeugt, daß ſie mich nur würden geſpottet, nur würden gekränkt haben.

Ich hätte nicht geglaubt, daß vernünftige Geſchöpfe es ſo weit in der Verſtellung treiben könnten, daß ſie Mitleiden vorgäben, um ein Geheimniß auszulocken, theils ihre Neugier zu befriedigen, theils ihnen Stoff zu einer Unterhaltung mit andern, die eben ſo hart wie ſie denken, zu geben. Sie ſind nicht werth, daß man an ſie denkt.

Der größte Kummer meines Freundes war immer die Befriedigung des Vaters ſeiner unglücklichen Lydie. Von ſeinem Zuſtande alſo näher benachrichtiget zu werden, hab' ich alles angewandt, zu ihm zu kommen, und endlich iſt mirs gelungen. Ich hätte meinen lieben Traurigen gern mitgenommen, allein dies wollte er auf alle Fälle nicht.

Als ich vor ihn kam, ſah ich ein altes ehrwürdiges Geſicht in Thränen ſchwimmen.

Ich weiß, was Sie wollen! rief er mir entgegen. Sie wollen Genugthuung für den Mann, den ich beleidigt. Können Schätze ſie geben, die habe ich. Ihm abzubitten iſt mir unmöglich. Er hat mich zu ſehr gekränkt. Sehen Sie, dieſen alten Kopf hat er nun ganz verwaiſet. O meine Lydie! Sie war die einzige mir von ſo vielen übrig geblibene Stütze. Sagen Sie nur, wie viel; ich weiß, daß ich ſtrafbar bin.

Nichts von allem dem, antwortete ich äußerſt gerührt — Er will Ihre Vergebung, denn er iſt unſchuldig.

Erſetzt ſeine Unſchuld mir meine Tochter? Herr, wer Sie auch ſind, und ſo viel Sie auch mögen erfahren haben, was Unglück iſt, ſo ſind Sie doch noch nie Vater geweſen,

ſen, dem von dreyen Kindern das letzte geraubt wurde. Aber es iſt billig, daß ich ihm vergebe, denn er vergab mir. Bringen Sie ihm das, wenn es Troſt für ihn iſt. Aber das weiß ich, wenn ich in ſeiner Stelle eine Lydie verloren hätte, ſo könnte nichts mich tröſten. Sagen Sie ihm, daß er nicht vergeſſen ſoll, daß er nie eine Lydie wieder finden wird, und wenn er die ganze Welt durchirret.

Er ſtand bey dieſen Worten auf, und mit häufigen Thränen gieng er im Zimmer auf und nieder.

Ich war eine Zeit lang ſtumm. Sein Schmerz hatte einen beſondern Eindruck auf mich. Abermals einer, der unglücklicher iſt als du, dachte ich bey mir. Giebt es ſolcher Menſchen mehr, Henriette, ſo hat mich mein Elend blind gemacht.

Ich wandte mich wieder zu ihm.

Er leidet auch, ſagte ich dem ehrwürdigen Alten, indem ich ſeine Hand nahm, er leidet unausſprechlich.

O wenn er das auch nicht thäte! Doch, ſagte er etwas ſänfter, das erſte war in einem bittern Tone, doch habe ichs nicht geglaubt —

glaubt — Er kam mir lau, ja kalt vor, als er mir es erzählte.

Bey Ihnen, antwortete ich, war es der erſte herbe Stoß, ſeine lebhafte Empfindung hatte der Schmerz ſchon geſtumpft.

So habe ich ihm wohl zu viel gethan? ſagte er, und drückte mir die Hand – Ja zu viel habe ich ihm gethan, fuhr er nach einer Pauſe fort; denn ich habe ihn gemißhandelt. Ich ſahe ihn in dem Augenblicke als den Mörder meiner Tochter an. Erbitten Sie mir Vergebung von ihm. Doch nein! Ich will es ſelbſt. In drey Tagen — hören Sie, in drey Tagen kommen Sie mit ihm wieder. So viel Zeit habe ich nöthig, mich zu ſeinem Empfange zu bereiten.

Ich wollte die Hand des Alten für dieſe Güte küſſen.

Thun Sie das nicht, mein Sohn, ſagte er; wer ſo warm für ſeinen Freund fühlen kann, kann Ehrerbietung von Alten und Jungen fordern. Ach! ich hatte auch einen — Ihnen hätte ich auch Lydien gegeben. Aber Ihr Freund iſt auch gut. Nur der Verluſt war mir zu ſchwer, ihn gelaſſen zu tragen. Ich konnte das nicht. Nehmen Sie ſelbſt, welch einen Traum ich mir träumte, dieſe meine einzige Lydie in Ihrem Freunde ſo glücklich zu ſehen; mit welcher Güte ich ohngeachtet aller Angſt, die ich für ſie empfand, ſie ihm anvertrauete — wie ſehnlich ich ſie zurückerwartete, und nun, anſtatt ſie in meinen Armen zu halten, die Nachricht von ihrem elenden Untergange. Als ob ſie nicht ſchon Meere und Gefahren genug durchſchwommen! Durch alle brachte ich ſie glücklich. Froh hielt ich ſie, wie den beſten geretteten Schatz, in meinen Armen, als ich in dies Land kam. In jeder Gefahr ſorgte ich nur für ſie. Sie durfte nicht von meiner Seite, damit mein Auge alles beobachten könnte, was ſie zu verletzen fähig wäre. Nun glaubte ich ſie ſicher bey dem, der ihr alles ſeyn ſollte. Doch genug davon! —

Ich gieng. Ich brachte meinem Freunde die Vergebung, brachte ihm einen Theil ſeiner Ruhe. Ach Henriette, es kann nichts erquickender ſeyn, als Unglücklichen Troſt zu bringen. Willkommen ſtrömt einem dann aus ihren Blicken ins Herz, und Freude wacht in Seelen auf, die ſie bis dahin nicht kannten.

Jezt bereite ich ihn und mich zu dem Empfange bey dem gekränkten Alten. Es wird ein rührender Auftritt ſeyn, eine Scene, die dem Herzen Dubly's, das ſo lange ohne Gefühl geweſen, doppelt fühlbar ſeyn muß.

Ich ſoll ihn wiederſehen, rief mein Freund voll Entzücken, als ich es ihm ſagte; ihn ſoll ich wiederſehen, den ich ſo ſehr gekränkt — O wie will ich ihn bitten, daß er ſeinen Zorn nicht auf mir ruhen läßt. Sagen will ich es ihm, daß er ſeine Lydie ewig verehren will. Daß ſie nicht aus meinem Herzen kommen, und daß, wenn das Schickſal mir ſie hätte gönnen wollen, ich ſie nicht anders als einen Engel würde betrachtet haben.

Wie kann ich Ihnen genug danken, ſagte er mir, daß Sie mir den Vater verſöhnt, deſſen Zorn mich ewig gedrückt, zum unglücklichſten Menſchen mich würde gemacht haben.

So glücklich, meine Henriette, iſt nun Dein Dubly, daß er andre glücklich machen kann. Iſts nicht in meinem Herzen ſo heiter, als wenn man mir alle meine Sorgen auf einmal weggenommen hätte? Ich werde nun ruhigere Tage haben, ich werde anfangen zu vergeſſen, daß ich ſo unſelig war.

Du, meine Henriette, biſt diejenige, der ich es gern möchte fühlen laſſen, wie ſehr mich dieſe Veränderung glücklich macht: denn Du fühlteſt es, wie unglücklich ich war; ganz fühlteſt Du es, wenn Dein Dubly litte. Entfernt von Dir iſt doch bey jedem Gedanken, der in mir aufkömmt, Henriette die erſte, der ich alles ſagen möchte, was in meiner Seele vorgeht.

Von dem Entführer Lydiens kann man auch nichts erfahren. Er hat keinem ſeiner Verwandten die Urſache ſeiner Reiſe entdeckt. Alles iſt in der größten Unordnung in ſeinen Papieren und Geſchäften.

Gewiß muß er ſich ſeinen Untergang auch in der Entfernung nicht gedacht haben. Wie hätte er ſonſt alles verſäumen können! Ich kann mir es wohl denken, wie ihm dabey zu Muthe geweſen. Allein er iſt nicht zu entſchuldigen, was auch ſein Freund noch zu ſeinem Beſten ſpricht. Eine ſchändliche Handlung, läßt ſich nicht durch Leidenſchaft verbergen. Doch was ſage ich! Laß meine Mutter nicht dieſes leſen, Henriette. In meinem Namen möchte ſie roth werden. Ich war ſelbſt ſo ein Unmenſch. O Gott! die Stunden preſſen mir täglich Seufzer aus.

Adieu, meine Theure, meine Liebe — Ich muß ſchließen, um nicht gegen mich ſelbſt zu wüten. Ich bin

Dein

Dubly.

Vier und funfzigſter Brief.

Frank an ſeinen Onkel.

D. 26. Jul. 1778.

Ich will nicht mit Entſchuldigungen anheben — Ein Vaterherz, wie das Ihrige, verlangt ſie nicht. Ich bin das überzeugt, und ſchweige darum von meiner Nachläßigkeit.

Nichts aber kann fähig ſeyn, in mir die Liebe zu verringern, die ich gegen denjenigen fühle, gegen den ich nächſt meinem Vater die größte Ehrerbietung habe, und von dem ich, wenn es nicht Unrecht iſt, wohl ſagen möchte: Er liebt mich mehr als mein Vater.

Wie wohl war mir, als ich nach Ihrem Urtheile ſahe, daß ich wohl gewählt hätte! Ich wußte es zuvor, beſter Onkel, daß Henriette auch Ihre liebe Tochter ſeyn würde. Wie iſt ſie mir nun ſo ſicher, da Sie ſie in Ihren Schutz genommen! Nichts fürchte ich nun mehr für ſie.

— Ich habe meinem Vater Ihre Briefe übergeben — aber ach! ich ſah ſeine Stirn in Falten, als er ſie las. Sollte er noch wider Sie und wider mich ſeyn? Ich habe es ſeit wenigen Tagen geſehen, daß er mich liebt, daß er mir wieder alle Gewogenheit zuwenden wird, die er ſonſt gegen mich gehabt.

Meine Stiefmutter iſt niedergeſchlagen. Der letzte Zufall iſt ihr unerwartet gekommen, und hat ihre Faſſung ganz zu Grunde gerichtet. Mein Vater giebt ſich viele Mühe, ſie aufzumuntern. Er verſchafft ihr alle Luſtbarkeiten: allein ſie genießt ſie nur mit der halben Lebhaftigkeit, die ihr ſonſt eigen iſt. Er bekümmert ſich ſehr darüber, und in der That, wenn ſie es nicht ändert, wird es ſchlimme Folgen für ihn haben. Er iſt mit den Geſchäften des neuen Amts ſo verwickelt, daß es ihn ganz niederdrücken muß, wenn er auch in den Stunden der Erholung ſich noch kümmern ſoll. Sie begegnet mir und meiner Schweſter zwar zuvorkommend gefällig; aber ich müßte mich ſehr trügen, wenn ich nicht etwas Gehäſſiges in ihren Blicken wahrnehmen ſollte.

Ich glaubte heute von meinem Vater Antwort zu bekommen. Er war etwas heiterer, und meine Mutter lebhafter. Sie waren auch ſehr zärtlich gegen einander. Mein Vater ſprach viel mit mir und meiner Schweſter; allein es enthielt nichts von unſern Angelegenheiten. Und ich wollte nicht den Anfang machen, davon zu ſprechen, um nicht etwa die freudigen Mienen zu ſtören, die ich heute zum erſtenmale ſeit meiner abſchlägigen Antwort gegen die Alten wahrnahm.

Sobald ich Briefe von ihm erhalte, ſchreibe ich wieder, und erwarte von Ihnen Nachricht, wenn Sie von dort abreiſen, um mein Schreiben nicht fehl zu ſchicken. Ich bin mit dem kindlichſten Gehorſam

Ihr Neffe,
Frank.

Fünf und funfzigſter Brief.

Louiſe an Henrietten.

D. 26. Jul. 1778.

Alſo meynen Sie in der That, meine liebe Jette, daß ich ihn nehmen ſoll? Wahrhaftig, ich glaubte es Ihnen, wenn Sie ſich beſſer verſtellen könnten. Durch jede Zeile Ihres Briefes habe ich Ihr Herz geſehen.

Sie meynen alſo — ich müßte lieber den Unglücklichen vergeſſen, der doch vermuthlich ewig nach mir ſeufzen würde? O meine Liebe, das ſoll gewiß nicht ſo heißen, wie es da ſteht, oder ich müßte wenig von Ihrem ſchönen Gefühl kennen.

Wiſſen Sie, was ich gethan habe? Meinem Bruder habe ich Ihren Brief gezeigt — Ich habe ihn leſen laſſen, ohne ihm etwas von meiner Bekanntſchaft zu ſagen. Er ſtutzte — Ohne auf das zu achten, was Sie ſchrieben, ſagte er: Ja wenn das iſt, Louiſe, ſo kann ich nichts thun, als Dich bedauern — Das Herz iſt ein wunderlich Ding, und da läßt ſich nichts zwingen — Aber es wird Dir ſchwerer werden als mir. Hätteſt Du eher das Zutrauen zu mir gehabt, ſo hätte ichs meinem Weinert geſagt, und er hätte gleich von dem Gedanken abſtehen müſſen. Nun wird es ihm auch ſauer werden. Ihr ſeyd mir beyde leid.

Dann fragte ich ihn, was er zu dem ſchönen Rathe ſeiner Henriette ſagte, was er meynte, ob Sie das auch ſo würden gemacht haben, wie Sie es mir riethen? Da kam denn die Wahrheit heraus. Alſo hat er es Ihnen verboten, mir abzurathen. Das iſt doch immer eine liebliche Sache, wenn ein Mädchen ſo folgſam gegen ihren Liebhaber iſt. Das werde ich mir zur Regel nehmen. Warten Sie, ich will Ihren Brief noch einmal leſen. Ich muß wiſſen, woran ich denn eigentlich mit Ihnen bin.

Ja, ja! ich glaube gar, Sie haben geweint! Denn die eine Stelle, wo Sie mir ſchreiben, daß, ſo tief auch ſeine Leidenſchaft für mich ſeyn möchte, ſo ſehr ſie auch meine Erwiederung verdiene, ich ihn doch als einen verlornen Liebhaber anſehen müßte, iſt ganz naß geweſen. Dachten Sie da für mich, oder für ſich, liebes Mädchen? Doch es ſey darum, meine Beſte. So warm auch Ihre Seele für mein eignes Gefühl iſt, ſo ſehr auch Ihre Gedanken wünſchen, daß ich den finden möchte, den meine Seele ſuchet, ſo kömmt es mir doch ſelbſt als ein Traumrauſch vor. Und alſo will ich überlegen. Ja, ich will ſehen, ob ich ihn aus meinem Herzen verbannen kann, denn aus meinem Andenken kann ich es nicht.

Und dann muß ich ſagen: Soll ich den Mann nicht haben, den meine Seele liebt, ſo weiß ich nach ihm keinen, den ich Weinert gleich ſetzen könnte, dann ſoll er es ſeyn. Doch hiervon nichts meinem Bruder — Er kann die Geheimniſſe Ihres Herzens wiſſen; aber die meinigen ſollen Ihnen, Amalien und mir einzig ſeyn. Er würde den geringſten Wink hiervon ſo zu nutzen wiſſen, daß ich nicht einen Augenblick mehr Friede hätte. Er würde mit allem ſeinem Gefühl für Freundſchaft auf mich ſtürmen, und ein Ja mir abzwingen, das ich, wenn es nun nicht anders ſeyn kann, doch gern freywillig geben wollte.

Ich müßte wider mich ſelbſt reden, wenn ich ſagte, ich glaubte mit Weinert nicht glücklich zu ſeyn. Juſt das Gegentheil. Ich glaube, man kann es eher ſeyn, wenn man ohne Leidenſchaft lebt. Alles, was aus dieſer im menſchlichen Leben entſpringt, iſt, es ſey gegen den Liebhaber oder gegen den Mann, immer angreifend für uns. Eine zu zärtliche Frau iſt tauſend Sorgen unterworfen, die einer minder zärtlichen nicht den geringſten Kummer machen. Bin ich nicht eine gute Eheſtandscandidatinn, meine Liebe?

Nun weg von mir — Man hat ſich mit der Familie Alton wieder verſöhnt. Es wurden die Punkte ſchriftlich deferirt, die man in der Folge gegen einander beobachten ſollte. Einer der hauptſächlichſten war ein ewiges Stillſchweigen von vergangenen Dingen, und nicht die geringſte Neckerey gegen einander. Geſtern war ich ſelbſt in Geſellſchaft mit ihr. Mein Bruder aber iſt noch nirgends hingekommen, wo ſie war. Hoch warf ſie ihr Geſicht auf, als ſie neben mir vorbey gieng, und würdigte mich kaum eines leichten Gruſſes. Ich dankte ihr ſehr freundlich, denn ich hatte wahres Mitleiden mit ihr. So ſehr ſie die öffentliche Kränkung von meinem Bruder verdient hatte, weil ſie ſeine Bekanntſchaft wußte, ſo hart iſt es doch immer für ein Mädchen.

Mit meiner Mutter ſprach ſie viel. Sie müſſen beyde ihre Charte verſtanden haben, daß ſie ſich ſo bald verſöhnten. Das pflegt man ſonſt nicht leicht. Wer weiß, was ſie ſchon wieder mit einander im Sinne haben. Ich ſollte billig aus Ehrfurcht für meine Mutter es nicht ſagen; allein es iſt zu auffallend — Sie ſchicken ſich beyde gut zuſammen. Traurig genug, da ich den böſen Charakter walter der Alten kenne, den ich doch meiner Mutter nicht um den vierten Theil zutraue — Ja gewiß, ich beleidige ſie, wenn ich das ſage. Sie hat keinen böſen Sinn.

Und Sie wollen mit meinem Onkel gehen? O meine Beſte, könnte ich doch bey Ihnen ſeyn! wie wollten wir uns lieben! Sie werden dieſen Onkel gewiß recht gut finden. Bey dem Leben meiner lieben Mutter ſah ich ihn oft, und ſo oft ſie von ihm ſprach — ſagte ſie: Ehre ihn wie deinen Vater. Er iſt wie er rechtſchaffen und edel. Sein Lob war immer in ihrem Munde. Er iſt es, der mir es prophezeihte, ſagte ſie mir einmal, daß ich mit deinem Vater eine ſelige Ehe haben würde; und ihm, den ich ſchon lange kannte, glaubte ich auf ſein Wort. Es war eben damals, als wir eine neue Nachricht von dem immerwährenden Kummer meiner Stiefmutter erhalten hatten, und ſie ſetzte noch ſeufzend hinzu — doch wußte ich damals nicht, daß eine Seele um meinetwillen ihre Ruhe verlieren ſollte, ſonſt hätte ich widerſtanden.

Könnte dieſe es noch ſehen, wie oft meine arme Mutter Thränen über ſie vergoſſen, wie viele Vorwürfe ſie bey aller Liebe für meinen Vater ihm ihrentwegen gemacht, wie die ganze Dauer ihres Lebens mit Kummer über die damals Unglückliche überſäet geweſen, ſie würde gewiß weniger hart gegen die Kinder dieſer rechtſchaffenen Frau ſeyn.

Amalie grüßt Sie. Bald werde ich auch dieſe Geſellſchafterinn, dieſe Verwandte meines Herzens verlieren — Sie folgt auch dem Geſetze der Liebe.

Noch hat mein Bruder nicht die Entſchließung unſers Vaters. Aber ſie falle aus wie ſie wolle, ſo ſorge ich nun nicht, weil mein Onkel Ihre Verbindung billiget. Er hat die Macht, meine Liebe, ein Wort zu ſprechen.

Eben gieng Amalie von mir. Ich hatte mit meinem Bruder kurz vorher von meiner Aventure — anders kann ich es nicht nennen — weitläuftig geſprochen, und ihm alles erzählt. Es ſchien ihm bedenklicher, als ich es glaubte. Ich dachte, er würde leicht darüber weggehen, würde mich auslachen, und meiner ſpotten. Aber ich ſahe es wohl, daß er ſelbſt liebte.

Es iſt das größte Unrecht für alle Geſetze des Herzens, wenn der Mann noch lebt, und Du nimmſt einen andern, ſagte er mir. Nichts iſt fürchterlicher, als hoffnungsloſe Liebe.

Und zwey Jahre — das iſt keine lange Zeit. Er kann ſich wiederfinden, und dann, wenn er die ſuchet, deren Eindruck gewiß auf ihn ſo lebhaft, als ſein Anblick auf ſie es war, und findet ſie auf ewig für ſich dahin, ſo wird es ihm gehen — ach Louiſe, wie es mir gehen würde, wenn ich meine Henriette ſo fände.

Iſt das Dein Ernſt, Bruder? rief ich erſtaunt —

Du mußt nicht Deinen Bruder verkennen, ſagte er. So ſehr ich für Weinert war, da ich Dein Herz frey glaubte, ſo ſehr wünſchte ich Dich jezt ganz von ihm befreyt.

Mein Nachdenken darüber hatte zugenommen, als Amalie kam. Ich machte ihr bittre Vorwürfe darüber, daß ſie mich von ihm getrennt, daß ſie nicht wenigſtens zugelaſſen, daß wir uns einander entdeckt —

O, ſagte ſie mit einigem Verdruß, wenn werden Sie einmal aufhören, Ihrer Amalie es zu verdenken, daß ſie Ihren Ruhm und Ihre Ruhe rettete. Der Mann, Louiſe, iſt nicht für Sie, der beym erſten Anblick von Engel, Entzückung und Erſcheinung ſprechen — der Sie für ein Phantom halten kann. Ihr weiches Herz hatte das Feuer zu ſchnell gefaßt, das aus ſeinen Augen funkelte — So eine ſchnelle Entzündung verfliegt wieder — es iſt wie eine Lufterſcheinung. Der junge Herr ſelbſt war nicht beſſer —

Spotten Sie mich noch, Amalie? ſagte ich weinend — Iſts nicht genug, daß ich ſo unendlich leiden muß? Oder glauben Sie, daß es Verſtellung iſt, was zwey Jahre in mir war?

Wozu dieſe Thränen, Kind? ſagte ſie gerührt. Glauben Sie, daß dies Spott iſt? Nein, meine Beſte, das kann Ihre Freundinn nicht — Soll ich den Funken anblaſen, der Sie verzehrt? Soll ich an Ihrem Verderben Theil nehmen? — Sollte ich mir es vorzuwerfen haben, daß ich ein Uebel, das ein flüchtiges Ohngefähr in Ihnen hervorbrachte, verſtärkte?

Knüpft nicht das Ohngefähr alle Verbindungen? Iſt meines Bruders Glück etwas anderm zuzuſchreiben? Iſt nicht ſelbſt Ihre Verbindung, Amalie, das Werk eines Zufalls? — Laſſen Sie mich lieber in dem ſüſſen Wahn, daß es einen Menſchen gab, den ich über alles zu lieben fähig war, als daß Sie mir ihn nehmen. Und wenn es nur Einbildung iſt, iſt das Spiel der Einbildung nicht Nahrung für unſre Herzen? Iſt es nicht oft das einzige wahre Glückliche, das wir in uns fühlen? Und hat es, wenn es in vernünftigen Schranken gehalten worden iſt, wohl je Unheil geſtiftet? — Im Gegentheil, immer noch hat es gute, beſſernde Empfindungen hervorgebracht.

Aber müſſen Sie mir nicht geſtehen, Louiſe, daß es für Sie ſchrecklich ſeyn würde, wenn Sie Tag und Nacht der Einbildung nachhiengen, die Ihnen ſo ſüß ſcheint? Und wenn dieſe zwey Jahre hindurch, wenn von dem erſten Anfange Ihrer falſchen Beurtheilung von dieſem Manne, Ihre Freundinn nicht gewußt hätte, dem Strome Einhalt zu thun, der Sie fortriß, was würde aus Ihnen geworden ſeyn? Sagen Sie, meine liebe Louiſe, würden Sie dieſe zwey Jahre überlebt haben? oder würden Sie etwas anderes noch ſeyn, als ein Schattenbild? — Ihre Seele würde zerrüttet, Ihr Körper zerſtört ſeyn. Wie kommts, daß Sie alles Zutrauen zu Ihrer Freundinn verloren? — Wenn nach den erſten Eindrücken ich fähig war, Ihre erregte Leidenſchaft zur Vernunft zu ſtimmen, warum ſollte ich es jezt nicht, da ich glauben muß, daß die Zeit auch ihr Recht an Ihnen gewiß nicht hat verjähren laſſen? O meine Theure, faſſen Sie wieder Zutrauen zu Ihrer Amalie — Iſt Ihnen denn der Mann ſo ſehr zuwider, der um Ihre Liebe wirbt? —

Er iſt mir nicht zuwider, Amalie; aber ich liebe ihn nicht, denn einmal kann man nur lieben —

Das ſind die Folgen Ihrer Einbildung — Hätten Sie dieſer nach dem erſten Augenblicke keinen Raum gelaſſen, ſich den Mann als vollkommen für Sie auszubilden, Sie würden jezt das Wahre für das Falſche nehmen. Man kann auch ſeine Einbildung ſelbſt lieben, und dann wird der Gegenſtand eine Idee — und bey Ihnen iſt dies der Fall gewiß — woher käme Ihnen ſonſt die Liebe? — Aus einem Blick — einer chimäriſchen Entzückung — Wie wenn nun des Mannes Charakter wäre — unſer Geſchlecht zu hintergehen — wenn er jedem ſeiner Laune auffallenden Geſichte dieſe Entzückung opferte?

Hören Sie auf, ſagte ich zärtlich zu meiner Freundinn, und umarmte ſie ganz verſöhnt. Machen Sie mir den Mann nicht verächtig, den ich ſo rein glaube. Wenigſtens ſ ſein Andenken mir nicht verboten.

Amalie gieng, und nahm meinen reichen Segenswunſch mit ſich — Ich bedachte es recht, und fand, daß ohne ihre Entſchloſſenheit ich mich in ein Labyrinth hätte ſtürzen können, woraus mir ſchwerlich würde geholfen worden ſeyn.

Kann er nicht ein Verräther, ein Böſewicht ſeyn? Warum getrauete er ſich nicht, mich öffentlich aufzuſuchen? Das Haus meiner Aeltern war zu bekannt, und ich ſelbſt war es, als daß er es hätte verfehlen können.

Und doch ſage ich alles das, ohne daß mein Herz mit einſtimmt. Immer iſt's, als ob es mir zuſchlüge: Er iſt ein redlicher, aber unglücklicher Mann.

So iſt Ihre Louiſe immer noch gekränkt — geplagter als zuvor; denn die Pflicht ſtreitet ſcharf, und die Liebe iſt ein durchbohrendes Schwerdt, geſchärft zum wildeſten Streit. Wo es trifft, verwundet es, und ſeine Wunden ſind unheilbar. Wenn wird es noch gut mit mir armen Seele werden?

Wenn Sie mir den Tag Ihrer Abreiſe melden, ſo komme ich zwey Stunden von hier, wo Sie durch müſſen, zu Ihnen. Mein Bruder wird ſchwerlich können; denn mein Vater braucht ihn täglich in Geſchäften, und er wird ihm gewiß unentbehrlich werden; denn das Amt, das er übernommen hat, iſt beſchwerlich. Da kann Sie doch noch einmal Ihre Louiſe ſehen, und mündlich Ihnen ſagen, mit welchem aufrichtigen Herzen ſie iſt

Ihre Freundinn,
Louiſe.

Sechs und funfzigſter Brief.

An Frank von ſeinem Onkel.

D. 27. Jul. 1778.

Uebermorgen reiſen wir von hier weg, ich und Deine Henriette. Ihre Mutter wird erſt nach Hauſe reiſen, und ihre Geſchäfte in Ordnung bringen. Darnach kannſt Du Dich richten, und die Briefe an mich nach Hauſe ſchicken. Und Henrietten kannſt Du nun als meine Tochter anſehen, daß ich ſie Dir gebe, und meinen Segen dazu.

Du haſt ein herrliches Mädchen an ihr, und ihre Mutter iſt auch ein vortreffliches Weib. Du kannſt glauben, daß, wenn ich das ſage, es nicht blos Worte ſind; ſo was muß ich erfahren und geprüft haben, ſonſt ſage ichs nicht. Und wenn Dir Dein Onkel wozu Glück wünſcht, ſo muß es gewiß auch der Mühe werth ſeyn. Aber daß dieſe Henriette Deine Frau wird, dazu wünſche ich Dir wahrhaftig Glück.

Dein Vater iſt ein ſaumſeliger Mann. Ich ſollte einen Sohn haben, und einen Fall, wo es ſo auf ſein ganzes Glück ankäme — Rennen würd' ich, um das Mädchen zu ſehen, die ihn verliebt gemacht, und wenn ich ſie recht fände, ihm zu ſagen: da haſt du ſie, damit je eher je lieber das Band des Segens geknüpft würde.

Ich habe nun bald einen grauen Kopf — aber ich kann ſagen, eine jugendliche Freude über dieſe ſüße Jette; und mein ganzes Verlangen, das immer dahin gieng, Dich nur vor meinem Ende mit einer guten Frau verſorgt zu wiſſen, wird nun erfüllt. Drey Tage will ich Deinem Vater noch Zeit laſſen, und habe ich dann keine Antwort, ſo ſchreibe ich noch einmal; denn das Paſſen auf ihn ſteht mir nicht an. Ich will Ja oder Nein haben; und iſts Nein, ſo, denk' ich auch, ſoll ſichs bald umdrehen. Noch habe ich nicht ſo rein von der Leber weg geſchrieben, wie ichs wohl thun kann, wenn der alte Starrkopf in mir aufwacht.

Wenn Dein Vater einwilligt, ſo ſollt ihr
zuſammen auf mein großes Gut ziehen, und
da will ich euch alle vier Wochen beſuchen;
denn wegziehen kann ich aus meiner kleinen
Hütte nicht, dazu iſt ſie mir zu lieb.

Es iſt das Erbſtück von meiner ſeligen
Mutter. Alle Bäume, die da im Garten
tehen, hat ſie oder ich mit eigner Hand ge-
flanzt; und ich gehe vor keinem vorüber,
er von ihr iſt — denn ich kenne ſie alle —
aß ich nicht mit recht vollem Herzen mich
rer und ihrer Liebe für mich erinnere. Ich
aue Dirs zu, daß Du es eben ſo machen
ürdeſt — denn ſo was Gutes vergißt Du
uch nicht leicht, das habe ich an Dir gemerkt.

Wie mir Deine Jette geſagt, ſo hat ſich
eine Schweſter auch beſonnen; ſo gefällt
irs auch von dem Mädchen. Kann ich
ch nun für euch beyde unbekümmert ein-
l mein Haupt zur Ruhe legen. Denn
eine Stiefmutter wird wohl das Bißchen —
h ich will ſchweigen — nicht richten, ich
ne ſie auch eben ſo genau nicht. Sie
g wohl ihre gute Seite haben. Grüß
guten Weinert von mir. Er iſt ein
ver Mann. Deinen Vater und Mutter
nſt Du auch von mir grüßen. Ich wün-

ſche beyden recht viel Gutes. Und Dir allen Segen. Ich bin

Dein

treuer Onkel,

Frank.

Sieben und funfzigſter Brief.

Henriette an Louiſen.

Den 27. Jul. 1778.

Kommen Sie gewiß — ja gewiß, meine Beſte. Uebermorgen reiſen wir, und ſind zu Mittage gewiß an dem beſtimmten Orte, wo Ihre entzückte Henriette Sie ſicher anzutreffen hofft. Meinen Geliebten mitzubringen haben Sie mir ja alle Hoffnung abgeſchnitten, und ehe er ſich dadurch die Ungnade ſeines Hauſes zuzieht, will ich ihn lieber auch auf die wenigen Stunden miſſen, obgleich es mir außerordentliche Wonne geweſen ſeyn würde, ihn zu ſehen.

Sicher hatten Sie in mein Herz geblickt. Verſtellung iſt mir nicht angeboren, und nur die Bitte Ihres Bruders konnte mich bewegen, Ihnen ſo zu rathen. Ich will auch nichts mehr davon ſagen. Ihre Ueberwindung aber bleibt immer ſchön.

Vergeben Sie es wohl, daß das blöde Mädchen Ihr Geheimniß ſchon ausgeplaudert? Die Lippen, die es zu wiſſen verlangten, waren mir zu ehrwürdig, als daß ich es ihnen abſchlagen ſollte. Und dann, ſoll ichs aufrichtig ſagen? ich fürchtete mich, daß mir wohl gar der Brief möchte abgefordert werden, und Ihrem Onkel den zu verſagen? Alſo ſagt' ichs heraus, und ich richtete damit keine kleine Freude an. Strafen Sie mich deswegen nicht mit Zurückhaltung — ich würde ſonſt mich todt grämen, daß ich eine ſolche Freundinn verloren hätte.

Ihr Onkel iſt ein ſchlauer Mann. Geſtern kam er zu mir, ſetzte ſich, wie er gewohnt iſt, aufs Kanapee gegen mich, und fieng ein recht herzbrechendes Geſpräch mit mir an.

Liebes Kind, ſagte er, Sie ſind nun meine Tochter, und ich werde Sie verſorgen, es ſtehe auch im Wege, was da wolle, und wenns auch mit meinem Neffen nichts draus werden ſollte.

Ich fuhr vor Schrecken zuſammen, und die Thränen liefen gleich über meine Backen.

Liebes Mädchen, warum weinen Sie? Ich rede ja nicht von Wirklichkeiten, nur von Möglichkeiten rede ich. Sehen wir das nicht in der Welt täglich, daß ſolche Projecte vereitelt werden? Giebts nicht tauſend Unfälle, die etwas rückgängig machen können, was man ſich doch ſo feſt vorgeſetzt?

Meine Angſt nahm zu, ich ſtand beſtürzt auf, und konnte vor Weinen kaum reden.

O gewiß, ſicher haben Sie mir eine böſe Nachricht zu bringen! rief ich voll innerer Wehmuth aus.

Er ſetzte mich ſanft wieder nieder.

Seyn Sie nicht wunderlich, mein Schatz, ſagte er äußerſt zuthätig. Ich verſichere Ihnen, ich rede blos zufällig, es ſteckt nichts dahinter. Ich will nur gern wiſſen, was ich in ſo einem Fall von Ihrer Gelaſſenheit zu erwarten habe. Wir ſind ja Menſchen, meine Jette, und müſſen uns alles gefallen laſſen, was Gott über uns verhängt. Bey meiner Ehre, ich rede ganz zufällig — es könnte aber doch einſt kommen, Ihr Geliebter ſtürbe, und dann wäre doch eine Verſorgung —

O da wäre keine Verſorgung nöthig, verſetzte ich ganz niedergeſchlagen — dann verſorgt der Himmel — der ſolchen Traurenden ſo viel Kummer giebt, daß es ihrem Herzen eine heilende Arzney zum Uebergange zu dem wird, was ſie verloren haben. Aber es iſt doch wohl —

Gewiß nicht, gewiß nicht, mein Engel — Wir brauchen auch eben keinen ſo traurigen Fall zu nehmen — Aber der Vater könnte dawider ſeyn — die Mutter, Sie kennen ſie nicht — ich zwar auch nicht viel — aber was man mir geſagt hat, iſt eben nicht zum beſten. Alsdenn wollte ich doch meine Jette demohngeachtet verſorgt wiſſen, und dann würde ſie ſich mir doch auch wohl anvertrauen —

Anvertrauen? o ja, um bey Ihnen zu weinen, wenn Thränen Sie nicht unwillig machten. Und wäre das, ſo müßten Sie mich fortjagen; denn aufhören zu weinen, das könnte ich nicht. Anvertrauen würde ich mich Ihnen, damit Sie mir täglich es vorpredigten, daß Trauer die Pflicht meines Lebens ſey. Aber lieber, ehrwürdiger Mann, warum dieſe Kränkungen, warum die ſüßen Hoffnungen geſtört, die ich hatte? Sie ſind nicht der Mann, der Umſchweiſe, die unnöthig ſind, ſucht.

Nein, bey dem Ewigen, das bin ich nicht, und du biſt ſo, wie ich dich wünſchte. O Jette, Jette, ich wollte ſehen, ob Sie ſich auch wohl trennen könnten, ob Ihre Empfindung nicht ſo tief in Ihrer Seele läge, als ſie zu liegen ſchiene. Aber meine Ahndung war richtig. Sie betrog mich nicht. Nun traue ich alles auf Sie.

Ich verbarg meine Thränen, und ſchlich mich weg. Ich bat den Himmel recht andächtig, daß er nichts von allen den Uebeln auf mich möchte kommen laſſen. Ich betete recht inbrünſtig; und gewiß, meine Liebe, ich kann zuweilen recht viel Vertrauen zum Himmel haben: aber der Gedanke ſeines Todes verließ mich die ganze folgende Nacht nicht. Ich warf mich im Bette umher, und war furchtſam, welches ich ſonſt nie bin. Auch nur um der trefflichen Abſicht vergebe ich dem guten Manne die Angſt, die er mir gemacht.

Heute ſaßen wir wieder zuſammen, meine Mutter und ich. Er kam dazu, und nach einigen gleichgültigen Geſprächen fieng ers auf die alte Art an.

Mutterchen, ſagte er, wenn nun der Vater meines Neffen nicht in dieſe Heirath williget, da müßten wir denn doch wohl andre Mittel ſuchen.

Ich ſaß ſchon in der ganzen geſtrigen Angſt, und mein Geſicht war einmal glühend, und denn überlief es wieder ein kalter Schweiß.

„Und was ſollten wir betrübte Seelen dann wohl für Mittel finden?“

O es giebt ihrer viele. Ich könnte z. B. mit meinem Willen durchdringen: denn die ſelige Mutter von den Kindern hat mir viel Macht über ſie zugeſtanden, und ein Vater, der ſeinen Kindern eine Stiefmutter giebt, ſchwächt dadurch ſeine Gewalt über ſie ſehr. Ich könnte auch wohl die Finanzen ſo ein wenig vornehmen, vielleicht fänden ſich da auch Berechnungen, worüber man wohl ein Auge zuthun müßte. Und ich bin ein alter reicher Knaſter — aber alles ehrlich — alles ehrlich.

Indeſſen wer thut ſo was gern an einem einzigen Bruder! Mit dem ſucht man doch ſo einig durchzukommen. Iſts nicht wahr, Mütterchen?

Ja freylich, ſagte meine Mutter, ſchon etwas über die Art der Unterredung betreten, aber doch noch ganz ohne Unruhe — freylich lebt man mit den Seinigen am liebſten einig, wenns auch einige Aufopferung koſtet. Immer ſchlimm für meine arme Jette und mich wäre ſo ein Fall.

Ich wüßte wohl noch ein Mittel, fiel er hr in die Rede. Wenns nicht anders wäre, ſo müßte man ſie heimlich verbinden laſſen; wenns denn vorbey iſt, ſo müßte der Vater wohl einwilligen.

Hier ſah ihn meine Mutter ſtarr an, als wenn ſie ſagen wollte — iſt das möglich, daß der Mann ſo denken kann?

Ich ſtand aber auf — Geben Sie ſich keine Mühe, Mama, ſich zu rechtfertigen. Warten Sie, Onkel, ich will Sie ſtrafen, daß Sie geſtern ſo mit mir umgiengen. Er will uns prüfen, liebe Mutter. Es iſt nicht ſein Ernſt. Geſtern hat er mir viele Thränen und eine ſchlafloſe Nacht verurſacht.

Armes Jettchen, ſagte er, indem er ängſtlich aufſtand, hat dir das die Ruhe der Nacht gekoſtet? Nein, ſo böſe war es nicht gemeynt. Ich wollte das nicht.

Kann wohl ein Mädchen an ihres Geliebten Tod denken, und dabey ſchlafen? ſagte ich ihm bedenklich —

Nun vergeben Sie, Jette, ich will Ihnen keine Unruhe machen; nie wieder! ſagte er.

Meine Mutter nahm das Wort.

Nun wenn es ſo iſt, ſo laß ichs gelten — Aber ich verſichere Ihnen, ich wurde bange; ich zitterte davor, daß es Ihr Ernſt ſeyn möchte, was Sie mir da ſagten, und dann —

„Wäre Ihre Liebe für mich zu Ende geweſen"? Und das mit Recht, ſag' ich ſelbſt, mit dem größten Rechte von der Welt.

Nein, Herr Frank, ſagte meine Mutter, meine Jette iſt mir lieb — ich will ſie gern, ſehr gern glücklich wiſſen — noch lieber Ihrem Neffen geben, denn da wird ſie es ganz ſeyn: aber auf dieſe Bedingung nimmermehr. Vom väterlichen Fluch begleitet, da wäre ſie ſchön verſorgt. Das bin ich auch gewiß überzeugt, meine Jette iſt ein zu gutes Mädchen, als daß ſie das ſelbſt thun könnte. (O meine Liebe, doch konnte Ihre Freundinn hier einen Seufzer in ihrer Bruſt nicht unterdrücken.) Vergeſſen würde ſie ihren Frank ewig nicht; aber ſie würde ſich der Einſamkeit mit geduldigem Herzen weihen.

Ihr Onkel machte nun meiner Mutter ein recht großes herzliches Compliment.

Aber iſt es nicht ein bischen zu hart, daß der Mann ſo mit uns umſpringt? Wenn ſeine gute ehrliche Meynung ihn nicht entſchuldigte, ich würde in der That ihm zuweilen etwas abgeben.

Ihre Amalie hats Ihnen auch bunt genung gemacht. Sie iſt doch immer eigentlich an allem Schuld. Das laſſe ich mir nicht ausreden;

reden; und wer weiß, was für ein ehrlicher Mann nun über ſie ſeufzend herumirrt. Wäre er ein Schelm geweſen; je nun, ſo würde man es zeitig genug erfahren haben.

Sagen Sie doch Ihrem Bruder alles, was ich Ihnen geſchrieben habe. Ich darf es nicht wagen, ſo oft an ihn zu ſchreiben. Ihr Onkel ſagt, das wäre gefährlich. Wie gerne ſagt ich's ihm ſelbſt, wie ſehr mich nach ſeinem Anblick dürſtet, wie ich meine Gedanken vom Morgen bis in die Nacht auf ihn allein richte!

Zu etwas anderm iſt man nicht aufgelegt, meine Louiſe, wenn man verliebt iſt. Aber nun Etwas, was mir im ganzen Ernſt Kummer macht. Meine theure Mutter wird nicht mit uns reiſen. Sie will uns verlaſſen, um erſt ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Und Ihr Onkel beſteht durchaus darauf, daß ich mit ihm ſoll: denn er ſagt, er wolle mich ſo gut pflegen wie ſie. Das glaub' ich nun wohl, meine Liebe; aber es iſt das erſtemal, daß ich mich von meiner Mutter trenne. Der Abſchied wird mir gewiß ſehr ſchmerzhaft ſeyn. Theils bin ich ihrer zu gewohnt, und theils fürchte ich für ſie. Sie iſt eine alte, zuweilen kränkliche Frau, und meine Gegenwert war ihr denn doch noch immer Troſt. Aber diesmal muß ich, weil ſie auch ſelbſt darauf beſteht. Freund Kaff iſt es, auf den ich mich nun gänzlich verlaſſe.

Sie werden alſo Ihre Freundinn wohl zuerſt in Thränen ſehen. Denn weinen werde ich gewiß, das ſehe ich voraus. Gott! wenn es der letzte Kuß wäre, den ich ihr gäbe, der Abſchiedskuß! Beten Sie auch dafür, meine Liebe, daß er es nicht ſey.

Der Menſch kann ſich freylich der unnützen Grillen viel machen, und ich hoffe auch, daß dieſe es ſeyn ſollen. Je mehr man an Leiden gewöhnt wird, deſto mehr fürchtet man immer im voraus; und das Schlimmſte iſt, daß die Empfindung der vorhergehenden Furcht viel ſtärker zu ſeyn pflegt, als der Schlag ſelbſt, weil er betäubend iſt. Vergeben Sie dieſen Klageton

Ihrer

Henriette.

Acht und funfzigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

D. 27. Jul. 1778.

Ich hatte meinen Mann in der ſchönſten Laune von der Welt. Durch mein niedergeſchlageſchlagenes Weſen ſo gerührt, daß er ſelbſt nicht wußte, was er eigentlich mit mir thun ſollte, glaubte ich ihn ſo in Schranken geſetzt zu haben, daß er nichts ohne meinen Willen thun würde.

So war es auch: ich war meiner Sache gewiß genug, als er einen Brief von ſeinem Bruder bekam. Dieſem, der ſonſt nie aus dem Loche zu kriegen iſt, wo er eingeſponnen geweſen, und den Menſchen ſchon lange als unter ſich lebend vergeſſen haben, fällt es nun ein, die Braut ſeines Neffen zu beſuchen; und ſiehe da, das Entzücken, das ſie alle ergriffen, die dies Mädchen geſehen, ſchlägt auch bey ihm an. Er ſchreibt meinem Manne in Ausdrücken, die es gleichſam zum Befehl machen, daß er dieſe Parthie nicht ausſchlagen ſoll. Und was mir am kränkendſten dabey iſt, er erwähnt der Mutter des jungen Menſchen, als einer Perſon, deren Andenken mein Mann dieſes ſchuldig wäre.

Ich weiß es, und Erfahrung hat mich es ſattſam gelehrt, daß das Andenken an eine verſtorbene Frau für die Liebe der zweyten Gift iſt. Auch habe ich allemal die größte Unruhe an ihm bemerkt, wenn von ihr etwas geſprochen wurde. Verdient alſo nicht jeder meinen

nen Haß, der dieſe Materie aufs Tapet bringt?

Und in welchen ausſchweifenden Lobeserhebungen auf Henrietten und ihre Mutter war der ganze Brief abgefaßt!

Mein Mann hätte es vor mir verheelen können: allein dazu iſt er viel zu aufrichtig. Er hatte ihn kaum erhalten, ſo brachte er mir ihn, ſagte, ich ſollte ſelbſt leſen. Ich las, und konnte ſeine Gedanken errathen. Er verſicherte mir aber doch, daß mein Wille entſcheiden ſollte; nur möchte ich bedenken, daß ſein Bruder der einzige ſey, daß ſeine Kinder einmal durch ihn glücklich werden könnten, und daß er in der That auf den Fall einer zweyten Verheirathung von der Mutter dieſer Kinder eine Art von Vormundſchaft über ſie erhalten.

Dawider blieb mir nun nichts. Und, um die Sache am kürzeſten für mich abzumachen, ſagte ich ihm: daß ich alsdenn nichts dawider hätte, daß die Gründe ſchön und hinreichend wären, die er anführte — aber, um doch einen kleinen Strich zwiſchen ihre Rechnung zu machen, that ich ihm den Vorſchlag, ob er nicht ſeinen Sohn erſt eine Reiſe nach Frankreich wollte thun laſſen.

Einmal, ſagte ich, ſoll Henriettens Familie daher ſtammen, und ſo könnte er doch nähere Nachrichten von derſelben einziehen; und zweytens wäre es bey ſeinen frühen Jahren wohl beſſer, noch einige Zeit zu warten, den Nutzen ungerechnet, der dadurch für ſeine Lebensart und Sitten entſtehen würde.

Dieſer Einwurf kam recht — Mein Mann küßte mich recht warm dafür, und ſagte: Ich ſähe es ſelbſt lieber, wenn er nicht ſo früh heirathete.

Er gieng auch gleich auf ſein Zimmer, und ſchrieb ſeinem Bruder.

Die Sache wäre alſo noch beſſer geendigt, als ich es vermuthete. Er wird Henrietten ſelbſt nicht ſehen. Ich habe auch nicht die geringſte Begierde dazu an ihm gemerkt. Es iſt gut, daß man ihm nicht geſchrieben hat, daß ſie ſeiner verſtorbenen Frau ſo ähnlich ſieht.

Sie wird bey dem Onkel bleiben, bis der Neffe zurückkömmt. Da iſt ſie zwar nicht weit von uns entfernt; aber die wenige Verbindung, in der wir mit ihm ſtehen, wird es ſchon verhindern, daß ſie meinem Manne nicht zu Geſichte kömmt. Ich werde wenigſtens jede Gelegenheit meiden, von ihr zu ſprechen.

Meine Tochter hoffe ich auch bald los zu werden. Der junge Weinert geht um ſie herum, und wenn ſeine Abſichten ernſtlich ſind, ſo werde ich nichts dawider einwenden; denn er iſt mir ein ganz indifferenter Menſch.

Wie froh will ich ſeyn, wenn dieſe Laſten, die ich mir ſelbſt durch eine zu weiche Stunde aufgeladen, wieder werden von mir genommen ſeyn! Hätte ich gleich, ehe der Vater den Sohn zu Geſichte bekam, das Lächerliche dieſer Heirath ihm dargeſtellet, ſo wäre es auf einmal vorbey geweſen.

Ich will nun nur ſehen, was der Brief für eine Wirkung auf den Onkel machen wird, und nur erſt dann, wenn dieſe zwey Störer meiner Ruhe von mir werden entfernt ſeyn, wird Ihnen wieder ruhig ſchreiben

Ihre
Friderike.

Neun und funfzigſter Brief.

Frank an Henrietten.

D. 28. Jul. 1778.

Meine theure liebe Braut!

So kann ich Sie mit Einwilligung meines Vaters nennen, ſo eine Kluft auch noch zwiſchen unſerer Verbindung befeſtigt iſt. Der Brief meines Onkels hat ſeine Wirkung ehrlich gethan. Er hat das Gemüth meines Vaters zu Ihrem Beſten umgeſtimmt. Erſt den dritten Tag, nachdem er ihn erhalten, hat er mir ſeine Meynung geſagt. Vermuthlich hat er dieſe Zeit dazu angewendet, meine Mutter auf ſeine Seite zu bringen, die gewiß manchen Winkelzug wird ergriffen haben, ihn wieder aus dem Wege zu lenken.

Aber noch eine kurze Prüfungszeit haben wir auszuhalten, meine Beſte. Hören Sie ſelbſt, was mein Vater mir ſagte.

Es war gleich nach ſechs Uhr, denn er pflegt ſehr früh auf zu ſeyn, als er mich rufen ließ. Du wirſt den Inhalt der Briefe vermuthlich wiſſen, die dein Onkel an mich geſchrieben. Sie betreffen dich und deine Henriette. Ich habe mir einige Tage Zeit genommen, es recht zu überlegen, und das wirſt du deinem Vater nicht verdenken. Bey dem vortheilhaften Urtheile deines Onkels von deiner Wahl kann ich freylich nicht zweifelhaft ſeyn. Ich traue ihm alle Kenntniſſe zu, die man nöthig hat, ein Frauenzimmer zu prüfen. Ich kann es nicht läugnen, daß er auch mir einſt ein guter Rathgeber in dieſem

Falle war. Ich will dir alſo hiermit meine Einwilligung und meinen Segen geben, und will deine Henriette als meine Tochter annehmen.

Das waren die Worte des beſten, liebreichſten Vaters, bey deren Anhörung mich eine wonnereiche Wärme durchlief. Ich wollte mich ihm zu Füßen werfen, und wollte ihm dafür danken; aber er wollte es nicht zulaſſen.

Nein, mein Sohn, ich liebe dich wirklich als Vater, ſagte er, und als ein ſolcher muß ich für dein Glück ſorgen, das iſt meine Pflicht. Da nun dieſes nach deiner eignen Ausſage blos in Henrietten beſteht, ſo gebe ich ſie dir. Dein Onkel hat verſprochen, dich zu verſorgen. Wozu alſo vieler Dank?

Eins, ſetzte er hinzu, mußt du mir noch vor deiner Verbindung zu Gefallen thun. Ich habe ein Geſchäfte in Frankreich, das ſollſt du mir ausrichten. In einigen Monaten kann es geendigt ſeyn. Willſt du das?

Nach einem ſo ſchönen vorhergegangenen Geſchenk dies nicht zu wollen, das wäre noch mehr als Undankbarkeit geweſen.

Als Pflicht muß ichs thun, mein Vater — darum müſſen Sie mich nicht bitten. Jeder Befehl von Ihnen muß mir willkommen ſeyn.

Ja, ſo ſeyd ihr Kinder, ſagte er lächelnd — jeder Befehl, der euch anſteht, iſt euch willkommen — Wenn ich dir nun aber befohlen hätte, Henrietten zu verlaſſen, wäre es auch willkommen geweſen?

Nein, gewiß nicht, mein Vater — aber doch hätte ich mich gedrückt, hätte gebeten, geflehet, und Sie nicht verlaſſen, bis Sie ſie mir gegeben hätten.

Nu nu, ſeyd nur glücklich mit einander, ſagte er, und ich will mich recht väterlich darüber freuen. Gehe nun zu deiner Mutter, und danke ihr für ihr Vorwort.

Das faßte ich nicht ſo recht, meine Liebe. Ihr Vorwort, glaube ich, kann wohl nicht viel Schönes gehabt haben. Indeſſen gieng ich.

Sind Sie nun zufrieden? fragte ſie mich, als ich ihr die Hand küßte.

Wie könnte ich es nicht ſeyn, da Sie mit ſo vieler Güte meiner Henriette bey meinem Vater gedacht, da Sie die erſte geweſen ſind, die meine Zurückkunft und in ihr mein Glück gegründet!

Ich fühlte es, daß ich nicht die Wahrheit ſagte, denn ich war eines andern überzeugt.

Sie ſollte für Sie geſprochen haben? Nein, Henriette, das hat ſie gewiß nicht.

Wenn Sie aus Frankreich zurückkommen, ſagte ſie, ſo bringen Sie Ihre Braut zu uns. Für die Zubereitungen zu Ihrer Reiſe werd ich ſorgen.

So wie du für die Reiſe ſelbſt geſorgt, dachte ich in dem Augenblick; denn erſt jezt fiel mir es ein, daß das ſo ſeyn könnte. Merken Sie nicht die Liſt, die dieſe kluge Frau gebrauchet? Man will Sie nicht einmal eher ſehen, bis ich zurückkomme. Sie fürchtet ſich gewiß, daß Sie ſie aus der Liebe meines Vaters bringen, und faſt glaube ich ſelbſt, er würde Sie mehr lieben.

Alſo in wenig Tagen, meine Liebe, werde ich Sie umarmen. Denn mein Vater hat mir die Erlaubniß gegeben, acht Tage bey meinem Onkel zu bleiben; und kann ich es dahin bringen, ſo nehme ich meine Schweſter mit. Sie iſt hier ſo meiner Stiefmutter im Wege, das ſehe ich aus allen Umſtänden. Nach einer kurzen, aber für mich ſo ſehr langen Zeit, werde ich ſo froh ſeyn, Sie wieder zu beſitzen, als ich es war, da ich zum erſtenmale einen Kuß auf Ihre Lippen drücken durfte.

Damals, als Ihre gütige Mutter mir ſagte, Sie ſollten die meinige ſeyn, damals glaubte ich nicht, daß ich ſo bald von meines Vaters Seite dieſe Einwilligung haben würde. Nun fehlt nur noch, daß die Zeit etwas ſchneller laufe, um uns zum Zweck unſrer Wünſche zu bringen.

Eben komme ich von dem Hrn. v. B., der nämliche, meine Liebe, von dem ich Ihnen erzählte, zu deſſen Dienſten ich beſtimmt war, und der mich deren ſo großmüthig überhob. Ich wurde zweymal zu ihm gerufen.

Willkommen wieder in Ihre Vaterſtadt, edler junger Mann! rief er mir entgegen. Wie froh bin ich, daß Sie das väterliche Haus wieder beſucht haben! Glauben Sie mir, daß es mir jedesmal ein Stich im Herzen gewesen, wenn man mir es geſagt, daß Ihr Vater noch auf ſie zürnte. So unverdient leiden, das iſt traurig. Wie gern hätte ich Ihnen mein Haus, meine Hülfe angeboten; aber Ihre erſte abſchlägige Antwort zeigte mir deutlich genug — daß Sie es nicht annehmen würden. Wie ich Ihnen aber noch meine Dankbegierde werde bezeugen können, weiß ich in Wahrheit nicht.

Wofür wohl das, Hr. v. B.? antwortete ich ihm etwas verlegen. Ich muß es Ihnen noch danken, daß Sie mich ſo gütig von den Verſprechungen meiner Mutter frey ſprachen.

Aber, fiel er mir ein, wenn Sie gleich damals nicht ſehen konnten, wie warm ich für dieſen Dienſt an Sie dachte, ſo wird Sie doch die Folge davon belehren. Haben Sie ſich noch nicht entſchloſſen, wozu Sie ſich widmen wollen? Ihr Herr Vater hat einen Dienſt für Sie geſuchet: allein es iſt ihm abgeſchlagen worden. Vielleicht wiſſen Sie das noch nicht. Nicht weil Sie des Amts nicht würdig wären, ſondern weil die Laufbahn für einen Mann von Ihrer Denkungsart zu klein angefangen ſeyn würde. Aber ſagen Sie mir aufrichtig, würden Sie ſich entſchließen, Ihrem Landesherrn zu dienen?

Ich eröffnete ihm darauf den Entſchluß meines Vaters und meine Veränderung, und ſetzte hinzu, daß ich nach meiner Zurückkunft ſehr gern mich dazu bequemen würde, weil ich es für Pflicht hielte, meinem Vaterlande nützlich zu werden.

Er ſtand auf, und holte ein zuſammengerolltes Pergament.

Nehmen Sie denn dies fürs erſte als ein Zeichen an, daß unſer Landesherr niemanden vergißt, der ſich in einem ſo würdigen Lichte zeigt. Ich habe das Glück, bey ihm in Gnaden zu ſtehen, und ich habe ihm den Fall, ſo wie er war, vorgetragen. Er hat ſein gnädiges Wohlgefallen bezeigt, und gewünſcht, Sie in ſeine Dienſte zu haben. Dieſem Range gemäß werden Sie placirt werden.

Als ich es öffnete, war es ein Patent zum Hofrathscharakter.

Es iſt zu viel, ſagte ich, als ich es ſahe. Ich werde keinem Dienſte vorſtehen können, der dazu paßt.

Sorgen Sie nicht, antwortete er mir. Ihre Talente werden Sie in keinem Fache zurücklaſſen. Ich wünſche Ihnen Glück und Segen zu allen Ihren Vorhaben. Immer wird mir Ihr Wohl wie das Wohl eines Sohnes nahe liegen; denn Sie haben ſich mir unendlich verbindlich, Sie haben ſich ſchätzbar gemacht.

Sollte ich nicht über die ſchmeichelhafte Aufnahme ſtolz werden? Ach Henriette, ich bin es nicht, und ich wünſchte in der That, daß dieſes ſich bis nach meiner Zurückkunft verzogen hätte; denn es entfernt mich noch auf einige Tage von Ihnen. Jetzt muß ich erſt den Dank für dieſe Gnade mit allen Ceremonien abwarten. Auf wenige Tage denn alſo ſage ich Ihnen noch ein Lebewohl — Dann wird in Ihren Armen ſich freuen

Ihr

ewig treuer

Frank.

N. S. Morgen werde ich wieder ſchreiben. Ich mußte ſchließen, denn ich muß zu meiner Schweſter.

Sechzigſter Brief.

Louiſe an Henrietten.

D. 28. Jul. 1778.

Daß mein Schickſal entſchieden iſt, daß ich nun ganz von Weinerts Güte abhänge, lehrt Sie dieſer Brief, wenn Sie es von meinem Bruder noch nicht wiſſen.

Es ſind erſt einige Stunden, als er zu mir kam, und mir mit einem ängſtlichen Bezeugen ſagte: daß ich mich gefaßt halten müßte, etwas Unangenehmes zu hören.

Meine Mutter, fieng er an, hat mich ru- en laſſen, und mich gefragt, ob ich nichts on Weinert wüßte? ob ſeine Abſichten auf meine Schweſter ernſtlich wären? Denn, ſagte ſie, das ſehe ich wohl, daß er ihr gut iſt, und ſie leiden mag. Sie ſind ſein vertrauter Freund. Ihnen ſind ſeine Abſichten gewiß bekannt. Die Urſache, warum wir es gerne wiſſen möchten, ſowohl Ihr Vater als ich, iſt hauptſächlich, weil wir, im Fall es ſich nicht ſo verhielte, darauf bedacht ſeyn müßten, ihr einen Mann zu geben. Denn die Jahre bey einem Mädchen ſind koſtbar, und dürfen nicht verſchwendet werden.

Hätte ſie mir nicht in dieſem Tone geſprochen, fuhr mein Bruder fort, ich würde es ganz geleugnet haben; allein ſo ſchien mir es vortheilhafter für Dich, zu ſagen, daß Weinert wirklich ernſtliche Abſichten habe. Es ſteht nun bey Dir, was Du thun willſt; und beſtehſt Du darauf, ihm keine Hoffnung zu machen, ſo werde ich ihm ſagen, daß er ſich zurückzieht, und die Sache iſt geendigt.

Meine Mutter, als ſie dies von mir hörte, antwortete mir, daß es ihr ſehr lieb wäre, daß weder ſie noch mein Vater etwas dagegen einwenden würden, und daß ich bey Gelegenheit ihm ſagen könnte, daß er ſeine Anwerbung nicht ſo lange verſchieben möchte.

Du ſiehſt wohl, Louiſe, worauf es angeſehen iſt.

Ja wohl, meine Liebe, ſahe ich das, und ich kann auch mit Wahrheit ſagen, daß ich äußerſt beſtürzt war. Ich faßte aber einen ſchnellen Entſchluß. Ich bat meinen Bruder, Weinerten gleich herzubringen. Er gieng.

Unterdeſſen bereitete ich mich erſt, was ich eigentlich thun wollte. Ich machte ſo viele Plane, die ich wieder verwarf. Ich wollte bald mich ihm ganz überlaſſen, bald ganz ihm entſagen. Beydes ſchien mir gefährlich. Das erſte würde kränkend für mich, das zweyte würde es für meinen Bruder und meine Aeltern geweſen ſeyn. Er war erſt vor wenigen Tagen bey mir geweſen, ohne mich mit ſeiner Liebe zu unterhalten, ſo viel Zwang es ihm auch koſtete, ſie zu unterdrücken. So ehrerbietig und zugleich ſo einnehmend habe ich faſt nie einen Menſchen geſehen. Wäre es alſo nicht grauſam, da er ſein ganzes Glück in mich ſetzt, ihn jezt aufzuopfern, um vielleicht einen andern aus den Händen meiner Mutter anzunehmen, den ich wider meinen Willen hätte lieben müſſen?

Er kam, als ich noch unſchlüßig war; aber ſeine Gegenwart und ſein liebreicher Blick erneuerten meine Kräfte.

Ich faßte Muth, und erzählte ihm meine ganze Geſchichte, ſo wie ich ſie Ihnen geſchrieben. Und nachdem ich ſie geendigt, ſetzte ich hinzu: Können Sie mir eine Bedingung zugeſtehen, ſo verſpreche ich Ihnen, einſt die Ihrige zu ſeyn. Sie iſt ſchwer, ich würde Sie Ihnen nicht vorlegen, wenn nicht der Wille meiner Aeltern, die hiervon nichts wiſſen dürfen, mich zwänge, eine Erklärung von mir zu geben. Wollen Sie ein Jahr mir Friſt geben, und in dieſem Jahre es als eine Wage anſehen, ob ich die Ihrige werde? Findet ſich in dieſem Jahre der Unbekannte nicht, ſo haben Sie meine Hand, und zugleich mein ganzes Herz; denn ich kann Sie lieben, das fühle ich, aber ich bin meiner erſten Neigung dieſe kleine Genugthuung ſchuldig. Iſt die Bitte über Ihre Kräfte, nun wohlan, ſo muß ich Sie ſo lieben: denn auf die Wahl meiner Mutter gebe ich mein Herz nicht weg.

Er war eine Zeit lang ſtille. Dann rief er mit Eifer:

Ja ich will es — ich kann es. Iſts nicht Güte genug, daß Sie mir dies verſprechen? Was habe ich für Rechte Ihnen aufzulegen? Ich ehre Ihr Herz, daß es ſo aufrichtig iſt. Und Ihre Hand ohne Ihr Herz will ich nicht.

Iſt das nicht ein guter Mann, meine Liebe? Was kann ich mir nicht erſt verſprechen, wenn er der Meinige werden ſollte! Und wenn in dieſer Zeit der Gegenſtand meiner Seele ſich nicht wiederfindet, alsdenn wäre es unbillig, länger zu warten. Dann werde ich nur ein Andenken behalten, welches ich mehr und mehr zu ſchwächen ſuchen werde.

Wir nahmen dann die Abrede, daß er die Einwilligung meiner Aeltern ſuchen ſollte, und ich wollte mir noch ein Jahr Zeit von ihnen erbitten. Das wird freylich ein Stein des Anſtoßes ſeyn. Aber ich werde zuerſt zu meinem Vater gehen; und hat er mir einmal ſeine Zuſage gegeben, ſo kann die Mutter nichts thun. Es iſt in der That ein lieber guter Menſch, dieſer Weinert.

Noch beym Weggehen ſagte er zu mir: Konnten Sie ſich wohl denken, daß ich Ihre Bitte abſchlagen würde? Es iſt kein Eigennutz bey mir, daß ich mir Sie wünſche. Ich verſichere Ihnen, daß blos mein Herz dabey im Spiele iſt, und dieſes kann ſich ja wohl alles gefallen laſſen, um zu ſeinem Zwecke zu kommen. Es iſt zwar nicht viel mehr als Hoffnung, die ich habe, Sie zu beſitzen; allein ſchon dieſe Hoffnung geht doch jeden

Abend mit mir zu Bette, und erwacht jeden Morgen mit mir. Und iſts nicht die Hoffnung, die dem Sterblichen ſo viel werth iſt?

Ich bin noch nie ſo ſehr für ihn geweſen, als dieſesmal. So bereitwillig hatte ich ihn nicht zu finden geglaubt.

Aber ich kann mir den Gedanken nicht erwehren, wenn ich einmal den Unbekannten wiederfinde, was denn der arme Weinert anfangen würde; ob er da ſo geduldig ſeinem Schickſale ſich unterwürfe. Gewiß, ſo gelaſſen würde er mich nicht verlieren, als er bey ſeinem jetzigen Verſprechen dachte. Wie könnte nun ein Menſch, der in zwey Jahren ſich nicht hat ſehen laſſen, im dritten wiederkommen, um mir meine Geliebte zu rauben? So, meine Theure, läßt ſich ſein Muth erklären.

Ich habe von meinem Vater die Erlaubniß erhalten, mit zu Ihnen zu reiſen. Wie freue ich mich darauf. Mein Onkel wird mich gewiß gerne ſehen; beſonders wenn Sie ihm alles von Weinert wieder erzählen. Sie loſes Mädchen! können Sie nicht beſſer ſchweigen? Warten Sie, mein Bruder ſoll Sie dafür ſtrafen.

Wenn dieſer Ihr Geliebter nicht galant iſt, wenn er nicht die Lebensart im höchſten Grade verſteht, ſo weiß ich nicht wer es iſt.

Geſtern ſah er die Alton zuerſt wieder; und können Sie glauben, daß er gerade auf ſie zu gieng, und recht viel mit ihr redete? Sie war anfänglich etwas roth, faßte ſich aber bald wieder, und ſprach mit der größten Freymüthigkeit. Ich ſahe wohl, daß meine Mutter ſich darüber freuete.

Hr. von B. war auch da. Er machte mir viele Schmeicheleyen, die ich nicht gut vertragen kann, und ich beklagte mich auch bey meinem Bruder darüber. Er antwortete mir aber: Es iſt der Hofton, den muß man ſchon hören. Der Mann iſt gut, dafür hafte ich mit meinem Leben.

Daß doch der Hofton ein anderer ſeyn muß, als er im gemeinen Leben iſt! Können Menſchen nun nicht immer wie Menſchen mit einander umgehen? müſſen ſie ſich wie gezierte Puppen begegnen, die am Drath wollen geleitet ſeyn?

Weinert iſt heute ſchon bey meinem Vater geweſen, und hat ſeine Einwilligung erhalten; und unterdeſſen daß er zur Mutter gieng, war ich bey ihm, und habe meinen Entſchluß ausgeführt. Ich habe erlangt, was ich haben wollte, aber ſchwer und ſauer iſt es mir geworden.

Anfänglich bat ich ihn blos — Du biſt toll, Mädchen, ſagte er, was willſt du deinen Liebhaber aufhalten? Er wird froh ſeyn, wenn er dich bey Zeiten bekömmt.

Ich verſicherte ihm, daß Weinert mir das ſchon verſprochen. Das fruchtete nichts. Er ließ ſich nicht eher erbitten, bis ich ihn um meiner verſtorbenen Mutter willen bat, bis ich ihm vorſtellte, daß er gewiß ihrer Aſche dieſe Liebe noch gegen ihre Tochter erzeigen müßte. Ich weinte zuletzt und umfaßte ſeine Knie. Liebes Kind, ſagte er, was machſt du — du biſt außer dir. Iſt dir ſo viel daran gelegen, ie ſo will ichs thun. Ehe du dadurch leiden ſollſt, magſt du es lieber ſo lange aufſchieben, wie du willſt.

Heftiger, meine Liebe, hatte ich auch noch nie gebeten. Ich gieng frölich nach meinem kindlichen Danke von ihm. Bey Tiſche war meine Mutter anfangs mehr, wie gewöhnlich, aufgeräumt, und ſprach von mir und meiner Verbindung, und daß Weinert ein ſo guter Menſch wäre.

Nun, ſie haben Zeit, einander kennen zu lernen, ſagte mein Vater; ich habe Louiſen ein Jahr verſprochen, daß ſie ſich zu ihrem neuen Stande anſchicken kann. Der beſtimmte Ton, mit dem mein Vater es ſagte, machte einen ſo heftigen Eindruck auf meine Mutter, daß ſie ganz blaß wurde. Mein Vater aß zu emſig, um es bemerken zu können, und mein Bruder wollte nicht von ſeinem Teller aufſehen. Ich dachte, es ſollte ſich noch geben, und wollte, weil ich die beleidigende Perſon war, nicht gleich reden. Aber es war vergebens. Sie war in Gefahr, vom Stuhl zu fallen. Ich ſtand alſo auf und klingelte; denn, weil noch niemand aufmerkte, ſtellte ich mich an ſie, und wollte ihr Salz vorhalten. Aber unſanft ſtieß ſie meine Hand weg, und fiel mir doch in die Arme.

Nun wachte alles auf, und die Beſtürzung wurde allgemein. Hülfsmittel brachten ſie bald zurecht, und ſie gab zur Entſchuldigung vor, daß es ein Schwindel geweſen, davon ſie ſchon den Morgen einen Zufall gehabt hätte.

Aber ich habe es gefühlt, was es geweſen iſt; denn gleich nach Tiſche kam ſie zu mir. Eine ſo boshafte Verrätherey hätte ich Ihnen nicht zugetraut, Louiſe. Eine Tochter gegen die Mutter. Wie und warum haben Sie dieſe Einwilligung Ihres Vaters erſchlichen? Wollen Sie, daß der Mann, der Sie liebt, aus Ungeduld über Ihr Zögern ſich wieder von Ihnen wendet? —

Wenn er das kann, liebe Mutter, ſagte ich, ſo iſt er meiner nicht werth.

O wie ſtolz — Sie irren ſich — Sie kennen die Männer noch nicht. Stehen Sie von dieſem Einfall ab — Kommen Sie, ſeyn Sie ein gutes Kind. Verſprechen Sie mir, daß Sie es wollen.

Nein, meine Mutter, das kann ich nicht, nichts kann ich verſprechen. Ein Gelübde bindet mich an dieſes Jahr. Mit Thränen habe ichs von meinem gütigen Vater erfleht.

Mit Thränen — ja die haben Sie häufig — Gelübde — ein Kindergelübde. Sie ſind nicht werth, Louiſe, daß man für Sie ſorgt. Und wenn Sie Ihren Entſchluß nicht ändern, ſo erwarten Sie von mir keine Freundlichkeit, keine Liebe, keinen Segen.

Und mit dieſen Worten gieng ſie zur Thür hinaus.

Allein ich habe ihren Segen und ihre Freundſchaft nicht nöthig, und ihre Liebe hatte ich nie. O wie klug, meine Liebe, habe ich es angefangen, daß ich zuerſt zu meinem Vater gieng! Ich hätte meinen Wunſch nie erfüllt geſehen.

Gewiß wird ſie meinen Vater noch beſtürmen, daß er mir zuſetzen ſoll, mein Wort zurückzugeben. Aber das thut er nicht.

Ueberhaupt iſt dieſe Zeit her ziemlich viel von ihren Planen verrückt worden. Aber es iſt auch Zeit, daß ſie einmal fühlt, daß nicht allein ſie hier herrſchen kann. Ich verlange ſie nicht zu beſchweren. Recht gern will ich mit Ihnen, meine Liebe, bey meinem Onkel leben, ſo bin ich doch in ihren Augen kein ſtechender Dorn.

Alles dieſes hätte ich Ihnen mündlich ſagen können, wenn ich Ihren Brief zwey Stunden eher erhalten hätte. Aber nun, da er einmal geſchrieben iſt, gebe ich ihn Ihrem Boten mit, ſo bekommen Sie ihn doch eher, als ich Sie ſehe. Wie viel Schönes werde ich dann fühlen! Von meinem Onkel hätte ich nicht geglaubt, daß er ſo ſchalkhaft wäre. Hätte er Sie nicht überraſchen können? Nein, Henriette, vor dem Mann würde ich mich fürchten, und gewiß, das werde ich. Ihre theure Mutter ſoll ich alſo nicht ſehen?

Das thut mir ſehr leid, meine Liebe. Ich hätte es ſo gerne gewünſcht. Doch wer weiß, wie es noch kömmt, daß ich die längere Geſellſchaft meiner Henriette genieße. Adieu alſo, bis wir uns ſehen!

Ihre

Louiſe.

Ein und ſechzigſter Brief.

Dubly an Henrietten.

D. 23. Jul. 1778.

Ehe ich Dir etwas von mir ſelbſt ſchreibe, meine Henriette, muß ich Dir eine bewundernswürdige Neuigkeit melden. Stelle Dir vor, Lebells Freund, der ihm Lydien entführte, hat ſich aus dem Schiffbruche gerettet — und ach! Lydie iſt verloren. Sollte man nicht faſt ſagen, das Schickſal ſey ungerecht, daß es den Böſen erhielt, und die Unſchuldige umkommen ließ?

Nachdem ich Dir zuletzt ſchrieb, gieng ich den dritten Tag zu dem Vater Lydiens. Lebell war bey mir, zitterte aber an meinem Arm, als ob er zu einem gewiſſen Tode gienge. Der Alte nahm ihn gleich in ſeine Arme, und ſagte: Vergeben Sie mir.

Soll ich Sie auch darum bitten? erwiederte Lebell traurig.

Ach! vergeben können wir beyde, aber vergeſſen können nur Sie; doch — meine Lydie auch nicht.

Sie vergeſſen? Nein, das wäre wohl etwas widernatürliches — Sie nicht vergeſſen iſt ja ſchon Glück — Doch wehe dem, der ſie beſitzen konnte, und nur das noch davon übrig hat!

Ja wohl — ſagen Sie das, Lebell, ſie war ein Schatz — O! einen Schatz muß man hüten — nicht ihn aus dem Geſichte laſſen. Aber wer hätte es Ihrem Freunde anſehen können, daß er ſo unedel dachte?

Lebell ſeufzete. Er iſt ſo delicat auf den Punkt ſeines Freundes, daß es beynahe übertrieben iſt. Er will ihm nichts zu nahe reden.

Glauben Sie mir, fuhr der Alte fort, es hat mir Faſſung gekoſtet, daß ich ohne Thränen von der Sache reden kann. Drey Tage habe ich mich drauf zubereitet, ſonſt wäre es nicht gegangen. Es iſt mir auch hart gefallen, das Loos, drey Kinder ſo ohne alle Hoffnung, und alle auf eine elende Art zu verlieren — und ihre Mutter — o! ich kann nicht daran denken — Ein andermal, lieber Lebell — ich will Sie doch lieben, obgleich es das letzte war — will ich Ihnen und Ihrem ehrlichen Freunde da mein bischen Leiden erzählen, und Sie werden dann ſehen — es iſt ſo manches dabey, was einem die Thränen herauslockt. Darauf machen Sie ſich nur gefaßt. Ach! Lebell, erinnern Sie ſich noch wohl da am Clavier, wie ſie ſo herrlich ſang — wenn Sie ſpielten?

Mein Freund ſaß ſtumm — ich fürchtete für ihn — Wie iſt Ihnen? fragte ich — Wie mir iſt? ſagte er ganz laut, leider ſchlecht — alles, was ich hier ſehe, ruft meinen Schmerz aus der Tiefe meines Herzens herauf, und beſiehlt ihm, mich zu zerreißen. Ich ſehe ſie auf jedem Fleckchen ſtehen; ihr Bild iſt noch zu lebhaft, und verfolgt mich, wo meine Augen hinblicken. Allenthalben ſteht ſie mit den engliſchen Reizen da, die ſie immer begleiteten — mit dem edlen Lächeln, das einem Wolluſt in die Seele goß. Dort auf dem Kanapee war es, wo ſie den letzten Abend mit mir ſaß — o! einer der glücklichſten, die ich je gelebt habe. Wie tändelnd ſpielte ſie mit meiner Hand, und wie ſegnete ſie den Augenblick, da ſie mich kennen lernte! Nein, er iſt nicht zu ertragen, der Gedanke, das alles unwiederbringlich verloren zu haben.

Er ſtand bey dieſen Worten wild auf, und gieng im Zimmer auf und ab. Ich nahm ihn bey der Hand, und ſetzte ihn wieder nieder.

Dann kam der Alte auf ihn zu. Nicht ſo wild, ſagte er, nicht ſo gethan! Es iſt des Himmels Wille — dort ſehen Sie ſie wieder, und in einem ganz andern Glanze. Hier war er nichts gegen das, was er dort ſeyn ſoll. Ruhig ſo lange! Ich hoffe da noch viel mehr zu finden, Herr. Stellen Sie ſich nun die ſuße Freude vor, wenn ſie Ihnen da entgegen kömmt!

Er beruhigte ſich etwas, aber der Alte mußte gehen.

Ich will etwas ausruhen, ſagte er — es iſt meinem alten Körper zu heftig.

Als er hinaus gegangen war, liefen die Thränen haufenweiſe aus Lebells Augen.

So lange mußte ich halten, ſagte er, aber faſt hätte es mich erſtickt — Ich wollte ihn nicht tiefer beugen. Ja, mein Dubly, hier bekam ich ihren erſten Kuß. Hier verſprach ſie mir Liebe; ewige hohe Liebe, die nur Engel haben können, ſollte mir zu Theil werden: denn ſie war ein wahrer Engel. Es iſt mir hier das Andenken ſo lebhaft, daß ich den Ton ihrer Stimme zu hören glaube.

Es kam ein Bedienter. Der Alte ließ uns bitten, für heute nach Hauſe zu gehen, und morgen wiederzukommen. Mein Herr iſt ſehr matt, ſagte dieſer ehrliche Menſch. Er hat ſich drey Tage ſehr gequält. Was hat er nicht darüber gejammert, daß er Sie ſo gemißhandelt hat! Er hätte Blut weinen mögen, ſo nahe gieng es ihm. Aber ſie war auch ein herrliches Geſchöpf dieſe arme Lydie.

Wir giengen zu Hauſe. Lebell mußte auch gleich zur Ruhe. Ich wachte bey ihm, ich gab ihm Arzney. O meine Henriette, wie will ich mich freuen, wenn ich den Menſchen wieder auf einem guten Wege habe, ſo daß ich ſagen kann: Es iſt nichts weiter für ihn zu fürchten!

Wir ſind noch nicht wieder bey dem Alten geweſen. Er ließ es aufſagen. Er ſoll ſehr ſchwach ſeyn. Gewiß wird ihm dieſer letzte Zufall den Tod bringen.

Erſt geſtern konnte auch Lebell etwas auf ſeyn. Und kaum waren wir einige Stunden recht zufrieden mit einander geweſen, ſo kam ein Brief —

Himmel! das iſt meines Freundes Hand — Ach Lydie! ſo rief der Arme, und lag ſinnlos da. Ich las den Brief geſchwind flüchtig durch, den ich hier für Dich mit beygeſchloſſen, und ſahe wohl, wie wenig Troſt darin war. Ich bemühete mich gleich, ihn zu ſich zu bringen, und es gelang mir und andern hülfreichen Menſchen auch bald. Dann las ich ihm denſelben vor.

Es ſey auch ihm vergeben, ſagte er. Gern wollte ich Dich mehr rechtfertigen, Freund, als Du es thuſt — aber ich kann nicht — ich würde gegen Lydien, gegen ihren Vater ungerecht ſeyn. Verklärtes Mädchen! du haſt ihm auch vergeben, das weiß ich — denn du liebteſt deine Feinde immer. Wenigſtens, ſagte er, indem er ſich zu mir wandte — wenigſtens kann doch mein Freund es nun bereuen, daß er ſo übel handelte — Und wie ſchön iſt's, daß er nun meine Vergebung hat! O! hätte er ſie doch von Lydiens Vater auch.

Er wird ſie auch bekommen, antwortete ich, wenn wir noch einmal ſo glücklich ſind, Lydiens Vater zu ſehen.

Es würde mir gewiß ſehr kränkend ſeyn, wenn wir den guten Alten nicht wieder ſprechen ſollten — ſo gern möchte ich ſeine Lebensgeſchichte hören, und der Mann ſpricht alles, was er ſagt, mit ſo vielem Gefühl.

Nun auf mich, meine theure beſte Henriette. Wie lange ſchmachte ich nach Briefen von Deiner Hand! Haſt Du mich ganz vergeſſen? Willſt Du mir nie wieder ſchreiben, mir nicht ſagen, daß Du Deinen Dubly noch liebſt? Raff ſchreibt mir, Du lebteſt, ſeyeſt geſund, dächteſt täglich an mich. Iſt das genug Henriette? — Doch ich will Dir keine Vorwürfe machen. Nun Dein Dubly Dir es ſagt, daß er ſich ſehnt, etwas von Dir zu hören, wirſt Du ihn gewiß nicht warten laſſen, und ihm ſchreiben, ob auch ſeine Mutter über ihn ſich freuet. Immer bin ich, meine liebe Henriette,

Dein aufrichtiger
Dubly.

Zwey und ſechzigſter Brief.

Montroſe an Lebell.

Den 21. Jul. 1778.

Wenn Du Nachricht von meinem Schiffe erhalten, ſo wirſt Du mich verloren geglaubt haben, und ſo weit iſt es mit Deinem Freunde gekommen, daß er ſich verloren zu ſeyn wünſcht. Nicht iſt es das Gefühl eines Unmuths — nein, es iſt das Gefühl der tiefſten Erniedrigung, welches mir dieſen Wunſch auspreſſet. Ich mußte freylich dafür leiden — und ungerecht wäre es geweſen, wenn ich ſo zur Belohnung für meine ſchändliche Untreue einen ſchnellen Untergang gehabt hätte.

Und doch — wenn ich mir ſie noch vorſtelle, mit allen den entzückenden Reizen, und mir dann meine Leidenſchaft dabey denke, ſo ſteigt ein ſchwacher Zweifel in mir auf, ob ich nicht billig gegen mich gehandelt, da ich unrecht gegen Dich handelte. Schwach iſt es, das Gefühl davon; das fühle ich lebhafter, daß ich ein ehrvergeßner Menſch war.

Als wir ins Schiff traten, ich und ſie, und ich ſie an der Hand in das Zimmer führte, wo ſie Dich zu treffen glaubte, waren ſchon alle Segel in Bewegung, und pfeilſchnell durchſchnitt das Fahrzeug die Wellen.

Da triumphirte ich, da freute ich mich meiner Bosheit. Sie ſah ſich ängſtlich nach Dir um. Wo iſt er? rief ſie — und bald hätte der klägliche Ton auf mich einen Eindruck gemacht. Allein bald faßte ich mich, und erzählte ihr alles, was ich Dir geſchrieben.

Da legte ſie ihre Hände zuſammen, und rief wimmernd: Gott! iſts möglich, mein armer Vater, mein armer Freund! — Nichts ſagte ſie mehr, ſtützte ihren Kopf in ihre Hände, und weinte.

Ich konnte den Anblick nicht ertragen — ich gieng hinaus. Eine Regung fühlte ich, umzukehren; denn das Fahrzeug war blos zu dieſer ſchändlichen Abſicht bedungen: aber da ich wieder in friſche Luft kam, ſchöpfte ich Athem, und ſahe mich in Gedanken elender, wenn ich ſie zurückbrächte.

Wir fuhren die ganze Nacht gut. Ich gieng oft zu ihr, und fand ſie immer in tiefer ſtiller Wehmuth — Nicht einen boshaften Blick gab ſie mir — Sie nahm wenig zu ſich; aber doch aß ſie, nur daß Thränen immer ihre Speiſe würzten. Ich hatte wahren Muth, als ich ſie ſo ſtandhaft ſahe. Ich freute mich, daß die Sache gut gehen, daß ſie ſich faſſen würde: allein ich wußte nicht, daß in ihr der Schmerz tief arbeitete. Die zweyte Nacht wimmerte ſie gewaltig. O mein Vater — mein Vater! hörte ich ſie ſeufzen, warum konnte ich dich verlaſſen? hätteſt du das um mich verdient? Dieſer Kummer wird dir gewiß Tod ſeyn. — Dieſer ſtille Jammer

mer war mir ſchneidender, als wenn ſie gegen mich gewütet hätte, und es kränkte mich, daß ſie mir nicht einen Vorwurf machte.

Gegen Morgen fieng es an zu ſtürmen, und der Sturm nahm ſehr zu. Unſerm Schiffsvolke wurde bange: und nun peinigten mich dieſe, daß ich ſie in einer ſo böſen Sache angenommen; ja ſie droheten mir, ſie wollten, wenn der Sturm zunähme, mich über Bord werfen, und zurückgehen. Lydie hatte lange auf ihren Knien gebetet; durch eine Oeffnung hatte ich dieſes beobachtet. Nun kam ſie heraus — Wie vor einem Engel im Silbergewande ſchwiegen alle vor ihrem thränenden Auge. Sie nahm des Capitains Hand, und bat ihn, meiner zu ſchonen. Aber, ſagte ſie, wenn Sie barmherzig ſeyn, wenn Sie einem alten Vater ſeine Ruhe wiedergeben, wenn Sie einen edlen Jüngling wieder glücklich machen wollen, ſo führen Sie mich zurück.

Ja, das will ich, antwortete er. Hier bezeuge ichs Ihnen, meine ſchöne Unbekannte, daß ich nichts von ſeinen unrechtmäßigen Abſichten gewußt habe. Nur Ihre Klagen, Ihre Thränen haben mich es gelehrt.

Und Sie, Herr, wer Sie auch ſind. Ihr böſes Herz wird gewiß ſeiner Strafe nicht entgehen, ſagte er zu mir. Eine Thräne dieſer Unſchuldigen hätte in Ihnen den Gedanken unterdrücken ſollen, den Sie wider ſie gefaßt. Konnten Sie ſo ein Barbar ſeyn, und dieſe ihrem Vater und ihrem Geliebten nehmen?

Wir wollen gleich umkehren, ſetzte er hinzu, und alles Schiffsvolk gieng mit Freuden daran. Was für Kränkungen habe ich den Tag noch ausſtehen müſſen! Alles Schiffsvolk ſah mich mit verachtenden Blicken an, und man gab mir, was ich verlangte, mit Unwillen.

Die einzige Lydie tröſtete mich. Sie ſagte mir, ich ſollte Muth faſſen. Ich will, wenn uns der Himmel glücklich zurückführt, Ihrem Freunde nichts ſagen; wir wollen es als ein Verſehen — als ein Unglück vorſtellen —

Dazu iſts zu ſpät, antwortete ich — Ich hab' es ſelbſt geſchrieben.

O Sie Grauſamer! Konnten Sie noch ſo das Herz Ihres Freundes durchbohren? Nein, das hätte ich nimmermehr geglaubt —

Wir waren umgekehrt; allein durch den Sturm hatten wir unſern Cours verloren, und noch immer nahm er mehr zu. Daß Lydie des Seefahrens gewohnt ſey, wußte ich nicht. Sie war ſtandhaft und geſund. Gegen den andern Morgen ſaßen wir auf einer Sandbank. Wie viel Unglück wünſchte man mir nun nicht! Der Capitain machte mir die bitterſten Vorwürfe. Die Schiffsleute ſpieen vor mir aus, und hätten gewiß Hand an mich gelegt, wenn Lydie nicht mein Schutz geweſen wäre.

Wenn ſich nur der Sturm legt, ſo hoffe ich wohl wieder loszukommen, ſagte der Capitain, mein Schiff iſt noch ganz.

Lydie ſprach ihm Muth ein.

Ach! der Himmel hatte es anders beſchloſſen. Eine heftige Welle riß unſer Schiff mitten durch, und das Vordertheil gieng mit allen Schiffsleuten weg; der Capitain, der am Steuerruder war, wurde weggeriſſen, nur das Hintertheil blieb ſtehen. Wir retteten uns vor dem eindringenden Waſſer; allein da das Wrak im Sande ſtand, hatte es keine Macht. Wir ſaßen nun oben, und Lydie betete für ſich und für mich zum Himmel. Ich konnte nicht beten. Ich habe damals geſehen, was ein unſchuldiges Herz für ein Schatz iſt. Wie inbrünſtig betete die Andächtige!

Aber mitten in ihrem eifrigen Gebet riß ſie eine Welle von meiner Seite, und ich ſah ſie nicht mehr — Dies war die lezte, die überſchlug, und der Wind legte ſich gleich.

Allein ſaß ich nun auf den Trümmern, als ſich der Himmel erheiterte, und die Sonne wieder Troſt herablächelte — Gewiß Troſt für ſo viele, die dies Meer durchſchwammen, aber nicht für mich, der ich Verderben für ſo viele angerichtet. Ich kann die Augenblicke nicht ſchildern, die ich hier zugebracht habe. Drey Tage war die See ſpiegelhelle, und ich immer zwiſchen Furcht und Hoffnung. Rechter Hand war in kleiner Entfernung Land. Wenn unſer Schiff nur dahin gekommen wäre, ſo wären wir alle gerettet geweſen, und ich hätte nicht den grimmigen Vorwurf in meinem Herzen gehabt, daß ſo viele redliche Menſchen, daß eine Lydie durch mich umgekommen wäre.

Es fiel mir auch bey meiner zunehmenden Angſt der Gedanke nicht ein, daß ich mich retten wollte. Ich hielt mich für zu verwerfen, um wieder unter Menſchen zu kommen. Zuweilen dachte ich wohl den Gedanken: Wenn ich Dir nicht geſchrieben, ſo könnte ich, da kein Zeuge meiner Bosheit mehr übrig war — ſie verhehlen, und wieder wie zuvor mit Dir leben — Ach! das war ein Gedanke der verruchteſten Bosheit. Am dritten Tage kam ein Schiff nahe vorüber. Ich wußte nicht, ob ich ſchreyen ſollte; aber indem ich noch unſchlüßig war, kam ſchon ein Boot von da her. Man mußte mich geſehen haben.

Ich vergaß beym Anblick andrer Menſchen mein ganzes Seelenleiden. Ich gieng mit ihnen, und fand, daß es nach Marſeille gieng. Ich hoffte Dich da noch anzutreffen. Zu Deinen Füßen wollte ich mich werfen, und um Verzeihung bitten.

Ich fand Dich nicht mehr. Man erzählte mir Deine Leiden. Ich habe hier jeden Ort betrachtet, wo ich einen Schritt zu meiner Bosheit that; ich bin aufs härteſte dafür geſtraft. Dir kann dieſe Strafe vielleicht Genugthuung ſeyn; denn ganz kannſt Du mich nicht aus Deinem Herzen verbannet haben.

Allein dem betrübten Vater Lydiens kann ſie es nicht ſeyn. Darum bitte ich Dich, ſage ihm alles — Er ſoll mich nach der Strenge der Geſetze als den Entführer ſeiner Tochter verfolgen — und thut er es nicht, ſo werde ich mich ſelbſt in die Hände der Gerechtigkeit übergeben.

Ich erwarte Deinen Brief. Ich werde kommen, wenn Du das Angeſicht Deines böſen Freundes wiederſehen willſt. Ich will Dir dann noch manches ſagen, was Deine Lydie von Dir ſprach; wie ſie Dich bedauerte.

Das Schiff iſt nicht verſichert geweſen — Es gehörte einem hieſigen Kaufmann, der dadurch ruinirt wurde. Ich habe ſeinen Schaden erſetzt; das Wenigſte, was ich thun konnte. Könnte ich den Deinigen auch vergüten, Lydien Dir wiedergeben!

Gott! was war unſre Freundſchaft? Und was iſt nun mein Leben? Beym erſten böſen Gedanken hätte ich mich entfernen, hätte ich ſie nie wiederſehen ſollen — Aber ſo wie ich es machte, mußte wohl Leidenſchaft in mir wüten. Jeden Deiner Blicke auf ſie beobachtete ich, und die ihrigen fieng ich auf, und beneidete Dich darum. Oft knirſchte ich innerlich für Wut; und einmal — ach! hätte ich einen Dolch gehabt, ich hätte euch durchbohrt, ſo raſend machte mich eure reine himmliſche Liebe.

Wie ganz anders war mein Zuſtand, als ich dieſe Zauberinn noch nicht geſehen hatte? Mit welcher Wonne nahm ich Deinen Antrag an, zu ihr zu gehen, als Du mir das erſtemal von dem Glück Deiner Liebe ſpracheſt. Möchte er nur ganz, nur recht glücklich ſeyn! Das war noch mein Gedanke im Hingehen. Aber kaum hatte ich ihr Geſicht geſehen, kaum war einer ihrer gefälligen Blicke in meine Augen geſtralt, ſo änderte ſich es bey mir. Ich dachte in demſelben Augenblicke nicht mehr an Dich, ich dachte nur an mich — nur daß ich der Unglückliche nun war. Ich vergaß auf einen Augenblick, daß ſie der Gegenſtand Deiner Neigung war. Ich that, als ob ſie die meinige werden ſollte, und Du hielteſt die zuvorkommende Gefälligkeit gegen ſie für Freundſchaft. Armer Freund! denſelbigen Abend hätteſt Du das Herz Deines Freundes erforſchen ſollen, und Du würdeſt viel darin gefunden haben, wovor Du Dich zu hüten Urſache gehabt hätteſt.

Ich legte mich äußerſt unruhig nieder. Noch war es mit mir nicht ſo weit gekommen, daß ich ganz Böſewicht war. Die Nacht quälte ich mich mit Vorwürfen, und überlegte, ob ich nicht alles verlaſſen, und bis nach Deiner Verheirathung mich entfernen ſollte. Ich kam mir als ein Held vor, wenn ich es ausführen könnte. Mein Vorſatz war es. Aber wie bald war er dahin — Kaum ſah ich die Bewundernswürdige, und gleich reifte der ſo unglücklich ausgefallne Plan in mir.

Ich ſchrieb nach Marſeille, bekam gute Antwort, gab die nöthige Reiſe vor. Das übrige Traurige weißt Du.

Ob Dich dieſer Brief antrifft, weiß ich nicht. Vielleicht biſt Du ſchon nicht mehr. Wunder wäre es nicht, der Kummer hätte Dich aufgerieben. Wenn Du aber noch lebſt, wenn Du noch Gefühl für etwas Menſchliches haſt, ſo ſtrecke Deine Hand nach Deinem Freunde aus, und rette aus der Verzweiflung Deinen armen

Montroſe.

Drey und ſechzigſter Brief.

Frank an Henrietten.

D. 29. Jul. 1778.

Dieſe Zeilen bringt Ihnen meine Schweſter; könnte ich ſie Ihnen ſelbſt bringen! Aber eben heute iſt der fatale Tag, wo ich für meinen Titel danken muß. Wer ſich heut zu Tage in die größere Welt begiebt, muß ſich alles das gefallen laſſen. Und wer es nicht thut, auf den weiſt man mit Fingern, und ſagt, er ſey dem Staat eine unnütze Laſt.

Doch was geht uns das an, die wir in den Freuden der Liebe unſer Glück ſuchen? Wie gern, Henriette, wollte ich den Prunk von mir werfen, mit dem ich heute erſcheinen muß, wenn ich nur einen Kuß von Ihnen dafür genießen könnte! Glauben Sie, ich beneide Louiſen, die da in ihrem Reiſekleide vor mir ſteht, und auf meinen Brief wartet. Ich necke ſie, und ſchreibe langſam, weil ich ihr nicht das Glück gönnen will, ſo bald bey Ihnen zu ſeyn; aber ſie drohet mir auch, ſie will fortgehen, ohne meinen Brief abzuwarten. Ja, wenn Du das könnteſt, gutes Mädchen! Sie wird Ihnen vieles erzählen: wie wundervoll meine Aeltern meine Erhöhung aufgenommen, und was die Folgen davon ſind.

Bitten muß ich Sie, Henriette, meinem Onkel es zu ſagen, daß ich ihm all mein Glück verdanke. Nur das Wort eines ſo redlichen Mannes war fähig, meinen Vater zu beſtimmen, und ihm den Weg aus den Fallen zu zeigen, die ihm meine Mutter gelegt; und ſo gewiß ich auch weiß, daß die Reiſe eine davon iſt, ſo will ich doch lieber gehorſamen, um nichts üblers mir zuzuziehen.

Längſtens in acht Tagen, Henriette, bin ich bey Ihnen. Dann wird Ihnen mein warmes Herz entgegenwallen. Ich werde da erſt unter denen wieder ſeyn, mit denen es meiner Seele Harmonie iſt zu leben. Henriettens Augen und ihr ſüßer Mund werden mir es wieder ſagen, wie innig ſie mich liebt.

Ey wie das Mädchen treibt! Sie will mir die Feder nehmen. Sie kann mir nicht den Augenblick mit Ihnen noch gönnen. Seit geſtern iſt ſie erſchrecklich muthwillig geworden. Adieu, meine Theure! viel Freude wünſcht Ihnen Ihr

Frank.

Vier und ſechzigſter Brief.

Raff an Dubly.

D. 25. Jul. 1778.

Einzig Theurer!

Aufrichtig muß ich Dir geſtehen, ich bin begierig, die Geſchichte Deines Alten zu wiſſen; und da Du ſie vermuthlich beym Empfang dieſes Briefes ſchon weißt, ſo gieb ja genau Acht, daß Du mir alles ſchreibſt, was Du davon erfährſt. Ich freue mich ſo ſehr, daß Du dadurch eine Beſchäftigung bekommen, die Dich von Deinen Thorheiten abzieht. Anders, Freund, kann und werde ich Deine Liebe nie nennen. Ich hoffe, Du wirſt ſelbſt noch ſagen: Es war eine Zeit, wo ich nicht Menſch war.

Deiner Mutter und Schweſter haben Deine letzten Briefe nicht wenig Freude gemacht. Ich forderte der erſtern Deine vierteljährigen Gelder ab — Sie gab mir ſelbige. Allein ſie entdeckte mir zugleich, daß ſeit dem Abſterben des alten Weinerts die Gelder von dort her ausgeblieben. Ich verwunderte mich darüber. Ich bin bey dem jungen Weinert zum Beſuch geweſen, ſagte ſie, in der Meynung, er ſolle ſich etwas davon merken laſſen: allein ich habe nichts erfahren. Sollte er es nicht wiſſen?

Ich wußte nicht, was ich darauf antworten ſollte; denn es kam mir unglaublich vor, daß der alte Weinert nicht deswegen eine Ordnung getroffen. Ich fragte alſo, wo ſie die Documente wegen dieſer Forderung hätte?

Aber zu meinem noch viel größern Erſtaunen ſagte ſie mir, ſie hätte ſie immer in den Händen des alten Weinerts gelaſſen.

Mir fiel aller Muth, als ſie mir dieſe Unvorſichtigkeit geſtand. Du weißt es, Dubly, was Deine Lebensart für einen Aufwand erfordert; und wenn da eine ſo große Summe abgienge, ſo würdeſt auch Du, mein Lieber, Dich einſchränken müſſen.

Indeſſen kann ich es noch nicht glauben. Der junge Weinert iſt ein ehrlicher Kerl, und zugleich ſo reich, daß ihm dieſe ganze Summe eine Kleinigkeit iſt. Alſo weiß ich nicht, wie ihm das hätte einfallen können, die Documente zu unterſchlagen. Aber bis ich mit ihm geſprochen habe, und bis ich wieder ſchreibe, würdeſt Du wohl thun, Deine Ausgaben ein wenig einzuſchränken.

So lange Du nicht ganz Deinen Grillen entſagen kannſt, darfſt Du nicht zurückkommen; und wenn Du es ohngeachtet meines Widerrathens thun ſollteſt, ſo biſt Du meiner Freundſchaft verluſtig. Laß Dir das im ganzen Ernſt geſagt ſeyn, mein lieber Dubly. Ich werde künftige Woche alle Berechnungen Deiner Mutter in Ordnung bringen, und ſie wird mir alle ihre hieſigen Sachen übergeben, weil ſie Willens iſt, nach D. zu ziehen.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich in Anſehung Deiner ein Wort ſprechen, wenn es noch Dein Wille iſt, Dich dort anzukaufen. Und ich wunſche, daß er es noch iſt.

Mit Deiner Schweſter habe ich vielen Verdruß, und wenn ich nicht ſo viele Freundſchaft für euch beyde hätte, und beſonders Deine Ruhe eine Hauptſache bey mir wäre, ſo würde ich es nicht aushalten.

Schreib mir, ſo bald als möglich, und vielleicht kann ich Dir denn bald eine beſſere Nachricht von verſchiedenen Umſtänden geben, deren Aufklärung Du ſo lange von mir verlangt haſt. So lange bin ich

Dein Freund,

Raff.

Fünf und ſechzigſter Brief.

Frank an Henrietten.

D. 1. Aug. 1778.

Nicht genug, meine theure Henriette, hat mir Louiſe von Ihnen ſagen können. Je mehr ſie rühmte, je mehr ich wiſſen wollte. Ach! die glücklichen Augenblicke, die ich hätte haben können. und die ich indeſſen in einer wahren Sklaverey zugebracht habe! Man beugt ſich unter das Joch einer närriſchen Mode, läßt ſich wie an einem Drath lenken, begafft und wird begafft, und kömmt ermüdet vom läſtigen Zwange noch unzufriedner ins Haus zurück, als man es verließ.

Wie viel ſchöner iſt es, eine Stunde mit Ihnen, meine Beſte, zu vertändeln, eine ſo ſüße Stunde, die da verfliegt, als ob ſie eine Minute wäre, und die ein ſo ſchönes, ſo reines Andenken zurückläßt, daß man ſie ſich zehnmal zurückwünſcht!

O meine Beſte, könnten wir erſt in häuslicher Ruhe ſolche Tage durchleben, wie ſelig würden wir dann ſeyn!

Doch ich muß Ihnen einiges von meinem ſo beſchwerlichen Zwange ſagen. In Geſellſchaft des Hrn. von B. beſuchte ich den Hof. Er ſtellte mich auch vor. Ich will nichts von der Aufnahme beym Landesherrn ſagen. Sie war liebreich und ſchön. Er iſt bekannt als ein edler, wohldenkender Mann. Er liebt Menſchen, und ſucht ſein Glück in dem ihrigen. Er hat mich mit wahrer Ehrfurcht erfüllt, und ich werde mit Freuden ihm dienen.

Aber von ihm gieng es in den Schwarm
er Höflinge, die allemal das Gegentheil von
em zu ſeyn pflegen, was ihr Herr iſt.
Was für unzählige Schmeicheleyen wur-
en mir nicht hier geſagt, die ich nicht einmal
m zehnten Theil hörte, und von dieſen den
hnten Theil nicht zu verdienen überzeugt
ar. Hr. von B. half mir indeſſen glück-
h durch dieſes Geſchwader. Ich ſpeiſte den
ittag bey ihm. Unendlich vergnügt hätte
da ſeyn können, wenn ich nicht den Ge-
ken immer mit mir herumgetragen hätte,
ß dieſer Mittag mich um einen ſo ſchönen
chte, den ich in Ihrer theuren Geſellſchaft
te zubringen können. Der junge Hr. von
wurde mir vorgeſtellt. Ein artiger Mann!
zitterte noch innerlich, wenn ich daran
te, daß ich ihn hatte erziehen ſollen. Jetzt
ich mit Ehren in dieſer Geſellſchaft. In
n Falle wäre ich vielleicht ſchimpflich, oder
in mir meiner thörichten Einbildung we-
beſtraft, davon entfernt worden. Sie
in der That artig und unterhaltend. Es
eten ſich wirklich viele Frauenzimmer
beſonderer Schönheit aus, und einige
ben ſuchten mich von Ihnen zu unter-
n. Freylich kannte Sie keine; aber deſto

mehr wollten ſie von mir wiſſen; ich weiß nun nicht, ob es Neugierde war, oder ob es ein Compliment ſeyn ſollte, daß ſie ſich mit mir unterhalten wollten. Sie legten mir auch manche kritiſche Fragen wegen Ihrer Art zu denken und zu leben vor.

Ich befand mich ſicher dabey in einer groſſen Verlegenheit. Denn Sie ſo über alles weg zu loben, wie es wohl meinem Herzen gemäß war, das war meine Sache nicht. Es hätte immer den Leuten ein hoher Grad von Eitelkeit ſcheinen können, und überdem ſagt man in den Fällen auch nur vertrauten Freunden, was man denkt.

Ich wurde nach und nach etwas aufgeräumter, als ich bey Tiſche es war. Die Lebhaftigkeit dieſer Mädchen brachte mein Blut in Bewegung. Ich ſagte ihnen zuletzt, daß Sie eben ſo munter wären, und daß ich wohl gewünſcht hätte, Sie hätten das Vergnügen haben können, ſie auch kennen zu lernen. Sie bedankten ſich ſehr ſchmeichelhaft für dieſen meinen ſchönen Wunſch.

Meine Aeltern hatten, der Gewohnheit gemäß, die in dieſen Fällen herrſcht, ein kleines Feſtin und Ball auf den Abend angekündigt.

Gleich, als ich ihnen mein Diploma zeigte, waren ſie beyde äußerſt erſtaunt, und wußten gar nicht, woher mir dieſes käme. Ich ließ es auch dabey bewenden, daß ich ſagte: Es wäre eine beſondre Gnade des Landesfürſten, ſonſt möchte ſie die wahre Urſache beleidigt haben. Meine Mutter wünſchte mir mit einem Geſichte Glück, das mehr Unwillen als Freude verrieth. Dies lag vermuthlich auch außer ihrem Plan. Auch die Alten wurde zum Feſte gebeten, weil man ihre Familie nicht vor den Kopf ſtoßen wollte.

Allein dies Mädchen muß ganz über alle Empfindung, über alles Gefühl von Ehre weg ſeyn: denn ſie war ſo ausgelaſſen, und hat ſo viel Gelegenheit geſucht, mit mir ins Geſpräch zu kommen, daß ich es gar nicht vermeiden konnte.

Sie unterſtand ſich ſogar auch, nach Ihnen ſich zu erkundigen, wenn und ob Sie in ie Stadt kommen würden. Aber ich antwortete ihr wenig auf den Punkt, ſagte, daß Sie mehr Luſt am Landleben hätten ſpüren aſſen, und daß Sie deswegen ſelten in der Stadt ſeyn würden.

Und ſo gieng es den ganzen Abend. Kaum ar eine weggegangen, ſo kam ſchon eine andre, die das Nämliche fragte, und die nämliche Antwort erhielt.

Sie können denken, was ich für eine klägliche Figur ſpielte, und was ich für einen Abend hatte. Jedesmal, wenn mich eine zum Tanzen aufforderte, dachte ich an Sie, und bildete mir die Freude ein, wenn ich mit Ihnen ſo herumſchweben könnte; aber ſo war mir alles traurig. Ich ſchlich aus einem Cabinet in das andere, und ſuchte mich immer von der Geſellſchaft zu entfernen. Ich bemerkte auch wohl, daß man mich nicht vermißte; denn meine Mutter wußte die ganze Geſellſchaft bey guter Laune zu erhalten. Sie und die Alton haben am meiſten getanzt.

Es war aber auch nur die angeborne Liebe zu Luſtbarkeiten, die bey meiner Mutter wirkte, und nicht die beſondre Gelegenheit des Feſtes. Wenn ſo etwas zu ihrem natürlichen Charakter kömmt, ſo iſt ſie außer ſich, und verwildert ganz im Gewühl der Freude. Allein ſo oft ſie mich den Abend ſahe, ſchlug ſie die Augen nieder, und war eine Zeit lang nachdenkend. Sie ſuchte zwar zuweilen ein paar Worte mit mir zu ſprechen, allein es war alles gezwungen.

Gut war es, daß meine Schweſter noch zu rechter Zeit wieder kam; denn über die Reiſe derſelben hatte ſie ſich ſehr geärgert. Die Urſache konnte ich rathen. Meine Schweſter tanzt gut, und hat einen ſchönen Vorrath von neuen Tänzen; dieſe waren verſchloſſen. Sie machte gleich ein heiteres Geſicht, als ſie kam.

Mir war alles, was mir meine gute Schweſter von Ihnen ſagte, Balſam in der traurigen langweiligen Lage, darin ich mich befand. Nun hatte ich doch noch etwas, womit ich mich beſchäftigen konnte, das Andenken an die Küſſe und Grüße, die ſie meiner lieben Louiſe mitgegeben — Wie warm ich ſie angenommen? — ſo, meine Henriette, wie der Reiſende in einer dunkeln Nacht den ſtillen, ſanftleitenden Mond — der ihm aus einer Wüſte den Weg zeigen ſoll. Ich war in der That unter allen den fremden Geſichtern wie in einer Wüſte. Auf keinem ſah ich auch nur einen Theil der edlen Gefälligkeit, die immer auf Henriettens ſanftem Geſichte mir entgegenlächelte — und wie konnte ich da wohl froh — wie konnte ich wohl denken, unter den Meinigen zu ſeyn!

Mein Vater indeſſen war recht vergnügt. Er hatte ſich ſeines Sohnes Glück, das ſo unerwartet gekommen war, tief in ſein Herz gefaßt. Gleich nach meiner Schweſter Abreiſe, kurz vorher, ehe ich meine Audienz hatte, ſprach er auf ſeinem Zimmer mit mir. Ich danke dem Himmel aus dem Innerſten meiner Seele, daß du glücklich biſt, mein Sohn! ich wünſche, daß du dem Landesherrn gefallen mögeſt, der ſo gnädig für dich geſorgt hat. Ich weiß es, mein Sohn, was die Urſache iſt, obgleich du es aus kindlicher Schonung für mich verheelt haſt; fahre ferner in der Ehrfurcht fort. Laß deine Mutter nie es fühlen, daß ſie nicht die deinige iſt, und du wirſt dafür den Segen deines Vaters doppelt haben. Mein Bruder hat mir die Augen über mein Verfahren geöffnet. Die Reiſe kann ich nicht verhindern, aber ſie ſoll nicht lange dauern. Das verſpreche ich dir. Ich will dir alles erleichtern, daß du bald zum Beſitz deiner Henriette kömmſt.

Ich wußte vor Freude nicht, was ich ihm antworten ſollte, und ich antwortete auch nichts. Ich drückte ſeine Hand, und küßte ſie inbrünſtig — die Worte des Lebens aus ſeinem Munde brachten doppelten Muth in mir hervor; und ich glaube, die gnädige Aufnahme bey Hofe hatte ich hauptſächlich dieſer Erklärung meines Vaters zu danken, die mich freymüthig und geſprächig machte.

Den ganzen Abend zeigte er auch ſein Vergnügen lebhaft, und ich ſahe es oft, wie er ſich zu ſeiner Frau wandte, und ſie bat, heute recht frölich zu ſeyn: denn das Glück der Kinder, ſetzte er hinzu, muß unſerm eignen gleich geſchätzt werden. Sie gab ſich auch alle Mühe, heiter zu ſeyn; denn einen gewiſſen Grad der Verſtellung hat ſie in ihrer Gewalt. Und mit ihm wird ſie es nie verderben: denn das iſt gewiß, daß ihr ganzes Glück an ſeiner Liebe hängt.

Nun könnten wir alſo ruhig wegen unſers kommenden Schickſals ſeyn. Nun können Sie, meine liebe Henriette, meinen Onkel darüber beruhigen. Morgen und übermorgen muß ich mich noch in den Dikaſteriis zeigen. Alsdenn hat mich mein Vater gebeten, ihm noch ein paar Tage zu opfern, die ich Ihnen, meine Liebe, entziehen muß. Er ſagt, er hätte mir etwas von Wichtigkeit zu entdecken, was ſehr zu meiner und meiner Schweſter künftigen Beruhigung beytragen würde.

Dieſe hat nun auch ihre Sache mit Weinert ſo in Ordnung gebracht, daß ſie zufrieden ſeyn kann; und er, der arme Menſch, iſt es auch, ſo ſehr man die ſeinige eingeſchränkt hat. Er hoffet, und das iſt auch alles bey ihm. Er bringt ganze Tage bey meiner Schweſter zu, ohne im geringſten von ſeiner Liebe zu ſprechen, aus Furcht, er möchte ihr dadurch einige Unruhe verurſachen.

Meine Mutter befindet ſich nach der geſtrigen Bewegung nicht wohl, und mein Vater iſt ſehr in Sorgen. Ich denke aber, es wird von keinen Folgen ſeyn; ſie hatte geſtern ihre innerliche Unzufriedenheit verſteckt, und dadurch ihren Körper ein wenig angegriffen. Und mein Vater, der in Anſehung ihrer gegen ſo etwas blind iſt, ſtellt ſich denn die Gefahr größer vor.

Es iſt immer zu bewundern, daß er ſo lange Zeit hat zubringen können, ohne es zu ſehen, daß ſie ſeine Kinder nicht liebt. Jezt glaube ich, daß es ihm etwas einleuchtet. Doch muß ich auch geſtehen, ſie nimmt ſich in ſeiner Gegenwart außerordentlich in Acht, und begegnet uns ſehr liebreich, wenn er es ſieht. Hätte ſie die Fähigkeit, die Herzen ein wenig zu unterſuchen, ſie würde mich, meine Schweſter, und Sie, Henriette, zu ihren vertrauteſten Freunden machen. Wenigſtens würden wir die aufrichtigſten ſeyn. So wird es Ihnen ewig ſeyn

Ihr

Frank.

Sechs und ſechzigſter Brief.

Amalie an Louiſen.

Den 30. Jul. 1778.

Aus den Augen, aus dem Sinn, meine Liebe, das iſt ein altes Sprichwort. Aber ich weiß nicht, warum es ſo oft paßt. Die Alten müſſen doch wohl, ſo wie wir, kleine leichtfertige Leute gehabt haben, die ihnen nicht Wort hielten, und denen ſie dieſen Vorwurf zu machen pflegten. Freylich, wo es herrlich und in Freuden zugeht, da kann man wohl vergeſſen, daß man ehedem eine Freundinn hatte, die Gut und Blut, Leib und Leben aufgeopfert hätte.

Sie ſind alſo Braut? Hätte ich wohl geglaubt, das von einem andern Menſchen als von Ihnen ſelbſt, meine Beſte, erfahren zu müſſen? — Konnten Sie es über Ihr Herz bringen, mich über Ihr und Ihres Bruders Schickſal ſo manche ängſtliche Stunde ungegewiß zu laſſen?

Es war wohl einmal eine Zeit, wo meine Louiſe keinen Schritt gieng, ohne daß nicht ich davon unterrichtet geweſen wäre, wo alle Heimlichkeiten ihres Herzens die meinigen waren. Wie ſoll ich nun nicht trauren, da ich glaube, ſie hat aufgehört, ihr Herz als das meinige anzuſehen? Wäre ich nicht von der Güte Ihrer Denkungsart ſo reichlich überzeugt, daß nichts mir ſie verdächtig machen kann, ſo könnte ich glauben, es wäre Groll von der Sache her, worüber Sie mir neuerlich Vorwürfe machten. Aber das, weiß ich, kann es nicht ſeyn. Und Zerſtreuung — o Louiſe, wie hätte ich das von Dir glauben können!

Nun gar höre ich, Sie wollen mit Ihrem Bruder zu Ihrem Onkel reiſen — Ach Louiſe! haben Sie denn Amalien ganz aus Ihrem Herzen verbannt? Wiſſen Sie nicht, daß ich künftige Woche zum letztenmale den Abend meiner Freyheit feyre? Und da ſoll ich nicht einmal das Vergnügen haben, eine meiner Freundinnen um mich klagen zu ſehen? Nein, Louiſe, wenn Sie nicht alles mit mir abbrechen wollen, ſo müſſen Sie zu mir kommen, müſſen dem Tage beywohnen, der mich in Feſſeln wirft. Ich will Sie genug aufmuntern, daß Sie für den Verluſt in Ihrer Geſellſchaft ſchadlos gehalten werden. Ich habe hier ein paar grämliche Pedanten, die alle ledige Frauenzimmer anpacken; da können Sie ſich eine Luſt machen: denn die Mädchen aus dieſer Gegend reiſen ordentlich hierher wallfahrten, um ihnen Lobe zu geben. Ich habe auch einen alten guten Onkel, dem ich ſo viel ſüßes von Ihnen vorgeſchwatzt habe, daß er nur auf Sie hoffet, um Sie wie eine Prinzeßinn aufzunehmen. Ihr Zimmer iſt bereit. Sie ſind als die Königinn aller Bälle, die meiner Hochzeit folgen ſollen, declarirt; denn mit dem Abend derſelben geht meine Herrſchaft zu Ende. Hat dies alles keine Reize für Sie — kann es Sie nicht bewegen, mir einige Tage zu ſchenken, ſo hören Sie weiter, und werden Sie etwas roth, wenn Sie ſich beſchämt fühlen.

Ich habe unſrer Henriette geſchrieben. Ich habe ſie gebeten, was ich Sie bitte, und ſie hat mir geantwortet: Wenn Frank zu mir kömmt, ſo komme ich gewiß zu Ihnen. Das heißt eine bereitwillige Freundinn. Ja ſie hat mir Hoffnung gemacht, auch den alten Frank mitzubringen. Dann, wenn Sie nicht wollen, müſſen Sie ſich alleine einſpinnen, und das, weiß ich, lieben Sie auch nicht.

Ich habe Ihnen alſo alle Wege zum Ausbleiben abgeſchnitten, und ich kann es Ihnen nun kaum danken, wenn Sie kommen. Denn es iſt nicht Ihr Werk, es iſt das meinige. Sie intereßiren dabey nur als leidend. Von ſelbſt verſteht es ſich, daß Sie Ihren Weinert mitbringen. Das braucht keiner beſondern Bitte. Sie können ihm nur dieſen Brief zeigen. Er kennt auch meinen Onkel und die Meinigen ſchon.

Ob ich mir gleich keine abſchlägige Antwort vermuthe, ſo hoffe ich doch, daß Sie mir antworten werden. Wollen Sie es aber nicht, ſo können Sie auch ſo kommen. Mir ſoll es nicht weniger lieb ſeyn.

Ob Ihr Vater und Mutter kommen werden? Gebeten ſind ſie. Wenn Sie aber bey Ihrer Mutter ein Wort von Henrietten fallen

len laſſen, ſo wird es gewiß nichts. Alſo davor hüten Sie ſich. Denn ich wünſchte, daß ſie hier zuſammenkämen, vielleicht wäre es von guten Folgen. Und ſo hätte ich denn alles angebracht, was ich ſagen wollte, bis auf ein herzliches Lebewohl von

Ihrer

Amalie.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Louiſens Antwort auf den vorigen.

D. 2. Aug. 1778.

Alle die Vorwürfe, die Sie mir gemacht haben, vom erſten bis zum letzten, auf Sie zurück, böſes Mädchen! Nicht einer hat ſeine Wirkung gethan. Sie ſind alle abgeglitſcht, denn mein Gewiſſen war zu wohl verwahrt. So viele Tage habe ich auf die Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft mit Schmerzen gewartet, und endlich anſtatt Entſchuldigungen Vorwürfe!

Wiſſen Sie wohl, meine Liebe, daß das ſonſt ein heimtückiſcher Kniff zur Vorſicht iſt? Soll ich Ihnen das Geſchichtchen von jenem Bauer erzählen, der ſeine Frau mit einer Ohrfeige empfieng, als er ſein Marktgeld verſpielt hatte? Sie dauren mich nur, ſonſt wollte ich Sie anders waſchen.

Aber zur Strafe ſollen Sie nun von allem Geſchehenen nichts erfahren, bis ich ſelbſt hinkomme. Sie mögen ſich den Kopf darüber zerbrechen, wie ich es gemacht habe, daß ich mich von allen Seiten ſicher geſetzt, und nun ein ganzes Jahr gemächlich mein Schickſal abwarten kann; daß mein Vater ſeinem Sohne alle ſeine Heimlichkeiten offenbart, und daß meine Mutter bis zum Bedauern betrübt iſt. Das alles ſoll und muß Ihnen nun Räthſel bleiben, bis ich komme.

Ja mit meinem Bruder und ſeiner Henriette will ich kommen; und wir wollen Ihnen genug zu ſchaffen machen.

Weinert wird nicht mitkommen. Er hat Briefe von Raff bekommen, nach deren Empfang er gleich abgereiſt iſt. Er ſagte mir, die Sache beträfe Henriettens Mutter, verbot mir aber, weder meinem Bruder noch ſeiner Braut etwas davon zu ſagen. Alſo doch wohl Ihnen? Es ſind Geldſachen; denn hätte er mir das nicht geſagt, ſo wäre ich unruhig geworden.

Sie wiſſen doch, daß Sie meinen Bruder nun Hofrath nennen, und auch eine beſondre gratulirende Sentenz deswegen auswendig lernen müſſen? Denn Sie wiſſen wohl — er liebt ſolche Weitläuftigkeiten.

Aber Sie werden das ausgelaſſne Mädchen gar nicht wieder kennen. Es kömmt mir ſo vor, als ob das Jahr der Freyheit bey mir nur zu ſchnell verlaufen werde, und aus dem Grunde will ich es noch recht genießen. Ich will mich mit Ihrem und Henriettens Beyſpiele indeſſen belehren laſſen; ich will ſchon unterſuchen, ob Ihr beyde glücklicher in der Ehe ſeyd: und iſt es nicht ſo, ſo kehre ich am Ende des Jahrs um, und bleibe, was ich war. Zwey geben doch immer mehr Erfahrung als einer.

Wenn ich zurückdenke, was wir alle vor wenigen Wochen waren, und wie ſich das ſo ſchnell zu unſerm Beſten geändert, ſo fallen Sie mir doch immer mit dem Briefe ein, den Sie ſo meiſterhaft beſtellt, und der den eigentlichen Grund zu allen den Veränderungen gelegt; und dann wünſche ich mir doch, Sie dafür umarmen und küſſen zu können. Nehmen Sie es in Gedanken an, und glauben Sie gewiß, daß Ihre Louiſe nicht fähig iſt, es nur einen Augenblick zu vergeſſen.

was Sie ihr von jeher waren; daß ſie immer ſeyn wird Ihre

aufrichtigſte Freundinn,
Louiſe Frank.

Acht und ſechzigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

D. 3. Aug. 1778.

Der gröſte Theil aller der ſchönen Ausſichten, die ich Ihnen im letzten Briefe ſchrieb, iſt wieder gehemmt. Die Widerſpenſtigkeit meiner Tochter beſonders hat mich in Wahrheit zu einem Grad der Verzweiflung gebracht. Ich hatte mir erſt vorgenommen, ſie ſollte mir aus den Augen, und nun muß ich ſie noch ein Jahr hier behalten.

Ich beſchleunigte die Sache mit dem jungen Weinert auf eine äuſſerſt vorſichtige Art. Ich brachte es dahin, daß die Anwerbung geſchah, und wie ich in der gröſten Ruhe mich darüber ergötze, geht ſie zum Vater, und erbettelt ſich noch ein Jahr. Ihre Thränen ſtehen ihr immer zu Gebote, und ſie kann damit ausrichten was ſie will. Der entſchloſſene Ton, womit mein Mann denſelben Mittag es ſagte, machte mich ſo beſtürzt, daß ich es nicht wagen durfte, etwas darwider zu ſagen, und die Zurückhaltung meines innern Aergers brachte mir eine Ohnmacht zuwege. Indeſſen ließ ſie bald nach, und ich gab eine Krankheit vor.

Ich gieng nach Tiſche zu meiner Tochter. Ich glaubte durch Bitten meinen Endzweck noch zu erreichen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie ihr Wort zurücknähme. Allein ſie war unerbittlich. Warum? das weiß ich nicht. Sonſt giebt es nicht leicht Mädchen, die ſich einen Aufſchub gefallen laſſen. Aber dieſe bittet gar darum. Das iſt mir räthſelhaft.

Auch mein Sohn iſt meinem Garne entgangen. Sie werden ſich noch erinnern, daß ich gleich im Anfange ihm eine Hofmeiſterſtelle geben wollte, und damals führte er mich ſo an. Der Herr von B., zu dem er kommen ſollte, hat ſich für ihn verwandt, und ohne daß er einen Schritt darum gethan hat, bekömmt er den Titel als Hofrath mit der erſten Vacanz.

Das heiße ich Glück! und nun darf freylich der Herr Papa dem Herrn Sohne nicht mehr ſo viel ſagen, und die arme Frau Mama iſt das Opfer, und ihr Wille und ihre Projecte ſind geſtört.

lich, meine Theure, wenn man ſo viele Leiden hat, wie ich ſie habe, ſo iſt man ſo gut wie in einem Kerker, und ich weiß nicht, ob ich die damalige unglückliche Zeit nicht der jetzigen noch vorziehen ſoll. Ob ich über das weine, was ich verloren habe, oder ob mich täglich die Furcht, das zu verlieren, was ich liebe, plagt, das iſt im Grunde wohl einerley. Nicht eine Nacht habe ich mehr einen ruhigen Schlaf. Nicht einen Morgen ſtehe ich auf, ohne zu denken: heute wird der letzte Tag deiner Liebe ſeyn. Ich habe nichts als den Troſt, zu ſehen, daß ſich mein Mann in ſeiner Liebe noch nicht um einen Punkt verändert. Ein Unglück — das ich täglich fürchte, und wovon ich mir ſtündlich die ſchrecklichſten Vorſtellungen mache. Ich fühle es, ich könnte vielleicht ruhiger ſeyn; ich hätte es wenigſtens bis jezt ſeyn können, wenn ich ein völliges Zutrauen zu ſeiner Liebe gehabt hätte. Aber ließ ſich dieſes geben? War er mir nicht ſchon einmal untreu? und hat nicht die Zeit und Erfahrung mich ſo viele Exempel bey andern davon ſehen laſſen?

O daß ich doch den erſten traurigen Tag von ihm nicht erlebt hätte, jezt könnte ich dieſe Kinder mein nennen, könnte alle die glücklichen Jahre zurückzählen, die ich mit ihm ſo ſüß würde durchlebt haben! Seine Liebe iſt jezt ſo warm: was würde ſie nicht geweſen ſeyn, wenn er ſie mir gleich ganz geſchenkt hätte?

Ich fühle es, ich kann nicht — nie kann ich zufrieden werden. Ich würde mir ja nicht ſelbſt mein Leben rauben, wenn nicht ein Wurm in mir läge, der für die jetzige und für die zukünftige Zeit mich naget, ſo wie er die vergangene mir als einen Abgrund vorſtellet, aus dem ich mich nur gerettet, um mich in einen neuen zu ſtürzen.

Ich habe den gröſten Theil meiner ſchlafloſen Nächte dazu angewandt, Ihnen einen Auszug des Tagebuchs aus meinem Leben zu liefern. Es war ſelbſt zu verwirrt, mit zu vielen Thorheiten durchwebt, als daß ich es ſo hätte laſſen können. Ich habe die traurigen Gedanken über die vorigen Zeiten hin und wieder beygefügt. Ueberſchlagen Sie es, wenn es Ihnen langweilig iſt. Leſen Sie es überhaupt nicht, wenn Sie nicht in der Stimmung ſind, Melancholie zu ertragen. Sie haben gewünſcht, es zu wiſſen. Ich habe dem Wunſche nicht länger widerſtehen wollen.

Amalie wird in der kommenden Woche Hochzeit haben. Ich habe ſchon gehört, daß Henriette dabey iſt, und ſo darf und ſoll mein Mann nicht dazu kommen. Ich will mir nicht eine neue Laſt aufladen, ehe ich muß. So lange bis ſie ſeine Frau wird, ſoll er ſie nicht ſehen. Sie, das Ebenbild meiner Nebenbuhlerinn, mit meinem Willen vor ihm? Nein, Freundinn, der Gedanke ſchon iſt Verderben.

Alſo werde ich krank ſeyn. Iſt es nicht traurig, daß ich zu einer ſolchen Verſtellung meine Zuflucht nehmen muß — daß ich Vergnügungen entſagen muß, die mir wirklich willkommen ſeyn würden, wenn ſie nicht ſo einen Stachel hätten, der mir ſie vergiftet, und in meinem Herzen eine Eiferſucht anfachen würde, die mir theurer zu ſtehen kommen würde, als dieſe Entſagung, dieſe Verſtellung, dieſe Krankheit, die immer, wenn ſie auch nicht körperlich iſt, meine Seele verzehrt?

Mein Mann, ach daß ich nie ihn anders fände! iſt äußerſt gefällig. Die Gelegenheit, ſeines Sohnes Glück zu feyern, ſchien mir ſchon üble Folgen zu verſprechen. Ich war faſt gewiß, er würde meiner über der Freude vergeſſen. Nichts weniger, meine Liebe. Mit der größten Aufmerkſamkeit ſuchte er mein Vergnügen zu befördern. Er trieb mich ſelbſt zu der Lebhaftigkeit auf, die ich durch die ängſtlichen Vorſtellungen verloren hatte, und eine Nacht war mir glücklich, die ich als verloren mir dachte. Ich liebe Zerſtreuungen. Sie wiſſen das von Jahren her, wo Sie die Geſpielinn derſelben waren; wie manche Nacht haben wir durchtanzt. Glückliche Zeit! wo kein Kummer meine Stirn umwölkte, keine Plage ſich mir nahete.

Damals lebten wir das ſchöne Leben — Die Jahre der Kindheit, die man ſich wegwünſcht, weil ſie einem zu kindiſch ſcheinen, und zu höherm Glücke ſich reif fühlt, ſind die beſten. Thörigt greifen wir nach dem Schatten, und laſſen das Wirkliche fahren. Iſt je ein Weib hiervon überzeugt worden, ſo bin ich es. Ich habe es ſo lebhaft empfunden, wie ſchwer die Zeit auf mir lag, die ich nach dieſen Jahren gelebt habe, daß ich einmal am Rande des Grabes ſagen werde: Nur ſechzehn Jahre waren es, die ich lebte, und von dieſen waren zwölfe die Jahre des Nichtbewußtſeyns. Das übrige iſt ein ſchwerer

Traum; erwache ich davon zum beſſern Gefühl, wohl mir dann!

Es iſt nicht anders möglich, meine Liebe, ich muß Ihnen traurig ſchreiben. Ich bin mehr von meinem Manne getrennet als ſonſt. Schon gereuet es mich, daß ich ihn beredet habe, das Amt anzunehmen, deſſen Arbeit ihn jezt von mir entfernt. Ich glaubte nur von ſeinen Kindern und den Gedanken an ſie ihn dadurch abzuhalten, und bedachte nicht, daß es auch mich mit treffen würde, was ich andern beſtimmt hatte.

Ich weiß nicht, ob ich Sie je wiederſehen werde, wenn Sie nicht zu mir kommen, meine Liebe. Das wäre noch ein Entſchluß der Freundſchaft. Darf ich hoffen? Kann ich erwarten, daß Sie Ihrer Freundinn dieſes Opfer bringen werden? Wenn Sie es können, ſo thun Sie es. Laſſen Sie uns noch einmal in der Zurückerinnerung an vorige Zeiten glücklich ſeyn, damit Ihre Freundinn vor ihrem gänzlichen Abſterben von der Welt ſich mit Ihnen freuen kann. Dies iſt der eifrige Wunſch

Ihrer

Friderike Frank.

Auszug aus dem Tagebuche Friderikens vor ihrer Verheirathung, von ihr ſelbſt.

Sie werden ſich, meine Beſte, eines Briefes erinnern, den ich nicht lange nach meiner Verheirathung an Sie ſchrieb. Ich meldete Ihnen damals, daß ich, nachdem ich von dem Lager aufgeſtanden, auf welches mich der Anblick meiner Siegerinn geworfen, mir vorgenommen, in der Einſamkeit meine Zeit zuzubringen. Ich fieng dies alſo an.

Ich kaufte mir ein Haus, welches mitten in einem kleinen Holze ſtand, das, ohngeachtet ſeines geringen Umfangs, von den hohen darin befindlichen Bäumen die fürchterlichſte Dunkelheit erhielt. Ich ſuchte mir es unter vielen in der Gegend aus. Es enthielt drey artige Zimmer, wovon ich zwey für mich wählte, und das dritte meinem Mädchen eingab. Ich hatte alles ſchwarz ausſchlagen laſſen. Nichts als was Melancholie ſtärken und vermehren konnte, war mir angenehm. Ich hatte den finſtern Blick der Schwermuth beſtändig in meinen Augen.

Mein Mädchen, die, ſo wie ich, lebhaft und an Zerſtreuungen gewöhnt war, nahm meine Erwartung an meinem Kummer Theil; und ſo ſehr ich ſie auch bat, ihre jungen Jahre nicht mit mir zu verweinen, ſo bat ſie mich doch mit heftigen Thränen, daß ſie mich begleiten dürfte. Ich habe nie eine ähnliche Liebe geſehen. Sie hat auch alle die Jahre meiner Verweiſung bey mir ausgehalten, und noch jezt, wenn ich ihr den Vorſchlag thue, daß ich ſie verſorgen will, ſo weint ſie, und ſagt: ſo lange ich lebe, ſey ſie verſorgt, und ſollte ich ſterben, ſo würde ich ſie auch nicht vergeſſen.

Wir beyde alſo hielten an einem Sonntage unſern Einzug in die Stätte, wo hernach meine Thränen nicht eher ein Ende geſehen, bis ich ſie verließ. Es war ein düſtrer finſtrer Tag. Der *Himmel*, ſagte ich zu meinem Lottchen, der *Himmel* iſt doch ſo gefällig, und lächelt auch nicht zu meinem Leide; denn, meine Liebe, ſchon das geringſte Lächeln um mich, da ich noch, um meine Sachen in Ordnung zu bringen, mit Menſchen umgehen muſte, machte mir Unruhe. Ich glaubte, alles ſpottete meiner.

Als wir ankamen, ſetzte ich mich in mein Zimmer, und weinte die bitterſten Thränen. Dies iſt alſo deine Brautkammer! Dies iſt das Glück, dem du entgegen giengeſt! Dies iſt der Ort, den der Geliebte deines Herzens durch ſeine Untreue dir bereitet, um ihn hier zu vergeſſen! Hier ſollſt du die letzte Empfindung eines Glücks, das du hätteſt beſitzen können, in Jammer verhüllen, und durch Kummer es aus deinem Herzen entfernen. Hier ſollſt du die Tiefe des Elendes recht fühlen, um aus dem Labyrinthe deſſelben einmal durch einen herrlichen Blick in die ſchöne Welt wieder zum Leben aufgemuntert zu werden.

Dies war eigentlich mein Vorſatz. Ich hatte den Mann ſo innig geliebt, ich war von ſeiner Untreue ſo tief gerührt worden, daß mir kein ander Mittel möglich ſchien, ihn zu vergeſſen, als wenn ich mich ins größte Elend ſtürzte, da denn ich einmal durch ein Ohngefähr Luſt zum Uebergange in die Welt, und das Vergeſſen meines Unglücks wiederzufinden hoffte. Ach! dieſer Uebergang in die Welt! ich fand ihn, aber faſt bereue ichs, daß ich ihn gefunden.

Denſelben Abend und die darauf folgende Nacht blieb ich in meinem Zimmer eingeſchloſſen, und mein innerer Schmerz hatte mich ſo zu Boden gedrückt, daß ich nicht daran dachte, mich niederzulegen. Ich ſchlief auch [illegible]. Ich gieng bald im Zimmer auf und nieder, bald ſtumpf von innerem Leiden ſezte ich mich wieder, und machte mir durch Thränen Luft. Ich hörte auch einigemal mein Mädchen vor meine Stubenthür gehen, achtete aber nicht darauf. Endlich gegen Morgen bat ſie mich flehentlich, aufzumachen. Sie hatte dickgeweinte Augen —

Um Gottes willen — legen Sie ſich, rief ſie weinend — Sie reiben ſich auf, meine theure Gebieterinn — Soll ich das Unglück haben, Sie hier ſterben zu ſehen? —

Ich ſahe ſie wild an, ich war ganz zerrüttet — aber ihr klägliches Wimmern machte, daß ich mir alles gefallen ließ. Ich ſchlief bald ein. Als ich erwachte, fand ich mich beſſer. Aber ich konnte kaum denken. Ich hatte in den erſten acht Tagen Lottchen immer bey mir. Sie verließ mich keinen Augenblick, als um mir das Nöthige zu bringen, denn ich konnte nicht aus dem Bette. Als ich wieder aufſtand, und meine Kräfte ſich geſammelt hatten, nahm mein inneres Leiden zu. Ich fieng an über alles nachzudenken. Ich dachte meine Nebenbuhlerinn in ihrem ganzen Glücke, wie ſie in den Armen meines Untreuen alle Wonne einer glücklichen Liebe ſchmeckte, und ich wurde durch meine ſchöpferiſche Einbildung zur äußerſten Wut gebracht. Ich knirſchte mit den Zähnen, und ſtieß meinen Kopf wider die Wand. Eine neue Unruhe für mein armes Lottchen. Sie war ſelbſt nicht ſtark, und doch wandte ſie alle Kräfte an, mich von den Thorheiten abzuhalten, die ich begieng.

Iſts denn möglich, rief ich, und ſahe ſie zärtlich an — iſts möglich, daß man noch Mitleiden mit mir haben kann? Gutes Lottchen, komm, du ſollſt die Gefährtinn meiner Seele ſeyn. Ich ſehe, du biſt mehr, als ein Menſch ſeyn kann, du biſt ein Engel — der mir treu blieb — biſt nicht wie der Falſche, der ſeine mir ſchon eigne Hand einer andern reichte.

Seit dieſem Tage war ſie meine Freundinn. Sie aß und trank mit mir, und ich liebkoſete ſie wie meine Schweſter.

Vier bange Wochen giengen ſo durch, ohne daß ich eine Beſchäftigung vorgenommen hätte. Meine Seele war allein in Arbeit, und mein armer Körper trug die Laſt davon. Faſt täglich hatte ich Schmerz, weil ich mich ſelbſt mißhandelte, und ich wundere mich noch, daß ich mit dem Leben davon gekommen.

Glaubſt du wohl, ſagte ich einmal zu Lottchen, daß es ein Glück für mich ſeyn würde, zu ſterben?

Nein, meine theure Gebieterinn, antwortete mir die liebe Seele, kein Glück für Sie, und keins für mich. Sie muſſen erſt nach dieſen kummervollen Tagen noch die Freuden des Lebens doppelt ſchmecken. Die Zeit wird Ihre Thränen trocknen, Ihre Wunden heilen, und Ihrem Schmerze ein Ende machen. Und dann wird Ihre Lotte ſich auch wieder mit Ihnen freuen, ſo wie ſie mit Ihnen trauren wird, ſo lange Sie trauren. Stürben Sie aber, ſo würde Ihre Lotte mit Ihnen ſterben. Wenigſtens fühl ich es tief, daß ich Sie nicht zu überleben vermöchte.

Glück für mich, antwortete ich — und wo das hernehmen? Ja wenn ich ſo ein gewiſſes Bild aus meinen Augen herausnehmen könnte, daß es nie ſich darin wieder darſtellte — denn — dann könnte es ſeyn. Aber ſo wird dies mich ewig verfolgen. Arme Friderike! hatteſt du denn nicht ſo viele Reize, daß du den Mann feſſeln konnteſt? Sie muß doch viel herrlicher ſeyn, als du — Wie oft ſagte dir der Untreue — du wäreſt ſo ſchön, daß man für dich ſterben könnte — er geizte nach deinem Beſitz — O Lotte, gieb mir einen Spiegel, daß ich die verächtliche Geſtalt ſehe, deren Frechheit zu lieben man ſo beſtrafen konnte.

Lotte brachte einen Spiegel.

Pfui des Affengeſichts, ſagte ich, das ihn nicht einmal halten konnte — und warf den Spiegel auf die Erde in tauſend Stücke.

Das arme Mädchen zitterte und fuhr zuſammen.

Hab' ich dich erſchreckt, liebes Lottchen? Sey nicht böſe auf mich, es war nicht mein Wille. Ich wollte dir nur ſagen, daß ich ein ſo elendes Geſicht habe, und in der Uebereilung — Erhole dich wieder, mein Lottchen, komm, ſetze dich aufs Bette. Sie ſträubte ſich ſehr, aber ich ließ nicht nach. Sie wurde aber ſchlimmer, und meine Angſt nahm ſehr zu. Ich lief mit ihr zur Thür hinaus. Ich war noch die Schwelle nicht übergangen; als ſie in die freye Luft kam, war ſie beſſer. Es war ein ſchöner Tag.

Komm, Lottchen, ſagte ich, wir wollen ein bischen ſpazieren. Erhole dich, erhole dich, mein Kind! Ich gieng mit ihr in den Wald. Der Anblick war majeſtätiſch. Die dicken Eichen ſtanden rings umher, wie die

Pfeiler eines Tempels, den ein grüner Teppich bedeckt. Der Tag ſtralte ſchwach herdurch, und gab nur ein düſteres gruftähnliches Licht. Der Wind liſpelte ganz leiſe in den obern Blättern. Bey allem dem Schatten war der Boden doch mit Blumen überſäet. Roſen und wilder Jasmin ſchlichen ſich um die Stämme der Bäume bis zu ihren Zweigen herauf, als ob ſie es thäten, um ſich auch in ihnen unbekannten Gegenden umzuſehen — zu ſehen, woher das Stralende käme, was ſie erquickte.

Wenn ſie empfinden könnten, ſagte Lottchen bey dieſer Anmerkung, wie müßten ſie ſich dann freuen, wenn ſie das Vollkommene, den Glanz, den dieſe Stralen auf alles wegſchießen, und der ihnen nur einen kleinen gebrochnen Punkt hereinfließen läßt, zu ſehen bekämen! O meine Gebieterinn, ſo werden auch Sie einſt wieder in die leuchtende Welt eingehen, und Ihren Glanz darin aufleben ſehen.

Nicht ſo, Lottchen, nicht ſo — ich habe ſchon zu viel gefühlt, um geringer zu fühlen, und es iſt eine Folge meiner Empfindlichkeit, daß ich hier ſo unglücklich bin. O hätte ich ihn ſo oft beym Wort gefaßt, als er mir ſagte: Jezt kommen Sie, Friderike, jezt iſt es Zeit. Ich will Ihnen nun alle Rechte einer Gebieterinn geben. Kommen Sie nur — Aber das waren mir gewiſſe Sachen. Nie wird er dich verlaſſen, dachte ich. Ach es kam anders! Er konnte mich vergeſſen. Das hätte ich nie gethan, nie hätte ich ihn aufopfern können.

Ich gieng mit Lottchen wieder hinein. Ich hütete mich von dem Augenblicke an vor ihr. Sie war ſehr empfindlich, und ſo konnte der kleinſte Schreck ſie außer ſich bringen.

Der Müßiggang fieng mir nun an läſtig zu werden. Den ganzen Tag hatte ich noch nie etwas anders gethan, als einige Zeilen aufgeſchrieben, deren Inhalt Sie hier ſehen. Ich fieng alſo an zu ſticken. Auch da verfolgte mich die Melancholie. Ich ſuchte lauter Trauergeſchichten auf, die ich einwirken konnte. Ich war ſehr fleißig. Alles aber, was ich arbeitete, beſtimmte ich zu Unterhaltung der Armen. Ich hatte ſchon ein halb Jahr geſeufzet und gearbeitet, als einmal ganz unvermuthet ein Menſch an unſere Thür kam. Wir hatten noch nie Beſuch gehabt, es war der erſte. Als wir aufmachten, war es ein recht gut gekleideter Mönch. Er gieng mit einem liebreichen Geſichte, das den Frieden zu verkündigen ſchien, zu uns ein. Gelobet ſey Jeſus Chriſtus! war ſein erſtes Wort.

In Ewigkeit! antwortete ihm freudig mein Lottchen, die eine Katholikinn war, und ſich freuete, einen Lehrer ihrer Religion zu ſehen.

Gott ſegne ihn! ſagte ich ihm, ganz entzückt über die Freude meines Lottchens. Es war in dieſer langen Zeit das erſtemal, daß ich etwas Vergnügen empfand.

Hier iſt's ſehr verändert, ſagte der Alte. Hier iſt die Traurigkeit eingezogen, wo die Redlichkeit ſonſt ihren Sitz hatte. Dies iſt immer auf eine Nacht eine Ruheſtätte für mich geweſen, und man glaubte, daß mein Beſuch Segen brächte —

Die Ruheſtätte, ſagte ich, ſoll wieder Ihre ſeyn — und der Segen bringt vielleicht auch Ruhe für mich mit.

Das wolle Gott, ſagte er, denn Sie müſſen deren bedürfen. Ich ſehe es aus den Augen, und leſe es in den Mienen. So viel Kummer in ſo jungen Jahren — und ſo ſchön, und hier einſam der Welt abgeſtorben!

Ich erzählte ihm meine Leiden.

Das iſt viel — viel Kreuz, ſagte er; aber Muth gefaßt! Wären Sie meines Glaubens, ſo wie die, meine Tochter, ſo wollt ich Ihnen ſagen, Sie ſollten in eine heilige Einſamkeit gehen, da würden Sie Troſt finden. Ruhe für Seelenleiden iſt da gewiß zu holen. Aber Sie ſind eine Proteſtantinn, und freylich Ihnen fehlen die Anſtalten. Ich will nicht ſagen, daß alle Klöſter nützlich, alle Bewohnerinnen derſelben gut ſind. Gar nicht! Man ſollte ſie auf ſolche Perſonen einſchränken, wie Sie ſind. Dann würden ſie wohl thun. Nun müſſen Sie freylich nach Ihren Einrichtungen ſolche Privatmittel zu Hülfe nehmen. Doch das thut nichts. Sie können hier ſo gut eine Heilige vor Gott werden, als dort. Er ſieht auf das Herz, nicht auf die Religion.

Ich wunderte und freute mich über den Mann. Gewiß einen ſo ruhigen Abend hatte ich noch nicht gehabt. Wir gaben dem guten Alten Eſſen. Nachher ſagte er uns Dank, und ſetzte hinzu:

Ich möchte doch wohl wiſſen, wo die beyden rechtſchaffenen Alten wären, die mich ſonſt hier bewirthet? Gewiß hat ſie der Ewige zu ſich gerufen, ſonſt hätten ſie dieſe Hütte nicht verlaſſen, die ihnen das Liebſte war.

Ja, ſagte Lottchen, das iſt ſo. Sie ſind beyde todt. Wenig Tage nach der Frau ſtarb der Mann. Sie ruhen nicht weit von hier unter einem Hügel, den ein friſcher Raſen deckt.

Nun ſo mögen ſie wohl ruhen, bis ſie erweckt werden von einer mächtigen Hand zu einem ewigen Leben, ſagte der Alte, und wiſchte ein paar Thränen aus ſeinen Augen. Sie waren mir werth; ſehr werth. Morgen, meine liebe Tochter, ſoll ſie mich hinführen, daß ich ſie noch einmal an dem Platze ihrer Ruhe ſehe. Es waren Glaubensgenoſſen von Ihnen, meine ſchöne Betrübte, aber redliche Leute. Sie werden ſchon froh auf uns herab ſehen.

Es war mir ſehr rührend, wie der Alte ſprach. Ich begleitete ihn in ſeine Kammer, die eigentlich Lotten gehörte, die aber jezt bey mir ſchlief. Er wünſchte mir mit einer guten Nacht Segen und Tröſtung vom Himmel.

Ich habe weder vorher noch hernach in meinen Trauertagen eine ſo ſchöne Nacht gehabt, als dieſe. Es war, als ob er für mich Ruhe gebracht hätte. Vorher war mein Schlaf ein beſtändiges Gemiſche von Schlummer und ängſtlichem Aufwachen geweſen.

Den andern Morgen gieng er zu dem Grabe ſeiner Freunde, und ich und Lottchen begleiteten ihn. Er ſetzte ſich neben dem Hügel nieder, ſtützte ſeinen weißen Kopf eine Zeit lang auf ſeine Hände, und ſchien zu beten. Alsdenn trat er auf. Ihr guten lieben Seelen, ſagte er, hier habe ich euch noch einmal Dank, lebhaften Dank für alle Liebe gebracht, die ihr gegen mich gezeigt habt! Euch habe ich ſo manche ſüße Stunde zu danken gehabt. Zu beten brauch ich nicht für euch, denn ihr waret im Leben ſchon heilig. Daß kein Frecher eure Gruft verletzen, kein Böſewicht eure Aſche ſtören möge — daß ihr in einer ſtolzen Ruhe ſchlafet, bis an den Tag der Erſcheinung — das iſts, was euer Freund euch wünſchet.

Und Sie, meine Liebe, ſagte er zu mir, Sie Bedrängte, werden ein Theil meines Gebets ſeyn, denn Sie bedürfen es noch. Ihr Vorſatz ſtehe feſte, daß Sie **Gott** in der Stille dienen, und ihm ein ſo ſchönes Leben mit Heiligkeit weihen mögen.

Und du, meine Tochter, daß du einer Jammernden folgteſt, das wird dir Segen auf jedem deiner Tritte geben. Verlaß nicht die Betrübte, und nimm dich ihrer an in ihrem Jammer, ſo wird ſich auch deiner der Herr annehmen in Ewigkeit.

Er drückte unſre Hände, und ſagte: Wenn ich übers Jahr noch lebe, ſo komme ich wieder, und will Ihnen wieder meinen Segen geben.

Er gieng, und wir weinten dem alten Redlichen nach. Er iſt nicht wiedergekommen, und alſo vermuthlich aus dem Jammer dieſer Welt befreyet. Ich hatte damals den feſten Vorſatz, hier mein Leben zu beſchlieſſen, ſo hatte mich ſeine Ermahnung gerührt.

Indeſſen vertrieb das Andenken an meinen Untreuen, und ſein Bild, das meine Seele nicht verlaſſen wollte, bald dieſen rührenden Auftritt, und meine Angſt nahm wieder zu. Ich hatte ihm alle meine Arbeit mitgegeben, um ſie zum Beſten der Armen anzuwenden. Ich arbeitete alſo aufs neue. Es ſchlichen wieder zwey Jahre dahin, ohne daß ich einigen Troſt hatte.

Am Ende des dritten vermehrte ſich mein Uebel durch einen Zufall. Einer meiner Verwandten hatte meine geheime Wohnung erfahren. Er kam zu mir, um mich zu bereden, wegzugehen. Er erzählte mir, daß meine Siegerinn zwey ſchöner Kinder ſich erfreute,

und

einig und vergnügt mit ihrem Manne
. Schon war ich auf dem Wege gewe-
zu wanken. Dies beſtimmte mich. Ich
lte dieſen Triumph nicht anſehen. Ich
mir von ihm das heiligſte Verſprechen
n, daß er niemanden meinen Aufenthalt
ecken wollte, und ſelbſt auch nie wieder-
nen würde. Ein Geſchenk bewog ihn
ich dazu. Ich verachtete den geizigen
ſchen. Er mußte noch denſelbigen Tag
n; ich wollte ihn keine Nacht beherber-
wollte die Stelle des ehrlichen Mönchs
durch ihn entweihen. Er iſt hernach
r Land gegangen, und man hat nie et-
von ihm erfahren.

ieſe Nacht war eine meiner ſchlimmſten.
brachte ſie von Angſt gedrängt auf dem
ten Erdboden zu, und Lottchen ſaß bey
und weinte. Ich ſtellte mir das Glück
er Nebenbuhlerinn in ihren Kindern und
rem Manne vor. Der Gedanke quäl-
ch mehr als jemals, daß ich dies alles
könnte. Halb erſtarrt leitete mich
hen gegen Morgen in mein Zimmer.

en Tag darauf bekam ich durch den ein-
Freund, der von meinem Aufenthalt
richt und Kenntniß hatte, den dritten

Brief von Franks Frau. Zwey derſelben hatte ich ungeleſen ins Feuer geworfen, und dies auch meinem Freunde gemeldet. Zugleich ſchrieb ich äußerſt bitter, ich wollte nichts mit derjenigen zu thun haben, die mein Glück untergraben, und das elendeſte Geſchöpf aus mir gemacht hätte.

Diesmal war ich von dem geſtrigen Angriff noch matt und ermüdet. Ich hatte alſo nicht die mir gewöhnliche Hitze. Lottchen, die auch vielleicht vermuthete, daß ich etwas Beruhigung in dem Briefe finden möchte, gab mir ihn nicht gleich, und ſtellte mir vor, daß ich vielleicht darin eine Nachricht finden möchte, wer eigentlich der Urheber dieſer Untreue geweſen.

Das munterte mich auf — Noch einen Menſchen als haſſenswürdig zu kennen, war mir willkommen; denn je mehr deren waren, deſto weniger hatte ich Urſache, es zu beweinen, daß ich von ihnen mich entfernt. Ich öffnete alſo den Brief, den ich hier mit beylege.

„Unglückliche Freundinn!

„Ob ich gleich das Schickſal meiner vorigen Briefe weiß, ob ich gleich überzeugt bin, daß dieſem ein Gleiches bevorſteht, ſo iſt es

ch meine Pflicht, alles zu verſuchen, um
hnen wenigſtens es deutlich zu machen, daß
ie eine wahre Freundinn mehr haben, als
ie glauben. Vielleicht trifft Sie einmal
er meiner Briefe in einer guten Laune.
elleicht öffnen Sie ihn dann, und finden,
s Sie gewiß nicht vermuthen, ein Herz,
s Ihnen gern das aufopfern wollte, was
Ihnen unwiſſend raubte, wenn nicht Recht
Geſetze es verböten.

„Ich fühle es tief, wie Sie gekränkt ſind,
r ich habe es nicht eher gewußt, bis ich
Sie ſelbſt geſehen; und die ängſtliche Mie-
die Sie damals zeigten, werde ich alle-
vor meinen Augen lebhaft behalten. Mein
t! ſagte ich gleich, da wir vor Ihnen
über waren, zu meinem Manne, was iſt
für ein Frauenzimmer, und warum ver-
en Sie ihr die gewöhnliche Höflichkeit?
habe ſie nicht bemerkt, ſagte er zerſtreut.
ſchwieg. Es war nicht die Zeit, ihn auf
erien zu bringen, die ihm unangenehm
nen. Aber meine Unruhe verließ mich
. Wenige Tage nachher breitete ſich
Gerücht Ihrer Krankheit aus, und mit
erfuhr ich Ihre Verbindung mit meinem
ne. Ich erſchrack ſo ſehr davor, daß ich

in Vorwürfe ausbrach, und ſowohl ihn als ſeinen Bruder, der mir ihn zugeführt, hart anließ. Hätte ich den kleinſten Wink davon gehabt, ſo war meine Seele zu rein, als daß ich irgend einer, die ältere Rechte an ihn hatte, in den Weg hätte treten ſollen.

„Ich will hiervon nichts mehr ſagen. Glauben Sie dieſen Worten nicht, ſo werden Sie auch alle Betheurungen nicht achten, die ich hinzuthun könnte.

„Mein Schickſal erlaubte mir nicht, etwas für Sie zu thun, und alſo war Geduld und Hoffen auf Ihre Beſſerung das einzige, was mich tröſtete. — Daß ich litt — daß ich fühlte, iſt gewiß.

„Meine bisherigen Verſuche ſind alle vergebens geweſen. Möchte dieſer gelingen; möchten Sie Unglückliche doch ein unwiſſend geſchehenes Unrecht vergeben! Möchten Sie ſich doch entſchließen, ſich wieder der Welt, und einem Glücke, das Ihren Vorzügen gewiß bevorſteht, zurückzugeben! Wenn Sie ſich nicht ſcheuen, mein Haus zu betreten, ſo werden Sie in die Arme der wärmſten Freundſchaft aufgenommen werden.

„Mehr kann ich nicht bitten. Ihr Herz muß ſich ſelbſt prüfen. Eine bejahende Antwort wird unendlich erfreuen

Ihre
bekännte Freundinn.“

Ich hatte es geleſen, und es war in meiner Seele dumpf, wie vorher. Sie hatte ſich gerechtfertigt — Mir war kein Troſt daraus erwachſen. Im Gegentheil, ſie war glücklicher dadurch geworden — ich unglücklicher. Sie hatte nun die Vergebung erlangt, die ſie wünſchte; ich war gezwungen, ſie meiner erſten Feindinn zu geben, wenn ich nicht wider Empfindung und Religion handeln wollte. Ich durfte nun ſie nicht einmal mehr haſſen, die mich ſo ſehr beleidigt hatte.

Der Bruder war es alſo, der mir den Stich bereitet. Vielleicht auch unſchuldig! Wenn er doch auch ſo ein Briefchen ſchriebe, und dann mein Untreuer auch mit einer Klage von Reue, mit einer Bitte um Vergebung angeſtiegen käme, ſo hätten ſie mich doch alle hübſch vom Halſe, und könnten meines Elends und meiner Leiden lachen, hätten meine Vergebung, und bekümmerten ſich viel um ihre Schuld. Nein, liebes Lottchen, keinen Brief mehr, wenn du mich liebſt.

Das

Das arme Mädchen hatte es gut gemeynt. Aengſtlich ſaß ſie auf meinem Bette, meine Hand in den ihrigen, die ſie mit Thränen netzte, und unaufhörlich küßte. Ich ließ ſie aber nicht lange leiden. Dieſe, meine Freundinn, dieſe kann ſtolz über alle andere wegſehen, dieſe kann ſich brüſten und ſagen: Ich bin es, die einer Unglücklichen meine Jahre opferte, um ſie zu tröſten.

Wie konnte man mir das Haus anbieten, wo jede Minute mir einen neuen Anblick der Kränkung dargeſtellt hätte?

Ich beantwortete den Brief gleich den andern Tag. Ich ſchrieb, daß es der erſte geweſen, und der letzte ſeyn würde, den ich geöffnet, daß ich ihr als unſchuldig von ganzem Herzen vergebe, daß aber ich ſie nie lieben könne — Ihrem Bruder und Ihrem Mann würde ich nur dann vergeben können, wenn ein Ruf des Todes mich an den Rand der Gruft bringen würde; ſo lange müßten ſie die Folgen meines gerechten Haſſes tragen, der auf ſie gewiß ſchwer ruhen müßte. Ich ſchrieb ihr, daß, wenn ſie die Größe meiner Leiden kennte, ſie gewiß davor zurückbeben würde. Ich bat ſie zuletzt, nie wieder an mich zu ſchreiben, noch es zu leiden, daß einer der

Ihrigen an mich ſchriebe; denn keinen Brief
werde ich öffnen, der mir ein ſo lebhaftes
Zeichen des Glücks geben könnte, in welchem
diejenigen lebten, unter deren Füße ich getre-
ten. Das ſetzte ich hinzu, als ich ſchloß,
und ſagte noch, daß fürs erſte blos ſie an
meiner Vergebung Theil hätte.

Nach dieſem hatte ich Ruhe. Ich gewöhn-
e mich ans Leſen, und gemeiniglich muſte
Lottchen mir bey meiner Arbeit vorleſen. Im
Sommer giengen wir durch das Holz. Ich
ann wohl mit Wahrheit ſagen, daß ich in
en erſten ſieben Jahren nicht aus dem Holze
ekommen, daß ich alſo kein völliges Licht
er Sonne geſehen. Ich habe auch nicht ein-
al den Wunſch gehabt, hier wegzugehen.
onntags beſuchten wir das Grab der bey-
en Alten allemal. Wir hatten den Hügel
it Blumen umgeben. Es war der einzige
rt, wo die Sonne etwas freyer ſchien, weil
etwas höher lag.

Ich wundere mich nur, daß wir in dieſer
anzen Zeit ſo ſicher wohnten. Täglich gien-
en Reiſende durch den Wald. Alle Dürf-
ge kamen vor unſere Thür. Alle empfiengen.
lle giengen ehrfurchtsvoll für unſern trau-

renden Anblick wieder weg. Dank haben wir reichlich geärndtet.

Es waren ſchon ſieben Jahre vorbey. Sieben lange Jahre, meine Liebe, hatte ich durchweint, ohne Hoffnung ſie durchweint. Ich fieng es an zu fühlen, daß ich ihn vergeſſen konnte. Glauben Sie mir, ich vergaß das Unrecht, das er mir gethan, und ich fieng an ihn wieder zu lieben. Es war eine Veränderung in mir, die ich mir nicht zu erklären wußte. Vorher hatte ich ihn gehaſſet, ich hatte ihm geflucht. Er war mir der verabſcheuungswürdigſte Menſch geweſen, deſſen Untreue alle Strafen des Himmels verdiente.

Jezt ſegnete ich ihn, ich ſeufzete nach ihm, ich wünſchte ihm alles Gutes, wie ſeinen Anblick. Ich gieng zuweilen im Walde umher, und rief ſeinen Namen laut, als ob ich ihn zwingen wollte, zu mir zurückzukehren.

Ich war nicht weniger unglücklich als vorher. Ich warf mich eben ſo ſehr auf meinem Bette nach ſeinem Beſitz, als ich es über ſeinen Verluſt gethan hatte. Ich ſuchte den Schlaf vergebens.

Sie werden mit ſo vielen andern, meine theureſte Freundinn, denken, daß ich eine

Thörinn geweſen, daß ich nicht unter Menſchen gegangen. Aber es war nicht ſo. Ich fühlte den Hang, wie ehedem, mich zu zerſtreuen. Ich habe auch, kurz nachdem ich dieſe Aenderung erfuhr, einen Verſuch gemacht. Ganz unbekannt bin ich in der Stadt geweſen. Drey Tage habe ich mich ſtärker gequält, als je. Ich hatte ſein Bild ſo tief in mir, daß es mich allenthalben verfolgte.

Glauben Sie mir es, meine Theure, der erſte Eindruck, den er auf mich machte, iſt es geweſen, der mir dieſes ganze Unglück zugezogen. Er kam in einem Zeitpunkte, wo ich eben in den Jahren des erſten eignen Gefühls die ganze Stärke der Empfindung noch zuſammen hatte.

Am dritten Tage meines Aufenthalts in der Stadt ſahe ich ihn aus dem Fenſter. Er gieng vorüber. Ich ſchrie laut, und fiel Lottchen in die Arme. Nun war meines Bleibens nicht mehr, ich mußte zurück. Ich glaubte in meine Ruheſtätte zu kommen, als ich wieder hier war. Ich hatte in ihm noch ganz den Mann geſehen, der ſich mir zum erſtenmal darſtellte. Ich hätte es wiſſen ſollen, daß mir dies begegnen, und daß es ſchlimme Folgen auf mich haben würde.

So hat er mich ganz vergeſſen? klagte ich gegen mein Lottchen. Freude im Blicke, und Heiterkeit ganz in ihm, gieng er vorüber, indeſſen daß Friderike, einſt ihm werth, am Fenſter trauerte. Er ſahe mich nicht, Lottchen. O hätte er mich ſehen können, vielleicht wäre Rührung in ſeine Seele gekommen. Vielleicht hätte er aufgeblickt und geſeufzt. Und dieſer Seufzer — nur ein Seufzer wäre mir willkommen geweſen. Nun ſehe ich ihn nicht wieder. Ach Lottchen! ich ſehe ihn nicht wieder.

Wäre ich nicht damals mit meinen Gedanken in einer ganz andern Sphäre geweſen, ſo würde ich mir es glaubwürdig machen können, daß es ein Spiel meiner Einbildung geweſen. Denn auch nicht einer ſeiner Züge hatte ſich verändert. Nach einem faſt zehnjährigen Alter. — Aber ſo war ich ganz mit meinen Gedanken von ihm entfernt. Ich bewunderte eben die Pracht eines ſchönen Hauſes, und dachte in meinem Schmerz, ob es nicht möglich wäre, auch alles zu überwinden, was mich drückte, und die Bequemlichkeiten der Welt zu genießen. Ich wollte mit einem Funken Empfindung gegen das Vergnügen mich umdrehen, um es Lottchen zu ſagen, und ſiehe da, er war es, der alles in mir erdrückte; zum zweytenmal mich in das Nichts zurückwarf.

Ich kann Ihnen, meine Liebe, unmöglich alles das ungeräumte Zeug abſchreiben, was ich damals ſchrieb. Wut und Tollheit war in mir, und regierte viele Monate in meiner Seele. Wie oft hat mir das gute Lottchen das Leben gerettet! Sie war auch für mich eine Urſache des Lebens.

Ich habe in dieſem ſich wieder an Elend auszeichnenden Jahre ſo viel gelitten, als in den ſechs vorigen. Indeſſen war mir es doch immer angenehm, daß ich ihn wieder geſehen, daß ich mir das Bild desjenigen vorſtellen konnte, den ich geliebt hatte, den ich noch liebte, und auf den ich meine Anſprüche noch einſt nach dieſem Leben zu behaupten mir vornahm. Ich will Ihnen nicht ſagen, meine Liebe, was für eine Idee ich mir davon bildete. Sie würden mich nur auslachen. Sie war indeſſen dem Zuſtande meiner Seele angemeſſen, und es war ein Syſtem, das, wenn es ſchon nicht in die Welt gebracht werden durfte, nach meinen damaligen Gründen alle Wahrſcheinlichkeit vor ſich hatte. Aus Noth ergriff ich die

Philoſophie, weil mich die Antagoniſtinn derſelben verſchmäht hatte.

An einem ſchwülen Abend, den wir an dem Grabe unſrer redlichen Alten zubrachten, hörten wir von weitem ein klägliches Geſchrey. Lottchen beredete mich, ihm nachzugehen. Ich wollte lange nicht. Laß Unglückliche, ſagte ich, mit ihrem eignen Unglück kämpfen, wir haben des unſrigen genug — Nie wird man dadurch minder elend, daß man andern das ihrige abnimmt —

Oft, meine Theure, war ich in einer ſo kläglichen Laune: aber dann, ich verſichere es Ihnen, dann fühlte ich mich ſelbſt nicht; und könnte mich alſo wohl das Unrecht verdammen, das ich dann dachte? (Selten that ich es.)

Lottchen ließ nicht zu, daß ich es diesmal that. Ich mußte mit ihr gehen. Wir fanden ein kleines Kind, ohngefähr zwey Jahr alt, ganz allein. An deſſen Bruſt war mit einer Stecknadel ein Zettel feſtgemacht, auf welchem ich las: Gott mag dich verſorgen, der dich gab, ich kann es nicht.

Lottchen nahm es auf. Ja, Gott hat dich verſorgt, ſagte ſie. Sehen Sie, meine beſte Gebieterinn, daß es nicht unbelohnt bleibt. Welche Freude für uns, dies Kind zu retten!

Ich dachte nicht ganz ſo. Mein Murren hatte ſich noch nicht gelegt -- Warum konnte Gott dich denn nicht auch aus dem Elende retten, worin du biſt?

Indeſſen trug Lottchen Sorge für das Kind. Sie brachte mir es den andern Morgen aufs Bette, und es lächelte mich ſo froh an, als ob es ſeine Mutter gefunden hätte. Das rührte mich innigſt. Ich hatte in dem Augenblick eine warme Liebe zu dem Kinde gefaßt. Hat Gott dich mir gegeben, um mich zu tröſten, ſo ſollſt du auch die ganze Aufmerkſamkeit meines Lebens haben. Ich will dich von ihm als ein Geſchenk annehmen, und will dich ſo verſorgen, daß du gewiß nicht nöthig haſt, deiner rechten Mutter um Brod in die Arme zu laufen.

Das liebe Mädchen ſtreckte die kleinen Hände nach mir aus, und ſchlung ſie um meinen Hals, als ob ſie mir Dank ſagen wollte. Ich gab ſie Lottchen zurück. Sie weinte. Dieſer neue Beweis von Zuneigung nahm mich ganz für ſie ein. Ich befahl Lottchen, alles anzuwenden, was zu ihrer Pflegung nöthig wäre. Ich glaubte nun einen Troſt gefunden zu haben, der mir alles bisherige Leiden vergeſſen machen könnte. Ach! ich irrte mich wieder.

Indeſſen giengen vier Wochen mit zunehmender Ruhe für mich hin. Mein kleines Marthchen, ſo war ihr Name, der auf der andern Seite des Zettels ſtand, erfüllte alle Stunden, die ich nicht mit Weinen und Klagen zubrachte. Sie verſüßte mir wenigſtens etwas. Sie lallte mir den Mutternamen entgegen, der mir ſo ſüß aus ihrem Munde war, und ich nannte ſie freudig meine Tochter. Ich gewöhnte mich ſo ſehr an ſie, daß, wenn ſie nur munter war, ich meine Leiden vergaß. Schlief ſie, ſo quälte mich der Kummer wieder.

Lottchen ermunterte ſich ſehr durch dieſes kleine Geſchöpf. Ihre Thränen ſtanden, und wenn ich weinte, ſo fieng ſie an mich zu bitten, daß ich aufhören möchte. Sie ſtellte mir des Kindes Glück vor als das meinige; ſie unterhielt mich mit Vorſchlägen, es zu erziehen, und dieſe Einöde zu verlaſſen, um mich ganz dem kleinen freundlichen Geſchöpf zu widmen.

Sie hätte gewiß durchgedrungen, wenn der Himmel es nicht anders beſchloſſen hätte.

Ich ſollte härter geſtraft werden. Mein Liebling wurde krank. Matte Augen verkündigten mir es, und täglich ſah ich es abnehmen. Ich ängſtete mich darüber, wie über den Verluſt aller meiner Glückſeligkeit. Zum erſtenmale mußte ich Menſchenhülfe begehren. Ich ließ einen Arzt kommen. Er war ein freundlicher, liebreicher Mann. Er bebte zurück, als er in mein Zimmer trat, und mich in dem beklagenswürdigen Zuſtande ſah. Ich ſchwamm in Thränen, und hieng über dem Bette des Kindes.

Müſſen Sie hier wohnen? redete er mich an — Müſſen Sie in dieſe ſchreckliche Einſamkeit vergraben ſeyn? Alles um Sie herum verräth es mir nicht — Sie müßten denn grauſame Verwandte haben, die Sie hier feſt hielten.

Fragen Sie mich nichts, antwortete ich ihm. Wenn Sie Barmherzigkeit haben, ſo retten Sie mein Kind.

Er ſchwieg, und unterſuchte die Krankheit. Ich ſahe ihm die Gefahr aus den Augen an, und zitterte vor ſeiner Entſcheidung.

Wir wollen ſehen, ſagte er, hier kann ich nichts verſprechen.

Ach! es war ſchon das Todesurtheil, das durch meine Seele bebte — Ich ſetzte mich im ſtillen Jammer aufs Bette und weinte.

Darf ich ein Wort für Sie ſprechen? ſagte er, Ihre Betrübniß reibt Sie auf — Sie müſſen. Sie müſſen ſich mäßigen.

Ich ſagte ihm, daß mein Kummer ſo vielfach ſey, daß er keine Linderung erwarten könne — Alſo für mich geben Sie keinen Rath? Sie haben kein Mittel dafür? Thun Sie, was Sie können, für dieſen armen Wurm, der meine Glückſeligkeit ausmacht.

Ich nahm ſie auf meinen Arm. Sie lächelte mich matt an, und ſtrich mit ihren kleinen Händen meine Wangen. Könnteſt du doch leben, ſeufzte ich, damit ich dich glücklich machen könnte! Liebe Mutter — lallte ſie, als ob ſie mich verſtände.

Er ſtand gerührt auf. Ich werde täglich wiederkommen, ſagte er, und das Weinen war ihm nahe. Ich will ſie retten, wenn menſchliche Kunſt ſie retten kann.

Er hielt ſein Wort. Er brachte halbe Tage bey dem Bette des Kindes zu. Aber ſeine Bemühung war fruchtlos —

Sein Mitleiden, ſein dringendes Anhalten bewog mich, meine traurige Geſchichte zu erzählen. Er wurde der Vertraute meiner Leiden.

Was hätte ſich ein Mann von dieſer Liebe verſprechen können? ſagte er oft.

Und jedesmal dachte ich an meinen Untreuen. Wie hätte ich ihn lieben, wie hätte ich ihn auf den Händen tragen wollen!

Zuletzt ſprach er mir alle Hoffnung zum Leben des Kindes ab. Mein Wehklagen wurde betäubend, und ich wunderte mich, daß er ſeine Beſuche fortſetzte. Die letzten Tage, da er den Tod des Kindes fürchtete, gieng er gar nicht weg. Er hatte es Lottchen geſagt, daß er auf den Fall auch für mich fürchtete. Drey Monate hatte das Leiden dieſes kleinen Geſchöpfes gewährt. Auch nicht einen Laut, nicht ein Zeichen der Ungeduld hatte es in der ganzen Zeit von ſich gegeben; immer mit Augen der Liebe in die meinigen geſehen, und mir geliebkoſet.

Seine Stunde war gekommen — Es ſaß auf meinem Schooße, und ſchlummerte. Auf einmal erwachte es, ſchlug die halbgebrochenen Augen gegen mich auf, legte beyde Hände auf meine Bruſt, und nach einem tiefen Seufzer war es erlöſet. Er ſahe es, der edle Mann; Thränen liefen über ſeine Backen,

cken. Er nahm es von mir, indeſſen daß ich todt hinfiel.

Alle ſeine Bemühung war nun auf mich gerichtet. Ein Aderlaß brachte mich zu mir ſelbſt. Die Natur war nicht ſo gütig gegen mich, daß ſie mir den erſten Schmerz durch eine Betäubung hätte erſparen ſollen. Ich fühlte ihn ganz. Ich kam nicht vom Sarge meines kleinen Lieblings. Ich ſahe ihn ſelbſt in die Gruft neben die beyden guten Alten legen, und gab noch einen Strom von Zähren ihm ins Grab mit. Mein Lottchen war auch ganz außer ſich. Sie fühlte es, daß mein und ihr ganzes Glück mit dem Kinde aufhörte.

Nach acht Tagen, die wir beyde in Weinen und im Andenken an das arme Kind zugebracht, und die uns Jahre des Kummers geſchienen, kam der edle Arzt wieder.

Ich habe es nicht länger aushalten können, ſagte er, ſonſt wäre ich geblieben. Ich habe dieſe Tage zu meiner Erholung anwenden müſſen. Ich habe für das Leben anderer Menſchen zu ſorgen. Verdenken Sie mirs nicht, daß ich Sie in Ihrer traurigen Lage verließ.

Alſo haben Sie mich nicht vergeſſen? antwortete ich ihm; das iſt gut, das iſt ſchön — o wie wenig bin ich dieſe Menſchlichkeit gewohnt! Ich ſprach viel von der Krankheit des Kindes, und erſt jezt ſagte er mir, daß er bey dem erſten Beſuche ſchon geſehen, daß das Kind nicht leben würde, und acht Tage hernach gewiß davon überzeugt geweſen wäre.

Als er weggieng, wollte ich ihn bezahlen. Behalten Sie das, ſagte er, nicht als ob Sie es nicht entbehren könnten. Das Gegentheil weiß ich; aber ich brauche es nicht. Und für Ihre Freundſchaft habe ich nicht genug gethan. Das einzige, was ich Sie bitte, iſt, daß ich, ſo oft ich will, zu Ihnen kommen, und Ihrer Traurigkeit einige Linderung geben kann.

Kommen Sie, ſo oft Sie wollen, ſagte ich, und drückte ihm freundſchaftlich die Hand; Sie ſind mir immer willkommen. Scheueten Sie ſich doch nicht, meine bittre Klagen zu hören, und flüchteten nicht vor meinen Thränen — Sie ſind ein edler Mann, dem niemand ſeine Thür verſchließen kann.

Er dankte mir herzlich. Nun hatte ich ſchon zwey Bekannte. Der Prieſter, der den Segen über den Sarg meines Kindes ſprach, hat mir mit ſo viel Liebe begegnet, als der

Arzt. Sein Troſt war nicht in der allgemeinen Art. Er iſt ein fühlender Mann, in deſſen Herze die Freundſchaft und das Mitleiden regiert. Er hatte mir vieles erklärt, was ich mir ſelbſt zu erklären nicht fähig war.

Von nun an beſuchten mich beyde fleißig. Einer nahm ſo vielen Antheil daran, mich zu beruhigen, als der andre. Wie konnte es wohl einem gelingen, da mein Herz nur voll von dem Bilde eines Mannes war, den Ich daraus nicht verdrängen konnte! Mein Jammer dauerte fort. Ich fand meinen einzigen Troſt darin, daß ich täglich meines Kindes Grab beſuchte. Ich ſtellte mir ſeine kleine Liebkoſungen da täglich vor. Ich fieng an zu fühlen, daß ich durch daſſelbe mein Leiden hätte vergeſſen können, und ich murrete innerlich darüber, daß auch dieſes kleine Geſchenk mir wieder genommen war.

Eines Tages ſaß ich mit Lottchen allein, als der Arzt eintrat. Er war ſchwermüthig, trauriger als er ſonſt zu ſeyn ſchien. Lottchen gieng hinaus, und er ſetzte ſich zu mir.

Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, was mir auf meinem Herzen ſchon lange lag. Ich habe mir ein Glück darin gedacht, wenn ich Sie ruhiger ſähe; ich habe bisher geglaubt, es ſey nur für Sie, daß ich dieſes empfände. Ich fühle nun das Gegentheil. Ich bin überzeugt, daß ich auch um mein ſelbſt willen vielen Antheil an Ihrem Schickſale nehme. Sollten Sie ſich wohl entſchließen können, dieſe Einſamkeit zu verlaſſen, und mit einem Manne in Verbindung zu treten, der es für das größte Glück hält, von einer Frau geliebt zu ſeyn? Ich weiß, daß ich dieſes nicht ſagen ſollte, und Ihr täglicher Schmerz benimmt mir alle Hoffnung, daß meine Bitte wird erhört werden. Allein ich muß das um meinetwillen thun — Ich muß wenigſtens die Gewißheit haben, daß Sie nicht wollen.

Ich entſetzte mich anfangs hierüber, aber die Beſcheidenheit des Mannes machte mich gleich wieder gut.

Wie gütig ſind Sie, antwortete ich ihm, daß Sie nicht als Pflicht das von mir verlangen, was ich Ihnen nie geben kann! Sie thun ſich und mir eine Wohlthat, wenn Sie dieſes Nein, das ich Ihnen mit ſo viel Entſchloſſenheit ſagen muß, annehmen, ohne ſich darüber zu betrüben. Ich, mein Herr, bin in dem Falle, daß ich nie wieder lieben kann, weil ich — ich geſtehe meine Schwachheit, weil ich noch liebe, noch den Mann als den einzigen betrachte, dem ich mich je ergeben könnte, der ſo untreu gegen mich war. Sie, mein Herr, ſind ſo ſehr gefühlvoll für die reine Liebe, daß es Ihnen Pein ſeyn müßte, eine Gattinn zu haben, die nicht alle ihre Aufmerkſamkeit Ihnen ſchenkte, die Ihnen vorſeufzen könnte, daß ſie den Mann beweine, den ſie nicht habe. Alſo iſt dieſes gar nicht möglich. Ich werde Sie als Freund lieben, als Wohlthäter ſchätzen; und wenn Zutrauen und zärtliches Andenken Ihnen werth iſt, ſo ſey dieſes Ihnen von mir auf immer geſchenkt.

Dank auch dafür! antwortete er mir. Nicht im geringſten wundere ich mich über dieſe abſchlägige Antwort. Sie war meinem Herzen ſicher, allein ich wollte auch geſichert ſeyn, daß ich nichts verſäumet habe. Ich habe nun alles für mich gethan, ich kann mich immer erinnern, daß es eine Unglückliche gab, die mit ihren Vorzügen die meinige geweſen ſeyn würde, wenn ſie nicht unglücklich geweſen wäre. Der Eindruck aber, den Sie gemacht haben, wird nicht vergehen, und es wird mir nie einfallen, einem andern Frauenzimmer zu ſagen: ich liebe ſie. Sie ſollen meine Hochachtung auf ewig, ſo wie mein Herz, beſitzen.

Auch der Mann hat Wort gehalten. Noch iſt er ledig. Noch immer verſichert er mich ſeiner Liebe, und ich weiß, wäre er der erſte geweſen, der Eindruck auf mich gemacht hätte, wir wären das glücklichſte Paar geworden.

Lottchen, als ſie die Sache hörte, weinte —

Nun, und warum? fragte ich —

Sie haben auch den Mann unglücklich gemacht. Er liebt Sie gewiß, und einige Wochen würden Ihnen bald den Untreuen vergeſſen gemacht haben. Er dauert mich.

Ich ſchwieg dazu. Ich kann nichts dafür, daß ich mein Herz nicht bändigen kann. Unmöglich iſt es mir. Ich habe mir alle Mühe gegeben. Meine Seele kämpfte einmal viele Tage mit dem Unterdrücken ſeines Andenkens: allein alles war vergebens. Empor ſchlug die Flamme für ihn — wie ſie bey einem gedämpften Feuer der kleinſte Zug aufjagt, und mit ihrem Aufſteigen war alles vorbey, was widerſtrebt hatte.

Eins erlangte doch der würdige Mann von mir. Alle Sonntage in der folgenden Zeit brachte ich bey ihm zu. Ich beſuchte die lehrreichen Reden meines andern Freundes — und ich wurde erbaut. Ich wurde eine Fromme — allein Trauer ſchwebte über mir, wie eine dichte Wolke das Licht der Sonne verſteckt, und verbarg mir alle Freuden. Zuweilen ſchimmerte ein Strahl hindurch, aber ſchnell verlor er ſich wieder. Aus der Kirche gieng es allemal zu meinem freundlichen Arzte, und hier wurde ich empfangen wie in einem Paradieſe. So ſchwer auch immer mein Herz war, ſo grauſam wäre es doch geweſen, ihm nicht liebreich zu begegnen, ihm nicht etwas von der Betrübniß aufzuopfern, die mich drückte.

Ich war alſo immer gefällig, und hier war es, wo ich manchen Abend vergaß, daß ich ſo ſehr unglücklich war. Seine unterhaltende Geſprächigkeit, ſeine Aufmerkſamkeit auf jeden meiner Wünſche, die lehrreichen Unterredungen des Prieſters, der immer zugegen war, waren mir ſo neu, ſo hinreiſſend, daß ich dann und wann recht froh zu ſeyn glaubte; aber wenn ich es am meiſten war, ſo war auch immer ein recht tiefes Gefühl des Schmerzes nahe, und aus dem Grunde wünſchte ich mir oft dieſes nicht zu haben, dieſer Veränderung gar nicht mich auszuſetzen. Nur Gegengefälligkeit gegen ſo gütige Menſchen brachte mich dazu.

Sehen Sie, meine Freundinn, ſo unglücklich war Ihre Friderike, daß ſie nicht einmal eine glückliche Stunde ſich wählen durfte, aus Furcht, eine weit unglücklichere möchte ihr nachfolgen. Lottchen, das gute Lottchen befand ſich am beſten dabey; und wie oft habe ich ihr nicht angeboten, allein den Flecken zu beſuchen, und ſich Zerſtreuung für die unangenehmen Stunden zu verſchaffen, die ſie hier zubrächte!

Aber nie hat ſie es gethan; und als ich einmal ſehr darauf drang, und ihr zuſetzte, einer Luſtbarkeit beyzuwohnen, zu der meine Freunde mich nicht hatten bringen können, ſo wurde ſie zum erſtenmal unwillig gegen mich.

Womit habe ich es verdient, ſagte ſie weinend, daß Sie mich von Ihrer Seite trennen wollen? Warum ſoll ich das Gefühl verläugnen, das ich in mir habe. Ich kann nicht frölich ſeyn, wenn Sie traurig ſind. Sie lieben mich nicht mehr, meine theure Gebieterinn, und ſind Ihr armes Mädchen überdrüßig. Sie wollen mich den Ergötzungen nähern, damit ich Geſchmack daran finden, und mich von Ihnen entfernen ſoll.

Nein, das will ich nicht, mein ſüßes, mein theures Mädchen, ſagte ich, umarmte und küßte ſie wie eine Schweſter. Glaubſt du das, ſo bleib. Nein, ich wollte dir blos deine traurigen Stunden vermindern. Komm, trockne deine Thränen. Das Wetter iſt ſchön. Wir wollen herumgehen, wollen uns an der Natur erquicken. O Lottchen, Lottchen, warum hatte mein untreuer Liebhaber nicht dein Herz, das ſo beneidenswerth, ſo edel iſt? Er würde mich nie vergeſſen haben, ſo wie du mich nie vergeſſen wirſt.

Ich unterhielt ſie den ganzen Tag, um ihr den Verdacht zu benehmen, den ſie wider mich gefaßt hatte. Konnte ich wohl eine edlere Freundinn finden? Und wie unglücklich wäre ich geweſen, wenn ich ſie wieder verloren hätte? O meine Beſte, ich kann wenigſtens, wenn ich gleich froher Stunden wenig in meinem Leben zähle, deren viel nennen, wo mich wahre reiche Erfahrung lehrte, daß es Freundſchaft giebt — und das ſind alles trübe Stunden, die mich es lehrten; nicht freudige, die ſonſt Menſchen zum Gefühl für ſeinen Mitmenſchen anfachen.

Aber auch noch iezt, wenn mich der Schmerz niederdrückt, ſage ich ihr: Komm, meine

Theure, in meine Arme, daß ich mich an deiner Theilnehmung erhole, daß ich an dir lerne, was Menſchen ſeyn ſollten.

Sie iſt ein aufrichtiges, liebes Geſchöpf. Sie iſt beſſer — viel beſſer als ich. Sie hat mir oft geſagt: Sie haben eine liebenswürdige Tochter; und könnten Sie ihr nur einen Theil Ihrer Zuneigung ſchenken, ſie würde Sie tauſendfach belohnen. Ihr Zureden hat mich oft erweicht, daß ich vieles unterlaſſen habe, was ich zum Nachtheil meiner Kinder thun wollte.

Aber ich gehe wieder zurück. Das zwölfte Jahr meiner Verweiſung war ſchon verſtrichen. Eine ſo lange, eine ſo furchtbare Zeit war mir verſchwunden, ohne daß ich mein Herz ruhiger, erleichterter fühlte; das Andenken an ihn war ſo lebhaft vor mir, daß er mich allenthalben begleitete; ein Werk meiner Einbildungskraft, die oft ſo lebhaft wurde, daß ich den Mund aufthat, ihn anzureden, daß ich zuweilen wohl ſchon einige Worte ausſprach.

Einen Tag aber habe ich ein Geſicht geſehen, das mir ganz auffallend war und blieb. Der Erfolg lehrte mich, was der Menſch vermag, wenn er ſeine Seelenkräfte anſtrengt.

Der Doctor, zu dem ich Sonntags meine gewöhnliche Wallfahrt machte, war ein Liebhaber der Muſik. Er hatte einen ſchönen Flügel, und er ſpielte dieſes Inſtrument meiſterhaft. Es war meine beſte Unterhaltung, wenn ich bey ihm war, und ich nöthigte ihn oft, mich damit zu unterhalten. Zum Andenken habe ich noch dieſes Lied, das er mir in einer ſchwermüthigen Stunde zum Geſchenk machte, und welches mir ein wahres Heiligthum iſt. Ich wollte nie ein anderes Andenken von ihm nehmen, ſo viele und ſo ſchöne er mir deren anbot. Ich danke ihm noch für dies Geſchenk, ſo oft ich es leſe, und es dient mir häufig zum wirkſamen Troſt. Ich ſtelle mir dann den Mann dabey vor, der meine Hand ſo gern gehabt, und der mich gewiß glücklich gemacht hätte, wenn ich eines Glücks fähig geweſen wäre. Hier iſt das Lied des Edlen.

Nie ſehe mit ſo bangen Schmerzen
Ein Mädchen jeden Abend fliehn,
Und jeden Morgen ihrem Herzen
Die doppeltneue Qual entglühn!
Sonſt pflegen trübe Tage immer
Den Sterblichen gezählt zu ſeyn;

Doch Deine Seufzer ſchweigen nimmer —
Noch trocknen Deine Thränen ein.

Vom hohen Himmel kömmt die Plage,
So wie von ihm der Sonnenſchein,
Der nach dem dumpfeſten der Tage
Verbreitet Licht und Frolichſeyn;
So wird nach Tagen Deines Kummers
Auch Ruhe einſt Dein Erbtheil ſeyn,
Und mit dem ſeligſten des Schlummers
Gehſt Du zu Deinem Grabe ein.

Wenn dann beym frohen Auferſtehen
Die Stimme Dir entgegen hallt —
Dein Leiden ſoll in Glanz vergehen —
Wenn Dir ein Siegeslied erſchallt;
Komm Du, die keine Freude kannte,
Hier ſey vor andern ſie Dein Theil,
Komm Traurige! mit mir Verwandte!
Dein erſter Lohn ſey hohes Heil!

Dann wird kein Seufzen und kein Klagen
Im lichterfüllten Herzen ſeyn;
Dann geht nach keinen Kummertagen
Die Schwermuthsnacht Dir bitter ein.
Und hohe Weisheit wird Dir lohnen
Mit Kenntniß, die nur Engel ziert;
Und paradieſiſch wirſt Du wohnen
Im Heiligthum, wo Gott regiert.

Es war an einem Sonntage, als ich äuſſerſt niedergeſchlagen war. Der Prediger war nicht zu Hauſe. Wir waren alſo mit Lottchen allein. Er ſpielte mir einige Stunden ſo ſchön und ſo rührend vor, daß meine Seele ſehr weich wurde. Der geringſte Eindruck iſt alsdenn von einer bewundernswürdigen Wirkung.

Er wurde zu einem gefährlichen Patienten gerufen, und ich wünſchte ihm Segen zu ſeinem Geſchäfte. Er bat mich, ich möchte indeſſen ruhig ſeyn, gab mir den Schlüſſel zu ſeiner Bibliothek, und gieng.

Ich verſuchte ein wenig zu ſchlafen, und legte mich mit dem Kopfe auf den Tiſch. Ich ſchlief aber nicht, ſondern war gleichſam wie in einer Betäubung. Ich hörte Lottchen, die mich ſchlafend glaubte, herausgehen; ich wollte ſie rufen, allein ich konnte nicht; ich wollte mich aufrichten, und die Kräfte fehlten mir dazu. Ich glaubte meinem Ende nahe zu ſeyn; ich wollte an dieſes und jenes denken, und darüber fiel ich in eine Art eines Schlummers, wobey ich mir jedoch meiner völlig bewußt war. Ich ſahe mich in einem ſchönen Gefilde mit Blumen und Bäumen umgeben, unter Wohlgerüchen, und am

Ufer eines ſanften Baches. Nie hatte ich eine ſo herrliche Gegend geſehen. In der Entfernung ſahe ich zwey Geſtalten auf mich zu kommen, und als ſie näher kamen, erkannte ich, daß die eine davon mein Geliebter war. Ihn führte ein Frauenzimmer, die ich bald als ſeine Frau erkannte, weiß im Schmuck der Unſchuld gekleidet, und mit fliegenden Haaren. Ich entſetzte mich im geringſten nicht.

Sie nahm meine Hand, und legte ſie in die ſeinige; dann zeigte ſie mit einer bittenden Miene auf zwey kleine Geſichter, die an ihrer Bruſt gemalt waren, drückte mir die Hand und küßte mich. Mein Geliebter nahm meine Hand, faßte aber mit der andern die beyden Bilder, die ſie ihm auch gleich abgab; dann drehte ſie ſich freundlich um, und gieng zurück. Er ſahe ſich noch einmal wehmüthig nach ihr um; dann nahm er mich in ſeine Arme, und trug mich in ein Fahrzeug. Wir ruderten den Bach hinauf, und kamen in ein ſchönes Haus. Beym Eintreten in ſein Kabinet erwachte ich. Ich hatte den Gebrauch meines Körpers völlig wieder; aber ein kalter Schauder überlief mich.

Ich rief laut mein Lottchen, und ſie kam auch gleich. Ach Lottchen, ſagte ich, und erzählte ihr alles. Sie erſchrak, und wünſchte mich nicht verlaſſen zu haben.

Warum nicht, Lottchen? ſagte ich, wenn auch mein Geliebter untreu iſt, ſo kann ſie es nicht ſeyn. Sie denkt gewiß an mich, und wünſcht mir ihn zu geben, und meine Einbildungskraft wünſcht es ja auch. Warum ſoll alſo mein Geiſt nicht wenigſtens im Traum das Glück haben, das ich doch nie haben werde?

Aber wenn ich es jezt bedenke, meine Beſte, daß das alles eingetroffen iſt, ſo muß ich, um nicht ganz blind zu ſeyn, einſehen, daß es unſern Seelen möglich iſt, auf einander zu wirken, daß ein gewiſſer Einfluß eines Geiſtes in den andern keine bloße Idee, ſondern etwas Wirkliches iſt.

Mein Arzt kam zurück. Er fand mich in einer ganz andern Laune, als worin er mich verlaſſen. Ich bin in Elyſium geweſen, rief ich ihm entgegen; ich habe unterdeſſen ein Vergnügen gehabt, das mir theuer iſt.

Er ſah mich mit Verwunderung an, und ich glaube, er dachte, ich ſey wahnſinnig. Er nahm gleich meine Hand, und unterſuchte meinen Puls.

Ich fiel ihm aber gleich ein, daß mir nichts fehle, daß ich ſo geſund wie vorher ſey.

Er ſetzte ſich zu mir, und ich erzählte auch ihm, was ich geſehen. Er hörte mir aufmerkſamer zu, als ich geglaubt hatte. Als ich fertig war, ſagte er zu meiner Verwunderung nichts, er nahm meine Hand, und führte mich wieder zum Clavier. Er ſpielte lauter ſanfte, hinreißende Töne, und es gelang ihm bey der Stimmung meiner Seele mich aufzuheitern. Das erſtemal that ich ihm die Gefälligkeit, zu ſingen. Sie wiſſen, meine Stimme iſt nicht ſchlecht. Es entzückte ihn, und auch ich ſage: dieſer Abend war der glücklichſte in vierzehn Jahren. Ich war freylich bald am Ende meiner Verbannung. Aber wußte ich dies? Konnte ich wohl aus ſo einem Spiel der Phantaſie auf etwas Wirkliches ſchließen?

Lottchen, das liebe Lottchen, hatte noch mehr Wonne als ich.

Als der Doctor auf einen Augenblick hinaus gieng, um mir eine neue Muſik zu holen, kam ſie auf mich zu.

Eine Bitte, meine theureſte Gebieterinn! ſagte ſie. So oft haben Sie im Schmerze, der Sie quälte, geſagt, Sie hielten mich für

Ihre Freundinn. Sie haben, da ich Thränen vergoß, um bey Ihnen zu bleiben, mich geküßt. Laſſen Sie mich auch jezt Ihre Lippen küſſen, laſſen Sie mich Ihnen damit danken für die erſte freudige Stunde, die Sie ſich und mir ſchenkten.

Sie können denken, was ich that. Feurig blieb ich an ihrem Halſe, bis der Doctor wieder hereintrat. Heiter ſahe ſein Auge auf unſere Liebe, und er freuete ſich gewiß derſelben, denn er freuete ſich alles deſſen, was Wärme verrieth.

Lange ſpielte er noch, und erſt ſpät verließ ich ihn.

Den andern Tag kam er zu mir. Ich bringe Ihnen, ſagte er, eine Auslegung Ihrer Traumerey. Sie werden glücklich ſeyn, gewiß werden Sie es; und wenn es nicht iſt, ſo ſagen Sie, der Mann, der Ihnen das ſagte, war ein Betrüger.

Das machte mich ſtutzig. Ich wußte nicht, was ich ihm antworten ſollte. Er ſelbſt ſchwieg eine Weile ſtille, alsdenn fuhr er fort:

Wenn es Ihnen Beruhigung ſeyn kann, daß ein Mann, den Sie als einen ehrlichen Mann kennen, Ihnen das ſagt, ſo bin ich

Ihnen ſchuldig, es ſo heilig zu verſichern, als Sie wollen. Fragen Sie mich nicht, warum oder woher ich es wiſſen will. Laſſen Sie ſich Erfahrung lehren. Ich werde Ihnen noch mehr ſagen.

Ich ſagte ihm: ich wollte es erwarten, daß ich mich aber vorher darauf freuen ſollte, das würde er nach ſo vielen mir fehlgeſchlagenen Hoffnungen nicht verlangen.

Das verlange ich auch nicht, ſagte er.

Ich gieng aber ſeit dem Augenblicke mit keinem andern Gedanken um; ich that nichts, als mir Möglichkeiten denken; und ohngeachtet er und ich in langer Zeit nichts von der Sache ſprachen, ſo weiß ich doch gewiß, ſie kam nicht aus meinem und ſeinem Herzen.

Ich beſuchte noch oft das Grab meiner lieben Kleinen. Es war mir ein Heiligthum, wo ich meine Thränen am liebſten weinte. Es war mir und Lottchen gleichſam ein Altar, wo wir nie hinzutraten, ohne ein Feuer der Andacht in uns zu fühlen.

Vier Wochen ohngefähr nach meiner Erſcheinung giengen wir auch dahin. Ehe wir ganz hinzu kamen, ſahen wir ſchon ein Frauenzimmer, reinlich und ordentlich gekleidet, darauf ſitzen. Sie hatte den Rücken gegen uns gewandt. Ich glaubte, es wäre eine fremde Perſon, die, um ſich auszuruhen, ſich auf den kleinen begraſten Hügel geſetzt hätte. Ich ärgerte mich innerlich darüber — und ſagte zu Lottchen: Kann denn unſer armes Kind nicht ungeſtört ruhen?

Als wir näher kamen, und um ſie herumtraten, ſprang ſie auf. Ach! Sie ſind es gewiß, die ich hier erwartete, die mein armes Kind ſo liebreich aufgenommen, und ihm dieſe ſchöne Ruheſtätte bereitet. Ach! hier ſchläft es ſanft. Hier wird es keine Noth mehr ſtören, bis es zu einem beſſern Leben aufwacht. Gott ſegne Sie für Ihre Güte!

Es war die Mutter des Kindes.

Ich wollte, es lebte noch, antwortete ich ihr; es war nicht mehr Ihr Kind, gute Frau; es war das meinige, ſobald Sie es weggeſetzt und ich es fand. Sie hatte nicht wie eine Mutter an dem Wurm gehandelt, der gewiß ſeine kleinen Hände beym Abſchied nach Ihr ausſtreckte, wie er ſie nach mir ſtreckte, als der Tod ihn rief.

Kränken Sie ſie nicht, ſagte mir Lottchen, vielleicht iſt ſie unſchuldig —

Ja wohl! kränken Sie mich nicht, ſagte das leidende Weib. Ich war gewiß unſchuldig; ich habe ach! ſelbſt in drey Tagen kein Brod genoſſen, als ich die arme Marthe verlaſſen habe; und ich glaubte, ſo lange ich bey dem Kinde wäre, würde niemand ſich darüber erbarmen: dann würde es gewiß eher geſtorben ſeyn. Ich bin aus dem Hauſe verjagt worden, worin ich war, als mein Mann ſtarb. Lange habe ich mitleidige Herzen gefunden, die mich und mein Kind erhielten, aber zuletzt nicht mehr. Man höhnete mich, man verwies mich zur Arbeit. Ich konnte nicht ſo viel mit meinen ſchwachen Händen verdienen, als ich brauchte, und mit dem Kinde wollte niemand mich aufnehmen. Schon ganz vom Hunger entkräftet, entzog ich mir mein Liebſtes, und ſetzte es dorthin. Ich ſetzte mich nicht weit davon, und wollte ſein Schickſal abwarten. Vor Mattigkeit und Hunger ſchlief ich ein, und als ich erwachte, befand ich mich in einem Zimmer. Einige gute Menſchen hatten mich gefunden und mitgenommen. Ich fragte nach meinem Kinde. Man wußte nichts davon. Ich gieng zurück. Ich fragte im nahen Dorfe. Niemand hatte es geſehen und gehört. Nun dachte ich wohl, daß es eine barmherzige Hand würde aufgenommen haben, und beruhigte mich. Ich habe immer Gott gebeten, wenn es irgendwo jemanden zur Laſt wäre, es lieber von der Welt zu nehmen.

Ich habe nachher in der Entfernung gedient. Jezt gieng ich heute morgen durch dieſes Holz, da mich von ohngefähr mein Weg dadurch trägt. Dieſer Plaz war mir ſehr bekannt. Der Hügel mit den zwey Gräbern iſt es jedem Wanderer, der hier vorüber geht. Ich ſahe den kleinen Hügel des dritten Grabes. Gleich ſchoß der Gedanke in mir auf, das könnte wohl mein Kind ſeyn. Ich gieng hin, und betrachtete es. Unwillkührliche Thränen konnte ich nicht verhindern. Ich lief in den Flecken zum Prediger. Ich fragte, was für ein Kind dort begraben läge. Als er mir den Namen ſagte, lobete ich Gott, daß er es ſo gemacht. Es iſt mein Kind, ſagte ich; und wohl ihm, daß Gott es erlöſet, damit es nicht ſo viele Leiden habe, als ſeine Mutter! Er macht alles wohl, ſo verſorgt er auch die Waiſen.

Ja, antwortete er mir, er macht alles wohl; aber ihr Kind wäre dennoch verſorgt geweſen. Er erzählte mir alles, was Sie für mein Kind gethan haben, wie Sie geweint, wie ungern Sie es gemißt haben. Ich danke Ihnen für das alles.

Sie wollte meine Hand küſſen. Ich faßte ſie aber an, und ließ ſie mit mir gehen. Ich zeigte ihr die Stelle, wo ihr Kind an meiner Seite geſchlafen, erzählte ihr, wie ſehr es mich geliebt, und wie es ſo ungern immer von mir gegangen ſey.

Sie konnte ſich nicht enthalten, Freudenthränen zu weinen. Nun wollt' ich freylich, daß es noch lebte, das liebe Kind, ſagte ſie. Sie konnten eine andere Mutter ſeyn, als ich. Ich beſchenkte ſie reichlich, und ließ ſie von mir. Ich ſagte ihr, daß, wenn ſie einmal wieder in Noth käme, ſie nur hierher ihre Zuflucht nehmen ſollte.

Ich fühlte doch auch einiges Vergnügen dabey. Ueberhaupt legte ſich meine Empfindlichkeit ſehr. Die Worte des Doctors, ſo ungereimt ſie mir auch im Grunde vorkamen, hatten doch in mir eine gewiſſe Zuverſicht, ein Zutrauen zurückgelaſſen, das alle meine Philoſophie zu überwinden nicht hinreichte.

Es waren ſchon drey Monate ſeit meiner wichtigen Unterredung verfloſſen, als er mich beſuchte. Es war kaltes ſtürmiſches Wetter. Ich habe Sie lange nicht geſehen, ſagte er; und einen Freund muß kein Wetter abhalten. So wie mir ſeine Gegenwart almal willkommen war, ſo war ſie es auch jetzt. Wir brachten den Nachmittag zufrieden genug hin. Der Abend überfiel uns, und es war ſchon ganz dunkel, als der Doctor aufbrach. Ich hatte Mitleiden mit ihm, und bat ihn, bey dem ſchlechten Wetter die Nacht hier zu bleiben.

Er ließ es ſich gefallen. Ich legte mich mit Lottchen nieder: aber es war mir nicht möglich einzuſchlafen, ob ich gleich ſeit einigen Wochen meine Ruhe ordentlich hatte. Ich fühlte eine brennende Hitze und ängſtliche Empfindung. Ich bat Lottchen, munter zu bleiben. Auf einmal wurde mir ſchlimm. Ein kältender Schauer, mit einer außerordentlichen Angſt verbunden, ergriff mich. Ich ſchrie laut auf. In dem Augenblicke kam der Doctor, noch angekleidet, herein, und brachte ein Pulver mit, das er mir eingab.

Sagte ich Ihnen nicht, Sie würden mehr erfahren? Das wußte ich geſtern ſchon, und ich wollte Sie nicht ängſtigen. Ihr Schickſal wird ſich nun bald entſcheiden. Der Doeter blieb. Ich gehe nicht eher, ſagte er, bis Sie es wiſſen.

Ich ſtand äußerſt ermüdet auf. Lottchen war auch nicht wenig erſchrocken. Ich dankte dem Doctor, daß er geblieben war. Ohne ihn wären wir beyde vor Angſt des Todes geweſen.

Das Wetter wurde den andern Tag noch ſtürmiſcher. Ich fürchtete mich ſehr.

Seyn-Sie ganz ruhig, ſagte mir aber dieſer unerſchrockene Mann. Es iſt nichts Böſes für Sie, ob ich gleich nicht weiß, was es iſt. Wäre es nicht gut, ich würde es Ihnen auch ſagen; denn lügen dürfen wir nicht.

Ich ſahe ihn ſcharf auf das Wort an.

Weiter erfahren Sie nichts. Seyn Sie ruhig. Erinnern Sie ſich Ihrer Erſcheinung. War ſie nicht zu lebhaft, als daß ſie blos Phantaſie geweſen ſeyn ſollte?

Er hatte Recht, ich konnte nichts mehr ſagen. Aber gewiß, meine Liebe, ich wäre zu ſchwach, viele ſolche Erſcheinungen auszuhalten. Was ſie auch für eine Wirkung auf den Menſchen haben, für mich ſind ſie nicht.

Wir ſprachen den Tag von allerhand. Auch von dem Mönche, der uns hier einmal beſucht hatte. Er iſt nicht wiedergekommen, ſagte ich, wie er es verſprochen hatte. Er iſt alſo vermuthlich geſtorben.

Er lebt, ſagte er. Er hat mir noch kürzlich geſchrieben. Ich kenne ihn ſehr gut. Er hat ſich auch nach Ihnen erkundigt. Er iſt in andere Gegenden verſchickt worden. Er iſt ein gottesfürchtiger, ein redlicher Mann. Er iſt ſonſt alle Jahr hier geweſen, und hat allemal dieſes Haus beſucht. Die beyden, die unter dem Hügel liegen, waren ſeine Aeltern.

Seine Aeltern? riefen ich und Lottchen laut. Sie waren ja Proteſtanten!

Ja das waren ſie. Aber der Mann war ein Seefahrer. Er holte die Frau aus einem andern Lande, und gieng mit ihr zur See wieder in ſein Vaterland. Unterwegens nahm ſie ein Kaper. Sie kauften ſich los; aber das Kind wollte man nicht wiedergeben. Sie mußten alſo betrübt und allein wegreiſen. Der Kaper litt hernach Schiffbruch bey Spanien. Das Kind wurde unter andern gerettet. Es wurde in ein Kloſter gebracht, und da iſt dieſer rechtſchaffene Mönch draus geworden.

Er ſprach oft mit ſeinen Aeltern, und ſagte ihnen: Jeder kann in ſeinem Glauben ſelig werden, ſey er nur rechtſchaffen.

Er wußte es wohl, als er zu Ihnen kam — daß ſeine Aeltern todt wären.

Aber er fragte uns doch, ſagte Lottchen, warum denn das?

Er wollte es gern von Ihnen hören. Der Mann hat viel Verdienſte um die Menſchheit. Er reiſet umher, Gutes zu ſtiften und Gutes zu thun. Er führt Irrige auf den Weg der Rechtſchaffenheit, tröſtet Traurige, und macht Rechtſchaffenen Muth.

Er hat mich jedesmal beſucht, und er geht gewiß auch nicht vorbey, wenn er wiederkömmt. Er würde Sie auch beſuchen, wenn Ihres Bleibens noch lange hier wäre.

So wollen Sie mir den Tod prophezeyen? ſagte ich: denn ſonſt wüßte ich nicht, was mich von hier trennen ſollte.

Ich glaube es, daß Sie nicht lange hier ſeyn werden; ich habe ſo gewiſſe Merkmale. Aber ſterben werden Sie nicht. Darüber grämen Sie ſich nur nicht.

Nein, gewiß auch nicht, wenn es wäre. Ich denke, mein Freund, ich habe genug gelebt, genug gelitten.

Aber wenn Sie nun einmal von hier weggehen ſollten, ſo geben Sie mir jezt Ihre Hand, daß Sie mich nie, es gehe Ihnen wie es wolle, vergeſſen wollen, daß Sie immer mich als Ihren Freund anſehen, und wenn Sie einmal in großer Verlegenheit ſind, guten Rath von mir fordern wollen.

Ich gab ihm lächelnd meine Hand.

Glauben Sie, daß ich ſo undankbar bin? ſagte ich. Nie ſoll es aus meinem Sinn kommen, daß ich Sie nicht ſo belohnen konnte, wie Sie es wünſchten. Und iſt eine andere Belohnung für Ihre Güte möglich, ſo ſagen Sie es. Ich verſtehe aber alles nicht, was Sie da ſagen. Ich weiß nicht, warum Sie ſo mit mir ſprechen, als wenn wir uns ſo ſchnell verlaſſen ſollten. Ich halte Sie für einen rechtſchaffenen Mann; allein dies letzte Betragen iſt mir ein Räthſel.

Ich hatte noch nicht völlig ausgeſprochen, als ein Mann mit einem Briefe eintrat. Da iſts, ſagte der Doctor, ſchnell aufſtehend.

Ich öffnete den Brief, und es war der Tod meiner Nebenbuhlerinn, den er enthielt.

Ich habe Ihnen ſchon gemeldet, daß eine aufwallende Freude ſich bey mir zeigte, als ich den Brief las. Ich lief auf Lottchen zu, und rief: Sie iſt todt — die mir alles, alles geraubt hat.

Sie iſt todt? ſagte Lottchen in mitleidigem Ton. Das ſtimmte mich herunter. Ich dachte etwas nach, und fieng an zu weinen. Nicht, daß ich ſie bedauerte. Meine Seele dachte nicht an ſie, dachte nur an mich ſelbſt, an den Mann, der nun von Feſſeln frey war. Ich weinte darüber, daß ich ſo viele Jahre eines Glücks durch ſie verloren hatte.

Ich bildete mir es faſt ein, ſagte der Doctor; aber doch wußte ich nicht, was es war.

Ich hatte nun viel Zutrauen zu dem Manne. Ich fragte ihn, ob er mir riethe, mich der Welt wieder zu zeigen.

Wenn Ihre Liebe gegen ihn ſo heftig iſt, daß Sie ohne ſeinen Beſitz ſo unglücklich bleiben müſſen, wie Sie es bisher geweſen, ſo thun Sie beſſer, Sie zeigen ſich. Er müßte äußerſt undankbar ſeyn, wenn er Sie wieder übergehen wollte.

Ich brachte nun noch drey Monate in meiner Einſamkeit zu. Aber ich brachte ſie vergnügt zu. Ich war oft bey dem Doctor — aber ich war oft ausgelaſſen freudig, und dann bemerkte ich einige Zurückhaltung an ihm. Indeſſen nahm er von mir den zärtlichſten Abſchied, betheuerte mir ſeine ewige Freundſchaft, und bat mich ſehr, ihn nicht zu vergeſſen.

Ich ſchreibe oft an ihn. Er hat die Aufſicht über mein kleines Häuschen, welches ich ihm ſorgfältig in Acht zu nehmen aufgetragen. Ich habe es noch nicht zu beſuchen getrauet, aus Furcht, meinem Manne dadurch einige Kränkung zu verurſachen.

So weit geht meine Sorgfalt, daß ich des Doctors Briefe alle durch eine fremde Hand gehen laſſe, damit nichts ihn an vorige Jahre zurückerinnern ſoll.

Was meine weitere Geſchichte iſt, das wiſſen Sie. Ob ich glücklicher bin, oder ob nicht dieſe Unruhe, dieſes Seufzen eben ſo ſchlimm iſt, als jene Leiden, das vermag ich nicht zu ſagen. Wenn ich ihn nur anſehe, ſo vergeht aller Schmerz in mir; und entfernt er ſich von mir, ſo iſt es immer, als ob eine innere Stimme mir zuriefe: Halte ihn zurück! Er entfliehet dir.

Was noch das Ende Ihrer Friderike ſeyn wird, ob ſie noch einer glücklichen oder unglücklichen Zukunft entgegen ſiehet, das muß ſich zeigen. Sie, meine Beſte, nehmen gewiß Theil daran, und um deswillen wird Sie auch ewig Ihre Friderike lieben.

Neun und ſechzigſter Brief.

Frank an Weinert.

D. 8. Aug. 1778.

Deine ſchnelle Abreiſe, mein lieber Weinert, hat mich ganz unruhig gemacht. Konnteſt Du denn nicht einen Tag abwarten, bis ich zurückgekommen wäre, und Dir es geſagt hätte, daß Du Deinem Freunde nichts verheelen mußt? Gewiß, Du kannſt froh ſeyn, daß Du nicht hier biſt. Du läßt mir durch meine Schweſter ſagen, es wäre eine Sache von der größten Wichtigkeit; und wie ich ſie frage, was es iſt: Ja, es iſt wohl wichtig, ſagt ſie, und ſchweigt.

Nun habe ich zwar kein Recht, nach euren Heimlichkeiten zu fragen: aber doch kömmt mir das Ding wunderlich vor. Sollte ich wohl durch einen oder andern Verdacht, den Du auf mich hätteſt, ſo unglücklich geworden ſeyn, Dein Zutrauen zu verlieren? Noch will ichs nicht hoffen. Deine Geſchäfte mögen nun angenehm, oder ſie mögen unangenehm ſeyn, Weinert, ſo will ich ſie wiſſen. Genug von Dir, da Du von Dir ſelbſt nichts ſagſt.

Ich bin jetzt wieder der ſelige Menſch, der ich war; ja ich bin es noch mehr: denn nun kann ich ohne Unruhe meine Henriette in meinen Arm ſchließen. Soll ich Dir unſre erſte Zuſammenkunft ſchildern? Ich glaube, wenn Du Dir meine liebe ſüße Jette ſo denkſt, wie Du ſie ſelbſt geſehen, ihr Auge ſchon naß, wenn ich nur auf eine Stunde gieng, und ihre Arme offen, wenn ich nach dieſer Stunde wiederkam — [illegible] ich alsdenn, einen Menſchen, den man, um ſie wieder aufzuſuchen, in die innerſten Winkel Sibiriens jagen könnte, und der das einſame Kamtſchatka für ein Paradies an ihrer Seite halten würde — noch die wenige Hoffnung, mit welcher wir uns trennten, und die vielen Ausſichten, unſre Verbindung auf immer geſtört zu ſehen, dazu genommen — und als den Gegenſatz die gewiſſeſte unabänderliche ewige Vereinigung durch aller Einwilligung, die darüber etwas zu ſagen haben — ach Weinert — ich verliere mich ſelbſt in das Schöne, Unerwartete — ſchildre Dir ſelbſt, ich will genießen —

Wie mein alter ehrlicher Onkel ſo lange in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen blieb, bis wir uns genug gedrückt und geküßt hatten, als ein

Beweis, er fühle, daß wir das Recht des erſten Augenblicks hätten, dann auf mich zukam, und mich väterlich umarmte — mir ſagte: Hätte ichs nicht ſo gemacht, und Henrietten zu mir geholt, ich hätte dich nimmermehr hier geſehen — da gieng ein warmes Gefühl durch meinen ganzen Körper, und ich freute mich der Seligkeit, die ich empfand.

Nun kömmt Henriette mir nicht von der Seite, und mein Onkel, der ſie auch nicht miſſen kann, iſt nicht von uns getrennt. Wie ſehr er ſie liebt, und wie viel er auf ſie hält, kannſt Du daraus ſchließen, daß er mit uns zu Amaliens Hochzeit gereiſt iſt, wo wir jezt ſind, und woher ich Dir ſchreibe.

Amaliens Onkel, ein ehemaliger Jugendfreund von ihm, ein alter Kriegsheld, triumphirt darüber, als ob er eine Schlacht gewonnen; denn noch keiner von ſeinen Nachbarn hat dies Glück von ihm genoſſen. Amalie ſelbſt ſagt: ihr Ehrentag würde doppelt durch ihn geziert; die ganze Geſellſchaft wird munter durch ſeine Lebhaftigkeit. O mein lieber, iſt es nicht ſchön, ſo ſehr, ſo allgemein geliebt zu werden? Wenn alles, was ihn umgiebt, ſich ſeiner freuet, welche muß nicht ſeine Empfindung ſeyn?

Meine Mutter iſt nicht hier, ſie iſt noch krank. Aber mein Onkel bedauert es. Hier an einem dritten Orte, ſagt er, wäre vielleicht der Zeitpunkt geweſen, wo wir uns nach ein wenig geſagter Wahrheit über unſre Meynungen hätten vergleichen und verſtehen können; und leid iſts mir beſonders deswegen, weil ich vielleicht die Reiſe verhindert hätte. Ja die Reiſe, die Reiſe, lieber Weinert, liegt mir ſehr am Herzen. Ich wollte ſie lieber mitnehmen, ſo bekäme ſie doch auch ihren Bruder wieder zu ſehen. Aber mein Onkel fragt mich: ob ich ein Narr bin?

Und wenn auch, ſagt er, du deine Jette haſt, und du ziehſt mit ihr ans Ende der Welt, ſo ziehe ich mit. Aber lieber iſt mir's, wenn ihr auf mein Landgut zieht. Mit dem Titel hätten ſie dich auch wohl verſchonen können. Dafür ſollſt du nun brav arbeiten. Gieb Acht, ſie ſpannen dich nun an. Sie merken, daß du Grütz haſt.

Meine Abreiſe von Hauſe war für mich angreifender, als ich es geglaubt hätte. Ich hatte nach allen geendigten Geſchäften doch nicht das Herz, meinen Vater zu fragen, ob ich nun reiſen ſollte. Er war wegen der Unpäßlichkeit ſeiner Frau ſehr niedergeſchlagen. Er fieng aber ſelbſt davon an. Morgen kannſt du deine Reiſe antreten, mein Sohn, ſagte er. Deine Mutter hat alles bereitet.

Ich gieng denſelben Abend alſo zu meiner Mutter, und traf ſie ſehr unruhig an. Ihre Augen waren vom Weinen dick.

Ich bedaure es von Herzen, daß ich Sie krank verlaſſen muß, ſagte ich, und ich fühlte es auch. Es ſey nun was es wolle, was einem Menſchen Betrübniß verurſacht, er iſt immer zu beklagen. Ich verſicherte ihr, daß ich alle Liebe, die man von einer Mutter haben könnte, mir von ihr erbäte, und daß ich nie aufhören würde, ſie als eine ſolche zu verehren.

Reiſen Sie glücklich, antwortete ſie mir. Vielleicht ſehen Sie mich nicht wieder, und dann möge Ihr Leben Ihnen ſo ruhig hingeben, als ich mir das meinige gewünſcht habe! Denken Sie zuweilen an Ihre betrübte Mutter.

Man kann nicht klug aus ihr werden. Wenn ſie in den Hang zur Melancholie kömmt, ſo iſt ſie ſo ausſchweifend darin, als in ihrer Freude. Iſt es ein Ueberbleibſel von ihren einſamen traurigen Jahren? oder iſt es ſonſt ein Kummer, der ſie zuweilen angreift? Ich verſtehe nicht davon zu urtheilen. Von ihr gieng ich zu meinem Vater.

Er ſchrieb an ſeinen Bruder.

Eben ſchreibe ich an deinen Onkel, mein Sohn. Gieb ihm dieſen Brief, und ſage ihm zugleich, daß ich nichts ſehnlicher wünſche, als ihn zu ſprechen. Wenn er nicht zu mir kommen kann, ſo will ich, ſobald es die Geſundheit meiner Frau zuläßt, zu ihm kommen.

Und nun, mein lieber, theurer, einziger Sohn, gebe ich dir meinen Segen. Möchte er ſo wirkſam ſeyn, als ich wünſche, und möge der Himmel alle Kraft auf ihn legen, die dem Segen rechtſchaffener Väter eigen iſt! Vergiß es, mein Sohn, daß ich einſt dich verkennte. Es wird eine Zeit kommen, wo du — wo deine Schweſter mich rechtfertigen wird.

Ich konnte dies nicht ertragen. Warum zerreißen Sie meine Seele, mein Vater — vergeben Sie meinem Ungehorſam, meinem Leichtſinn. Einen andern Weg gewählt, als den das Feuer in mir mich gehen ließ, und ich würde Ihnen und mir manche unruhige Stunde erſpart haben.

Ich gieng mit ſchwerem Herzen von ihm weg, und ich bin überzeugt, daß er mich ungern von ſich ließ.

Ich habe nachher meinem Onkel ſeinen Brief gegeben, und richtete den Auftrag aus, den er mir dazu gegeben. Ich bekam aber von ihm keine Antwort. Es iſt gut, mein Sohn, ſagte er, und innerlich betrübte ich mich über ſeine Gleichgültigkeit. Denn wenn ſchon mein Vater ihn lange vergaß, wenn er ſchon nicht die Liebe ſeiner zweyten Frau als Bruder ihres Mannes hatte: ſo hätte ich doch gewünſcht, daß mein Vater bey ſeinen jetzigen ſchweren Sorgen aller Kränkung enthoben wäre, die ihm von Seiten der Seinigen Unruhe machen könnten.

Henriette, Deine Louiſe und Amalie machen ein würdiges Kleeblatt; gewöhnlich ſitzen ſie zuſammen, und mein Onkel mitten unter ihnen.

Aber ich weiß auch gar nicht, was Du für ein Menſch biſt. Zu einer Zeit, wo Du dem reinſten Vergnügen mit beywohnen könnteſt, was man ſchmecken kann, und was uns ſo ſelten zu Theil wird, gehſt Du fort — ohne zu wiſſen warum. Unartiger Menſch! Faſt möchte ich nicht mehr an Dich denken.

Wenigſtens ſchreiben will ich nicht ein Wort mehr, bis Du durch Deine Aufrichtigkeit wieder verſöhneſt Deinen

Frank.

Siebenzigſter Brief.

Weinert an Raff.

Den 2. Aug. 1778.

Ich bin gleich nach dem Empfange Ihres Briefes, der mich äußerſt beſtürzt gemacht hat, nach Hauſe gereiſet. Das erſte und wichtigſte, was ich Ihnen ſagen muß, iſt, daß ich die Documente, deren Sie erwähnen, allenthalben nochmals geſucht, aber nirgends ſie gefunden habe. Es iſt mir unbegreiflich, und macht mir viele Bekümmerniß. Ob ich gleich überzeugt bin, daß Sie keinen Zweifel in meine Redlichkeit ſetzen, ſo können Sie doch von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, Frank, erfahren, daß ich gleich in den erſten Tagen, nach dem Abſterben meines Onkels, ihm gemeldet, daß ich Quittungen von einer gewiſſen Madame Dubly gefunden.

Daß dieſe Quittungen aber für eine jährliche Bezahlung ſeyn, davon habe ich nichts gefunden. Alſo iſt es mir nicht zuzurechnen.

Wenn Sie mir nur die Summe angeben wollen, ſo will ich das vergangene Jahr entrichten, und iſt es eine Capitalſchuld, ſo will ich lieber das Ganze abbezahlen. Denn daß die Sache ihre Richtigkeit hat, bin ich ſchon dadurch überzeugt, daß Sie mir es ſagen.

Ich muß Ihnen, mein lieber Raff, ohnedem geſtehen, daß ich mich nur für einen Haushalter der Güter meines Onkels halte. Was mein iſt, iſt das Gut, das ich bewohne, ein altes Familienſtück, wozu kein näherer Erbe iſt, als ich. Ich habe auch noch nichts anders als die Einkünfte dieſes Guts angegriffen, und werde es auch nicht thun. Denn ich denke, wo die Documente ſind, die wir ſuchen, da wird auch das Teſtament wegen des andern Vermögens ſeyn. Mein Onkel war mir nie gewogen, und ſo konnte ich auch von ihm nichts erwarten. Wenn er es nur einem andern guten Menſchen gegeben hat, der ſeinen Nebenchriſten nicht vergißt, ſo will ich mich herzlich darüber freuen, denn ich habe an meinem Wenigen genug.

Ich werde, lieber Freund, Ihre Antwort hier abwarten, und alsdenn gleich Richtigkeit machen. Es kann mir, wie Sie es ſich nach dem, was ich Ihnen geſagt, nicht anders denken können, nicht unangenehm ſeyn, daß ich Gewißheit in einer Sache erfahre, die mir ſo lange auf dem Herzen gelegen. Wie oft habe ich Frank gebeten, mit ſeiner Henriette davon zu ſprechen. Er hat mir aber allemal geantwortet: Wenn ſie erſt die Meinige iſt, ſollſt du alles erfahren.

Empfehlen Sie mich der würdigen Frau, die vielleicht durch dieſen Zufall in Sorgen gekommen, und verſichern Sie ſie, daß ich alles beytragen würde, was zu ihrer Zufriedenheit nur etwas hinzuſetzen könnte. Ich bin mit wahrem Danke für Ihre Offenherzigkeit Ihr

aufrichtiger Freund,

Weinert.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

Henriette an ihre Mutter.

D. 7. Aug. 1778.

Theureſte Mutter!

Wenn ich es ausnehme, daß der Gedanke, von Ihnen getrennt zu ſeyn, manche ſüße Stunde mir bitter macht, ſo lebe ich glücklich, beſonders jezt, da ich meinen lieben Frank wieder bey mir habe, da ich ihn mit der völligen Einwilligung ſeines Vaters beſitze. Könnten Sie doch ſelbſt, beſte der Mütter, es ſehen, wie froh er iſt, daß ich wieder ſein bin! könnten Sie doch zu ſeiner und Ihrer Beruhigung hier ſeyn, damit Ihre Tochter Ihnen nicht zu ſagen nöthig hätte, wie er Sie verehrt, wie er Sie ſo kindlich liebt!

Den Tag, als Sie von mir Abſchied nahmen, als Sie mir Ihren theuren Segen mit Ihrer mütterlichen Hand gaben, hätte ich gewiß ganz traurig über die Trennung von Ihnen zugebracht, wenn nicht die Schweſter meines Franks, meine Louiſe, ihn mir etwas erheitert hätte. Ich weiß, Sie zürnen nicht darüber, daß dies meinen Kummer erleichterte — Sie wollen nicht, daß Ihre Tochter allen Freuden entſagen ſoll. Dieſe ſchon brachte mir einige Hoffnung, daß ich glücklich ſeyn würde.

Sie ſagten mir es wohl, daß ich an Franks Onkel einen Vater finden würde. Ich habe die Erfüllung dieſer ſchönen Prophezeihung. Stellen Sie ſich vor, in welches angenehme Entzücken er mich ſetzte, als er mir ein ſchönes nettmeublirtes Zimmer anwies, worin alles enthalten war, was zum Vergnügen gereichen kann! Ich will Ihnen keine Beſchreibung davon machen. Ich will Ihnen das Vergnügen auch laſſen, ſich bey deſſen Anblick zu wundern. Alle Morgen wartet er, bis ich aufgeſtanden bin, und dann wird das Frühſtück in meinem Zimmer bereitet. Er trinkt keinen Thee, den ich nicht ſelbſt gemacht.

Wenn ich Ihnen die täglichen Proben ſeiner Güte aufzeichnen wollte, ſo müßte ich nicht aufhören zu ſchreiben. Er wird nicht müde, mich zu fragen, ob ich auch ſo recht zufrieden bin. Den Tag, als mein Geliebter wiederkam, ein Tag, der mir, theureſte Mutter, nie aus dem Sinn kommen, der mir immer ſo gut als ein Feyertag ſeyn wird, kam er gegen Abend noch auf mein Zimmer.

Sind Sie nun beruhigt, meine liebe Jette? Sind Sie ſo froh, als Sie es zu ſeyn ſcheinen? Iſt Ihnen der Junge noch immer ſo lieb, als er es war? Denn um ſeinen Hofrath bekümmere ich mich nicht ſo viel als einer Stecknadel werth; wenn er nicht ſonſt gut wäre, ſo ſollte er Sie nicht haben, und wenn er Hofjunker würde.

Ob er mir lieb iſt? antwortete ich ihm — Wollen Sie mich beſchämen? Haben Sie es nicht geſehen, wie ich ihn empfangen habe?

Nun ſehen Sie, da hab' ich auch Briefe vom Vater — der wünſcht auch Sie zu ſehen. Hat ſo etwas davon gehört, daß Sie ſeiner ſeligen Frau ſo gleich ſehen, und darf ſichs nicht merken laſſen vor der jetzigen. Er ſagt zwar, er thäte das alles aus Liebe zu ihr — aber das weiß ich beſſer — ſie hat ihn unterm Pantoffel. Das müſſen Sie niemals thun, liebes Jettchen! der Mann muß immer der Herr bleiben.

Wenn ich, liebe Mutter, das thun ſollte, ſo wüßte ich in der That nicht, wie ichs anfangen ſollte. Dazu müſſen kluge und liſtige Weiber gehören. Zärtliche können es nicht. Ich werde froh ſeyn, wenn mein Mann mich ſo lieben wird, wie ich ihn lieben werde, und alles übrige werde ich ihm gänzlich überlaſſen. Ich ſagte ihm auch das, und er war ſehr zufrieden.

Wenn ich das nicht ſchon gewußt hätte, ſagte er, ſo hätte ich es Ihnen nicht geſagt; denn es hätte nichts geholfen. Wo die Anlage einmal bey einem Mädchen dazu iſt, ſchlägt nichts an. Unvermerkt, wenn ſie ſich auch vorgenommen hat, es zu laſſen, geht ſie in die alte Leyer über, und's Commandiren wird bey ihr ſo zur Gewohnheit, daß ſie ſelbſt es nicht mehr glaubt, wenn ſie es ſchon thut.

Aber wieder auf meinen Bruder! Wenn ſeine Frau wieder geſund wird, ſo will er auch hin nach Amaliens Hochzeit, da werden wir uns denn ſehen. Es iſt ein nettes Weib, das er hat, flink und lebhaft — aber ob viel Guts drin ſteckt, das iſt wieder ein ander Que; und vielleicht kann man da gute Freundſchaft machen, und manch ander gutes Ding ausrichten. Sollte es aber nicht ſeyn, ſo reiſen wir, wenn wir uns ein paar Tage nach der Reiſe ausgeruhet haben, ſelbſt dahin. Aber davon darf Frank nichts wiſſen. Sie können doch ſchweigen, wenn ich Sie drum bitte?

Ich werde mich recht ſehr freuen, den Vater meines Geliebten zu ſehen. Nun, da ich nicht mehr zu fürchten habe, daß er zornig iſt, daß ich ſeinen Sohn mir eigen gemacht, nun werde ich mit dem völligen Zutrauen ihm entgegen gehen, das eine Tochter gegen ihren Vater haben kann. Ich werde ihm es ſelbſt ſagen, er ſoll mich prüfen; und wenn er nicht in mir die wahre Entſchloſſenheit findet, ſeinen Sohn ſo glücklich zu machen, als ein Weib ihn machen kann, ſo ſoll er mich noch verſtoßen, ſoll mich auf immer von ſeiner Seite trennen. Denn wenn ein Tropfen falſchen Bluts gegen ihn in mir wäre, ſo verdiente ich ewig in einſamer Trauer meine Zeit zu verweinen.

Glauben Sie mir, liebe Mutter, wenn ich mir die Tage der Zukunft in Gedanken vorſtelle, wenn ich mir es in die Seele male, daß ich mit ihm verbunden ſeyn werde: ſo geht mein ganzes Denken dahin, wie ich es machen will, mit ihm das ſeligſte Geſchöpf zu ſeyn, jede Kleinigkeit um mich mir und ihm zu einem neuen Gegenſtand des Glücks zu machen.

Der Menſch kann viel wahre Glückſeligkeit fühlen, wenn er alles fühlen will, was er ſich fühlbar machen kann. Wie vielmal hat mein Bruder in den Tagen, da wir noch ſo zärtlich zuſammen herumwandelten, mir hiervon Proben gegeben! Mit einem Sonnenſtäubchen, mit der ſchlechteſten Pflanze wußte er mich ſo bekannt zu machen, wußte ſo angenehm mich damit zu unterhalten, als ob es eine Wichtigkeit von der erſten Größe geweſen wäre.

D. 8. Aug. 1778.

Heute ſind wir bey Amalien angekommen. Wie freundſchaftlich ſind wir nicht aufgenommen! Ihre Tochter wird ganz verwildern in dem Zirkel von ſo lieben Freunden, die ihr alle ſchmeicheln, alles ihr durch die Finger ſehen, ja die thun, als ob ſie blos meinethalben in der Welt wären. Meines lieben Onkels, denn nun nenne ich ihn ſchon ſo, ſeine zuvorkommende Gefälligkeit gegen ſeine Jette iſt daran Schuld; denn er thut ſo, und ſagt auch, daß er blos meinetwegen hierher gegangen, und daß, wenn ich nicht wäre, er ſeine alten Tage nicht halb ſo vergnügt zuzubringen hoffen würde. Sind das nicht herrliche Ausſichten, liebe Mutter? Konnte Ihre Tochter wohl beſſer ankommen?

D. 10. Aug. 1778.

Amaliens Hochzeit iſt vorbey. Ich weiß gewiß, daß dieſe nie ihre Verbindung gereuen wird, denn ſie hat einen edlen, zärtlichen Mann. Wir werden nach drey Tagen wieder von hier abreiſen, und dann hoffe ich Sie gewiß ſchon dort anzutreffen. Mitten in Freude und Wonne klopft mein Herz unruhig, wenn ich denke, daß ich Ihnen vielleicht nöthig bin, daß meine Abweſenheit Ihnen eine ſchwerere Laſt tragen läßt, davon Ihre Tochter einen Theil Ihnen abnehmen könnte. Aber Sie wollten es ja ſo, liebe Mutter, und freylich — war Ihre Tochter diesmal gern gehorſam.

Soll ich Ihnen noch ſagen, daß alle, die hier ſind, Sie herzlich grüßen? Ich glaube, Sie ſind es ſelbſt überzeugt, daß wir ſo oft an Sie denken, ſo oft von Ihnen ſprechen, als wir zuſammen ſind.

Wenn mein Bruder ſchreibt, ſo ſchicken Sie mir den Brief ja gleich; darum und um Ihre ſegnende Liebe bittet Sie

Ihre
gehorſame Tochter,
Henriette Dubly.

Zwey und ſiebenzigſter Brief.

Dubly an Henrietten.

D. 3. Aug. 1778.

Lebeil hat dem unglücklichen Montroſe geantwortet, und ich lege eine Abſchrift des Briefes bey, um das Schöne ſeines Herzens Dir dadurch bekannt zu machen. Ich hätte das nicht gegen einen Nebenbuhler thun können, der mich um alles gebracht, ſo ſehr ich auch ſeit meiner Veränderung Menſchenfreund geworden bin.

Als ich ihn fragte, was ich dem Montroſe eigentlich antworten ſollte, ſagte er etwas heftig — Nein, ich will ihm ſelbſt antworten; es könnte ihn beleidigen, wenn ich durch einen andern ſchreiben ließe — Und was ich ihm ſchreiben will? Bitten will ich ihn, daß er ſich beruhiget; verſprechen will ich ihm ewiges Stillſchweigen von allem.

Ach meine liebe Henriette, welch ein Herz! War das werth, ſo gekränkt zu werden?

Sie iſt einmal dahin, ſagte er, als er mir den Brief brachte; was ſoll ich noch den Unglücklichen deswegen verfolgen? — Ich habe ihm bittre Vorwürfe gemacht — aber ich habe ihn auch wieder getröſtet.

Und die Vorwürfe, meine Liebe, Du wirſt ſie ſuchen, wie ich ſie geſuchet habe.

Der Vater Lydiens hat uns ſelbſt beſucht. So gütig hätte ich ihn nicht geglaubt. Sie heißen Dubly? fragte er mich, als er hereintrat. Das habe ich noch nicht gewußt. Und wo waren Sie vordem? ſetzte er hinzu. Ich ſagte ihm, daß ich in Deutſchland bey einem Freunde erzogen worden. So! ſagte er, und ſahe etwas unzufrieden aus. Es iſt mir aufgefallen,

gefallen, dieſes Examen, Henriette! was hat er damit gewollt?

Wir hatten heute einen ſchweren Punkt wegen Montroſe mit ihm abzumachen. Zum Glück für uns fieng er ſelbſt an, von ihm zu ſprechen.

Ich kann, ſagte er, das Vorhaben von dem Menſchen noch nicht recht ergründen. Er konnte ſich doch wohl vorſtellen, daß Lydie ihn nicht nehmen würde. Das Mädchen, das ſo ſtolz auf jeden Punkt ihrer Ehre war. Sie hätte lieber als Magd gedient, ſagte er, als das gethan. Ach Lebell! was haben Sie verloren!

Lebell erklärte ihm dann die Sache nach dem erſten Billet dieſes Falſchen.

Geſetzt aber, ſetzte Lebell hinzu, wenn ſich nun einige von dem Schiffbruch gerettet hätten?

O ſo iſt doch mein Mädchen nicht darunter, rief der betrübte Vater — Wo ſollte ſie die Kräfte hernehmen, Wellen zu widerſtehen — die arme Seele! — Gott! welche Angſt muß ſie noch im Tode für ihren Vater, für ihren Lebell gehabt haben! Sie hat ſich nie vor dieſem allgemeinen Würger gefürchtet. Aber ſo ſchmerzhaft ſie gewiß meinen

Tod würde fühlen, ſo wünſchte ſie doch i
mer, daß ſie wenigſtens eine Stunde na
mir ſterben möchte; denn ſie wußte es, w
ſehr ich ſie liebte — Ja, es giebt wohl Fälle
der ehrenloſe Böſewicht — denn die Mä
ner haben immer mehr Kräfte und m
Glück, ſie wagen mehr — der könnte ſ
wohl gerettet haben —

Und wenn er ſich gerettet hätte — fiel i
Lebell ein —

Und er käme hierher — ſagte der Va
erzürnt — ſo wollten wir ihm einen kur
Proceß machen, und er ſollte ſein Leben
längſten gehabt haben.

Ich winkte Lebell, zu ſchweigen, weil
fürchtete, der Vater möchte ſeine Vorbitte
Mangel des Andenkens an ſeine Toc
auslegen.

Ohngefähr wußte ich ſeine ſchwache S
ſchon. Ich nahm alſo das Wort — A
das alles würde uns die theure Lydie n
wiedergeben —

Das freylich nicht — ſagte er in mild
Tone — dann wieder etwas härter:
Strafen müſſen doch ſeyn! Ein ſo ſch
licher Menſch muß doch dafür büßen,
er ganze Familien zerſtört, Menſchen

glü

glücklich macht, die den Gipfel der Seligkeit des Paradieſes erreicht zu haben glaubten — O Herr! und wenn ich ſollte verbluten, wollt' ich nicht anderer Glück umſtoßen.

Das glaube ich Ihnen; dieſes rechtſchaffene Vaterherz kann auch gegen andere nicht ungerecht ſeyn, ſagte ich: allein, ich glaube, gewiß auch gegen Beleidigungen verſöhnlich — mitleidig auch gegen einen Böſewicht.

Ich ſahe es an meines Freundes Mienen, daß unſer Geſpräch ihm nicht gefiel. Er wollte ſeinen Mörder nicht einmal einen Böſewicht nennen hören —

Beleidigungen — verſöhnlich — mitleidig — ja Sie haben gut reden, mein lieber Dubly. (Der Name iſt mir immer ſo auffallend, ſetzte er hinzu.) Sie ſind nicht ihr Vater. Indeſſen bin ich auch nicht unmenſchlich. Wenn ich ſehe, daß es darauf ankömmt, barmherzig zu ſeyn, ſo bin ichs gewiß: nur die erſte Hitze, die iſt mir ganz unmöglich zu dämpfen. Er gieng ſchmeichelnd auf Le[illegible] zu — Sie haben mirs doch vergeben, was ich Ihnen zuwider that —

Stille, lieber Vater, das iſt ſchon vergeſſen; aber können Sie wohl auch vergeben? — Wir müſſen doch allen Feinden vergeben,

und

und Sie alſo auch dem Unglücklichen,
Ihre Tochter Ihnen raubte —

Es könnte ja wohl ſeyn, daß er ſich
rettet, daß er ſich Ihnen wieder darſte
und Sie bäte.

Könnte ſeyn — darſtellen, bitten —
er vielleicht? — Wo iſt er? In welchem W
kel? der Böſewicht — Ihr ſeyd Verrät
Dies alles ſagte er mit zunehmender H
ſtand auf, und wollte zur Thür hinaus,
ihn zu ſuchen.

Ich hielt ihn endlich auf. Kommen S
und beruhigen Sie ſich. Ich verſichere
nen heilig, er iſt nicht da; aber ich will
nen alles ſagen — Er hat geſchrieben, e
in Verzweiflung. Er will Vergebung
Ihnen.

Er hat geſchrieben? — O wo iſt er?
müſſen doch wiſſen, wohin Sie ſchreiben
len. Hat er vielleicht Lydien noch bey ſich

Dieſer Verdacht machte mich confus.
hatte kein Mittel mehr übrig, als den B
zu holen, und ich las ihm die Stelle vor.

Das war alſo das Schickſal meiner Ly
Die letzte Welle des Sturms riß ſie weg! H
ſie nicht den Böſewicht wegreißen können
hätte ich mein armes Mädchen wieder,

ein Scheuſal wäre von der Welt. Und ſo gelaſſen war ſie! Gewiß betete ſie um Troſt für ihren Vater, wenn er ſeine einzige Tochter beweinte. Ja, du gutes Mädchen, den Troſt hat nun dein Vater, daß er dem Menſchen vergeben muß, der dich raubte. Was ſoll ich thun?

Vergeben Sie ihm immer, edler Mann! was hilft Ihnen ſein Leiden, ſein Wehklagen? Iſts nicht weit heiterer in Ihrer Seele, wenn Sie denken können, daß Sie durch Liebe, durch Vergebung einen von ſeiner Pflicht verirrten auf den rechten Weg gebracht? Wird ſein Dank Ihnen nicht Segen ſeyn? und wird ſeine Reue, die Lydien unter den Verklärten genug iſt, Ihnen nicht auch genugthuend ſeyn? Ihre Tochter hat ihm vergeben; ſollte ihr Wunſch nicht auch geweſen ſeyn, daß ihr Vater ihm vergeben möchte?

Ja Dubly, das iſt ihr Wunſch gewiß geweſen — O darin war ſie ein herrliches Mädchen, im Vergeben und Vergeſſen. Kein zorniges Wort kam über ihre Lippen. Ich danke Ihnen, Dubly, daß Sie mich daran erinnerten. Ja, ich will ihm vergeben; ich will es recht von Herzen thun. Schreiben Sie ihm ſogar, er kann wiederkommen, wenn er

will. Ich will ihn zwar weinend aufnehmen
denn er hat mich wirklich betrübt; aber gan
verſöhnt will ich ihn aufnehmen.

Lebell ſprang auf, und wollte ſeine Han
küſſen.

Wozu das? ſagte er. Jetzt fühle ich es
daß es meine Pflicht iſt. Das wußte mein
Tochter recht gut. Und Sie, daß Sie ihr
vergeben, wundert mich gar nicht — er wa
ja ſo lange Ihr Freund.

Lebell gieng weg. Als er wiederkam, ſag
te er, daß er den Brief an ſeinen Freun
aufgebrochen, und ihm gleich dieſe tröſtend
Nachricht gegeben.

Der Alte verließ uns. Wir wollten ih
diesmal nicht an ſein Verſprechen erinner
Er hatte für heute genug gelitten.

So ſehr aber Lebell auch ſich beruhig
ſo tief fühlt er noch den Schmerz über Ly
diens Verluſt. Wenn ihr Name genen
wird, ſo ſchleicht eine Thräne über ſeine Wa
gen, die er unvermerkt wegwiſcht. Im Schl
höre ich ihn oft ſeufzen, und Lydiens Nam
nennen; und auch wachend ſeufzt er zuw
len ganz leiſe: Ach! Lydie! Und wenn ih
dann eine Stunde der Schwermuth überfäll
ſo ſinkt er ganz dahin. Sein Leben iſt nic

meh

mehr für ihn, und ſobald er den Vater und den Freund beruhigt ſehen wird, denn dieſe Unruhe iſt noch ſeine Erhalterinn, ſo wird er ſich ganz in ſeinen Schmerz verlieren, der ihn bald aufreiben wird. Liebe Henriette, es iſt viel tödtender, ſtillen Kummer zu haben, als wenn er in Wut ausbricht. So gieng es Deinem armen Dubly. Vielleicht lernt er nun das Beßre; und dann wenn ſeiner Freunde Thränen gehemmt oder getödtet ſind, ſo wird ſein Schmerz wieder aufwachen: doch vielleicht geht es noch beſſer. Hoffe, ſo wie ich.

Meiner Mutter meine Verehrung, und dem guten Raff meinen Gruß! Ich habe heute nicht an ihn geſchrieben. Ich bin

Dein aufrichtiger
Dubly.

Drey und ſiebenzigſter Brief.

Lebell an Montroſe.

D. 1. Aug. 1778.

Mein Lieber!

Wenn Du glauben konnteſt, daß Dein Freund bey der Empfindung, bey dem tiefen Gefühl Deines Leidens, noch zürnen könnte, ſo irrteſt Du Dich. Freylich hatte ſich Dein

Lebell ein herrliches Leben gedacht. Er hat
die Krone aller Mädchen zu ſeiner Geliebten
er hat die Zärtlichkeit eines Vaters, der ge
wiß Verehrung verdient.

Ich muß Dir klagen, Freund — Du war
es ja ſonſt, dem mein Herz offen ſtand. D
erfuhrſt ja mein Glück, warum ſollte ich Di
mein Unglück verheelen? Sollteſt Du mic
nicht auch beweinen? nicht auch Mitleide
mit dem Armen haben, der ſo ſehr aus allem herausgeriſſen iſt, was ihn erfreute?

Ich glaubte Dich verloren — ich hatt
die Nachricht vom Untergange des Schiffe
ſchon. Wie lieb war mir daher Dein Brief —
Ich kann es nicht läugnen, ich hegte noc
einige Hoffnung wegen Lydien — Ach! ſi
gieng auch hin. Das Schickſal hatte mi
nichts erhalten wollen, als einen Freund
und zu dieſem Freunde gab es mir noch einen
ohne den wäre ich verloren geweſen.

Ich muß Dir ſagen — er iſt es, der mi
Vergebung von Lydiens Vater ausgewirkt
Er iſt es, der ſie Dir auch verſchaffen ſoll —
Den armen Vater haben wir ſehr gekränkt.

Ich war bey ihm. Ich habe alles da ge
ſehen, was ſonſt um mich und Lydien war
Alles, was ich nur ſahe, erinnerte mich

ſchöne

ſchöner ſüß durchlebter Stunden, die ich im Schooße der Liebe zubrachte. Wenn ich daran denke, daß ich ſie ſo zärtlich in meine Arme ſchloß, daß ſie ſich jeden Tag ſo emſig nach meiner Geſundheit erkundigte, daß ſie mir ſagte, ich ſey ihr alles, daß Seligkeit, die ich nie gefühlt, dann mein Herz erfüllte, ſo möchte ich vor Gram über mein Mißgeſchick vergehen. Zuweilen ſchallt ihr Zauberton mir träumend ins Ohr; und ich bin nicht glücklicher, als wenn ich ſie zuweilen mit ihrer Silberſtimme im Schlaf ſingen höre. O Montroſe! was habe ich verloren —

An ihren Tod darf ich gar nicht denken — da ſtelle ich ſie mir in ihrer ſanften Gelaſſenheit, mit den Wellen kämpfend, und Gott um Ruhe für die Ihrigen anrufend vor; und dann bin ich ſo wild, daß ich ins erſte Waſſer ſpringen möchte, weil meine Einbildungskraft mir ſo zuſetzt, daß ich ſie ſchwimmend ſehe, und glaube ſie noch retten zu können. Ach! Montroſe, ich muß aufſtehen, das greift zu hart an.

Lydie hat für Dich gebetet und Dir vergeben — ſo hat Dein Freund Dir vergeben — ſo ſoll ihr Vater Dir vergeben. Sprich

Dich ganz frey, Montroſe, frey von alle
Schuld. Das Schickſal wollte ſie mir nich
geben. Du haſt kein böſes Herz, haſt keine
Willen gehabt, mir zu ſchaden. Würde Ly
die nicht vom Himmel zürnend auf uns he
abſehen, wenn auch der geringſte Groll des
wegen unter uns bliebe? Aber ſo wird ſie ſic
unſerer Vereinigung freuen, und wird de
Ewigen bitten, daß er ſie ſeyn laſſe, wie de
Sonnenſchein nach Regen — erquickend un
mild. Wenn wir dann einmal wieder m
ihr vereiniget werden, ſo wird ſie mich ſ
gnen, und dort wird ſie mir die Hand re
chen, die hier nicht für mich beſtimmt war.

Ob ich Dich wiederſehen will? Ja freylic
will ich das. Ich will mir in Dir Lydien
Bild noch einmal denken. Du ſollſt mir a
les ſagen, was ſie von mir geſprochen ha
Schriebſt Du mir nicht, daß das ſo wäre
Wollteſt Du mir ſo vieles ſagen — Ja, ic
habe recht geleſen. Eile nur, eile, daß ic
alles erfahre — Habe Mitleiden mit der Un
ruhe Deines Freundes.

Könnte ich doch aus Deiner Seele da
Andenken an die verhaßte Begebenheit ſo ver
tilgen, wie ich es aus der meinigen thun wer
de. Denken will ich, Lydie ſey mir vo

de

der Seite geriſſen, um mich einſt glücklicher zu machen — Denke auch ſo — Du kannſt ſie ganz vergeſſen. Mir muß ihr Andenken heilig ſeyn — Mir muß kein Tag hingehen, von dem ich ſagen könnte: Heute war Lydie meinem Herzen nicht alles. Heute ergötzte ich mich nicht an ihrem unauslöſchlichen Bilde. Heute weinte ich nicht ſtille Thränen über ihren bittern Verluſt —

Wenn das Auge ihres Vaters ſo mitleidig auf Dich einſt ſehen ſollte, ſo Ruhe in Deine Seele blicken würde, wie er mir es gethan, dann würde Dein Freund erſt wieder Freude empfinden.

Was ſprichſt Du von Gerechtigkeit? — was von Strafe? — Wo iſt der Richter, der das Herz prüfen, der wiſſen kann, wie weit Du ſtrafbar biſt? Spricht derjenige Dich frey, der die Geliebte, ſpricht der Dich frey, der die Tochter verlor, wer will Dich dann richten, wer Dich beſchuldigen? Lebe, um mir Freund zu ſeyn — Komm und rede mir Troſt in meine Seele. Sage mir, daß Lydie noch in den letzten Augenblicken an mich gedacht, und ich will Dich umarmen, und Dir dafür danken. Laß Deinen Freund nicht lange nach der Stimme deſſen ſeufzen, den er erwartet, und glaube, daß er ewig ſeyn wird

Dein Freund,

Lebell.

N. S. Jezt biſt Du frey. Im Augenblicke hat Lydiens Vater meine Verſöhnung beſtätiget. Auch er will Dich ſehen. Nun kannſt Du frohlocken, wie Dein Freund es thut. Er war zornig — der Vater einer ſo liebenswürdigen Tochter — ja er hatte es Urſache — Aber ſein Zorn verwandelte ſich bald in Mitleiden, und — in Vergebung. Noch einmal, eile.

Vier und ſiebenzigſter Brief.

Henriette an ihre Mutter.

D. 13. Aug. 1778.

Wir ſind wieder hier, liebe Mutter. Traurig hat Henriette ihre Wohnung wieder bezogen, eine Wohnung des Friedens für ſie, aber ſie wurde zur Wohnung des Schmerzens und der Unruhe, weil ich Sie nicht antraf — auch nicht einen Brief von Ihnen — Gott! was muß Ihnen widerfahren ſeyn! Noch einen Poſttag, meine Mutter, und ich reiſe — Ich kann — ich kann Sie nicht mehr miſſen.

Ich habe einen Nachmittag durchweint — Ich habe gewiß der Freude zu viel genoſſen, die bisher mich umgab. Sollte es Strafe ſeyn, daß ich nun ſo viel leiden muß? Ich bin äußerſt auf mich ſelbſt erzürnt, daß ich Sie habe verlaſſen können. Konnte Raff nicht alles allein thun, was Sie beſorgen mußten?

Unſere Reiſe war auf morgen zu Franks Vater beſtimmt, auf den Tag, da er ſeine Henriette wieder verlaſſen muß. Morgen bin ich wieder verwaiſt. Aber jene Reiſe muß unterbleiben. — Wie könnte ich mit dieſer Unruhe im Geſichte vor den Vater meines Geliebten treten — Nein — erſt von Ihnen Leben! ſonſt vergeht Ihre Tochter.

D. 14. Aug. 1778.

Er iſt fort — Er hat mich verlaſſen, um ſeines Vaters Willen zu erfüllen. Möge Gott ihn leiten, daß er bald wieder zu uns zurückkehrt! zu mir, die auf ihn hoffen wird, wie ich auf Nachricht von meiner gütigen lieben Mutter hoffe. Nun wird wieder für eine lange Zeit Trauer in mir ſeyn; und wenn dann Sie wiederkommen, und ich kann nicht ganz, ganz frölich ſeyn — o ſo vergeben

Sie mir — Freuen will ich mich gewiß. So will ich mich freuen, als wenn ich Ihr Leben gerettet hätte, wenn Sie kommen; aber ich fürchte doch, ein Wölkchen der Trauer wird die Stirn Ihrer Tochter umwallen — und dann leſen Sie nur in ihrer Seele — da werden Sie Liebe, reine, zärtliche Liebe für ſich finden.

Ich habe es bey dem Onkel dahin gebracht, daß er die beſtimmte Reiſe ausſetzt, und er hat mir verſprochen, wenn übermorgen keine Briefe von Ihnen da ſind, mit mir zu reiſen. Iſt das nicht beſondre Liebe? Er ſagte mir, Frank hätte ihn ſelbſt darum gebeten, und er habe ſich darüber gefreuet.

Was er und Sie von mir bitten, ſagte er, das werde ich gewiß immer thun. Denn ich kenne keine andere Pflicht, als für euch zu ſorgen.

Ach! meine Mutter, was iſt das? Ein Expreſſer! Briefe von Dubly — ohne eine Zeile von Ihnen, ohne ein Wort von Raff — Soll ich mich freuen, ſoll ich mich betrü ben? Nein, freuen will ich mich. Denn Si kommen gewiß bald nach. Sicher hätte mi Raff es gemeldet, wenn Ihnen etwas zuge

ſtoße

ſtoßen wäre. Und Sie hätten ſicher geſchrieben, wenn Sie nicht ſchon nahe bey Ihrer Tochter wären, wenn Sie ſie nicht mit der Freude überraſchen wollten, Sie unvermuthet zu ſehen. Der Bote weiß nichts. Man hat ihn von der Straße genommen.

Ich werde immer unruhiger. Es iſt ſchon ſpät. Der Bote will nicht warten. Ich ſchreibe in der Seelenangſt. Kommen Sie morgen nicht ganz früh, ſo iſt in Verzweiflung Ihre

traurige Tochter,

Henriette.

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

Dubly an Raff.

Den 8. Aug. 1778.

Ich beantworte blos Ihre Nachricht wegen Weinert. Der unglückliche Montroſe iſt verloren. Ich reiſe eben mit Lebell nach Marſeille.

Glauben Sie nicht, daß ich fähig geweſen wäre, alles mir zu entziehen, um meine arme Mutter nicht leiden zu laſſen? O ja, Raff, Einſchränkung von allen Seiten. Aber

diesmal haben wir ſie nicht nöthig. Ich e
innerte mich gleich bey Durchleſung Ihre
Briefes, einmal ein Packet erhalten zu ha
ben, welches vom alten Weinert kam, un
das ich uneröffnet liegen gelaſſen. Ich ſuch
te es, und als ichs öffne, finde ich nicht al
lein die Documente, die Sie verlangt, ſon
dern ich finde auch ein Teſtament, worin e
mich zum Univerſalerben ſeines ganzen Ver
mögens, bis auf das Landgut, einſetzt. Ic
ſchicke Ihnen alſo alle dieſe Papiere, un
meine Vollmacht dazu. Nehmen Sie alle
in Empfang. Es ſoll viel ſeyn. Wende
Sie es an, meiner Mutter und meiner Hen
riette alle Bequemlichkeit zu verſchaffen, di
man nur haben kann.

Ich habe eben kein großes Vergnügen übe
dieſen Zuwachs äußerlicher Ruhe empfunden
Ich bin von den Tollheiten zurückgekommen
die mir ſonſt ſo unermeßliche Summen koſte
ten, und ich brauche jetzt wenig. Die Ge
ſchäfte, die mich binden, ſind in mir —
Ich ſuche andern das zu erleichtern, wa
mir ſelbſt ſonſt zu ſchwer wurde.

Montroſe hat ſich ſelbſt angegeben. Si
kennen die Strenge unſrer Geſetze. Ich kan
es wohl einſehen, wie er dazu gekommen

Lebe

Lebell iſt außer ſich. Leben Sie wohl! Der Wagen iſt da. Ich muß fort. Ich bin

Ihr Freund,
Dubly.

Sechs und ſiebenzigſter Brief.

Montroſe an Lebell.

D. 5. Aug. 1778.

Nein — es war zu viel. Schauder ergriff mich, als ich Deinen Brief las. Ich ſcheue mein Leben. Ich kann es nicht ertragen. Ich erwartete, daß man mich ſelbſt unter die Verachtung herunterſetzen ſollte, damit ich den Weg ſuchen möchte, den Lydie voraus gieng. Aber dieſe Lydie — ach! ich konnte ihre Güte, ihre Vergebung ertragen; aber die Deinige, die Vergebung ihres Vaters kann ich nicht ertragen. Ich muß, ich will beſtraft ſeyn — Das ſanfte Mädchen konnte, mußte vergeben; aber Männer, beleidigte Männer müſſen rächen, oder ich muß ſelbſt rächen. Wie könnte ich anders als in Feſſeln vor euch erſcheinen; die Miene der Vergebung könnte, ſollte ich an denen ertragen können — die mich mit Füßen zu treten berechtigt ſind? Nein, Lebell, ich gehe.

Es iſt geſchehen — ich erwarte jeden Augenblick meine Gefangennehmung. Nun, Lebell, bin ich ruhig. Nun kannſt Du kommen, und dann will ich Dir alles ſagen, was ſie geſagt hat. Ihren Geiſt wünſchte ich nur noch einmal zu ſehen, um zu wiſſen, ob der Engel mir auch feind wäre, oder ob er mir auch ſo vergäbe, wie ſie mir lebend vergab. Zwar man ſagt, Engel können nicht zürnen. So iſts, Lebell! aber Menſchen — Männer müſſen zürnen.

Alſo ſag' es dem Vater: man wird an ihn ſchreiben; und wenn Ihr aus unzeitiger Liebe zu mir es läugnen wollt, ſo wißt — damit kommt Ihr nicht durch.

Lebell — lieber Freund, erlaube mir, daß ein Menſch, der ſich ſelbſt verachtet, Dich noch einmal ſo nennt! Du biſt zu weich — Wer ſchützt Dich, daß, der Dich einmal betrog, Dich nicht wieder betrügen wird? Höre meinen Rath! Laß der Sache ihren Lauf. Laß die Geſetze entſcheiden; und wenn denn Dein Freund ſeine Strafe empfangen, ſo kannſt Du wieder ſagen: Ich liebe ihn — Eher nicht.

Es iſt Zeit, ich höre es. Ich gehe ruhig. Mein Herz überzeugt mich, daß die Sache ſo ſeyn muß. Ich würde Dich nicht zu ſprechen verlangen, aber Du wirſt es ſelbſt wünſchen, und ich thue es, um Dir ſelbſt noch einmal das Geſtändniß zu machen, daß Dein Freund ein Böſewicht war, der Deine Freundſchaft nicht verdiente.

Montroſe.

Sieben und ſiebenzigſter Brief.

Der alte Frank an ſeinen Bruder.

D. 15. Aug. 1778.

Geſtern iſt Dein Sohn nach Deinem Willen abgereiſt. Ungern habe ich ihn reiſen laſſen; aber ich weiß wohl, daß ich nicht Vater bin, und Du weißt, daß ich mich nie gerne in Sachen gemiſcht habe, die mich nicht unmittelbar angehen. Ich will Dich alſo nicht fragen, warum die Reiſe nothwendig war, oder zu welchem Endzwecke ſie geſchieht. Sie iſt Dein Wille, und dem ſind Deine Kinder zu folgen ſchuldig.

Ich danke Dir, lieber Bruder, für Deine Bereitwilligkeit, mir zu folgen, und Deinem Sohne nicht länger zuwider zu ſeyn. Ich habe es nie geläugnet, und ich werde es nie läugnen, ich glaube, Du haſt unrecht gehan-

delt, wieder zu heirathen. Du ſagſt, D
haſt Gründe dazu, die ich einſt billigen wer
de? Wohlan, ich will warten, bis ich ſi
erfahre.

Du ſagſt, ich ſoll dem Streite unter un
ein Ende machen. Wir haben uns nie g
ſtritten, lieber Bruder; Du weißt, wie we
nig Anlage ich dazu habe. Allein, daß i
mich einem Hauſe nicht nahete, wo ma
mich für überflüßig hielt, das wirſt Du m
nicht verdenken. Ich bin immer derjeni
geweſen, der ſich ſuchen ließ. Iſt dies e
Fehler, ſo hab' ich ihn, und wer hat ſie nicht

Indeſſen habe ich Dir ſchon durch Louiſ
ſagen laſſen, daß ich kommen werde, um
len Anſtoß zu vermeiden. Allein noch eini
Zeit muß dies verſchoben werden, weil
eine nothwendige Reiſe thun muß.

Wenn ich komme, ſo bringe ich Henri
ten mit. Daß Du an dem Mädchen Freu
die Fülle haben wirſt, daran zweifele ich ni
Sie iſt, mit dürren Worten, wie Deine ſ
ge Frau war.

Bruder! Bruder! es war eine Zeit,
Du mir Dein ganzes Herz geſchenkt hatt
Sollte es Reue über meinen befolgten Ra
oder über vierzehn ſelig durchlebte Jahre ſ

daß Du Dich vor mir wandteſt? Ich bin ein alter kricklicher Kopf, das wußteſt Du — Warum ſuchteſt Du den Eigenſinn nicht zum Freunde zu behalten? Habe ich Dir je worin abgerathen? Oder ſagte ich: Thue dies nicht — thue das nicht? Du thateſt, was Du wollteſt — Gefiel mirs, ſo ſagte ich, Du haſt es recht gemacht; und gefiel mirs nicht, ſo ſchwieg ich.

O ich hätte Geldes genug darum gegeben, wenn ich nur zuweilen an Deiner Seite hätte ſeyn, und fühlen können — das iſt mein Bruder. Hat je einer derer, die Dich angiengen, von mir Laſt gehabt? — und waren nicht alle Deine Freunde, gute und ſchlechte, auch die meinigen, wenn's drauf ankam, ihnen Gutes zu thun? Ich habe nicht für mich, ich habe für Deine Kinder gearbeitet. Sie will ich glücklich machen, wenn ich es kann.

Doch was reden wir mehr davon! Laſt uns es vergeſſen, was vorher geſchehen! Du haſt mich dadurch unendlich verſöhnt, daß Du dem Glücke Deines Sohnes beygetreten. Aber komm auch, und ſiehe — Betrachte den Engel, der ihm ſeine Tage zu Tagen nie gefühlter Wonne machen wird. Siehe, ob nicht in ihren Augen das Heitere lacht, das

Dir in den Augen Deiner ſeligen Frau ſo auffallend war? ob ſie nicht den reizenden Zug am Munde hat, der Dich bezauberte? Und überhaupt, da Du meinem Geſchmacke einmal ſo viel Urtheil zutraueteſt, ſo kann ich wohl ſagen: Du wirſt geſtehen, Dein Sohn konnte nicht beſſer thun.

Haſt Du Deiner Frau in der ganzen Zeit, die Ihr zuſammen lebt, nicht eine ſolche Schilderung von mir machen können, daß ſie mich zu ſehen gewünſcht hätte, ſo thu es doch jezt. Denn wenn ſie ſonſt nur ihre gefälligen Geſichtszüge gegen mich behalten will, ſo kann ſie verſichert ſeyn, daß ich ihr nichts in den Weg legen, daß ich ſie wie Deine Frau und meine Freundinn verehren, ja daß ich ihr alles zu Gefallen thun will, was ich kann. Aber eins bedinge ich mir dabey aus! Gegen meine Jette muß ſie ſo ſeyn, wie ſie gegen mich iſt, denn die iſt meine zweyte Seele. Sollte ſie aber nicht wünſchen, ſie zu ſehen; ich weiß, Bruder, daß ſie alle die Menſchen nicht gerne ſieht, die Dich einnehmen, und dieſe Schwachheit mußt Du bey ihr nur gar nicht rechtfertigen; ſollte ſie alſo dies nicht wünſchen: ſo ſchreib es lieber gleich, ſo bleibe ich weg; denn allein komme ich auch nicht.

Hausfriede iſt immer ein Hauptpunkt bey mir geweſen. Den auch bey Dir zu erhalten, iſt meine Haupturſache geweſen. Keine kleine Rache kann in meinem Herzen einen Platz finden, und deswegen hab' ich Dein Haus gemieden.

Könnte ich wohl, wenn ich mir eine Frau nähme, dieſen Tag ohne Dich feyern? Doch ſtille, ich komme immer wieder in den Ton. Halt es meiner Empfindung zu gut, daß Du mein Bruder biſt.

Und ſo weit für, diesmal! Antworte mir bald. Ich bin Dein

aufrichtiger Bruder,

Frank.

Acht und ſiebenzigſter Brief.

Raff an den alten Frank.

D. 16. Aug. 1778.

Gehn Sie ſäuberlich mit Henrietten um, wenn Sie ihr die traurige Nachricht hinterbringen, die ich Ihnen jezt mit zerrißnem Herzen melde. Sie ſelbſt wird Sie erſchüttern, wird Ihnen das Wort im Munde erſtarren machen. Unſre würdige, unſre theure Freundinn iſt in ein beſſeres Leben übergegangen. Henriettens Mutter, die zärtlichſte unter allen Müttern, iſt nicht mehr. Ich fühle es, welch ein Stich es für Sie iſt — ich fürchte für die gute ſanfte Henriette.

Um alles, was ich bitten kann, bitte ich, retten Sie ſie von dem Unglücke, das ihr durch die Ueberraſchung mit einer ſo traurigen Poſt gewiß bevorſtehen würde. Sagen Sie ihr nur, daß ſie krank iſt, und reiſen Sie mit ihr: denn zum Begräbniß muß ſie doch hier ſeyn.

Habe ich je eine traurige Pflicht gehabt, ſo war es die, den letzten Stunden einer ſo geliebten würdigen Frau beyzuwohnen. Ich habe ſehr — ſehr gelitten, und ich werde lange mich nicht von dem Schmerz erholen, den es mir verurſacht. Hätte ſie nur noch einige Jahre gelebt!

Das Unglück iſt nicht das einzige, das dieſem Hauſe drohete; durch ihren Tod wird noch mehr kommen. Ich darf dem Papiere dies nicht anvertrauen. Ich muß Sie ſelbſt ſprechen. Ich habe einen Brief an Henrietten. Sie ſoll ihn nicht eher öffnen, als bis ihr erſter Schmerz ſich verloren. Dies iſt der ernſte Wille der Seligen. Dies iſt auch äußerſt nothwendig, daß dies geſchiehet;

denn dieſer Brief enthält gewiß das, was ich Ihnen entdecken will, was Henriette noch nicht weiß, und was einen tödtlichen Schrecken über ſie verbreiten wird.

Ich habe den jungen Frank zu dieſem Auftrage nicht wählen wollen, theils weil er dies nicht wiſſen darf, theils weil ſein Schmerz ſelbſt zu lebhaft ſeyn würde; denn er liebte dieſe Mutter außerordentlich. Er hat immer geſagt, daß, wenn er ſie einmal verlieren ſollte, er eines großen Theils ſeiner Glückſeligkeit dadurch verluſtig würde.

Drey Tage, nachdem die verehrungswürdige Selige hier ankam, ſpürte ſie ſchon eine gewiſſe Veränderung in ihrem Körper, die ihr nichts Gutes prophezeihte. Da ich täglich bey ihr war, und das außerordentlich verfallne Anſehen der lieben Frau mir verdächtig vorkam, ſo fragte ich ſie einmal, ob ſie es nicht ihrer Tochter melden wolle, daß ſie krank ſey.

Nein, antwortete ſie mir lächelnd, warum ſoll ich dem guten Mädchen die Kränkung zum voraus machen? Vielleicht giebt ſich meine Krankheit noch.

Sie arbeitete aber dieſen Tag ſehr eifrig, und ſchrieb viel.

Den folgenden Tag, als ich zu ihr kam, ſagte ſie mir: Ich fühle, mein lieber Freund, daß meine Tage werden gezählt ſeyn. Indeſſen bis ich liege, will ich meiner Tochter nichts melden. Ich habe hier einen Brief an ſie geſchrieben. Die Vorſicht, die dabey zu beobachten iſt, iſt in Ihrem Aufſatze enthalten. Da ſteht auch einiges von meinem Sohne und ſeiner Erbſchaft. Nehmen Sie eher nichts vor, bis Sie ihm davon Nachricht gegeben.

Ich habe, wie Sie wiſſen, in der Welt nichts mehr zu wünſchen gehabt, als einige gute Nachricht von meinem Sohne zu haben. Sie haben Sie mir gegeben; Ihnen habe ich alles zu danken, was da geſchehen iſt. Ich kann Ihnen nichts dafür anbieten; Ihre eignen Umſtände ſind zu gut, und jede Belohnung würde zu klein ſeyn. Seyn Sie alſo damit zufrieden, daß eine rechtſchaffene Frau die Empfindung mit ins Grab nimmt, Ihnen viel von dem Glücke ihres Lebens ſchuldig zu ſeyn, vielleicht giebt es in einer andern Welt eine beſſere Art, Wohlthaten zu vergelten.

Alles dies, würdiger Mann, ſage ich mir nicht zum Lobe; nein, ich ſage es, um die edle Denkungsart dieſer Frau auch nach ihrem

Tode nicht zu vergeſſen. Ich ſtand beſchämt da, und wußte nicht, was ich ihr antworten ſollte.

Laſſen Sie uns nicht von mir ſprechen, theure Frau; wenn Ihr Gefühl, daß Sie Ihrem Ende nahe ſind, richtig iſt, ſo haben wir die wenigen Tage für nähere nöthig. Ich bedaure Sie immer aufrichtig. Sollte eine Mutter nicht traurig ſeyn, wenn ſie in ſo wenigen Tagen dem immerwährenden Glücke ihrer Tochter entgegen ſiehet, und ſelbſt nun noch vorher den ſauren Weg des Todes gehn ſoll, ohne dieſe ſüße Ausſicht gänzlich erfüllt zu ſehen, ohne die Gewißheit mit ins Grab zu nehmen, daß die einzige Geliebte ihrer Seele gut verſorgt iſt? —

Sauer, ſagen Sie, ſauer, ich habe nun noch nicht daran gedacht, daß mir der Weg ſauer werden ſollte, und ich glaube es auch nicht. Wenn man ſo lange mit allen Trübſalen bekannt geweſen, ſo muß der Weg einem nicht ſauer werden, den man gehen ſoll, um ihnen zu entkommen. Die Freude, meine Tochter wirklich in den Armen des ehrlichſten und beſten Mannes zu ſehen, würde mir nicht klein geweſen ſeyn; allein ängſtlich vermiſſe ich ſie nicht, denn ich weiß, daß dieſe Verbindung nicht wieder zurückgehen kann.

Wohl dem, ſagte ich, dem nichts ſeinen Abſchied ſchwer macht!

Nun ſo ganz frey iſt er auch nicht. Die Ungewißheit, ob ich diejenigen, die ich ſo zärtlich liebte, die ich ſo ungern verlor, auch ſchon wieder antreffe, oder ob ſie noch im Elende herumirren, quält mich doch; zwar befördert ſie einigermaßen meinen heißeſten Wunſch, um Nachricht von ihnen zu haben. Die erhalte ich gewiß, und wenn ich ſie auch nicht antreffe.

Wenn Sie, würdiger Mann, alles hören ſollten, was dieſe Theure ausgeſtanden, Sie würden ihr ſelbſt gewünſcht haben, erlöſt zu ſeyn. Ich habe den ganzen Abend noch bey ihr zugebracht, und tröſtendere Zubereitungen zu einem nahen Tode bey keinem Menſchen noch gehört.

Ich verließ ſie mit dem eifrigſten Wunſche, ſie morgen beſſer wieder anzutreffen. Ich betete für ihre Geſundheit ſo kindlich, als ob ſie meine Mutter wäre.

Ich wurde aber ſchon ganz früh geweckt. Als ich hinkam, hatte ſie ein Schlagfluß getroffen und ihre Zunge gelähmt. Sonſ

hatt

hatte ſie noch nichts an ihren Verſtandskräften gelitten. Sie reichte mir gleich die Hand, die ich zärtlich drückte. Darauf zeigte ſie auf ein Täfelchen, welches ich ihr geben mußte, und worauf ſie folgendes ſchrieb:

Ich will nicht, daß Sie nach meiner Tochter eher ſchicken, als bis ich todt bin. Ich ſterbe bald, und alſo würde es nichts helfen, als ihre Unruhe vermehren. Ich werde ihr meinen Segen in Gedanken geben, und er wird eben ſo wirkſam ſeyn. Sie ſind der Freund, der mir anſtatt meiner Kinder die Augen zudrücken ſoll.

Ich dankte ihr für ihr Zutrauen, für ihre Güte gegen mich.

So ſauer mir die Pflicht iſt, ſo beweiſt ſie auch, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin. Ich wünſchte eine angenehmere zu haben, nämlich Sie zu Ihrer Tochter Brauttage zu begleiten.

Sie lächelte recht freundlich.

Ich hätte es auch wohl gewünſcht. Meine arme Tochter! Was für eine Kränkung wird es für ſie ſeyn! Sie hat ſo ihr ganzes Zutrauen auf mich geſetzt, und wird nun in allen ihren Hoffnungen von mir betrogen.

Indem ſie dies ſchrieb, kam der erſte Brief von Henrietten an. Ich las ihr denſelben vor. Wie bezeugte ſie noch ihre Freude über jedes Vergnügen, das ihre Tochter gehabt, über jeden Vorzug, den ſie genoſſen!

An einer Stelle, wo ſie ſagt, daß Sie ihr Vater wären, nahm ſie das Täfelchen, und ſchrieb: Und er wird es ihr auch bleiben. Sie wird ihn ſo ehren, und das wird ihm eine immerwährende Freude machen, wofür er ſie wieder lieben wird.

Sie blieb den ganzen Tag heiter. Gegen Abend ſchlief ſie ein wenig. Ich wollte ſie nicht verlaſſen. Nach zwölf Uhr erwachte ſie nach einem ruhigen Schlaf, war aber ſehr matt. Um vier Uhr bekam ſie eine leichte Zuckung, und verſchied.

Ich drückte der Sterbenden die Augen zu. Sie hatte einen ſanften Tod. Gott gebe jedem Rechtſchaffenen ein ſolches Ende.

Ich kann nichts mehr ſagen. Ich bin ſelbſt äußerſt niedergedrückt. Ich wünſche nur ſehnlich, daß die Folgen bey Henrietten leicht abgehen mögen. Weil niemand im Trauerhauſe iſt, ſo bin ich dahin gezogen. Da werden Sie mich treffen. Kommen Sie bald. Ich bin Ihr

ergebener Freund,
Raff.

N. S. Der Bote hat Befehl, dieſen Brief hinzubringen, wo Sie auch ſind.

Neun und ſiebenzigſter Brief.

Raff an Dubly.

D. 15. Aug. 1778.

Deine Mutter, die ſeit einiger Zeit außerordentlich kränklich geweſen, und deswegen auch ſelbſt nicht hat ſchreiben können, hat mich gebeten, Dir in Anſehung der Erbſchaftsſache einiges zu melden. Ich habe dieſen Auftrag auszurichten, ehe ich etwas in der Sache thue, und er war mir um ſo lieber, da ich ſelbſt eben die Gedanken davon hege.

Da wir beyde nicht zweiflen, daß Du eine lebhafte Empfindung des Unrechts haben wirſt, das nach den Geſetzen der Billigkeit dem rechtmäßigen Erben durch dieſes Teſtament geſchehen, und daß blos die flüchtige Ueberſicht davon den Gedanken daran verhindert, ſo bittet Dich Deine Mutter, entweder das Ganze zu laſſen, oder doch einen

Vergleich mit dem redlichen jungen Weinert zu ſuchen, der ihn nicht ganz deſſen beraubt, was nach dem Rechte der Verwandtſchaft ihm zukömmt.

Sollteſt Du nicht einiges ſelbſt bey Leſung der Schrift empfunden haben? Wenn Du bedachteſt, daß die durch die Documente geſicherte Summe ſchon anſehnlich und hinreichend war, was dachteſt Du mit dem Uebrigen zu thun? Zwar kann ich Dich nicht ganz verdammen, weil ich in Deinem Auftrage nichts von Eigennutz geſehen. Indeſſen bitte ich Dich, es reiflich zu überlegen, und mir Deine Meynung darüber mitzutheilen.

Deine Mutter giebt Dir durch meine Hand ihren Segen. Da ſie immer ſchwächer wird, ihre Kräfte erſchöpft und ihr Körper erſchlafft iſt, ſo haſt Du wohl keine Hoffnung, ſie wieder zu ſehen. Alles, was man von einer Mutter an Güte und Liebe erwarten kann, das haſt Du von dieſer. Ihre Gedanken ſind von Dir voll, und ſie wird den Weg zum Grabe weit ruhiger gehen, nachdem ſie weiß, daß Du zu Dir ſelbſt gekommen, und Dein bisheriges heftiges Temperament Dich etwas verlaſſen hat. Ich ſchließe dieſen Brief noch nicht, weil Deine Mutter ſehr ſchwach iſt, und alſo vielleicht wir bald eine trübe Stunde zu erwarten haben.

Geſtern war ſie noch ziemlich munter. Heute aber hat ein Anfall von Schlagfluß ihrem theuren Leben ein Ende gemacht. Weine mit uns, lieber Dubly, und laß Deinen Thränen freyen Lauf. Du verlorſt eine würdige, eine zärtliche Mutter. Sie ſegnete Dich in den letzten Stunden ihres Lebens, und ihr Segen muß Dir Balſam in Deine verwundete Seele ſeyn. Es war eine Zeit, wo Du ihn nicht erwarteteſt, dieſen Segen, wo Du glaubteſt, auf ewig davon ausgeſchloſſen zu ſeyn. Freue Dich alſo dieſes Glücks, und das Unglück, das Dir es verſchaffte, müſſe Dich nicht zu ſehr betrüben. Ich rathe Dir nicht ſelbſt herzukommen; Du weißt, warum ich es Dir nicht rathe. Deine Leidenſchaft möchte wieder aufwachen. Erwarte erſt die Zeit, wo Du von ihr nichts mehr zu befürchten haſt. Ich bin Dein

unveränderlicher Freund,

Raff.

Achtzigſter Brief.

Henriette an Louiſen.

D. 20. Aug. 1778.

Vor wenig Tagen war Ihre Henriette die Glücklichſte, und nun iſt ſie die Gekränkteſte auf der Erde. Ich habe geſtern den Ueberreſt meiner theuren Mutter an die Stätte ihrer Ruhe begleitet. Raff hatte ſo vorſichtig bey der Nachricht von ihrem Tode verfahren. Er wollte uns nicht überraſchen. Aber meine Ungeduld war es, die alles vereitelte, und mir und Ihrem Onkel theuer hätte können zu ſtehen kommen.

Was ſind dieſe wenigen Tage für Ihre nun ganz verwaiſte Freundinn geweſen? Wie hat jeder Augenblick darin an ihrem Herzen genaget? Ich will Ihnen die ganze Geſchichte der traurigen Zeit vorlegen, und ich weiß, Sie werden mich bedauern.

Als ich mit Ihrem Onkel abreiſte, ſchwammen ſchon meine Augen in Thränen. Alles, was er ſo reichlich hervorſuchte, mich zu tröſten, war mir nichts. Ich hatte eine innere Empfindung des Elends, das mich treffen ſollte.

Wir kamen an; alles war todtſtille in dem Hauſe meiner Mutter. Ich gieng vor ihr

Zimmer. Es war verſchloſſen. Ein Mädchen kam und öffnete uns eine Thür. Wir traten ins Zimmer. Wo iſt meine Mutter? fragte ich. Thränen waren die Antwort. Wild ſahe ich mich im Zimmer um, und ein Packet Trauerbriefe war das erſte, was mir in die Augen fiel.

Ich faßte Ihren Onkel, der ganz verſtummt ſtand, an die Hand, und zog ihn mit mir an den Tiſch. Hier, hier iſts, hier, mein würdiger Freund, iſts, was meinem Herzen ahndete. Hier iſt die Gewißheit meines Unglücks.

Ich war nicht fähig, mehr zu weinen. Meine Thränen ſtanden. Iſts denn möglich, ſagte ich ganz laut, daß ſie todt iſt? Hat ſie ohne ihre Tochter ſterben können? Haſt du vielleicht nach ihr geſeufzet, liebe Mutter, und niemand wollte ſie dir geben? Niemand hat ſich getrauet, es ihr zu ſagen, daß du krank wärſt: denn ſie wußten wohl, daß mein Leben mit an dem deinigen hieng.

Indem trat Raff herein — Und Sie, ſagte ich ihm, Sie haben können ſo grauſam ſeyn? Gönnten Sie es der Mutter nicht, daß die Tochter ihr die Augen zudrückte? Oder glaubten Sie nicht, daß der Schmerz heftiger ſeyn würde, wenn ich, anſtatt daß ich ſie zu umarmen

armen glaubte, in den Armen des Todes ſie anträfe? Raff! Raff! wo iſt Ihre Freundſchaft? Wo iſt die Vergeltung der Liebe, die wir gegen Sie hatten?

Raff wußte ſich nicht zu helfen. Er holte ein Täfelchen, und gab es mir.

Gott! das waren Worte meiner Mutter, von ihr ſelbſt geſchrieben. Sie wollte mir den Kummer erſparen.

Nun erzählte uns Raff erſt, daß er an den Onkel geſchrieben. Ach der Bote hatte uns verfehlt.

So plötzlich, ſo unerwartet? ſagte Ihr Onkel. Es ſchwindelt mir noch vom erſten Anblick dieſer Briefe. O Henriette, hätten Sie den Stich fühlen können, der in meinem Herzen war, als Sie mir ſagten: hier! als Sie meine Hand nahmen, und mich an den Tiſch führten. Gute, würdige Frau, wie liebte ich dich — Und ſo bald, ſo bald mußteſt du von uns getrennt ſeyn!

Und Sie haben ſie ſchon begraben, Raff?

Nein, meine Theure, ſagte er, Sie ſollen ſie ſelbſt zur Ruhe begleiten.

Dank, Segen dafür! ſagte ich; und meine Thränen kamen wieder, und machten dem eingeengten Herzen Luft.

Kommen Sie, dabey reichte ich Ihrem Onkel die Hand; kommen Sie, Raff, führen Sie uns hin, wo die Selige liegt, daß ich ihr mütterliches Geſicht noch einmal mit meinen Thränen waſche, ehe die Erde es verbirgt.

Er führte uns an ihren Sarg. O Gott! welche Empfindung war es in mir! Mutter! Mutter! rief ich. Konnteſt du nicht noch wenige Tage leben, um deine Tochter zu dieſem harten Schlage ſelbſt vorzubereiten! ſo hätte ſie doch dein Wort: betrübe dich nicht zu ſehr — gehört, ſo könnte ſie doch ſagen: Dieſe gütige Mutter wollte es ſelbſt. O daß ich doch die letzten Züge hätte auffangen können, damit ſie meiner Seele ein immer gegenwärtiges Bild geweſen wären. So muß es deine blaſſe, bleiche Todesgeſtalt ſeyn? — Wenn mich der freundliche Blick immer verfolgt hätte, der gewiß den Segen begleitete, den du über mich ausſprachſt, wie froh könnte deine Henriette da noch bey deinem Sarge ſagen: Jener Blick ſoll mich tröſten! Wie oft habe ich mir die traurige Zeit gedacht, da du mich einſt verlaſſen würdeſt: aber ich habe ſie mir als eine feyerliche Zeit gedacht; als eine Zeit, die ich anwenden wollte, den

Himmel um die rechte Wirkung deines Segens anzuflehen.

Ich wollte fortfahren: aber meine Thränen verhinderten mich; ich küßte die Stirn der Theuren, und weil Ihr Onkel mir ſehr zuſetzte, ſo verließ ich das Zimmer. Ihr Weinen und Ihr Klagen, ſagte er mir, dringt tief in meine Seele. Wenn Sie es etwas mindern können, ſo thun Sie es um meinetwillen, weil ich ſo unendlich dabey leide. Ich habe nicht geglaubt, daß unſre erſten Freuden eine ſo herbe Bitterkeit ſtören ſollte. Wenn ich mir den Tag Ihrer Verbindung dachte, ſo war mir es immer ein Feſt, daß ich mich bey Ihre würdige Mutter ſetzen, und ſo die Vaterſtelle vertreten ſollte. Nun iſt die Freude dahin.

Sein Leiden war wirklich tief, und kränkte mich ſehr. Ich vergaß den Schmerz etwas, der in mir ſelbſt wütete, und nahm an dem ſeinigen Antheil. Wir brachten den Abend alle drey in Erinnerungen an das zu, was wir an ihr verloren, und einer ſuchte den andern zu tröſten, und brach gleich nachher ſelbſt in neue Klagen aus. Das war ein Abend, den ich im ganzen Leben als ein Beyſpiel

ſpiel der Betrübniß mir denken, den ich dem Andenken meiner Mutter immer weihen will.

So lange wir zuſammen waren, faßte ich mich mehr. Als ich aber allein auf mein Zimmer kam, fühlte ich erſt die ganze niederdrückende Laſt. Da war meine Seele erſt zerriſſen. Es war, als ob meiner Mutter Geiſt mir zuriefe: Warum verließeſt du deine Mutter? Es war, als ob er mir winkte, nicht länger ihn allein zu laſſen. Ich empfand aber keine Angſt darüber. Ein tiefes Gefühl der Wehmuth war alles, was ich dadurch litt — Aber in heftige Klagen brach meine geängſtete Seele aus.

Ich ſeufzte in mir darüber, daß ich nun verwaiſt, daß ich von der einzigen Stütze verlaſſen wäre, die ich noch hatte —

Mitten in den Klagen fiel mein unglücklicher Bruder mir ein. Hat ſie ihn auch geſegnet? Hat ſie auch ihm vergeben? Das quälte mich noch mehr. Jammer war meinem Schlafe zuvorgekommen, und behielt ſeine Stärke. Ich ſtand auf, wie ich mich niedergelegt, ohne die Augen zugethan zu haben.

Der neue Morgen brachte neue Traurigkeit. Ich ſollte nun ihren Leichnam, das einzige, woran ich mich noch ergötzte, wenn

ich

ich die ehrwürdige Alte ſo kindlich anblickte, dieſen ſollte ich zu ſeiner Ruheſtätte begleiten. Das koſtete mir viele Thränen. Ich glaubte dieſen Gang nicht aushalten zu können. Ich quälte mich den ganzen Tag damit, daß ich dieſe traurige Pflicht vollbringen ſollte.

Allein als die wirkliche Ceremonie erfolgte, war mir alles feyerlich. Die traurende Verſammlung, die äußerſte Ernſthaftigkeit, der vor mir ſtehende Sarg, alles brachte eine Stille in meiner Seele hervor. Es war das erſtemal, meine Liebe, daß ich einem ſolchen Auftritte beywohnte. Schon bey einem Fremden würde es mich aufmerkſam gemacht haben, was ſollte es nicht bey meiner Mutter, bey derjenigen thun, die mir die liebſte war. Ich glaubte ſie ſelbſt mitten unter der Verſammlung zu ſehen, um durch ihre ehrwürdige Miene den Ernſt hervorzubringen, der hier herrſchte. Auf Ihres Onkels und Raffs Geſichtern ſah' ich die tiefſte Trauer des Herzens ausgedrückt. Sollte ich die einzige Weinende ſeyn? Nein, meine Thränen hemmten ſich. Ehrfurchtsvoll blickte ich auf den Sarg, und unverwandt haftete ich darauf.

Als ich vollends in die Kirche kam, nahm das Feuer meiner Einbildung zu. Ich glaubte meiner Mutter eine ſtille Begleitung ſchuldig zu ſeyn, glaubte im Hauſe des Herrn ihrer als derjenigen gedenken zu müſſen, die mir Wohlthaten erzeigt, die meine Jugend erhalten, und für Fehlern bewahrt. Durch Klagen müßte ich ihre Ruhe ſtören. Ich weihete ihr alſo tiefen ſtillen Dank. Ich betete zum Ewigen, daß er ihre Ruhe möge ſeyn laſſen wie einen erquickenden Schlaf.

Bey meiner Zurückkunft blieben meine Gedanken ſich gleich. Ich habe den ganzen Abend in feyerlichen ernſtlichen Betrachtungen über das Vergangene zugebracht. Ich hatte eine gute Nacht. Heute morgen ſtahlen ſich einige Thränen aus meinen Augen. Ich unterdrückte ſie aber. Ich ſetzte mich hin, Ihnen das alles zu ſchreiben. Hab' ich es zu ſehr erweitert, ſo halten Sie es meiner Schwachheit zu gut, die ſo kühn iſt, zu glauben, daß meine Freundinn an dem kleinſten Gedanken meines Herzens Antheil nehme.

Meine jetzige Empfindung iſt zwar vom langen Schmerz etwas ſtumpf; allein ich habe doch das ganze Gefühl meines Verluſts in mir. Sagen Sie ſelbſt, Louiſe, wo ſoll ich eine Rathgeberinn, eine Freundinn hernehmen, die mich in der neuen Bahn leiten könnte, in die ich treten will? Wenn ja zuweilen ſich meine Seele in ſolche Nebel hüllte, ſo dachte ich, die ſichre Zuflucht zu meiner Mutter ſey mir immer offen; bey ihr konnte ich mich gewiß eines Rathes tröſten, der mir gut war.

Einen Vater kannte ich nie. Das Schickſal muß mir ihn früh entriſſen haben, und immer ſchwieg meine Mutter, und hielt Thränen zurück, wenn ich von ihm etwas fragte. Nun iſt ſie auch dahin, und ich bin eine Verwaiſte. Hätte ich nun nicht die gütige Hand Ihres Onkels — hätte ich nun nicht eine Seligkeit in meinem lieben Frank zu hoffen, ſo müßte Ihre Henriette irren. Verlaſſen von allen müßte ſie ſich unter Fremden Freunde ſuchen; und wie ſchwer, meine Liebe, iſt das! Alſo Dank, ewigen Dank auch Ihnen, daß Sie Henrietten werth fanden, Ihre Freundinn zu ſeyn, Ihre Schweſter zu werden. Sie haben dadurch ein Glück befördert, das jezt vom gänzlichen Untergange rettet

Ihre
Henriette.

Ein

Ein und achtzigſter Brief.

Dubly an Henrietten.

D. 10. Aug. 1778.

Wie viele Briefe von mir ſind ſchon unbeantwortet? Wirſt Du Deinen Dubly ganz
ergeſſen?

Raff wird Dir geſagt haben, daß ich mit
em traurigen Lebell, den jezt noch mehr Laſt
rückt, als ehedem, nach Marſeille gereiſt
in. Ich will alſo blos vom Verfolg dieſer
Reiſe anfangen. Wir kamen in der Nacht
n, und konnten alſo nicht gleich zu Montroſe
hen. Aber die traurige Gewißheit erhiel-
n wir, daß er ſeinen Vorſatz ausgeführt;
ß er ſich, ohngeachtet aller Vorſtellungen,
ſonders von Seiten des Kaufmanns, deſſen
chiff er bezahlt, den Händen der Gerech-
keit übergeben.

Unſre Unruhe mußte nothwendig groß ſeyn.
Wenn er hartnäckig darauf beſteht, ſagte
bell, ſo ſind wir nicht vermögend, ihn zu
ten. Denn verlangt man von uns ein
ugniß, und beſonders verlangt man es
dem Vater, ſo wird er als ein Entfüh-
beſtraft, und nichts kann ihn retten.

Wir legten uns nieder, und ich ſchlief bald
Als ich aber wieder erwachte, hörte ich

meinen armen Freund ſchon ſeufzen. Er hatte die ganze Nacht mit Nachdenken über das Schickſal des armen Montroſe zugebracht, und hatte kein Mittel ausfinden können, ihn zu retten.

Wir giengen, ſobald es möglich war, in die Gefängniſſe. Das iſt gewiß der traurigſte Anblick für die Menſchheit! Lieber will ich in den Gewölben des Todes meine Augen an den modernden Reſten fühlloſer Körper, ſo grauſend es auch iſt, weiden, als hier Freyheit, die Gott und Natur gab, eingeſchränkt, und empfindungsvolle Menſchen in Feſſeln zu ſehen. Es iſt, als ob man ein wildes Thier bändigen will. Sollten nicht minder böſe Menſchen ſeyn, wenn minder Grauſamkeit unter den Menſchen herrſchte?

Durch eine Reihe langer dunkler Gänge wurden wir endlich an ein altes ruſtriges Gewölbe gebracht, welches der Kerkermeiſter aufſchloß. Gott! welch eine elende Wohnung! Montroſe ſaß an einem Tiſch, den Kopf in die Hand geſtützt, abgefallen und von Seelenkummer verzehrt. Die eine Hand und der eine Fuß ſchleppten eine Kette.

Lebell lief auf ihn zu, und umarmte ihn —

Und was, Freund, drang dich, meinen Kummer noch zu vermehren? Und was hielt dich ab, mir ſo in die Arme zu eilen, wie ich es dir that? Freylich hätte ich dich nicht in einem ſo ſchmuzigen Loche, nicht in Ketten empfangen.

Die verdiene ich, ſagte Montroſe geſetzt, und Finſterniß und Elend muß über mir ruhen, wenn ich mich mit mir ſelbſt verſöhnen ſoll. Tage des Verderbens müſſen mir kommen, wenn ſie jene That verſöhnen wollen.

Und wenn der Vater, wenn der Freund, wenn alles, was du beleidigt, dich bittet, ſo willſt du die Stimme nicht hören, die dich ins Leben ruft? Willſt du ihrem Schmerze noch mehr zuſetzen?

Du ſprichſt jezt die Sprache eines mitleidigen Freundes. Mein Elend macht auf dein weiches Herz einen Eindruck; bald würdeſt du wieder wie ein beleidigter Liebhaber ſprechen, wenn die Zeit dieſen Eindruck ausgelöſcht. Dein Freund kann — muß dir nichts mehr werth ſeyn, denn er hat göttliche und menſchliche Geſetze unter die Füße getreten. Und wenn die, die er beleidigt, ihn nicht dafür beſtrafen wollen, ſo muß er ſich ſelbſt beſtrafen; und das werde ich. Bedenk es ſelbſt, Lebell, ich habe eins der heiligſten Geſetze verletzet, habe eine Tochter ihrem Vater, ihrem Liebhaber entführt. Nicht genug, ich bin an dieſer Unſchuldigen zum Mörder geworden. Noch mehr, ich habe das Leben ſo vieler braven Seeleute auf meinem Gewiſſen. Ohne mich wäre dieſes Schiff nicht gereiſet.

Lebell ſtand ſtumm — Auch ich ſtutzte über dieſe Reihe unglücklicher Folgen. Ach! Henriette, ein Schritt, und wir laufen unaufhaltſam den Berg herab, durch unſre eigne Schwere gedrückt.

Und wenn alles das iſt, ſo hat dein Herz alles das nicht dabey gewollt. Dein zurückgelaßner Brief muß dich rechtfertigen.

Eben der verdammt mich, ſagte Montroſe eifrig. Nur dieſes Zeugniß meiner Bosheit gieb mir. Es kann mir dienen.

Sie ſchwiegen beyde. Lebell ſagte zu mir, er könne es nicht ausſtehen, ſeinen Freund in einem ſo elenden Aufenthalte zu ſehen. Nach vielem Zureden erſt konnte er es bey Montroſen dahin bringen, daß er ein ander Zimmer zu nehmen verſprach, wenn man es ausmachen könnte.

Wir hielten bey den Richtern darum an, und Lebell erhielt es gegen Sicherheit leicht. Man wollte ihn auf Lebells Bürgſchaft ganz frey geben; allein dies wollte er ſelbſt ſchlechterdings nicht. Er bekam alſo ein ander Zimmer in einem Privathauſe, mit einer Wache, und die Ketten wurden ihm abgenommen.

Wir kamen nun nicht von ihm weg. Wir wandten alle Mühe an, ihn zu bewegen, daß er ſich unſern Rathſchlägen ergeben ſollte. Aber es war vergebens. Er ſagte: Ich will, ich muß ſterben; ich weiß, daß dies die Strafe der Geſetze iſt. Ich würde als ein Scheuſal unter den Menſchen herumgehen, ich würde mir nicht getrauen, die Augen aufzuſchlagen. Jeden, der mir entgegen käme, würde ich für einen halten, der mir aus dem Wege gienge, um von meiner Mörderhand nicht getroffen zu werden.

Laß mich, ſagte er wehmüthig zu Lebell, und umarmte ihn; laß mich doch das Verbrechen büßen, das ich begangen: denn alle deine Liebe, deine ſo zärtliche Freundſchaft giebt nicht den zehnten Theil der Ruhe in dein Herz, wie Lydiens Beſitz dir auf die Zeit deines Lebens würde gegeben haben. Denk doch an ſie zurück; denke, was du in ihr verloren; und alsdenn denke auch, wer es that, wer dich um alle die Seligkeit brachte. Stößeſt du mich noch nicht von dir weg? Soll ich noch dein Freund heißen? O du biſt unempfindlich — du haſt Lydien nie geliebt. Sonſt müßteſt du jezt mir ſagen, daß ich mein Geſicht verbergen ſollte, um dir einen abſcheulichen Anblick zu erſparen.

Du verwundeſt mein Herz, nicht, weil ich die Wahrheit deſſen fühle, was du ſagſt, nein, Freund, weil dein Wüten wider dich ſelbſt mir alle Hoffnung nimmt, dich retten zu können. Soll ich denn dich nun auch verlieren? Erinnerſt du dich nicht mehr vergangener Zeiten? Lebell war faſt außer ſich, als er dieſes ſagte. So hart hätte ich dich nicht geglaubt, Montroſe, ſetzte er hinzu. Was iſts für eine Empfindung, daß du deinem Freunde dich auch noch rauben willſt. Ich habe oft über das nachgedacht, was wir ſonſt einander waren; wie da kein Gedanke in dem Herzen des einen ſich erhob, den nicht der andre ſogleich mitgetheilt bekommen hätte. Es war, als ob nur eine Seele in uns wäre, und als ob die Triebfedern unſers Körpers zu einer Wirkung auf dieſelbe harmonirten. Denke dir das nun auch ſo, und ſage mir, kann ich ſo ſehr zürnen, daß du das liebenswürdig fandeſt, was ich ſo fand? Daß du minder Herr deiner Leidenſchaft warſt, ſchreibe ich einem unglücklichen Schickſale für mich zu. Freylich läugnen kann ich es nicht — Lydie erfüllte alles, was mir noch zu wünſchen übrig blieb.

Und du erfüllteſt alles, was ſie wünſchte. Als es ſchon ſo weit gekommen war, daß der Sturm uns Tod drohete, als ich ſchon wünſchte, man möchte umkehren, als mein Herz mich ſchon peinigte, daß ich an ihr zum Mörder geworden, da bat ich ſie, mir zu vergeben.

Es iſt ſchon vergeben, ſagte ſie, und alles, was Sie mir gethan, kann nicht einen Gedanken, auch nur auf einen Augenblick, in meinem Herzen erhalten. Aber was mir nahe geht, iſt mein Vater und Ihr Freund. Sie wußten, daß unzertrennliche Bande mich an das Leben meines Vaters hefteten — daß ich ſein einziges Kind, ſeine einzige Freude, ſeine Stütze war. Nun muß er mit Gram einem traurigen Ende entgegen ſehen; und vielleicht iſt es nun ſchon dahin, dieſes mir ſo koſtbare, ſo werthe Leben — Vielleicht ringt er jezt mit dem Gedanken des Todes, die Tochter, die ihn verließ, zu verwerfen, von ſeinem Segen ſie auszuſchließen. Und was mir noch unbegreiflicher iſt — ſind die Bande der Freundſchaft nicht feſter? Iſt es nichts mehr, als, wenn Eigennutz wirkt, ſie zu zerreißen? Ich habe ſie mir immer als heilig gedacht. Könnte wohl eines Freundes Wunſch mir Eiferſucht erwecken? Sie wußten es, Sie ſahen es ja, daß ſeine Seele an meiner hieng. Konnten Sie ſo bald vergeſſen, was ich Ihnen ſo oft ſagte, daß ohne ihn mein Leben nun, nachdem ich die Süſſigkeit der Liebe geſchmeckt, mir nichts mehr ſeyn würde? Und zwey ſo zärtliche Liebende, einen ſolchen Vater von der Tochter konnten Sie trennen? Wenn ich Ihnen auch nichts war — wenn auch mein Jammer über den verlornen Einzigen, den meine Seele liebte, Sie nicht rührte, wenn Sie auch keine Verbindlichkeit gegen ein Mädchen zu haben glaubten, von dem Sie wußten, ſie würde im Elende vergehen, ſo hatten Sie doch Verbindlichkeit gegen Ihren Freund. Alle die ſchönen Tage, die ich ihm durch meine Liebe gewiß würde gemacht haben, haben Sie ihm geraubt. Vielleicht iſt er ſchon ſo unglücklich, als er werden kann — Denn — war ihm ſeine Lydie nicht alles? — Und ohne ſie iſt ihm wohl noch etwas theuer? Gewiß nicht, das bin ich überzeugt. Er wird jezt im Stillen klagen, wird vielleicht meinem Vater ſein Elend vorweinen, und wird von ihm die Wehklagen über den Verluſt ſeiner Tochter anhören. Und Sie ſinds, der eine Familie unglücklich gemacht, eine Kette von glücklichen Folgen unterbrochen, daran Sie ſelbſt hätten Theil nehmen können.

Ich müßte nicht Menſch geweſen ſeyn, fuhr er fort, wenn mich dieſes nicht bis zur Verzweiflung gerührt hätte. Ich gieng, oder ennte vielmehr zu ihrer Cajüte heraus, und warf mich auf mein Bette.

Als ich mich etwas erholt hatte, gieng ich wieder zu ihr. Damals waren wir ſchon mgekehrt, und giengen wieder auf Mar‑eille zu.

Ich bin etwas ruhiger, ſagte ſie, denn er Capitain hatte es ihr ſchon geſagt.

Und auch ich, antwortete ich ihr; und obald ich Sie dahin gebracht habe, will ich üchten, und die entfernteſten Winkel der Erde ufſuchen, um mich von denen zu entfernen, ie ich ſo unendlich beleidigte.

Lebell ließ ſich noch vieles von dem erzäh‑n, was Lydie geſagt, geſprochen; und

Montroſe verlor ſich bey allem, was er von ihrer Empfindung gegen Lebeil ſagte, in Klagen über ſich ſelbſt.

Aber zu keinem Verſprechen war er zu bringen. Die Zeit allein muß es lehren, ob wir bey ſeiner Hartnäckigkeit etwas für ihn ausrichten können.

Eben erhalten wir die Briefe des Vaters von Lydien. Er hat die Sache von ſich gewieſen. Er hat geſagt, er ſey beruhigt, und wolle deswegen keine Genugthuung. Und man will bey den Gerichten auch zufrieden ſeyn, wenn Montroſe es iſt. Aber er hat ordentlich gewütet, als wir ihm dieſe Nachricht gaben. Er will nichts davon wiſſen. Ich lege den Brief hier bey, den Lydiens Vater an meinen Freund ſchreibt. Iſt es nicht traurig, ſo einen guten Vater ſo gekränkt zu wiſſen?

Sobald etwas weiter vorgeht, ſchreibe ich wieder. Und Dir, liebe Henriette, lege ich es als Pflicht auf, auch zu ſchreiben. Laß Deinen Dubly nicht länger warten. Der reiche Zufluß zu unſerm Vermögen durch Weinerts Erbſchaft giebt Dir das Recht, in der Welt zu glänzen. Thue das. Laß keinen

Deiner Wünſche unbefriedigt. Die Natur gab Dir alles. Das Glück giebt Dir es nun auch. Wenn Dubly nicht glücklich ſeyn kann, ſo ſey Du es wenigſtens. Nur bey dem allen iſt meine einzige Bitte: vergiß mich nicht. Laß meine Mutter mich nicht vergeſſen. Erhalte in ihr die Liebe zu mir, die in der Folge jede meiner Handlungen wenigſtens nicht kränken ſoll. Iſt es nicht alles, was der Menſch thun kann, wenn er ſich überwindet — wenn er entſagt? Hart — hart, Henriette, iſts; aber doch fühle ich, es ſchafft Zufriedenheit, ſchafft Ruhe in die Seele.

Ich habe bey Lydiens Vater ihr Bild geſehen. Sie muß ſchön wie ein Engel geweſen ſeyn. Ich bin begieriger als jemals, ihre und ihres Vaters Geſchichte zu hören. Es iſt gewiß etwas Merkwürdiges darin. Sie wird auch Dir Unterhaltung ſeyn, ſo wie ich glaube, daß es Dir die traurige Begebenheit mit Lebell und Montroſe iſt. Du nimmſt gern Antheil an dem Unglück andrer, das weiß ich von alten Zeiten her, und ſchätze Dich deswegen ſehr.

Sollte Dubly Deine Seele ſo erfüllen, wie Du die ſeinige; ſollteſt Du ſo oft an ihn denken, als er an Dich: ſo wiſſe, daß das ſein einziges Glück iſt. Tröſte ihn, und verſichere ihn deſſen bald. Nie hört auf Dich zu lieben

Dein aufrichtiger

Dubly.

Zwey und achtzigſter Brief.

Lydiens Vater an Lebell.

D. 9. Aug. 1778.

Schmetternd traf ſie mich, die neue Erinnerung an meine verlorne Tochter, an meine Lydie, die mir alles war. Ich habe mit Thränen ſie wieder beweint, und ich fühle es, daß dieſer Verluſt mein Tod iſt. Wenn mich das Schickſal weggenommen, mich, dem keine Tage der Freude mehr beſtimmt waren, dem ein traurendes einſames Leben zur Laſt werden ſollte, und ſie, der noch alle dieſe Süßigkeiten, alle Anmuth glücklicher Tage bevorſtand, davor verſchont hätte, wie froh, wie ſegnend könnte ich jezt auf ſie herunter ſehen, und ihrem Glücke unaufhörliche Dauer erbitten, anſtatt daß ſie nun mitleidig auf ihren Vater herabſehen und bitten muß: Nahe möge die Stunde ſeiner Auflöſung ſeyn, damit er aus der traurigen

Einſamkeit errettet werde, die ihm ſeine Tage verkümmert! Aber ſie iſt dahin, die Ahndung, die mir Glück prophezeyte, und meine Klagen dienen nur, meinen Kummer zu vermehren.

Ich habe außer den Nachrichten von Ihnen ein gerichtliches Schreiben erhalten, worin ich blos befragt werde, ob ich die Klage wider den Mann anheben will. Dies habe ich abgeſchlagen. So ſehr ich anfangs Rache wünſchte, ſo ſüß mir es ſchien, den Verluſt meiner Lydie durch ſeine Strafe zu vergelten, ſo kräftig war Ihr Beyſpiel, ſo wirkſam war der edle Sinn Ihres Freundes. Ich habe alles abgelehnt.

Sagen Sie dies Montroſen. Er ſoll ückkehren. Mit Augen voll Vergebung vill ich ihn anblicken, wenn ich es nicht voll iebe kann. Ich will ſelbſt alles beytragen, eine Seele zu beruhigen, ſein Schickſal zu leichtern.

Hätte er in den Abgrund geſehen, an deſ n Rande er ſtand, ehe er einen Schritt vor ch that, hätte er dieſen Fall, den er nun ethan, mit allen Folgen vorherſehen kön en, ſo glaube ich, er hätte ſich gehütet. Ge iß hätte er lieber ſeine Ruhe geopfert. Warum um ſoll er alſo doppelt leiden, da er ſchon jezt alle Qualen ſchmerzhafter Reue über dieſe That in ſich fühlt? Nein, keiner ſoll durch meine Hand ſinken, den ich retten kann.

Ich lege hier einen Wechſel bey. Sie werden Geld brauchen — Ohne dieſen Schlüſſel läßt der Fiſcus ſich nicht abfinden, an den doch die Sache kömmt, wenn kein Kläger da iſt. Je mehr Sie eilen, deſto beſſer wird es ſeyn.

Kann ich noch etwas zu Montroſens Ueberredung beytragen, ſo ſchreiben Sie mir es. Selbſt mein ſchriftliches Zeugniß, daß er nie Vorwürfe von mir hören ſoll, will ich ihm nicht verſagen.

Ich ſchreibe dies an Lydiens Schranke. Stellen Sie ſich meine Empfindung dabey vor. Allenthalben, wohin ich ſehe, ſind Züge von ihrer Hand, die mich daran zurückerinnern, daß ich die vortrefflichſte Tochter hatte. Hier liegt ihr geführtes Tagebuch. Hören Sie dieſe Stelle, Lebell, und beweinen Sie noch einmal Ihren Verluſt.

„Er will mein Herz und meine Hand. Das „erſte haſt du mir ſchon geraubt, Zauberer. Und die Hand? gebe ich ſie ihm? — „Ja, ich will es: denn ich fühle es, ich

„liebe ihn, ich werde ihn immer lieben. „Er wird mich immer lieben — auch das „fühle ich — und — er wird meinen Va„ter immer lieben — Ein ſtarker Bewe„gungsgrund! Gütiger Gott! ſollteſt du „nicht mit Wohlgefallen auf ein Band „herabſehen, das ſo rein iſt, das gewiß „dir und deinen Geſetzen treu iſt?“

Ich muß ſchließen. Meine Leiden ſind zu groß. Leben Sie wohl! machen Sie alles aufs beſte. Ich bin

der Ihrige,
v. Dalfour.

Drey und achtzigſter Brief.

Frank an Henrietten.

D. 20. Aug. 1778.

Ich bin in Paris angekommen. Ich habe eine gute, glückliche Reiſe gehabt. Wenn ich es ausnehme, daß ich Sie nicht ſehen kann, ſo bin ich ziemlich munter. Aber die Entfernung von Ihnen macht mir oft Kummer.

Dazu kömmt noch mehr. Ich habe meines Vaters Brief geöffnet, den er mir mitgab. Ich ſoll ſo lange hier bleiben, bis er mich zurückruft. Ich ſoll, meine Liebe, Ihrer

Familie wegen mich erkundigen, die aus Frankreich ſtammen ſoll.

Woher weiß mein Vater dies? Und iſt dies eine Urſache, mich von Ihnen zu trennen? Aber ich verzeihe es. Ich weiß, woher es kömmt, und auch dieſe Prüfung will ich gelaſſen ertragen. Glauben Sie wohl, daß es möglich wäre, in der Vorſchrift meines Vaters etwas auszurichten? Das würde gewiß Ihr Bruder längſt gethan haben, wenn es möglich geweſen wäre.

Und daß ich dieſen gleich aufgeſucht, daß ich nicht geſäumt habe, ſeiner Umarmung entgegen zu eilen, das werden Sie ſich wohl vorſtellen können. Aber ich bin fehl gegangen. Ich habe ihn nicht getroffen. Er iſt nach Marſeille gereiſt, woher er in kurzem zurückerwartet wird, und alſo will ich nicht an ihn ſchreiben. Ich will die Freude für ihn ſparen, unvermuthet den Geliebten ſeiner einzigen theuren Schweſter zu ſehen. Wenn ich an ihn ſchriebe, würde ich mir einen Theil der Wonne rauben, die ich empfinden werde, wenn ich Henriettens Bruder ſehe.

Als ich von Ihnen wegreiſete, hatte ich die erſten Stunden nichts, als den Gedanken an Sie, und der Trennung von Ihnen, der

mich

ch beſchäftigte. Nach und nach verlor es
). Ich kam denſelben Abend in ein Wirths-
us, wo alles frölich war. Des Wirths
chter, ein artiges Mädchen, war an dem
ge verheirathet. Ich beneidete dieſes
ar, daß ſie ſo früh vor mir zu der Glück-
gkeit kamen, auf die ich, wer weiß wie
ge, noch warten muß.

Man nahm mich ſehr freundſchaftlich, ſehr
illig auf. Man bat mich ſehr, Theil an
allgemeinen Freude zu nehmen, und ich
erſetzte mich nicht. Könnte ich mir wohl
n ſchönern Eindruck gewünſcht haben,
en dieſes Beyſpiel auf mich machte? Die
ut machte ſich viel mit mir zu ſchaffen.
var ein Mädchen von Verſtand und Er-
ng. Sie wandte alle ihre Mühe dar-
mich zu unterhalten. Da ich ſahe, daß
geſprächig war, ſo erzählte ich ihr,
uch ich eine Braut hätte, und daß ich
Endigung dieſer Reiſe dem Ziele meiner
ſche auch nahe ſeyn würde.

s iſt ſchön, antwortete ſie mir. Ihre
iſt gewiß auch Ihrer werth. Hier
ſie ihren grünen Kranz, brach ein Bou-
avon ab, und gab mir es. Es geht
ſetzte ſie hinzu, bey uns der Aberglaube

irre, daß man nichts vom Kranz abbrechen ſoll; aber ſo wie ich ganz frey von dieſem Irrthume bin, ſo kann ich auch hiervon eine Ausnahme machen. Dies Blatt gebe ich Ihnen alſo für Ihre liebe Braut. Laſſen Sie es mit in ihren Kranz flechten, und laſſen Sie ſich dieſelbe dabey erinnern, daß ſie eine unbekannte Freundinn hat, die ſie um ihres Geliebten willen liebt. Vielleicht iſt ihr Stand weit höher als der meinige. Allein Freundſchaft kann ohne Stand beſtehen, ſobald ſie ohne Eigennutz iſt.

Die Freymüthigkeit dieſes Mädchens gefiel mir außerordentlich. Ich nahm mit recht viel Empfindung das Bouquet an, und ich habe es aufgehoben. Es ſoll mit in Ihren Kranz kommen, und Sie werden ſich gewiß des Mädchens dabey erinnern, das Ihnen bey dem Geſchenk gut war, und Glück Ihnen wünſchte.

Eben als ich es genommen hatte, rief ſie ihre Mutter. Mit beſonderm Vergnügen hörte ich ſie Henriette nennen. Es iſt eine Namensſchweſter von der, dachte ich dabey, die du verehrſt. Alle Henrietten müſſen wohl gut ſeyn, denn auch dieſe iſt ein gutes Mädchen.

Ihr Bräutigam kam und holte ſie zu ihrer Mutter. Verzeihen Sie, ſagte er zu mir, wär' es die Mutter nicht, die ſie ſprechen wollte, ich nähme ſie Ihnen nicht weg. Sie gieng, und er ſetzte ſich an ihrer ſtatt zu mir. Vorher gab ſie ihm einen recht zärtlichen Kuß. Ach! wie gieng mir das durch meine Seele! Sie, meine Liebe, Sie küßten mich auch zuweilen ſo zärtlich, und nun muß ich ſo lange verziehen.

Dieſer freundliche Mann, deſſen ganze Seele gewiß voll Entzücken war, (denn man ſah ihm dieſes in jedem Blicke, in jeder Miene an,) erzählte mir, daß er ſchon ſechs Jahr mit ſeinem Mädchen verſprochen geweſen, daß aber der Vater ſie ihm nicht eher geben wollen, bis er ſich etwas erworben hätte. Er ſey eigentlich ein Mechanicus. Er habe ſich darauf entſchloſſen, eine Reiſe nach Indien zu thun, habe ſeiner Henriette einen Brief zurückgelaſſen, worin er ſie gebeten, fünf Jahr auf ihn zu warten. Es ſey ihm beſonders geglückt, und er bald zu einem artigen Vermögen gekommen.

Wie die fünf Jahr bald zu Ende geweſen, habe er ſich wieder auf den Weg gemacht, und ſey, von widrigen Winden aufgehalten, beynahe ein Jahr über die Zeit ausgeblieben.

Wie traurig ich dieſe ganze Zeit zugebracht, ſagte er, will ich Ihnen nicht erzählen. Meine Henriette war ein ſchönes Mädchen, nicht arm. Ich war über die beſtimmte Zeit weg. Was war natürlicher, als daß ſie unter den Freyern, die ſich ſchon vorher häufig genug gemeldet hatten, einen andern nehmen würde? Ich gieng immer wie vor den Kopf geſchlagen herum.

Als ich hier ankam, faßte ich mir Herz, und blieb gerade vor dem Hauſe halten. Und ach! meine Jette war das erſte, was ich ſahe. Furchtſam öffnete ich die Wagenthür — aber ſie lief mir ſprachlos in die Arme.

Ich habe Dich nicht vergeſſen, Wagner, ſagte ſie, als ſie ſich erholt hatte, obgleich Du meiner vergaßeſt. Vater und Mutter wollten es kaum glauben, daß ichs wäre. Sie hatten ihr hart zugeſetzt, daß ſie es nicht abwarten ſollte, und nun baten ſie mich um Vergebung. Kann man bey einer ſo ſchönen Belohnung wohl noch zürnen? Aber daß mir das Mädchen doppelt werth wurde, nachdem ſie ſo unveränderliche Liebe gegen mich bezeiget, können Sie ſich ſelbſt denken. Nach ſo viel ausgeſtandenen Gefahren ſahe ich mich mit dem einzigen befriedigt, was ich mir wünſchte; und für ſie, Herr, (das ſagte er mit mehrerm Eifer,) würde ich alles aufopfern, was ich an Geld und Gut in den Jahren gewonnen, und für alle die Gefahr wollte ich mit ihrer Hand ſchon zufrieden ſeyn.

Die kleine Schelmiſche kam wieder. Sie neckte ihren Bräutigam damit, daß, wenn ſie mich eher geſehen hätte, ſie ihn gar nicht genommen haben würde.

Ich tanzte hernach einen engliſchen Tanz mit ihr vor. Wenn Ihre Braut mich kennte, ſagte ſie, ſie würde gewiß nicht eiferſüchtig auf mich ſeyn; denn meine Liebe würde ſie bald überzeugen, daß ich edle Herzen ſchätzen kann.

Wenn mich mein eignes Gewiſſen, und er Vorſatz, keine Stunde zu verſäumen, um ald wieder bey Ihnen zu ſeyn, nicht abgealten hätte, ſo würde ich gewiß die Einlaung dieſes lieben Mädchens angenommen aben, und den andern Tag noch da gebliеen ſeyn. Allein, ſo wollte ich mir dieſen Vorwurf nicht machen, und nicht einmal on meiner lieben Henriette eine Neckerey darüber hören, daß ich einem Mädchen zu Gefallen ihr einen Tag entzogen.

Ich nahm alſo Abſchied, und in der That recht wehmüthig Abſchied; ich wurde es aber gemacht, denn man ließ mich ungern weg.

Ich ſchenkte der zweyten Henriette (ſo nannte ich ſie den ganzen Abend, nachdem ich ihren Namen wußte) eine ſchöne goldne Uhr. Sie wollte ſie durchaus nicht nehmen. Als ich ihr aber ſagte, ſie müßte ſie nehmen, weil ich ihr ſie im Namen meiner Henriette gäbe, ſo küßte ſie ſie, und nahm ſie an. Auch ich küßte das gute Weib, aber nur in Ihrem Namen, meine Liebe, und ſie gab mir einen warmen Kuß wieder, den ich Ihnen bringen ſollte.

O! ſagte ich, dazu iſts noch Zeit, erſt komme ich noch einmal wieder. Sie wurde roth, und ſchlug mich auf den Mund —

So gilt der Kuß nichts, ſagte ſie —

Auch nicht als ein Siegel der Freundſchaft? erwiederte ich —

Ja, ſagte ſie, und ſchlug ihre Hand in die meinige.

Es iſt nichts angenehmer, theure Henriette, als ſolche gefühlvolle Seelen anzutrefſen, wenn man in den Umſtänden iſt, worin ich bin.

Ich habe recht vielen Muth nach dieſer Begegnung bekommen. Konnte der Mann ſechs Jahr um die ſeinige arbeiten, und ich ſollte nicht wenige Monate um Ihrentwillen mich zwingen! Wie weit ſtand er über mir, als er dieſes ſagte! Und auch in eben dem Augenblicke nahm ich mir die gelaſſenſte Standhaftigkeit vor.

Der faſt mit Thränen begleitete Abſchied erinnerte mich an den Ihrigen zurück, und n eben der traurigen Laune, in welcher ich ngekommen war, reiſete ich wieder weg. Nur mehr Heiterkeit war in der Erwartung es Folgenden in mir verborgen.

Ich habe die übrigen Tage meiner Reiſe n Andenken an Sie zugebracht, und ich erde gewiß die ganze Zeit meines Aufentalts nicht viel anderes denken, als Sie.

Schade daß Ihr Bruder noch nicht hier iſt! unn da würde ich auch von nichts anderm rechen. Ihrer würdigen Mutter küſſen Sie e Hand in meinem Namen. Ich bin

Ihr aufrichtiger

Frank.

Vier und achtzigſter Brief.

Dubly an Raff.

Den 28. Aug. 1778.

So iſt ſie dahin, die treue, die redliche Mutter! Klagen, mein Lieber, klagen wirſt Du Deinen Dubly hören, ſo lange ſein Leben dauret, daß er die Rechtſchaffene verlor. Hatte er ja in Zeiten des Unmuths anders von ihr geſprochen, ſo war es doch gewiß nur dann, wenn Heftigkeit ihn des Gebrauchs ſeiner Vernunft beraubte. Sage mir zu meiner Tröſtung, mein Lieber, ob es nicht ſo war? Sage mir, ob nicht allemal bey geſunden, heitern Stunden meine Ehrfurcht für ſie groß war, ob nicht meine Hochachtung dem Werthe angemeſſen war, den dieſe Edle beſaß?

Ich erinnere mich jeder Stunde der Ermahnung, die mir oft ſo ſüß waren; und ein andermal, wenn meine Laune mich unleidlich machte, mich in eine ungezähmte Wut brachte, der ſelbſt ihr ehrwürdiges Anſehen keinen Einhalt that.

Und ſie ſchloß ihre Augen mit Segen für mich, der ich verdient hätte, von ihr verworfen zu werden! Eine reinere Seligkeit ſey

dafür

für ihr Lohn, als die je einer Mutter zu
heil wurde! und ſie muß ihr Lohn ſeyn.
er Ewige, deſſen Schalen ſeiner Wage im-
r im Gleichgewichte ſtehen, der dem Elende
Menſchen ſo wie ihrem Glücke Schranken
t, und dem Traurigen Stunden des Ver-
ügens wie im Traume ſchenken kann, wird
beſonders in ſeine Vorſorge nehmen. Keine
neine Freude, kein unterer Grad von Be-
nnung hat ihrer gewartet; nein, gewiß
r ſie zu einem Grade beſtimmt, wo ſie
nzet wie ein Seraph am Throne des Höch-
, der alles licht um ſich machen würde,
nn dieſes nicht durch ein weit höheres ver-
nkelt würde, dem er ſeine Stralen entlich.
Wenn Kinder, wenn Liebe an ihnen be-
ſen, wenn dieſes nicht den Weg zum Gi-
himmliſcher Freuden bahnt, ſo weiß ich
t, was mehr Belohnung verdient. Als
Ihren Brief öffnete, glaubte ich nichts we-
r. Ich war ſchon wegen Montroſens
ickſal in einem betrübten Zuſtande. Wie
ig — wie ſchmerzhaft wurde er vermehrt,
nichts als der tiefſte Verluſt, der mich
en könnte, darin enthalten war! Wie
e hätte ich ihr Angeſicht noch einmal ge-
, wie gerne den Segen ſelbſt von ihr

empfangen, und kindlich ihr dafür gedankt! Denn mein Dank, mein Lieber, würde auch die Grenzen gewöhnlichen Danks überſtiegen ſeyn, denn ihre Liebe überſtieg die gewöhnlichen Grenzen der Liebe. In denen Augenblicken, wo ſie mir gewiß hätte fluchen ſollen, hat ſie mich immer geſegnet, hat Thränen geweint, die ich Barbar kalt angeſehen, ja die ich zuweilen verſpottet und belacht habe.

O mein Lieber, wie herbe iſt mir doch das Andenken an ſo manche meiner unbeſonnenen Stunden! Immer ſie die Sanftmuth, ich die Wut im höchſten Grade! Beleidigungen häufte ich dann auf Beleidigungen, Kränkungen auf Kränkungen, und ſie vermehrte Liebe immer mit Liebe, Wohlthun mit Wolthun. Heilig ſey mir ihre Ruheſtätte, und ihre Aſche muß nicht der Gedanke eines Frevlers entweihen!

Ich habe mich etwas von der innern Unruhe erholt, die der mir ſo unerwartete Tod meiner Mutter verurſachet, um auf den Punkt Deines Briefes wegen der Weinertſchen Erbſchaft zu antworten. Allerdings, mein Lieber, haſt Du Recht. Ich habe es nicht bedacht, daß einem andern Unrecht dadurch

geſchehen könnte. Hätte ich es, ſo hätteſt
Du Recht mich zu ſtrafen; allein in dem Tu-
mult, in dem ich damals war, hab' ich viel
gewußt, wie die Sache zuſammenhängt.

Ich ſchicke Dir alſo hier Weinerts eigenen
Brief. Du weißt, ich habe nie den jungen
Weinert gekannt. Er war nie bey ſeinem
Onkel, und es wurde ſo wenig von ihm ge-
prochen, daß es kein Wunder iſt, daß er
ir nicht eingefallen, da ich von dieſer Sache
otiz nahm. Ich will die ganze Erbſchaft
lſo zurückgeben. Laß Dir die Summe, die
ie Documente enthalten, ganz zahlen, das
brige bleibt ſein Eigenthum. Es iſt dieſes
nreichend genug für meine Schweſter, und
h habe von den Trümmern meiner glänzen-
n Jahre noch ſo viel, daß ich auf Zeitle-
ns genug habe.

Nun auf die Sache, die mich allein be-
äftigt, und die nur durch Deine traurige
achricht auf einige Tage gehemmt worden!
ontroſens Sache hat ſich unendlich ver-
limmert. Der Hauptmann des Schiffes
mit ſeinen Leuten zurückgekommen; da das
chiff brach, retteten ſie ſich im Boote. Sie
ben ſechs Tage im Hunger und Elend zu-

gebracht, bis ſie Land erreicht, und durch ein anderes Schiff wieder hierher gekommen ſind.

Dieſer Capitain hat die Klage wider Montroſen erhoben, und gleich beym erſten Verhor hat der Unglückliche alles eingeſtanden, ſo daß es mißlich um ſein Leben ſteht. Wir haben dem Capitain große Summen geboten; allein er antwortete: So ein böſer Menſch muß das Vermögen nicht behalten, zu ſchaden; worüber Lebeck ſich gewaltig ärgerte. Hätten Sie die traurige Geſtalt des Frauenzimmers, und zugleich ihre ſchöne Sanftmuth, ihre Geduld bey den Gefahren ſehen ſollen, Sie würden auch ſagen, es könne nicht hart genug beſtraft werden, ein ſo liebenswürdiges Geſchöpf muthwillig in den Tod zu ſtürzen. Sie iſt nun die einzige, die von uns büßen mußte. Wenigſtens auf Zeitlebens in die Baſtille!

Ja er gieng noch weiter. Als wir ihn mitnahmen, um Montroſen zu beſuchen, ſagte er gleich nach dem erſten Gruſſe:

Sie thun recht, Herr, daß Sie ſich der Strenge der Geſetze unterwerfen; es iſt das einzige, was Ihnen Ruhe in Ihre Seele geben kann, ſonſt müßten Sie verzweifeln.

Montroſe antwortete ihm ſehr freundlich: Das dank ich Ihnen, daß Sie mich verklagt haben! Ich bin ſeit der Stunde viel ruhiger. Es war nöthig, daß Sie kamen: denn dieſer, der juſt am meiſten bey der Sache verloren, will ſeine Freundſchaft gegen mich nicht ablegen. Er vergißt lieber ſeine Geliebte und ihr trauriges Ende, als daß er ſeines Freundes Leben hingeben, und Gerechtigkeit Lydiens Schickſale widerfahren laſſen ſollte.

Lebell wollte außer ſich kommen. Ich hätte nie geglaubt, ſagte er, daß man mir noch Vorwürfe machen könnte —

Es war auch äußerſt unbillig — und der Capitain ſowohl als Montroſe müſſen kein weiches Gefühl haben. Die Delicateſſe fehlt hnen ganz, wodurch man ſich des wahren Werths der Freundſchaft verſichert.

Montroſe hat allen Schiffsleuten eine Vergütung für die Unruhe gegeben, die er hnen verurſacht. Der Capitain allein wolle nichts nehmen. Ich vergebe dadurch mein Recht, ſagte er, und das darf ich nicht. Denn wenn es alles ſolche Menſchen wären, wie Lebell und Dubly ſind, ſo würde man bald Mord und Todſchlag als ein Kinderſpiel betrachten.

Indeſſen hat man noch einmal an den Vater geſchrieben, und man wünſcht deſſen eignes Geſtändniß zu haben, und daß er die Beſtrafung verlange. Denn des Capitains Sache dürfte doch bey unſern treibenden Bewegungsgründen wohl mit einer Geldbuße abgethan werden. Dieſer aber ſchwört, wenn das geſchähe, wollte er die Sache weiter ſuchen, und den Vater zwingen laſſen, zu bekennen, ob ihm ſeine Tochter entführt ſey.

Ich werde ſelbſt nach Paris reiſen, theils einige Geſchäfte in Ordnung zu bringen, theils mit dem alten Dalfour Abrede zu nehmen, wie wir es in Anſehung der Drohung des Capitains machen, und wie wir ihr vorbeugen wollen. Denn wenn dieſer zärtliche Vater von jemanden mit dem Andenken an ſeinen Verluſt überhäuft würde, ſo könnte der Gedanke, ſich zu rächen, wieder rege werden. Beſonders muß ich verhindern, daß der Capitain, wenn er etwa ſelbſt kommen ſollte, auf jeden Fall abgewieſen werde, daß er ihn nicht zu ſprechen bekommt.

Der Mann hat eine überredende Suade, und würde alles verderben, was wir ſo mühſam in dem Gemüthe des Alten hervorgebracht.

Von Paris werde ich Dir wieder ſchreiben.

Bitte meine Henriette, die gewiß mehr als ich leidet, daß ſie ſich nicht zu ſehr betrübe — Ach Raff! Ich darf nicht ſprechen — Du willſt es nicht. Warum ſind wir doch ſo gebunden — Wenigſtens Freund gegen Freund, dächte ich, könnten die Seelen ſich ganz entdecken — Iſt es denn ſo ſtrafenswürdig, wenn man es erkennt, daß Geſetze falſch ſind, daß man es wenigſtens ſeinem Freunde entdeckt? Doch es ſey. Ich bin wie immer

Dein Freund,
Dubly.

Fünf und achtzigſter Brief.

Louiſe an Henrietten.

Den 24. Aug. 1778.

Ihren ſchönen, aber traurigen Brief, liebe Freundinn, habe ich mit aller Theilnehmung geleſen, die einer Freundinn Herz haben kann. Ich habe ihn meinem Vater vorgeleſen, und auch er hat Ihrer Betrübniß Thränen des Mitleidens geſchenkt. Sie haben nicht allein verloren; alles, was Ihre Mutter liebte, hat verloren. Mein Bruder wird es kaum ertragen, wenn er es hört. Was für mütterlichen Rath verſprach er ſich immer von ihr! Wie eifrig dachte er darauf, ihr ihre Tage zu verſüßen, und ſie zu Tagen des Friedens und der Wonne für ſie zu machen!

Meiner Mutter habe ich es nur mündlich geſagt. Ich getrauete mir nicht, ihr es vorzuleſen; denn, die Wahrheit zu ſagen, ſie ſcheint mit allem unzufrieden, was man von Ihnen und meinem Bruder ſpricht. Zwar läßt ſie ſich es nicht öffentlich merken: denn ſie ſcheuet ſich ſehr, ihrem Manne eine mißvergnügte Stunde zu machen, und ich ſchätze ſie deswegen doppelt, denn es iſt mein Vater; allein in der Stille höre ich manches unzufriedne Wort von ihr.

Sie wollte ich alſo nicht mit Ihrem Jammer bekannt machen.

O meine Liebe, ich hab' es auch einſt gefühlt, und gewiß tief gefühlt, was es heißt, eine Mutter verlieren. Beſonders wenn man ſie in den Jahren verliert, wo man anfängt einzuſehen, wie nöthig dieſe Begleiterinnen ſind. Ein junges Mädchen hat viel mehrere Fälle, wo ſie Leitung bedarf, als ein Knabe, der in die Welt hineingeht; und wenn er auch einmal ſtolpert, ſo ſteht er auf, und kömmt mit einem bloßen Auslachen davon. So gehts uns aber nicht.

Sind wir alſo nun beyde verwaiſt, meine Liebe, ſo laſſen Sie uns nun ein Bündniß mit einander machen, das nicht anders als mit dem Tode aufhören ſoll. Laſſen Sie uns jeden Gedanken einander mittheilen, der in uns aufſteigt, und wenn denn Zweifel bey uns entſtehen, ſo wird doch die eine wiſſen, was die andere nicht weiß. Wir werden wenigſtens freundſchaftlich uns rathen. Wir werden in dem Zutrauen ſelbſt, das wir für einander haben, Troſt finden.

Als wir den Mittag nach dem Empfang Ihres Briefes zuſammen ſaßen, und ich kaum meinen Thränen Einhalt zu thun vermochte, fragte meine Mutter, wohin Sie denn nun Ihre Zuflucht nehmen würden, da Sie keinen Verwandten mehr hier im Lande hätten? Wie auffallend mir dieſes war, wie kränkend mir es vorkam, daß Sie, gute Seele, noch nicht ſo ganz mit Wärme von ihr zu den Unſrigen gezählt wurden, zeigte der Blick, den ich meinem Vater gab. Das erſtemal, daß ich Unwillen gegen ſie verrieth! Mein Vater war ſelbſt beſtürzt.

Da ſie die verſprochene Braut meines Sohnes iſt, meine Liebe, antwortete er ihr ganz ſanft, ſo ſollten wir ſie billig zu uns nehmen. Ihre Augen fielen gleich herunter, und ſie wurde roth.

Mein Vater aber that, als ob er es nicht bemerkte, und fuhr fort:

Mein Bruder hat uns aber durch ſeine zuvorkommende Liebe verhindert, unſere Bereitwilligkeit zu zeigen. Er will ſie ſelbſt wieder mit ſich nehmen.

Er hatte wirklich mit Ihrem Briefe zugleich geſchrieben.

Dieſes vortreffliche Mädchen, ſchreibt er unter andern, iſt nun ganz verlaſſen. Wie viel mehr Pflicht iſt es uns nun, nicht allein zu zeigen, daß wir ſie ſchätzen, ſondern alles zu thun, um ihr ihre erſten trüben Tage leichter zu machen!

Er hat auch meinen Vater gebeten, die Zurückkunft ſeines Sohnes zu beſchleunigen. Alles dieſes habe ich geleſen, und mein Vater ſagte, als ich mit dem Briefe zu Ende war:

Ich will ſelbſt deinem Bruder dieſe unangenehme Nachricht geben; ich will ihm aber zugleich ſchreiben, daß er eilen ſoll, zurückzukommen, um ſeine Henriette über den Verluſt ihrer lieben Mutter zu beruhigen.

Freuen werden Sie ſich doch immer hierüber, meine theure Henriette, und ſelbſt Ihre Mutter, wenn ſie aus den Wohnungen der Verklärten dieſe Ihre Freude ſiehet, wird ſich mit Ihnen freuen, und wird meinem Vater Gutes dafür erbitten, daß er Ihnen dieſen Troſt gab.

Ich habe ſie ja ſo oft zu Ihnen ſagen hören: Dies iſt das größte Glück, das du erlangen konnteſt, denn Frank wird dich ganz glücklich machen.

Ich ſollte wohl billig von meinem Bruder nicht ſo ſprechen. Aber wenn er es nur nicht hört und ſtolz dadurch wird, ſo kann ich es wohl. Ich weiß gewiß, meine Henriette wird die Erfüllung dieſer ſchönen Prophezeyung ſehen.

Hier ſchicke ich Ihnen einen Brief von meinem Weinert mit. Ich ſehe täglich mehr Proben ſeiner uneigennützigen redlichen Liebe. Faſt würde ich den Termin abkürzen, den ich ihm geſetzt; nur kann ich den Gedanken noch nicht verlieren, daß es einen Menſchen gab, der mehr Eindruck auf mich machte. Rathen

Sie auch hier, meine Beſte, und laſſen Sie dies die erſte Probe Ihrer mir ſo theuren Freundſchaft ſeyn. Ich bin

Ihre

ewige Freundinn,
Louiſe.

Sechs und achtzigſter Brief.

Weinert an Louiſen.

D. 23. Aug. 1778.

Als ich Sie zum erſtenmale ſahe, theure Louiſe, lachte mir Segen in Ihren Augen entgegen. Die Wirkung, die Ihre Reize, noch mehr aber Ihr vortreſfliches Herz auf mich gemacht, ſind Ihnen ſelbſt bekannt. Zu mehrernmalen habe ich ſchüchtern Ihnen entdeckt, ich ſey es, dem ich Sie beſtimmt wünſchte, und Sie, von innerem Gefühl, wenigſtens, daß das wahr ſey, was ich Ihnen ſagte, durchdrungen, waren ſo gütig, und gaben mir Ihr Wort, Sie wollten die Meinige ſeyn, wenn das Ihnen und mir auch bekannte Hinderniß ſich heben würde. Ich weiß, ich habe von dieſer Seite nichts zu befürchten, wenigſtens wünſche ich es, und glaube es, um mich ſelbſt zu beruhigen.

Allein ein weit ſchwererer Kummer macht mir Sorgen der Ungewißheit. Ich bin bisher nicht aufrichtig geweſen, ja ich konnte es nicht ſeyn. Man hielt mich für einen reichen Mann, und ich ſelbſt mußte mich dafür halten, weil niemand mir den Beſitz eines Erbtheils ſtreitig machte, das mir nach dem Rechte der Verwandtſchaft zukam.

Ich bin aber gleich anfangs überzeugt geweſen, daß mein Onkel mir dieſes nicht zugedacht. Die Vermuthung, ſein ſchneller Tod habe ihn verhindert, ſeinen Willen auszuführen, machte, daß ich niemanden als Ihrem Bruder etwas entdeckte. Andere Erfahrungen aber belehren mich jezt, dies müſſe geſchehen ſeyn, und über kurz oder lang werde ich mich gemüßiget ſehen, meinen ganzen Reichthum abzugeben.

Ich beſitze alſo nichts mehr, als ein Landgut, welches jährlich 500 Rthlr. abwirft. Weiter kann Ihnen Weinert nichts anbieten.

Ich bin es überzeugt, vortreffliche Louiſe, daß Sie nichts hiewider ſagen werden. Aber vielleicht Ihre Aeltern, die Sie glänzend zu verſorgen glaubten.

Und ſollte dieſes ſeyn, vortreffliches Mädchen, was würde dann aus mir werden?

Ich glaube wohl, daß ich durch eine Drohung einer Streitigkeit, durch einen Vergleich einen Theil dieſer Erbſchaft an mich bringen könnte; ich fühle ſogar die Billigkeit und Gerechtigkeit der Sache: aber ich bin darin zu delicat. Ich habe, ehe mein Onkel ſtarb, Freunde gefunden, die bey meinen damals kümmerlichen Umſtänden mir forthalfen, und darunter war Ihr Bruder der Vornehmſte. Jezt bin ich freylich eher gewohnt, mit Wenigem auszukommen, und ſo würde mir nichts fehlen. Aber meiner Louiſe, wenn ſie einſt die Meinige würde, würde vieles fehlen, was dazu gehört, zu glänzen.

Ein ruhiges, ſtilles Landleben, von Freuden der Natur reichlich gewürzt, der Umgang mit wenigen, aber lieben und angenehmen Freunden, iſt alles, was ich Ihnen anbieten kann.

Geben Sie mir nun Troſt, oder geben Sie mir meinen Abſchied, ſo muß ich denken, ich bin das Glück nicht werth geweſen, Sie zu beſitzen. Das erſte wünſcht und hofft

Ihr

ewig treuer

Weinert.

Sieben und achtzigſter Brief.

Der alte Weinert an Dubly.

Beylage zum vier und achtzigſten Briefe.

Ich habe Dir ſo oft geſagt, ich wünſchte, Du wäreſt mein Sohn. Ich habe nie aufgehört, dies zu wünſchen. Du biſt immer ein guter Junge geweſen, und wäre Deine Mutter nicht ſo eigenſinnig geweſen, ſo hätteſt Du mich Vater nennen können.

Habe wahrhaftig nie eine Perſon aufrichtiger geliebt. Kann Dir's nun wohl ſagen. Hab es auch nach meinem beſten Wiſſen und Vermögen gezeigt. Doch davon ſtille. Das muß man nicht zu oft ſagen.

Ich ſehe Dich und Deine Schweſter auch ſo an, als ob Ihr meine Kinder wärt. Aber Dich liebe ich doch am meiſten. Jene kriegt den ganzen Eigenſinn Deiner Mutter. Das iſt wohl ein Erbſtück bey Weibern.

Als Deine Mutter von mir weg zog, und euch mitnahm, hätt' ich Dich gern behalten. Aber ſo wie ſie ſagte, ich wäre ungerecht, daß ich über ihre Härte beſtändig klagte, ſo glaubte ſie auch, daß ich Dich nicht gut erziehen würde; und ich war ihr zu gut, als daß ich ihr etwas zu Leide thun ſollte. Ich ließ ſie alſo mit euch beyden gehen, und ſeit der Zeit habe ich ſie auch nicht wieder geſehen. Aber geſchrieben hat ſie mir, und bedauert hat ſie es, daß ich ſie nicht durch anhaltendes Bitten gezwungen, Dich bey mir zu laſſen. Warum ſie es hernach bereuet, habe ich nie erfahren können, ſo ſehr ich ſie auch gebeten.

Nun bin ich alt, mein Sohn; die Zeiten ſind vorbey, die mir ſo manches Leiden gemacht. Ich ſchätze die Frau ohngeachtet ihres Eigenſinnes hoch.

Sie hatte mir bey ihrem Abzuge die Obligation von mir zurückgelaſſen, weil ſie bey mir ſo gut verwahrt wäre.

Da es aber mit meiner Geſundheit zur Neige geht, ſo kann ich ſie nicht behalten; ich gebe ſie Dir alſo, um ſie Deiner Mutter zuzuſtellen, und für Dich habe ich noch etwas beygelegt, das kannſt Du verwahren, bis ich todt bin. Gern hätte ich alles, was Du da erhältſt, zu gewiſſer Zeit mit Deiner Mutter getheilt. Es wäre ſo meines Lebens Freude geweſen, mit ihr zu leben. Denn ſo ein Weib hatte ich noch nie angetroffen. Aber umſonſt.

Es kömmen nach meinem Tode ſich Leute finden, die gleich reine Bahn machten; und damit dieſes mich nicht übereilen möge, ſo habe ich es Dir bey Zeiten geſchrieben. Denk, wenn Du es genießeſt, zuweilen an den, der Dir es gab, an den alten

redlichen
Weinert.

Acht und achtzigſter Brief.

Frank an ſeinen Sohn.

D. 25. Aug. 1778.

Wäre es nicht ſo nothwendig, mein Sohn, Dir zu ſchreiben, ich würde Dir gern dieſen Brief erſparen. Inliegend iſt einer von Deiner Henriette. Die traurende Seele hat ihre Mutter verloren. Sie leidet viel.

Ich will nicht ſagen, was ich ſelbſt dabey gefühlt — Du weißt, ich liebte ſie um Deinetwillen.

Du kannſt Deine Reiſe antreten, ſobald Du willſt. Es iſt mir nicht in den Sinn gekommen, euch beyde dadurch zu kränken, wie mein Bruder unrichtig wähnt. Ich wünſche, daß Du zurückkömmſt, um Deine Henriette mir ſelbſt zuzuführen. Meinen beſten Segen will ich euch geben.

Wenn ich dieſes hätte vorherſehen können, ich hätte gewiß die Reiſe noch verhindert. Aber nun iſt ſie geſchehen, und ich hoffe, Deine beſchleunigte Rückreiſe wird ſie bald in Vergeſſenheit bringen.

Deine Mutter läßt Dich grüßen. Ich ſtehe ihrentwegen ſehr in Sorgen. Sie hat eine Schwermuth, die nichts dämpfen kann.

Auch ich, mein Sohn, gehe den Schwachheiten des zunehmenden Alters entgegen. Kummer drückt hart; er drückt auch mich.

Ich werde Dir täglich entgegen ſehen. Ich hoffe auf Dich, damit Du manche Laſt meinen Schultern entnehmen ſollſt, die ihnen zu ſchwer wird. Dein Onkel hat verſprochen, zu mir zu kommen; er iſt aber aufs neue durch den Tod von Henriettens Mutter verhindert. Mich hat dieſer neue Aufſchub betrübt.

Halte den Auftrag, den ich Dir gab, nicht für eine Fabel. Dubly, der Mann der Seligen, ſtammt wirklich aus Frankreich. Ich habe hiervon Beweiſe. Hätteſt Du etwas davon erfahren können, ſo würde es Deiner Henriette gewiß Freude geweſen ſeyn.

Ich muß Dich auch wegen Deiner Schweſter und Weinert ſprechen. Der junge Mann muß den größten Theil ſeines Vermögens aufgeben. Doch liebt er ſie; und wenn es auch keine reiche Parthie iſt, ſo kann er doch als ein ehrlicher Mann leben. Du biſt ſein Freund, Du kennſt ihn genau, Du kannſt Deiner Schweſter am beſten rathen. Alles übrige erſpare ich, bis Du ſelbſt kömmſt.

Beſchleunige Deine Reiſe, wenn Du bedenkſt, daß eine betrübte Geliebte Deiner wartet, und daß ſehnſuchtsvoll auf Dich hoffet Dein

zärtlicher Vater,
Frank.

Neun und achtzigſter Brief.

Henriette an Dubly.

D. 13. Aug. 1778.

Theureſter Bruder!

Lange haſt Du auf Nachricht von mir gewartet. Viele Deiner Briefe hat Deine Schweſter geleſen, und ſich dabey Deiner Ruhe, der Verminderung Deiner Leiden erfreuet. Ach Dubly, Bruder, den meine Seele ſo warm, mit ſo ſchweſterlicher Zärtlichkeit liebt, wie ſehr habe ich bey dem Gefühl Deines Mitleidens Dich geſegnet! Gewiß, es war von jeher Deine Eigenſchaft. Nie haſt Du Dich derſelben entzogen. Nie haſt Du Dich anders gegen Unglückliche gezeigt. Segen wünſche ich Dir, Segen, den Dir der Himmel dafür nicht verſagen wird. Deine Mutter wünſcht ihn Dir, und ſie iſt gewiß, daß nach einer ſo ſchönen That der Güte Deine Ruhe feſter ſeyn wird, als ſie je geweſen.

Dieſe Gelegenheit, mein lieber Bruder, mit welcher ich Dir ſchreibe, muß Dir doppelt willkommen ſeyn. Es iſt der Geliebte Deiner Schweſter, der Dir den Brief bringt. Es iſt derjenige, dem meine Seele anhängt.

Du wirſt ihn lieben, Bruder. Nicht um meinetwillen allein wirſt Du ihn lieben. Um ſein ſelbſt willen, um der ſchönen Eigenſchaften willen wirſt Du ihn lieben, die er beſitzt — wenn Du Freundſchaft prüfen, wenn Du Anhänglichkeit, wahre brüderliche Liebe haben willſt — er wird Dir alles gewähren, was Du verlangſt. Er iſts, in den Du Dein ganzes Vertrauen ſetzen, dem Du Deine Leiden entdecken kannſt, die Du bisher für Deiner Schweſter ſorgfältig verheelet. Wenn ich nicht fähig war, Dir einen Theil derſelben tragen zu helfen, ſo wird er es ſeyn.

Meine und Deine Mutter, ſie, auf welche Du immer ſtolz, deren reifen Beurtheilung

Du ſo vielmal folgteſt, dieſe ſchätzt ihn, dieſe hält es für das Glück ihrer Tochter, daß Frank ſie beſitzen ſoll.

Und ich, Deine Schweſter, die Du immer Deine liebe Henriette nannteſt, deren Glück Dir auch alles zu ſeyn ſchien, dieſe liebt ihn, liebt ihn mit aller Wärme unausſprechlicher Liebe. Sollteſt Du nun ihn nicht auch lieben?

O gewiß, Dudly, ich weiß es, Du wirſt in ſeine Arme eilen, wirſt ihn und mich ſelig preiſen, wirſt Dich des neuen Freundes freuen.

Schon lange liebten wir uns unter den Augen unſrer Mutter. Vielleicht iſt auch dies die Urſache, warum ich ſo lange nicht geſchrieben. Wenn Liebe ein Mädchen beſchäftigt, Bruder, ſo muß man ihr etwas zu gute halten.

Auch Raff iſt daran Schuld. Er verbot mir, Dir dieſes zu ſchreiben. Ich weiß nicht, warum. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Du ihm verboten, daß er nichts von Familienſachen ſchreiben ſoll. Aber vielleicht fürchtete er dadurch Deine Zurückkunft; fürchtete, daß ſolche Auftritte voriger Zeiten uns wieder bevorſtänden. Aber, lieber Bruder — warum fürchtete er das? Biſt Du nicht ruhiger? Biſt Du nicht glücklicher, oder haſt Du dieſes Deiner Schweſter nur ſo geſchrieben, damit ſie ſich Deinetwegen beruhigen ſoll?

Laſſe mich doch der Himmel nicht dieſe traurige Nachricht hören! Nun muß ich doch einmal aus der Ungewißheit kommen, worin ich war. Mein Geliebter wird Dich doch ſehen, wird Dich ſprechen, und erfahren, wie es mit Dir ſteht.

Glaube mir es, lieber Bruder, er iſt unbekannt ſo ſehr Dein Freund geweſen; er hat bey jeder Gelegenheit Raff, der auch ſein Freund iſt, gebeten, ihm wenigſtens etwas zu entdecken. Er hat mit uns bey jedem Briefe gezittert, den wir von Dir erhielten, weil er mit uns fürchtete, neue unangenehme Nachrichten von Dir zu erhalten. Wie oft ſagte er:

Könnte ich nur einmal ſelbſt den guten Dubly ſehen, ich wollte alles verſuchen, was die Freundſchaft nur verſuchen kann, um ihn ruhiger zu machen.

Dann ſchlug er ſeinen Arm um mich — Wenn Ihr Bruder bey uns wäre, er würde unſre Liebe gewiß billigen, würde ſeine Freude daran haben.

Nun iſt die Zeit gekommen. Er hat in Geſchäften ſeines Vaters müſſen nach Paris reiſen, und die Tage vor ſeiner Abreiſe biſt Du, lieber Bruder, faſt ſein einziger Gedanke geweſen.

Da er ſich von mir trennen mußte, ſo war ſein einziger Troſt, er wollte ſich an Dir ſchadlos halten.

Ach! wenn er Dich mit zu uns brächte? wenn er Dich dahin bringen könnte, dem Tage ſeiner Verbindung Deine Gegenwart zu ſchenken? wie froh würde dann Deine Schweſter ſeyn! Du wirſt für Deine Liebe nicht unbelohnt bleiben. Hier wartet ein gütiger Onkel Franks auf Dich, der Dir alle die Liebe zuwenden wird, die er ſo väterlich gegen mich hat. Hier iſt eine liebenswürdige Schweſter Franks, hier iſt einer ſeiner edelſten Freunde, der junge Weinert. Alle nehmen an Deinem Schickſal Theil, alle warten mit Verlangen. Wie froh würdeſt Du die Deinigen machen!

Raff weiß nichts von dieſem Briefe, nichts von dieſer Reiſe. Ich weiß gewiß, er würde es hintertrieben haben, denn er ſagt: Du dürfteſt, Du könnteſt Frank nicht ſprechen. Auch Deine Mutter weiß es nicht.

Sobald Du mir geſchrieben, daß Du kommen willſt, werde ich dieſe angehen; ich werde ſie bitten, und mit Bitten nicht nachlaſſen, bis ſie Dir es erlaubt, wieder zu denen Dich ſo ſehnlich Erwartenden zu kommen.

Deine letzten Briefe, die das Schickſal Lebells enthielten, habe ich allen vorgeleſen, und alle haben Theil daran genommen. Daß Dein Name dem Alten aufgefallen, iſt mir deswegen ſonderbar vorgekommen, weil eine Rede geht, daß unſre Familie aus Frankreich ſtammet. Ich habe meiner Mutter hiervon noch nichts ſagen können, weil ſie jezt nicht bey mir iſt, denn ich wohne bey Franks Onkel.

Allein ich bitte Dich doch, die Sache näher zu betrachten. Ich habe ſo oft meiner Mutter angelegen, etwas von vorigen Zeiten mir zu ſagen. Aber Du weißt ſelbſt, wie ſie auf den Punkt war, und wie wenig man fortzufahren wünſchte, wenn man ihre Thränen fließen ſahe.

Gern wollte ich Dir noch mehr von der glücklichen Lage ſchreiben, worin Deine Schweſter ſich befindet; allein ſoll ich denn Frank nichts übrig laſſen? Er wird Dir es ſagen, wie er mich liebt, wie ich ihn liebe. Unſere Vereinigung wird uns beyde in die vollkommenſte Sphäre ſetzen. Noch meinen

Bruder glücklich — noch ihn bey mir — was fehlt dann der Schweſter?

Immer machteſt Du viel aus mir, Dubly. Thue es auch jezt. Sey der Freund meines und Deines Freundes. Sey der Bruder

Deiner

Henriette.

Neunzigſter Brief.

Freeſe, Franks Kammerdiener, an den alten Frank.

D. 29. Aug. 1778.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ich Ihnen ſchreiben würde, noch weniger, daß ich dazu beſtimmt wäre, Ihnen eine ſo unangenehme Nachricht zu geben. Erſt heute habe ich es von meinem Herrn erlaubt bekommen, es zu berichten, daß es gefährlich um ihn ſteht.

Er hat mir zwar vorgeſchrieben, ich ſoll nichts ſchreiben von dem böſen Menſchen, der es ihm angethan, und ihn angefallen hat in ſeiner eignen Stube, daß er wohl möchte ein Meuchelmörder genannt werden. Aber weil mein Herr nun ſagt, es wäre ſein Freund, und müßte aus Irrthum geſchehen ſeyn, ſo muß ichs auch wohl glauben.

—Aber ich weiß doch nicht, wie man einen guten Freund aus Irrthum mit dem Degen durch den Leib ſtoſſen kann!

Aber was ich denn von der Sache weiß, will ich ſagen.

Wir waren eines Morgens eben aufgeſtanden, tritt in meine Thür ein Mann mit einem zornigen Anſehen, fragt: Wo iſt Sein Herr?

Ich bring' ihn denn in das Zimmer, däuchte mich aber gleich, es ſey nichts Gutes; ſo geh ich aber wieder meiner Wege, weil mich es nichts angieng. Ich hörte wohl ihre Capitulationen, aber konnte nichts davon verſtehen. Endlich hör' ich Degen klingen; nun war meines Bleibens nicht weiter.

Aber als ich die Thür aufmachte, thats einen Platz, und da lag mein Herr ausgeſtreckt.

Du Hund! ſagte ich, und wollte auf den andern los. Aber mein Herr rief mit ſchwacher Stimme: Hilf mir ins Bett, Freeſe.

Ich wandte mich alſo um. Da half mir jener noch anfaſſen, daß wir ihn aufs Bett kriegten, denn er war ſehr matt.

Der Fremde ſagte nun zu meinem Herrn: Ich bin Dubly, Henriettens Bruder — und damit gieng er hinaus. Ich wollte ihm nach.

nach, um die Leute aufzuwiegeln, daß ſie ihn gefangen nähmen. Aber mein Herr verbot es.

So lief ich denn nach einem Wundarzt. Erſt heute, den dritten Tag, erlaubt mir mein Herr, zu ſchreiben, weil mir der Wundarzt ſagte, es ſey Gefahr, und ich ihm dies hinterbrachte. Es geht mir in die Seele nahe, und werde ich mir gewiß ein Leids thun, wenn mein guter Herr ſtirbt.

Aber wie geſagt, er hat es mir verboten, Dubly ſeinen Namen nicht zu nennen, alſo, daß meine Aufrichtigkeit mir nicht zu Schulden kommen möge, von wegen wenn es ihm wiedergeſagt würde.

Auch hat er befohlen, Ihnen zu ſchreiben, daß man ſeiner Henriette die Sache ganz leicht machen, aber auch, daß, wenn ſeine Madmoſell Schweſter zu ihm kommen könnte, ihm das ſehr lieb ſeyn würde, und ſollte ſie den Herrn Weinert mitbringen.

Das alles nun ſchreibe ich, wie er mir es geſagt hat, ohne was ich dazu geſetzt habe, welches meine eigne Empfindung dabey iſt. Denn ich leide auch ſehr bey den Leiden meines armen Herrn.

Eben als ich den Brief zumachen wollte, kömmt ein alter Herr, und beſucht meinen Herrn. Da gieng ich aber mit in die Stube: denn er ſahe wohl ehrwürdig genug aus; aber ich weiß doch nicht, ob man einem trauen darf. Ich verfiel auch auf die Gedanken, ob es vielleicht ſein Vater wäre. Aber er war es hernach nicht.

Er kam, weil er ein Freund des jungen Dubly war. Er heißt Dalfour. Er wollte ſelbſt von meinem Herrn wiſſen, warum der Streit entſtanden. Aber mein Herr konnte ihm ſelbſt nichts weiter ſagen, als, er ſey gekommen, und habe ihn gleich zu einem Gefecht eingeladen, auch mit aller Gewalt ſeinen Namen nicht geben wollen. Endlich habe er ziehen müſſen, und als er weggegangen, habe er geſagt, daß er Dubly hieße.

Bey der Gelegenheit erfuhr ich denn auch, daß das der Bruder von meines Herrn Geliebte war, daß ſie ihm einen ſo rührenden Brief mitgegeben, und daß er nun dieſe Begegnung gar nicht erklären könne.

Er bat auch den Alten, den jungen Menſchen wieder zu ihm zu führen.

Er iſt nach Marſeille, antwortete der, und ich habe es nur von ſeinen Bedienten erfahren.

Ja, nach Marſeille, das dachte ich wohl, daß er nun laufen würde. Da iſt ja Schiffahrt, da wird er ſich wohl auch auf eins ſetzen, um uns zu entwiſchen. Aber du guter Tropf! auf der See kann man auch erſaufen.

Und mein Herr ſchwatzte immer weiter mit ihm fort, und der Alte fragte nach allem. Und mein Herr ſagte ihm, daß es Dubly's Schweſter ſey, die er liebe, und daß ſie eine Mutter habe, eine würdige Frau, und daß ſie Fremde wären, und keine Verwandtſchaft da hätten.

Da ſeufzte der Alte: O Gott! und wiſchte heimlich ein paar Thränen vom Geſichte. Das ſah ich wohl, aber mein Herr ſah es nicht. Ich erzählte es ihm hernach, und er wurde recht aufmerkſam darauf.

Und alsdenn ſprach der Alte noch viel, und tröſtete ihn, und ſagte: er wolle ihn alle Tage beſuchen, und verſprach auch, er wollte nach Marſeille ſchreiben, und den jungen Menſchen gleich wiederkommen laſſen, damit man erführe, wie es eigentlich mit der Sache beſchaffen wäre.

Ich dachte aber: da hätteſt du ehr kommen müſſen; denn der wird wohl ſchon weit weg ſeyn. Solche Menſchen pflegen wohl nicht dumm zu ſeyn.

Als ſie noch heftig mit einander ſprachen, und mein Herr viel Süßes von ſeiner Henriette ſagte, wie ſie ihn liebte, und auch von der alten Mutter, wie er ſie hochſchätzte, ſiehe da, da kömmt mein Wundarzt, ſieht ſie da plaudern, und verzerrt ſein Geſicht gewaltig; fluchte ſie auf gut Franzöſiſch auseinander, daß beyden angſt und bange wurde.

Da nahm denn der alte Herr recht zärtlich Abſchied, und beym Weggehen bat er mich ordentlich, ich ſollte doch die beſte Sorge tragen, und alles, was ich brauchte, nur aus ſeinem Hauſe holen laſſen.

Als er denn weggegangen war, verband der Wundarzt die Wunde, ſagte, es ſähe beſſer aus.

Ich dachte auch: da iſt deine Kunſt ſcheitern gegangen, denn da hat das Reden nichts geſchadet.

Und nun habe ich denn alles, ſo wie ich es wußte, berichtet, und wünſche, daß Mamſell Louiſe bald kömmt; denn der Wundarzt ſagte, daß, wenn mein Herr auch davon käme, es doch lange währen würde. Er beſchrieb mir da, wo die Wunde alles durchgegangen wäre, aber ich habe die Blitznamen vergeſſen.

Wenn es nöthig thut, noch einmal zu ſchreiben, ſo werde ichs thun, als

Ihr
treugehorſamſter Knecht,
Freeſe.

Ein und neunzigſter Brief.

Henriette an Louiſen.

D. 27. Aug. 1778.

Meine liebe Theure!

Wenn Ihre Bitten, und wenn die Bitten Ihrer Henriette etwas noch über Ihren Vater vermögen, ſo ſoll er gleich nach Paris ſchreiben, und ſeinen Sohn zurückrufen. Ich laſſe mit dieſem auch einen Brief dahin gehen. So wenig ich alles glauben kann, was Sie ſelbſt jezt von mir hören werden, ſo wenig werden Sie es glauben. Aber ich bin in eine fürchterliche Angſt verſezt worden.

Ich ſitze heute Morgen mit Ihrem Onkel und Raff am Theetiſche. Ich hatte beyde noch nicht geſehen, ſeit ich den vorigen Abend den erſten Brief Ihres Bruders von ſeiner Reiſe erhalten. Ach! damals ſtand ihm noch die ſchreckliche Nachricht vom Tode meiner Mutter bevor.

Wir ſprachen von ihr; denn was ſollten wir wohl ſonſt ſprechen? Wird ſie nicht noch lange der Gedanke, der einzige Gedanke ihrer Tochter ſeyn?

Eben fiel mir der Brief ein. Hier, ſagte ich Ihrem Onkel, hier ein Brief von Frank; als er dies ſchrieb, wußte er noch nicht, daß meine arme Mutter todt ſey; nun wird er es wiſſen, wird auch weinen, wird ſich auch betrüben.

Frank weiß es nicht? ſagte Raff mit Verwunderung und Erſtaunen. Frank weiß es nicht? wo iſt er denn?

Erſt jezt fiel mir es ein, daß der es nicht wiſſen ſollte, und ich ärgerte mich innerlich — Aber heraus wär es; nun wäre es unfreundlich geweſen, ihm nicht die Wahrheit zu ſagen.

Vergeben Sie, ſagte ich zu Raff, vergeben Sie es der Ungeduld einer Schweſter, die von ihrem Bruder Gewißheit wünſcht, daß ichs Ihnen verheelte. Frank iſt in Paris, in Geſchäften ſeines Vaters reiſte er dahin.

Frank in Paris? ſchrie er laut auf — Unglückliches Mädchen, was haben Sie gemacht?

Ihr Onkel und ich wir fuhren beyde vor Schrecken zuſammen.

Aber was iſts denn auch, ſagte Ihr Onkel — der ſich über den Schrecken ärgerte, und meine beyden zitternden Hände faßte — Aber was iſts denn, daß er nicht in Paris ſeyn kann? Iſt Ihr Bruder denn ein Wilder? Und warum ſagt man denn auch dem Mädchen nichts, daß ſie ſich ſelbſt die Nachrichten verſchaffen muß? Dies ſagte der alte Mann natürlich etwas heftig; allein er wurde bald ſanfter, und ſetzte mit milder Stimme hinzu — Raff, Sie ſind ein vernünftiger Mann, und können das arme Kind ſo erſchrecken!

Raff gieng unruhig im Zimmer auf und nieder, und ſagte nichts, rang zuweilen die Hände, und ſchlug ſich ſachte vor die Stirn, indeſſen daß Ihr Onkel alles anwandte, mich von meinem Schrecken zu mir ſelbſt zu bringen.

Unter ſeinen liebevollen Händen wurde mirs auch bald wieder wohl.

Nach einer Weile kam Raff zu uns. Ich habe mich übereilt, ſagte er. Ich hätte ſie nicht erſchrecken ſollen. Aber die Sache iſt auch wichtig.

Ja, antwortete ich ihm, wichtig genug iſt es, daß ich erfahre, wie es mit meinem Bruder ſteht. Lange genug hab ich gewartet. Der Tod meiner Mutter giebt mir nun noch ein größeres Recht. Frank, der redliche gute Frank, wird gewiß alles anwenden, ihn wieder in eine glücklichere Lage zu verſetzen, ihn den Seinigen wieder zuzuführen, damit er nicht als ein Verworfner leben muß. Frank liebt ihn ſo ſehr, wie Sie ihn lieben. Er hat mir heilig verſprochen, im Fall er unglücklich iſt, alles beyzutragen, ihn glücklich zu machen.

Und das wird er gewiß halten, fiel Ihr Onkel hier ein. Er iſt ein guter, braver Junge, in dem kein Falſch iſt. Und für ſeinen Freund ließe er ſich todtſchlagen. Ich habe ſelbſt auf das Bitten meiner Jette hier nichts von dieſer Reiſe erwähnt; denn alles, was ſie mir geſagt hat, ſcheint mir für ſie zu ſprechen, und ſcheint zu beweiſen, daß man ihr Unrecht thut.

Wenn man mit Menſchen ſpricht, die wider einen eingenommen ſind, und die man doch liebt, antwortete Raff, ſo muß man freylich beſorgter ſeyn — Trauen Sie, Henriette, trauen Sie, würdiger Mann, mir es wohl zu, daß ich über eine Sache ohne Bedeutung ein ſo langes, ein ſo hartnäckiges Stillſchweigen beobachten würde? Kann es keinen Eindruck auf Sie machen, wenn ich Ihnen mit der Ehre eines redlichen Mannes verſichere, daß Unglück daraus entſtehen muß, wenn Sie den jungen Frank nicht zurückrufen? Seine Zuſammenkunft mit Dubly muß — wird ihm nachtheilig ſeyn.

Iſt das die Sprache des Freundes? antwortete ich mit Thränen. Iſt das die Verbindlichkeit, die Sie haben, ihm zu ſeinem Beſten zu reden? Mit welchen Geſinnungen werden ihn nun diejenigen empfangen, die ſchon ſo ſchöne Begriffe durch ſeinen Freund von ihm erhalten? Nein, Raff, ich bin es verſichert, ganz anders wird Frank von ihm ſprechen.

Raff gieng abermals unruhig auf und ab. Ihr Onkel ſaß in tiefen Gedanken. Ich fuhr fort zu klagen. Es kränkte mich zu ſehr, daß mein armer Bruder ſo erniedrigt werden, daß man ihn als einen Menſchen fliehen ſollte, deſſen Umgang nichts als traurige Folgen nach ſich zöge. Zeigt nicht noch ſeine an

Lebell erzeigte Handlung, ſagte ich, daß er Menſchlichkeit und Empfindung hat? Wird er wohl Frank, dem Geliebten ſeiner Schweſter, anders begegnen, als einem Fremden?

Als ich dies ſagte — kam Raff auf Ihren Onkel zu — Hören Sie mich, ſagte er, ehe es zu ſpät wird, zu hören. Henriettens Klagen ſind billig; das fühle ich. Ich fühle, daß ſie mich ungerecht nennen muß. Aber reden muß ich. Glauben Sie mir, Franks Leben iſt in Gefahr — **Dubly's** Leben iſt in Gefahr — Wollen Sie es nicht glauben, wohlan — es ſey! Ich werde thun, was ich kann, das Unglück zu verhindern.

Hier nahm er ſeinen Hut und wollte gehen.

Aber mich hatten dieſe Worte wie ein Donnerſchlag getroffen.

Um Gottes willen! rief ich, und hielt ihn bey dem Arme feſt, um Gottes willen erklären Sie mir, was das iſt. Soll ich Unglückliche nun, nachdem Sie den Stich in mein Herz gethan, hier ſeufzen und wehklagen, ohne einmal zu wiſſen, was es eigentlich iſt, das mich bedrohet? Ihre Worte müſſen wohl Grund haben. Aber wie kann ich das einſehen?

Ihr Onkel kam hier auf mich zu. Beruhigen Sie ſich — ſagte er; und, indem er ſich zu Raff wandte, und Sie, Freund, müßten alles Gefühl verloren haben, wenn Sie mir nicht die Urſache dieſes Widerſtrebens entdeckten. Iſt die Sache ſo, daß ſie vor Henrietten verborgen bleiben muß, ſo ſoll ſie es bleiben. Ich will Sie gewiß nicht verrathen. Und meine liebe Tochter, meine Jette wird ſich gewiß auf mich verlaſſen.

O ja, das will ich — ſagte ich, denn die Angſt hätte mich zu noch mehrerm gebracht. Wenn Sie es wiſſen, wenn Sie mir ſagen, es iſt nöthig, ſo will ich alles thun. Befreyen Sie mich nur von der Angſt, die in mir iſt.

Raff machte nicht die geringſte Schwierigkeit, Ihrem Onkel alles zu entdecken; er ſagte, er wolle recht froh ſeyn, wenn man ihn alsdenn rechtfertigte.

Er gieng mit ihm in das Cabinet meiner Mutter.

Ihre Henriette weinte unterdeſſen. Ach! ſonſt war ihr dieſes Cabinet niemals verſchloſſen. Sie durfte bey den geheimſten Unterredungen, die darin waren, zugegen ſeyn.

Sie können ſich denken, in welcher brennenden Angſt ich war. Ich wiederholte mir die grauſen Worte: Franks Leben iſt in Geſahr; Dubly's Leben iſt in Gefahr. Und, meine Liebe, wenn das wahr wäre, ſo wäre ja ich es, die ſie in Gefahr ſetzte. Ich konnte mich darüber nicht zufrieden geben. Ich rang meine Hände. Ich lief ſo ängſtlich umher, als ob ich ſchon eine Mörderinn wäre. Ich rief den Geiſt meiner Mutter, daß er mir rathen, mir helfen ſollte.

Es währte lange, ehe ſie zurückkamen.

Ihr Onkel ſahe beſtürzt genug aus. Es iſt nothwendig, ſagte er, daß Frank zurückkömmt. Allein es iſt noch keine Gefahr, weil Ihr Bruder in Marſeille iſt.

Ein Glück für uns alle, ſetzte Raff hinzu.

Nun fieng ich erſt an zu klagen.

So ſoll ſeine ganze Freude umſonſt ſeyn? ſo ſoll er nicht einmal meinen Bruder ſehen, und dieſer ſoll immer noch wie ein Verlaßner herumirren, ohne einen Freund zu finden, der ſich ſeiner annimmt? Und ich bleibe ewig in der ſchrecklichen Ungewißheit, was es denn eigentlich iſt!

Nicht ſo lange, als Sie glauben, ſagte mir Raff. Sie werden es bald erfahren. Briefe von Ihrer Mutter, die ich an Sie habe, werden Ihnen es gewiß entdecken, daß Raff nicht unnöthig fürchtete.

Briefe von meiner Mutter, ſagen Sie, und Sie gaben ſie mir noch nicht? Iſt auch dies eine Probe Ihrer Freundſchaft? Wußten Sie nicht, daß dieſe Briefe einer Tochter Balſam in ihre Wunden gießen mußten, ſie mochten nun auch enthalten was ſie wollten.

Zürnen Sie nicht. Hier ſind die Briefe. Aber hier iſt die Hand Ihrer Mutter. Noch drey Tage, ehe ihr Wille iſt ſie zu öffnen — und ich weiß —

Sie wiſſen, daß dieſer Befehl mir ehrwürdig iſt — Ja, und er ſoll es auch ſeyn. Aber nun einen Bruder zu retten, können Sie mir das, was ich in drey Tagen hören ſoll, auch wohl jezt ſagen.

Ihr Onkel nahm meine Hand —

Nein, meine Beſte, ſagte er, das kann er nicht — das kann er Ihnen nicht ſagen. Haben Sie mir nicht verſprochen, Sie wollten auf mein Wort bauen? ruhig wollten Sie meinem Rathe, meinem Ausſpruche folgen? Jezt thun Sie es, liebe Tochter. Schreiben Sie an Ihren Geliebten; ich will an ſeinen Vater ſchreiben; und wenn er wieder hier iſt, wenn er ſicher iſt, dann will ich an Ihren Bruder ſchreiben, und mein Brief wird gewiß einige Wirkung auf ſeine Beſſerung haben.

Ich konnte nichts thun, meine Louiſe, als hierein willigen. Wenn Ihr Onkel bittet, ſo folge ich, und ich folge gern. Ich kann ihm nichts abſchlagen.

Schicken Sie alſo die Einlage Ihrem Bruder. Bitten Sie von Ihrem Vater die Bitte, die ich von Ihnen bat.

Glauben Sie aber wohl, daß ich ruhig ſeyn werde? Würden Sie es ſeyn können? So lange nun nicht mein Theurer hier iſt, zittere ich gewiß für ſein Leben — Waren das nicht Raffs Worte — Sein Leben iſt in Gefahr —

Ich werde drey Tage ſchwer zubringen — bis ich die Briefe meiner theuren Mutter öffnen kann. Dieſe werden mich belehren — Aber vielleicht werden ſie mich größeres Unglück lehren.

Wie froh, wie heiter muß mein Frank geweſen ſeyn, als er den Brief ſchrieb! Und wenn er nun keinen Kranz für ſeine Henriette mehr ſchmücken könnte — wenn er — o ich will keinen ſchaudernden Gedanken mehr denken. Ich habe deren genug, wenn ich um mich ſehe.

Die finſtre Miene Raffs, der von mir beleidigt zu ſeyn ſcheint, das trübe Auge Ihres Onkels, das mir Mißgeſchick verkündigt, läßt mich tief genug in Auftritte ſehen, die mir bevorſtehen — Und Todesangſt, iſt die nicht mehr als Tod?

Ich habe ſo frohe Empfindungen, ſo herrliche Ahndungen gehabt, als ich bey Amalien war. Iſt alſo wohl darauf zu bauen? Iſt es nicht ein Zeichen, daß das, was um uns herum iſt, unſre geheimen Seelenkräfte ſtimmet, uns Bilder vorzumalen; und daß, wenn ja ſo etwas eintrifft, es dem Ohngefähr zuzuſchreiben iſt?

Mein Herz iſt ſo voll — es möchte Ihnen noch ſo viel ſchreiben, allein ich muß auch an Ihren Bruder ſchreiben, und ich muß mich erſt etwas faſſen, damit er nicht aus meinem Briefe die ganze Fülle meiner Angſt und meiner Sorgen gewahr wird; denn das würde ihn niederdrücken, und er wird ſchon genug leiden, ſo daß ich für ihn fürchten würde, wenn auch nicht der ſchreckliche Ausſpruch Raffs mich für ihn zittern machte.

Adieu, meine Louiſe. Ich brauche meine Sache Ihnen nicht weiter zu empfehlen.

Ich weiß, Sie ſehen ſie als die Ihrige an. Ich bin

Ihre Freundinn,
Henriette.

Zwey und neunzigſter Brief.

Henriette an Frank.

D. 27. Aug. 1771.

Ich habe aus Ihrem lieben Briefe die Erfahrung gezogen, daß auch mitten im Leiden für bekümmerte Seelen Troſt ſtatt findet.

O mein Lieber, damals, als Sie dieſen Brief voll Wonne ſchrieben, als Henriette Ihnen, wie immer, alles war, da ſeufzte ich, da füllten Klagen meine Bruſt, und Thränen mein Auge. Nun wiſſen Sie auch unſern Kummer, haben unſern gemeinſchaftlichen Verluſt gefühlt. Nun denken Sie der lieben Seligen auch, erinnern ſich auch ihrer Liebe, ihrer Wünſche für uns.

Ich war in Thränen, als ich Ihren Brief bekam, und meine Augen erheiterten ſich bey der Wonne meines Geliebten. Ich fühlte auf einige Augenblicke Ihre Freude mit. Ich dankte Ihnen für die Gefälligkeit, die Sie gegen meine Namensſchweſter ſehen ließen, und ich liebte das gute Kind um Ihrentwillen, ſo wie ſie mich um Ihrentwillen liebte.

Wie dankvoll werde ich das Blümchen Ihrer Hand entreißen, das ſie Ihnen für mich gab! Ich werde es lieben, ich werde es küſſen. Sagen Sie ihr das, wenn Sie auf der Rückreiſe zu ihr kommen — ſagen Sie ihr, ſie ſolle meine Schweſter ſeyn, meinem Herzen ſolle ſie es ſeyn.

Indeſſen währte meine Freude nicht lange. Ich habe Ihrem Onkel ſie mitgetheilt — Unglücklicherweiſe war Raff dabey; und ach! mein Lieber, der hat alle unſre Freude zu Waſſer gemacht.

Ich will Sie nicht mit allem dem ängſtlicher machen, als Sie es ſchon ſeyn werden. Er hat mir mein Herz ſehr ſchwer gemacht.

Ihr Leben ſoll in Gefahr ſeyn; von meinem Bruder ſoll es in Gefahr ſeyn! Je mehr ich es bedenke, deſto unglaublicher iſt es mir. Ich hoffe, Sie haben ſchon das Gegentheil erfahren. Ich hoffe, Sie ſind ſchon in ſeinen Armen, und freuen ſich der mißlungenen Prophezeyung.

Aber wenn Sie dieſes leſen, wenn Sie dann ihn noch nicht geſehen haben, oder wenn Sie gar etwas von ihm befürchten:

dann, mein Beſter, dann ſäumen Sie nicht. Bedenken Sie, daß Ihre Henriette dann alle ihre Liebe auf die Bitte ſetzt: Reiſen Sie gleich.

Wenn Sie ſich einen Begriff davon machen können, was ein Mädchen fühlt, die ihren Geliebten in Gefahr weiß, die ſelbſt zu dieſer Gefahr den Grund gelegt zu haben überzeugt iſt, ſo machen Sie ſich dieſen Begriff meines Leidens. Und dann werden Sie gewiß keinen Augenblick verſäumen, dieſes unausſprechliche Leiden Ihrer Henriette zu endigen.

Ich habe auch Ihren Vater darum bitten laſſen; ich habe Ihren Onkel, der ſo zu viel für mich empfindet, ſo ſehr mit Klagen beläſtiget, daß es kein Wunder wäre, wenn er verdrießlich auf mich würde.

Aber nun recht aus meines Herzens Grunde — Meine Pflicht und meine Liebe haben mir alle Angſt aufgelegt, deren man fähig iſt — aber dieſes Herz, das ſeine eigne Richtſchnur hält, kann es nimmermehr glauben.

Dubly, der Menſchenfreund, der Freund ſeiner Schweſter, ſollte Ihrem Geliebten nach dem Leben trachten?

Nein — zurück mit dem Gedanken, der in mir ein Feuer der Unruhe erweckt.

Aber wie tief, mein lieber, mein beſter Frank, wie tief iſt Ihre Henriette zum zweytenmale nun ſchon von dem Glücke gefallen, das auf ſie hoffte! O wie ſchön waren unſre Träume, da wir an dem Tage, der Amaliens Band knüpfte, uns das unſrige ſo nahe dachten! da wir nicht glaubten, daß es etwas geben könne, das es zu hindern fähig wäre!

Dachten wir wohl ſo herbe Feinde, mit denen wir kämpfen müßten? Wenn ich meinen jetzigen ängſtlichen Zuſtand gegen jenen halte, ſo glaube ich aus einem Paradieſe in eine Wüſte verſetzt zu ſeyn.

Morgen reiſe ich wieder zu Ihrem Onkel. Er ſagt, die Stelle vermehre meine Traurigkeit — und es iſt wahr. Jeder Fleck, wohin ich ſehe, ſtellt mir die Mutter vor, deren Herz an ihrer Tochter hieng. Jedes Buch, das ich öffne, enthält ihren Namen, und lockt Thränen aus meinem Auge.

Vorgeſtern ſchlich ich mich zu ihrem Grabe. So ſehr ich darum gebeten hatte, hatte man mir es nicht erlauben wollen. Ich konnte meiner Sehnſucht aber nicht widerſtehen. Ich habe mich auf den Stein geſetzt, der dieſes theure Grab bedeckt. Ich weinte nicht, als ſie eingeſenkt wurde, aber nun weinte ich. Nun war mir die bittre Empfindung ſo rührend, als ſie mir damals ehrwürdig war. Feyerlich gelobte ichs ihr, der theuren Mutter, daß ich ſie nie vergeſſen wollte, daß ihre theuren, mir ſo werthen Lehren mir immer im Herzen, ihr warnendes, ihr lehrreiches Bild mir immer vor Augen ſeyn ſollte.

Ich vergaß mich in dem Andenken an ſie. Der Gottesacker iſt vor der Stadt. Einige Menſchen hatten mich geſehen, und es Ihrem Onkel hinterbracht. Er kam ſelbſt, von Raff begleitet. Ich erſchrack ſehr, als ich ſie ſahe.

Was machen Sie, ſagte Ihr Onkel liebreich zu mir, was machen Sie, meine Theure? Warum ſetzen Sie ſich in die Lage? Alle Menſchen werden von Ihnen ſprechen. Ihre Empfindung iſt ſchön, ſie macht Ihrem Herzen Ehre. Allein, es iſt nicht der Weg, den Sie gehen ſollten. Wir haben Sie erſt ängſtlich geſucht. Hernach brachte man uns dieſe Nachricht.

Ich ſahe es hernach wohl ein, daß ich gefehlt hatte, aber es hat mich nicht gereuet. Es war mir lieb, mich noch einmal in das rege Andenken verſetzt zu haben.

Ich beſänftigte Ihren Onkel bald. Er iſt viel zu gütig gegen mich. Wir giengen nach Hauſe, und ich hatte ohngeachtet der Wallung die durch dieſe Begebenheit in mir aufgeſtiegen war, doch eine ruhige Nacht.

Ich werde, wenn wir zurück in Ihres Onkels Haus kommen, gewiß an jede der vergnügten Stunden zurückdenken, die wir dort hatten, und ich werde jedesmal die Angſt nicht überwinden können, ſie vielleicht gänzlich entbehren zu müſſen, bis Sie durch eine vergnügte Zurückkunft mich wieder ruhig machen.

Geben Sie Ihrer Henriette Troſt, geben Sie ihr, wenn Sie können, den ſüßeſten, daß Dubly Ihr Freund, daß die Prophezeyungen ſo vieles Unglücks nichtig, daß Sie mit ihm bald umarmen werden

Ihre ewigtreue

Henriette.

Drey und neunzigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

D. 3. Sept. 1778.

Sollten Sie es glauben, daß Friderike etwas bereuet, was ſie vorher ſo ſehnlich wünſchte! Ach meine Liebe, die Entfernung meines Stiefſohnes hat eine traurigere Wirkung gehabt, als ich ſie mir gedacht habe. Ich wünſchte, ich hätte ihn nie beredet, ihn wegzulaſſen. Schon ehe die jetzige traurige Nachricht kam, hatte ſein Vater ſeinen Verluſt tief gefühlt, und — kann ichs ihm wohl verdenken? er iſt ſein einziger Sohn, hatte es heimlich bedauert, daß er ihn reiſen ließ.

Mir blieb hier nichts übrig, als Kummer; und er griff mich auch ſo merklich an, daß es ihm nicht entgehen konnte. Er ſahe meine täglich zunehmende Unruhe, ſahe es, daß ich ſein Leiden mitfühlte, und betrübte ſich doppelt. Er nahm zuſehends ab.

Geſtern kam endlich zum gänzlichen Sinken meines Muths die unglückliche Nachricht, er ſey gefährlich verwundet.

Ich fühle es, daß ich daran Schuld bin, mit Seelenſchmerz fühle ich es; und er, der gütige Mann, läßt mich es nicht fühlen. Seine Seele iſt zum Sterben gebeugt. Er ſieht nichts, was um ihn iſt, als mich; er iſt gegen jede Tröſtung taub, und nur mein Mitleiden rührt ihn.

Und in der That, meine Liebe, ich leide viel. Unendlich leide ich bey dieſem Unglücke. Der Menſch iſt in Lebensgefahr. Bin ich nicht ſeine Mörderinn? Kann ich mich wohl entſchuldigen? Ich wünſche zuweilen, ich wäre in meiner Einſamkeit geblieben, ſo hätte ich nicht das Glück dieſes Mannes geſtört. Ruhig wäre er dann der Vater ſeiner Kinder geblieben, und kein Zwiſt wäre in dieſe reine unſchuldige Familie gekommen.

Geſtern war es, wo ich einen Theil meiner Ruhe gern geopfert hätte, wenn ich den Tag hätte zurücknehmen können, da ich den Einfall dieſer Reiſe hatte.

Ich konnte die Leiden ſeiner Schweſter nicht länger ertragen.

Ach Louiſe, ſagte ich zu ihr, und weinte in ihren Schmerz, können Sie mir vergeben? Ich war es, die dieſe Reiſe angab; ich bin es, die die brennende Schuld dieſes Unglücks, ich bin es, die Ihren Haß tragen muß.

Schweigen Sie, ſagte das gute Mädchen, Ihr Bedauren iſt mir genug! Wüßten Sie, wie ich, wie mein Bruder Sie liebt, Sie würden gewiß mit gütigern Augen auf uns ſehen, Sie würden auch Henrietten mehr lieben.

Das arme Mädchen! was muß ſie fühlen! Ihr Bruder ſelbſt iſt es, der dieſe That vollbracht; warum, weiß man nicht. Was muß ſie empfinden! Und nun kann die ganze Sache vielleicht zurückgehen — Vielleicht jezt, da ich es wünſche, daß, um meine Schuld etwas zu erleichtern, ſie alle glücklich werden, werden ſie alle unglücklich ſeyn.

Gewiß, ich habe eine Ahndung in mir, daß meiner Freudentage nicht viel mehr ſeyn, daß ſie bald mit Trauer werden verwechſelt werden. Faſt, meine Liebe, hätte ich Luſt, meinen guten Doctor jezt zu fragen: aber wehe mir, wenn eine üble Nachricht käme!

Ich habe noch nie ſo unangenehme Tage zugebracht, als dieſe. Ich begehe eine Thorheit über die andere. Eine ſtürzt mich immer tiefer als die andere. Hätte ich Amaliens Hochzeit beygewohnt, wer weiß, ob alles geſchehen wäre. Jezt wollte ich ihn gern dadurch von ſeinem trüben Kummer retten, daß ich Henrietten gäbe, ſie ſeinem

nem Sohne mit einer mütterlichen Zärtlichkeit gäbe.

Jezt erinnere ich mich des freundſchaftlichen Raths, den Sie, beſte Freundinn, mir in Ihrem erſten Briefe gaben. Zärtlichkeit, ſagten Sie, gegen ſeine Kinder wird Sie mehr ſichern, als Entfernung; und Sie hatten Recht.

Aber ich war damals taub; ich glaubte, ich ſäße dem Glücke im Schooſe, weil ich ſeine Liebe beſaß. Ich war zu neidiſch, wollte ſie ganz allein beſitzen, wollte niemanden Antheil daran nehmen laſſen. Nun wollte ich gern einen Theil einbüßen, nur um ihn ſelbſt zu retten.

Onkel, Schweſter und Geliebte haben eine Stunde vorher ſchriftlich und mündlich ihn gebeten, ſeinen Sohn zurückzurufen. Wehmüthig hat er es gethan; hatte ſchon den Brief geſchrieben, als jener ankam. Sie hatten dies befürchtet, hatten ihm vorzubeugen geſucht. Es ſind mir aber alles Räthſel, ſo wie ſie es meinem Manne ſind.

Nun werde ich Leiden genug haben. Lange genug wird Ihre Friderike die Wirkungen der Kränkungen fühlen, die ſie allen denen zubereitet hatte, die um ſie waren.

Ich fange an den Weg zu erkennen, auf dem ich irre gieng. Und iſt es noch möglich, wird noch einiges Glück für mich übrig ſeyn, ſo will ich es wieder gut machen, ſo will ich den Kindern meines Theuren zeigen, daß ich Mutter ſeyn, daß ich ſie lieben kann. Ich will alles thun, was ihre Zufriedenheit befördern, was ſie mir geneigt machen kann. Ich werde jezt die kräftigſten Wünſche thun; ich werde ſie mit den eifrigſten Gebeten vereinigen, damit der unglückliche Jüngling ſeines Schadens geneſe, und mit ſeiner Henriette vergnügt ſey. Auch dieſe will ich in meine Arme aufnehmen, und dadurch das erſte Zeichen meiner Liebe darſtellen.

Beten Sie mit mir, Theure, daß mein armer Mann getröſtet, daß er beruhigt werde. Wenn Sie es nicht um Friderikens willen thun wollen, die vielleicht in Ihren Augen kein Mitleiden verdient, ſo thun Sie es um meines Mannes, um ſeines Sohnes und ſeiner Tochter willen. Alle, die durch mich gelitten haben, werden Ihnen dann danken; wenigſtens wird es von Ihnen wirkſam ſeyn.

Henriette wird zu ihrem Bruder reiſen. Wir erwarten nur Weinert, der ſie begleiten ſoll, damit ſie nicht ganz alleine reiſet. Niemand bittet jezt mehr um Franks Zurückkunft, als ich, und ich ſehe wenigſtens Zufriedenheit darüber, daß ich es wünſche. Kömmt es noch gut, werden noch meine Wünſche erfüllt, ſehe ich noch den Zeiten der Zufriedenheit aller entgegen, ſo werden Sie noch einen vergnügten Brief erhalten von

Ihrer Freundinn,

Friderike.

Vier und neunzigſter Brief.

Henriette an Louiſen.

Den 4. Sept. 1778.

Gott! was muß ich erleben! So bald die traurige Erfüllung der Prophezeyung, die mir Raff machte! Nie, nie hätte ich es geglaubt — O Dubly — Dubly! was habe ich dir zu Leide gethan, daß du deine Schweſter ſo ſchrecklich kränken, daß du ſie ſo ſehr in ihrem Geliebten beleidigen konnteſt? Habe ich es um dich verdient?

Iſt es denn wahr, meine Liebe, daß die Verwundung nicht gefährlich iſt? oder hat man mir es nur ſo weiß gemacht, daß ich nicht erſchrecken ſoll? — Ach! meine Liebe, iſt er nicht ſchon todt? Sagen Sie es lieber Ihrer Freundinn, damit ſie ſich bald todt gräme, und ſo vielen Leiden entgehe. Gewiß, ich fürchte das; ich fürchte, daß man das ſchwache Mädchen nicht kränken will, daß man unnöthiges Erbarmen hat — denn was ſoll mir dies, wenn ich ihn verloren habe? Dann iſt mir alles lieb, was auf mich zuſchlägt.

Glauben Sie, daß ich je ſo elend geweſen bin, meine Liebe, als ich es jezt bin? Oder glauben Sie, daß ich je elender werden kann, daß es noch eine größere Stufe giebt? Kaum iſt der Schlag vorüber, der mir meine Mutter raubte, ſo muß dieſer folgen.

Nimmermehr würde man mir es geſagt haben, daß es ſo ſey, wenn ich nicht Ihrem Onkel den Brief aus der Hand genommen, über deſſen Leſen er blaß wurde. Er war zu ſchwach, mir es zu wehren; er ließ ihn mir, und ich las die ſchreckliche Nachricht.

Und warum dies geſchehen, und warum Raff es vermuthet, warum mein Bruder auf meinen Geliebten zürnte, das alles weiß ich noch nicht.

Morgen iſt der Tag, da ich die Briefe meiner Mutter öffnen, da ich vielleicht noch mehr, noch größeres Uebel erfahren werde. Ich zittere davor, ob ich gleich nie vor dem gezittert habe, was meine Mutter mir geſagt. Sie konnte mir nie etwas anders ſagen, als was mir wenigſtens Troſt war, wenn es auch mit Bitterem durchwebt war.

Aber hier iſt gewiß kein Troſt! Hier ſind gewiß Leiden!

Und wenn ich denn noch mehr erfahren ſollte, o meine Beſte, wenn Ihre Henriette ganz verzweiflen ſollte: ſo eilen Sie in ihre Arme, kommen Sie ihr zum Troſt. Sagen Sie ihr, daß ihr Frank noch lebt; aus Ihrem Munde werde ich es glauben, ſonſt aus keinem.

Und hat denn die Stunde geſchlagen, die mich zum unglücklichſten Geſchöpf macht; iſt ſein Leben ein Raub eines ungerechten Zorns geworden: ſo will ich mich auf ewig in Trauer hüllen, und mein Elend beweinen. Ich will unaufhörlich um den klagen, den ich mir ſelbſt raubte, der es mir zu danken hat, daß er in die Hände des Todes fiel. Ich war beſtimmt, mich ſelbſt um alles zu bringen, mir meine Seligkeit, meine Ruhe zu ſtören.

Dann wird wenigſtens ſein Geiſt auf mich herabſehen, und Mitleiden für mein Elend fühlen. Ich werde mir ſeinen Schatten zum Begleiter wählen, und werde alle meine Einbildungskraft auffordern, mir ſein Bild nicht zu entreißen.

O Louiſe, elend — immer elend iſt dann

Ihre

Henriette.

Ende des erſten Theils.

[illegible]

Hamburgiſche
Landbibliothek

zum

Nutzen und Zeitvertreib

des

ſchönen Geſchlechts.

Siebenter und achter Theil.

Hamburg,

in der Heroldſchen Buchhandlung, 1782.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Liebe iſt ein wunderlich Ding;

oder

Geſchichte

der

Familie Frank.

Vom Verfaſſer des Waller und Natalie.

Zweyter Theil.

Hamburg,
in der Heroldſchen Buchhandlung, 1782.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Liebe iſt ein wunderlich Ding;

oder

Geſchichte der Familie Frank.

Zweyter Theil.

Erſter Brief.

Louiſe an Henrietten.

D. 6. Sept. 1778.

Eben noch erhalte ich Ihren Brief. Reiſefertig, um zu meinem unglücklichen Bruder zu gehen, beantworte ich ihn.

Wenigſtens muß Ihnen dies Troſt ſeyn. Denn lebte er nicht, was ſollte ich da? und wäre keine Hoffnung zu ſeiner Geneſung, ſo wäre ja dieſe Reiſe auch vergebens.

Ich bedaure Sie recht von Herzen. Eben Sie leiden das meiſte, und ſo groß auch unſre Empfindung über eine ſo unvermuthete Sache iſt, ſo muß doch die Ihrige weit gröſſer ſeyn. Ungleich mehr muſſen Sie es fühlen, da ein Geliebter und ein Bruder dabey intereſſiren. Mir iſt das Ding ſo undeutlich, wie es Ihnen nur immer ſeyn kann.

Meine Mutter will Sie ſprechen. Sie will, Sie ſollen zum Troſt, zur Aufmunterung meines Vaters hier ſeyn. An dieſer Frau haben dieſe Unglücksfälle ein Wunder gethan. So wie ſie bey ihrem ſanften Geſichte einen heftigen Charakter hat, ſo iſt ſie auch enthuſiaſtiſch für alles, was einmal in ihre Seele durchgedrungen, und das tiefe Gefühl, daß ſie vom Unrecht deſſen hat, was vorher geſchah, läßt ſie nun eben ſo raſch auf Mittel ſinnen, alles wieder gut zu machen.

Kommen Sie alſo nur bald mit meinem Onkel hierher. Es wird meinem Vater, der in der That in der höchſten Spannung ſeiner Kräfte iſt, etwas milde thun, das Geſicht Henriettens zu ſehen, das ſo auffallend für ihn ſeyn muß. Und Ihnen ſelbſt wird es wohl ſeyn, unter vielen Menſchen zu ſeyn, die Sie alle lieben, die Ihr Unglück bedauern, die aber auch die kräftigſte Hoffnung zur ſchönſten Zukunft in Ihrer Seele wieder lebendig machen werden.

Geringer als der Ihrige war gewiß mein erſter Schrecken nicht, als ich es erfuhr. Eben waren die Nachrichten von Ihnen angekommen. Eben bereitete mein Vater mit jammerndem Händeringen ſich zu dem Briefe, in dem er ſeinen Sohn zurückrufen wollte, als Freeſens Brief das allgemeine Wehklagen verbreitete.

Als ihn mein Vater las, zog Todesbläſſe ſich über ſein Geſicht, und er mußte ſich ſetzen, um einem Schwindel zuvorzukommen.

Lottchen, meiner Mutter Mädchen, ein gutes, zärtliches Geſchöpf, ſchrie laut, als ſie ſein verſtelltes Angeſicht ſahe, und lief fort, um Waſſer zu holen. Das Geſchrey zog meine Mutter herbey, die zwar ſogleich alle Mittel mit einer bewunderuswürdigen Emſigkeit anwandte, ihn wieder zu ſich zu bringen, dadurch aber auch ſich ſo entkräftete, daß ſie ſelbſt zu Bette gebracht werden mußte.

Und ſo war ich die einzige, die, um nicht alles untergehen zu laſſen, Stand halten, und ſich zwingen mußte, ihre Empfindung zu opfern. Ich mußte gleich den Brief an meinen Onkel ſchreiben, und mußte mir alſo alles das Unglück noch einmal wiederholen, das ich ſchon geleſen und gehört hatte.

Aber ich muß abbrechen, der Wagen iſt da, und Weinert wartet meiner. Hoffen Sie den beſten, den glücklichſten Ausgang von dieſem Unternehmen. Glauben Sie auch gewiß, daß Weinert Ihren Bruder aufſuchen, daß er unterſuchen ſoll, was Schuld daran iſt, daß er das Mißverſtändniß gewiß heben, und, wo möglich, uns alle vereinigen ſoll.

Dann werden wir leicht die Leiden dieſer Tage vergeſſen können, wenn wir beſſere haben. Und dieſe müſſen wir hoffen, meine Liebe, oder wir müßten nichts auf eine ſo gütige Vorſehung zählen. Ich bin

Ihre
ewige Freundinn,
Louiſe.

Zweyter Brief.

Dubly an Raff.

D. 1. Sept. 1778.

Zittern wirſt Du, wenn Du dies lieſt, und wenn Du etwa noch nicht weiſt, was Dubly gethan hat. O ſein Schickſal wird und muß wohl noch Montroſe ſeinem gleich werden.

Da ich Deinen letzten Brief ſchloß, reiſte ich gleich von Marſeille ab. Ich werfe mich in den Wagen, da ich in Paris ankomme, und fahre, ohne mich umzukleiden, zu Lydiens Vater; ich berichte, rede ab, und gehe zu Hauſe, um den andern Morgen früh wieder abzureiſen.

Als ich aufgeſtanden war, bringt man mir einen Brief, der vor einigen Tagen abgegeben worden.

Die Aufſchrift war mir ſehr werth, ſie war von Henrietten. Als ich ihn öffne — da lies ihn ſelbſt, ich lege ihn bey — ich mag nicht wiederholen, was darin ſteht — ſehe ich, daß Frank — ein Frank — ein Liebhaber meiner Schweſter, ihn bringt — Ich las ihn aber mit knirſchender Wut durch.

O der Glücklichſte! rief ich aus, und warf den Brief weit von mir. Ich nahm ihn aber wieder, ich las ihn noch einmal durch, und meine Wut vermehrte ſich, und ſtieg aufs Aeußerſte. Er muß ſterben, ſagte ich — oder ich muß ſterben, denn beyde können wir nicht leben und glücklich ſeyn.

Mein Bedienter mußte mich anziehen, und mit weinenden Augen that er es.

Weine nicht, ſagte ich noch zu ihm; wenn's um mich geſchehen iſt, wird mirs beſſer ſeyn.

Ich eilte in das Quartier des Fremden.

Mein Eintritt war zornig. Herr, redete ich ihn an — einen von uns kann die Erde nicht mehr tragen — Kommen Sie! und gleich zog ich meinen Degen.

Sie ſind unrecht, ſagte er ganz ſanftmüthig; ich kenne Sie nicht. Ich habe Sie nicht beleidiget, Sie mich nicht.

Aber Sie müſſen, ſagte ich zornig —

Wenn ich muß, erwiederte er — Nun gut —

Als er ſtand, ſahe ich wohl, daß er es anſetzte, mir den Degen aus der Hand zu winden. Das verdroß mich. Ich wurde hitzig, und durchrannte ihn. In dem Augenblicke trat ſein Bedienter herein — Er wollte auf mich los; als aber ſein Herr um Hülfe rief, ließ er mich gehen.

Nun hatte ich ſchon Mitleiden mit ihm, obgleich meine innere Wut noch nicht abgenommen hatte. Ich half ihn aufs Bette bringen. Ich ſagte ihm nichts, als: Ich bin Dubly, Henriettens Bruder.

Seine geſchloſſene Augen öffneten ſich, und er ſeufzete.

Ich gieng. Als ich zu Hauſe kam, war mein Muth gekühlt, und Ueberlegung kam wieder in mir vor. Warum, ſagte ich zu mir ſelbſt, warum biſt du es nicht, den dieſes Schickſal traf? Du hätteſt ſollen ſterben, damit deines Unglücks und des Unglücks anderer weniger geworden wäre. Gewiß, Raff, auch als ich ausgieng, dachte ich: Möchteſt du es ſeyn, den das Loos träfe! Ich wäre gern, recht gern für ihn hingegangen: denn was iſt nun mein ferneres Leben?

Du kannſt Dir es nicht denken, wie meine Seele beſchaffen iſt. Ich fühle alles das Leiden, das nun aufs neue über ſo viele gekommen iſt. Ich ſehe ſeinen Vater, ſeinen Onkel die Hände ringen — ich ſehe ſeine Schweſter wimmern — den Fluch aller höre ich. Ich ſehe meine Henriette, die nie ihre Zärtlichkeit ablegen kann, mit jammerndem Geſichte mir Vorwürfe machen, bittend mich fragen, warum ich es gethan. Und doch beym Gefühl alles dieſes angerichteten Unglücks kann meine Seele ſich nicht darin faſſen, daß es Unrecht ſey, was ich gethan habe. Es iſt eine ſchreckliche Selbſtliebe in mir, Raff, die mich für ſolche Gegenſtände, die unſchuldig mich kränken, hart, unbarmherzig macht. Ich weiß, das Feuer währt nicht lange. Es verliſcht bald.

Eine Viertelſtunde hätte vielleicht viel gethan, wenn ich Lebell bey mir gehabt hätte. Aber ein armer ſchwacher Diener, der ſchon ſo oft die Wirkungen meiner Leidenſchaft erfuhr,

fuhr, wenn er mir widerſprach, was ſollte der wohl verhindern können?

Du wirſt Dich wundern, daß ich ſo kalt davon ſpreche, indeſſen daß die Betrübten, die ich unglücklich gemacht, weinen und wimmern werden. Aber ich ſage Dir, ich höre ihr Wimmern in meinen Ohren wie ein Zetergeſchrey. Ich fühle ihre Thränen auf mein Herz fallen, wie brennendes Oel. Doch glaube ich Recht zu haben. Es iſt das Mitleiden für ſie, was mich martert. Es iſt das Mitleiden für mich ſelbſt, das mir zulispelt: Sorge für dich! Es iſt ein Chaos in mir, das ein gährendes Ende nehmen muß.

Ich werde es noch beſſer machen, Raff.

Als ich zurückgedacht, und ohngefähr eine Stunde mich mit dem beſchäftigt, was ich Dir geſchrieben, ſetzte ich mich ein, und fuhr wieder nach Marſeille. Ich ließ aber meinen Bedienten zurück, um mir Nachricht von dem Leben oder Tode Franks zu geben. Und es ſey nun ſo oder ſo, ſobald ich es nur weiß, reiſe ich von hier ab.

Ich werde zuerſt zu Dir kommen, und ich werde vielleicht mich Dir ganz überlaſſen. Thue mit mir, was Du willſt. Ich kann nie Herr über mich ſeyn, das fühle ich.

Dieſer mißlungene Verſuch ſoll mich über alle andere wegſetzen. Ich will nichts wieder unternehmen, um mich zu beſſern, denn es wird nie werden.

Ich wünſche von Herzen, daß Frank aufkomme. Ich will auch lieber dem entſagen, Henrietten wieder zu ſehen. Vielleicht kann ichs.

Aber daß ich dann äuſſerſt elend ſeyn werde — daß meine Unruhe wieder über mich zuſammenſchlagen, und mich verderben wird, wie ſie es ehedem that — daß meiner Leiden viel — daß ich wieder ein Menſchenfeind ſeyn werde, das fühle ich ſchon, das kocht ſchon in mir auf, und geht mit einer wallenden Hitze aus meinem Körper in meine Seele über. Ich bin ſchon betäubt, habe ſchon einen Anſatz meiner erſten ſchwermüthigen Laune. Ich ſehe mich ſchon verloren für alle künftige Jahre.

Von Lebeli kann ich dießmal nichts ſchreiben. Ich weiß kaum, was ich von mir ſchreibe. Er und der Capitain forſchen an mir, zu wiſſen, was mir begegnet iſt. Aber ich bin viel zu mürriſch, ihnen zu antworten. Ich werde unleidlich wie vorher, und dieſe

Sache, die meine einzige liebſte war, die noch einigen Antheil für ſich in mir erhält, iſt mir jezt zum Ekel. Ich kann, ich darf nicht einmal recht daran denken, daß ich noch etwas thun will.

Sobald ich Nachricht habe, ſobald ich weiß, was Frank macht, ſchreibe ich Dir wieder, und dann reiſe ich auch gleich. Ich will nicht mehr an dem Orte bleiben, der mir ſo viel traurige Tage gemacht, der mir immer Franks Bild vorſtellen wird, der, ſo unſchuldig ich auch in mir ſelbſt zu ſeyn glaubte — doch immer auch es war.

An Henrietten zu ſchreiben wäre Tollheit. Ich bin, wenn Du mich noch ſo nennen kannſt,

Dein Freund,

Dubly.

Dritter Brief.

Henriette an Louiſen.

D. 10. Sept. 1778.

Dank, warmen Dank, meine Theure, für Ihren Troſt! Er war es mir. Reiſen Sie, und Gott gebe ſeinen Segen zu Ihrem Vornehmen. Er laſſe es ſo ausfallen, wie Sie es wünſchen. Wie warm ſchlägt mein Herz für Sie, die Sie ſo liebreich ſind, und ſelbſt um meinetwillen, um meines Franks Bitte zu erfüllen, der beſchwerlichen Reiſe ſich unterziehen. Dieſer mein Brief folgt Ihnen alſo nach Paris, folgt Ihnen an den Ort, wo mein Theurer ſeine liebe Schweſter umarmt. Ach! hätte ich mit Ihnen reiſen können! Hätte mich nicht Dankbarkeit, hätte mich Pflicht nicht bey Ihrem theuren Onkel zurückgehalten, ich würde gewiß nicht zurückgeblieben ſeyn. Ich hätte Sie ſo lange bitten wollen, bis Sie es Ihrer Henriette nicht mehr hätten abſchlagen können.

Ihr Onkel hat ſich kaum wieder von ſeinem Schrecken erholt. Die Furcht, ſeinen Neffen zu verlieren, hatte ihn zu mächtig angegriffen. Ihr Brief hat auch ihn beruhigt.

Uebermorgen reiſen wir zu Ihren Aeltern ab. Wie froh werde ich den Vater umarmen, der mich als ſeine Tochter an- und aufnehmen will! Er wird gewiß gütig gegen mich ſeyn, wie er es gegen Sie war.

Daß ich alles hervorſuchen werde, Ihrer Mutter mich angenehm zu machen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. Sie wiſſen es, wie gerne ich es habe, daß ich geliebt werde.

Unterwegens, als wir hierher reiſeten, ſagte Ihr Onkel zu mir:

Sie werden einen neuen Charakter kennen lernen, wenn wir dahin kommen. Das iſt meines Bruders Frau. Sie wird Ihnen gefallen; aber ich weiß, daß, wenn ſie ſtörriſch genug wäre, die nicht zu lieben, die ihres Stiefſohnes Glück ſo unläugbar macht, ſie denn doch die Henriette lieben müßte, die ſo viel Gutes in ſich verbindet — oder ſie müßte denn gar keine Empfindung haben; und die hat ſie in einem ſehr hohen Grade, das weiß ich.

Ob ich dieſe Schmeicheley verdiene, meine Liebe, das weiß ich in Wahrheit nicht. Glauben kann ich es nicht.

Ich antwortete ihm, davon ſey ich wohl überzeugt, daß, wenn Unterwürfigkeit und kindliche Liebe etwas bey ihr vermöchten, ſie dieſe in ſo reichem Maaße haben ſollte, als meine Mutter ſolche von mir gehabt hätte; denn, ſetzte ich hinzu, ich brauche eine, die Mutterſtelle bey mir vertritt; und wenn ſie es aus aufrichtigem warmen Herzen ſeyn wollte, warum ſollte ich ihr das nicht zugeben? warum ſollte ich mich nicht freuen, etwas, was ich ſo ungern verloren, einigermaßen mir wieder erſetzt zu ſehen?

Einigermaßen, ſagte er in einem bedenklichen Tone —

Ich glaube das nun wohl, meine Liebe, daß nie eine rechte Mutter ſich erſetzen läßt. Die Liebe, die Sorgfalt kann nur aus der Natur beſtehen. Allein ich glaube doch, daß Ihr Onkel der armen Frau zu viel thut. Ihre letzte Nachrichten von ihr haben mir eine andere Idee beygebracht. Ich zog alſo meine Brieftaſche heraus, nahm meinen Brief von Ihnen, und las ihm die Stelle vor.

Schön, recht ſchön! ſagte er, wenn es nur Beſtand hat. Wenn ſich die Zeiten aber ändern, meine liebe Jette, ſo pflegt es mit den Menſchen auch windig auszuſehen. Und die liebe Stiefmutter hat mir ſchon ſo manchen Kniff gezeigt.

Ich ſchwieg nun; denn ich wollte ihn nicht böſe machen.

Bis hierher war ich gekommen, als mir es einfiel, heute ſey der Tag, da ich meine Briefe öffnen könnte. Ich war alſo äußerſt ungeduldig. Ich habe, meine Liebe, vieles, ſehr vieles erfahren. Ich weiß das Unglück

meines Bruders; ich weiß, was die Urſac
von der unglücklichen Verwundung Ihr
Bruders iſt. Ihre Henriette iſt es ſelb
Soll ich Ihnen es denn geſtehen? Ja, Ihn
will ichs ſagen; mein Bruder liebte mi
mich ſelbſt. Ich war diejenige, die ihn a
dem Hauſe verſtoßen ließ.

Wie glücklich iſts, meine Liebe, daß m
mir hiervon nichts geſagt hat! Konnte
wohl anders als äußerſt niedergeſchlagen ſe
Ich habe die Stelle zweymal geleſen.
wollte es nicht glauben. Ein kalter Schau
lief über meinen ganzen Körper. Hätte
das vermuthen können, ich hätte ihm ſch
de begegnen, hätte mich zwingen wollen, i
gehäſſig zu ſcheinen — Aber wie konnte n
auf eine ſolche Vermuthung fallen?

Kann ich nun wohl hoffen, daß Sie
was ausrichten werden? Wird nicht
Elend meines Bruders ohne Ende ſeyn?
meine Liebe, wenn die Zeit, die er ſo la
weg war, die Thorheit ihm nicht aus ſei
Sinn bringen können, was ſoll es jezt thun

Ich bin ganz außer mir — Hüten Sie
ja, meine Theure! Laſſen Sie meinen
liebten lieber eine andere Wohnung nehm
die Dubly nicht erfährt. Ich kenne ſ

H

Hitze. Gott! hätte ich mir das je gedacht, daß ich Franken vor meinem Bruder warnen ſollte?

Meine Mutter hat mir ihre Geſchichte zurückgelaſſen. Ihr Onkel hat ſchon einen Boten nach Hauſe geſchickt, es zu holen. Angenehm iſt es mir immer, etwas davon zu erfahren. Wenn Sie die Briefe meiner Mutter geleſen haben, ſo werden Sie mit mir ſagen, ſie war eine vortreffliche Frau. Geben Sie auf den Schluß Acht. O meine Louiſe, ich hatte viel, ſehr viel geweint — Aber kaum las ich dieſe Stelle, ſo war das ganze Feyerliche mir wieder vor Augen, was mir bey ihrer Beerdigung ſo lebhaft war. Ich verſtummte mit meinen Seufzern vor ihrer Größe. Sie weinte alſo nicht, meine Liebe! O da war es gut, daß ich nicht da war, ich hätte ihre Seelenruhe gewiß geſtört.

Wie mild erinnert ſie mich an meine kindiſche Aufführung, als Ihr Bruder das erſtemal uns verließ! Sie hat mich beleidigt — Nein, theure, liebſte Mutter, das haſt du nicht. Nie konnteſt du eine Tochter beleidigen, die alles von dir hatte.

Wie freue ich mich, daß ſie meinen Bruder auch geſegnet — Gewiß, ſie liebte uns eyde zärtlich. Ich weiß wohl, wie der alte Leinert meinen Bruder behalten wollte; aber e litt es nicht. Nun hat es ſie gereuet. ber wie unſchuldig war ſie dabey! Das war loße Vorſorge für ſeine Ausbildung, die ſo hon durch die Nachläſſigkeit des Alten ſehr elitten; und die nachherige Schule half ihm uch nichts.

Ich werde Ihnen alle meine Familiennachichten abſchreiben. Sie ſollen ſich ſelbſt darn ergötzen. Erſt will ich aber Nachricht von Ihnen erwarten. O wenn Sie doch bald as arme Mädchen aus der Furcht ſetzen können, worin es ſchwebt!

Eben da ich dieſen Brief ſchließen will, ömmt Raff. Er giebt mir die Nachricht, aß mein Bruder ihm von Marſeille geſchrieen, daß er ihm alles gemeldet; allein zu meiem Troſt ſagt er — er bereue es, und wir ätten alſo für die Zukunft nichts weiter zu eſorgen. Er wünſcht es, ſagt er, daß Frank ald glücklich mit mir ſeyn möge. Wie anenehm war mir nicht dieſe Nachricht!

Zürnen Sie nicht, meine Liebe, daß ich icht auf meinen Bruder ſchmäle, daß ich ihn icht einen Böſewicht — einen Mörder heiſ-

ſe —

e — Er iſt mein Bruder — und er iſt un-
lücklich — Kann ihm das nicht wenigſtens
Mitleiden verſchaffen?

Er wird nun immer umher irren, ſagt
Raff — Er wird unglücklicher als jemals
eyn. Iſt das nicht traurig, meine Luiſe?
Wird das nicht manche Stunde unſers Lebens
erbittern? Frank ſelbſt, den er ſo grob be-
idigt, wird es geſehen, daß er bedauert
werden verdient, wird von der alten Liebe
wiß noch etwas gegen ihn erhalten haben,
nd ihm dieſe auch für die Folge ſchenken.

Raff hat mir nun, nachdem ich die Sache
eiß, einige von ſeinen Briefen gegeben, die
an ihn geſchrieben. Ach, meine Liebe, ſie
nd fürchterlich. Er muß ſchrecklich gelitten
ben. Und für die Folge — was wird er
ch leiden? Erſt jezt habe ich mich beſonnen,
ß er mich in ſeinen Briefen nie Schweſter
nnt, und Raff ſagte mir, er hätte ihm ein-
al ausdrücklich verboten, mich wieder ſeine
chweſter zu nennen. Raff hat ihm aber
gativ geantwortet, und geſchrieben, er
rde nicht einen Punkt zur Vermehrung ſei-
Thorheiten beytragen.

Raff wußte den rechten Weg; er hat ihn
mer ziemlich im Zugel gehalten, und in

allen Briefen an mich hat er mir doch ſeine Freundſchaft gerühmt. Noch nicht lange iſt's, als er mich bat, ihn zu ſchonen.

Was Sie thun, meine Liebe, ſo ſorgen Sie nun für meines Franks Geſundheit. Da alle übrige Gefahr ſo ſchön ſchwindet, ſo will ich lieber ihn noch eine Zeit lang entbehren, nur um ihn ganz hergeſtellt zu wiſſen. Wie wird er ſich gefreuet haben, als er Sie geſehen hat, als er Sie zuerſt umarmet!

Wenn es etwas zu ſeiner Verbeſſerung beytragen kann, ſo ſagen Sie ihm, daß ich alle meine Leiden vergeſſen, daß ich mich ihm ganz alleine widmen wollte. Ich will ihm das Leben verſüßen, das bisher ihm ſo ſauer geworden. Bin ich es ihm etwa nicht ſchuldig? Es iſt Pflicht, daß ich es thue. Harte Pflicht! die, wenn nichts ſie mir auflegt, die unglückliche Hitze meines Bruders mir befiehlt. Aber es iſt auch Liebe, die, wenn nichts mir ſie abzwingt, mein Herz mir abzwingt, das für ihn zu ſchlagen und zu ſtehen bereit iſt.

Wenn ich den erſten Brief von Ihnen bekomme, ſo will ich ihn hundertmal küſſen, wenn er gute Nachrichten enthält. Ich will ihn an meinem Buſen tragen, bis Sie zurückkomrückkommen, und dann ſollen Sie das Pfand wieder ſehen, das Sie mir noch theurer machen wird, als Sie es mir ſchon ſind.

O Henriette, eine einzige glückliche Nachricht, und du wirſt glauben, du habeſt keine Leiden! Sehn Sie, ſo vertreibt eins das andre bey den Menſchen. Ich bin

Ihre treue
Henriette.

Vierter Brief.

Madam Dublo an ihre Tochter Henriette.

Wenn man dem Gefühl nahe iſt, daß man ſich von dieſer Welt trennen wird, wenn auch dieſer Gedanke nur lebhaft in einem aufſteigt, ſo iſt es alsdenn die Pflicht rechtſchaffener Aeltern, für die Ruhe ihrer Kinder zu ſorgen.

Heute hatte ich dieſes Gefühl. Heute, meine liebe Jette, war meiner Seele der Gedanke ganz ſicher, ſie würde bald dieſen Körper verlaſſen, der ihre Wohnung iſt.

Ich habe vieles — vieles Dir zu ſagen. Dich kann ich nur als diejenige anſehen, die die Nähe meines Herzens zu ihr ſich zu verdienen

nen wußte. Deinem Bruder, meinem lieben, mir immer theuren Sohn, kann ich nichts ſagen. Ich kann nur den Segen des Himmels für ihn erbitten, kann ihn nur anflehen, daß er ſein Herz lenke, daß er ihn auf beſſerm Wege führe, als er bisher gieng. Meinen Segen hat er, wie Du ihn haſt. Beyde liebe ich. Beyden möge er tauſendfältigen Nutzen bringen — der Segen des Himmels möge ihn begleiten! und dann iſt er gewiß kräftig.

Aber Dir, meine Tochter, habe ich viel zu ſagen. Manches drückt mein Herz, und es wird das Deinige auch drücken; manches war mir immer ſüß, wenn ich mich deſſen erinnerte, und ich hoffe, es wird es Dir auch ſeyn.

Ich habe Dir nie etwas von Deiner Herkunft geſagt. Vielleicht würdeſt Du, wenn Du es eher erfuhrſt, nicht ſo ruhig dabey geweſen ſeyn, als Du es jezt ſeyn wirſt. Eitelkeit und Liebe zum Glanze hätte in Dir vielleicht eine Begierde erregt, die mir unangenehm, und Dir ſchmerzhaft hätte werden können, wenn Du ihre Erfüllung nicht geſehen hätteſt.

Dein Vater war ein angeſehener Mann. Aber er war noch mehr. Er war ein würdiger Mann. Er machte Deiner Mutter durch ſeine Liebe einen irdiſchen Himmel. Leider genoß ich ihn nicht lange. Eine bange Trennung hat uns geſchieden. Mein Opfer war hart. Außer ihm verlor ich noch ein Kind, Du noch eine Schweſter.

Alles dieſes, meine Henriette, alles was Deine Mutter ausgeſtanden, was nach dieſer Trennung ihr Loos geweſen, und wie viel ihrer Trübſalen waren, wirſt Du in einem Packet in meinem Schreibſchrank finden. Es iſt verſiegelt, und ſteht darauf: An meine Henriette. Es enthält die ganze Geſchichte Deiner Mutter, die Dir nicht gleichgültig ſeyn kann. Du wollteſt ſie oft forſchen — Aber immer war mein Gedanke: Entweder der Tod, oder ein glücklicherer Augenblick ſoll meinen Kindern dieſes Geheimniß eröffnen. Du wirſt Nahrung für Dich im Ueberfluſſe darin finden.

Nun wollte ich gern abbrechen. Aber ehe ich etwas Neues anfange, muß ſich Deine arme Mutter erholen; denn ſchon der Gedanke an das, was ich jezt ſchreiben will, füllt mich mit Traurigkeit, und ſpannt meine Sehnen zu einem unwillkührlichen Zittern.

Dein Bruder, ach Henriette! Dein Bruder iſts, der mir dieſe Angſt auspreſſet. Du weißt, ich nahm ihn in gewiſſen Jahren zu mir. Hätte ich es doch nie gethan, ſo wären wir alle glücklich. Ich freute mich ſeiner; denn ich habe immer geglaubt, daß Kinder unter den Augen ihrer Aelten am ſicherſten ſind. Mußte eben an mir dies Unwahrheit werden? mußte eben ich nachtheilige Folgen dieſer Vorſorge empfinden?

Mit Vergnügen, meine Tochter, ſahe ich es, wie gut Ihr einander waret. Geſchwiſterliebe muß immer die Freude der Aeltern ſeyn. Sie war es mir auch lange. Wie oft habe ich auf meinen Knien dem Himmel dafür gedankt, daß ich Eure zunehmende Zärtlichkeit ſahe! Wie konnte ich glauben, daß ſie mir einſt fürchterlich werden würde!

Kaum ſahe ich die Früchte meiner Lehren; kaum war auch Dein Bruder durch meine Bitten, durch meine Ermahnungen von der ſchlechten Erziehung, der er ausgeſetzt geweſen, zurückgekommen; kaum bemerkte ich an euch beyden einen Trieb zur Menſchlichkeit, (ein ſichres Zeichen eines guten Herzens,) ſo ſah ich ſchon Funken einer ſtrafbaren Liebe in Deinem Bruder anglimmen.

Ja, meine Tochter, wiſſe nun das, was wir Dir ſo lange verborgen. Dein Bruder liebte Dich, liebte Dich ſträflich. Dies iſt ſein Unglück, das Unglück Deiner Mutter. Gott! wie habe ich gezittert, als ich die erſte Spur davon fand! Wie inbrünſtig habe ich den Ewigen gebeten, daß er mir Muth geben möchte, dieſes Feuer zu unterdrücken, und den Unglücklichen von mir zu entfernen! Wie zitterte ich auch für Dich, meine liebe Jette!

Aber ich fand Dich unſchuldig. Weiß wie die Lilie ſtand Deine ganze Seele vor mir, und nun grämte ich mich weniger. Von einer Seite hoffte ich noch alles bekämpfen zu können. Du weißt, meine Tochter, wie ich mit Euch umgieng. Zutrauen zu mir war alles, was ich von euch bat; und nicht leicht ſchlug ich eine Bitte ab, wenn ich ſie nur entbehren konnte. Nichts hätte mein Glück geſtört. Ihr liebtet mich, wie man eine Mutter lieben muß; Ihr verheeltet nicht den kleinſten Gedanken vor mir.

Aus kleinen flüchtigen Reden ſchloß ich zuerſt auf Deines Bruders Geheimniß. Ich gieng hernach weiter, und prüfte ihn. Seine niedergeſchlagene Augen, ſeine verſtörte Miene, ſein Stammeln, wenn ich davon ſagte, daß ich Dir einſt einen guten Mann wünſchte, überzeugte mich gänzlich. Ich that aber, als merkte ich nichts; hergegen ſprach ich viel davon.

Ich ſagte ihm einmal, daß, wenn ich ſterben ſollte, er für dieſen Punkt Sorge tragen müßte; und ach! er war ſo dreiſt, mir zu antworten: Du würdeſt am beſten verſorgt ſeyn, wenn Du bey ihm bliebeſt. Kein Mann, ſagte er, wird ſie ſo lieben, wie ihr Bruder ſie liebt.

Ich hielt ihm dagegen vor, daß der ledige Stand für ein Mädchen nichts ſey, daß allemal Verachtung und ein unangenehmes Leben daraus zu folgern wäre, und daß Deine Bildung und Dein Vermögen Dich wohl glücklich machen könnten.

Dies ſchien ihn zu verdrießen. Er gieng mit Unmuth von mir. Dies war das erſtemal, daß er unbeſcheiden war. Ich glaubte aber vielleicht durch hartnäckiges Stillſchweigen etwas durchzuſetzen, und ſagte alſo zu dieſer Aufführung nichts.

Allein von dieſer Zeit an wurde Euer Umgang noch enger. Ihr gienget täglich mit einander aus, und er ſcheuete ſich nicht, Stunden lang in meiner Gegenwart bey Dir zu ſitzen, und Deine Hand in die ſeinige geſchloſſen zu halten.

Nunmehro mußte ich ernſtlich darauf denken, Euch zu trennen. Ich ſchlug ihm alſo einmal das Reiſen vor. Ich habe keinen Trieb hierzu, ſagte er mir ganz trocken.

Aber hier konnte ich nicht an mich halten.

Du mußt, ſagte ich ihm, die Güte deiner Mutter nicht zu ſehr nutzen; ſie möchte ſonſt dieſelbe zurücknehmen. Ich wünſche, daß du reiſeſt. Es wird nützlich für dich ſeyn.

Hier war es, wo er ſo frech war, mir zu ſagen: Er könne nicht von Dir weggehen. Du habeſt ſeine Seele ſo tief verletzet, daß Du ihn nicht allein unruhig gemacht, ſondern er würde raſend werden, wenn er Dich verlaſſen müßte. Er ſtehe freylich unter meinen Befehlen, und müſſe gehorchen, aber ich würde die übeln Folgen davon ſehen.

So gern ich mich gleich in mein Kämmerchen geſetzt, und meinen Thränen freyen Lauf gelaſſen hätte, ſo konnte ich doch nicht umhin, dieſe Zeit zu nutzen.

Und was iſts denn, ſagte ich, das du dadurch gewinneſt, wenn du hier bleibſt? Wie lange wird es währen, ſo iſt deine Schweſter

ſter verſorgt, mußt dich verlaſſen, und ihrem Gatten nachfolgen.

Und ſo lange ich lebe, ſagte er zornig, ſoll das nicht geſchehen. Mein Leben will ich gegen den daran ſetzen, der ſie aus dieſem Hauſe entfernen will.

Alle Standhaftigkeit war mir bey dieſem Auftritte nöthig, aber ich nahm auch allen Muth zuſammen. Diesmal geſiegt — oder nie! ſo dachte ich. Ich ſtand von meinem Sitze auf, gieng auf ihn zu, und nahm ſeine Hand. Ich drückte ſie zärtlich, und ſagte äußerſt gerührt zu ihm:

Dubly, lieber Sohn, vergißt du dich ganz? Weißt du nicht, daß es deine Mutter iſt, die mit dir ſpricht? Weißt du nicht, daß es deine Schweſter iſt, die ich verſorgen will? Was ſehe ich für eine Wildheit in deinen Blicken! Iſt das Zärtlichkeit für deine Schweſter, ſo ſey der Himmel dir gnädig; denn alsdenn iſt ſie ſtrafbar. Iſt dir deine Mutter nichts, daß du ſie ſo mißhandelſt? Setzeſt du die Ehrfurcht ganz aus den Augen? Faſſe dich, mein Sohn, laß deine Vernunft ſprechen, und entferne dich aus einem Hauſe, wo deine Unruhe täglich zunehmen würde. Was kannſt du von deiner Schweſter verlangen?

gen? Unglücklicher Sohn, komm von deinem Irrthume zurück, ehe er dich ſtürzt. Das iſt ein ſchrecklicher Abgrund, der vor dir iſt. Er hat ewige Qualen, und mit der Minute, da ſie angehen, ſchließen ſie an die Fortdauer aller Zeiten an, ohne einen Zwiſchenraum von Linderung zu geben.

Was iſt das alles? antwortete er mir — Ich liebe meine Schweſter, und ſie kann mir ſo viel aufopfern, daß ſie ledig bleibt. Ich ſehe keinen Abgrund. Ich wüßte von keinen Qualen. Das ſind Drohungen — vergebne Verſuche, uns zu trennen. Man will uns nicht das Glück gönnen, uns zu lieben, uns gut zu ſeyn. Es iſt hart, wenn eine Mutter ſo handelt, die das Wohl ihrer Kinder befördern könnte.

Hier konnte ich meine Thränen nicht länger zurückhalten. Ich mußte Luft haben. Der Hartnäckige ſtand, und ſahe ſie ungerührt fließen. Und morgen, ſagte ich, als ich das ſahe, morgen ſollſt du reiſen. Ich muß es dir befehlen, es iſt meine Pflicht.

So mögen denn auch alle Folgen auf Sie kommen, die der Schritt hervorbringt!

Sie mögen ſeyn welche ſie wollen, antwortete ich ihm, ſie können nicht ſchrecklieher ſeyn, als die ich ſo vorher ſehe. Morgen, noch einmal, morgen mußt du reiſen.

Ich gieng mit dieſen Worten in mein Kabinet. Ich konnte es nicht mehr aushalten. Der Abend war Dir immer merkwürdig, meine Tochter. Ich brachte ihn ganz weinend zu. Du fragteſt mich einigemal, was die Urſache meines Schmerzens wäre, und ich bat dich, nicht in mich zu dringen. Dein Bruder war den ganzen Abend ſtörriſch.

Die Nacht war mir eine der traurigſten. Ich brachte ſie ganz damit zu, alles zu ſeiner Reiſe zu bereiten. Ich wollte durch meine Schuld nicht einen Schritt weiter in dieſer ſträflichen Leidenſchaft thun laſſen. Weinen und Flehen zum Höchſten um Erbarmen wechſelte nunmehro bey mir ab.

Der Morgen erſchien, und ich brachte ihm ſelbſt die Nachricht, daß alles bereit ſey. Ich ſagte, er könne reiſen wohin er wolle, und verſorgte ihn gut mit Gelde. Er wollte von Dir Abſchied nehmen. Es war mir unangenehm, doch wollte ich ihm die kleine Linderung nicht verſagen. Ich erlaubte ihm, zu Dir zu gehen; aber ich gieng ſelbſt mit.

Du weinteſt damals nicht, und Du thateſt mir einen großen Gefallen damit. Vielleicht

leicht glaubteſt Du nicht, daß die Trennung von ihm auf ſo lange Zeit wäre. Es war auch ein kalter Abſchied, den er von Dir nahm, vermuthlich weil ich dabey zugegen war.

Er reiſete, und ich wurde wieder froh; ich glaubte, Zeit und Entfernung würde ſeine Leidenſchaft unterdrücken. Ich irrte mich. Nach vier Tagen kam er wieder. Du wareſt ausgegangen. Es war ein Glück für mich und Dich. Ich würde mehr gelitten, und Du würdeſt die traurige Liebe erfahren haben.

Ich bin entſchloſſen, ſagte er, als er zu mir herein kam, durchaus von meiner Liebe nicht abzuſtehen. Ich will wiſſen, ob Henriette mich auch liebt. Und dann will ich ſehen, welches Geſetz mich halten ſoll. Ich gehe mit ihr in ein Land, wo Natur Geſetz iſt.

In welcher Beſtürzung war ich bey dem Anblicke! Ich wußte mir nicht zu helfen. Ich ließ Raff herbitten. Ich ſagte ihm unterdeſſen, daß Du verreiſt wäreſt. Er wütete ſehr darüber. Er ſagte mir die beleidigendſten Reden. Ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich weinte, daß ich ihn bat, ſeiner Mutter zu ſchonen, und die ſchwere Strafe des Ungehorſams ſich nicht aufzuladen. Er blieb aber bey ſeinem Kopf.

Endlich kam Kaff. Ich bereitete dieſen vor. Er wandte ſich ſogleich mit harten Worten zu ihm. Er hörte auf ihn. Er kam auf mich zu, und bat mich um Verzeihung.

Ich gab ſie unter der Bedingung, daß er gleich wieder wegreiſen ſollte. Kaff nahm ihn mit ſich. Ich freute mich nur, daß er vor Deiner Ankunft weggegangen war, und vergaß alle ſeine Beleidigungen. Und Du fandeſt mich wieder in Thränen, ſo wie Du mich nachher oft gefunden.

Du weißt, wie vielmal er mich hernach überfallen. Er wurde in ſeinen Bitten immer dringender, bis ihn endlich Kaff dahin brachte, daß er nach Paris gieng. Ich will Dich nicht mit der Erzählung jeder Kränkung betrüben, die er mir machte; ich weiß, daß Du ſo genug mich bedauern wirſt.

Kannſt Du Dir nun, meine Tochter, die harten Worte erklären, die ich Dir einmal ſagte, und die Du Deinem Geliebten wieder ſchriebeſt? Damals war mein Herz wirklich auf meiner Zunge, und ich hatte viel, recht viel Zurückhaltung nöthig, um damals Dir nicht das Geheimniß zu entdecken. Du dauerteſt mich in der That, denn ich hatte Dir zu viel gethan. Wenn es mir beſtimmt wäre, Frank wiederzuſehen, ſo würde ich ihn gewiß fragen, was er dazu gedacht. Er muß geglaubt haben, daß ich eine harte Mutter bin; und die wäre ich, wenn ich Dudly je eine andere abzuſchlagen vermocht hätte. Nein, und wenn es die niedrigſte Perſon geweſen wäre, und ſie wäre nur tugendhaft geweſen, ſo hätte ſie ſollen die Seinige ſeyn.

Fortſetzung.

Heute fühle ich es ſehr, daß der Tod ſich mir nahet. Vergieb mir es, Tochter, daß ich Dich nicht ſehen will. Es iſt nicht Mangel an Zärtlichkeit. Es iſt wirkliche Liebe für Dich, und auch Erleichterung für mich. Du würdeſt dieſe Tage, die Dir dort in Wonne hingehen, in unruhigem Trauren hinbringen müſſen. Du würdeſt weinen, und dieſer Jammer würde Deiner Mutter ihren Tod ſchwer machen. Bleib alſo, wo Du biſt. Schnell genug wird es Dir werden, dieſe neue Betrübniß zu hören.

Der würdige zukünftige Onkel von Dir wird Dein Vater werden, das weiß ich; bitte Du ihn in meinem Namen darum.

Du weißt nun alles, was Dich und Deinen Bruder angeht. Hüte Dich nun für Schaden. Ich hoffe, und ich glaube es mit einer feſten Zuverſicht, daß Deine Heirath alles enden wird, beſonders da wir ſchon ſo gute, ſo hoffnungsvolle Nachrichten von ihm haben. Raff haſt Du gewiß einen Theil Deiner Ruhe zu danken. Nimm daher allen Haß von ihm, denn er verdient ihn nicht. Was er that, that er auf meinen Befehl. Ich fühle gewiß noch, wie unglücklich Du würdeſt geweſen ſeyn, wenn Du alles das gewußt hätteſt. Alle Briefe an Dich, die etwas auch nur davon enthielten, wurden zurückbehalten; und wie oft, meine Tochter, bateſt Du vergebens mit Thränen um die Auflöſung aller der Unruhen!

Ich danke dem Himmel für nichts aufrichtiger, als dafür, daß ich Dich verſorgt weiß, dafür, daß Frank Dein Gatte wird. Wie ruhig kann ich dem Tode entgegen gehen, da ich Dich in den Händen der Freundſchaft und der Liebe weiß! Ich brauche Dir keine Lehren mehr zu geben, liebe Henriette. Zu begierig haſt Du jede derſelben aufgefangen, und nie ſahe ich eine von Deinem Herzen, von Deinen Handlungen entfernt. Mit ſolcher Zuverſicht, wie ich es weiß, daß ich Dich einſt an meiner Rechten vor den Thron des Höchſten führen werde, ſo ſicher, wie ich darauf ſterbe, ſtarb wohl noch keine Mutter.

Eine Bitte thue ich Dir noch — vergiß Deinen armen Bruder nicht. Zwar ich weiß, daß ich Dir es nicht zu ſagen brauchte; aber es nicht wirklich zu ſagen, auch das iſt ſchon Vorwurf für mich.

Und noch einmal gebe ich Dir denn den Segen, den ich Raſt ſchon für euch beyde übertrug. Um Dich müſſe oft das Andenken Deiner Mutter ſchweben, damit Du Dich auch ihrer Lehren erinnerſt, wenn ſie etwa Deinem Gedächtniſſe entgehen ſollten! Viel müſſe Deines Glücks, und wenig der Prüfungen ſeyn, die Dir aufgelegt werden! Sie ſind die beſten Mittel, auf den Weg des Herrn zu gelangen, aber ſie ſind doch auch hart. Sie greifen in das Innerſte der Seelen, und keine Mutter würde ſie ihrer Tochter wünſchen. Sey getroſt, meine Liebe! Wiederſehen werden wir uns, und Wonne wird dann über uns herabſtrömen, Wonne vom Ewigen, der da lohnet mit Seligkeiten, die nie noch ein Menſch ſchmeckte. Verklärt, meine Henriette, ſehen wir uns wieder.

Meine Augen ſind nicht naß bey dieſem Abſchiede. Laß es die Deinigen auch nicht ſeyn. Ich gehe, ich will Deinem Vater und Deiner Schweſter ſagen, ich habe eine Tochter, die ihrer werth iſt; ſie ſollen Dich erwarten. Adieu, Henriette, Gott ſey mit Dir, und tröſte Dich, wie er in dieſer Stunde troſtete Deine

bald verklärte Mutter,

Dubly.

Fünfter Brief.

Freeſe an den alten Frank.

D. 8. Sept. 1778.

Auf Befehl meines Herrn ſchreibe ich noch einmal, weil die Mamſell Louiſe noch nicht da ſeyn kann, und doch es unrecht wäre, wenn Sie nicht ſollten gleich Nachricht von ſeiner Beſſerung erhalten.

Von Tage zu Tage geht es beſſer, und der Wundarzt ſagt, er iſt außer Gefahr. Weil er ſich aber nicht viel regen darf, kann er nicht ſchreiben.

Ich ſoll ferner melden, daß der alte Herr alle Tage da geweſen iſt, und ſehr viele Liebe für meinen Herrn bezeigt. Er hat auch nach

Marſeille geſchrieben; da iſt der junge Menſch auch noch da geweſen.

Der muß ſich gar nicht fürchten. Ich dächte, er ſollte laufen, ſo weit er könnte, damit er uns aus dem Garne käme. Aber freylich, mein Herr will ihm nichts thun, weil er ſo ein naher Freund iſt. Aber da würd' ich mich nicht daran kehren.

Nun hat denn der junge Menſch geſchrieben, daß er nicht würde wieder kommen, ſondern er würde von Marſeille gerade nach Hauſe reiſen.

Da ſagt nun mein Herr, er ſey bange wegen deſſen, was er etwa dort noch machen könnte; denn die Urſache hat er nicht ſagen wollen, warum er ſo böſe auf meinen Herrn geweſen. Er hat auch geſchrieben, man ſollte ſich um ihn nur nicht weiter bekümmern; und in der That wäre das auch das allerbeſte, daß man ſich um ſo einen Menſchen nicht mehr umſehen, geſchweige denn noch für ihn beſorgt ſeyn ſollte.

Aber mein Herr läßt Sie denn bitten, daß Sie auf Ihrer Hut ſeyn möchten, wenn er etwa dorthin käme.

Wenn der alte Herr nicht geweſen wäre, ſo wäre mein Herr in der Einſamkeit ſchier untergegangen. Denn er hat ſich ſo ſehr gequält darüber, wie es ſeiner Liebſte nun würde gehen.

Und denn ſo bekam er wieder die Trauerbriefe. Da hat er geweinet nicht wenig, und hat ſehr gethan um deswillen, daß die Mama geſtorben war.

Ich habe faſt in meinem Leben nicht ſo einen traurigen Auftritt geſehen, als mit meinem Herrn und dem alten Herrn da. Er kam eben dazu, als mein Herr den Brief las. Sie iſt todt, ſagte er, die würdige Mutter meiner Henriette, die theure Dubly. Ich habe in ihr eine Mutter verloren, die mir nichts wieder erſetzen kann. Und meine arme Henriette, was wird die leiden? Wie wird ſie gekränkt ſeyn?

Sie war, ſagte er eifrig — ſie war alles, was man eine gute Mutter nennen kann. Sie lebte nur in der Sorge für ihre Kinder. Wie oft traf ich ſie in ihrem Kabinet auf den Knien an! Dann ſagte ſie mir: Wenn ich nicht für meine Kinder beten ſoll, wer will denn für die armen Waiſen bitten? Sie lebte einſam und ſtill — Sie weinte mehr, als ſie vergnügt war. Sie ſagte mir oft: Wenn Sie wüßten, was ich alles gelitten, und wie viel

iel ich in der Welt verloren, Sie würden Mitleiden mit mir haben — Sie würden ſich och wundern, daß ich eine vergnügte Stunde haben könnte.

Der Alte hörte dem allen aufmerkſam zu, nd ſagte: Ich wünſchte von dieſer Frau ehr zu wiſſen. Auch Troly konnte mir ichts von ihr ſagen —

Ja ſie war geheimnißvoll, erwiederte mein err; ſie wollte niemand mit ihren Klagen eſchwerlich ſeyn — Wer kann mir helfen, agte ſie? Wer kann meinen Kummer enden? ch bin ſo eine Verſchlagene — eine aus einem Schiffbruch Gerettete, da alles, was u ihr gehörte, unterging. Um mich herum war Elend und Wüſte, als ich um mich chaute — Wenn eine Waſſerfluth einbricht, nd ein Haus umreißt und verſchlingt, dann ber einen Theil deſſelben wieder auf einen Sand feſtſetzt — der Geborgne ſieht ſich um, neben und um ſich nichts als wilde Fluhen — die Seinigen ſchwimmen als entſeele Körper um ihn — Ach Frank, mein Schickal iſt zu bedauern.

Dann ſchwieg ich, und ſtumm küßte ich hre mütterliche Hand.

Ach daß ſie dahin iſt — ſeufzete hier der Alte, daß ich nicht mehr von ihr wiſſen kann! Aber, ſetzte er hinzu, wenn Sie ſich erholt haben, wenn Sie wieder reiſen, ſo reiſe ich alter Mann noch einmal mit Ihnen; denn ich muß die Tochter wenigſtens ſehen, da ich die Mutter nicht ſehen konnte. Wenn meine Lydie noch da wäre, da wollt' ich ſie Ihnen zeigen, vielleicht —

Hier mußte ich hinausgehen, um etwas zu beſorgen, ich hörte alſo nichts weiter. Aber daß der Alte auch ein gekränkter Mann iſt, das merkt man wohl. Er ſpricht ſehr viel von einer Lydie, die er verloren. Er ſagt von ihr, daß ſie das dritte und letzte ſeiner Kinder geweſen; und wenn das iſt, ſo iſt er auch wohl genug zu beklagen.

Ich habe ſo vieles mit den Bedienten des Alten geſprochen, die ſagen, daß das ein ſo guter, lieber, mitleidiger Menſch wäre, der Dubly; und das kann ich nicht begreifen. Sie erzählen ſo viele kleine Geſchichtchen von ſeinen Wohlthaten, daß ich ihnen offenbar ſagte: Ich glaubte, ſie ſteckten mit ihm unter einer Decke.

Ich werde, wenn Mamſell Louiſe kommt, ihr alles dergleichen erzählen. Vielleicht ſieht ſie es beſſer ein, wie nöthig es iſt, daß man den Menſchen feſtnimmt, damit er einem nicht noch mehr Schaden thut, als er in der That ſchon gethan hat.

Es iſt nun wohl vorbey, mein lieber hochachtungswürdiger Herr, und Ihr einziger Sohn iſt außer Gefahr. Aber gewiß, an dem Menſchen hat es nicht gelegen, daß er ihn nicht mitten durchs Herz geſtoßen, ſondern blos am Glücke.

Und er muß doch durch den alten Herrn, der ihm wohl will, es erfahren haben, daß es beſſer ſteht, ſonſt hätte er ſich wohl davon gemacht, auf ſo ein ſchwimmendes Fahrzeug. Mein Herr iſt auch gar zu gut, daß er gleich das angenommen hat, mit dem Verzeihen, und glaubt wirklich, daß ers nicht böſe gemeinet.

Ich ſoll es nun nicht böſe meynen, wenn ich einen durch und durch ſtoße — das reimet ſich ja gar nicht mit dem menſchlichen Verſtande.

Mir ſoll er nicht begegnen, der Menſch, das will ich ihm rathen; ſonſt kömmt er übel an.

Eben war der Wundarzt wieder hier, und ſagte, in drey Wochen könnte mein Herr reiſen, wenn er ſonſt Luſt dazu hätte. Darüber freute er ſich ſehr, und ſagte es dem Wundarzt, daß er eine Braut habe, zu der er gehen wolle.

Ah! c'eſt bon! ſchrie der auf; denn die Franzoſen hören nichts lieber, als wenn man von Mädchen ſpricht.

Ich weiß doch, daß Ihnen dieſe Nachricht angenehm iſt, wenn ſie auch nicht ſo ganz ordentlich berichtet iſt von

Ihrem
treugehorſamſten Knecht,
Freeſe.

Sechſter Brief.

Henriette an Louiſen.

Den 17. Sept. 1778.

Nun, meine liebe Theure, ſehe ich bald einer Nachricht von Ihnen ſelbſt entgegen, die mich aufrichten, und den Reſt der Furcht, der noch in meinem Herzen iſt, hinwegnehmen ſoll. In dem Hauſe Ihrer lieben Aeltern ſehe ich ihr entgegen.

Gewiß kann ich Ihnen verſichern, ich mußte meinem Herzen Luft machen, als ich in das Haus eintrat, wo ich noch vor ſo kurzer Zeit jemals hin zu kommen nicht die geringſte Hoffnung, nicht die entfernteſte Ausſicht hatte. Ich trocknete einige Thränen ab. Ihr Onkel brachte mich an der Hand in Ihrer Mutter Zimmer.

Sie fiel mir wie einer Schweſter um den Hals, und küßte mich recht inbrünſtig. Kummer hatte ihr Geſicht verwellt, und Weinen ihre Augen geröthet.

O meine beſte Tochter! Segen Ihnen, ſagte ſie, daß Sie kommen! Es iſt Güte Ihres Herzens. Sie kommen, eine verzagte Mutter zu tröſten, einem bangen Vater wieder Leben zu geben.

Konnte ich wohl dieſen Empfang erwarten? Ich hatte nicht die Zeit, ihr zu antworten, denn Ihr Vater kam herein.

„Wo iſt ſie, die Henriette meines Sohnes?“

Hier, ſagte ich, und warf mich in ſeine Arme, hier iſt ſie, die Ihnen für Ihre liebreiche Einwilligung dankt, Ihnen dankt, daß Sie ihr Glück in Ihrem Sohne befeſtigen wollen.

Ihr Vater war äußerſt betroffen, als er mich anſahe. Ich merkte es wohl, daß er ſeiner Frau wegen nicht ſagen wollte, was ſeine Augen ſahen, und was dem Herzen ſo ſchwer zu unterdrücken wurde.

Ihre Mutter aber, mit einer Heiterkeit, die ganz ihre Seele zeigte — Scheuen Sie ſich nicht, ſagte ſie, mein Lieber! ich müßte nicht wiſſen, was Zärtlichkeit ſey, wenn ich Sie in dieſem Augenblicke das Andenken nicht ganz wollte entdecken laſſen, das Sie an eine verlorne Gattinn nothwendig haben müſſen. Ich geſtehe es, Henriette iſt ihr ganzes Ebenbild, und ſie muß Ihnen werth ſeyn. Nehmen Sie ſie als eine Tochter, als eine geliebte Tochter auf; aber ſchonen Sie auch Ihrer Frau. Behalten Sie gegen mich auch Ihre Liebe.

Ja wenn er das nicht thäte, ſagte Ihr Onkel, ſo wollte ich ihn für einen Ausbund von böſen Menſchen halten. So iſts recht, Frau, ſo habe ichs gewünſcht. Kommt, laßt uns wie Engel zuſammen leben. Hätte ich das Ding eher gewußt, ich wäre lange hergekommen.

Immer noch ſahe mich Ihr Vater, meine Hände in die ſeinigen geſchloſſen, mit einer Art von Wohlgefallen an. Er lächelte auf mich, als wenn er ſagen wollte: Er iſt mir Wonne, der Blick, den ich in ſo vielen Jahren nicht gehabt.

Sehen Sie nichts, ſagte er zu ſeiner Frau, ſehen Sie nichts in dieſem meinem Erſtaunen, als was es wirklich enthält. Um vieles in der Welt wollte ich nicht, daß Sie etwas anders darin ſähen, wollte Sie um vieles nicht beleidigen. Es iſt reine väterliche Liebe gegen dieſe, die meinem Sohne ſo viel Seligkeit bringen wird.

Nichts, nichts ſehe ich darin, antwortete ſie mit Eifer, als Ihre Freude: und dieſe zu ſehen, muß mich ſchon Henrietten dankbar machen.

Ihr Onkel wußte ſich nicht zu laſſen. Er hatte eine ganz andere Aufnahme von Seiten der Frau vermuthet. Er brach in den lebhafteſten Dank aus, und konnte die Hand Ihrer Mutter gar nicht fahren laſſen. Sie weinte vor Vergnügen. Er trocknete ihre Thränen, und verſicherte ſie, der Freuden ſollten noch mehr werden, die ihr bevorſtänden. Sie ſchien ſelbſt von ihm das nicht zu erwarten.

Es war ſchon ſpät. Wir ſetzten uns zu Tiſche, wo Ihr Onkel von nichts als der Seligkeit ſprach, die ſeine Familie von nun an genießen ſollte. Der liebe Mann miſchte ſo viel Lobeserhebungen für mich mit hinein, daß ich oft roth wurde.

Sie haben nicht Urſache zu erröthen, ſagte Ihre Mutter, die neben mir ſaß; Sie können ſelbſt es glauben, was der Mann Ihnen ſagt.

Ich nahm ihre Hand, und wollte ſie küſſen. Sie zog ſie zurück, und küßte mich auf den Mund. Ihr Vater ſchien ſich im Anſehen meiner zu verlieren; aber er vergaß Ihre Mutter nicht, und das war mir ſehr erfreulich. Ich hätte können verwirrt, ja, meine Liebe, ich hätte können furchtſam werden, wenn das geſchehen wäre.

Es wurde von Ihrem Bruder geſprochen.

Der arme Frank! ſagte Ihre Mutter — Von heute an wollte ich mein Leben drum geben, wenn es ihm nützlich wäre. Die traurige Reiſe! Ich kann mein Gemüth darüber noch nicht beruhigen.

Stille davon, fiel Ihr Vater ein. Warum wollen Sie ſich mit traurigen Vorſtellungen quälen? Laſſen Sie uns heute vergnügt ſeyn; heute

te haben wir unſre Henriette kennen ler-
, und den Tag ſoll keine trübe Erinne-
g verdunkeln.

Zu gütig, mein Lieber, ſagte Ihre Mut-
aber ich werde meine Henriette noch al-
e über dieſe Sache ſprechen. Ich muß
) beruhigen.

Was fühlte ich dabey, meine Theure!
hob ſich meine Bruſt von einer ſeligen
pfindung! Ich glaubte meine Mutter, mit
r Güte, mit ihrer gewohnten Sanftmuth
chen zu hören. Der Schall war meinen
ren ſo harmoniſch, daß ich ganz in Freu-
erſunken war.

ch habe das feſte Zutrauen, hub Ihr
er mit einem geſetzten Eifer an, ich habe
feſte Zutrauen zum Himmel, daß er mei-
Sohn für dieſe Tochter erhalten wird.
Menſchen, die ſich ſo zuſammen ſchicken,
t es nicht viele, und ſolche Harmonien
den auch von den Augen der Vorſehung
erkt. So wohlgefällig, als ſie darauf
b ſieht, ſo ſorgfältig wendet ſie auch al-
Uebel davon ab.

War das nicht ein himmliſcher Troſt, Loui-
Kann man ihn wirkender ſich wünſchen?
habe oft Muth gehabt, wenn nur ein

Funken leuchtete, der etwas meinen Wünſchen entſprechendes in ſeinen ſchwachen Stralen enthielt; und bey dieſem hellen Lichte ſollte ich nicht muthig werden? O ich bin es recht ſehr.

Wir ſtanden auf, und nach Tiſche wurden dem Andenken meiner Mutter noch einige Thränen geweihet. Alle bedauerten es auf die Schilderung, die mein Onkel von ihr machte, daß ſie ſie nicht gekannt hatten.

Ihr Vater brach auf. Ich muß mich niederlegen, ſagte er, ich bin jezt ſchwächlich. Aber ich hoffe, ich werde auf dieſe Freude eine gute Nacht haben. Ich küßte ſeine Hand mit aller Wärme kindlicher Liebe. Dann gieng auch Ihr Onkel — Nun ſchlafen Sie wohl, Henriette, rief mir dieſer zu; und damit Sie mich unter allen den Liebkoſungen nicht ganz vergeſſen, ſo will ich morgen früh kommen, und Sie zum Thee abholen. Der gütige Mann!

Ihre Mutter gieng mit auf mein Zimmer.

Ich kann Sie nicht verlaſſen, ſagte ſie, als wir allein waren, ohne erſt mit aller Seelenruhe mich niederlegen zu können. Ich, Henriette, bin an einem Theile Ihrer Betrübniß Schuld. Die Reiſe Ihres Geliebten war

mein

nein Werk, und alles Unglück, das noch araus entſtehen kann, fällt auf mich zurück. Vergeben Sie mir, damit ich keines Men- chen Haß auf mich lade. Ich kann nicht uhig ſeyn, wenn dieſes iſt. Ich kann in ie Folgen dieſer meiner unbeſonnenen Handung nicht ſehen. Alſo vielleicht leide ich noch iel, unausſprechlich dafür. Nur dieſe Rue gönnen Sie mir, meine liebe, meine ſchöe Henriette.

Wie freudig nahm ich ihre Hand! Aus inem vollen Herzen verſicherte ich ſie, es ſey u viel, daß ſie mich bitte; ihre Schuld ſey s nicht, daß aus der unſchuldigen Reiſe ein nglück entſprungen. Ich bat ſie, ſie möche mir erlauben, ſie als Mutter zu lieben. ch hätte eine Mutter verloren, die ganz in ir gelebt hätte. Sie möchte ihre Stelle ir erſetzen —

Die Stelle dieſer würdigen Frau erſetzen? iel ſie mir ein. Kann ich das? Halten Sie ich dazu fähig? O meine Tochter, dieſer unſch, dieſe Bitte iſt mir Bürge für Ihre ergebung, für Ihr Herz. Das iſt der unſch einer Rechtſchaffenen. Nun, ich will s verſuchen — Ich glaube, ich habe ein erz, das mütterlich denken kann. Ich kann lieben, meine Tochter, das verſichere ich Ihnen. Ich kann ſo innig lieben, als es ein Menſch kann — Und Sie ſollte ich nicht lieben — die Sie beym erſten Blicke mich an die Stelle einer zärtlichen Mutter ſetzen können, die Sie ſich meiner Vorſorge ſo frey, ſo unbefangen, am erſten Tage unſrer Bekanntſchaft unterwerfen können? Hier iſt Unſchuld, Henriette, hier iſt Reinigkeit.

Sie nahm den zärtlichſten Abſchied; und als ſie weg war, ſetzte ich mich nieder, um den Traum etwas durchzudenken, der dieſen Tag mich beſchäftigt hatte. Anders als einen Traum konnte ich es nach allen Erwartungen, die ich von dem Auftritte gehabt hatte, nicht nennen.

Meine Gedanken ſchweiften auf alles zurück, was ich geſehen und gehört hatte, und ſetzten ein Ganzes zuſammen, das mich zu einem Grad einer wiedererlangten Seligkeit führte. So biſt du denn, war das Ende aller dieſer Schlüſſe, in dem väterlichen Hauſe deines Geliebten, deines theuren Franks, ohne ihn ſelbſt zu beſitzen, ohne einmal gewiſſe Hoffnung zu haben, daß du ihn beſitzen wirſt. Einen Pfad wandelteſt du zu dieſem Glücke, auf welchem viele harte Gefahren

dir

droheten — Auf dem Wege dahin trenn-
du dich von dem Freunde deines Herzens;
verloreſt eine Mutter, die dir alles war.
Bruder wütete gegen den einzigen Troſt,
dir blieb, und vielleicht hat er dich deſ-
ganz beraubt. Du kamſt an das Ziel
er Bahn. Du fandeſt einen Vater, der
ränen für dich vergoß — eine Mutter,
dir die erſten Empfindungen mütterlicher
tlichkeit, die ſie je empfand, opferte. Ue-
dem haſt du einen Freund, der dir auch
ter iſt, die Hoffnung, die Ausſicht, einen
iebten bald wieder zu umarmen, den du
oren glaubteſt, und den der Muth ſeines
ers dir gewiß verſpricht.

Deine Mutter gab dir bey ihrem Scheiden
Ermahnung, ihr Andenken wie ſie ſelbſt
uſchen, und alſo ihren Verluſt dich nicht
fen zu laſſen. Willſt du dieſer Ermah-
a folgen, ſo haſt du, außer der Ungewiß-
wegen deines Geliebten, gewonnen.

Gewonnen, ſagte ich; und in dem Augen-
e war meine Hoffnung ſo feſt, daß ich
wiederſehen würde, daß nichts mich mehr
übte. Ich gieng heiter, mit geſtärktem
uben zur Ruhe; und heute, da ich erwa-
geſegnet mit Troſt vom Himmel, heute

ſchreibe ich Ihnen dieſes. Danken Sie auch dem Himmel für dieſe Ruhe Ihrer Henriette. Mein Onkel und der Ihrige kommt, ſeinem Verſprechen gemäß, mich abzuholen. Nach dem Frühſtück alſo mehr, meine Beſte. Wenn ich nun noch von Ihnen Nachricht hätte, ſo könnte ich ſagen: ich habe nichts mehr zu wünſchen; der Himmel hat alles erfüllt, was ich von ihm begehrte. Er nahm; aber er gab auch reichlich wieder, was er nahm.

Und faſt habe ich nichts mehr zu wünſchen.

Mit freundlichem Lächeln trat er zu mir herein, der Mann, dem ich alles, was ich Glück nennen kann, zu danken habe — Und wie haben Sie geſchlafen? ſagte er im ſorgſamen Ton. War Ihre Ruhe im Hauſe, das einſt Ihre Wohnung ſeyn wird, mit Hoffnung, mit reichen Träumen von Erwartung erfüllt?

Meine Ruhe war ſanft, antwortete ich. Möge die Ihrige ſo geweſen ſeyn! Sollte ſie auch nicht ſchön nach einem Abend geweſen ſeyn, wie es der geſtrige war? Und, theurer Onkel, meine Mutter — dieſe Frau — ſoll ich trauen?

„Ja wahrhaftig — Sie ſollen — Sie können ſagen. Sie iſt würdig. Das war nöthig ſie ſo zu machen, alles nämlich, was jezt geſchehen iſt. Ich liebe ſie, ich verehre ſie. Sie iſt mir ſehr werth geworden, meine liebe Jette. Das war edel — alles, was ſie geſtern that — alles was ſie ſagte. Und auch mein Bruder hat meine Freude auf einen hohen Gipfel gebracht."

Von ihm will ich nichts ſagen, erwiederte ich ihm; aber ſie, die nach allem, was ich geſchrieben vorzeigte, doch nicht ſo recht nach dem Sinn meines lieben Onkels war —

„Loſes Mädchen! was beſizt Dich für ein neckender Geiſt? Kannſt Du jezt ſchon nicht ruhen, was wird es erſt werden, wenn Du Deinen Frank in Deinen Armen haſt. Gelt! da iſts nicht recht? — Gar ein Thränchen — Nu nu, er wird auch kommen. Komm zum Thee — Mit ſo einem weinerlichen Geſichte darfſt Du nicht kommen. Trockne Dich, Jette."

So ein aufſchießender Gedanke an Frank hatte mir wirklich einige Thränen entriſſen. Wir giengen fort.

Froh hüpfte mir Ihre Mutter entgegen. Kommen Sie, meine liebe Tochter, ich habe ſchon lange auf Sie gewartet, rief ſie mir zu. Ich hätte ſelbſt Sie geholt, wenn der Onkel es geſtern nicht geſagt hätte; aber ins künftige muß keiner unſre Toilette ſtören.

Ihr Vater erſchien bald. Viel heiterer war er, als geſtern, da ich ankam.

Mein Mann iſt wie neu geboren, ſagte Ihre Mutter — und das dank ich Ihnen, Henriette.

Wir hatten noch keine Viertelſtunde zuſammen geſeſſen, als ein Bedienter einen Brief herein brachte. Es iſt Freeſens Hand, ſagte er, er kömmt von Paris.

Ach! ſeufzte Ihr Vater laut. Ihre Mutter konnte es nicht unterdrücken, viel tiefer nachzuſeufzen, und Ihr Onkel nahm den Brief aus der Hand des Bedienten, dem er eben nicht den zufriedenſten Blick gab.

Ihrer Henriette war übel zu Muthe. Sie machte ſich in der Geſchwindigkeit die fürchterlichſten Schreckbilder. Ich ſahe Angſt auf dem Geſichte meiner Mutter. Ich nahm ihre Hand, und fühlte wie ſie zitterte.

Ihr Onkel hatte kaum den Brief aufgemacht, ſo rief er: Gott Lob! alle Gefahr iſt vorbey. So ſehr ich ſelbſt die Nachricht durch den ganzen Körper fühlte, ſo ſchwächte doch das Mitleiden gegen Ihre arme Mutter meine Freude um vieles. Ich ſahe ihre zunehmende Angſt, und als er ſprach — ſagte auch ſie: Gott Lob! und ſank mit ihrem Kopf auf meine Schulter — Ihr zärtlicher Mann ſprang auf —

Nun müſſen wir dich nur noch retten, ſagte er, dann iſt ja alles gut.

Sie hat ein ſehr reizbares Temperament, dieſe gute Frau, und ich wundere mich, daß ſie ſo viel hat aushalten können, als ſie ausgeſtanden haben muß.

Das war eine Freude, ſagte ſie, als ſie zu ſich kam, die wohl auf einige Augenblicke die Sinne betäuben konnte — Aber, lieber Mann, lieber Bruder, beſte Tochter, ich habe euch erſchreckt. Es war mir nicht möglich, mich zu halten.

So ein kleiner Schreck thut nichts, ſagte Ihr Onkel. Auf ſo eine Freude iſt das nur ein Spaß. Dem Himmel ſey Dank, daß wir nur ſo weit ſind.

Unſre nachherige ausſchweifende Freude kann ich Ihnen, Louiſe, nicht beſſer begreiflich machen, als wenn ich Sie an den Augenblick zurückerinnere, da Sie zu Ihrem Bruder kamen, da Sie ihn außer Gefahr ſahen. Denn nun, meine Beſte, ſind Sie gewiß lange da. Nun haben Sie ſchon alle meine feurige Wünſche dargebracht; haben ſchon alle meine Küſſe abgegeben, ſo warm abgegeben, als ich ſie Ihnen auftrug.

Die Zufriedenheit, die ich augenſcheinlich bey Ihren theuren Aeltern durch meine Ankunft vermehrt ſehe, iſt die einzige Urſache, warum ich mich beruhige, daß ich nicht ſelbſt bey meinem Frank bin, nicht ſelbſt alles thun kann, ſeine Geſundheit zu beſchleunigen. Ich trage Ihnen alſo dieſes auf, ich gebe es in Ihr Gewiſſen; dagegen aber wird für Ihre Zufriedenheit, für eine auszeichnende Aufnahme bey Ihren Aeltern gewiß Sorge tragen

Ihre
Henriette.

Siebenter Brief.

Dubly an Raff.

D. 7. Sept. 1778.

Heute habe ich Verworfner die Nachricht erhalten, die mir doch zu einigem Troſte gereichet, daß Frank ganz außer Gefahr iſt.

Obgleich alle meine Wünſche, alle meine Hoffnungen dahin ſind, ob ich gleich nun keine mögliche Hoffnung ſehe, wieder eine Stunde ruhig zu ſeyn — denn Henriettens Bild ſchwebt immer vor mir — ſo iſt es doch dem wunden Herzen angenehmer, dieſer Henriette — ſey ſie denn Schweſter, wenn es nicht anders ſeyn kann — nicht alles geraubt zu haben — angenehmer durch dieſe übereilende Hitze nicht ganz zum Mörder an einem Unſchuldigen geworden zu ſeyn.

Mit Henriettens Liebe müſſen alle meine Rechte, alle meine Anſprüche aufhören. Ich hatte dieſes nicht bedacht. Einſeitig beſteht keine Verbindung: und wie leicht konnte ich Thor mir das einbilden, daß Henriette, beſonders unbekannt mit meiner Leidenſchaft, einer andern Liebe ſich ergeben würde?

Aber in der That, ich bin ſo närriſch geweſen, zu glauben, daß ſie niemanden als ihren Bruder lieben würde. Aber traue einer nur auf das Geſchlecht.

Ich habe meine alten Grillen hervorgeſucht, um mich wieder in mein Elend zu verſetzen. Schon vor vier Tagen habe ich Lebell und Montroſe verlaſſen, auch mich ſeitdem nicht mehr um ſie bekümmert. Ich ſagte ihnen ganz trocken, ich hätte nun mit mir ſelbſt zu thun. Sie möchten ſehen, wie ſie zurecht kämen. Alle ihre Bitten ſind vergebens geweſen.

Lydiens Vater hat an mich geſchrieben. Er hat Frank geſprochen. Er will wiſſen, warum ich es gethan habe, um mich zu rechtfertigen. Etwas hatte ich noch Ehrfurcht für den Alten, ſonſt hätte ich ihm gar nicht geantwortet. Aber ſo meldete ich ihm: Ich könne das nicht ſagen, warum ichs gethan; aber Frank ſey ganz unſchuldig. Wiederkommen würde ich nicht, ſondern gleich davon reiſen. Niemand ſollte mich auch wieder ſehen. Darauf bekam ich beyliegendes Billet. Aber was gehen alle die Vorſtellungen mich an, der ich keine Ruhe im Herzen habe?

Ich reiſe heute Abend von hier. Gerade zu Dir komme ich, Raff. Ich will Dich ſprechen, aber ich will keine Vorwürfe hören. Von ganz gleichgültigen Dingen ſollſt Du ſprechen. Dann wenn ich wieder von Dir gehe, will ich nach Indien. Vielleicht kann ich da unter den Wilden beſſer leben. Die fühlen ja nichts. Alſo da bekomme ich weder Freude noch Leid zu ſehen, denn beydes iſt mir jezt ein Ekel.

Henrietten kannſt Du es ſagen, daß ſie mit ihrem Frank glücklich leben ſoll; daß das ein Bruder wünſcht, der ſich ganz andere Begriffe von ihrer Liebe gemacht.

Siehſt Du, Raff, ſo weit habe ich es nun wohl gebracht, daß mir kein Freund in der Welt mehr übrig bleiben wird; ſonſt hatte ich doch die Schweſter noch. Und — wäre meine Mutter nun noch nicht todt, ſo hätte ich auch ihren Segen nicht, ob ich gleich wenig Anſpruch auf die Wirkung davon machen kann.

Ich habe alle meine Sachen in Paris verkaufen laſſen, und ich habe eine anſehnliche Summe daraus gelöſt. Die will ich Dir zum Theil aufzuheben geben. Alles andere kann die Schweſter kriegen.

Mündlich werde ich mehr mit Dir ſprechen. So lange wünſcht Dir alles Glück

Dein Freund,
Dubly.

Achter Brief.

Von Dalfour an Dubly.

D. 6. Sept. 1778.

Ihre Antwort habe ich bekommen; aber ſie war ſo gut, als keine Antwort. Dem Vater Lydiens, dem Sie wohl ſo oft ſagten, Sie ſchätzten ihn, hätten Sie auch ohne Bedenken ſelbſt ein Geheimniß anvertrauen können. Doch Sie wollten nicht, und es ſey.

Es kann Ihnen unmöglich unangenehm ſeyn, wenn ich Ihnen die Nachricht gebe, daß Frank außer Gefahr iſt. Ich bin nicht ſo mißgünſtig mit dem, was ich habe.

Dubly, Dubly! Sie, der Mann, der ſo edel bey Lebells Leiden dachte! Sie, der einem Montroſe das Wort reden konnte! Sie, der über Lydiens Vater nach einem ſo herben Verluſte Gewalt beſaß, Sie konnten einen Mann, der Sie nicht beleidiget, auf dieſe Art anfallen, wie Sie es thaten, und nun, da er Ihnen ſelbſt ſagen läßt: Komm, und verſöhne dich, ſo wollen Sie nicht. Dubly, waren das Ihre Grundſätze, als Sie von Montroſen mit mir ſprachen? Ich habe Thränen von Ihnen geſehen. Können Sie auch weinen? würde ich Sie ſonſt fragen — Nach dem, was Sie thaten, müſſen Sie es gewiß, oder Ihr Herz iſt nicht das reine, nicht das unſchuldige Herz, das es zu ſeyn ſchien.

Hören Sie alſo die Bitten des Mannes, den Sie einſt baten, und der Sie nicht unerhört

hört von ſich gehen ließ — hören Sie ſeine Bitte, die darin beſteht:

„Sie ſollen nicht reiſen. Sie ſollen zu
„dem zurückkehren, der vergeben und ver-
„geſſen will, zu dem, der Ihrer noch be-
„darf, um ſich über Lydiens Verluſt zu
„tröſten."

Dably! ſehen Sie mich als einen Vater an, der Sie bittet. Würden Sie dem etwas abſchlagen? Was laufen Sie in die weite Welt, vermehren Ihre Sorgen und Ihren Kummer, nehmen nicht den Troſt der Vergebung des Beleidigten mit? Was hoffen Sie für Folgen von dieſem Schwärmen?

Hören Sie, was ein alter, aber erfahrner und redlicher Mann Ihnen ſagt:

Sie werden es einſt bereuen, wenn Sie Ihrem Starrkopfe folgen. Sie werden unter Menſchen gerathen, die Sie als einen Ball des Glücks anſehen, und ſich's herausnehmen werden, ſo mit Ihnen zu ſpielen, wie dieſes mit Ihnen ſpielte.

Alſo kommen Sie in meine Arme. Wohnen Sie bey mir. Seyn Sie mein Sohn. Nehmen Sie von mir alles, was meiner Lydie gehörte. Auch die väterliche Liebe will ich Ihnen in eben dem Grade zuwenden, in welchem ſie ſie hatte.

Ich bin es überzeugt, Sie ſind ein braver Mann. Sie haben ſich übereilet. Hitze iſt die Mutter ſo vieles Unglücks. Freuen Sie ſich mit uns, daß es ſo gut abgegangen. Unter meinen Augen ſollen Sie nie einem ſolchen Unternehmen ausgeſetzt ſeyn.

Ich will Sie beſchützen. Ich will Ihnen rathen. Und ich weiß, Sie werden den Rath eines Vaters gern annehmen, den Sie verehrten, ehe er Ihnen dieſes anbot.

In der ſehnlichen Erwartung bin ich
Ihr aufrichtiger
v. Dalſour.

Neunter Brief.

Lydie an ihren Vater.

D. 16. Sept. 1778.

Nach ſo vielen harten Prüfungen des Himmels, nach ſo vielen überſtandenen Gefahren iſt es mir endlich erlaubt, Ihnen wieder zu ſchreiben, Ihnen wieder zu ſagen, daß Ihre Lydie, Ihre einzige Tochter noch lebt, daß ſie wieder in Ihre Arme ſich werfen kann.

Aber Gott! wie traurig iſt es mir zu Muthe, indem ich dieſes ſchreibe! Vielleicht deckt den beſten der Väter ſchon das Grab — vielleicht gieng er ſchon dem Tode des Kummers entgegen, den er über ſeine Tochter ſtarb. Sollte dies ſeyn, ſo wäre Ihre Lydie ſehr, äußerſt unglücklich. Ich rede immer mit Ihnen, als ob Sie noch leben; und wenn es nicht wäre, ſo müßte ich doch ſo reden. Wen habe ich wohl, gegen den ich ſonſt reden kann?

Sie werden von Lebell alles erfahren haben, und Sie werden es wiſſen, daß unſer Schiff ſtrandete. Mich riß eine wütende Welle von Montroſens Seite, der nun ganz allein auf den Trümmern ſaß, und Zeit hatte, ſein Unglück zu beweinen, und ſeine That zu bereuen.

Gewiß, mein Vater, war es hart, mich ſo von Ihrer Seite, aus den Armen meines theuren Lebells wegzureißen. Wo Montroſe geblieben, weiß ich ſo wenig, als alles übrige, was ſich mit dem Schiffe und Schiffsleuten zugetragen. So viel war ich mir meiner noch bewußt, daß gleich nach meinem Abſchiede vom Schiff der Wind ſich legte. Ich war zu leicht, um von den Wellen verſchlungen zu werden; allein das viele eingeſchluckte Seewaſſer machte mich untüchtig, fortzuſinken. Es war mir, als ob ich mitten im innern Flehen um meine Rettung, oder um Ihre Ruhe, entſchlummerte. Ich glaubte nicht zu erwachen. Aber da ich erwachte, befand ich mich in einem Bette ſehr wohl. Ich ſchlug die Augen auf, und alles um mich herum war mir unbekannt. Ich war in einem guten reinlichen Zimmer. Ueber den beſondern Zufall ganz außer mir, lag ich nachſinnend eine lange Zeit. Endlich hörte ich die Thür aufgehen, und ſahe ein etwas ältliches Frauenzimmer herein treten.

Dem Himmel ſey es gedankt, daß Sie wieder leben, ſagte ſie.

Wo bin ich? fragte ich ſie. Iſt mein Vater hier? Iſt mein Geliebter hier?

Auf dieſes Wort wandte ſie ſich ſchnell, und gieng wieder hinaus. Sie brachte bald einen jungen, wohlgebildeten Mann herein, dem ſie ſehr ehrerbietig begegnete. Er nahete ſich meinem Bette, und ſetzte ſich zu mir.

Hier an meinem Strande — von meinen Leuten ſind Sie gerettet, ſagte er mir in recht gutem Franzöſiſchen. Wie freute ich mich, meine Mutterſprache zu hören! So bin ich wirklich in Frankreich? rief ich aus.

Nein, meine ſchöne Dame, antwortete er mir. Sie ſind in einem viel beſſern Lande, in Portugall. Sie ſind in meinem Hauſe. Ich heiße Badetti, bin Grand, und habe hier die ganze Seeküſte. Sie ſind auf meinem Strande gefunden. Sie ſind mein Eigenthum. Danken Sie mir für Ihre Rettung.

Aber was rede ich mit Ihnen, mein theurer Vater! Warum ſchildere ich Ihnen nicht lieber die Freude, die ich habe, Sie wieder zu ſehen? wenigſtens in der Hoffnung iſt es mir ſchon ſo viel werth, daß ich mein Herz darüber zu bändigen kaum im Stande bin. Wie gerne wäre ich ſchon in Ihren Armen; aber mein Portugieſe will mich nicht laſſen. Da er meine Perſon auf keine Art und Weiſe ſich eigen machen kann, ſo will er auch lieber allen Anſprüchen auf Großmuth entſagen, und wenigſtens eine Summe Geldes ſich dadurch verdienen. Ich bin nur froh, daß er mir jezt noch erlaubt hat, zu ſchreiben, daß Sie wenigſtens, mein Vater, wenn Sie noch leben, wiſſen, wo Lydie iſt, und wodurch Sie ſie noch retten können.

Daß Sie eilen werden, dieſes zu thun, das weiß ich gewiß.

Ich will es aufſchieben, Ihnen meine Empfindungen bey der treuloſen Aufführung Montroſens zu ſchildern. Was ich für Sie gefühlt, wie ich dem Himmel nur um Ruhe für Sie und für Lebell angelegen, und mich gern und geduldig meinem Schickſale übrigens unterworfen, alles das will ich Ihnen mündlich ſagen.

Glauben Sie, daß ich den Sturm des Meeres, wie ſonſt, gefürchtet? Nein, mein Vater, gar nicht ſchrecklich war er mir; ſo einen unauslöſchlichen Eindruck hatte der treuloſe Streich auf mich gehabt, daß das Toben der ſtärkſten Winde ihn nicht zu einer Betäubung bringen konnte.

Was ich hier unter den unerträglichen Zumuthungen des Portugieſen ausgeſtanden, will ich Ihnen in Lebells Briefe ſchreiben. Es iſt eine fürchterliche Zeit geweſen. Ich will nicht unterſuchen, ob ich recht gethan, ihm das Geld zu verſprechen; ob ich recht gethan, ihm zu verſprechen, daß Sie ihm nichts deswegen ſagen, ſondern ohne Einwendung es bezahlen ſollten.

Ich habe es verſprochen, weil er in keiner andern Art mir erlauben wollte, zu ſchreiben, und weil Ihre Lydie dann noch ohne Hoffnung ſitzen würde, die ſie doch nun von dem Augenblicke an hat, da dieſe Briefe fortgehen. Ich weiß auch, daß Ihnen Lydie mehr werth iſt.

Alſo werde ich täglich Ihrem Briefe entgegen ſehen. Ach! wenn Lebell ſelbſt käme! wenn er ſein armes Mädchen aus der Unruhe befreyete, worin ſie ſchmachtet! Es iſt mir bey aller Unruhe, bey aller Ungewißheit über Ihr Schickſal doch eine gute Ahndung geblieben, die mich nicht verläßt, und unaufhörlich in meinem Herzen den Funken lebendig erhält, der für Ihr Leben darin glimmet.

Als ich in der Todesangſt in meiner Seele um Ihre Ruhe betete, ſchien es mir, als ob ein Engel mir zuflüſterte: Ich will dafür ſorgen. Es war kurz vorher, ehe ich mein Bewußtſeyn verlor, und ruhiger ließ ich meine Hände ſinken, die bisher noch wider die Wellen zu kämpfen geſucht hatten, und ergab mich in die göttliche Vorſehung. So konnte mir die Gewißheit Ihrer Tröſtung ſelbſt in der Todesangſt Ruhe geben, ſo war der Tochter doch der Vater das Liebſte, was ſie hatte — er war ihr das, was ſie am ungernſten verließ.

Ich geſtehe es aufrichtig, Lebell hatte nicht den Antheil an meiner Angſt, ſo herzlich ich ihn auch liebe. Er nahm nicht ſo ſehr meine Seele ein, als der Urheber meiner Tage, als der gütige Vater, deſſen Sorgfalt für mich ohne Grenzen von jeher war.

Gott gebe doch, daß Sie dieſer Brief trifft! Gewiß werden Sie dann erfreuet werden. Es wird Wonne wieder in Ihr Herz kommen, die in der Zeit meines Verluſts Ihnen unbekannt war. Ich weiß es, daß Sie mich liebten. Ihre Tochter war immer das Kleinod, womit Sie ſich ſo gütig und ohne ihr Verdienſt zu ſchmücken pflegten.

Wenn es noch Ihrer Lydie beſtimmt iſt, daß ſie in Ihre Arme wiederkehren ſoll, ſo wird ihre Seligkeit noch die voriger Zeiten übertreffen. Nach dem unverhofften Wiederfinden ſchmeckt die Vereinigung ſüßer, und dieſes köſtliche Geſchenk erwartet mit Schmerzen Ihre

gehorſame Tochter,
Lydie.

Zehnter Brief.

Lydie an Lebell.

Den 16. Sept. 1778.

Leben Sie noch, mein Theurer, ſo kommt Ihnen dieſer Brief wie vom Himmel; und alles, was von Lydien kommt, iſt Ihnen ein Grad der Seligkeit. Ich bin dieſes zu ſehr überzeugt. Ich kenne Ihre Liebe.

Ihre Lydie lebt noch. Der Himmel hat ſie wunderbar errettet. Zu viel Verluſt für Sie und für mich wäre es geweſen, wenn der Faden unſers künftigen Lebens auf einmal ſo durch dieſe treuloſe Entführung abgeſchnitten wäre.

Leſen Sie meines Vaters Brief, und fahren Sie dann in dem meinigen fort.

Badari will für meine Freyheit zehntauſend Livres. Ich fühle die Unbilligkeit dieſer Forderung; ich fühle es, daß meine Freyheit mir nicht entziehen kann: allein es giebt keine Art, die Gefangenſchaft zu entdecken, worin ich ſeufze, als dieſes Verſprechen.

Als er beym Erwachen vor meinem Bette ſaß, und mir den Dank für meine Rettung abforderte, ſo gab ich ihm dieſen ſo zärtlich, als ob ich ihn einem Bruder gäbe. Er ſchien ſein Wohlgefallen daran zu haben; allein er war zurückhaltend. Ich merkte es bald, daß er äußerſt ſtolz war.

Er erkundigte ſich ſehr ſorgfältig nach meinem Stande; und als er ihn erfuhr, ſchien er ſehr verlegen. Er bat mich ehrerbietig, aufzuſtehen. Es wurden mir zwey Mädchen geſchickt, und ich war in weniger als einer halben Stunde mit allem verſorgt, was zum Putz einer Dame vom erſten Range gehört.

Wie ſehr war mir dies alles zuwider! Wie gern hätte ich gewünſcht, daß er mich gleich zu den Meinigen hätte gehen laſſen! Indeſſen vermuthete ich nichts von ſeinen Abſichten. Er holte mich nun ſelbſt ab, machte die weitläuftigſten Entſchuldigungen, daß er mich nicht ſtandesmäßig empfangen, und zeigte mir eine Reihe prächtiger Zimmer, die ich von nun an bewohnen ſollte.

Ich entdeckte ihm meine Wünſche aber gleich mit meiner angebornen Lebhaftigkeit. Ich habe einen Vater, ſagte ich, der mich liebt, und der nun nicht wiſſen wird, wo ſeine Unglückliche herumirrt, oder ob ſie ein Raub des Meeres geworden. Ich würde vielleicht an ſeinem Untergange Schuld ſeyn, wenn ich nicht gleich ihm mich wieder in die

Arme würfe. Alſo, großmüthiger Mann, zu der gütigen Rettung noch dieſe Wohlthat: Laſſen Sie mich zu meinem Vater bringen. Er wird Ihnen beſſer danken, als ich es konnte. Er wird ſeine Tochter als einen verlornen Schatz deſſen Preis ihm unbeſtimmt iſt, aus Ihren Händen nehmen.

Es war ſo gut, als ob ich mit einem Steine geſprochen hätte. Seine Mienen änderten ſich im geringſten nicht, und, anſtatt auf meine Vorſtellungen zu antworten, erklärte er mir den Gebrauch aller Mobilien in meinem Zimmer. Er unterrichtete mich ſo genau, daß ich wohl voraus ſahe, er habe Willens, mich lange hier zu behalten.

Er verließ mich, und ich warf mich unmuthig in einen Seſſel. Ich überlegte nun, wie ich es machen ſollte, einen Brief fortzuſchicken, daß Sie Nachricht von mir erhielten; aber den andern Tag war ich leider ſchon überzeugt, daß dies unmöglich ſey, denn außer ihm konnte ich mich niemanden verſtändlich machen.

Als die Mittagstafel gehoben war, die ich nie mit größern Ceremonien geſehen habe, und die er immer ſo hält, wenn er auch ganz allein ſpeiſet, ſo ſagte er zu mir:

Ich habe beſchloſſen, Sie ſollen meine Frau werden. Ich habe kein Frauenzimmer von Ihren Eigenſchaften biſher gefunden, und ich halte es für einen Wink des Schickſals, da Sie mir in die Hände gefallen, daß Sie meine übrige Lebenszeit meine Königinn ſeyn ſollen. Alſo werden Sie Ihr Herz darnach einzurichten wiſſen. Sobald wir vermählt ſind, ſo wollen wir zu Ihrem Vater reiſen. Er ſoll über den glänzenden Aufzug ſeiner Tochter erſtaunen, und er wird keinen Augenblick anſtehen, ſeinem vornehmen Schwiegerſohne zu folgen.

So lächerlich in jeden andern Umſtänden mir dieſe Erklärung geweſen ſeyn würde, ſo jagte ſie mir doch jezt kein geringes Schrecken ein. In ſeiner Gewalt war ich, und mußte alſo gute Worte geben, wenn ich in Frieden loskommen wollte; indem ich aber anfangen wollte zu reden, klingelte er an einer beſondern Glocke. Meine Mädchen erſchienen, und er bat mich, in meine Zimmer zu gehen, weil er gewohnt ſey, Nachmittagsruhe zu halten.

Ich ſahe nun ein, daß der Menſch ein völliger Narr war, und nahm mir auch vor, ihn ſo zu behandeln. Ich ſuchte mich den Mädchen verſtändlich zu machen; aber es war nicht möglich, weil ſie nicht ein Wort von meiner Sprache, und ich nicht ein Wort von der ihrigen verſtand.

Nachmittags ſchickte er mir ein Billet zu, worin er mich bat, die ſpaniſche oder portugieſiſche Sprache zu lernen, weil er die franzöſiſche ungern ſprache.

Das war eine artige Höflichkeit. Als aber mein Sprachmeiſter ankam, ſo zeigte ich ihm einen entfernten Stuhl, worauf er auch ganz ehrerbietig die Stunde durch ſitzen blieb, und alsdenn wieder gieng.

Dies hatte meinen Liebhaber verdroſſen. Der Sprachmeiſter kam nicht wieder; allein ich bekam auch nicht ein Wort von ihm heraus. Er war ſtumm wie ein Fiſch.

Ich verweinte nun den gröſten Theil meiner Zeit, weil ich gar keine Rettung vor mir ſahe. Ich verſuchte zwar, mich etwas zu zerſtreuen. Ich lief in die Gärten, um vielleicht einen Ausweg zur Flucht zu finden; allein, theils verließen mich meine Begleiterinnen nie, theils waren alle Gärten mit hohen Mauern umgeben.

Indeſſen linderte es doch in etwas meinen Schmerz; ich fand die prächtigſten Anlagen, Natur und Kunſt wechſelten ab, und die paradieſiſche Lage des ganzen Schloſſes entzückte mich oft, und heiterte mich nicht ſelten auf.

Einmal, als ich bey Tiſche ſehr weinte, und nichts zu mir nehmen wollte, da ſchon zehn Tage verfloſſen waren, daß ich mit keiner menſchlichen Seele ein Wort geſprochen, ließ er ſich ſo weit herab, mich wieder anzureden.

Sie ſcheinen dies Leben überdrüſſig zu ſeyn. Wohlan! Entſchließen Sie ſich, meine Sprache zu lernen, und meine Gemahlinn zu ſeyn. Können Sie ein glänzenderes Glück verlangen, als ich Ihnen geben kann? Durchreiſen Sie ganz Portugall, und Sie werden es vergebens ſuchen. Sie ſind eine Undankbare. Ich habe Ihnen das Leben gerettet. Ich biete Ihnen meine Liebe an, und Sie ſchlagen alles aus; ja Sie glauben mir nicht einmal Dank ſchuldig zu ſeyn.

Allerdings glaube ich das. Ich bin Ihnen Dank ſchuldig. Ich habe Ihnen denſelben von Seiten meiner und meines Vaters verſprochen. Meine Hand kann ich Ihnen nicht geben. Sie iſt ſchon vergeben.

O Sie können ſie zurückgeben; die Geſetze der Dankbarkeit binden mehr als die Geſetze der Liebe. Hat Ihr Liebhaber etwas für Sie gethan? Habe ich Sie nicht gerettet? Wollen Sie mich alſo mit ihm in Vergleichung ſetzen? Ueberdem mein Stand, mein Glanz — alles was ich Ihnen anbiete?

Kann nicht den geringſten Eindruck auf mich machen, antwortete ich ihm ganz freymüthig. Und berechtigt Sie das Ohngefähr, das mich zu Ihnen brachte, in die Rechte eines andern Eingriffe zu thun? Sind Sie ein Freybeuter? Wollen Sie mich zur Sklavinn machen?

Das verdroß ihn gewaltig.

Seit der Zeit ſetzte er mir aber heftiger zu. Er fieng an zu bitten, da Drohungen nichts halfen, und er trieb dies ſo weit, daß er nun ganze Tage in meinem Zimmer blieb. Hatte ich ihn vorher nicht zu ſehen gekriegt, ſo konnte ich ihn jezt nicht los werden. Bitten, Drohungen und Verſprechungen wechſelten nun ab, und Ihre arme Lodie wußte vor Betäubung darüber kaum, wohin ſie ſich wenden ſollte.

Endlich vor einigen Tagen zog er ſich wieder zurück, und geſtern bey Tiſche that er die endliche Erklärung: Daß, da ich auf keine Weiſe das Glück annehmen wolle, das er mir zugedacht, ſo müſſe ich doch fühlen, was es heiße, einen Grand auszuſchlagen. Ich könne alſo frey ſeyn, wenn ich ihm zehntauſend Livres ſchaffte, denn wohlfeil wohne man in keinem ſo vornehmen Hauſe.

Mit welchem Vergnügen unterſchrieb ich die Schrift, die er mir deswegen vorlegte; und mit welcher Freude ergriff ich die Feder, um Ihnen und meinem alten Vater Nachricht von mir zu geben!

Mit welcher Sehnſucht werde ich nun hoffen! Nicht wahr, Kabell, Sie holen Ihre Lydie ſelbſt? Was müſſen Sie gefühlt haben, armer Mann, als Sie beym Erwachen nicht Ihre Lydie und nicht Ihren Freund fanden! als Sie die niederſchlagende Neuigkeit erfahren, das Schiff ſey verunglückt!

Doch für alles dieſes, mein Beſter, können Sie nun wieder Wonne ärndten. Kommen Sie ja bald zu

Ihrer zärtlichen

Lydie.

Eilfter

Eilfter Brief.

Henriette an Louiſen.

D. 28. Sept. 1773.

Noch keine Nachricht von Ihnen, meine Beſte, und ſchon wieder zwey Poſttage vorbey! Neue Unruhen, neue Sorgen Ihrentwegen für uns! Nur ein paar Zeilen, und wir würden hier das glücklichſte Leben führen!

Ihre Mutter iſt ganz die meinige. Sie hat mich zur Vertrauten ihres Herzens gemacht. Wie traurig war es für Sie, meine Beſte, daß Sie nicht gleich die Freundinn an ihr hatten, die Sie von nun an in ihr finden werden! Ich kann es Ihnen verſichern, daß dieſe gute Seele ihre Tage in trübem Kummer zugebracht, daß alle Empfindungen der Liebe, die ſie Ihnen zuweilen hat ſehen laſſen, rein und aufrichtig ſind.

Geſtern waren wir, ſo wie wir es alle Tage ſind, beſchäftigt, von Ihnen und Ihrem Bruder zu ſprechen. Ihre Mutter brachte Franks Reiſe wieder aufs Tapet; denn ſeitdem wir ihn außer Gefahr wiſſen, ſprechen wir mehr davon. Ich fragte Ihren Vater, ob denn die Meynung wegen unſrer Familie wirklich etwas Wahres zum Grunde habe.

Ja, gewiß, mein Kind, antwortete er mir.

„Als mein Sohn zuerſt von Ihnen geſchrieben hatte, ſchrieb Wolfram nach einiger Zeit einen Brief, worin er meldete: er wiſſe, daß Sie von angeſehener Herkunft aus Frankreich wären. Ihre Mutter hätte dieſes dem Forſtmeiſter Weinert, bey dem ſie ſich eine Zeit lang aufgehalten, gewiſſer Geldſachen wegen anvertrauen müſſen, der es ihm als ein Geheimniß offenbaret. Weinert habe ſich damals viele Mühe gegeben, Ihre Mutter zur Heirath mit ihm zu bewegen, und jedermann habe ihr es verdacht, daß ſie ihn ausgeſchlagen. Wolfram ſchrieb noch in dem nämlichen Briefe, daß der junge Weinert meiner Louiſe zu ſchnell nachgereiſet ſey, ſonſt hätte er bey ihm ſich näher erkundigt. Ich ſelbſt, ſetzte Ihr Vater hinzu, habe kurz vor Weinerts Abreiſe mit ihm davon geſprochen; aber er verſicherte mir, er habe nicht die geringſte Nachricht gefunden, und reiſe jezt in der nämlichen Sache.“

Wir waren alle erſtaunt, denn der Fall war ganz beſonders. Ich wußte wohl einigermaßen mir Weinerts Haus zu erinnern, wo wir einige Jahre geweſen; und Sie wiſſen auch, daß während unſers gemeinſchaftlichen Aufenthalts daſelbſt meine Mutter oft ſehr traurig war, alle Winkel des Hauſes und des Gartens durchſuchte, und oft weinte.

Anſtatt der erwarteten Papiere von meiner Mutter, auf die wir nun ſehnlich hoffen, um bald aus dieſer Unruhe zu kommen, ſchreibt mir Raff, er könne das Packet nirgends finden; und nun beſinne ich mich auf ein verborgenes Fach, wohin ſie es gewiß gelegt haben wird.

Ihr Vater war ſo gütig, mir zu ſagen, daß er ohne die geringſte Frage wegen meines Standes mich ſeinem Sohne würde gegeben haben, ſobald ich mich nur mit denen Eigenſchaften gezeigt haben würde, mit denen er mich jezt kennte. Soll ich dabey nicht erröthen, meine Liebe?

Zu Ihrem Empfange werden jezt alle Zubereitungen gemacht. Man glaubt, da Freeſe geſchrieben, daß Frank bald reiſen könne, ſo werden Sie ſich nicht lange aufhalten.

Ob Ihre Henriette das auch wünſcht? Glauben Sie, daß eine ſolche Frage exiſtiren kann? Gewiß, es wäre kein Wunder, wenn ich des Wartens überdrüßig würde.

Ihre Mutter hat mir verſprochen, daß ſie eine Reiſe mit mir in ihre vorige Einſiedeley thun will. Ich werde dabey manchen guten Gedanken haben. Ich werde mir vorſtellen, daß das meine Wohnung geweſen ſeyn würde, wenn Pauly's unglückliche Hitze mich auf ewig meines Franks beraubt hätte. Wie leicht hätte mir Armen das Loos Ihrer Mutter auf immer zu Theil werden können!

Sie hat mir eine kurze Beſchreibung dieſer Leidensjahre gemacht, die bedauernswürdig geweſen ſind.

Ich habe auch nach dieſer Zeit, ſagte ſie, noch keine rechte reine zufriedne Gemüthsruhe gefühlt. Jezt fange ich an ſie zu ſchmecken; und von nun an ſoll auch mein ganzes Beſtreben dahin gehen, für meine wenigen Lebensjahre noch zu fühlen, was Glück iſt. Ich habe geglaubt, auf einem guten Wege zu ſeyn, aber ich irrte mich.

O meine ſanfte, meine liebe Henriette, ſetzte ſie hinzu, Sie werden mich doch immer begleiten? Sie müſſen es, müſſen nicht eine Mutter verlaſſen, die bey Ihrem erſten Anblicke zum erſtenmal es fühlte, daß ſie in Kindern glücklich ſeyn könnte.

Die gute Frau weiß mir ihre Liebe nicht genug an den Tag zu legen.

Geſtern kam ihr Lottchen, das treue Mädchen, das ſo lange ihre Begleiterinn geweſen, das Glück und Unglück mit ihr getheilt, zu mir. Sie hilft mich alle Abend auskleiden. Ich ſahe, daß ſie geweint hatte, und noch mit Mühe an ſich hielt.

Nu, liebes Lottchen, fragte ich, weint Sie, da wir alle gutes Muths ſind?

Nicht aus Schmerz, antwortete ſie mir, und wollte meine Hand küſſen, die ich aber wegzog, und die ihrige theilnehmend drückte; aus Freude über die Ruhe meiner theuren Frau. Hätten Sie, liebe Mamſell, die Tage vorher hier ſeyn ſollen, ehe Sie mit Ihrem Onkel kamen! Das waren Tage der Verzweiflung. Die Unruhe, die Angſt meiner armen Frau in dieſen Tagen wollte ich meiner ärgſten Feindinn nicht wünſchen. Und nun iſt alles ſo ruhig, ſo ſtill in ihrem Herzen. Ihre Seele iſt wie von der ſchwerſten Laſt befreyet. Sie athmet frey und ohne ängſtliche Seufzer. Sie hat Ruhe, die ſonſt ihre Augen floh. Wie kann ich Ihnen nur dafür genug danken!

Liebe Louiſe, ſo etwas erſchüttert mein ganzes Gefühl. Es iſt mir, als ob dieſe Vortreffliche das glänzendſte Glück verdiente, als ob ſie weit über mich erhaben ſeyn ſollte.

Kann man eine reinere Liebe denken? Iſt Theilnehmung je ſtärker in eines Menſchen Herzen geweſen? und heißt das nicht: ſeinen Nächſten lieben wie ſich ſelbſt? O das Wort begreift viel, meine Louiſe, viel, das uns unbegreiflich iſt, und das es uns ewig ſeyn würde, wenn nicht zuweilen ein ſolches Exempel in uns leuchtete, den hohen Sinn uns darſtellte, und zur Nachahmung uns anfeuerte.

Liebes Lottchen, ſagte ich dem herrlichen Mädchen, was will Sie mir danken? Bin ich nicht glücklicher noch als Ihre Frau? Habe ich nicht in ihr die Mutter wiedergefunden, die ich verloren hatte? Iſt ſie es nicht, die mir ſo viele Liebe erweiſt, die mir den Beſitz meines Geliebten ſchenkt?

Das iſt klein, das iſt wenig, erwiederte ſie, für das, was Sie ihr gaben. Ich habe ſo viele Jahre bey ihr zugebracht, und ich muß es am beſten wiſſen, was das theureſte Geſchenk für ſie iſt. Ruhe, Seelenruhe iſt es, die ſie glücklich macht, und eine Stunde davon muß ihr mehr werth ſeyn, als Jahre ihres Lebens ihr waren. Wenn ich jemals eine Empfindung vorher davon gehabt hätte, ſo würde ich vielleicht weniger gelitten haben; aber ſo habe ich es bey derjenigen zuerſt geſehen, die ich am meiſten liebte. Ich habe ſo oft für ſie gebetet, aber mein Gebet muß nicht eifrig geweſen ſeyn.

Die fromme Seele, meine Liebe, erzählte mir noch, daß einmal ein Mönch eine Nacht bey ihnen geweſen, und alsdenn ihre gute Frau eine vortreffliche Nacht gehabt, weil er ſo eifrig für ihre Ruhe gebetet.

Ich will Sie nicht mit der Erzählung aufhalten, die ſie mir machte. So viel kann ich Ihnen ſagen, ich habe nie ſo viel Neigung angetroffen, als bey dieſem Mädchen gegen Ihre Mutter. Sie iſt ſo ſchätzbar, daß ſie verdiente, von uns allen als unſre Lehrerinn angeſehen zu werden.

Dem Himmel ſey Dank! Es ſind Briefe von Ihnen da. Außer Athem kam Ihre Mutter, um mir die Nachricht zu bringen, und mich herunter zu rufen. Er lebt — er iſt geſund, rief ſie mir entgegen. Kommen Sie, Henriette. Leſen Sie.

Dank Ihnen auch für die Freude, die Sie mir machen! Mit wie ruhigem Herzen kann ich nun Ihre Rückkunft erwarten! Ich will nicht ängſtlich jede Stunde zählen; ich will nicht murren, wenn noch mancher Tag dahin geht, ehe ich zu meinen Wünſchen gelange. Ich will mich in der Geduld üben, meine Liebe, und will mich an dem ſchon erlangten Guten weiden. Bis ich dafür recht gedankt habe, wird ſchon wieder ein neues Glück meiner warten, denn jezt überhäuft mich der Himmel damit.

Eben erhalte ich auch das Packet von meiner Mutter durch Raff; Sie können alſo im nächſten Briefe viel Neues erwarten.

Lottchen kömmt noch einmal, mich zu rufen. Ich muß alſo wohl fort. Zürnen Sie nicht, daß ich nicht ſo neugierig bin, gleich nach Ihren Briefen zu laufen. Wenn ich nicht jezt ſchließe, ſo kömmt dieſer Brief nicht fort.

Sagen Sie meinem Frank, daß ich ihm mit Fleiß nicht geſchrieben. Vorſorge vor ſeine Geſundheit iſts, die meine Feder hemmet; ſonſt iſt mein Herz voll genug, ihm ſo viel Wonnereiches zu ſagen, daß ich überzeugt bin, die Freuden, die ſeine Henriette ſchmeckt, würden es ihm, im Andenken an ſie, nicht weniger ſeyn.

Adieu, meine Louiſe, mit dem Kuſſe der Freundſchaft und ſchweſterlichen Liebe küßt Sie Ihre

Henriette.

Zwölfter Brief.

Louiſe an Henrietten.

D. 18. Sept. 1798.

Wenn Sie eine Verwunderung darüber bezeugen, daß meine Briefe ſo lange ausblieben, ſo wird ſie ſich vergrößern, wenn Sie die Nachricht werden geleſen haben, die ich Ihnen hier mittheile. Aber es iſt billig, daß ich von dem wichtigſten Punkte meiner Sache anfange. Der Auftrag, des wegen dieſe Reiſe geſchah, muß allem vorhergehen. Ich habe Ihnen alſo meine glückliche Ankunft zu melden; ich habe Ihnen zu ſagen, daß mein Bruder außer aller Gefahr iſt, daß er eine unbeſchreibliche Freude über meinen Entſchluß und über meinen Anblick gehabt. Man kann nie freudiger aufgenommen werden, als ich es wurde, und nie können Küſſe wärmer empfangen werden, als die ich meinem Bruder in Ihrem Namen gab.

So iſt meine Henriette noch die Meinige? ſagte er, als ich ihm alles erzählt hatte; ſo leben meine Aeltern noch für mich? Iſt mir doch zuweilen ſo geweſen, als wenn alles das Vergangene ein ſüßer Traum geweſen wäre, von dem ich hier erwacht, und der ſich in einen unangenehmen Morgen verwandelt hätte. Wäre es Wunder, ſetzte er hinzu, wenn meine Einbildungskraft zerrüttet wäre, wenn meine Ideen mir Bilder von ganz andern Dingen dargeſtellt hätten?

Ich ſage Ihnen alſo, meine Liebe, Sie können ruhig ſeyn, völlig ruhig wegen des Schickſals Ihres Franks. Er wird bald, bald im Stande ſeyn, ſeine Reiſe zu Ihnen zu unternehmen. Er hat abgenommen. Es konnte nicht anders ſeyn; ſein Arzt verſichert aber, er würde ſchnell zunehmen, ſobald nur die Wunde geheilt ſey.

Und nun wiſſen Sie, was Sie zuerſt wiſſen mußten. Beym andern werde ich freylich etwas weitläuftiger ſeyn; und kaum kann ich es erwarten, von mir ſelbſt anzufangen.

Von ihr ſelbſt, fühle ich Sie denken — Ja, meine Liebe, von mir ſelbſt.

Mein Schickſal hat ſich gewaltig geändert. Zwey Tagereiſen von Paris war es, als wir einen Ruhetag machten. Es war mir zu angreifend, und ſo ſehr ich darauf beſtand, ſo wollte Weimert doch nichts davon hören, gleich weiter zu reiſen.

Es war früh, als ich aufgeſtanden war, und eine kleine Treppe hinunter ging, um zu ſchellen, als mir auf der Treppe — rathen Sie, meine Liebe, wer? — begegnete. Eben der war es, deſſen Bild zwey Jahre meine Seele erfüllt hatte; eben der, der im Garten mir einen ſo lebhaften Eindruck ſeiner Verwunderung hinterließ.

Gott! ſie iſts, rief er aus; und ich, furchtſamer als das erſtemal, floh vor ſeinem Anblick. Ich lief gerade in Weimerts Zimmer.

Ach Weimert! ſagte ich, ich habe ihn wieder geſehen, den Sie fürchten mußten.

Wen? wen? rief er beſtürzt, mehr über meine Aengſtlichkeit, als über ſeine Unruhe; denn er hatte noch nicht verſtanden, was ich ſagen wollte.

„Ihn, um deſſen willen ich ein Jahr Aufſchub von Ihnen bat.“

Iſts möglich? rief er, und ſtürzte ſeine Hand auf den Tiſch.

Ich ſahe ſein Gefühl, ſein Leiden, und ein hoher Grad von Mitgefühl kam in meine Seele. In dem Augenblicke war ich ganz ſein.

Hören Sie auf, ſich zu grämen, ſagte ich ihm. Sie haben zu viel für mich gethan, als daß ich Sie nicht belohnen ſollte. Schaffen Sie mich ſo geſchwind, ſo heimlich weiter, als es ſeyn kann, damit ich nur ſein Angeſicht nicht wieder ſehe. Ich fühle meine Pflicht, und ich will meine Liebe unterdrücken.

Das Opfer iſt ſchön, es iſt reizend, und, ſetzte er bedenklich hinzu, es iſt verführeriſch. Aber Weinert iſt nicht zu verführen. Der Freund Franks, der Geliebte ſeiner Schweſter, wird Sie bis in den Tod verehren; aber keine Handlung wird er begehen, die ihn einſt gereuen, bittre Vorwürfe ihm hervorbringen könnte.

Ich ſahe ihn ſtarr an, und ich fühlte es ſelbſt, daß ich mehr geſagt hätte, als mein Herz zu halten fähig wäre. Mein Gemüth wurde äußerſt unruhig, und mein Puls ſchlug ſtärker.

Er nahm meine Hand.

Geſtehen Sie mir nur, ſagte er, daß es Ihnen Zwang koſtet. Nein, meine Louiſe, wenn man ſo lange einen Gegenſtand nicht dat vergeſſen können, ſo iſt es unmöglich, auf ein ſolches bloſſes Vornehmen es jemals zu Stande zu bringen. Ich liebe Sie nicht zärtlich; aber ich liebe Sie auch zu ſehr, als daß ich Sie an dieſes Verſprechen binden ſollte. Mit dieſem Augenblicke ſpreche ich Sie von aller Verbindlichkeit frey. Ich will nicht ungerecht gegen Sie handeln: allein ich will auch nicht, daß Sie es gegen mich ſeyn ſollen. Sie ſollen mir es überlaſſen, mit dem Unbekannten zu ſprechen. Ich will ſehn, ob er Ihrer werth iſt. Ich will nicht, daß Sie einem Manne geopfert werden ſollen, der Sie nicht verdient.

Ich wußte nicht, was ich ihm antworten ſollte. Er war mir ſo ſehr zuvorgekommen, und ich mit meinen Gedanken noch ſo weit hinter ihm, daß ich ſtumm vor ihm ſtand.

Beſinnen Sie ſich nicht, fuhr er fort. Ich werde Ihnen nicht den geringſten Vorwurf machen. Ich weiß es ja, daß Sie mir es vorher geſagt haben: ich habe meinen Willen dazu gegeben: und wenn ich es damals nicht möglich glaubte, was jezt geſchehen iſt, ſo war es doch immer nur ein Troſt, der ſchwach war, der auf mich alleine gieng, und von dem es in meiner Gewalt ſtand mich loszureiſſen. Sagen Sie nur das Ja, das doch im Herzen ſchon fertig iſt.

Nun ſo ſey es denn, ſagte ich. Gehen Sie, Weinert; aber zürnen Sie nicht mit mir.

Er gieng, unterdeſſen daß ich ängſtlich ſeine Zurückkunft erwartete, und ſelbſt nicht wußte, welches von beyden mir lieber war, ihn allein, oder in Geſellſchaft des andern wiederkommen zu ſehen.

Er blieb aber nicht lange aus. Er brachte ihn mit. So heiter habe ich nie einen Menſchen geſehen, als ſich es in ſeinem Geſichte ausdrückte. Iſts möglich, rief er, und ſchlug beyde Hände zuſammen, iſts möglich, daß Sie mich leiden können? Iſt Ihnen der Eindruck meiner Erſcheinung ſo geblieben, wie er mir blieb?

Ich erröthete, meine Theure. Eine ſo ſchnelle Ueberraſchung hatte ich nicht vermuthet. Aber ich konnte der Empfindung meines Herzens doch nicht widerſtehen. Ich fühlte es zu ſehr, daß ich ihn liebte.

Ja, antwortete ich ihm, der Eindruck iſt mir geblieben — tief iſt er in mir geblieben. Ich habe ihn lange mit mir herumgetragen, und da ich Sie nicht wieder ſahe, ſo glaubte ich, dieſer überraſchende Augenblick wäre bey Ihnen ein verſchwindendes Feuer geweſen, das die Zeit wieder ausgelöſcht hatte.

Nein, antwortete er mir, das war es nicht. Aber es konnte bey mir nicht von Folgen ſeyn. Ich — ich glaubte ein Fantom geſehen zu haben. Eine Perſon, der ich nie mein Herz anbieten konnte, hatte die genaueſte Aehnlichkeit mit Ihnen. Dieſe glaubte ich damals im Geiſte oder wirklich vor mir zu ſehen. Dieſe aber mußte ich fliehen; ach! meine Schöne, es war eine Schweſter —

Eine Schweſter? fragte ich mit einem ſchaudernden Blick, den eine innere Prophezeung hervorrief — Eine Schweſter? Sie hieß —

Henriette Dubly hieß ſie; ich bin Dubly —

Sie — Dubly — der Mörder meines Bruders — ſagte ich hitzig — und ſtieß ihn ſanft von mir.

Weinert kam auf mich zu, und bat mich, gelaſſen zu ſeyn.

Ihres Bruders — ſagte der unglückliche Dubly; ſo ſind Sie Franks Schweſter? So war die Seligkeit dahin, die ich mir träumte!

te! Nun ſo klage, Dubly, klage, daß deines Unglücks Maaß voll iſt.

Was hatte Ihnen mein Bruder gethan, Dubly? Ach! hätten Sie den Charakter Ihrer Schweſter, dieſer Liebenswürdigen!

Nichts hatte er mir gethan. Er liebte meine Schweſter, die ich auch liebte. Wußte ich, daß es eine ihr ähnliche Perſon gäbe, die fähig wäre, mich wieder zu lieben? Aber ich bin zum Unglück geboren. Ich hätte nimmermehr Sie kennen lernen, wenn nicht der Zufall, der Sie und Henrietten betrübt, dieſen Weg mich hätte gehen laſſen. Aber ſo viel kann ich zu Ihrem Troſte ſagen, Frank iſt faſt gänzlich hergeſtellt.

Er wollte aufſtehen und weggehen; Weinert aber hielt ihn zurück.

Häufen Sie nicht eine Thorheit auf die andere, ſagte er. Louiſe kann freylich den Mörder ihres Bruders haſſen. Aber da Sie es durch des Schickſals Güte nicht ſind, ſo kann auch die Schweſter den wohl lieben, dem der Bruder vergiebt — und dem der Bruder, der die Schweſter liebt, gewiß vergeben wird.

Alſo war Ihr Bruder derjenige, meine Liebe, der eine zweyjährige Unruhe über mich brachte? alſo war es doch Amalie, die dadurch, daß ſie mich von ihm trennte, dieſe Folgen von traurigen Vorfällen hervorbrachte? Doch nein, das will, das kann ich nicht ſagen. Wer weiß, ob dann eines von allem dem geſchehen wäre, was alle dieſe traurige Zufälle in ihre Bahn geleitet.

Ihr Bruder gieng darauf mit Weinert hinaus, und Weinert kam allein zurück.

Er iſt gut, ſagte er, er iſt gewiß gut, meine Louiſe, mir können Sie es glauben. Wie bereut er es, daß er ſo unzeitig hitzig gegen Ihren Bruder geweſen! Er wird ſich nicht darüber zufrieden geben, wenn Sie ihm nicht ſelbſt zureden.

Ich war wirklich in einer unbeſtimmten Lage. Ich konnte lange keinen Entſchluß faſſen. Endlich dachte ich an alles, was Sie mir von ihm geſagt hatten, ſo viele gute Eigenſchaften, die Sie mir an ihm gelobt, an Ihre Liebe zu ihm; und ein wichtigerer Bewegungsgrund, den mir Weinert vorlegte, war, daß durch meine Liebe ſein Haß gegen Frank aufhören, und ich alſo zu Ihrem Glücke, meine Beſte, dadurch beytragen könnte. Der beſtimmte mich dann.

Ich will hiermit nicht ſagen, daß mein Herz außer aller Theilnehmung hierbey geweſen wäre. Was können wohl gegen deſſen Stimme alle äußere Umſtände? Ich fühlte alſo wirklich, daß dieſes auf ſeiner Seite war. Aber meinen Bruder liebe ich auch, und das hielt ihm einigermaßen die Wage.

Weinert erzählte mir, daß, als er von mir weggegangen, er ihn angetroffen mit dem Kopf auf dem Tiſch liegend; daß er ſich äußerſt ſchwermüthig bey ſeinem Eintritt aufgerichtet, und ihn gefragt habe: Was ſein Begehren wäre?

Weinert fragte ihn gleich, ob er nicht vor zwey Jahren das Frauenzimmer in einem Garten geſehen, das ihm heute begegnet?

Mit einer heftigen Freude ſprang er von ſeinem Sitz auf, und erzählte ihm hitzig alle Umſtände dieſer Zuſammenkunft.

Dem ehrlichen Weinert war dies ſchon genug. Er verſicherte ihm, daß die Perſon ein Gleiches für ihn empfunden, ſagte ihm, daß er ihn für den glücklichſten Menſchen auf Erden hielte; denn, wären Sie einige Monate ſpäter gekommen, ſo hätte ſie ihre Hand verſchenken müſſen.

Er hatte ſich vor Ausbruch der Freude kaum entſchließen können, ihm gleich zu folgen. Gott! habe er ausgerufen, ſo muß auf dieſer flüchtigen Wanderung der Glücksſtern mir noch aufgehen! mir, der ich mich vor der Welt verworfen glaubte! mir, der die entfernteſten Winkel ſuchte, um ſich den Angeſichtern der Menſchen zu entziehen, und der Rache beleidigter Freundſchaft zu entkommen.

Ich hörte dieſe Worte nicht aufmerkſam, ſagte Weinert, und war auch viel zu zerſtreut, aus denſelben einen Sinn zu leiten, ſonſt hätte ich wohl merken können, wohin ſie zielten.

Dubly kam wieder.

Ich bin es nicht werth, ſagte er, daß Sie mich lieben. Aber laſſen Sie es auf den Ausſpruch Ihres Bruders ankommen. Ich will mit Ihnen umkehren. Er hat mich ſchon verlangt, um mich zu ſprechen, um mir zu vergeben. Hier ſind die Briefe deswegen von dem alten Dalfour. Sie können mich ſicher mitnehmen. Ich weiß, er beſitzt zu viel Menſchlichkeit, als daß er mir nicht das Glück meines Lebens gönnen ſollte, mir der bisher mit lauter Unglück, mit lauter Leiden kämpfte. Ich habe ſo wenige Tage meiner Ruhe gezählt. Wie grauſam wäre es, wenn ich nun, da ich in Ihnen auf immer ſie befeſtigt ſehe, eines traurigen Zufalls, einer närriſchen unüberlegten Hitze wegen ſie gänzlich verlieren, und wieder in mein altes Nichts zurückkehren ſollte!

Die Schwermuth ſaß bey dieſen Worten auf ſeiner Stirn, und man ſahe es, daß er mit ihr ſchon lange müſſe bekannt geweſen ſeyn.

Ja, ſagte **Weinert**, das wäre grauſam, ſehr grauſam, wenn man Ihnen dieſe Hoffnung nehmen wollte. Das iſt nur das einzige, was Ihnen übrig bleibt. So viel ich aus dem Wenigen, was Sie mir davon geſagt, in Ihrer Geſchichte leſen kann, müſſen Sie ein ſehr trauriges Leben geführt haben.

Ja, das haben Sie, Dubly, ſagte ich, das haben Sie gewiß.

Ich hatte in dem Augenblick das ſtärkſte Mitleiden mit ihm; alles fiel mir wieder ein, was Sie und mein Bruder ſo oft zum Gegenſtand Ihrer Unterhaltung nahmen; und ich konnte mich nicht enthalten, ſeine Hand zu nehmen, und ſie zärtlich zu drücken.

O dieſer Beweis Ihres Mitleidens und Ihrer Neigung ſoll mir ewig theuer ſeyn, ſagte er, und küßte meine Hand inbrünſtig. Nichts geht mir über dieſe Empfindung.

Sie werden es ſehen, ſetzte er in einem ſtandhaften Tone hinzu. Sie werden es ſehen, daß Dubly nicht ſo ſtrafbar iſt, als unglücklich. Er hat die Empfindung ſeines Unrechts mit ſich herumgetragen. Aber das Gefühl ſeines Elends hat ſie etwas geſtumpft. Konnte er denken, daß es ein Mädchen geben würde, ſeiner Henriette ſo gleich, und für ſein Glück ſo gefühlvoll? Wußte er, daß er einer Seligkeit entgegen gieng? Hätte ich damals im Garten nur den Gedanken faſſen können, Sie wären eine andere als meine Henriette, ſo würde ich nicht vorübergeeilet, ich würde Ihnen nachgegangen ſeyn, und würde Sie gebeten haben, mich durch Gegenliebe zum glücklichſten, zum ſeligſten Menſchen zu machen.

Wenn ich Sie dazu machen kann, ſagte ich, ſo iſt es meine Pflicht, ſo will ich es, ſo haben Sie hier meine Hand darauf. Danken Sie es auch dieſem Manne, der ſie Ihnen ſo großmüthig überläßt. Er hatte die nächſten Anſprüche darauf. Er hat die Einwilligung meiner Aeltern. Ohne Schmerz giebt er ſie Ihnen nicht: denn er liebte mich auch, und er liebt mich noch. Aber er denkt edel und ſchön.

Sein Dank gegen Weinert war ohne Grenzen.

Und ſo wäre ich nun die Braut Ihres Bruders. Hat ſich das nicht verändert? Haben Sie das wohl geglaubt, meine Henriette? O wie glücklich bin ich, daß ich etwas zu Ihrer Ruhe beytragen kann! denn gewiß, das beruhigt Sie, daß Sie Ihren Bruder glücklich, ſich und Ihren Frank außer aller Gefahr wiſſen.

Heute kann ich Ihnen nichts mehr ſchreiben. Die Poſt geht ab, und ich will Sie nicht länger auf eine tröſtliche Nachricht warten laſſen.

Nächſtens ſollen Sie wiſſen, wie unſere Aufnahme geweſen, und wenn Ihre Louiſe Ihren Geliebten wieder Ihnen zuführen wird. Mit der lebhafteſten Wonne wird dieſes thun

Ihre

ewige Freundinn,

Louiſe.

Dreyzehnter Brief.

Fortſetzung.

Den 23. Sept 1778.

Ich blieb dabey ſtehen, daß wir beſchloſſen, Ihren Bruder mitzunehmen. In ſeiner Geſellſchaft alſo ſetzten wir unſre Reiſe fort. Von wie viel edlen guten Seiten lernte ich ihn da nicht kennen! Wie ſehr hat er ſein Herz mir ganz dargeſtellt, und was für traurige Beſchreibungen hat er mir von dem Zeitpunkte gemacht, wo er um Ihrentwillen ſo viel gelitten! Seines Lobes über ſeine Mutter war kein Ende.

Aber, ſagte er einmal, als er meine Hand in die ſeinige geſchloſſen hielt, und die Wonne aus ſeinen Augen ſprach — aber warum ich damals, als ich Sie zum erſtenmal ſahe, mir die Idee nicht bilden konnte, daß Sie eine andere als meine Schweſter ſeyn könnten, das kann ich bis auf dieſe Stunde nicht begreifen. Es war faſt keine Möglichkeit, daß es meine Schweſter ſeyn könnte; denn vor drey Tagen hatte ich ſie erſt zu Hauſe geſehen, und ich wußte, daß meine Mutter nicht die geringſten Geſchäfte in dieſem Orte hatte.

Ich glaubte in der That, es wäre eine Erſcheinung, fuhr er fort; denn die träumenden Ideen, die mir zu der Zeit beſtändig im Kopfe herumſchwebten, konnten mich leicht zu einem ſolchen Sprunge meiner Einbildungskraft bringen. Was mich noch mehr darin beſtärkte, war, daß Sie eine andere Perſon bey ſich hatten, die Sie von mir zurückzog, und ich wußte, daß meine Schweſter keine Freundinn hatte. Ich glaubte alſo einen Genius in weiblicher Geſtalt in ihr zu ſehen, der Sie vor mir warnte, und Sie zurückzog, ſich mir zu überlaſſen. Meiner Sache gewiß zu ſeyn, nahm ich meinen Ring, und reichte ihn hin; als dieſer aber niederfiel, und Sie ſich darauf ſchleunig entfernten, ſo war meine feſte Meynung, daß es ein Geſicht ſey. Traurig nahm ich meinen Ring, und gieng weg.

Wir hatten manchen Spaß mit dieſem Geſichte; denn nachgerade verlor ſich das Andenken an vergangene Dinge, und ich wurde mit Ihrem Bruder recht gut bekannt.

Einen Beweis gab er mir nach dem andern von ſeiner Zärtlichkeit, und er ſagte ſelbſt, ſeine Schwermuth ſey ſo ſchnell gewichen, daß er nicht wiſſe, wie er davon gekommen.

men. Bin ich nicht ein geborner Arzt, meine Liebe?

Wir kamen endlich an. Freeſe machte uns die Thür auf. Ich lief gleich ins Zimmer meines Bruders. Ein alter Mann ſaß vor ſeinem Bette.

Weinert erzählte mir hernach, daß, als Dubly hinter ihm in die Hausthür treten wollen, habe Freeſe ihn beym Rock gefaßt, und ihm zugerufen:

Nicht ſo hitzig, junger Herr, Sie ſind da nichts nütze. Wiſſen Sie nicht — haben Sie ſchon vergeſſen —

Auf Weinerts Wink aber ließ er ihn gleich gehen.

Indeſſen drehte ſich Dubly um, und ſagte: Das iſt brav, Freeſe, daß Er für ſeinen Herrn Sorge trägt; aber diesmal komme ich als Freund —

Das ſteht Ihnen auch zu rathen, antwortete jener, ſonſt möchten wir diesmal nicht ſo leicht auseinander kommen, als es das vorigemal geſchahe.

Ich fiel meinem Bruder gleich in die Arme. Er war ſchon aufgeſtanden, meine Beſte. Das hätte ich mir nicht vorgeſtellt.

Henriette war ſein erſtes Wort und ſeine erſte Frage. Und als ich ihm die fröhliche Nachricht Ihres Wohlſeyns brachte, ſo dankte er mir mit der allerlebhafteſten Entzückung dafür.

Indeſſen daß ich mich mit ihm und ſeiner Unterhaltung beſchäftigte, und noch an ſeinem Halſe mit ſchweſterlicher Liebe hieng, war Dubly mit Weinert hereingetreten, und der alte Mann, welcher Lydiens Vater war, hatte ihn gleich beobachtet.

Das iſt gut, das iſt ſchön, rief er, daß Sie da ſind. So hat doch mein Brief etwas gewirket, ſo ſind Sie doch meiner gutgemeynten Ermahnung gefolget.

Nicht Ihr Brief, antwortete ihm Dubly, ſondern dieſe, indem er auf mich wies, iſt Schuld daran, ſonſt wäre ich ſchon viele Meilen entfernt.

Dieſe? ſagte der Alte verwundernd — Und was iſt mit ihr?

Fragen Sie mich jezt nicht, antwortete Dubly, es iſt ſo ſchön, ſo ganz glücklich, mein Schickſal, daß ich es Ihnen nicht beſchreiben kann.

„Nun das iſt auch gut.“ Indeſſen hatte mein Bruder ſeinen lieben Weinert empfangen,

pfangen, auf deſſen Stirn freylich eben nicht der heiterſte Himmel war. Er nahte ſich nunmehr Dubly. Es iſt mir zwar ein Räthſel, ſagte er, wie Sie in Geſellſchaft meiner Schweſter kommen; allein Sie ſind mir willkommen.

Sie haben keine Entſchuldigung, nichts nöthig, ſagte er, als er ſahe, daß Dubly verlegen war. Die Urſache Ihrer Uebereilung hat mir Ihre Schweſter berichtet, und alſo brauche ich keiner Entſchuldigung; wenn Sie mir ſie nur jetzt von Herzen gönnen, wenn Sie mir das Verſprechen thun, daß Sie nie gegen Henrietten einigen Groll deswegen zeigen wollen, ſo ſind wir die beſten Freunde.

Dafür wird Ihnen dieſe Hand gut ſeyn, erwiederte Dubly, und nahm die meinige. Dies iſt eine Henriette wie die Ihrige. Geben Sie mir dieſe, und ich will Ihnen gern Ihre Liebe ungehindert laſſen.

Ach Bruder, fiel ich hier ein, er iſt es, deſſen Rechte Du ſelbſt für die ſtärkſten erklärteſt, und mir ſagteſt, daß ich ſie ihm noch aufheben ſollte.

– So hat Reinert doch noch hier aufwachen müſſen? Armer Freund, was ſagſt Du dazu?

Willſt Du ſo ohne alles Murren geduldig ſeyn?“

Ja in dieſem Fall, antwortete Weinert, bin ich es; denn es iſt zu Euer aller Zufriedenheit nothwendig.

Ich gieng nun zu Lydiens Vater.

Ihnen danke ich von ganzem Herzen, daß Sie ſich meines Bruders ſo väterlich angenommen. Meine Aeltern, und beſonders die Schweſter des jungen Dubly, werden es noch lebhafter thun. Ihre Güte hat ihm gewiß zur Erhaltung ſeines Lebens beygetragen, und Ihre freundſchaftliche Theilnehmung ihn erquicket.

„Ich hab gerne gethan, was ich habe thun können. Aber ich bin ein unbehülflicher Mann. Ich ſollte meine Lydie noch gehabt haben. Die hätte ihn noch beſſer warten ſollen. Ach Gott! die arme Lydie!“

Mein Anblick mußte in ihm das Andenken an ſeine Tochter lebhaft zurückrufen. Er wurde ſehr traurig und niedergeſchlagen.

Ich habe ſie, ſo wie meine Aeltern und die gute Henriette, herzlich bedauert, als Dubly uns ihre Geſchichte meldete. Sie ſind ein unglücklicher Vater.

„Ja wohl bin ich das. Es war von denen das letzte. Ich bin nun noch übrig, und warte ſehnlich auf meine Erlöſung, um bald bey denen zu ſeyn, die ich liebte.“

Wir ſprachen noch viel von unſerer Theilnehmung. Aber der Alte wurde ſo weich dabey, daß er ſich entfernen mußte. Er verſprach, den Nachmittag wiederzukommen. Wir ſetzten uns zu Tiſche, und Dubly mußte uns etwas von ſeinen Schickſalen erzählen. Ueber manchen Ausbruch ſeiner Thorheiten mußten wir herzlich lachen, aber manche hat auch unſer regeſtes Mitleiden erregt.

Nach Tiſche kam der Wundarzt.

In ſo guter Geſellſchaft! ſagte er auf gebrochen Deutſch, und fragte mich, ob ich die Braut meines Bruders wäre. Als ich ihm ſagte, daß ich ſeine Schweſter ſey, ſo meynte er, ich müßte ihn ſehr lieb haben, daß ich ſeinetwegen eine ſo weite und beſchwerliche Reiſe gethan.

Er iſt ein feiner, artiger Mann. Ich dankte ihm mit vieler Wärme für ſeine Dienſte. Aber er wollte davon nichts wiſſen, und blieb immer dabey, es ſey ſeine Schuldigkeit, und er verdiene keinen Dank.

Ich hätte es gerne geſehen, wenn er den Nachmittag bey uns geblieben wäre, aber er lehnte es ab.

Kreſs konnte, ſo oft er bey Dubly vorbey gieng, nicht unterlaſſen, ihm einen drohenden Seitenblick zu geben. Als er es einmal zu bunt machte, ſagte Dubly zu ihm: Nun kann Er auch nachgerade wohl aufhören böſe zu ſeyn —

Beſonders da Dubly nun mein Bräutigam iſt, ſetzte ich hinzu —

Ja er verdient Sie auch wahrhaftig nicht, Mamſell, ſagte jener.

Er hat Recht — er hat Recht, erwiederte Dubly! Das hab ich immer auch gedacht.

Weil er ein ſo guter Menſch, und ſchon in meines Vaters Dienſten alt geworden iſt, ſo iſt ihm erlaubt, ein Wort mitzuſprechen.

Allein nun gieng ein neuer Krieg an. Weinert und Dubly complimentirten nicht wenig wegen der Erbſchaft. Weinert beſtand darauf, Dubly ſolle ſie annehmen, und dieſer wollte ſie mit aller Gewalt nicht. Einer ſagte: Es iſt recht; der andere: Es iſt billig. Und ſie konnten mit ihrem Willen nicht zu Striche kommen. Endlich mußte Weinert nachgeben, und der Streit wurde

ſ

ſo geſchlichtet, daß, ſo lange Weinert lebte, er es behalten, nachher aber es an die Dublyſche Familie kommen ſollte.

Es iſt doch gut, meine Liebe, daß ſo ein Wort exiſtirt, das man für die Zukunft gebrauchen kann. Weinert vermaß ſich hoch und theuer, er würde nie heirathen. Er würde ein ewiger Verehrer von mir bleiben, und würde die meiſte Zeit bey uns zubringen. „Das iſt die Schadloshaltung, die ich für mein abgetretenes Recht verlange, und verlangen kann.“

Um drey Uhr kam Dalfour ſchon wieder. Der gute Alte hatte einen Brief in der Hand. Nun bin ich nicht mehr unglücklich — nicht mehr, rief er uns freudig entgegen.

Meine Lydie lebt noch. Sie lebt noch, wiederholte er, und ſetzte ſich ganz außer Athem in einen Seſſel.

Dobly ſprang gleich auf — Lebt ſie? O Lebell, guter Lebell! ich hatte dich ganz vergeſſen. Wie glücklich biſt du — und wie froh bin ich, daß du es biſt! Du verdienſt es recht ſehr.

Nun fragte er erſt den Alten aus, wie es mit Montroſe ſtände?

Schlecht, antwortete dieſer, ſehr ſchlecht. Er will noch von nichts wiſſen, und der Capitain ſetzt ſeine Klage hartnäckig fort. Es wird allerdings eine üble Sache werden.

Doch wer weiß, was er nun thut, erwiederte Dubly, wenn er hört, daß Lydie noch lebt; vielleicht daß dies einen Eindruck auf ihn macht. Lebeil muß nun ſo zurück, und muß ſeine Lydie holen, und da muß die Sache ſo lange ruhen. „Armes Kind! Sie fürchtet ſich, nur das Bißchen Geld abzubitten. O meine Lydie, und wenn es mein ganzes Vermögen wäre, und es wäre um dich: weg damit! und dann wollt ich wieder anfangen, für dich zu arbeiten. Aber Dubly, wenn Sie ſelbſt nach Marſeille giengen, und Ihren Freunden die Nachricht brächten, die gewiß allen, ſogar dem rauhen Capitain, angenehm ſeyn muß!“

Dubly ſahe mich von der Seite an, als ob er meine Meynung forderte.

Das müſſen Sie thun, ſagte ich gleich. Das ſind Sie Ihrem Freunde ſchuldig.

Schönen Dank, meine Liebe, ſagte der alte Dalfour, für Ihre Einwilligung! Sie verſtehen die Sache, wie man ſich Freunde macht. Wenn meine Lydie zurückkömmt, ſo ſoll ſie auch Ihre erſte Freundinn werden. Nun kann ich mich dort froh wieder unter euch alle ſetzen, und erſcheine nicht ſo ganz allein.

Wenn bekamen Sie den Brief? fragte ihn mein Bruder.

„Je, vor einer Stunde, antwortete er; ich dachte, ich ſollte aus der Stube ſpringen vor Freude, als ich ihre Hand ſahe. Ich habe eine ganze Weile ihn angeſehen; weil ich aber ſo nichts dadurch ſehen konnte, ſo brach ich ihn endlich auf, und las denn da meine ganze Freude. Ich rief auch gleich alle meine Leute zuſammen, und verkündigte ihnen ſelbſt die herrliche Nachricht. Sie freuten ſich auch ſo ſehr als ich, denn ſie haben ſie alle ſo lieb, wie ihr Leben."

Es iſt auch eine ſchöne unverhoffte Freude, ſagte ich; denn Sie haben wohl nie auch nur den entfernteſten Gedanken gehabt, daß ihre Rettung wohl möglich ſeyn konnte.

Nichts, nichts, gar nichts! Wie konnte ich glauben, daß der liebe Gott da ſo ein Wunder thun, und mir das Mädchen wieder aus dem Waſſer herbringen würde! Die arme Seele! Ohne eine ſo mächtige Hülfe hätte ſie nicht durch zwey Wellen durchzuſchwimmen vermocht. So froh als ich auch heute bin, bin ich in einem Jahre nicht geweſen.

Dubly reiſte noch denſelbigen Abend fort. Er nahm von mir den zärtlichſten Abſchied. Er betheuerte es, daß nichts ſein Glück nun vermehren könnte, daß ich ſeiner Schweſter, Ihnen, meine Theure, es melden ſollte, daß er von dem tiefſten Abgrunde der Unruhe zur höchſten Stufe der Seligkeit auf Erden gekommen, daß er ganz glücklich ſey.

Gewiß, meine Henriette, dieſer Ihr Bruder iſt ein guter Menſch, und hat alle Eigenſchaften, die ihn meiner Liebe werth machen können. Sein Fehler beſtand blos in der Leidenſchaft gegen Sie, die nun unterdrückt, gänzlich gedämpft iſt.

In vierzehn Tagen gehen wir, wenn es die Witterung erlaubt, ab; wo nicht, ſo warten wir noch acht Tage länger. Meines Bruders Leben iſt zu koſtbar, als es, um einige Tage eher zu kommen, aufs Spiel zu ſetzen.

Adieu, meine Beſte, Theure! bald erfahren Sie wieder etwas von

Ihrer

Louiſe.

Vierzehnter Brief.

Dubly an Raſſ.

D. 24. Sept. 1778.

Ich bin wieder in Marſeille, und ſo bald wird aus meiner Reiſe zu Dir nichts. Ich habe geträumet; aber es war ein Traum, der beym Erwachen ſo ſchön blieb, als er es erſt war. Ich kann Dir den Umfang meines Glücks nicht ſchildern, und wenn ich es auch könnte, ſo würdeſt Du es doch nicht glauben, wenn Du nicht den Gegenſtand ſelbſt kennteſt, der mich ſo unausſprechlich glücklich macht.

Es hat ſich mit mir alles gewendet. Ich ſtand am Rande eines Abgrunds. Ich ſprang, mich hinein zu ſtürzen, und ich falle in eine Wieſe, wo alles mich anlächelt. Lieber Raſſ, der Wege zum Glück ſind viel, und gemeiniglich geht man ſo ungerne darauf, weil es allemal unverhofft iſt, und dem Anfange, der immer mit Dornen ſticht, man ſich nicht gern anvertrauet.

Mir ſoll es gewiß niemand einreden, daß ich Frank mit gutem Willen verwundet habe; und doch kann ich nichts als dieſen traurigen

Fall zur Urſache annehmen, daß ich jezt der Liebling des Glücks bin.

Immer noch wirſt Du erſtaunt ſeyn; aber nicht mehr, wenn ich Dir ſage, daß Louiſe, Franks Schweſter, meine Braut iſt, daß ich in ihr alles gefunden habe, was ich in Henrietten fand. Wie das alles zugegangen iſt, laß Dir von Henrietten ſagen, welcher Louiſe alles ausführlich geſchrieben.

Kurz, Dein Dubly, der Elende, der Verworfne, der Mörder, iſt Franks Bruder, iſt der Liebling ſeiner Schweſter, wird von ihr mit einer Zärtlichkeit geliebt, die ihres gleichen ſucht, hat alles, was er ſich ſeit dem erſten ſeiner Wünſche erbat.

Wenn Du nicht bey dieſer Nachricht auſſer Dir biſt, wenn Du nicht vor Freude hüpfeſt, ſo iſt Dir Dubly nicht mehr das, was er Dir ſonſt war, ſo biſt Du ihm nicht mehr der warme Freund.

Fühlſt Du nicht, indem ich Dir dieſes ſchreibe, daß alle meine Leiden ſo weggewiſcht ſind, als ob ſie nie da geweſen wären, daß das ganze Elend, das mich ſonſt bedeckte, nur noch in einer Wolke beſteht, die wie ein tiefgeſunkner Nebel unter meinen Füßen ſich rollt, um in Waſſer zu zerfließen? Er iſt weg, der Stein, der das Herz drückte, und der Seele den Muth benahm. Aufſliegen möcht' ich nun, und über Sphären weg ſehen — unterſuchen, ob es ein ſo glückliches Geſchöpf noch neben mir gäbe.

Es giebt ihrer viele, die fühlen, lieben und glücklich ſind. Aber ſo, wie ich es bin? Nach einer ſolchen Reihe unglücklicher, trauriger, ſchwermüthiger Tage — ſo einen Augenblick der Seligkeit, der in Jahre fort dahin wandeln wird, ohne einen Punkt ſeiner Kraft zu verlieren — das iſt mehr, als ein Menſch kann gefühlt haben.

Du haſt Louiſen geſehen — Du kennſt die Herrliche, die großmüthig und liebevoll mir ihre Hand giebt — Du kennſt ſie. Sage mir, was fehlt ihr, mich vollkommen glücklich zu machen? Weißt Du etwas, ſo ſag' es, damit ich meinem hohen Stolze auf ſie Einhalt thue, und etwas herab von der Spitze gehe, auf die ich mich gepflanzt, um jedermann es zuzurufen: Ich bin der Seligſte aller Seligen.

So weit meine Ekſtaſe, Freund, die immer in mir iſt, und die Du mitfühlen mußt, wenn Du noch der alte Raff biſt.

Weinerten bin ich zum Räuber geboren. Ich war es, dem ſein Onkel das Seinige gab. Nun bin ich es, der ihm die Hälfte ſeiner Seele nimmt. Wie bewundere ich ſeine Standhaftigkeit — aber freylich auf ſeine Koſten. Freywillig trat er ſie mir ab, die ihm zu ſeiner Gattinn beſtimmt war. Anderer Glück zu befördern, gab er das ſeinige auf. Die Erbſchaft mußte er zurücknehmen.

Aber Louiſe, und zehn ſolche Erbſchaften — das iſt noch kein Vergleich.

Ich kam zu Lebell. Ich kam, wie ich noch nie kam. Mir und ihm ſollte wohl ſeyn. Ich traf ihn traurig. Er fiel mir aber ſehnſuchtsvoll um den Hals. Nicht ſo trübe, mein Lieber, ſagte ich; Lydie lebt —

„Lydie lebt — Lydie lebt! Nun ſo laß Dich umarmen als einen wahren Engel des Troſtes. Wo? Wo? Wo iſt ſie?“

Ich gab ihm ihren Brief. Du ſollſt ſie gleich abholen. Ihr Vater will es.

Lebell brachte keine halbe Stunde zu, und ſchon war er fort. Es muß ein glücklicher Planet ſcheinen, Xaff, daß ſo für viele Freude geboren wird.

Ich bleibe einige Tage hier. Montroſen muß ich die Nachricht auch geben und ſuchen will ich, daß die Sache aufgehoben wird. Der Capitain tanzte vor Freude, als er es erfuhr. Da iſt ein Engel wieder in die Welt zurückgekommen, ſagte er.

Sobald ich hier fertig bin, reiſe ich wieder zu meiner Louiſe. Sie ſoll mir alle meine Trauertage erſetzen, alles vergüten, was ich litt. O Raff, wenn die gütigſte, beſte Mutter dies erlebt hätte, wenn ſie dieſe Veränderung geſehen hätte! Doch ſie ſieht es ja von oben, aus den Wohnungen des Friedens lächelt ſie göttlichen Frieden zum Segen über uns herab.

Nun kannſt Du Henrietten bitten, daß ſie mir verzeihe — Nun ſoll Louiſe meine Vorſteherinn werden, ſie, deren Stimme ſie ſo gern hören muß, denn es iſt ja ihre eigne; deren Blicke ſie ſo gern ſehen muß, denn es ſind die ihrigen. Und nur dieſes Spiel der Natur konnte glücklich machen

Deinen

Dubly.

Funfzehnter Brief.

Henriette an Louiſen.

D. 26. Sept. 1778.

Wie außerordentlich Ihre Nachrichten für uns waren, will ich Ihnen nicht ſagen; aber daß Sie Ihrer Henriette eine Seelenangſt eingejagt, das iſt gewiß. Ich las Ihren Brief in aller Unſchuld vor, bis ich bemerkte, daß Sie von Ihrer heimlichen Sache ſprechen wollten. Da ſtockte ich etwas; doch faßte ich mich wieder, und dachte, einmal muß es doch heraus, und was da Neues geſchehen iſt, kann den Aeltern nicht verborgen bleiben.

Ich verließ mich ſchon etwas auf die Gewalt, die ich über Ihren Vater und über Ihre Mutter habe, und daß dieſe mir nichts abſchlagen würden, was ſich nur irgend thun ließe. Als ich aber meines Bruders Namen fand, da war ich nicht im Stande weiter zu leſen. Ich gab den Brief Ihrem Onkel. Ich wollte ihm lieber alles überlaſſen, als für den Mann, der ſie ſo ſehr beleidigt, ein Wort ſprechen, das mir zum Eigennutz könnte ausgelegt werden.

Alſo las er weiter, und ich freute mich, daß Sie Ihren Brief da geſchloſſen hatten. Doch nun keine Geheimniſſe mehr! Ich darf und kann ſchriftlich keine verwahren. Wenn ich einen Brief bekomme, und Ihr Onkel läßt ſich nur ſehen, ſo glaube ich ſchon einen Hochverrath begangen zu haben, wenn ich ihm denſelben nicht gleich zeige. Als er zu Ende geleſen, waren alle ſehr ſtill.

Endlich ſagte Ihre Mutter:

Ich habe Luischen wieder Unrecht gethan. Ich habe geglaubt, es ſey blos Eigenſinn geweſen, daß ſie ein Jahr Aufſchub für Weinert verlangt; allein nun ſehe ich, daß ihr Herz ſchon gefangen geweſen, und ich danke es ihr, daß ſie mir es nicht entdeckt: denn damals dachte ich nicht wie jezt.

Es wurde weiter diesmal nichts geſprochen. Aber hernach erzählte mir Ihr Onkel, daß es Ihrem Vater anfänglich erſtaunlich auffallend geweſen wäre, daß juſt der, der ihn faſt um ſeinen Sohn gebracht hätte, der Gatte ſeiner Tochter ſeyn ſoll. Er habe es auch trocken geſagt, daß, wenn ich nicht wäre, und er wüßte, daß er mich dadurch verbände, ſo würde er es nicht thun.

Es wird mir doch immer ein unangenehmer Anblick ſeyn, hatte er hinzugeſetzt.

Das iſt nun ſo die erſte Zeit, meine Jette, ſagte Ihr Onkel. Es ſchmerzt freylich einen Vater, wenn es der einzige Sohn iſt, und alle Hoffnungen, die er hatte, gehen mit ihm dahin. Aber wenn er nur ſonſt ein guter Menſch iſt, ſo vergißt ſich das ſehr ſchnell, denn meines Bruders Herz iſt nicht ſehr zum Zürnen geneigt.

Da that ich denn freylich, was ich konnte, meine Liebe, um ihn davon zu überzeugen, daß mein Bruder übrigens ein rechtſchaffener Mann ſey.

Und was wollten wir denn auch thun? antwortete er; das Mädchen will ihn, und Weinert giebt ſie her, ſo müſſen wir auch wohl Ja ſagen.

So weit hiervon! Meiner Mutter ihre Geſchichte habe ich geleſen, und wie gerne ſchickte ich ſie Ihnen ganz; aber die Papiere ſind mir zu koſtbar. Ich will ſie alſo in verſchiedene Briefe eintheilen. Ich will Ihre Neugierde nicht vor der Zeit ſtillen, ſonſt würden Sie verlieren. Geweint habe ich genug dabey, und das, weiß ich, werden Sie auch nicht unterlaſſen.

Meine Mutter war die einzige Tochter und der letzte Zweig aus dem Hauſe Dalfour. Dies iſt der Name des Mannes, den mir mein Bruder als Lydiens Vater nannte. Alſo ſeine Frage nach dem Namen Dubly mochte wohl vielen Grund haben.

Der Liebling ihrer Aeltern, durfte ſie alles, was ſie wollte; und ſie ſagt es ſelbſt, daß, wenn ihre angeborne Liebe zum ſtillen Leben ſie nicht zurückgehalten, ſie unter den Augen ihrer Aeltern die ausſchweifendſten Thorheiten hätte begehen können. Da ſie die reiche Erbinn eines der anſehnlichſten Häuſer war, ſo war ihr Haus voll Anbeter, worunter ſie hätte glänzen können.

Da aber dies ihrer Neigung gänzlich zuwider war, ſo zog ſie ſich mehr zurück, als es dieſen lieb war. Unter denen, die ſie beſuchten, zeichnete ſich ein gewiſſer Dubly vor andern als ein ſtiller, ordentlicher Mann aus, und ſie wurde ihm durch die Aufmerkſamkeit beſonders gewogen, womit er ſie behandelte. Er war in Kriegsdienſten, war in kurzer Zeit hoch geſtiegen, und hatte die Ausſicht, einſt einen der erſten Poſten zu bekleiden. Damals war meine Mutter erſt vierzehn Jahr alt, aber ihre Neigung zu ihm hatte ſchon tief gewurzelt. Ganze Tage brachte ſie in ſeiner Geſellſchaft zu, und alle, die um und neben ihnen waren, waren es ſchon überzeugt, daß niemand als Dubly ihr Herz je beſitzen würde.

Indeſſen kam die Zeit, wo ſie bey Hofe erſcheinen mußte; und die Pracht, die ihre Aeltern hier zeigten, war ihrem Vermögen gemäß. Sie ſchreibt hier ſehr rührend von dem, was ſie damals in manchen einſamen Stunden mit Dubly geſprochen; wie ſie ihm ſo oft geſagt: Sie verwünſche dieſe Pracht, denn ſie könne vorausſehen, daß ſie ihr noch manche traurige Stunde zuwege bringen würde.

Dubly ſelbſt war faſt in Verzweiflung. Bey allen Vorzügen, die er beſaß, bey allen ſeinen Anſprüchen fehlte es ihm an Vermögen; und alſo durfte er es nicht wagen, um ſeine Geliebte anzuhalten. Er kannte den Stolz ihrer Aeltern zu ſehr, und wußte, daß jezt erſt der Zeitpunkt angieng, wo ſie mit derſelben glänzen wollten. Den Liebenden blieb alſo nichts übrig als zu klagen. Verſchloſſen zuweilen in meiner Mutter Zimmern ſchworen ſie ſich ewige Liebe, ohne nur eine entfernte Hoffnung dazu zu haben.

Die Tage des Glanzes erſchienen, und Dubly hatte wenigſtens das Vergnügen, diejenige, die er heimlich liebte, deren Herz ihm eigen war, von der ganzen Welt bewundert zu ſehen.

Nicht zwey volle Wochen dauerte indeſſen ihre Ruhe. Ein Prinz des königlichen Hauſes machte ſich an meine Mutter, und mit Schrecken ſahe Dubly das Gewitter aufſteigen, das über ihren Häuptern brechen ſollte. Sie fühlte es nicht weniger. Wir ſind verloren, riefen ſie einander zu, als Dubly ſie nach Hauſe führte, und beyden war ihr Herz zerriſſen. Dieſe Nacht war für meine Mutter eine der ſchrecklichſten. Wenn meine Aeltern, ſchreibt ſie, die indeſſen in wollüſtigen Träumen von dem hohen Glücke ihrer Tochter ſchwammen, gewußt hätten, wie äußerſt ich dieſes Glück verachtete, ſie würden mich gehaßt haben; denn ſie kannten keines als in der Hoheit und dem Glanze.

Weinen und Schlafloſigkeit hatten mich ſo verſtellt, daß ich viele Stunden nöthig hatte, mein Anſehen ſo wiederherzuſtellen, daß ich mit meinen Aeltern wieder ausgehen konnte. Ich fand meinen neuen Liebhaber, und ich fand ihn ſo abgeſchmackt, daß es mir ein Geſetz wurde, ihm auf keine ſeiner Fragen eine Antwort zu geben, die ihn beſtärken konnte.

Er wußte alſo ſelbſt nicht, woran er war, und es ſchien faſt, als wenn ihn meine zuweilen ſehr dumme Antworten zurückſchreckten.

Er mochte aber bemerkt haben, daß ich mit andern vernünftiger ſprach; denn er ſagte mir einmal mit unverſchämter Dreiſtigkeit: Sie ſtellen ſich dumm gegen mich, weil Sie mich nicht lieben wollen; aber Sie betrügen mich nicht. Ich werde Mittel finden, zu Ihrem Beſitz zu kommen.

Seit dieſer Zeit ſprach ich kein Wort mit ihm. Er hatte aber wirklich ſchon meinen Aeltern ſeine Abſicht geſagt, und voll vom lebhafteſten Vergnügen kündigten dieſe mir es einen Nachmittag in einem kleinen Zirkel von Freunden an. Ich bezeugte keinen Schrecken darüber, denn ich kannte meine Aeltern zu gut. Aber ich ſchwieg.

Dubly, der auch zugegen war, wurde blaß und gieng hinaus.

Er beſuchte mich hernach auf meinem Zimmer, und fand mich weinend.

Rein.

Nein, Dubly, rief ich ihm entgegen, nimmermehr ſoll das geſchehen. Mein Herz ſoll und muß das Ihrige bleiben. Niemand, er ſey wer er wolle, ſoll es erhalten. Laſſen Sie mich nur machen, und tröſten Sie ſich ganz darüber.

Meine Zärtlichkeit gegen ihn war auf das höchſte geſtiegen, weil ich ſeine Betrübniß über meinen Verluſt ſahe, und ich glaubte ihm eine gänzliche Aufopferung meiner neuen Liebe ſchuldig zu ſeyn. Weil aber dies meine Aeltern wider mich unverſöhnlich aufbringen mußte, ſo wollte ich erſt einen Verſuch bey meinem Liebhaber ſelbſt machen. Ich dachte mir einen ganzen Plan dazu, den aber der andere Morgen ſchon wieder ſtörte.

Ich fand meine Mutter ſehr krank. Ein heftiges Fieber, welches ſie hatte, und das, ohne nachzulaſſen, nach zehn Tagen ſie wegraffte, hatte auch meinen Vater angegriffen. Er lebte nicht viel länger, und in drey Wochen war ich meiner Aeltern beraubt, und dagegen im Beſitz eines ungeheuren Vermögens und meines freyen Willens.

Liebe Henriette, hier muß ich ſtehen bleiben. Hier kann ich nicht unterlaſſen, tief zu klagen, daß ich nicht das Glück hatte, das

Dir und Deinem Bruder zu Theil geworden. Keine Mutter, die mich ſo zärtlich geliebt hätte, daß ſie alle Sorgfalt auf mich verwendet! Liebe war es nach Glanz und Hoheit, nicht Liebe des Herzens. An Zerſtreuungen und Größe gewöhnt, von keinem Unglück niedergeſchlagen, dachten ſie, wenn ſie mich in eine glänzende Rolle brächten, hätten ſie für alles geſorgt.

Demohngeachtet ſchmerzte mich ihr Verluſt. Nur Dubly, die Vorſtellung meiner Freyheit, das Ende meiner Leiden, und die ſchöne Ausſicht für die Zukunft — dergleichen unterdrückte freylich dieſen Schmerz bald.

Mein Trauerjahr verfloß. Dubly und einige Freunde und Freundinnen waren indeſſen meine einzige Geſellſchaft geweſen. Für alle andere war meine Thür verſchloſſen. Der Prinz mußte wie die übrigen meine Trauer zur Entſchuldigung annehmen.

Als dieſe zu Ende war, bekam Dubly in der Stille meine Hand. Ich wurde das glücklichſte Weib durch ihn.

Der Prinz wollte raſend werden, als er es hörte. Man hatte dies nicht vermuthet. Man erwartete meine Erſcheinung in dem vorigen Glanze.

Aber man wußte ſich zu rächen. Indeſſen daß ich in der ſeligſten Ruhe lebte, ſchmiedete man die Ränke. Der Prinz wußte es dahin zu bringen, daß auf eine Klage wider mich mein ganzes Vermögen ihm zugeſprochen wurde. Es hieß, er habe die Einwilligung meiner Aeltern gehabt, und ſo habe ich meine Hand nicht vergeben können.

Ich ſahe den Ruin meines Vermögens ohne Rührung. Aber Dubly grämte ſich darüber. Ich habe Sie unglücklich gemacht, ſagte er; ich habe Sie um das Ihrige gebracht.

Ich hatte Mühe, ihn zum Stillſchweigen zu bringen. Endlich, als ich ihm einige Papiere zeigte, welches Scheine auf anſehnliche Summen waren, die mein Vater in auswärtigen Ländern ſtehen hatte, ſo beruhigte er ſich.

Wir ließen unſern Freunden nicht den geringſten Schmerz ſehen. Wir hatten vom Anfange ſtille gelebt. Wir brauchten uns alſo nicht einzuſchränken, weil meines Mannes Gehalt faſt zu unſerm Aufwande hinreichte.

Aber des Prinzen Haß gieng noch weiter. Es ſchien, als wenn er uns nicht glücklich zuſammen ſehen könnte. Ehe wir es vermutheten,

theten, wurde mein Mann beordert, ſich zu einer Reiſe fertig zu halten. Hier war es, wo ich zitterte. Alles, außer ihn, zu verlieren, war mir nichts. Ihn ſelbſt zu verlieren, war mir alles.

Aber hier war mein Dubly wieder ganz der Zärtliche. Ich werde nie, nie Dich verlaſſen, ſagte er; lieber verlaſſe ich meine Dienſte, und gehe in ein fremdes Land, wo wir keiner Verfolgung ausgeſetzt ſind.

Endlich kam der Befehl. Es war eine angeſehene Stelle in den americaniſchen Colonien, die man ihm gab. Man hatte es vermuthet, daß er eine kleinere nicht annehmen würde. Es war alles Widerſprechen in dem Befehl ſelbſt verboten.

Man glaubte aber nicht, daß eine Frau, die ein ſo großes Vermögen geopfert, auch zu mehrerem fähig ſey. Als Dubly mir den verhaßten Befehl brachte, ſagte er — und hier, meine Liebe, iſt meine Antwort. Es war die Bitte um ſeinen Abſchied.

Nein, Dubly, antwortete ich ihm; ich ſehe weit gefährlichere Folgen, wenn Sie dieſes thun. Laſſen Sie uns reiſen. Sollten wir nicht dort glücklicher leben als hier, wo keine Verfolgungen uns bevorſtehen?

Und Sie wollten, ſagte er entzückt, dahin mir folgen? Sagen Sie mir nun nie mehr, daß ich unglücklich bin. Ich ſelbſt will es mir nicht ſagen. Man kann nicht glücklicher ſeyn, als man iſt, wenn man eine ſolche Frau beſizt.

Wir reiſten ab. Wir giengen zu Schiffe. Wir hatten eine glückliche Ueberfahrt. Der Himmel wollte uns ſchnell den Händen derer entreißen, die nach unſerm Untergange trachteten.

Wir kamen in eine herrliche Gegend. Man hätte uns können Paris mit allen ſeinen Schäzen wieder anbieten, und wir würden es verachtet haben. Sechs Wochen nach unſrer Ankunft kam dein Bruder zur Welt. Die Freude ſeines Vaters will ich dir nicht ſchildern. Gott gebe, daß du einſt ſelbſt dieſe Erfahrung machſt.

Wir hatten eine anſehnliche Summe unſers Geldes mitgebracht. Ein alter, ehrlicher Coloniſt, ein Bruder des alten Weinerts, von dem du noch mehr hören wirſt, war einer unſrer Nachbarn. Wir vertraueten es ihm an, und ſollten dafür einen Antheil an ſeinen Pflanzungen haben.

Er war unſer täglicher Geſellſchafter, und vergnügter war ich, als ich es je in den Zeiten meiner Pracht geweſen.

Liebe Tochter, nie, nie laß dich hinreißen, dich den Zerſtreuungen zu ſehr zu überlaſſen. Sie ſind die Verderber eines reinen Herzens, und man gewöhnt ſich ſo ſehr an die böſen Folgen derſelben, daß man ſich noch recht unſchuldig zu ſeyn glaubt, wenn der verführeriſche Gift ſchon alle Adern durchdrungen. Menſchenliebe und Frömmigkeit wird dadurch benebelt, und es iſt ein Flor, der ſich vor alle Ideen des Guten ſetzt; undurchſehbar gegen alles, was uns auf den Weg zurückführen kann, von dem wir uns verirrt haben — offen und ſchimmernd gegen alles, was uns hinreißt. Rechne dieſer Erkenntniß, dieſer Erfahrung es zu, daß ich dir zuweilen Zerſtreuungen verſagte, die in der That unſchuldig waren, aber von denen ich befürchtete, ſie möchten in deinem zarten Gemüthe einen gefährlichen Eindruck zurücklaſſen.

Dieſer Weinert war unſer Freund, unſer Rathgeber. Wir ſahen ihn als einen Vater an. Zwey Jahre vergiengen uns ſo in der reinſten Entzückung. Wir hatten alles vergeſſen,

geſſen, was man uns in unſerm Vaterlande zuwider gethan hatte. Es kam uns nicht ein Gedanke ein, der eine Zurückerinnerung an das geweſen wäre, was wir verloren hatten. Unſer jetziger Aufenthalt war uns Vaterland und alles. Unſer Freund lebte nur in uns, wir in ihm. Tage vergiengen wie Stunden, und dieſe Jahre verfloſſen wie einzelne Monate.

Unſer Glück war zu reizend, als daß es von Dauer ſeyn konnte. Du lebteſt ſchon, und ich war meiner dritten Niederkunft nahe, als ein Aufruhr unter den Nachbarn unſerer Colonie meinen Mann von mir wegrief. Das war ein trauriger Tag der Trennung, als ich von ihm Abſchied nahm, und dieſer Tag war der letzte meines Vergnügens, der letzte meiner Ruhe.

Hier, liebe Louiſe, mache ich ein Ende, und im nächſten Briefe mehr. Die Zeit der Trauer meiner theuren Mutter hebt hier an. Ich habe mit Theilnehmung alles bis hierher geleſen, aber von hier gieng meine Betrübniß mit der ihrigen an.

Geſtern habe ich von Raff auch die verſprochenen Briefe bekommen. Sie ſind von meinem Bruder in der Zeit ſeiner heftigen Leidenſchaft geſchrieben. Leſen Sie ſie, und urtheilen Sie von der Gemüthsverfaſſung deſſen, der ſie ſchrieb. In welcher Angſt muß er geweſen ſeyn!

Es iſt nicht möglich, daß ich ſeine Hitze gegen meinen Geliebten rechtfertigen kann. Allein ich weiß, wenn mein Frank dieſe Briefe lieſt, wird er eben ſo viel Mitleiden haben, als er ehedem gegen meinen unglücklichen Bruder hatte, deſſen Leiden ihm ſo nahe am Herzen lagen.

Ihr Onkel bewundert alles, was meine Mutter gethan hat. Er ſagt, dergleichen Standhaftigkeit müſſe es wenig geben. Er wollte wütend gegen den Prinzen werden, als er es hörte, daß er mit dem Vermögen meiner Mutter noch nicht zufrieden geweſen, ſondern auch ihre Ruhe zu ſtören geſucht hatte. Wenn es mir zuweilen zu ſauer wurde, zu leſen, ſo nahm er wohl das Papier, und las, aber lange konnte er es niemals aushalten; denn es kamen gemeiniglich Auftritte, die ihn wild machten. Er kann durchaus nichts leiden, was die Menſchlichkeit angreift. Jede Handlung, die eine glückliche Ausſicht eines andern ſtört, iſt bey ihm niemals einer Vergebung würdig. Sie haftet immer an den Menſchen. Und auch derjenige iſt ihm beſtrafenswerth, der nur etwas unterläßt, was ſie befördern könnte.

Er iſt ein ſtrenger Sittenlehrer, aber ein biedrer Mann. Sein Herz iſt auf ſeiner Zunge, und ſein Reichthum immer in ſeiner Hand. Man ſieht es, wie Ihr Vater und er ſich vormals müſſen geliebt haben, an ihrer jetzigen Zärtlichkeit.

Könnten wir nun nicht alle Tage unſers Lebens ſo froh vollbracht haben? ſagte er neulich, als wir mit Ihrem Vater allein waren, zu ihm. Was trieb dich dazu, deinen Kindern eine Stiefmutter zu geben? Und wenn dies dir auch Pflicht ſchien, warum ſchloſſeſt du deinen Bruder aus deinem Herzen aus? Den Weg, den wir jezt gegangen ſind, konnten wir dann auch gehen.

Stille, Bruder! ſagte Ihr Vater äußerſt gerührt. Vom erſtern will ich dich belehren, und das zweyte war eine Thorheit, die ich nie zu bereuen aufhören werde.

Könnten Sie doch ſchon wieder hier ſeyn, um unſer aller Glück zu befördern! Könnte Frank doch bald ſelbſt die Freude wiederſehen, die eine ſolche Vereinigung aller der Ihrigen ihm machen würde! Könnte er es doch ſchon ſichtbar empfinden, daß er wieder eine Mutter hat! Sie hat am meiſten geblutet bey ſeiner Wunde. Mein Gefühl für ihn kann nicht ſtärker ſeyn, als es iſt. Aber das ihrige, aus einem andern Geſichtspunkte, iſt weit empfindlicher. Sie fühlt aus einem Grade des Bewußtſeyns der Schuld, und ich fühle aus Theilnehmung aus dem Bewußtſeyn des Verluſts.

Doch bald werden wir nichts als Wonne mehr fühlen, und dann wird erſt ganz glücklich ſeyn

Ihre Freundinn,
Henriette Dubly.

Sechzehnter Brief.

Dubly an Raſſ.

(Dieſes war nach dem erſten Abſchiede aus ſeiner Mutter Hauſe geſchrieben.)

Theurer Freund!

Ich bin verſtoßen, man will mich nicht in dem Hauſe dulden, wo meines Herzens einziger Wunſch iſt. Dies iſt ein Räthſel, welches ich Dir löſen will.

Ich brauche einen Freund; ich kann ohne den nicht ſeyn; die Geheimniſſe meines Herzens ſind ſo drückend, daß ſie einer Erleichterung bedürfen. In Deinen Buſen will ich ihn ausſchütten, den Schmerz, der mein Innerſtes durchwühlt — aber, wehe Dir, wenn Du ihn verräthſt — wenn Du jemanden mein Geheimniß entdeckſt! Meine Mutter weiß es. Mit ihr kannſt Du davon reden.

Ich liebe meine Schweſter. Zitterſt Du ſo vor dem Worte zurück, wie es meine Mutter that, ſo wiſſe, wie ſie es weiß, daß es ein Gefühl iſt, welches ich nicht unterdrücken kann, und daß alles, was Ihr mir zu meiner Ueberredung ſagen werdet, umſonſt iſt.

Der Gedanke hat zu tief Wurzel gefaßt, daß in Ewigkeit nur ihre Reize auf mich einen Eindruck machen können, als daß ein Rath — ein Befehl, eine Macht ihn aus meinem Herzen herausreißen können.

Was kann ich erwarten, nachdem man mich ſogar aus dem mütterlichen Hauſe verſtoßen? Nichts! Meine Mutter hat mir ein Verbot gethan, und die Strafe ihres Fluchs darauf geſetzt, wenn ich es übertrete; und dies iſt: meiner Schweſter nichts von meiner Liebe zu ſagen.

Meine Schweſter? — Nein, von nun an ſoll dieſes Wort aus meinem Munde verbannt ſeyn, meine Henriette ſoll ſie ſeyn; und Kaff, wenn Du Mitleiden haſt, ſo nenne ſie nicht meine Schweſter.

Aber ihr Verbot muß ich achten. Ich fühle es, daß ihr Fluch mich zum elendeſten Menſchen machen würde — noch elender, als ich jezt ſchon bin; alſo nichts davon Henrietten. Theuer habe ich dies verſprochen, mir ſelbſt habe ich es verſprochen, und theuer will ich es halten, daß mich jener Fluch nicht treffe.

Aber unſtät und flüchtig will ich ſeyn. Nagen ſoll mich mein Jammer, bis nichts empfindliches mehr an mir übrig iſt, bis ich zum Schrecken eines jeden geworden bin, der mir begegnet.

Es wacht in mir auf, das Gefühl, das ich ſo lange bey mir trug, daß ich zum Elend geboren bin; aber ich will es auch nähren, dieſes Gefühl, und es ſoll mir ein Gefühl zum Verderben werden, ſo lange ich lebe.

Das letzte Wort, Kaff, das ich meiner Mutter ſagte, war: Sie ſind es, die mich zum elendeſten Menſchen machen. War das nicht hart?

Ja, mein Lieber, ich weiß es, daß ich meine Mutter liebe, und nichts wird dies Gefühl in mir unterdrücken. Doch fühle ich, daß ich es auf eine Zeit lang vergeſſen könnte, daß ich aufhören könnte, ſie zu lieben, wenn es in Augenblicken wäre, wo ſie mir ſagte: Du ſollſt deine Henriette nicht lieben.

Alſo muß ich mich hüten. Ich muß mich hüten, ihr Geſicht zu ſehen, weil es mir ſonſt ein übereiltes Wort herauslocken könnte, das ihre mütterliche Zärtlichkeit beleidigen würde.

Nein, es iſt fürchterlich — es zerreißt meine Seele, daß ich ſie nicht wiederſehen ſoll. Ich muß, ich will ſie wiederſehen; denn ohne ihren Anblick kann ich nicht leben. Habe ich darum ſie geſehen, daß ich ſie vergeſſen ſoll? O daß der wütende Schmerz mich doch ſchnell zu Tode marterte, daß ich der nagenden Qual los, daß ich befreyet würde von dem Jammer dieſes Elendes! Und warum raubt man ſie mir?

Um elender Geſetze willen — Geſetze — doch ich will nicht darwider ſprechen. Sie können gut ſeyn, doch in dieſem Falle ſind ſie es nicht.

O Raff — Raff, gieb Ruhe

Deinem unglücklichen

Dubly.

Siebenzehnter Brief.

Dubly an Raff.

(Einige Tage vor ſeiner Abreiſe nach Paris.)

So iſts, Raff, ich bin ganz verworfen — Ich habe die beſte, die zärtlichſte Mutter gemißhandelt. Das viertemal iſt es nun, daß ich ſie wieder aufgeſucht. Dreymal dämpfte ihr ehrwürdiger Anblick meine Wut. Ich wurde gemäßigt. Freylich, ich machte Vorwürfe, ich ſagte Bitterkeiten; und das war ſchon ſtrafbar genug. Aber ich gieng, ohne zu mißhandeln. Aber diesmal — höre und zittere ſelbſt davor.

Ich kam zu ihr. Ich habe keine Ruhe, ſagte ich, der Schlaf fliehet meine Augen. Das Bild Henriettens erhält ſie wach. Ich will, ich will von Ihnen alles dieſes fordern; Sie ſind meine Mutter. Sie verjagten mich aus Ihrem Hauſe, aus dem Hauſe, wo ich

Troſt hatte. Sie ſollen mich wieder zu ſich nehmen. Ich will Henrietten nichts von meiner Liebe ſagen; aber ich will ſie ſehen, ich will ſie ſprechen, ich will Troſt aus ihren Augen haben. Ich kann wenigſtens alsdenn ſeufzen: Könnteſt du ſie beſitzen!

Damit du dich noch unglücklicher machteſt, fiel mir meine Mutter weinend ein, damit du ſie vielleicht auch verderben könnteſt! Nein, mein Sohn, Unſchuld iſt noch in ihrer Seele, und ſie ſoll darin bleiben, ſo lange ihre Mutter ſie ihr erhalten kann. Eine Stunde aufs neue mit dir könnte dieſem Kleinode Verderben ſeyn. Weißt du nicht, daß ein Gedanke, ein Wort die Unſchuld raubt? Weißt du nicht, daß ein Mädchen nicht den geringſten Eindruck empfinden muß, der nicht ganz Rechtſchaffenheit iſt? Mitleiden gebiert Leidenſchaft. Geh hin, mein Sohn, ſuche die deinige zu unterdrücken.

Wollte Gott, ich könnte die Ruhe dir geben, die du von mir verlangſt! Wollte Gott, mein Blut könnte dir es geben, das Stille, was deine Seele begehrt. Geh! der Segen deiner Mutter wird dich vielleicht dem Abgrunde entreißen. Ihr Gebet —

Ihr Gebet? fiel ich voll Wut ihr in die Rede. Immer ſoll das Gebet etwas thun. Hat es mich auch nur von einer böſen Stunde befreyet, dies Gebet, worauf Sie ſo ſtolz zu ſeyn, ſo viel zu trauen ſcheinen?

Spotte nicht, mein Sohn, ſagte ſie mit ſanfter, aber ernſter Stimme; ſpotte nicht des Mittels, welches noch das einzige iſt, das deinen Verluſt wiederbringen, deine Thorheiten gut machen kann. Du warſt auf dem Wege, wider Gott und Menſchen zu ſündigen, und du biſt es noch, du willſt deine unſchuldige Schweſter verführen —

Sie iſt nicht meine Schweſter, und ſie ſoll es nicht ſeyn. Hören Sie auf, Ihren Sohn zu kränken. Hören Sie auf, ihm ſein Elend zu vergrößern! Iſt es nicht genug, was er leidet? Wollen Sie ihn tödten?

O mein Sohn, mein einziger Sohn, was thuſt du? Du wüteſt gegen deine eigne Mutter, gegen eine Mutter, bedenke es, die dich ſo herzlich liebt. Ich dich tödten? Nein, mein Sohn, Leben möchte ich dir geben; und was ich dir ſage, iſt Leben. Folge dem! Stoße hinweg aus deinem Herzen die unreine Liebe, die darin ihre Wohnung genommen. Kehre zurück von der Schwäche deiner Seele.

So will ich es nennen, was du wider uns im Sinne haſt. Deine Schweſter kann dich nie lieben —

Schon wieder Schweſter? — ſagte ich noch wütender als vorher. Ich werde ſie verwünſchen; daß ich nie geboren wäre, wenn ich dieſe — Schweſter nennen ſollte! Ich wollte, daß ich im erſten Waſſer ertrunken wäre; daß meine Augen ſich geſchloſſen hätten, ehe ich Sie als Mutter, Henrietten als Schweſter geſehen hätte!

Ich mag Dir nicht alles ſagen, was ich geſprochen. Es übertrift meine eigne Ueberzeugung, wenn ich es jezt bedenke. Ich fuhr damit fort, bis ſie ohnmächtig zu meinen Füßen lag. Dann verließ ich Barbar ſie, ohne eine Empfindung von Gefühl zu haben. Ich habe es nicht bereuet, als in dieſer Stunde, da ich Dir es ſchreibe; aber in eben dieſer Stunde bin ich auch der elendeſte Menſch.

Ich bin ſo wütend, wenn ich nur Henrietten nenne, daß ich alles zerſchlage, was um mich iſt, und nichts iſt mir zu koſtbar.

Du ſagſt, ich ſoll gehen, ich ſoll mich von dem Gegenſtande meines Unglücks entfernen, damit ich es vergeſſen lerne, daß er mir ein ſolcher iſt.

Vergeſſen lernen? O mein Freund, wie iſt das Wort ſo leicht ausgeſprochen, und wie ſo ſchwer iſt die Ausführung! Vergeſſen lernt man ſehr leicht, daß man glücklich geweſen iſt. Man vergißt, daß man Gegenſtände hatte, die einem angenehm waren. Aber das vergißt man nicht leicht, daß alle Macht des Unglücks auf einen ſtieß. Das vergißt man nicht, daß Reize, die einen feſſelten, einen ewig feſſeln werden.

O Raff, was habe ich aus ihren Augen geſehen? Was haben ihre Blicke mich gelehret? Es iſt keine Empfindung, die überhingehend iſt. Wenn ich ihre Hand in der meinigen hatte, ſo braunte verzehrendes Feuer in mir. Wenn ihr Mund redete, ſo war es, als ob ein Engel ſpräche. Wenn ſie mir ſagte: Dubly, du biſt mir ein Lehrer — ſo dachte ich — du biſt mir eine Lehrerinn des Herzens.

Aber ſagen durfte ich es ihr nicht. Ich fürchtete mich vor ihrer Frömmigkeit, vor ihrer Unſchuld. Ehrwürdig, Raff, war mir dieſe; und immer hätte meine Mutter mich in dem Hauſe laſſen können, wo dieſe ſchöne Nahrung für mein Herz war.

Und dieſe ſollte ich vergeſſen lernen? Das lerne ich nie, Raff. Sie wird mich es nicht lehren, wie ſie mich Liebe lehrte. Und ohne ſie werde ich nie etwas lernen. Ja, ich werde lernen ein Unmenſch zu ſeyn, alles um mich werde ich haſſen lernen.

Das iſt mir jezt eine kräftige, eine ſchöne Empfindung, wenn ich andre Menſchen glücklich denke. Ich ſetze ſie alsdenn mit mir in Vergleich. Ich denke ſie gegen mich, den Engel gegen ſie. Und was das iſt, daß ich mich dann meines Elends freuen kann, das weiß ich ſelbſt nicht. Ich fühle aber die Freude; wenn mein Herz recht zerriſſen iſt, ſo ergötze ich mich recht inniglich daran.

Ich will indeſſen Deinen Vorſchlag überlegen. Ich will ſehen ob ich den Gedanken ertragen kann, mich von ihr zu trennen; und wenn ichs kann, ſo will ich es thun, ſo verſpreche ich es Dir, ich will mich wenigſtens den Vorwürfen entziehen, die ich mir wegen der Beleidigungen meiner Mutter aufs neue würde zu machen haben.

Für mich kann ich nichts mehr erwarten. Ich bin ein elender, ich bin ein verworfner Menſch. Da ich ganz hoffnungslos liebe, da ich fühle, daß ich nie aufhören kann, zu lieben, ſo bleibt mir nur der Wunſch des Nichtſeyns übrig.

Henriette iſt mir immer zu edel geweſen, als daß ſie mich hätte können dahin bringen, ihr einen Vorſchlag zu thun. Und auch Du biſt mir zu fromm dazu. Alſo bleibe er bey mir, und nage mich, ſo wie alles mich naget, was ich bisher gethan und gedacht habe. Sollte jemals für mich eine Rettung ſeyn, ſo kann nur ein Wunder dieſe bewerkſtelligen.

Wenn ich Henrietten noch einmal ſehen könnte — Doch nein, nicht daran denken — Noch einmal ihren Namen, und Dein Brief wäre zerriſſen! Ich bin

Dein Freund,
Dubly.

Achtzehnter Brief.

Lebell an Lydiens Vater.

D. 2. Oct. 1778.

Morgen werde ich mit Ihrer Tochter, mit meiner Lydie, abreiſen. Dies iſt wohl das erſte, was ich Ihnen ſagen muß; denn es wird Ihnen das Liebſte ſeyn. In den wenigen Tagen, die ich hier zugebracht habe, hat ſie ſich ſo erholt, daß ſie ſich wieder in

ihrer

hrer erſten Blühte gleich ſieht. Als ich kam, ar ſie von Gram und Kummer entſtellt.

Sie hatte nicht geglaubt, daß wir ſo bald chicken würden, und das war ihre meiſte Qual mit geweſen. Sie hatte auch wohl en Gedanken gehabt, der elende Badetti hätte den Brief nicht abgeſchickt.

Das iſt in der That ein elender Menſch. Jch war auf den Flügeln der Liebe bis zu ſeinem Schloſſe geeilet, und hier mußte ich zwey Tage warten, ehe es ihm gefiel, mir auf meine Meldung eine Antwort zu geben.

Endlich ließ ich ihm ſagen, ich würde nach iſſabon reiſen, wenn er nicht denſelben Tag mir beſtimmte Antwort ertheilte: entweder ie Dame mir auszuliefern, oder mich ein ulaſſen.

Da kam er denn in einem glänzenden Auf uge, mit vielen bewaffneten Menſchen um ben, vermuthlich um mir eine Furcht ein agen. Er ließ mich in ſeinem Wagen zur chten ſitzen, nachdem er vorher ſorgfältig h erkundigt, ob ich auch ſelbſt der Liebha er dieſer Dame wäre. Als ich dies bejahete, egnete er mir mit Ehrfurcht.

Er führte mich gleich in Lydiens Zimmer, e mir mit offnen Armen entgegen kam. Er verließ uns auch bald, und ich ärndtete reichliche Freude für die vergangene Traurigkeit ein. Sie wurden nicht vergeſſen, theurer Vater, und Ihre Lydie war noch entzückter über Ihr Leben, als über mein Wiederſehen.

Dieſen ganzen Abend bekamen wir den Badetti nicht zu ſehen. Es hieß, er habe Geſchäfte. Wir wurden in den Zimmern Lydiens auf das herrlichſte bewirthet.

Als man kam, mich in die meinigen zu führen, verrieth Lydie einige Furcht. Aber ein Bedienter, den ſie noch nie geſehen, ſagte ihr in gebrochnem Franzöſiſchen: Fürchten Sie nichts, mein Herr iſt ein ehrlicher Mann.

Ich ſchlief auch ohne Sorgen.

Den andern Tag erſchien Herr Badetti. Ich gab ihm ſein Geld. Er wollte Entſchuldigungen deswegen machen: allein ich verſicherte ihm, daß dies unnöthig ſey; ich dankte ihm noch dafür, daß er mir meine Lydie aufgehoben hatte.

Er wurde dadurch ſo beſchämt, daß er mir das Geld zurückbot; aber ich ſahe ihm die Angſt in den Augen an, ob ich es auch wohl zurücknehmen würde.

Er iſt ein fürchterlicher Geizhals. Indeſſen beſtand er darauf, daß wir noch zwey

Tage bey ihm bleiben ſollten; und theils um ihn nicht unwillig zu machen, denn immer waren wir doch in ſeiner Gewalt, theils um Lydien etwas Zeit zur Erholung zu geben, willigte ich ein.

Ich gab ihm auch noch einen ſchönen Ring zum Andenken, den er begierig annahm, und ohngeachtet alles ſeines Stolzes faſt kriechend dafür dankte.

Ich wollte ihn ganz auf meiner Seite haben, um zu verhindern, daß ſeine Liebe gegen Lydien nicht erwachen, und mir noch unangenehme Dinge zuziehen möchte.

Die übrige Zeit waren wir alle zuſammen. Pracht ſchien ſeine Hauptſache, ohngeachtet er das Geld ſo ſehr liebte; und wenn der König ſein Gaſt geweſen wäre, ſo hätte er ihn nicht prächtiger bewirthen können.

Den Nachmittag mußte er uns an die Stelle bringen, wo man Lydien aufgefangen, und mein Gedanke an dem Orte war ein warmer Dank an die Vorſehung für ihre Errettung. Der Strand, wo das Schiff geblieben, war nicht weit vom Lande, man konnte ihn mit bloßen Augen deutlich ſehen; und ich wundere mich, daß Montroſe Lydien nicht hat nach dem Lande zu ſchwimmen ſehen.

Der Capitain war nur wenige Meilen davon gelandet, ob er gleich ſo lange auf dem Meere herumgetrieben war. Er hatte ſich ſorgfältig erkundiget; aber Badetti hatte allen ſeinen Unterthanen das ſtrengſte Stillſchweigen auferlegt, und das war ihnen das ſchärfſte Geſetz.

Ich nahm Lydien hier in meine Arme.

Hätte ich es je glauben ſollen, daß ich Sie hier wiederfinden würde? ſo ſchön, ſo noch ganz für mich; das iſt gewiß mehr, als der beſte Sterbliche verdient.

Heute Morgen kam Badetti zu mir.

Ich weiß es, ſagte er, daß ich Sie in Ihrer Braut beleidiget; aber ich habe es unwiſſend gethan. Indeſſen wir ſind Menſchen. Jezt freuen Sie ſich, daß Sie ſie wieder beſitzen; nach einiger Zeit könnte es Sie gereuen, mich ſo durchgelaſſen zu haben. Und ich bin ein Feind vom Streite. Wollen Sie mir es wohl ſchriftlich geben, daß Sie keine Art von Rache dieſerwegen an mir nehmen, und nichts an mir zur Genugthuung fordern wollen, auch daß Sie Ihren Weg jezt nicht über Liſſabon nehmen, ſondern gerade zu Hauſe reiſen wollen?

So ſchlägt das Gewiſſen den Menſchen.

Ich war ſehr unwillig über die elende Furcht, und ſagte ihm, das erſte wolle ich ihm ſchriftlich geben; denn es würde Unrecht ſeyn, wenn ich es anders machen wollte. Das zweyte aber, weil man ſeinen Willen nie einſchränken, und jedem ſeine Freyheit bleiben müſte, wollte ich ihm indeſſen bey der Hand verſprechen.

Das nahm er auch willig an, und nun erſt erlaubte er uns heute die Briefe an Sie fortzuſchicken.

Es kommt mir gar nicht wunderbar vor, daß er ſo bald Lydien nachgegeben. — Ihr geſetzter Geiſt und ſeine außerordentliche Furchtſamkeit muſten am Ende wohl ihn erſchüttern. Er iſt ſo verachtungswerth, als man ſeyn kann.

Er wird uns noch einige Meilen begleiten; vermuthlich zu ſehen, wohin wir unſern Weg nehmen. Er fürchtet ſich noch immer, aß wir nach Liſſabon reiſen. Wüſte er, ie ſehnlich wir einem Vater entgegen reiſe-n, dem unſre Gegenwart ſo werth iſt, er urde die unnöthige Furcht ablegen.

Er geſtand mir, er würde Lydien zu ſeiner Gemahlinn genommen haben, wenn ſie ewollt hätte. In ganz Portugall, ſagte er, würde ich keinen ſo ſanften Charakter finden; alle Weiber hier ſind hitzig, und werden dadurch einem ordentlichen Mann zur Plage.

Er und Lydie, lieber Vater, welch ein Contraſt!

Wie iſt es nur möglich, daß er den Gedanken hat faſſen können, daß ſie ihn lieben ſollte? Wie konnte ein Mann, wie Badetti, dieſes von einer Lydie hoffen? Ich war kleinmüthig, als ich es ihr zuerſt ſagte, ich liebte ſie; und doch ſetze ich mich noch weit über dieſen Menſchen hinaus.

So ſchnell als ich hergekommen bin, werden wir nicht zurückreiſen können. Das würde Lydien angreifen; es iſt alſo beſſer, daß ſie einen Tag ſpäter das Geſicht ihres lieben Vaters ſieht, und ſeinen väterlichen Kuß ſchmeckt, als daß ſie dadurch leidet. So habe ich Zeit, ſie mit allen Freunden bekannt zu machen, denen wir entgegen gehen, und welche ihr noch ſo neu ſind.

Was werden Sie, was wird ſie ſelbſt nach einer ſo langen Angſt ſagen, nach ſo vielen Schmerzen, die ſie indeſſen in ihrem Herzen gelitten?

Ach mein Vater, ich bringe ſie Ihnen wieder, die vortreffliche Lydie, die in Ihnen und in mir eine glückliche Zeit wieder erneuern wird; und dann werden Sie gewiß mit offenen Armen empfangen

Ihren

Freund und Sohn,

Lebell.

Neunzehnter Brief.

Lydie an ihren Vater.

D. 2. Oct. 1778.

So ſchreibe ich denn wieder an den beſten, an den gütigſten Vater mit der Gewißheit, daß er noch lebt. Was meine Seele empfand, als ich Lebell ſahe, das war Freude, die ich nie, wenigſtens in langer Zeit nicht, geſchmeckt hatte; aber was ſie fühlte, da ich erfuhr, daß Sie noch lebten, das war mir doppelt ſo viel Wonne, und ich kann ſie nie wieder ſo vollkommen ſchmecken, als in dem Augenblick, da ich Sie ſehen werde.

Das iſt eine Stunde, auf welche ich mich freue, eine Stunde, die mir ſo vieles verſpricht, was ich noch nicht kenne. Nach einer gänzlichen Ueberzeugung ſchon in den Armen

men des Todes zu ſeyn, nach dem gewiſſen Abſchiede von Ihnen, mein Vater, wieder, wie aus dem Tode hervorgerufen, Sie zu umarmen — Ich kann es nicht denken, ich muß es fühlen.

Schon einige traurige Tage hatten mich mit dem Gedanken beunruhigt, mein Brief hätte Sie verfehlt, er wäre nicht mehr unter den Lebendigen geweſen, der Urheber meiner Tage, und Ihre Lydie hatte ſchon Thränen genug über den unerſetzlichen Verluſt geweint, als der gütige Himmel ſie erfreute.

Hätte ich es vorher gewußt, daß man meinen Lebell zwey Tage aufhalten würde, ehe man ihm ſeine Lydie zeigte, daß man mir zwey trübe Tage mein Glück verſchieben wollte, ich wäre raſend geworden vor Schmerz; allein da es vorbey war, da ich nun doch das Glück beſaß, das mir ſo unerwartet ſchön war, da vergab Ihre Lydie, da dachte ſie nicht mehr an die Leiden, und hatte Troſt und Freude genug an dem Beſitz ihrer Schätze.

Schätze — ja, mein Vater, gewiß ſind Sie das, gewiß iſt Lebell mir das.

Bin ich nur erſt einmal wieder mit Ihnen vereinigt, mein theurer Vater, ſo ſoll auch nichts in der Welt fähig ſeyn, mich wieder von Ihnen zu trennen.

In den langen Tagen, ehe ich eine Nachricht von Ihnen erhielt, ehe Lebell mir alle meine Wünſche erfüllte, klagte ich ſo ſehr über Ihren Verluſt, daß ſelbſt Baverri nicht davon frey war, meine Seufzer zu hören.

Und dieſer ſtörriſche, dieſer kalte Menſch fühlte nichts bey meinem Leide.

Wenn Sie Ihren Vater verloren haben, ſagte er, ſo können Sie deſto eher bey mir bleiben, können mein Erbieten annehmen, welches ich noch nicht zurückziehe. Es iſt ein Glück immer für Sie, wenn er todt iſt; denn Sie müſſen alsdenn auch wider Ihren Willen das glänzende Schickſal annehmen, das ich Ihnen anbiete.

Kann man ſich eine größere Unverſchämtheit denken? Iſts, mein lieber Vater, andern Menſchen mehr ſo leicht, ihre Aeltern zu verlieren, als es dieſem geweſen ſeyn muß? Ich weinte bitterlich, als er es ſagte — Weinen Sie nur aus, ſetzte der Unbarmherzige noch hinzu, und gieng hinaus.

Dies war den Tag vor Lebells Ankunft, und jene zwey Tage ſprach er auch nicht ein Wort mit mir, da er ſonſt keinen Tag hatte hingehen laſſen, mir anzuliegen, daß ich ſeine Hand annehmen möchte.

Doch ich will Ihnen nun auch nichts mehr von dem Menſchen ſagen. Ihm bin ich gar keinen Dank ſchuldig, wohl aber denen, die mich retteten.

Ich bat Lebell, er möchte ſie mir aufſuchen laſſen, und Badetti geſtand es auch zu. Heute ſind ſie bey mir geweſen. Ein würdiges zärtliches Paar. Ich ließ ſie durch Lebell fragen, wie es zugegangen wäre?

Sie erzählten, ſie hätten ſchon im Sturm das Krachen des Schiffes gehört, als es entzwey gegangen, und als ſich hernach das Wetter aufgeheitert, wären ſie gleich herausgegangen, um im Nothfall Hülfe zu leiſten. Sie hätten aber anfangs nichts geſehen, bis endlich die Frau ein weißes Tuch erblickt, welches am Ufer gelegen, und einen Augenblick darauf eine Ecke im Waſſer mich entdeckt.

Der Mann habe gleich ein kleines Boot genommen, und mich hineingelegt.

Als er ans Land gekommen, habe ſie nicht anders geglaubt, als ich ſey todt, habe dabey herzlich angefangen zu weinen, und mich ſehr beklagt.

Sie würden mich, geſtand ſie mir aufrichtig, denſelben Abend begraben haben, weil, ſetzte ſie hinzu, ſie nicht wüßten, wie man Todte lebendig machen ſollte, wenn nicht ihr Herr eben an den Strand geritten wäre, und mich geſehen hätte.

Ein kalter Schauder überlief mich, und Levli ſchlug ſeine Hände zuſammen, als ſie das ſagte. Bedenken Sie, lieber Vater, Ihre Lydie war in der Gefahr lebendig begraben zu werden, beſonders da man erſt in der Nacht um zwölfe den erſten Pulsſchlag an mir bemerkte.

Alſo bin ich doch dem Badetti dieſen Dank ſchuldig; und ſo oft ich inskünftige ans Begraben denken werde, werde ich ihm danken.

Er befahl gleich, mich auf das Schloß zu bringen, und übergab mich der Haushälterinn, welche das oben erwähnte Frauenzimmer war. Dieſe hatte beſondre Sorge für mich getragen, wofür ich ihr auch ein anſehnliches Geſchenk gemacht.

Die Frau fuhr in ihrer Erzählung fort, und verſicherte mir, ſie und ihr Mann hätten gedacht, Badetti würde mich haben wollen, um mich in ſeiner Kapelle zu begraben, weil ich ſo ſchön ausgeſehen, und ſie hätten ſich recht höchlich verwundert, als nach drey Tagen die Nachricht gekommen, ich ſey wieder von den Todten auferſtanden.

Die gute Frau bat, als ich ihr ſagte, ſie ſolle eine Belohnung fordern, um nichts, als daß ich ihr erlauben möchte, zu meinem Andenken das Tuch zu behalten, welches ſie gefunden, als ſie mich aufgenommen. Sie hatte es bey ſich, ſehr ſauber eingewickelt.

Das war doch noch Genügſamkeit zu nennen, mein theurer Vater. Aber Sie können leicht denken, daß ich es dabey nicht bewenden ließ.

Ich bat ſie aber doch, ſie möchten inskünftige nicht gleich begraben, wenn ſie jemand fänden, und erklärte ihnen etwas davon, wie es zugienge, daß man wieder aufleben könnte; und ſo giengen ihnen die Augen nach und nach auf. Sie verſprachen mir es auch, und der Mann machte mir, als er weggieng, das Compliment, ich wäre eine gelehrte Dame.

Wie froh bin ich, daß ich dies gethan habe! Vielleicht rette ich dadurch in der Folge noch einem oder dem andern Verunglückten das Leben; und wie ſchön wäre dann meine Belohnung! Es iſt nichts ſchrecklicher als das. Ich kann nicht ſagen, daß ich eine beſondere Empfindung beym Verlieren meines Bewußtſeyns im Waſſer gehabt hätte; aber bey jenem, wo das ganze Gefühl alles des Schrecklichen, das der Tod hat, da ſeyn muß, da muß es ſehr fürchterlich ſeyn.

Aber ich will ſchließen. Viel meiner Empfindungen von Freude, und viel auch deren von Traurigkeit, will ich Ihnen, liebſter Vater, mündlich entdecken. Sie hörten ja ſonſt gerne plaudern

Ihre
gehorſame Tochter,
Lydie.

Zwanzigſter Brief.

Henriette an Louiſen.

D. 1. Oct. 1778.

Ohne Sie lange aufzuhalten, meine Liebe, will ich in der Erzählung meiner Mutter fortfahren. Ich weiß, Sie werden neugierig darauf ſeyn.

Den Tag, ſchreibt ſie, als mein Mann ſich von mir trennte, um mit einigen Truppen, die er bey ſich hatte, den Wilden entgegen zu gehen, fühlte ich eine unbeſchreibliche Angſt. Unruhe und Bekümmerniß beſchleunigſten meine Niederkunft. Du bekamſt eine Schweſter. Noch keine zwey Stunden war ſie zur Welt gekommen, als das ſchreckliche Feuergeſchrey uns beben machte. Ich mußte aufſtehen; ich nahm dich und deinen Bruder, und befahl einem Sklaven, deine Schweſter mir nachzutragen. Weiners, der mir entgegen kam, führte mich gleich in ſein Haus, und ich vergaß bey meiner Beſtürzung deine Schweſter. Als das Feuer ſich gelegt hatte, vermißte ich dich erſt. Es waren viele Wohnungen aufgegangen, viele Menſchen umgekommen.

Nichts war meinen Klagen gleich, da alle mir ſagten, das Kind und der Sklave wären nicht zu finden, und müßten mit vielen andern ein Raub der Flammen geworden ſeyn.

Damals lag eine ſchwere Strafe auf mir. Ich ſchrie laut, niemand konnte mir einigen Troſt geben. Der Gedanke von dem ſchrecklichen Tode des unſchuldigen Kindes lag zu tief in mir. Ich konnte ihn nicht faſſen. Dies Strafgericht ſchien mir zu hart zu ſeyn, und zum erſtenmal murrete ich wider die Verſehung.

Warum wurde ich nicht ſelbſt ein Raub der Flammen anſtatt dieſes unſchuldigen Geſchöpfs?

ſchöpfſt? Was hat dieſer verbrochen? Kommſt du nicht die Mutter dazu nehmen, Ewiger, die doch gewiß Schulden zu büßen hat, die dadurch hätten können getilget werden? So rief, ſo ſeufzte ich, und meine Seele wünſchte vielmal von dem Körper getrennt zu ſeyn, der ſie ſo ſchwer belaſtete.

Weinert wandte alles an, mich zu tröſten. Ich will nichts davon ſagen, was er that; kein Freund kann mehr thun. Aber mein Leidensmaaß war noch nicht erfüllt.

Drey Tage nach dem unglücklichen Brande, da ich mich kaum von dem Schrecken erholet hatte, kam die weit ſchrecklichere Nachricht, daß unſre wenigen Truppen mit ihrem Anführer von den Wilden umringt, und alle getödtet wären.

Alſo war mein Mann auch dahin! Er, der einzige, deſſen Troſt über mein Elend ich noch erwartete, dem ich ſehnend entgegengedachte, um meinen Kummer mit ihm zu theilen, er war auch dahin. Die Nachricht, als ich ſie bekam, machte mich ſinnlos und ſtumm. Ich habe in dreyen Tagen, nach Weinerts Ausſage, denn ich wußte nichts von mir, ſtarr vor mich hingeſehen, und keine Bewegung eines Lebenden gemacht, außer daß n ein

Puls fortgegangen. Was dieſer Freund damals gelitten, was er für mich gethan hat, will ich ihm noch einmal in jenem Leben danken, wo gewiß Dank aus dem Herzen mehr gelten wird, als alle Güter der Welt.

Als ich wieder zu mir kam, war meine erſte Frage, ob man ſeinen Körper nicht gefunden, damit er doch wenigſtens begraben werden könne. Allein man verſicherte mir das Gegentheil. Da weinte ich wieder aus dem Innerſten, und betrübte mich, daß auch dieſes ihm verſagt ſeyn ſollte.

Nun könnt Ihr frohlocken, Ihr dort, Ihr unverſöhnlichen Feinde. Nun iſt ja das Weib ganz elend, an welchem Ihr nicht den kleinſten Punkt von Freude unbeneidet ſehen konntet! Seht nun, wie meine Ruhe, mein Stolz dahin iſt! Habt Ihr nun alles? Oder wollt Ihr auch noch mein Leben? O wenn Ihr es doch wolltet! Hier ſind auch noch zwey kleine Schlachtopfer — wenigſtens könnt Ihr Euch doch über ihr Wimmern freuen, wie Ihr Euch über das Jammern der Mutter freuen werdet.

So waren meine Klagen. Alles, was man aus Neid wider mich [illegible], alle die furchtbaren Schläge, die man auf mich

[illegible]

errichtet, alles was man angefangen hatte, mich wieder zu erniedrigen, fiel mir jezt ein. Noch mußte man mich hieher ſchicken, damit mein Mann ein Opfer würde.

Daß man es mir nicht gewußt hätte! Nein, meine Henriette, hernach erfuhr ichs wohl, daß es eine Strafe war, wenn man hierher geſchickt würde, und Reinert ſelbſt fragte mich, nachdem mein erſter Schmerz ſich geleget, was denn mein Mann eigentlich verbrochen hätte, daß man ihn hierher geſchickt?

Da merkte ich erſt alle die Tücke, die man gebraucht hatte. Da öfneten ſich meine Augen. Als ein Verbrecher alſo, guter Dubly, ßt du behandelt werden. Und du warſt ſo ehrlich, und nahmſt es als eine groſſe Gnade an, und ich, dein treues Weib, wollte dir deinem Glücke nicht hinderlich ſeyn. Ein ſchönes Glück, das man dir ſchenkte!

Wenn wir einmal in jenem Leben wieder zuſammenkommen, dann wird es doch gewiß anders ſeyn. Dann werde ich nicht nöthig haben, dich zu fragen: Wo ſind die Feinde unſrer ehelichen Ruhe? wo ſind ſie, daß wir ihnen entgehen, ehe ſie uns übereilen, wie in jener ſchlechtern Welt. Nein, das werde ich gewiß nicht nöthig haben.

Ich bleibe hier wieder etwas ſtehen, meine Tochter. O daß du nie fuhlen möchteſt, was deine Mutter fühlte, als ſie ihren Gatten verlor! So wie Glück uns dahin führt, daß wir vergeſſen, was wir dem Himmel, was wir unſern Nebenmenſchen ſchuldig ſind, ſo führt uns Unglück auf den Weg des Murrens. Nie werden wir recht richtig gehen, wenn wir nicht das zum erſten, zum feſten Grundſatz annehmen, denen Wegen gerade zu folgen, die die Vorſehung uns zeiget.

Dein Wohl, meine liebe Henriette, iſt mir wie das meinige. Warum ſoll ich nicht dir das ſagen, was meine Erfahrung mich gelehret? damit du wenigſtens den Vortheil haſt, dieſe Klippen zu kennen, um nicht an ihnen zu ſcheitern. Es iſt mir eine ſüße Pflicht, und mit wie vielem Vergnügen entledige ich mich ihrer! Es iſt Mutterpflicht, dich zu warnen. Alles was du auch in der Welt thuſt, ſo hüte dich, daß nie dein eignes Herz dir Vorwürfe mache, daß nicht dein Gewiſſen dir ſagen könne, du habeſt gefehlt.

Iſt dein Herz rein, ſo mögen übrigens alle Stürme des Unglücks wider dich zuſammentreten, du haſt die Mauer in dir, die ihnen widerſteht.

Ich war damals ſehr ungeduldig, und mein Leben würde mir zur Laſt geweſen ſeyn, wärſt du und dein Bruder nicht geweſen, um deren willen ich mir es wünſchte.

Vier Wochen nach dem unglücklichen Ende deines Vaters ſtarb auch Weinert. Der letzte Freund, den ich hatte, verſchied faſt in meinen Armen. Ich ſtand bey ihm neben einem Seſſel, und er tröſtete mich eben über einen unruhigen Gedanken, der in mir aufgeſtiegen war. Plötzlich fuhr er mit der Hand an den Kopf, und fiel um. Er fiel in meine Arme, und hätte mich mit umgeriſſen, wenn ich ihn nicht im Fallen auf den Stuhl geleitet. Da gab er auch ſeinen Geiſt auf.

Nun war ich ganz verlaſſen; und überdem waren meine Documente über die Weinert gegebenen Gelder mit verbrannt; alle meine Güter verbrannt. Ich hatte faſt nichts übrig. Einige deutſche Scheine auf kleine Summen, die ich noch mit aus Frankreich gebracht, waren alles, was ich beſaß.

Es wurde an Weinerts Bruder geſchrieben. Der ſchickte bald einen Bevollmächtigten, um ſeine Erbſchaft zu empfangen. Dieſem ſagte ich zwar meine Forderung; da er aber keine Documente fand, ſagte er, ich müßte mich an den Erben ſelbſt wenden.

Ich war eine Zeit lang unſchlüſſig; endlich machte ein Blick auf dich und deinen Bruder, daß ich mich ſchnell entſchloß. Was blieb mir übrig, als, entweder wie Wilde euch aufwachſen zu laſſen, oder ein anderes Land zu ſuchen, wo ich euch unterrichten, euch wieder Menſchen zum Beyſpiele zeigen könnte? So lange unſre kleine Geſellſchaft zuſammen war, ſo lange ich an der Hand meines Mannes nichts mehr zu wünſchen übrig hatte, war ich die Glücklichſte geweſen. Gleich nach dem Tode meines Mannes hatten alle geſellſchaftliche Familien ſich weggezogen, weil ſie ſich nicht mehr ſicher hielten. Weinert, der einzige, war todt; alſo hätte ich ein wahres Einſiedlerleben wählen müſſen.

Das konnte ich um euretwillen nicht. Ich gieng alſo mit einem Schiffe ab, das nach England beſtimmt war; denn Frankreich wollte ich nicht wieder ſehen. Das Land mußte mir Zeitlebens haſſenswürdig ſeyn, dem ich ſo viele Opfer gebracht, und dennoch es kaum erſättigen können.

Ich habe manche Unruhe auf dieſer beſchwerlichen Reiſe mit dir und deinem Bruder gehabt. Es war ſehr ſchwer, da ich ganz alleine war, mit euch durchzukommen; allein es gieng glücklich ab. Wir kamen nach vielen Gefahren an, und ich ſetzte meine Reiſe nach Deutſchland fort. Mein Weg war zu Weinert. In dem nächſten Städtchen am Landgute, wo er wohnte, erkundigte ich mich nach ihm, und alle Berichte waren gleichlautend, daß er ein geiziger, unbehülflicher Mann wäre, und daß ſeine Erbſchaft ihn nur noch genauer gemacht hätte.

Das war für mich ſchlechter Troſt, da ich das Meinige von ihm fordern wollte. Indeſſen dachte ich doch, es könne wohl beſſer gehen, als ich es vermuthet, und reiſte mit voller Zuverſicht dahin. Der Mann nahm mich freundſchaftlich auf. Ich fand ihn artig, gefällig, ordentlich. Sein Tiſch war nicht glänzend, aber doch alles da, was dazu gehörte. Ich wollte eben anfangen, von meiner Sache zu ſprechen, als er mir einfiel, und ſagte:

Ich habe Ihr Anliegen gehört. Mein Correſpondent hat mir es geſchrieben. Sie ſind eine betrübte Witwe. Sie müſſen das

Ihrige haben; denn Sie haben keine Gelegenheit, ſich und Ihren Kindern etwas zu verdienen. Es wäre himmelſchreyend, Ihnen dies vorzuenthalten. Er verlangte die Summe zu wiſſen; und als ich ſie ihm ſagte, ſo antwortete er mir, ich könnte ſie entweder in Gelde haben, weil er ſeine Güter verkauft, und die Gelder ſchon gezogen, oder ich könne ſie auch bey ihm auf Zinſen ſtehen laſſen.

Ich wählte mit Freuden das letzte. Wo ſollte ich wohl in einem fremden Lande mit ſo vielem baaren Gelde hingekommen ſeyn!

Aber wie man ſo lieblos von dieſem Manne urtheilen konnte, das weiß ich nicht. Ich würde allen denen, die mir ſo falſche Berichte von ihm gegeben hatten, gewiß die Wahrheit nicht wenig geſagt haben, wenn ich ſie wieder hätte zu ſehen bekommen. Verläumdung iſt das ſchändlichſte Laſter auf Erden.

Er bat mich erſt, nur einige Tage bey ihm zu bleiben, und als dieſe verlaufen waren, und ich ihn einmal um einen guten Rath bat, wohin ich doch eigentlich gehen, und meine Wohnung aufſchlagen ſollte, ſo ſagte er mir recht von Herzen:

Er riethe mir, bey ihm zu bleiben, und er würde mir nie etwas anders rathen. Da ich keinen Ort vor einem andern zu wählen hätte, und es ſchiene, daß ſeine Geſellſchaft mir nicht ganz unangenehm wäre, ſo möchte ich keinen andern Platz wählen. Es ſteht ja immer bey Ihnen, ſetzte er hinzu, wenn Sie ohngefähr keinen Gefallen mehr hier finden, ſich zu entſchließen wie Sie wollen.

Ich konnte mir nichts beſſers wünſchen, als dieſen gütigen Mann zum beſtändigen Wirth und Geſellſchafter zu haben, wenn man ſeine Liebhaberey zur Jagd ausnahm, die oft ſehr weit bey ihm gieng, ſo daß er darüber nothwendigere Dinge vergaß. Wir wurden nach und nach bekannt, und endlich vertraut. Seine ſchönen Gärten, die herrliche Wohnung, die vielen angenehmen Gegenden, die ſein Gut umgaben, alles reizte mich. Es war auch nicht ein Fleckchen, welches ich nicht kannte, und es gieng kein Tag hin, daß ich nicht, dich auf dem Arme, und deinen Bruder an der Hand, eine oder die andere Gegend durchſtreifte.

Oft begleitete er mich, wenn es ſeine Geſchäfte oder ſeine Jagd zuließen.

Einmal ſaßen wir Abends in aller Ruhe in einer Jasminlaube, die den herrlichſten Duft von ſich ſtreuete, und uns recht mit innerer Behaglichkeit erfüllte.

Sie ſind ſehr unglücklich geweſen, fieng Weinert nach einer langen Pauſe zu reden an, Sie haben wenig die Freude dieſes Lebens geſchmeckt; und ich fühle es doch, daß Sie derſelben über alle Erfahrungen, über alle Erwartungen werth ſind. Sie ſind eine junge ſchöne Witwe. Sie wollen ſich in der Einſamkeit verlieren? Sollte nicht der Glanz der Welt Sie aufmuntern? Könnten Sie nicht bey neuen Auftritten menſchlicher Freuden, bey Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten etwas heiterer werden?

Ich verlange nicht heiterer zu ſeyn, antwortete ich ihm. Ich bin es mehr, als ich wünſche, und Sie tragen zu viel dazu bey, mich aufzumuntern. Alle die Schönheiten dieſes Gütchens, und Ihre eigne vortreffliche Geſellſchaft giebt mehr Ruhe in meine Seele, als hinein kommen ſollte. Mein Unglück iſt ohne Ende. Alſo muß es auch meine Trauer ſeyn. Ich habe noch nicht genug um das geklaget, was ich verloren habe, und ich kann nicht genug darum klagen.

Klagen hat ſeine Zeit, antwortete er mir mitleidig und zärtlich. Ich tadle Ihr Klagen nicht, denn Sie haben viel verloren, und Sie haben es auf eine Art verloren, die einen tiefen Eindruck hinterlaſſen muß. Ich will auch nicht ſagen, daß Sie aufhören ſollen; denn keiner kann des andern Zuſtand im Herzen beurtheilen. Allein ich glaube, Sie ſind Ihren Kindern und ſich ſelbſt auch etwas ſchuldig.

Klage ich denn zu viel? ſagte ich freundlich zu ihm. Denn in der That, Henriette, oft klagte ich, und wußte es ſelbſt nicht, ſo ſehr war es mir zur andern Natur geworden. Wenn das iſt, ſo haben Sie Recht, daß Sie mir es ſagen. Ihre Güte will meine Aufmerkſamkeit haben, ich bin es Ihnen ſchuldig.

Mir ſchuldig? fiel er mir etwas verwirrt ein. Sie ſind mir nichts ſchuldig, und Sie werden es auch nie werden. Ich verſichere Ihnen, ſo lange ich lebe, habe ich bey den vielen Menſchen, die ich geſehen, noch nie die Freude gefühlt, die ich aus Ihrer Bekanntſchaft genieße; noch nie iſt mir beſonders ein Frauenzimmer vorgekommen, das eine Stunde mich hätte unterhalten können, ohne mir langweilig zu werden. Dies iſt kein Compliment, das ich Ihnen machen will, es iſt meines Herzens wahre Meynung. Ich werde von jedem, der mich auch nur von weitem kennt, als ein Hageſtolz, als ein Geiziger, als ein Menſchenfeind ausgeſchrieen. Ich weiß das alles, aber es kümmert mich nicht. Ich bin darüber weg, hierauf etwas zu geben. Sie werden das Gegentheil ſagen, und in Wahrheit iſt es mir auch nicht gleichgültig, was Sie von mir ſagen; denn Ihrem Urtheile traue ich viel.

Das heißt gewiß nicht, daß ich reden ſoll, ſagte ich, dazu iſt es zu aufrichtig geſprochen.

Nein, das heißt es auch nicht. Noch muß ich reden. Ich glaube, ich bin noch in den Jahren, wo ich wenigſtens ein erträglicher Gefährte in den verſchiedenen Auftritten des Lebens ſeyn könnte. Ich fühle es aber auch, daß mich noch eine Perſon glücklicher machen könnte, als meine natürliche Philoſophie mich macht. Dieſes Glück ſehe ich jezt vor mir. Sie werden mich nun verſtehen, meine liebe gute Madam, und nun iſts an Ihnen zu reden.

Hier erſt, liebe Tochter, wußte ich, was der Mann wollte, und erſchrack darüber —

Ich verſtehe, ſagte ich zitternd, und es thut mir Leid —

Leid — Ihnen darf nichts Leid thun, Madam. Bey mir darf Ihnen nichts Leid thun; dazu ſind wir zu bekannt, zu gute Freunde. Ich ſehe, heute iſts nicht ſo recht mit Ihnen. Morgen, morgen wollen wir mehr davon ſagen.

Er gieng fort, ohne ein Wort zu ſagen, als das, und ohne daß ich im Stande geweſen wäre, ein Wort hervorzubringen.

Feſte, meine liebe Henriette, feſte war das beſchloſſen, keinem andern Manne meine Hand zu geben, als meinem Dubly, den ich verloren hatte, und nach ihm keinem. Alſo dies bedurfte keiner Entſcheidung. Aber wie ichs dem Manne abſchlagen ſollte, der in der That nicht wenig für mich gethan, dem ich Dank ſchuldig war, das war meiner Delicateſſe ein ſchwerer Punkt.

Ich legte mich ſehr unruhig darüber nieder, und ich that faſt kein Auge zu. Ich ſahe den andern Tag blaß und verſtellt aus. Er ſahe es, und war ſo gütig, zu ſchweigen. Ohngeachtet er mich den ganzen Tag aufzumuntern ſuchte, und noch nie gegangene

Spazierwege aufſuchte, ſo hütete er ſich doch, nur ein Wort davon zu reden.

Einigemal wollte ich ſelbſt anfangen; allein ich hatte nicht das Herz dazu.

Meine liebe Jette, was iſt doch für ein Unterſchied in der Gemüthsſtimmung des Menſchen! In meinen jüngern Jahren, als ich Dubly meine Hand zugeſichert, gieng ich dreiſt jedem entgegen, der mir begegnete, und wagte er denn einen Anfall auf mein Herz, ſo war ich immer mit einer Antwort fertig, die vollkommen auf die Einrichtung ſeiner Frage paßte. Ich konnte ſo leicht einem ſagen, daß ſich mein Herz nicht für ihn ſchicke, als einem andern, daß das ſeinige mir nicht anſtände.

Und hier, hier zitterte ich davor, einem Manne, der wenigſtens ſechzehn Jahr älter war als ich, und von dem ich wußte, er wird nicht deswegen zürnen, eine abſchlägige Antwort zu geben. Aber weißt du, woher das kam? Jenes waren Gecken, die alle meine Verachtung verdienten, und deren Anbetung mir kein Verdienſt gab.

Dies war ein rechtſchaffener Mann, deſſen Wort mir Ehre machte, und auf deſſen Anwerbung ich ſtolz ſeyn konnte; ein Mann, der auf ein Haar Gutes von Böſem zu unterſcheiden wußte, und dem ich ſchon Ehrfurcht außer dem Danke ſchuldig war.

Der Unterſchied war alſo für mich wichtig.

Und hier, meine Louiſe, muß ich die zweyte Pauſe machen. Befriedigen Sie ſich nun bis auf den nächſten Poſttag, da ſollen Sie das Ende haben.

Eben habe ich Ihren zweyten Brief erhalten, und kaum habe ich ſo viel Zeit gehabt, ihn flüchtig durchzuleſen. Aber wenn ich ihn nun erſt vorleſen werde, ſo wird Ihr Onkel gewiß wieder Nahrung für ſeine Seele finden.

Weinert iſt bey ihm ſchon ſehr hoch angeſchrieben. Er prophezeyt ihm auch noch ein beſonderes Glück. Solche ſchöne Züge, ſagt er, bleiben ſchon auf der Erde nicht unbelohnt. Mit der Erbſchaft, ſetzte er hinzu, habt ihr alle nicht nöthig euch einzulaſſen. Ich habe Geld genug für euch. Ihr werdet das nicht klein machen, und wenn ihr euch auch rechte Mühe gebt.

Ueber die Freude des alten Dalfour haben wir auch ein recht inniges Mitgefühl gehabt. Da der Mann gewiß uns angeht, meine

Beſte, ſo leſen Sie ihm doch die Briefe vor, die meiner Mutter Geſchichte enthalten. Vielleicht entſinnt er ſich dann des Antheils, den er vielleicht daran hat. Da er Dalfour heißt, und reich iſt, ſo hat er vielleicht als ein Erbe des Hauſes die Güter wieder an ſich gezogen. Laſſen Sie ihn doch einige Nachricht von dem einziehen, was nach dem Tode meines unglücklichen Vaters die Feinde dieſer Heirath wider ihn geſprochen.

Es iſt nicht bloß Neugierde, warum ich es zu wiſſen wünſche. Es iſt auch der Wille meiner Mutter, daß Dubly ſich darnach erkundigen ſoll.

Er hatte gegen Raff ſich ausgelaſſen, daß er ſich in Frankreich ankaufen wolle; und als dieſer es meiner Mutter geſagt, hat ſie es nicht allein gebilligt, ſondern ihn gebeten, es zu betreiben, und hat auch einige Punkte aufgeſetzt, welche Dubly zur Inſtruction dienen ſollen, um im möglichen Fall ſeinen Charakter dort zu behaupten. Dieſes hat Raff nunmehr ſchon an Dubly abgeſchickt.

Er wird Ihnen alſo davon faſt mehr ſagen können, als ich.

Die gute Lydie, meine Liebe, muß recht froh ſeyn. Sagen Sie ihr unbekannt von mir, daß ich eine warme Freude über ihre Rettung gefühlt.

Ich bin wie immer

Ihre
Henriette.

Ein und zwanzigſter Brief.

Dubly an Raſt.

Den 30. Sept. 1778.

Ich bin ſchon wieder in Paris, wieder bey meiner theuren Louiſe. Ich habe nichts als den Namen an meiner Geliebten verändert. Sie iſt ganz, ganz Henriette. Nicht eine der ſchönen glänzenden Eigenſchaften vermiſſe ich an ihr, die ich an jener fand.

Es giebt ſolche wunderbare Fälle der Uebereinſtimmung. Dies Exempel beſtätigt es mir. Aber ſie müſſen ſelten ſeyn, und zwar äuſerſt ſelten; und bin ich es nicht zur einzigen Möglichkeit meiner Ruhe, der dieſes erfuhr?

Ich habe Dir, lieber Raſt, das vorigemal noch ganz in einer glücklichen Betäubung geſchrieben. Jezt, da ich mehr mit meiner Vernunft zu Rathe gegangen, da ich in mir ſelbſt es überlegt habe, wie wunderbar mein

Schickſal ſich geändert, finde ich es äußerſt thöricht, daß ich nicht gleich darauf ausgegangen bin, mir eine Geliebte an Henriettens Statt zu ſuchen.

Ich finde das thöricht, mein Lieber, nachdem ich nun ſehe, daß es möglich war, eine zu finden. Wenn wird doch des Menſchen Herz den Vorwitz laſſen, der der Vorſehung in ihre Rechte greift?

Ich muß Dir Rechenſchaft von meinen Verrichtungen in Marſeille geben.

Das erſte, nachdem mich Lebell verlaſſen hatte, war, daß ich zu Montroſe gieng.

Als ich hinkam, trat ich gleich mit den Worten zu ihm hinein: Ich bin Ihnen ein Friedensbote, Montroſe!

„Und ich will keine Nachricht, die mir zum Frieden gereicht. Ich will ſie zu meiner Ruhe; und worin dieſe beſteht, das wiſſen Sie lange. Ueberhäuften Sie mich nicht mit den Beſtürmungen einer Freundſchaft, die ich nicht ertragen kann, und die ich im geringſten nicht ſuche, und nicht begehre, ſo würde ich ſchon einen weit höhern Grad meiner Beſtimmung erreicht haben, die doch immer in mir lebendig bleiben, die ich doch immer ausführen werde, Sie mögen auch dagegen arbeiten, bitten, was Sie wollen. Ich werde, wenn dieſe unnützen Beſuche nicht nachlaſſen, mir mein altes Gefängniß ausbitten, und da niemanden vor mich laſſen.“

Der Arme iſt ſeit einiger Zeit beynahe in Verzweiflung. Er weiß es ſelbſt nicht, was in ſeinem Herzen liegt. Die Angſt ruhet ſchwer auf ihm. Indeſſen wußte ich wohl, daß dieſesmal die Sache ſich ändern würde.

Und wenn ich Ihnen, ſagte ich, die Nachricht bringe, daß Lydie lebt!

„Spotten Sie meiner? das iſt zu hart, zu herbe, Dubly, für mich Elenden.“

Dabey drehte er ſich um, und gieng auf das Fenſter zu.

Und kennen Sie ihre Hand? fragte ich —

Schnell drehte er ſich um — „Ja ich kenne ſie — Wo? Zeigen Sie!“

Ich zeigte ihm den Brief.

„Ja ſie iſts — ſie lebt. Dafür danke ich Ihnen. Nun kann ſie ſelbſt wider mich zeugen.“

Sie, die Ihnen vergab? — Montroſe! beſinnen Sie ſich — Sie, die ſanft wie ein Engel war — die zu einer für ſie unglücklichen Zeit vergab, dieſe ſollte im Glücke nicht vergeben? — Nicht — Montroſe!

„Sie haben Recht. Sie wird nicht zeugen. Indeſſen ſie lebe — ſie ſoll doch den Vater wieder erquicken, und den guten Lebell wieder glücklich machen. Mein Tod wird mir immer leichter werden; immer leichter, Dudly, ſo oft eine neue Schuld von der Menſche ſich abwälzt, wenigſtens in Anſehung ihrer Folgen ſich davon abwälzt.“

Und warum nicht zu Ihrem eignen Beſten, Montroſe?

„Freylich zu meinem eignen Beſten — Dudly — Eben ſagte ich Ihnen ja, wie leicht mir es werden würde zu ſterben; Gerechtigkeit aber muß ich ihr und meinem Freunde widerfahren laſſen.“

Alſo unerbittlich, Montroſe?

„Unerbittlich auf dieſen Punkt. Denken Sie ſich es doch ſelbſt. Außerdem daß ich nie in mir ſelbſt Genugthuung fühlen würde, entſpringt noch das Uebel daraus, daß die Angſt meines Freundes, ſeines Vaters, ſeiner Lydie ohne Ende ſeyn muß. Dies, Dudly, ſind die erſten Ausbrüche von Freundſchaft und gutem Willen — Allein, laſſen Sie dieſe vorbey ſeyn — ſo wird ſich gewiß wieder Furcht vor demjenigen einſtellen, der ſchon einmal ſo treulos handeln konnte.

Anſtatt daß jezt Lydie, daß Lebell, wenn ich nicht mehr bin, bey dem Andenken an mich ſagen würden: Er war unglücklich — eine Leidenſchaft riß ihn hin, und ohne dieſe wäre er unſrer Freundſchaft ewig werth geblieben; ſo müſſen ſie, wenn ich lebe, gewiß zuweilen denken: Einmal machte er uns unglücklich — es iſt noch die erſte Reue, das erſte ſchmerzhafte Andenken an die Leiden, die er uns verurſacht; immer aber müſſen wir uns vor einem zweyten Ausbruch hüten. Und — Dubly — wenn ſie auch in der That dies nicht dächten, ſo würde ich es doch immer auf ihrer Stirn geſchrieben leſen. Immer würde es mir ein Vorwurf ſeyn, ſie auch nur zu ſehen. Alſo hiervon nichts.“

Es wird mir nicht ſchwer, lieber Raff, alles dies von Montroſe zu glauben. In meinem Herzen ſah es wüſter aus, da ich Louiſen noch nicht geſehen hatte, da ich noch glaubte, Frank wäre der Räuber meiner einzigen Glückſeligkeit.

Könnte nur Ruhe in dieſes Menſchen Seele kommen, ſo getrauete ich mir ihn wohl dadurch, daß ich ihn von Lydien und Lebell entfernte, ganz wieder zu ſich zu bringen.

Ich verließ ihn indeſſen traurig, und wanderte zu ſeinen Richtern.

Ich fand leicht Gehör, und da ich den Capitain mit eingeſtimmt hatte, ſo verſprachen ſie einen Aufſchub. Alsdenn aber, wenn Montroſe darauf beſteht, ſagten ſie, ſo müſſen wir es nach Paris berichten. Wir können in der ſonderbaren Sache kein Urtheil fällen.

Das wünſchte ich nun eben nicht, und ich werde alles thun, es zu verhindern.

Und ich habe den Vorſatz gefaßt, wenn er auf keine Art zu überreden iſt, ſo ſoll Lydie ſelbſt zu ihm gehen. Vielleicht wirkt dies eher auf ſeine empfindliche Seite.

Eben ſchlage ich ein Packet Briefe auf, die von Dir ſind, und finde einen uneröffneten Brief meiner Mutter. Lies ihn, und wundre Dich mit mir. Aber das iſt immer mein unvergeblicher Eigenſinn geweſen, daß ich Briefe nicht öffnete, die in dem Augenblicke des Empfangs mir nicht in meine Launen zu ſtimmen ſchienen.

Hätte ich dieſen eher geſehen, ſo wäre, Weinerts Charakter nach, alles gut geweſen, ohne daß die unangenehme Verwundung

Franks mit ins Spiel gekommen wäre. Die Mutter, die ich ſo ſehr beleidigt, konnte noch ſo liebreich an mich denken?

Wenn ich ihr nun jezt dafür danken könnte! Wenn ich nun mit dieſer Louiſe, die ſie mir zudachte, vor ſie treten und ſagen könnte: Nun, Mutter, will ich alles wieder gut machen, nun will ich ſo viel Gutes Ihnen geben, als ich kann, um Ihre Liebe wieder zu verdienen, die ich bisher ſo unverdient genoß. Nun will ich ein gehorſamer Sohn ſeyn.

Freylich für mich immer kein Verdienſt, Raff, wenn ich es alsdenn that, wo ich am Ziel meiner Wünſche war. Wie ſchön Ueberwindung geweſen ſeyn würde, das weiß ich, und fühle es; aber daß ich deren nie fähig war, bin ich auch eben ſo gewiß überzeugt.

Hätteſt Du es wohl geglaubt, mein Lieber, daß Du mich noch ſo froh umarmen ſollteſt, daß Du mich in den Armen einer vortrefflichen Gattinn ſehen ſollteſt?

Und das wird doch geſchehen. Hier ſteht Louiſe bey mir; hier ſieht ſie, hier lieſt ſie es, daß ich Dir ſchreibe, daß ſie einſt glücklich, ganz glücklich machen ſoll

Deinen

Dubly.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Madam Dubly an ihren Sohn.

Mein theurer Sohn!

Wenn ich Dir noch nicht ſchrieb, ſo geſchahe es, weil ich Dir nichts als Vorwürfe, nichts als das unangenehme Verbot, nicht weiter an Deine unglückliche Liebe zu denken, ſchreiben konnte. Und ſollte ich wohl ſelbſt diejenige ſeyn, die Dich daran zurückerinnerte?

Ideen Dir in Deiner Seele zu beſtärken, die ich daraus verbannen möchte, das iſt nicht mein Vorſatz. Alſo ſchrieb ich Dir nicht. Ich bleibe demohngeachtet Deine Mutter, die Dich zärtlich liebt, die alles aufopfern würde, Deinem Wunſche ſeine Erfüllung zu geben, wenn es nur möglich wäre, es zu thun.

Wüßteſt Du, wie ſehr mein Herz jeden Gedanken, der zu Deiner Ruhe darin emporkömmt, vorkömmt, auffängt, Du würdeſt weniger hart gegen Deine Mutter ſeyn, die Dir nie weiter etwas that, als daß ſie Dich von einer verderblichen Leidenſchaft abzuziehen ſuchte.

Daß ich Dir jezt ſchreibe, mein Sohn, hat ſeinen Grund alſo auch in meiner Liebe. Ich ſehe einen Weg, auf dem Du glücklich werden könnteſt; und wollte Gott! Du fändeſt dieſen Weg ſo gut, wie ich ihn finde!

Deine Schweſter hat eine neue Freundinn, am Geiſte und am Körper ihr gleich.

Sollteſt Du, mein Sohn, das angenehme Entzücken geſehen haben, in welches Deine Mutter gerieth, als ſie ſie erblickte, Du würdeſt die Auslegung aus Deinem Herzen ſchon gemacht haben, dies könne nicht blos des Sonderbaren wegen ſeyn.

Und es war es auch nicht. Du wareſt es, der dabey mir im Sinne lag. Dieſe, dachte ich, kann deinen Sohn für ſeinen Verluſt ſchadlos halten. Dieſe kann es ihm erſetzen, was er in Henrietten verlor. Dieſe iſt es, die dich zu einer ruhigen Mutter machen kann.

Habe ich wohl nöthig, mein Sohn, Betheurungen hinzuzuſetzen, daß das, was ich ſage, wahr iſt? Oder glaubſt Du Deiner zärtlichen Mutter auf ihr Wort? So viel kann ich Dir verſichern, würdeſt Du unvermuthet kommen, Du ſollteſt Louiſen für Henrietten halten, ich wollte ſie Dir als meine Tochter zuführen.

Wäre ich abergläubiſch, ich würde ſagen, daß es eine Erſcheinung wäre, ſo auffallend iſt es.

Du kannſt kommen, mein Sohn, und ſehen; und ich weiß, wenn Du ſieheſt, wirſt Du lieben. So viel ich weiß, iſt ſie noch frey. Noch hat kein Mann auf ihr Herz einen Eindruck gemacht. Alſo Dein Glück wäre es, wenn ihre Hand Dich ruhig, Dich glücklich machen könnte.

Aber ausdrücklich verlange ich, daß Du nicht unerwartet kömmſt. Du ſollſt mir erſt ſchreiben; und geſchiehet dieſes mit dem nächſten Poſttage nicht, ſo ſehe ich die Sache als verloren an. Ich glaube dann, daß mein Vorſchlag Dir mißfallen, und ich ſchweige.

Auch dieſes, mein Sohn, befehle ich Dir als Mutter: iſt bloß Neugierde in Dir, und kömmſt Du nicht ganz in der feſten Abſicht, meine Tochter und mich von dem Unglück zu befreyen, worein Du uns geſtürzet, ſo ſollſt Du nicht kommen.

Fühl

Fühlſt Du nicht, daß Du mit einer andern ſo glücklich ſeyn kannſt, als ich es glaubte, ſo bleibe wo Du biſt, und erſpare Dir und uns Kummer.

Wenn Du es ſehen ſollteſt, wie Jammer die Haare Deiner Mutter bleichet, die ſchon in den beſten Jahren die Merkmale des Grams ſo häufig an ſich trägt, Du würdeſt von der Härte Deines Herzens zurückkommen, um an ihr noch einige vergnügte Tage in den wenigen Jahren zu machen, die noch ihre ſeyn werden.

Oft wenn ich in den Jahren eurer Kindheit mich niederwarf, und mit ſtillem Kummer zum Himmel betete, und ihm meinen Jammer klagte, der ſo ſchnell den Betrübten Troſt geben kann, ganz dann in Traurigkeit verſunken murrete, daß ich ſo verſtoßen wäre, ſo war es, als ob eine Stimme mir zurufe:

Du haſt Kinder, die werden einſt dein Troſt, deine Freude ſeyn; und dann ſtand ich ruhiger auf, umarmete euch, ſegnete euch, und bat den Himmel, dieſen heimlichen Troſt wahr werden zu laſſen.

Ach, Dubly! ſiehe Dich an, und ſage mir, wie iſt er erfüllt?

Und wenn ich nicht noch die Tochter hätte, die ſo ganz meinem Herzen entſpricht, ſo bliebe nichts mir übrig, als mir ein ſchnelles Grab zu wünſchen, das mich von dem Joche dieſes Lebens befreyete, das mich zu denen führte, die ſo früh mir entriſſen wurden.

Aber ich will nicht mehr klagen — Vielleicht hat der Himmel dieſe, die ich ſo gern als meine zweyte Tochter von ihm annöhme, zum Glücke für mich beſtimmt. Vielleicht iſt ſie es, die Deinem und meinem Leiden ein Ende macht.

Wenn Du glaubſt, daß dies möglich iſt, ſo ſage mir es gleich; ſage es der trüben Seele, die Deine Leiden ſo tief fühlt, wie Du ſie ſelbſt fühleſt.

Wenn ich Dir dann an meiner zitternden Hand die zuführe, die Dich gewiß glücklich machen kann, ſo will ich dem Höchſten danken, ſo will ich ihn preiſen, daß er ſo weiſe die Schickſale der Menſchen lenkt, daß er Hülfe ſendet, wo Hülfe nöthig iſt.

O mein Sohn! wenn Dein Vater gelebt hätte, wenn er Dir das vortreffliche Herz ganz hätte abgeben, ganz es Dich hätte lehren können, was in ihm war, ſo würdeſt

Du gewiß auch den ſanften Charakter gehabt haben, der ihn ſo herrlich ſchmückte.

Als Du zur Welt kamſt, als er Dich mit väterlicher Zärtlichkeit zuerſt auf ſeine Arme nahm, da ſagte er: Dieſer ſoll meine Sorgfalt, dieſer ſoll mein ganzes Leben haben; ihn will ich zum rechtſchaffenen Mann bilden, daß er lerne dem Unglück trotzen, wie es ſein Vater that. Er hatte dieſe Freude nicht.

Und kann ich wohl wünſchen, mein Sohn, daß er noch lebte? Sollte ich wohl ihn den Jammer Deines Herzens ſehen laſſen, dem eine ſo ſträfliche Leidenſchaft ſeine Reinigkeit raubt?

Komm in die Arme einer Mutter — komm aber nicht, ohne von ihr diejenige mit frohem Sinn anzunehmen, die ſie Dir beſtimmte. Sie täuſcht Dich nicht, dieſe Mutter. Wähne das nicht von ihr. Sie würde ſich nicht den neuen Leiden ausſetzen, die Du gewiß nicht unterlaſſen würdeſt, zuzubereiten Deiner

betrübten Mutter,

Dubly.

Drey und zwanzigſter Brief.

Frank an Henrietten.

D. 8. Oct. 1778.

Es iſt heute das erſtemal, daß man mir erlaubt zu ſchreiben; und an wen ſollte ich wohl eher ſchreiben, als an meine liebenswürdige, an meine theure Henriette! Ich ſehe die Freude aus Ihren Augen blitzen, wenn Sie die Hand des Mannes wiederſehen, der den Pforten des Todes ſo nahe war.

Ich glaube, ich blieb in meinem letzten Briefe bey dem Taumel des Vergnügens ſtehen, das ich mir in den Umarmungen Ihres Bruders dachte, Ihres würdigen mir immer lieben Bruders, ſo ungerecht er auch gegen mich war.

Glauben Sie es gewiß, Henriette, ich liebe den jungen Mann ſehr, und ich bin ſo vergnügt, daß das Schickſal es ſo mit meiner Schweſter gefügt, daß, wenn Weinert nicht abgegangen wäre, ich mich würde betrübt haben, daß ich Gelegenheit zu dem Vorſchlage gegeben.

Ich weiß, daß meine Jette ihren Bruder zu zärtlich liebt, als daß ſie nicht auch froh ſeyn ſollte.

Aber in welcher Angſt habe ich, ehe meine Schweſter kam, für Sie geſtanden! beſonders als die Briefe von dem Tode Ihrer Mutter kamen.

Vergeben Sie, Henriette, daß ich Sie an dieſes Leiden zurückerinnere. So weich Ihr Herz iſt, ſo kann ich doch nicht umhin, den Zoll des Andenkens auch gegen Sie zu opfern.

Sie wiſſen es, daß die vortreffliche Frau mir nicht gleichgültig war. Möge doch der Segen, den ſie auf unſere Verbindung legte, recht reichlich in Erfüllung gehen, und ſie von oben herab nichts als unausſprechliche Wonne über uns ſehen! Meine Pflicht ſoll es ſeyn, die Tochter nicht allein wie meine Theureſte zu lieben, ſondern alles, was die Mutter ihr war, ihr wo möglich zu ſeyn; das ſoll mir heiſſen, keinen Augenblick vorbeygehen zu laſſen, der etwas zu ihrem Glücke beytragen kann, ohne ihn zu nutzen.

Wenn ſie, theure Henriette, Dubly's Glück hätte ſehen können, dann würde innere Selbſtgefälligkeit aus ihren Augen gelächelt haben; gewiß, ſie würde einen Vorſchmack der Seligkeit gefühlt haben, die ſie jezt ganz genießt.

Hier ſitze ich mitten zwiſchen Ihren lieben Briefen, Henriette. Wie glücklich ſind Sie, daß Sie ſo ſchön, ſo offen aus dem Innerſten Ihres Herzens ſchreiben!

Ihre glückliche Uebereinſtimmung mit meiner Mutter iſt mir unausſprechliche Wonne, und alles, was Sie von der himmliſchen Einigkeit in unſerm Hauſe ſagen, iſt ſo viel Segen für mich.

Erinnern Sie ſich noch, meine Theure, als die erſten Tage unſrer Bekanntſchaft uns offenherzig gegen einander machten, als wir mit gegenſeitiger Theilnehmung alles uns ſagten, was unſre Herzen dachten, wie ich Ihnen da meinen Kummer ſchilderte, von dem beſten Vater entfernt zu ſeyn! wie ich Ihnen mein ganzes Elend, und die Furcht malte, nie wieder glücklich zu werden! Da fanden Sie meine Hoffnungen ſelbſt ſo ſchwach, wie eine vom Wetter durchzehrte Mauer.

Aber Sie, Sie Zauberinn, ſind es, die das alles gehemmt, die den Frieden hervorgebracht hat. Sagte ich es Ihnen nicht, daß mein Vater, wenn er Sie ſehen, Sie lieben würde?

Sagte ich es Ihnen nicht, daß meine Mutter, wenn ſie Sie kennen, Sie ſchätzen würde?

Jedermann drängt ſich um Sie. Jeder wünſcht Ihnen nahe zu ſeyn. Hätte ich das nicht ſo genau bemerkt, ich würde es Ihnen nicht ſagen. Daß mein Onkel ein Anbeter von Ihnen iſt, das wiſſen Sie ſelbſt.

Urtheilen Sie nun, was ich empfunden habe, als ich mich in der Gefahr ſahe, dieſe Glückſeligkeit in Ihnen auf ewig zu verlieren!

Ich muß es geſtehen, meine Liebe, ich hätte meiner Mutter den genuinen Charakter nicht zugetrauet, den ſie nach dem, was Sie mir von ihr ſagen, haben muß. Allein ich kann auch mit Augen geſehen haben, die wider ſie eingenommen waren; und ihren Umſtänden, ihrer Furcht, ihren Erwartungen kann man viel vergeben.

Daß ſie meine Henriette liebreich aufgenommen, daß ſie ſich Sie zur Freundinn gewählt, das hat mich ganz ausgeſöhnt, und Ehrerbietung und Liebe ſollen nun gegen ſie nicht aus meinem Herzen kommen.

Die Geſchichte Ihrer Mutter iſt merkwürdig; und gewiß, meine liebe Theure, gewiß iſt der alte Dalfour dabey intereſſirt. Er iſt krank, und dann läßt er niemanden vor ſich; ſonſt hätten wir ihm ſchon lange Ihren Brief vorgeleſen, und geſehen, ob nichts ihm aufgefallen wäre. Die Freude, die er über die Wiedererhaltung ſeiner Tochter gehabt, iſt ihm beſonders angreifend geweſen, und hat ihm ein kleines Fieber zugezogen.

Lebell war bey uns, als er durchreiſete, um ſeine Lydie zu holen. Aber nur auf einen Augenblick. Er ſagte: er müßte jede Minute theuer halten, um ſie bald aus der Sklaverey zu befreyen, worin ſie ſeufzete. Damals war der Alte noch munter, und war ſelbſt mit da. Er wußte ſich vor ausſchweifender Freude nicht zu laſſen, und er ſagte ſelbſt, ſo viel ſchweres Unglück mich auch getroffen, ſo iſt es nichts in Vergleichung mit dieſem ſüßen Augenblick. Hätten wir damals ſchon Ihren Brief gehabt, ſo wäre es eine recht bequeme Zeit geweſen. Allein wir bekamen ihn erſt den folgenden Tag.

So froh auch Lebell über ſein Glück war, ſo konnte er doch ſeine Betrübniß über Montroſens Hartnäckigkeit nicht unterdrücken, und der alte Dalfour nahm ihm das faſt übel. Aber ich ehre dieſe Empfindung in ihm.

So ein Herz und eine Seele, ſagte er insgeheim zu mir, als wir waren, läſt ſich nicht wieder zuſammen finden, und alles, außer Lydien, gäbe ich darum, wenn ich ihn mir wieder ſo zum Freunde machen könnte; denn ſeine Leidenſchaft würde ſich gewiß mit der Zeit verlieren, und da ohnedem ihm ſein Herz die ſchrecklichſten Vorwürfe macht, ſo würde es ſein Beſtreben ſeyn, dies durch die bewährteſte Treue wieder gut zu machen, und ich und Lydie würden einen Gefährten der Redlichkeit an ihm haben.

So ſpricht ein Freund, Henriette; aber ſo ſpricht nicht der Liebhaber. Er kennt des Menſchen Herz noch nicht von dieſer Seite. Ich würde ihm wünſchen, daß Montroſe immer von ihm getrennt lebte. Das Beyſpiel Ihres Bruders iſt mir zu lebhaft geweſen; und glauben Sie mirs, theure Henriette, und zürnen Sie nicht, daß ichs ſage, nur meine Schweſter ſchützet unſre Liebe.

Das einzige Verbot Dubly's, die unverbrüchliche Treue, die er ſeinem Freunde verſprochen, und ſie ihm gehalten, ſchützet Raff vor meinen Vorwürfen.

So ſehr dieſer vielleicht glaubt, daß ich dadurch beleidigt ſeyn würde, ſo ſehr irrt er ſich. Ganz andre Mittel würde ich gewählt haben.

Eben kömmt Dubly zurück von Marſeille. Meine Schweſter hoffte ſo auf ihn, wie ich hoffe, Sie wiederzuſehen, wie ich nach Ihrem Anblicke geize. Er brachte uns einen Brief von ſeiner Mutter mit. Hätte er nicht verſäumt dieſen zu leſen, alles Vergangene wäre nicht geſchehen.

Aber es mußte geſchehen, meine Liebe, um uns alle uns deſto werther zu machen! um die ſüße Vereinigung in dem Hauſe meiner Aeltern hervorzubringen.

Lebell und Lydie ſind zurückgekommen. Lydie iſt ein herrliches Mädchen.

Sie war kaum einige Stunden bey ihrem Vater geweſen, als ſie ſchon uns zu ſehen verlangte.

Sie fiel meiner Schweſter um den Hals.

Ich habe noch nie, nie eine Freundinn gehabt, ſagte ſie, und nun werde ich ſie haben. Wie oft habe ich mir träumeriſche Ideen davon gemacht, wie man da ſo glücklich leben müßte! Nun werde ich ſelbſt die Erfahrung davon machen. Nun werde ich recht froh ſeyn. Einen Vater, einen Geliebten, eine Freundinn, alles auf einmal, und noch ſo viele gute Menſchen, die Theil an meinem Schickſal nehmen.

Lebell ſagt, ſie hätte nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren; und es iſt ſicher, Henriette, wo einmal leichtes Blut in den Adern wallet, und wo noch Unſchuld es im leichten Laufe erhält, da haben trübe Stunden wohl die Macht, es etwas zu dämpfen, aber nicht es zu unterdrücken, und ſchwer zu erhalten. Dies Geſchenk iſt immer das beſte.

Zu Dubly wandte ſie ſich mit einer Anmuth, die entzückend war.

Ihnen, ſagte ſie, muß ich Zeitlebens eine Schuldnerinn bleiben; denn was wäre wohl fähig, Ihre Liebe zu vergelten! Die Erhaltung meines theuren Lebell, die ich Ihnen allein zu danken habe, iſt mit einer Vergeltung nie in Vergleich zu ſetzen. Finden Sie ſich alſo ſelbſt mit Ihrem edlen Herzen ab. So oft Sie aber kommen, und es hören wollen, will ich es Ihnen wiederholen, daß ich ohne Sie nichts wäre.

Er wollte reden, aber ſie hielt ihm den Mund zu. Ich will nichts hören, ſagte ſie. Sprechen Sie dort mit Ihrer Gebieterinn.

Morgen wird mein Vater zu Ihnen kommen, ſagte ſie, und übermorgen, wenn Sie mich nicht verachten wollen, wohnen Sie alle bey mir. Ich bin nun wieder Wirthinn, und will ſehen, ob Sie mit mir zufrieden ſind.

Morgen alſo, Henriette, erfahren wir gewiß etwas Wichtiges. Schade, daß ich meinen Brief nicht ſo lange aufhalten kann. Aber Sie würden wenigſtens auf drey Tage den erſten Brief Ihres Franks noch entbehren. Alſo ſchließe ich ihn lieber, und ſage nur noch, daß ich ewig bin

Ihr

treuer glücklicher

Frank.

Vier und zwanzigſter Brief.

Henriette an Louiſen.

D. 8 Oct. 1778.

So fleißig, meine Louiſe, ſind Sie nicht im Schreiben, als ich es bin, ſonſt hätte ich geſtern, wie ich ſo ſehnlich hoffte, Briefe erhalten. Ich würde auch zur Strafe dieſes einen Poſttag aufgehalten haben: allein ich kann nicht mit Ihnen zürnen; Ihr Bruder hat meine Liebe, und Sie haben meine Freundſchaft unwiederbringlich; aber ich ſage: Behalten Sie ſie, und lieben Sie mich nur beyde ewig.

Wieder zu meiner Erzählung, wie meine Mutter fortfährt!

Faſt hatte ich es vergeſſen, was der Mann mir geſagt hatte, ſo lange ſchwieg er davon, und meine Heiterkeit, die wirklich hiedurch etwas geſtört war, kam nach und nach wieder. Aber einmal ſaßen wir ganz allein in ſeinem Gartenhauſe.

Heute könnte ich, ſagte er mir zuthätig, wohl von meinen Bedürfniſſen reden. Ich ſchwieg lange davon; denn leider glaubte ich aus Ihren Augen nicht viel Gutes für mich zu ſehen. Aber ich habe mir die Idee gefaßt, daß ich Sie wohl noch überwinden könnte. Ich bin nicht von den Menſchen, die ganz gefühllos ſind: aber ich halte auch nichts auf eine übertriebene Empfindung; dieſe kömmt mir ſo vor, als wenn Kinder das Begraben ſpielen, und ſich dabey zwingen wollen, zu weinen. Ich tadle Ihr Andenken an Ihren verſtorbenen Gemahl gar nicht. So etwas muß Ihnen heilig ſeyn. Aber Sie haben ſelbſt alle Standhaftigkeit für ſich zu entſcheiden. Sagen Sie, iſt es nicht möglich, daß Sie ſich wieder zu heirathen entſchließen?

„Wenn ich Ihnen geradezu ſagen wollte: Es iſt nicht möglich! ſo würde ich dadurch am geſchwindeſten abkommen; aber vielleicht wäre Ihnen das nicht hinreichend.“

Nein, gewiß wäre es das nicht. Ich denke, wir ſtehen auf einen ſolchen Fuß, daß wir uns wohl etwas nähere Erklärung über ſolche Meynungen mittheilen können. Ich meyne, wir ſind freundſchaftlich genug, es einander nicht zu verdenken, wenn der eine des andern Gründe widerlegt, und alles, was er auf dem Herzen hat, herausſagt. Und in der Rückſicht möchte ich denn auch von Ihnen wiſſen, was Ihnen bey einem ſolchen Entſchluſſe beſonders entgegenſteht. So wie ich mich Ihnen jezt entdecke, glaube ich, können Sie frey reden.

Ich hatte in der That wieder Muth.

„Einer meiner erſten Gründe iſt, daß ich es allgemein für Unrecht halte, daß eine Frau zum zweytenmale heirathet. Immer vergiebt ſie etwas von der beſtändigen Treue, die ſie ihrem Manne geſchworen; und wenn ſchon der Tod die gegenſeitigen Pflichten aufhebt, ſo hebt er nicht das Bündniß des Herzens, hebt nichts von der reinen Zärtlichkeit auf, die bey wahrer Liebe das eigenthümliche Zeichen iſt. Jeder Mann, jede Frau ſoll bey dem Verſprechen, das ſie thut, es in ſich fühlen, um niemals ihre Liebe gegen den, dem ſie einmal ihr Herz geſchenkt, zu verlaſſen. Thut ſie dies nicht, ſo iſt ihr Herz nicht rein. Fühlt ſie es, ſo iſt es ein ſtillſchweigendes Gelübde, auch, wenn er ſtirbt, ſein Andenken ſo werth zu haben, als ſie ihn ſelbſt hatte; und das Gelübde bricht ſie mit der zweyten Ehe, und Zeit, Vergeſſen, Vortheile und Neigungen können nimmermehr das Unrecht wegnehmen, das in dieſer Handlung liegt."

Sonach iſt Ihre Meynung, jede Frau, die dieſes gethan, hätte Unrecht? Aber wie bleibt es denn, wenn Ihre Kinder die Vortheile einer ſolchen Verbindung nützen könnten? Ich table Ihre Meynung nicht, ſo viel ſich auch dawider einwenden ließe.

„Darauf ſollte ich freylich nicht antworten. Sie haben ſich ſelbſt das Mittel genommen, wodurch Sie mich vielleicht hätten zwingen können. Wären Sie nicht ſo wohlthätig geweſen, eine Schuld, die Ihnen noch ſehr zweydeutig ſeyn kann, zu entrichten, ſo würde freylich der Grund einigen Eindruck auf mich gehabt haben. Denn das bin ich, das ſind alle Aeltern ihren Kindern ſchuldig, ſie bis zu einem gewiſſen Alter zu verſorgen, ihnen nichts zu entziehen, was ihrer Erziehung Vortheile bringen kann.“

Alſo ſollte ich wohl wünſchen, dies nicht gethan zu haben? Aber glauben Sie mir, würdige Frau, es ſteigt nicht ein Gedanke in mir auf, daß ich dieſes bereue. Im Gegentheil, es iſt mir lieb, dieſen Bewegungsgrund aus dem Wege geräumt zu haben der doch Ihrem Herzen nichts würde angegangen ſeyn. Es iſt nicht mein Wunſch, daß Sie mich aus Abſichten heirathen ſollen. Ich wünſche, daß Sie mich lieben, daß Sie mich meines Herzens wegen, das Sie unendlich ſchätzt, würdig halten ſollen, ſich mir aufzuopfern.

„Würdig halten — Weinert, Sie ſind gewiß derjenige, den ich nicht verdiente; und das iſt keine Schmeicheley. Ob ich Sie alſo würdig halten kann, das beſtimmen Sie nun ſelbſt. Aber mein Herz iſt nicht fähig, ſich ſo weit zu überwinden. Ich fühle es, es iſt eine gewiſſe Verbindlichkeit in mir —“

Verbindlichkeit, die ſoll es nicht ſeyn. Laſſen Sie uns abbrechen. Ich habe zwar noch einen Grund, den ich Ihnen vorlegen möchte, gern ihm ſagte; allein ich will ihn zurückhalten. Ich will ſehen, ob ich mich überwinden kann.

Ich war nicht ſtark genug, meine Tochter, den Grund von ihm zu fragen. Ich hatte ſchon zu viel Wärme für ihn und ſeine Rechtſchaffenheit, und wollte ſie nicht dadurch vermehren, daß ich einen vielleicht wichtigen Grund wieder anhörete.

Es giengen viele Wochen hin, und wir ſprachen nicht von der Sache. Aber ſeine Munterkeit nahm zuſehends ab, und je mehr ich dies ſahe, deſto mehr nahm meine Unruhe zu. Ich wußte, ich war die Urſache davon; wie konnte ich gelaſſen ſeyn? wie konnte ich wohl ſelbſt nicht den ſchmerzhafteſten Antheil daran nehmen?

Ich ſahe wohl, daß ein Mittel hier nöthig war, das beyden gleich ſchwer fallen würde: die Trennung. Allein, ich ſahe auch wohl, daß es das einzige mögliche war, zum Zweck zu gelangen.

Ich nahm mir es alſo feſt vor, daß es in kurzem geſchehen ſollte: allein unſchlüſſig war ich, wie ich es anfangen ſollte: denn daß es ſchwer bey ihm halten würde, vermuthete ich gewiß.

Da ich einmal feſt war, ſo ſollte es auch je eher je lieber geſchehen.

Ich wählte alſo einen Tag, es ihm zu ſagen. Er war eben äußerſt niedergeſchlagen. Ich bat ihn um eine Unterhaltung, und es kränkte mich, als ich es gethan, weil ich ſahe, daß ſein Geſicht ſich aufheiterte. Er dachte wenigſtens nicht, daß ich ihm das Gegentheil von allem ſagen würde, was er wünſchte.

Als ich ihm meinen Entſchluß entdeckte, ſtanden Thränen in ſeinen Augen.

So erlauben Sie mir wenigſtens noch einmal zu reden, ſagte er. Der Grund, den ich Ihnen letzthin von meiner Bitte noch zurückhielt, betrifft blos mich; aber vielleicht habe ich doch auch einige Wirkung auf Ihre Seele.

Iſt in Ihrem ſtrengen Gelübde, in der unverbrüchlichen Treue, die Sie Ihrem verſtorbenen Gatten zu halten ſich verbunden glauben, iſt hierin es mit eingeſchloſſen, daß Sie einen Mann, der mit Ihnen zu leben als das größte Glück ſich denkt, unglücklich machen? — Iſt es nicht ein Unterſchied, ob es blos Sie, oder ob es einen andern mit trifft? Sehen Sie, würdige Frau, einen Mann vor ſich, der überzeugt iſt, daß Sie ihn zum Seligſten machen können; ſagen Sie, ob Sie es überwinden können, eine fortdaurende Reihe von Jahren für ihn vor ſich zu ſehen, die durch Ihre abſchlägige Antwort, wenn Sie ſchon nicht elend ſeyn werden, (denn kindiſch uns deswegen zu quälen, iſt unſerm Alter nicht angemeſſen,) doch eine trübe Erinnerung an eine gehoffte Zufriedenheit mit ſich führen.

Dieſe kann und wird nie in mir ausgerottet werden. Ich ſahe noch nie ein Frauenzimmer, die für mich ein wünſchenswerthes Leben hoffen ließ. Sie ſind die erſte geweſen, die auf mich den Eindruck des Verlangens zurückgelaſſen. Ob ich nach Ihnen eine finden werde, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen — Und dieſer ſüßen Empfindung, der ich mir faſt mit Gewißheit ſchmeichelte, ſoll ich nun gänzlich entſagen?

„Und wenn Ihr Grund wirklich mit noch wichtigern Gegenſtänden zu thun hätte, als er es hat; denn ich ſehe wohl, er hat Ihre Ruhe und Zufriedenheit: ſo muß ich Ihnen doch lieber gleich ſagen, ich kann keinem Gehör geben. So nahe mir Ihr Bitten geht, das ich nicht erfüllen kann, ſo ſehr ruhet auch mein Gelübde und mein Vorſatz auf mir; und mit dem Tage, Weinert, da ich Ihnen meine Hand geben würde, würde ich auf ewig meine ganze Glückſeligkeit verlieren, die in mir iſt, und die hauptſächlich in dem täglichen Andenken an den beſteht, der mir ſo viel aufopferte.“

Wenn das iſt, ſo will ich ſchweigen, ſo will ichs tragen. Vergeben Sie mir von nun an, daß ich ein Wort davon geſagt — Laſſen Sie Freundſchaft — laſſen Sie Geſelligkeit unter uns ſeyn, und ohne weiter hieran zu denken, wollen wir ſehen, ob wir nicht unſere Tage vergnügt durchleben können.

„Zu vergeben habe ich nichts — aber Sie müſſen mir es vergeben, daß ich auch das letzte Verlangen nicht erfüllen kann. Trennen, Weinert, müſſen wir uns. Sie werden ſelbſt die Gründe einſehen, wenn Sie etwas darüber nachdenken.“

Das gieng ihm nun ſehr hart ein, und er ſuchte alles hervor, mich noch davon abzubringen. Aber wie konnte ich es ihm zugeben? Ich ſahe nichts als Unzufriedenheit von beyden Seiten voraus. Er hatte in den wenigen

en Wochen ſchon ſeine ganze Munterkeit
leren. Indeſſen gab ich ihm noch zwey
nate zu, und innerlich hatte ich ſchon den
tſchluß gefaßt, wenn er ſich indeſſen beru-
te, bey ihm zu bleiben.

Aber ich ſahe das Gegentheil. Nicht al-
n blieb ſeine Unruhe, ſeine Heiterkeit gieng
zlich verloren, und er ſuchte auch jede Ge-
nheit hervor, mich noch zu überreden.
machte mir ſo viele Einwürfe, machte eine
lägliche Beſchreibung von ſeinen Leiden,
ß ich ſelbſt alle mögliche Standhaftigkeit
hig hatte, nicht, meinen Vorſatz zu halten,
war feſt, ſondern nicht verdrießlich über
e Zudringlichkeit zu werden.

Ich hielt alſo meine Zeit aus, und gieng
n. Der Abſchied zwiſchen uns war freund-
ſtlich und rührend. Er wollte noch mei-
Sohn, an den er ſehr viel Mühe gewandt,
an ſich zu ziehen, behalten. Allein, theils
cht, ihn näher zu haben, theils der Vor-
, alles von ihm zu entfernen, was ihm
fortdauernde Erinnerung geben könnte,
chte mich dahin, es ihm abzuſchlagen.
s ſchien ihm ſehr hart zu ſeyn, und es
es auch. Nachher habe ich es vielmal
uet, daß ich Dubly nicht bey ihm gelaſ-
ſen

ſen. Die erſten Eindrücke ſeines Charakters habe ich gewiß dem Manne zu danken, dem ich ihn zur Erziehung gab, und deſſen Inneres ich nicht genug geprüft hatte.

Ich dachte Ihnen heute das Ende der Geſchichte meiner Mutter zu erzählen; allein ich bin wieder daran verhindert worden, und das, was Sie jezt hören ſollen, will ich Ihnen doch lieber zuerſt ſagen.

Ich hatte mich eben ein wenig von Ihnen und Ihrem Briefe entfernt, um mich zu erholen, als Ihr Onkel mit einer zwar heitern Miene zu mir ins Zimmer trat, die aber doch Thränen im Auge begleiteten. Wäre das erſte nicht geweſen, ſo würde mich das leztere ungemein beſtürzt gemacht haben, welches ich an ihm gar nicht gewohnt bin.

Was fehlt Ihnen? fragte ich ihn indeſſen, doch mit einer zitternden Stimme.

Nichts fehlt mir, meine liebe Henriette, als daß ich Ihnen die rührende Scene mittheile, von der ich eben herkomme.

Sie werden ſich beſinnen, daß mein Bruder mir neulich ſagte, er würde mir einen Beweis geben, daß er ſeine zweyte Heirath rechtfertigen könne. Er hat ihn mir ſo hinreichend gegeben, daß ich ganz beruhigt bin, daß ich es bereue, jemals ein Wort dagegen geſagt zu haben.

Er nahm mich vor einer Stunde mit auf ſein Zimmer.

Ich habe immer verheelen wollen, Bruder, ſagte er mir, und wenn ichs nicht gethan hätte, wäre es beſſer geweſen. Als ich von dir den erſten Vorſchlag zur Heirath mit meiner lieben Wilhelmine bekam, als ich ſogleich ſie ganz ſo fand, wie ich ſie wünſchte, da dachte meine Seele nicht, daß meine jetzige Frau einen ſo bleibenden Schmerz über dieſe Trennung von ihr empfinden würde. Wilhelmine wußte gar nichts davon; der Lerm und das Aufſehen, das die Sache machte, brachte es ihr zu Ohren. Sie wurde bey der Nachricht ſehr traurig, und du wirſt es wiſſen, welche Vorwürfe ſie uns beyden machte. Du warſt mit deiner Rechtfertigung bald bereit. Mein Glück und die beſſern Ausſichten für mich entſchuldigten dich hinreichend, und was Liebe zu meinem Wohl war, das konnte dir zu keiner Laſt angerechnet werden.

Aber ich hatte mehr zu kämpfen.

Meine Frau, gut wie ein Engel, und gerecht gegen jedermann, ſagte mir, ich hätte unverantwortlich gehandelt, und machte mich ſelbſt ſo traurig, daß ich ſie bitten mußte, der Sache nicht mehr zu gedenken, wenn ſie mich nicht dadurch verlieren wolle. Dies machte ſie zwar behutſamer: allein es verſtrich keine Gelegenheit an ſie zu denken, daß ich nicht eine neue Erinnerung daran von ihr annehmen mußte.

Dies geſchahe öfters. Sie ſchrieb zuweilen an ſie, erhielt aber nur ein einzigesmal eine Antwort, die ſie gleich ins Feuer warf, und weinend ſagte: Es wird ſchwer auf dir liegen, das Unglück dieſer Perſon, wenn du es nicht einſt wieder gut machen kannſt.

Ich glaube wirklich, daß es ein Nagel zu ihrem Sarge geweſen; denn ſie beſchäftigte ſich beſtändig mit dieſen Gedanken, beſonders in den letzten Jahren ihres Lebens. Es iſt auch das einzige, womit ſie mich irgend gekränkt.

Wenn ich denn zuweilen ihr widerſtreiten wollte, daß die Sache ein ferneres Andenken bedürfte, wenn ich ihr die Reinigkeit meines Herzens und meiner Abſichten dabey betheuerte, wenn ich ſie auf alle die trüben Stunden

tete, die ich ſchon gehabt, und die doch
wiß Beſtrafung genug für eine leichtſinnige
d nicht boshafte Handlung wären, ſo ant-
ertete ſie mir mit einem geſetzten, aber
chſt liebreichen Tone:

Du glaubſt das, mein lieber Mann, weil
in Herz es wünſchet, daß die Sache in der
rgeſſenheit liegen möchte. Allein ich glau-
und ich wünſche das nicht. Es iſt faſt die
zige Pflicht, die ich noch habe, daß ich
h an dieſe Genugthuung erinnere; wenig-
ns iſt es die einzige, die ich nicht hinrei-
nd erfülle, und die mir ſchwer wird, in
sübung zu bringen. Meynſt du, daß ich
gern thue? Nein, mein Lieber, keineswe-
s; ich fühle einen Schmerz nicht allein dar-
er, daß ich dich kränken muß, ſondern
ch darüber, daß ich ſehe, du kannſt es ver-
ſſen. Glaube mir, es iſt keine Aufhebung
er Schuld möglich, wenn nicht der lei-
nde Theil befriedigt iſt; und kannſt du ihre
rgebung nicht erlangen, ſo mußt du be-
chten, einer ſchärfern Reue entgegen zu
hen, die gewiß eine ſtrengere Büßung nach
zieht. Die Traurige, die dich ſo ſehn-
liebte, wird immer ſchmachten, wie ſie
t ſchmachtet. Jede Thräne von ihr wird
ein

ein Zeichen in das Buch ihres Lebens ſeyn, daß du ſie getäuſcht. Für jede wird dein Auge tauſend weinen müſſen, wenn ſie ſie nicht ſelbſt wieder wegnimmt. Jeder ihrer Seufzer iſt ein Zeuge wider dich, dem du Jahre von Ruhe opfern mußt, ihn zum Schweigen zu bringen, wenn ſie ihre Klage nicht ſelbſt ſtillet. Und darum klagt deine Frau, die Zärtlichkeit für dich hat, und gern alles Unglück von dir abwenden möchte.

Dieſe ihre Worte wiederholte mir mein Bruder weinend, fuhr Ihr Onkel fort. Ich weiß es wohl ſelbſt, wie ſehr ſie unzufrieden war; allein nie hat ſie mir ſo deutliche Proben gegeben, und das hat ſie deswegen unterlaſſen, weil ſie es wußte, daß ich dieſer Perſon nicht günſtig war, deren Charakter nun freylich Zeit und Unglück umgeſchaffen haben.

Meine verſtorbene Schwägerinn war lange krank. An einem dieſer ſiechen Tage hat ſie dieſen Brief geſchrieben, den mein Bruder mir gab.

Als es mit ihr ſchlechter wurde, ſagte mein Bruder, wurde ſie ruhiger. Sie ſagte mir oft, nun könne ich mein Unrecht wieder gut machen; ich könne nun Vergebung oder ihre Hand erhalten. Ich bat ſie immer, davon zu ſchweigen; und wenn ich ihr ſagte, daß ich nach ihrem Tode ihrem Andenken treu bleiben wollte, ſo ſahe ſie mich ſtarr an, ſagte aber kein Wort. Es war an einem Sonntage Abends, als ſie mir dieſen Brief gab.

Dieſen Brief, ſagte ſie, ſollſt du nicht eher als vier Wochen nach meinem Tode öffnen. Ich bin heute erquickt worden. Du wirſt noch wieder ruhig werden, wirſt mit deinem unglücklichen Schickſale ausgeſöhnt ſeyn. Heute habe ich ſie traurig, aber doch ächelnd und willig geſehen. Sie wird dich wieder lieben.

Ich ſahe dies als Bilder eines zerrütteten emüths an; denn ihre Krankheit hatte ſchon hr überhand genommen. Sie lebte nacher nicht lange.

Du weißt, Bruder, wie ſchmerzlich mir r Tod war; du weißt, wie wenig ich die ie Zeit daran dachte, etwas anders als ſie meinem Herzen zu haben.

Nach vier Wochen öffnete ich den Brief. enn ihr Wort war mir Befehl. Ich fand, as du hier ſieheſt.

Ich las, Henriette! Ich bin ſonſt hart; r es war mir nicht möglich, meine Thränen zurückzuhalten. Ich weinte zum ewigen Andenken an ſie; denn noch weiß ich jede Gelegenheit, wo ich weinte.

Als ich den Brief durchgeleſen hatte, fuhr mein Bruder fort:

Es rührte mich unendlich; doch fühlte ich das nicht, was ich in dem Briefe fand. Mein Herz war dem Andenken an meine Wilhelmine durch dies Zeichen ihres vortrefflichen Herzens nur noch geneigter geworden. Reger als jemals war es in mir, das Gefühl für das, was ich in ihr verloren hatte; und eine entfernte Erſetzung deſſen ſchien mir auch unmöglich. Ich legte den Brief zurück. Ich ſuchte ihn zu vergeſſen, und faſt ſchlug ich ihn mir ganz aus dem Sinn. Du kamſt mit deinen Klagen über Wilhelminens Tod dazu; du redeteſt mir ſo oft davon, daß mir ihre Aſche unentweihbar ſeyn müßte. Sie lebte in meiner Louiſe wieder auf; das ſagteſt du mir ſo oft, und ich wiederholte es mir ſo oft, daß ich ihren Befehl vergaß, auch ewig ihn vergeſſen haben würde, wenn das Schickſal es gewollt hätte.

Du hatteſt mich ſchon verlaſſen, als Friderike wieder erſchien. So allgemeinen Eindruck es auch machte, auf mich hatte es keinen.

Aber es fügte ſich, daß ich von ohngefähr mit ihr zuſammentraf. Sie geſtand mir es hernach, daß es ihr Werk geweſen wäre. Du warſt damals ſchon entfernt. Ich ſtutzte, als ich ſie ſahe, und alles, was ich geſehen, gehört und geleſen hatte, ſtand auf einmal ſo mächtig vor mir; ich glaubte den ſchwerſten Vorwürfen ausgeſetzt zu werden, als ſie mit ihrem lieblichſten Tone fragte, ob ich ſie denn ganz vergeſſen hätte?

Länger nun dem Willen meiner Wilhelmine zu widerſtehen, war unmöglich. Ich verſprach ihr alle mögliche Genugthuung, und ſie verlangte meine Liebe. Ich gab ſie. Ich trauete nicht, dir es zu ſchreiben. Alles, was du mir geſagt, war mir Bürge, daß du es mißbilligen würdeſt; und dir den Brief meiner Frau zu zeigen, war mir unmöglich. Ich ſtand in dem Wahn, es für Schwärmerey zu erklären würde deine erſte Empfindung ſeyn.

Aber gewiß, meine Henriette, mein Bruder hat geirret. Nie habe ich ein Gefühl, das aus einem reinen Herzen entſprang, für Schwärmerey gehalten, und beſonders von dir, von der Wilhelmine, die ich wie eine Heilige verehrt habe; denn all' ihr Thun war

Frömmigkeit, und all' ihr Denken Menſchenliebe. Sie iſt immer Liebling meines Herzens geweſen.

Hier haben Sie den Brief. Ich konnte es Ihnen nicht verheelen. Da Sie einmal meine Vertraute ſind, ſo müſſen Sie auch alles wiſſen, was in mir iſt.

Er gieng mit dieſen Worten hinaus. Verwunderungsvoll über alles, was ich gehört hatte, gieng ich ihm nicht nach, um für ſein Vertrauen ihm zu danken. Ich las gleich; ich fühlte, was ich las, und was Sie, meine Liebe, und Ihr Bruder auch leſen ſollen, auch fühlen werden. Ich will nichts mehr hinzuſetzen. Was könnte ich wohl ſagen? Sie haben eine vortreffliche Mutter gehabt — das wiſſen Sie — Sie werden auch an dieſer die Prophezeyung erfüllt ſehen — Das werden Sie mir vielleicht nicht glauben — aber erfahren werden Sie es und ſich freuen.

Die ſchönſte Zeit unſers Lebens ſteht uns bevor, liebe Louiſe. Sie wird dem Frühling gleichen, wo alles ſich verſammelt, das erſte Leben nach dem rauhen Winter zu athmen, den erſten erwärmenden Sonnenblick begierig aufzufangen. Würde er uns wohl ſo ſchön ſeyn, wenn er immerwährend wäre?

Nur nach dieſem Leben wird unvergängliche Freude uns fühlbar ſeyn, und uns wird nicht vor den täglichen Freuden ekeln. Hier ſoll es nur unſere Freundſchaft ſeyn. Nie wird aufhören dieſe zu fühlen

Ihre
Henriette.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Wilhelmine Frank an ihren Mann.

Mein einziger Lieber!

Wenn ſchon mein Geiſt vor dem Ewigen Rechenſchaft aller ſeiner Handlungen, und alſo auch dieſer meiner Bitte, dieſer meiner Ermahnung an Dich, abgelegt, ſo lieſeſt Du es erſt.

Seliges Gefühl müſſe dann in Deiner Seele ſich heben, wenn Er es gebilligt, wenn der große Richter das gut geheißen, was ich that!

Lange habe ich angeſtanden; lange war es mir, als ob ich vielleicht Dir zu nahe thäte: aber unruhig würde ich die Welt verlaſſen, wenn ich es verſäumte.

Meine Krankheit nimmt zu. Täglich ſchwächt ſich das Gefühl meines irdiſchen Lebens in mir, und eine Anhänglichkeit für die Welt ſtirbt nach der andern dahin, und läßt eine Sehnſucht auf jenſeit zurück.

Dies drückte mein Herz noch ſchwer. Aber ich fühle es, heute iſt der Tag, von einem innern Gefühl beſtimmt, dieſe Laſt von mir zu nehmen. So wie mein Herz denkt, ſpreche ich mit Dir; und ſo müſſe auch das Gefühl der Wahrheit mit Dir ſprechen, wenn Du es lieſeſt, wenn Du den Willen einer ſterbenden Frau erfüllſt.

Du kannſt meine Bitte rathen, mein Lieber; alle übrigen, die ich Dir thun könnte, erfüllſt Du ungebeten: aber dieſe — vielleicht aus Zärtlichkeit gegen mich, nicht.

Ich will Dir nichts von dem wiederholen, was ich Dir bey meinem Leben ſo oft ſagte, womit ich Dir ſo manche kummervolle Stunde machen mußte, um mein Herz rein zu erhalten. Ich weiß, Du vergaßeſt nie, was Deine Wilhelmine Dir ſagte.

Jetzt nahet ſich die Zeit Deiner Beruhigung. Gott hat es ſo gewollt; und ewig ſey ſein Name dafür gelobet, daß ich derjenigen Platz machen ſollte, die ich verdränget! Jetzt, Mann, den ich ſo innig liebe, jetzt verſäume es nicht, das gut zu machen, was Du verſchuldeteſt. Es iſt nicht gewiß, ob ſie Dich nun nicht verſchmähen wird; und zürnen kannſt Du nicht, wenn ſie es thut, wenn ſie dem Manne aufs neue Wankelmuth zutrauet, die ſie ſchon einmal ſtatt ſeines Herzens von ihm erhielt. Aber Du biſt alsdenn gerechtfertiget, und vergeben wird ſie Dir dann doch gewiß; denn ſie wird Dich noch lieben, nicht haſſen, ſonſt könnte ihr Schmerz nicht ſo lange währen.

Ich habe zuweilen in Stunden, die mich ſo etwas vergeſſen ließen, die ſo ganz den Gedanken an unſre Liebe einzig gewidmet waren, gedacht, Du würdeſt immer mein ſeyn; ich habe vielmal in der Wonne über Deine Liebe meinen Kindern geſagt: Nie werdet Ihr eine Stiefmutter haben; und jezt, und ſchon damals iſt es mir ein innrer Vorwurf geweſen. Aber ich betheure es auch, ich bin gleich von dem Gedanken zurückgekommen, ſobald ich an die arme Gefangne dachte, die ſich ſelbſt ſo ſchwere Ketten nicht nehmen wollte.

Ich bin es überzeugt, hätte ich ſie bereden können, zu mir zu kommen, ſie wäre meine und Deine Freundinn geworden, und mit ih-

ihr ausgeſöhnt, hätte ich vielleicht noch einige Jahre in Ruhe zugebracht.

Nun ſoll ſie es aber. Meine Bitte, und wenn es einen Willen für mich in Dir gäbe, ſo iſt es mein Wille, daß Du, ſobald es angeht, ihr Dich ſelbſt zeigeſt, daß Du alles anbieteſt, ihre Vergebung zu erlangen, die, nach meinem Urtheil, bey meinem Leben nicht erfolgen konnte. Und wird ſie Dich mit andern Augen ſehen, ſo wird ſie dem Manne, deſſen Hand ſie ausſchlagen oder nehmen kann, gewiß dieſe Vergebung nicht verſagen.

—

Wenn ich ſo aus den Gefilden der Geiſter herabkäme, und könnte Dich und ſie vereinigen, da wollte ich mit meiner Hand, die ich einſt Dir ſo gern reichte, Dich ihr zuführen; ſie ſollte Dich von mir ſelbſt zum Zeichen meiner Freundſchaft empfangen. Alle Deine Liebe, alle Deine Gefälligkeit gegen mich wollte ich ihr abtreten, wollte Deine Hand in die ihrige legen. Ach! wenn ich das könnte, wie wollte ich dem Himmel dafür danken!

Es wäre eine der größten Glückſeligkeiten für mich, ſo einen Wunſch meines Herzens erfüllt zu ſehen — Ich kann mich ganz darin vertiefen. Dann wollte ich ſie nur bitten, meine Kinder wie die übrigen anzuſehen, ihr nicht die Schuld der Mutter ſie büßen zu laſſen.

Und wenn ſie recht von meiner Unſchuld überzeugt wäre, wenn ſie es wüßte, daß ich nicht den geringſten Antheil (verzeihe, lieber Mann, daß ich das ſage!) an den Leiden ihrer Seele hatte, ſo würde ſie auch dieſe meine Kinder aufnehmen, als ob ſie ihr ein liebes Geſchenk wären.

Ich hatte mich niedergelegt, denn ich war erſchöpft. Ich ſtehe auf, und bin erquickt. Ich habe ſie geſehen, die liebe traurige Seele. Ich habe wenigſtens ſo viel Troſt, als man von einem Traume haben kann.

Trauer war ihr Gewand — Thränen ihr Glanz — Schwermuth ſchwebte auf den Brauen, und hatte tiefen Eindruck in jedem [illegible] zurückgelaſſen.

Aber freundlich wandelten ihre Züge in Munterkeit über, als ſie Dich erblickte. Ihr Blick wurde heiter, und auch mich lächelte ſie an. Als ich ihr Deine Hand anbot, wie froh war ſie da! wie willig nahm ſie ſie! und alle Züge der Dankbarkeit leuchteten nun aus ihren Augen. Und auch auf meine Kinder, die ich ihr zeigte, die ich ihr bittend gab, ſahe ſie mit einem ſegnenden Lächeln.

Und ſo hat mich dieſer Traum in die Ruhe meiner Seele verſetzt, die ich wünſchte. Ich zweifle nicht, daß Du nicht meinem Willen Gehör geben werdeſt; und dann bin ich auch überzeugt, daß Du mit ihr glücklich ſeyn wirſt. Ich verſpreche Dir ein ſüßes, ein ruhiges Leben. Sie wird Dich lieben, und ſie wird gewiß auch meine Kinder lieben.

Ich gehe meinem Tode wie einem ſanften Schlafe entgegen. Meine Ermüdung wäre nicht groß geweſen, wenn dieſer ſaure Weg, dem ich immer entgegenſtrebte, dieſes innere Gefühl, du biſt in einem unrechten Beſitz, ihn nicht dornicht gemacht hätte. Nun trete ich meine Rechte ab. Mit meinem Wiſſen, Mann, habe ich Dich nie beleidiget. Ich gehe alſo heiter und mit frohem Muthe aus der Welt.

Von dieſem Tage an, mein Theurer, wirſt Du nun nichts mehr davon hören. Die Stunden, die ich noch werde zu leben haben, ſollen angewandt werden, Dich und meine Kinder über meinen Tod zu beruhigen. Könntet Ihr ihm doch mit ſo viel Ruhe entgegen ſehen, als ich es thue! könntet Ihr doch es fühlen, was ich dadurch gewinne! ſo würden auch Eurer Thränen weniger ſeyn, und die Klagen, die ich täglich darüber höre, würden ſich in ſtille, theilnehmende Seufzer verwandeln, und in meinem Glücke euren Seelen Troſt zuliſpeln.

Und wenn Du bis hieher geleſen haſt, lieber Mann, ſo laß dieſe kleine Erinnerung an mich Dich nicht von Deinem Vorſatz abhalten. Denke alsdenn, daß ich in Seligkeit ohne Ende ſchon lebe, und ſie in Seufzern ohne Zahl ihre Unruhe verbirgt.

Wenn Du mit Zärtlichkeit meiner Dich erinnerſt, ſo wirſt Du für den einzigen Gegenſtand dieſes Briefes fühlen, wirſt das Wort meiner letzten, noch einzigen Bitte nicht verloren ſeyn laſſen.

Trockne die Thränen, die Du hervorlocketeſt! Stille den Kummer, den Dein Leichtſinn aus der Tiefe eines guten Herzens hervorrief, und ende die Trauer, die Du allein enden kannſt, damit ſie nicht einmal mit dem Gewande des Schmerzes bekleidet vor einen

Richter trete, der allen Traurigen Recht widerfahren läßt, Dich anklage, und ſage:

Er konnte meine Laſt wieder von mir nehmen, die er ſelbſt mir aufgelegt, und er that es nicht.

Dann würde Deine Wilhelmine den Genuß ihrer Seligkeit verbittert ſehen; denn ohne Dich auch im Beſitz ihrer zu wiſſen, wäre ſie immer herbe.

Alſo bereite mit Deiner ganzen Seele, mit der Empfindung, es ſey Recht, was ich Dich bitte, die ewige Ruhe

Deiner

Wilhelmine Frank.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Lebell an Montroſen.

D. 9. Oct. 1778.

Du wollteſt, Freund, ich ſollte Dir ſagen, ob ich wieder ganz mit Lydien glücklich wäre? Ja, ich bin es ganz; ich bin wieder in dem Gefühl voller Seligkeiten, die ich ſchmeckte, ehe ich ſie verlaſſen mußte; und dieſe Trennung macht ſie mir nur noch werther, ſie hat mir ſie von vielen Seiten ſchätzbarer gemacht. So viel Liebe, ſo viel innere Ueberwinberwindung für mich hätte ich nicht in ihr geſucht.

Aber was ich von Dir höre, kränkt mich. Dubly, der gute Dubly, hat mir es geſagt, wie hartnäckig Du auf Deinem Sinn beſtehſt. Nun, da alles gehoben iſt, was Dein eignes Herz ſchwer machte, nun, da der Himmel Troſt Dir herab ſcheinet, da alle die Deinigen (denn ſo nenne ich uns wieder,) im Beſitz alles deſſen ſind, was Du ihnen geraubt, nun willſt Du nicht ihre Freude krönen, willſt nach gehemmten Unruhen, nach geſtillten Thränen um Deinetwillen uns neue hervorlocken?

Noch lebt in mir das ganze Gefühl für Dich; und was müßte ich alſo empfinden, wenn ich Dich ſollte im Unglück ſehen?

Du wirſt nach Paris kommen. Wenn Du es noch nicht weißt, ſo kann ich es Dir ſagen. Ich habe heute die Briefe deswegen geſehen. *Lydiens* Vater wird es nimmermehr zulaſſen, daß Dir etwas geſchehe. Er würde ſeine Tochter ſelbſt zu Dir ſchicken, um Dich zu bitten, wenn Deine Gegenwart nicht bald nahe wäre. Du ſollſt wieder in die Mitte unſerer Freundſchaft aufgenommen werden, und niemand wird daran denken, daß Du einſt ſie ſtörteſt; und wenn wir je daran denken, ſo werden wir uns zugleich des ſeligen Zuwachſes unſers Glücks durch dieſe Vereinigung erinnern.

Mehr will ich Dir nicht ſagen, bis ich Dich ſehe, bis ich Dich umarme.

Lydie läßt Dir Glück wünſchen, daß es noch ein ſo gutes Ende genommen. Wahres Mitleiden, betheuert ſie, hätte ſie für Deine Angſt gefühlt, und ſobald ſie dieſe geſehen, ſey ſchon alles vergeben geweſen. Und da Dir Lydie vergiebt, mein Lieber, ſo kannſt Du Dir ja wohl ſelbſt vergeben. Iſt denn Dein Herz gegen Dich ſelbſt keiner Empfindung fähig? Sollteſt Du ſo hart ſeyn, daß Du nicht das, was Deine Bruſt zerreißt, in Dir unterdrücken wollteſt? daß Du nicht wieder Ruhe einnehmen wollteſt, die alle diejenigen Dir zurückgeben, die ſie einigermaßen geſtöret? Nun da jeder mit Dir zufrieden iſt, willſt Du es mit Dir ſelbſt nicht ſeyn? Doch Du wirſt es ſeyn, wirſt es gewiß ſeyn, wenn Du erſt in den glücklichen Zirkel Deiner Freunde kömmſt; und dann wird es auch ſeyn

Dein

ewiger Freund,

Leb[illegible]

[illegible]

Sieben und zwanzigſter Brief.

Frank an Henrietten.

D. 11. Oct. 1778.

So einen Ausgang, meine einzige Beſte, hätten Sie ſich gewiß nicht gedacht. Meine Freude iſt ohne Grenzen, und die Ihrige wird es auch ſeyn. Aber ich will Sie nicht übereilen. Sie ſollen alles ſo wiſſen, wie ich es ſelbſt erfahren habe: nach und nach.

Ich ſchrieb Ihnen, daß Lydie, dieſes ſüße Mädchen, uns geſagt hätte, ihr Vater wollte uns den andern Tag beſuchen. Er kam. Väterlichere Wonne ſahe ich noch nicht aus Augen ſtralen, als ſie aus den ſeinigen auf ſeine Lydie fiel. Jeden von uns küßte er mit der lebhafteſten Wärme, und mit den Worten: Freuen Sie ſich mit mir! ich habe meine Tochter wieder.

Lydie iſt wieder mein, ſagte er, als er herum war, und mit ihr iſt alle die Freude wieder mein, und doppelt iſt ſie mein, die ich ſonſt hatte.

Meine Schweſter liebt das Mädchen ſehr. So kurze Zeit ſie auch einander bekannt ſind, ſo ſagte ſie mir doch: ſie hat alles das Sanfte deiner Henriette, ihre Munterkeit, ihr

Herz. Der Seele nach ſollte man ſie für Schweſtern halten.

Wir ſetzten uns zu Tiſche. Alles war frölich. Dubly ärndtete von allen den reichſten Dank. Nach Tiſche ſagte ich dem Alten, daß Dubly's Schweſter mir die Geſchichte ihrer Mutter geſchrieben. Hat ſie? ſagte er heftig —

Ja, ſie hat es; und ich finde etwas darin, worüber Sie mir vielleicht eine Aufklärung geben können. Wenn es Ihre Freude nicht ſtört, etwas Trauriges zu hören, ſo will ich Ihnen nach dem Thee die Briefe vorleſen.

Lydie kam dazu, und bat ſelbſt ſehr dringend darum. Ich höre gern etwas Trauriges, und warum ſollte ich das nicht mitfühlen, wobey Sie fühlen? ſagte ſie.

Ich hatte die Zeit mit gutem Vorbedacht etwas verlängert. Ich wollte alle Bewegungen des guten Dalfour bemerken. Er war ſeit dem Augenblick nicht ruhig. Es ſchwebte ein bedeutender Zug auf ſeiner Stirne, der Seelenarbeit verrieth, und der mich ſelbſt immer begieriger machte.

Statt der Munterkeit, die vorher in der Geſellſchaft herrſchete, war nun eine erwartungsvolle Stille. Jeder ſchien ſich auf das vervorzubereiten, was ihm bevorſtand, und man konnte faſt die Gedanken eines jeden leſen. Dubly dachte am tiefſten. Ihm hatten wir noch nichts geſagt, ſondern alles auf die allgemeine Bekanntmachung verſchoben. Wir fürchteten ſeinen heftigen Sinn, und wir wollten doch gerne ſelbſt die Freude haben, wenn etwas dabey zu empfinden wäre, es aus der erſten Hand zu fühlen.

Ich blieb indeſſen bey meinem Vorſatz. Wir tranken Thee. Lebell machte ſich mit Lydien zu ſchaffen. Dubly wollte meine Schweſter unterhalten, aber es wollte nicht fort damit. Der Alte ſaß tiefſinnig, und nur dann und wann machte er eine lächelnde Miene, wenn er auf Lebell und Lydien blickte, und in ihren Augen die wonnereiche Zufriedenheit wahrnahm. Ich ſahe ihn und meine Schweſter wechſelsweiſe an, und ich wollte wohl wetten, wir beyde wären die unruhigſten auf die Zukunft geweſen.

Endlich gieng ich, die Briefe zu holen. Als ich ſie brachte, war alles in einer andern Lage. Lebell und Dubly ſtanden geheimnißvoll beyſammen. Der Alte hatte die Tochter auf den Schooß genommen, die vermuthlich über das bedenkliche Anſehen des Vaters in Sorge gerathen war.

Als ich mich ſetzte, ſetzte ſich alles aufmerkſam nieder.

Aber als ich die erſte Zeile Ihrer Geſchichte geleſen, als ich die Worte ausgeſprochen: Meine Mutter war die einzige Tochter und der letzte Zweig aus dem Hauſe Dalfour, ſo war es, als ob eine allgemeine Verwirrung entſtanden wäre. Der Alte ſprang vom Stuhle auf — Dalfour — Dalfour? rief er, was ſagen Sie?

Ja, Dalfour, ſagte ich gelaſſen, ob mir es gleich nicht ſo ums Herz war. So hieß die Mutter meiner Henriette, ehe ſie an ihren Dubly vermählt wurde.

Er ſetzte ſich wieder. Als er aufgeſprungen war, war alles um ihn herum lebhaft geworden; [illegible] waren für ihn beſorgt, beſonders Lydie, die gleich auf ihn zu gieng, und ihren Arm um ihn ſchlug. Aber er ſtrich liebreich ihre Backen, und ſagte: Mir fehlt nichts, liebe Tochter.

Ich las aber nicht viel weiter, als er Miene machte, wieder zu reden, und ich hielt inne.

Ja es iſt gewiß, ſagte er, dieſe einſamen
Stunden kenne ich. Dieſen Prinzen, dieſe er-
mliche Erſcheinung ſehe ich wieder ſo lebhaft,
s ich ſie damals ſah. Sie iſts, es iſt meine
are Gattinn. Komm, Dubly, du biſt
n Sohn. Hier iſt der Dubly, der dem
nzen weichen ſollte, der, den deine Mut-
r allen vorzog.

Wir waren alle verſteinert. Dubly, nach
ner langdaurenden Erholung, gieng endlich
f ihn zu.

Iſts möglich, ſagte er, daß ich noch ſo
lücklich bin, einen Vater wiederzufinden, den
h ſchon lange in der Ewigkeit glaubte?

Und iſts möglich, daß ich ſo lange einer
nern Naturſtimme widerſtehen konnte, die
ir es ſagte, du ſeyſt es? Aber wie wenig
onnte ich es erwarten! und man ſchmeichelt
nem Herzen ſo nur zu gerne. Lydie! o
ine Lydie! ſiehe deinen Bruder; Dubly
t dein Bruder, und Henriette deine Schwe-
r. Konnteſt du, konnte ich glücklicher
erden?

Sie werden uns beneiden, liebe Henriette.
aß Sie bey dem Auftritte nicht zugegen
aren, war mir auch ſelbſt in der Empfin-
ung der Wonne Kränkung. Dalſour ließ

ſeinen Dubly gar nicht aus ſeinen Armen. Meine Schweſter hielt Lydien in den übrigen. Ich konnte mich nicht genug an ihrer Freude ergötzen. Ich wandte mich zu Lebell, der ſo verwundernd, wie wir alle, da ſtand, und ſeinen Augen kaum trauete.

Iſt ein herrlicheres Gefühl, als unſer heutiges, in der Schöpfung? ſagte ich ihm. Iſt das nicht paradieſiſche Freude, ſo iſt gewiß keine auf der Welt!

Indeſſen hatte ſich Dubly aus den Armen ſeines Vaters losgemacht, um Lydiens Freude zu vergrößern.

Du biſt es alſo, mein Bruder, der meine Rettung war; du biſt es, der mir meinen Geliebten, der mir meinen Vater erhielt. Du biſt es, der alles das Schöne, das jezt mein Leben durchwebt, über mich brachte. Guter, theurer Dubly, wie ſoll dir deine Schweſter vergelten? Louiſe, wenn Sie nicht die Schuld auf ſich nehmen, wenn Sie ſie nicht bezahlen, ſo kann ich es nicht, ſo muß ich die Laſt auf mir behalten.

Nein, Lydie, ſagte der Vater, ich will ſie bezahlen; ich weiß. meine Liebe wird meinem Sohne Genugthuung dafür ſeyn.

Das wird ſie, antwortete Ihr Bruder;
das war ſie in dem Augenblicke, da ſie
zuerſt Sohn nannten. Der Schall brach-
ten einen Grad von Seligkeit in meine
le, mein Geiſt umwölkte ſich mit freudi-
Verſtummung, und verlor ſich ſo ſehr in
unerwarteten Wonne, daß ich nicht gleich
g war, es zu erwidern.

Und meine theure Schweſter, meine liebe
tte, was wird ſie ſagen?

Wie oft betheuerte ſie mir es, ſie kenne
größeres Leiden in ſich, als das, Ihren
er nicht gekannt zu haben, ſeine Hand
t geküßt, und ihn nicht um ſeinen Segen
ten zu haben! Der ehrwürdige Begriff,
ſie ſich von dieſem Segen machte, hatte
immer einen ſo regen Einfluß in meine
le, daß wir uns dann ganz in das Trau-
vertiefen konnten, was die Ueberzeugung
unerſetzlichen Verluſts in einem hervor-
t.

Da unſre Mutter uns Ihren Tod als ge-
ß dargeſtellt, da ſie ſelbſt ſo gewiß davon
erzeugt war, daß auch in ihrem ganzen Le-
n nicht ein Wort von Ihnen aus ihrem
Munde kam, als Jammer über Ihren Tod
wie

wie konnten wir eine ſo volle Seligkeit noch hoffen?

Ihr Vater wurde hier traurig.

Das kann ihnen allen meine Lydie, das kann ſie dir, mein Sohn, bezeugen, daß mir der Verluſt dieſer Gattinn, daß euer Verluſt mir immer ſehr am Herzen gelegen: aber ſo gewiß als Ihr meinen Untergang glaubtet, ſo feſt war ich von dem Eurigen überzeugt, weil auch nicht eine Spur Eures Daſeyns und Eures Lebens mir geblieben iſt; und noch bis auf dieſe Stunde begreife ich die Möglichkeit davon nicht. Ja, wenn ich das gewußt hätte, wie viele Jahre wären mir nicht noch glücklich dahin gefloſſen! wie manchen ſchönen Tag ihrer Liebe würde ich noch gefeyert haben! Und nur das Glück hätte ich mir gewünſcht, noch einmal ſie vor ihrem Ende zu ſehen, und aus ihrem Munde das zu hören, was ſie mir oft ſagte: Dobly, du biſt mir das Liebſte auf der Welt!

Hier wurden wir alle weich, und Dobly, auf den die Klagen ſeines Vaters einen beſondern Eindruck machten, konnte ſich die Thränen nicht enthalten.

Meine rechtſchaffene Mutter, ſagte er — wie würde ſie froh geweſen ſeyn!

Obgleich Ihr Vater und Ihre Schweſter, liebe Henriette, mich ſehr baten, in der Vorleſung Ihrer Briefe fortzufahren, ſo that ich doch mächtige Gegenvorſtellungen, die auch zulezt durchdrangen, und wir ſchoben es bis den andern Tag auf. Es ſind aber drey daraus geworden; und erſt heute, da dieſes vergeht, werde ich es fortſetzen.

Meine Abſicht war, die Freude, die unter uns herrſchte, nicht zu hemmen, und ich erreichte auch meinen Endzweck. Allein, dafür mußten wir verſprechen, den nämlichen Tag alle in Balfours Haus zu ziehen. Da wohnen wir jezt — und was uns fehlt, uns ganz glücklich zu machen, das rathen Sie.

Sie ſind der tägliche Inhalt unſrer Geſpräche, und wer ſollte wohl eifriger dabey ſeyn, als Ihr Frank? O Henriette! Sie haben mir in Ihrer Liebe eine Glückſeligkeit zu koſten gegeben, die, wenn ich ſie entbehren ſollte, mir Tod ſeyn würde. Wie ſehne ich mich, ſie wieder zu genießen! Lange genug habe ich nun geſchmachtet.

Für den heutigen Brief müſſen Sie mich doppelt lieben, denn er bringt Ihnen vielfache Freude. Was Sie meinen Aeltern und meinem theuren Onkel von mir zu ſagen haben, das wiſſen Sie. Alſo nun nichts mehr, als daß ich ohne Aufhören und mit Sehnſucht nach Ihnen bin

Ihr aufrichtiger
Frank.

Acht und zwanzigſter Brief.

Henriette an Louiſen.

D. 13. Oct. 1778.

Ich wünſchte, meine Liebe, daß Sie ſich mit meinem Frank auf die Reiſe machten. Wir ſehnen uns alle nach Ihrer Zurückkunft. Ihr Vater fühlt es zu tief, daß er ſeiner beyden Kinder beraubt iſt; und ſo oft er mir es auch ſagt, daß ich es ihm erſetzte, ſo ſehe ich doch in ſeinen Augen das Schmachten nach denen, die ihm näher ſeyn müſſen, als ich.

Er iſt ſeit einiger Zeit unpäßlich, und ich kann es keiner andern Urſache zuſchreiben, als dieſer Sehnſucht. Er verlangt zwar nicht, daß ich dies ſchreiben ſoll, und er dringt ſo eifrig darauf, daß erſt ſeines Sohnes Geſundheit völlig wiederhergeſtellt ſeyn ſoll, als ich es nur wünſchen kann; allein ich ſage es Ihnen doch, wenn Sie können, ſo eilen Sie. Ihre Henriette ſeufzt, Ihre Aeltern ſeufzen, Ihr Onkel ſeufzt.

Ich habe Franks Brief erhalten, ſonſt wäre ich viel zu bange geweſen, Ihnen ſo zu ſchreiben. Und noch einmal mache ich die Bedingung: Frank muß erſt geſund ſeyn.

Ihre Mutter iſt über die kleinen Zufälle, die Ihrem Vater einigemal zugeſtoßen ſind, untröſtlich. Sie geht im Hauſe umher, und ächzet. Sie hat heimliche Unterredungen mit ihm, die zuweilen einige Stunden dauren. Dann kömmt ſie oft zu mir, und klagt mir ihre Leid. Sie wünſchet nichts, als daß ihre Kinder zurückkommen möchten, damit ſie das Unrecht wieder gut machen könne, das ſie ihnen gethan zu haben verſichert.

Ihre Unterredungen ſind faſt beſtändig von Ihrer Mutter. Neulich nahm ſie ihr Bild und küßte es. Sie hat es in ihr Schlafzimmer verſetzt; damit es mir immer vor Augen iſt, ſagte ſie, und ich mich immer daran erinnere, daß ihre Kinder von mir Genugthuung haben müſſen.

Ihr Onkel iſt jezt mehr für ſie eingenommen, als er es jemals geweſen. Es war alles Leichtſinn, alles Flüchtigkeit bey ihr, was ſie that, ſagt er; ſie hat einen ſanften, einen guten Charakter; aber er mußte durch Unglück auf den rechten Weg gebracht werden. Jezt geht mir ihr Leiden nahe.

So ſteht es bey uns, Louiſe, und die Traurigkeit meiner Seele wird durch den Eindruck, den Ihre Mutter auf mich macht, erweckt, und die Freude, die billig darin herrſchen ſollte, wird ſchwer niedergedrückt. So iſt ein Strich aus dem kalten Norden fähig, die lebhafteſte Blume zu welken, die kaum durch einen warmen Sonnenblick hervorgelockt iſt, und ſie fällt in der erſten Pracht, die ſie ſchmückte.

Die Scene iſt nicht mehr, die ſie war. Trübe Augen und ſchwermüthige Seufzer werden nun bey uns regieren, bis Sie das ganze Gefühl der Seligkeit wieder mit ſich bringen, und den vorigen Glanz Ihres Hauſes dadurch herſtellen.

Amalien habe ich unſre ganzen Veränderungen berichtet, und ſie hat ſich lebhaft darüber gefreuet. Allein ſie hat mir auch die bitterſten Vorwürfe Ihretwegen gemacht.

So ganz mich vergeſſen zu können, ſchreibt ſie, das hätte ich nicht geglaubt; und daß die Irrläuferinn Ihren Bruder gefangen hatte, konnte ich gewiß damals nicht rathen, da ich Sie, und alles was Ihnen angehört, noch nicht kannte. Indeſſen bin ich froh, daß es ſo glücklich abgegangen; und ſo gut wäre es ſicher nicht geworden, wenn ſie damals ihm Gehör gegeben; das ſagt mir mein Herz, und dem traue ich ſchon etwas.

Und auch ich glaube das mit ihr, Louiſe, und ſage, ſie that recht, Sie mögen auch einwenden was Sie wollen.

Und nun das Ende von dem, was die theureſte der Mütter mir hinterließ.

Die erſten Monate, ſchreibt ſie, die ich von Meinert entfernt lebte, waren mir ſehr traurig. Einer angenehmen Unterhaltung, der ſchmeichelhaften Ruhe, worin ich bey ihm lebte, gewohnt, wurde mir die Einſamkeit hart. Wie oft haſt du, liebes Kind, auf meinem Schooße geſeſſen, und deine Mutter gebeten, doch nicht zu weinen! Alle dieſe Thränen floſſen dem traurigen Andenken an deinen Vater. Ganz rief ich mir ſein Bild, ganz ſeine Züge zurück; ganz dachte ich mir alles, was wir beyde um unſerer Liebe willen aufgeopfert, und wie groß nun die Leiden ſtatt der Belohnung dafür waren.

Ich übergehe dieſe Jahre, bis dein Bruder zurückkam. Du wirſt dich daran ſelbſt genug erinnern.

Ja, meine Louiſe, ich erinnere mich ihrer ſehr lebhaft. Meine Mutter, dieſe gütige Mutter, ſchweigt von dieſen Jahren, weil ſie ſie mir aufopferte. Ihr ganzes Geſchäft darin war, mir die Begriffe zu geben, mir die Kenntniſſe beyzubringen, die ich habe. Mit welcher Sorgfalt hat ſie jede kleinſte meiner Handlungen unterſucht, um, wenn ſie einen Anſtrich von Böſem hätte, ſie zu unterdrücken, und mein Herz ganz rein zu erhalten.

Ewig muß ichs ihr danken — die Bildung, die ſie mir gab, die Tage, die ſie mir weihete, und die Ruhe, die ſie in mein Herz gelegt hat.

Ja, ſie hat es meiſterhaft verſtanden, ſagte Ihr Onkel, als ich ihm dies erzählte. Sie hat aus dieſer Henriette einen Engel gebildet. — Bin ich es, meine Liebe, ſo habe ichs alſo ihr zu danken, und ihre Aſche ſey immer der Gegenſtand meines gewiß dankbaren und gefühlvollen Herzens! Meine Mutter fährt ſo fort:

Dein Bruder kam zurück. Ich berufe mich hier auf das, was in meinem Briefe an dich ſteht. Ich ſetze dies einzige in Anſehung deiner ſelbſt hinzu. Als du deinen Frank das erſtemal ſaheſt, glaubte ich, er ſey es, dein Bruder, der Gift dir in die Seele legen wollte. War es Wunder, daß meine Einbildungskraft mich verführte, da ich immer von dem Gedanken an ihm, der mit Schrecken und Entſetzen verbunden war, voll war? Ich trennte euch etwas unfreundlich.

Ich that dir damals zu viel, liebe Tochter, und ich ſcheue mich nicht, dir dieſes abzubitten. Ich habe dich in der That die ganze Zwiſchenzeit, ehe du ihn wieder ſaheſt, für verſtellt gehalten, habe geglaubt, du hintergeheſt deine Mutter, und habe im Stillen die bitterſten Thränen darüber vergoſſen.

Aber wie lobte ich den Himmel, als ich dich rein fand! Wie frölich warf ich mich auf meine Knie, und Dank tönte dem Ewigen dafür aus meinem Munde. Ich habe hernach immer, wenn ich dich anſahe, daher einen Stich gefühlt, daß ich deinem Herzen Falſchheit zutrauen konnte.

Nachdem dein Bruder zu uns zurückgekommen war, ſtarb **Weinert**. Er hatte Dubly eingeeinigemal bey ſich gehabt. Die ſorgfältigſte Liebe für ihn lehrte mich, daß er mich nicht vergeſſen hätte; und in meiner Seele war ich ihm unendlichen Dank ſchuldig, daß er in der ganzen langen Zeit mir auch nicht ein Wort von ſeiner Liebe geſchrieben, auf keine Weiſe mich damit beunruhigt hatte.

Ich weinte die bitterſten Thränen über ſeinen Verluſt; ich hatte in ihm einen herzlichen, einen wahren Freund verloren, und erſt jezt erfahre ich es, wie großmüthig er Dubly behandelt. Aber ich will nicht, daß Weinert, ſein rechtmäßiger Erbe, leiden ſoll; und ich trage dir, meine Tochter, es auch auf, dafür zu ſorgen, daß dein Bruder es nicht annehme. Wir haben ſo alles, was wir haben, von dem wohlthätigen Alten, welches er nach dem Rechte uns nicht ſchuldig war.

Als ich ihn verlor, bekam ich in Raff einen Freund wieder.

Dieſer Rechtſchaffene war ein Freund deines Bruders, und ſo jung er auch war, ſo ſchimmerte doch der Adel ſeines Herzens durch jede ſeiner Handlungen durch. Ich glaube gewiß, daß der der einzige geweſen iſt, der meinen Sohn noch von dem gänzlichen Verderben zurückgehalten. Sie waren ein Herz, und als der unglückliche Zeitpunkt kam, daß ich deinen Bruder von mir weiſen mußte, wurde dieſer edle Freund mir alles.

Er tröſtete mich und machte mir Muth, daß die Zeit meines Sohnes Elend lindern würde. Nachher reiſete ich mit dir zu Weinert. Franks Bitte würde es nicht allein zuwege gebracht haben; allein ich geizte ſelbſt nach dem Wiederſehen eines Anblicks, der mir ſo lange verſchloſſen geweſen. Die ruhigen Tage, die ich nach einem ſo langen Elende, das ich unter ſo vielerley Geſtalten geſchmeckt, da genoſſen, die Freundſchaft eines Mannes, der mir ſo edel, ſo rein zugethan geweſen, und mit dem ich, ohne zu lügen, das glücklichſte Leben hätte führen können, wenn meine Liebe gegen meinen Dubly nicht ſo heftig geweſen wäre, waren mir noch in zu werthem Andenken, als daß ich mich nicht einmal in die Erinnerung daran hätte zurückwünſchen ſollen.

Du wirſt meine Veränderung bemerkt haben, liebe Tochter, als wir dahin kamen. Dir war alles neu; du hatteſt von den ſchwachen Eindrücken, die es in deiner Kindheit auf dich gemacht, wenig mehr übrig. Mir aber war alles bekannt. Alles prägte mir eine vorige Zeene ein. Alles war mir Andenken an eine betrübte oder an eine fröliche Stunde; und nachdem dann meine Seele zum Trauren oder zur Heiterkeit geſtimmt war, weinte ich, oder fand meinen Geiſt ermuntert.

Einen Tag, als ich in der nämlichen Laube ſaß, wo er mir ſo hart zugeſezt, ihm meine Hand zu geben, überfiel mich Frank.

Ich hatte mir das ganze Geſpräch zurückgerufen, worin er mir damals ſeine Leidenſchaft mit der lebhafteſten Anſtrengung ſeiner Seele ſchilderte, und ſo wie ich damals weinte, that ich denn auch jezt.

Iſt er vielleicht, dachte ich, durch dich und deine Unempfindlichkeit gegen ihn um ſo viele Jahre ſeines Lebens gekommen? Hat er die kummervolle Empfindung deiner Verachtung immer mit ſich herumgetragen, und ſeine Leiden dadurch vermehrt, ſeine Heiterkeit, ſein Leben verringert geſehen, ſo biſt du es ja, die einſt Rechenſchaft davon geben muß.

Der Gedanke, ſo ungereimt er war, quälte mich ſehr, und ich war meiner ſo wenig mächtig, daß ich laute Seufzer ausſtieß, und daß meine Klagen verſtändlich wurden. Mit welcher mitleidenden Miene nahete ſich mir

Frank,

krank, und wie zärtlich bat er mich, meinem Kummer Maaß zu ſetzen! Dieſe Scene, liebe Henriette, dieſes Zeichen ſeines ſchönen Herzens, ſeiner gefühlvollen Seele, machte mir ihn ganz werth; und dies war der Augenblick, worin ich feſt beſchloß, nichts ſollte mich abhalten, dich ihm zu geben, und wenn auch das gröſte Unglück ihn verfolgte.

Als ich hernach ſeine Schweſter ſahe, Tochter, da kam auf eine kurze Zeit eine himmliſche Freude in mein Herz. Eure Aehnlichkeit war mir ſo auffallend, daß Ihr ſelbſt über mein Frohlocken dabey ſtutzig wurdet.

Aber Ihr kanntet nicht alles, was in mir damals war. Ach Henriette, es war der Gedanke, deinen Bruder, meinen Sohn, mit Louiſen glücklich zu machen. So wie dem Menſchen oft eine eingebildete Glückſeligkeit alles iſt, ſo war auch hievon meine Seele ganz voll. Ich ſchrieb in der erſten Wallung meiner Seligkeit es gleich deinem Bruder; und ſchon hatte ich ihm den Befehl gegeben, zurückzukommen, wenn er es ſeinem Herzen gemäß fände.

Wie bald bereuete ich meinen Entſchluß! Wenige Tage lehrten es mich, daß Weinert um Louiſens Hand warb, und ich hatte ſo beſtimmt von der Sache geſchrieben. Aber zu meinem Troſt antwortete dein Bruder nicht, und es blieb.

Alles übrige weißt du. Du weißt, wie ich dich liebe, wie ich Dein und Franks Wohl wünſche, wie gern ich eure Vereinigung ſehe.

Eine mächtige Hand ruft mich. Ich muß von denen ſcheiden, die mir theuer ſind, und ich habe nur den Troſt, daß ich ſie dem befehle, der mich durch dieſes Leben leitete, der meine Tritte, ſo unglücklich ſie auch waren, bewacht, und mich wenigſtens zu einem ruhigen Anblick meiner bevorſtehenden Scheidung vorbereitet hat.

Ich gehe froh in die Arme des Todes. Er vereinigt mich mit meinem theuren Dubly. Leb wohl, Henriette! lebe fromm, und du wirſt einſt dem Augenblicke auch ruhig entgegenſehen, der dich mit deiner zärtlichen Mutter vereinigt.

Muß mir, theure Louiſe, dieſes nicht angenehm ſeyn? Muß ich nicht mit heiterm Herzen an die Pflegerinn meines Lebens denken, die nun, aller ihrer Noth entgangen, ſich mit dem vereinigt ſieht, der ihr das Liebſte war, der alle ihre Gedanken ſo ſehr erfüllte? Ganz anders iſt es meiner Seele, als es mir bey ihrem Grabe war. Da fühlte ich nur allein den Schmerz, ſie zu verlieren, fühlte nur allein die künftige Unruhe meines Lebens, wenn ich, von ihr getrennt, und mir allein überlaſſen, auf der Bahn des Lebens fortwandern ſollte.

Jezt ſehe ich den Fall von der Seite ihrer Vortheile mit an. Ich fange an zu fühlen, wie ſauer ihr das Leben bey dieſer Qual, die in ihrem Herzen nagte, ſeyn mußte; und mit Recht preiſe ich ſie nun glücklich.

Alle geben mir auch Recht, wenn ich davon ſpreche. Alle ſagen es mit mir: es war gut, daß dieſe würdige Frau aus dem Kummer erlöſet wurde, der ihr Leben ihr verbitterte.

Ich ſchicke dieſe Nachricht heute nicht weg. Ich muß die morgende Poſt abwarten, ob ich von Ihnen Briefe bekomme. Ich bin neugierig zu wiſſen, welchen Antheil Dalfour an dem Schickſal meiner Mutter hat.

Sie ſind da, Ihre Briefe — Sie iſt da, die Nachricht, die mir ſo ganz unerwartet, ſo ganz neu war. Gott! mein Vater lebt — meine Schweſter lebt! Könnte je Freude mir

ins Herz kommen, die es ſo ſehr erfüllt
Nein, Louiſe, das iſt die beſte, die ſchön
aller Freuden, die Ihrer Henriette konn
gewähret werden. Tauſendmal iſt der Nam
Vater über meine Lippen gekommen, un
ich habe nur einen dunkeln Begriff mit d
Verehrung verbinden können, die ich für di
ſen Namen hatte. Nun wird es licht we
den. Nun, wenn ich ihm, dem zärtliche
Vater, ſelbſt ſagen werde: hier, Vater, i
Ihre Tochter; dann wird ein Gefühl mein
Seele durchſtrömen, welches ich noch nich
kannte; dann wird eine Glückſeligkeit in mi
vollkommen werden, die ich mir ſo ſehnlic
wünſchte, die von jeher ſo oft der heimlich
Kummer meines Herzens war, weil ich ſi
nicht beſaß.

O meine Louiſe, wenn es nicht Mitleiden
gegen Ihre Mutter, wenn es nicht Pflich
gegen Ihren Vater, nicht Liebe gegen Ihren
Onkel wäre, welches alles mich zurückhielte
ich würde keinen Augenblick ſäumen, zu Ih
nen zu eilen, damit Sie mich dem lieben Va
ter vorſtellten, und ich bald meines ſehnli
chen Verlangens gewähret würde.

Alſo hat meine Mutter ihn noch nicht angetroffen, noch nicht die theure Tochter, deren Tod ſie ſo ſehr beweint, dort wiederſehen, ſich wieder mit ihr, mit ihm, in fröhlicher Umarmung vereinigen können.

Faſt, meine Louiſe, würde dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung mir Kummer machen, wenn nicht die gewiſſe Ueberzeugung mich erhielte, daß ſie von oben auf die zärtliche, auf die herrliche Grouppe herabgeſehen, die dieſe Entdeckung bey Ihnen dort hervorgebracht, und daß ſie jezt das unendliche Wonnegefühl mit mir fühlt, das in mir iſt. Gewiß macht ihr dies noch mehr Freude.

Was kann ihr wohl angenehmer ſeyn, als daß ihre Henriette den noch ſelbſt kennen ſoll, der immer der Gegenſtand ihrer Trauer, und das Geſpräch ihrer beſten Stunden war!

Und dieſe Lydie, dieſe zum zweytenmal aus den Armen des Todes entriſſene liebe gute Seele iſt meine Schweſter? Wie glücklich, Louiſe, wie reich macht mich der Himmel! Wenn Lydie die Thränen geſehen hätte, die ich über ſie geweinet, als ich das traurige Schickſal geleſen, das ſie getroffen haben ſollte, ſo würde ſie geſagt haben:

Gute, liebe, theilnehmende Seele — wär ich dieſe Schweſter, und könnte ich dieſe Thränen dir trocknen —

Und nun iſt ſie es — Nicht umſonſt fühlte ich ihren Verluſt, nicht umſonſt war ihre Errettung mir ſo werth — nicht umſonſt machte der Name Lydie in mir eine unbekannte Empfindung des Vergnügens — nicht umſonſt dauerte mich der unglückliche Vater ſo herzlich.

Ihnen, Louiſe, trage ich es beym Schwure der Freundſchaft auf, daß Sie ihm alles in meinem Namen ſagen, was Sie ſelbſt einem ſo theuren Vater ſagen würden, wenn er Ihnen unvermuthet geſchenkt würde; und alles das, was Sie mir ſagten, als Sie mir Ihre ſchweſterliche Liebe ſchenkten, das ſagen Sie Lydien in meinem Namen.

Aber ſtellen Sie ſich die Wonne vor, wenn meine Mutter noch gelebt hätte, wenn ſie noch dieſe entzückende Entdeckung gemacht, wenn ſie noch in die Arme ihres Dubly hätte eilen, wenn ſie noch die verlorne Tochter hätte umarmen können!

So ſehr ich weiß, daß ſie nichts dabey verliert, ſo kann ich doch meinen Thränen nicht Einhalt thun, daß uns dieſe ſchöne Stunde, daß meinem Vater dieſe Entzückung, meiner Schweſter die Freude beraubt iſt, eine Mutter zu kennen.

Sie iſt nun nicht ſo reich, als wir. Sagen Sie ihr aber, daß meine Erzählungen es ihr erſetzen ſollen; daß ich ihr ſo viel von dieſer Mutter ſagen will, daß ſie ſie kennen ſoll, wenn ſie ſie auch nicht ſiehet. Sie ſoll ihr ſchönes Herz, ihre mütterliche Zärtlichkeit von mir hören; lehren will ich ſie es, daß ſie eine Mutter hatte.

Ich weiß wohl, daß das mein Vater ſchon wird gethan, daß er meine Mutter mit den reichſten Farben ihr wird geſchildert haben; aber ich werde dieſem Umriß gewiß noch manchen Zug hinzuſetzen können, der ihn verſchönern, und ſie ganz in ein helleres Licht ſetzen wird.

Ich muß meiner Empfindung Gewalt thun, meine Liebe, ich muß ſchließen. Leben Sie wohl! thun Sie alles, was ich Ihnen geſagt habe, und ſegnen wird Sie

Ihre
Henriette

Neun und zwanzigſter Brief.

Dubly an Raff.

D. [illegible] Oct 1778.

Es pflegt wohl ſo zu ſeyn, mein lieber Raff, daß, wenn das Glück einmal einen

Menſchen verfolgt, ſo thut es eben ſo ſchnelle Schritte, als das Unglück, das mit Haufen ſich einſtellt. Hundertmal hat man mir in Tagen meines Elends es vorgeſagt, daß es mit mir ſo gehen würde: allein mir ſelbſt hätte man eben ſo gut ſagen konnen, ich ſollte einſt Großtürk werden; und mit dem Lachen, wie ich auf den geſehen hätte, habe ich von jenem die Prophezeyung auch angenommen.

Aber ernſtlich geſprochen! Mit mir iſts ſo gut geworden, daß ich meinen Vater gefunden habe. Raff, erinnerſt Du Dich nicht, daß ich ſo oft es ſagte: Hätte ich noch einen Vater, ich wollte ihn aufſuchen, und wenn es mit Gefahr meines Lebens wäre?

Gewiß, es ſteckt in der Empfindung für einen Vater das größte Gefühl; die größte Wolluſt iſt mir wenigſtens die Ehrerbietung für ihn.

Als er mir es entdeckte, er ſey mein Vater, wußte ich erſt vor betäubendem Vergnügen nicht, was ich thun ſollte; ich war gleichſam angekettet, ich wollte ſeinem Ruf folgen, wollte in ſeine Arme eilen, und konnte nicht.

Endlich riß ich mich los, und flohe ihm entgegen, flohe mit dem innigſten Gefühl der

Wonne in ſeine Arme, athmete an ſeinem ehrwürdigen Haupte väterlichen Segen. Mich durchſtrömte zum erſtenmal kindliches Entzücken, als ich den Namen Vater ausrief.

Aber nichts mehr von meiner Empfindung! die Beſchreibung wird immer ſchwach ausfallen gegen das Wahre, immer nur ein Schimmer gegen den Glanz ſeyn, mit dem ich es vergleichen mußte.

Und Lydie — die vortreffliche Lydie, meine Schweſter!

Raff, ich habe es nicht verdient, das Glück. Mein Herz ſagt es mir, daß ich nichts weniger verdient habe.

Als ich Dalfour zum erſtenmal ſahe, als ich ſein ſilberweiſſes Haar erblickte, das nicht Alter, ſondern Arbeit und Trauer gebleichet, ſo fühlte ich Ehrfurcht gegen ihn: aber ich glaubte nicht, daß ich ihm einſt ſo ſüße Stunden zu danken haben würde; daß ich ſeine Knie als Sohn umfaſſen würde, konnte ich mir nie denken. Als ich das erſtemal mit ihm allein war, war ſeine Heiterkeit aufs höchſte geſtiegen, er wußte ſich ſelbſt nicht zu faſſen. Hundertmal drückte er mich an ſein Herz, ſagte mir, ich ſey ſein einziger, ſein liebſter Sohn, nahm mich in ſein Kabinet, zeigte mir ſeine

Schätze und Reichthümer, ſagte: Alles das iſt dein; in dir habe ich nun, was ich wünſchte, habe einen Sohn, der den Namen Dalfour, den Namen deiner theuren Mutter, erhalten und fortpflanzen kann. Hätte ich mirs wohl träumen laſſen, dich jemals wiederzuſehen, Dubly!

Wenn er meinen Namen gehört hätte, ſo wäre es ihm allemal geweſen, als ob ein Stein ihn ans Herz drücke, und immer ſey es ihm auf der Zunge geweſen, zu ſagen: Ich müßte ihn angehen. Das habe ich auch wohl gemerkt, Raff, daß er bey dem Namen aufmerkſam geworden, ſo oft ich oder er ihn genennt.

Guter Vater! wie lange hätte ich ſchon dieſe Seligkeit haben können, wenn ich aufrichtiger geweſen wäre! Denn aus dem Schickſale meiner Mutter hätte er viel rathen können.

Montroſe wurde geſtern nach Paris gebracht, und heute iſt er bey uns geweſen. Auf Dalfours Bitte wurde ihm erlaubt, frey herum zu gehen. Der Capitain iſt mitgekommen. Er will von ſeiner Klage nicht ablaſſen.

Als Montroſe in das Zimmer trat, ſah er niedergeſchlagen und ſcheu aus. Mein Vater gieng ihm gleich entgegen, und reichte ihm die Hand. Er nahm ſie an, aber mit einer ſcheinbaren Unruhe.

Vergeben Sie, ſagte er, einem Verblendeten. Ich war von meinem Herzen bethört. Es lag nicht an mir, daß Sie nicht der unglückliche Mann ſind. Sie wären es geweſen, wenn mein Vorſchlag gelungen wäre. Sie hätten Ihre Lydie nicht wiedergeſehen. Sehen Sie mich nun als einen ſolchen an.

Es wurmte meinen Vater, das ſahe ich; denn der Gedanke, ſeine Lydie verloren zu haben, war ihm ziemlich unerträglich. Er ſchien alſo etwas nachdenkend, und ſchwieg eine ganze Zeit ſtille.

Aber, fiel ich ein, ohne dieſen traurigen Zufall würden Sie mich nie geſehen haben, wüßten es nicht, daß noch Kinder Ihrer theuren Gattinn herumirrten.

Das iſt wahr, antwortete mein Vater mit Affect. Dank, Montroſe, bin ich Ihnen ſchuldig. Ich habe nichts zu vergeben. Sie haben mir einen unendlichen Dienſt gethan, und den ſollte ich nun ſo ſchön vergelten!

ten! Nein, Montroſe, durch Sie habe ich noch einen Sohn und noch eine Tochter gefunden. Seyn Sie Zeuge meines Glücks. Laſſen Sie alles vergeſſen ſeyn, was Sie vorher gethan haben. Niemals ſollen Sie von einem von uns ein Wort hören, das Sie daran zurückerinnern könnte.

Montroſe nahm hier beyde Hände des alten guten Vaters, und antwortete ihm mit einem Tone, der ſeine ganze Ueberzeugung bewies.

Und glauben Sie, daß ich mich nicht daran zurückerinnern würde? Halten Sie mich für ſo niedergedrückt, daß ich nicht die Empfindung meiner Schande ewig mit mir herumtragen würde? Nein, beſter Vater der vortrefflichſten Tochter, Ihre Leiden, und die Leiden meines Freundes ſind Dornen in mein Herz. Sie werden es verwunden, bis es verblutet; und wenn es nicht bald herausgeriſſen wird, ſo wird ſein eigener Schmerz es tödten. Es ſind nicht mehr die Zeiten für Montroſen, die es ſonſt waren, wo er am Arme ſeines Freundes hierher kam, frohe Abende durchzufühlen. Verfolgen würde mich der Schrecken vor mir ſelbſt, wenn ich meine Tritte hierher wendete; denn was könnte es wohl auslöſchen, das friſche Andenken meines böſen Herzens?

Zu hart, raſcher Jüngling, verſetzte mein Vater, zu hart gegen ſich ſelbſt ſeyn, iſt auch ſtrafbar. Trauen Sie ſich doch mehr zu, als daß Sie eine übereilte Handlung nicht wieder gut machen könnten. Sehen Sie den Ausgang der Sache als einen Wink des Schickſals an, daß Sie uns folgen, und in unſrer Mitte uns es wieder gut machen ſollen.

Montroſe ſtand bedenklich da. Ich glaubte in dem Augenblick etwas in ſeinen Blicken zu leſen, das milder wäre, als gewöhnlich ſein Anſehen es war. Ich wollte alſo ſelbſt nichts verſäumen, ihn auf beſſere Gedanken zu bringen.

Beſter Montroſe, ſagte ich ihm mit der mir möglichſten Zuthätigkeit, laſſen Sie ſich von einem Vater erbitten, der Sie nun ſo gern mit unter die Seinigen zählen wollte, weil Sie ihm eine ſo unvermuthete Freude verſchafft. Sie haben dem Bitten Ihrer Freunde kein Gehör gegeben; aber dem Bitten eines ehrwürdigen Alten werden Sie doch Ihren Sinn aufopfern, und ihm keine abſchlägige Antwort geben.

In dem Augenblicke trat Lydie an Lebells Hand herein.

Montroſe konnte doch dem innern Gefühl der alten Liebe nicht widerſtehen. Er lief in Lebells Arme. Er hatte ihn noch nicht geſehen, ſeitdem er Lydien wieder ſein wußte. Lebell hatte ſich nicht die Zeit rauben wollen, ihn ſelbſt davon zu benachrichtigen. Jeder Augenblick war ihm zu theuer.

Wie himmliſch froh, ſagte Montroſe, iſt mein Herz, daß du ſie wieder haſt, daß du wieder an dem engliſchen Mädchen deine Seligkeit ſehen, an ihrer Seite dein Leben hinwallen kannſt! Ich habe es nicht glauben können, daß es ſo mächtig auf dich wirken könnte; und hätte ich von der Größe deines Leidens vorher einen Begriff haben können, ich hätte nimmermehr den Schritt gethan. Was mir Dubly davon erzählt hat, hat mir die Augen geöffnet. Du ſagteſt mir nichts, hatteſt deinen Freund viel zu lieb, als daß du ſeine Seele kränken ſollteſt, da er die deinige auf den Tod gekränkt. Und als mir nun Dubly alles geſagt, da wollt' ich doch nichts dir wiederſagen. Ich wollte dich nicht wieder darauf zurückbringen, weil es doch nichts half; aber nun, da du glücklich biſt,

nun

un will ich es dir erſt recht ſagen, wie elend
h dich gemacht, damit du anfangeſt, mich
u verabſcheuen.

Schweig, Montroſe, fiel ihm Lebell ein.
ahre voll Schmerzen ſind nicht werth, wenn
e verfloſſen ſind, gegen einen Augenblick
nes gegenwärtigen Vergnügens in Anſchlag
ebracht zu werden. Sieh den Taumel der
Wonne an, in dem ich mich befinde, und
age ſelbſt, iſt es nicht Genugthuung? Wür-
e ich es wohl fühlen, wenn nicht die Zwi-
chenzeit der Leiden dies Gefühl zu einer ſol-
hen Stufe erhoben hätte? Nichts, Mont-
oſe, nichts alſo davon. Sage mir, kannſt
u für Freundſchaft noch fühlen? Glaubſt
u, daß Seligkeit, die du ehedem ſchmeck-
eſt, noch für dich darin liegen könne?

„Ob es könne? ob ich fühle? Ja, wie
us einem Paradieſe vertrieben, fühle ich es,
as ich freywillig verlaſſen. So durchſucht
er Geizige nackte Felſen nach Gold, und
erläßt die herrlichſten Auen, die gewäſſert
en Silberbächen, und von der Sonne des
Tages beſchienen, ihm Ruhe und Nahrung,
nd was mehr werth iſt, Heiterkeit des Le-
ens geben könnten. Ich bin wohl recht in
einer Dummheit dahin gefahren, daß ich
nicht

nicht einſehen konnte, aller und auch Lydiens Haß würde mich verfolgen. Von Zeit und Eindruck erwartete ich, daß man mir vergeben und mich lieben würde. Aber obs noch darin liegt? ob ichs noch fühle? das glaub' ich nicht, Freund. Wer einmal ſich von dem Brunnen des Lebens entfernt, der darf ſich dem Heiligthume nicht wieder nahen. Ich habe genug über meine Erwartung gefunden. Ich habe alles, was meinem Herzen Beruhigung geben konnte, erfüllt geſehen; nun gehe ich ruhig dem Schickſale entgegen, das mich erwartet, noch zu glücklich, wenn ich von denen bedauert werde, die mich haſſen ſollten.“

Haſſen, Montroſe? — als wenn es auch eine Pflicht gäbe, zu haſſen? oder als wenn die Verhältniſſe der Menſchen nicht von Augenblicken abhiengen? oder als wenn man nicht zuweilen ein Werkzeug des Böſen zum Guten ſeyn könnte?

Nimm nun einmal meine Idee von der Sache an. Meine Liebe zu Lydien, und die ihrige zu mir war groß; aber ſie war nicht dem Gipfel nahe, auf dem ſie ſtehen ſollte, um vollkommen zu ſeyn. Dieſes hervorzubringen, ſie auf dieſen Gipfel zu führen, war es nöthig, daß ſolche Leiden kamen — Wie waren ſie nun angenehmer? aus der Hand eines Freundes, oder eines Feindes? Antworte darauf, Lebell — Der Feind oder der Fremde konnte das Opfer einer übereilten Rache werden; dann war es wieder um das Glück deines Lebells geſchehen. Der Freund alſo wurde dazu erſehen, damit ich nicht unglücklicher würde; ſein Sinn wurde verblendet, in ſeine Seele wurde eine Leidenſchaft gelegt, die er nicht kannte, damit ſie in mir vollkommner würde. Und nun, da er mein Glück befeſtigt, ſoll ihm Unglück lohnen?

So feſt auch Montroſens traurende Miene war, ſo mußte ſie bey dieſem Schluſſe ſich doch in ein Lächeln verwandeln.

Schmeichler, ſagte er, du wirſt alle deine Kunſt verſchwenden, und ſie wird in dem Herzen deines Freundes nur ein immer ſtärkeres Gefühl ſeiner Strafbarkeit hervorbringen. Je gefühlvoller er dich als Freund ſieht, deſto ſchwerer wird ſeine Laſt auf ihm liegen.

Nicht ſo, Montroſe! du wirſt gewiß wieder ganz der Meinige werden. Aber du haſt meine Lydie noch nicht geſehen.

Und faſt, antwortete er, wünſchte ich ſie nicht zu ſehen, damit ich ſie ſo unglücklich vor mir behielte, als ſie im letzten Augenblicke vor mir war, damit nicht ein frölicher Eindruck die Schwere meiner Laſt verringerte, und das Nagen, das in mir iſt, ſchwächte.

Als Lydie eintrat, hatte ſie Montroſe bey Lebells Anblicke nicht bemerkt. Jezt ſtand ſie hinter ihm an der Hand ihres Vaters. Er wandte ihn alſo auf ſie zu.

Mit Engels Anmuth gieng ihm das holde Mädchen entgegen, und reichte ihren Mund ihm zum freundſchaftlichen Kuſſe. Er ſtutzte, aber er küßte ſie. Schnell wandte er ſich zu Lebell. Das hätte ich nicht thun ſollen, Lebell, ſagte er. Ich fühle es ſchon in mir, daß ich mich gerechtfertigter glaube.

Laß mich gehen, ſetzte er hinzu; laß mich in ungeſtörter Einſamkeit meine Schande durch innere Qualen bedecken. Es iſt zu viel, Freund!

Er ſuchte ſich bey dieſen Worten aus Lydiens Hand loszuwinden, aber ſie ließ ihn nicht. Sie warf einen bittenden Blick auf ihn, der jedes Auge würde gedemüthiget haben, und wäre es noch wilder geweſen.

Ich habe, ſagte meine ſüße Schweſter, ein Recht auf Sie, das fühle ich in mir, und nach dieſem Rechte ſollen Sie hier bleiben. Nicht aus dieſem Hauſe ſollen Sie wieder gehen. Mein Vater ſoll Ihnen das bewirken. Ich will es über mich nehmen, Sie wieder vernünftig zu machen; denn alles, was Sie bisher wider ſich ſelbſt gethan, war ſinnlos.

Montroſe ſtand verſteinert da. Er ſagte nichts, ſo wie wir alle über den raſchen Entſchluß nichts weiter vorbringen konnten.

Es war eine Zeit, wo Sie mir verſprachen, allen meinen Willen zu erfüllen, fuhr Lydie fort. Wiſſen Sie es noch? Es war, (denn ich muß Sie daran erinnern,) es war, als wir umkehrten, um nach Marſeille zurückzugehen, als Sie ſagten: Sie wollten, ſobald Sie mich dahin gebracht, die entfernteſten Winkel der Erde ſuchen. Als Sie eine halbe Stunde hernach zu mir kamen, und Vergebung von mir baten, da hatte Ihnen mein Herz gewiß ſchon vergeben; aber mein Mund wollte es nicht, bis Sie mir verſprachen, alles zu thun, was ich von Ihnen verlangen würde. Dieſes Wort, das Sie mir gegeben haben, dieſes will ich jezt in Erfüllung

lung geſetzt wiſſen, das Verſprechen ſollen Sie mir erneuern.

So wollen Sie, ſagte Montroſe, daß ich ſtatt eines Todes einen täglichen dulden ſoll? Wenn ich denn wie ein ſchwarzer Schatten zwiſchen Ihnen herumwandle, dem jeder gern entfliehen möchte, wenn nicht Mitleiden mit der traurenden Geſtalt ſeine Seele ihm etwas näherte, ſo ſteht bey eines jeden Anblick gleichſam auf ſeiner Stirn für mich zum leſen das ſchreckliche Wort bereit: Falſcher Freund — So wird Ihr Blick, ſo wird der Blick Ihres würdigen Vaters, ſo wird meines Freundes Blick mir zurufen — und ich werde dann jedes Geſicht mit Schrecken ſehen, und mir ſelbſt dabey denken — du wäreſt durch deine Bosheit unglücklich, wenn der Himmel nicht gerechter wäre.

Wozu dieſe Bilder? antwortete Lydie. Ihre Seele hat ſich nur in dieſer langen Zwiſchenzeit an ſchreckliche Phantaſien gewohnt. Wenn man ſo eingeſchloſſen ſich ſelbſt den Weg zum melancholiſchen Unſinn bahnt, ſo kann nichts beſſeres herauskommen. Wenn Sie alle die, die Sie um ſich ſehen, zur reinſten Glückſeligkeit geſtimmt, in dem Lichte des Himmels leben ſehen, dann wird in

Ihnen auch bald Dämmerung aus der Nacht werden, und dann wirds Ihnen wohl ſeyn. Aus Dämmerung wird Licht. Aus Licht im Herzen Seligkeit. Stufenweiſe, Montroſe, erſteigt man den Berg, den man plötzlich herunterfiel, und erreicht den Gipfel ſpielend, wenn man nur an den erſten Tagesweg denkt, und nicht nach den übrigen hinaufſchauet. Und wiſſen Sie, ich will Ihnen nicht zu ſchwer fallen. Ich will nur die Verſicherung von Ihnen, daß Sie es verſuchen wollen. Bleiben Sie nur eine Zeit lang bey uns; und wenn dann die Heiterkeit nicht die erſten Spuren in Ihr Herz gegraben, wenn Sie ſich noch als eine Laſt unter Ihren Freunden fühlen, ſo gehen Sie. Suchen Sie dann die Einſamkeit, und verſchmachten Sie ein Leben, das Ihnen Gott gewiß nicht zu dem Endzwecke gab.

Montroſe ſeufzete tief.

Sie reden Troſt, wahren Troſt, Lydie. Ich fühle ihn, fühle aber auch, daß ich ihn nicht verdiene. Was ſoll mir alles, da es nicht für mich iſt? — Es widerſteht der Seele, die ſich ſtrafbar fühlt. Indeſſen wer kann Ihnen etwas abſchlagen? Sie haben über mich ein Recht. Ja, guter Engel, gebieten Sie über mich, ſo lange es meine Seele erträgt — aber dann, wenn mir es zu ſauer wird, wenn ich ſinke unter Ihren Wohlthaten, dann laſſen Sie mich auch mein Herz, zum freudigen Gefühl erſchlaffe, im innern Schmerz begraben; und der erſte Schlag, den es dann zur Ewigkeit thut, müſſe freudiger, müſſe dankvoll Ihnen entgegenſchlagen.

Amen, ſagte Lydie, und Dank Ihnen, ſagte Lebell. Ich ſtimmte ein, und mein Vater umarmte Montroſen — Sie ſollen auch mein Sohn ſeyn, ſagte er — ich will immer reicher an Kindern werden, die mir mein Alter zur Freude machen ſollen.

So haben wir, ihn nun bey uns, und Lydie, die gute zärtliche Lydie, die den erſten ſchweren Stein gehoben, hat auch den zweyten weggeſchafft.

Sie ſchickte gleich, als ſie ſeine Einwilligung hatte, zum Capitain.

Er kam, und man kann ſich keinen raſendern Ausbruch der Freude vorſtellen, als der Mann über Lydiens Anblick hatte. Er tanzte ordentlich um ſie herum.

Sie freute ſich zwar darüber; aber als das Geſpräch auf Montroſen kam, und ſie bemerkte, daß er nicht allein ſchwer an die

Rücknahme ſeiner Klage gieng, ſondern gar einiges Vergnügen über ſeine Beſtrafung blicken ließ, ſo wurde ſie ſehr niedergeſchlagen.

Sie werden mich ſehr mißvergnügt machen, ſagte ſie ihm. Wenn ich in den Augenblicken der Freude über die glücklichen Folgen einer ſo unglücklich angefangenen Sache denken kann, daß einer von denen, die dabey intereſſirt waren, gut oder böſe, elend dadurch geworden, ſo muß meine Empfindung einen gewaltigen Stoß leiden.

Ich kann es nicht erklären, wie Menſchen gegen Menſchen ſo wüten können —

Nun gut denn, gut denn, ſagte er, wenn Sie es ſo wollen, ſchöne Lydie. Ich hätte es nimmermehr gethan. Meine Grundſätze ſind anders.

Aber geſchwind, geſchwind, ſagte Lydie, die bange war, daß er ſeinen Sinn wieder ändern möchte. Sie ließ geſchwind den Wagen anſpannen, und liebkoſete ihren Vater ſo lange, bis er ſich gleich einſetzte, und mit dem Capitain zum Miniſter fuhr.

Als ſie weg waren, giengen wir auf Montroſens Zimmer.

Bald, mein guter trauriger Montroſe, will ich Ihnen die Nachricht bringen, daß

Sie unter ſeinen Befehlen mehr ſtehen, als unter den meinigen, ſagte Lydie ſchalkhaft; und wenn Sie mir dann nicht ganz ohne Murren gehorchen, ſo werde ich böſe ſeyn. War ich es ſonſt ſchon?

Nie, meine Theure, antwortete er ihr; ſelbſt in den Augenblicken, wo ich Sie am meiſten kränkte, wo ich die ganze Fülle meines böſen Herzens zeigte, ſelbſt in dieſen ſahen Sie blos mitleidig, nie zürnend auf mich; und eben das iſt mein Schmerz.

Als mein Vater wiederkam, ſagte er:

Es iſt alles gut, Montroſe, Sie ſind ganz frey.

Er weinte, und ein unwilliges Ziehen ſeiner Geſichtsmuskeln verrieth es, daß er ihm nicht angenehm war. Er geſtand mir hernach, daß er es nicht vermuthet, daß man einwilligen würde, und daß dieſe Hoffnung vieles beygetragen, daß er ſeinen Entſchluß ſo ſchnell gegeben; denn er fühle es, daß er es nicht lange mehr aushalten würde. Es ſey zu rauſchend hier für ſeine zum Kummer geſtimmte Seele.

Mein Vater erzählte mir hernach ſeine Zuſammenkunft mit dem Miniſter. Als er ſeinen Vortrag gemacht, habe dieſer gleich einen

nen Befehl ausgefertigt, und ihm denſelben mit den Worten überraſchet:

Daſoue, wir ſind Ihnen mehr Genugthuung ſchuldig, als die Gewährung einer ſo kleinen Bitte. Ich habe von Ihrem Glück gehört. Schicken Sie mir Ihren Sohn, und es ſoll Ihnen nicht gereuen.

Das war ſehr gnädig, Kaff; aber fürs erſte werde ich mich dafür bedanken, und wenns meiner Louiſe nicht gefällt, hier zu leben, gänzlich.

Der Capitain hat von meinem Vater eine anſehnliche Belohnung bekommen. So reichlich er davon leben könnte, ſo iſt ihm doch das Waſſer zu lieb. Das ſoll ein Schiff geben, ſagte er, und Lydie ſoll es heißen: und wenn alle die guten Menſchen, die hier im Hauſe zuſammenſtecken, ihm Gutes wünſchen, ſo wird es gewiß auch glückliche Fahrten thun. Er iſt geſtern ſchon abgereiſt, denn er wollte auch nicht eine Nacht verſäumen. Wenn ich glücklich bin, werde ich an Sie denken, ſagte er beym Abſchiede zu Lydien, deren Herz voll Dank gegen ihn war.

Mein Vater treibt auf Lydiens Vermählung. Und er würde gern auch mich und Louiſen vereinigen; aber da ſie ihrer Aeltern

Einwilligung noch nicht hat, will ſie nicht. Wir haben uns alſo entſchloſſen, gleich nach Lydiens Hochzeit abzureiſen, und dieſes möchte vielleicht in zehn bis zwölf Tagen geſchehen. Bis dahin aber erfährſt Du noch mehr von

Deinem Freund
Dubly.

Dreyßigſter Brief.

Frank an Henrietten.

D. 12. Oct. 1778.

Wenigſtens ein paar Worte muß ich Dubly's Briefe an Raff beylegen.

Ihr Frank iſt nun völlig hergeſtellt, Henriette. Er wird bald in Ihren Armen alle ſeine Schmerzen vergeſſen, und ſogar das Andenken daran wird ihm vergehen.

Ich würde mich nicht halten laſſen, ſchon in wenigen Tagen zu reiſen, aber Ihr Vater will mit Gewalt, daß ich Lydiens Hochzeit nicht verſäumen ſoll. Ich that ihm zwar den Vorſchlag, er ſolle ſie aufſchieben, um das Vermählungsfeſt ſeiner drey Kinder zuſammen zu feyern. Allein Lovell ſahe mich ſo leidend, und Lydie ſo traurig und ſchalkhaft an, daß ich es gleich widerrief.

Nein, ſagte der Alte, es könnte mir auch noch einmal ſo gehen.

Ein Glück war es, daß Montroſe hinausgegangen war, ſonſt hätte er den armen Mann unendlich gekränkt. Er ſchleicht in der That wie ein Schatten herum, und ich glaube ſchwerlich, daß er von ſeiner Melancholie zurückkommt, ſo viel Mühe auch Lydie ſich mit ihm giebt.

Ich habe nun Ihrem Vater die ganze Geſchichte unſerer Mutter vorgeleſen. Er weinte ſehr über ihre Leiden. Bey manchen Stellen war er ganz außer ſich.

Er erzählte mir, daß, als er zuerſt des Prinzen Liebe gegen Ihre Mutter bemerkt, er in Gefahr geweſen, unſinnig zu werden. Er habe auch einmal einen harten Wortwechſel mit ihm gehabt, da der Prinz ihn gefragt: Ob er den Weg in die Baſtille kenne? Er habe ihm aber dreiſt geantwortet: Durch ſeine Bruſt wiſſe er ihn ſehr gut; und der Prinz, der vermuthlich davor erſchrecken, ſey ſeit der Zeit eingezogner geweſen.

Als er hernach Ihre Mutter geheirathet, habe er ihn auch fordern laſſen. Der Prinz habe aber eine Verwundung davon getragen, und einen fürchterlichen Schwur gethan, er wolle ſich rächen, welches ihm auch nur gar zu gut gelungen.

Ich habe, waren ſeine eignen Worte, niemals meiner Frau von dieſem Vorfall etwas entdeckt, um ihre Empfindlichkeit nicht zu reizen. Ich weiß, ſie würde mir es nie vergeben haben, daß ich ein Leben in Gefahr geſetzt, welches ihr ſo theuer war, und von dem in den damaligen Umſtänden ſchon ihre ganze Glückſeligkeit abhieng. Ich habe mir es auch ſelbſt immer als eine Handlung vorgeworfen, die ich nicht genug bereuen konnte.

Von Lydiens Erhaltung ſagte er: Es ſey ein Werk der Vorſehung geweſen, um ihn nicht ganz elend werden zu laſſen, welches er ohne dieſes Kind gewiß geweſen ſeyn würde.

Bey der Stelle mit Weinert zitterte er doch etwas, erholte ſich aber in unbeſchreiblicher Freude, als er die Standhaftigkeit Ihrer Mutter, und ihren feſten Vorſatz hörte, ihm und ſeinem Andenken allein treu zu bleiben.

Von Dubly's Liebe gegen Sie wußte er ſchon. Der Sohn hatte es ſelbſt ſeinem lieben Vater gebeichtet. Von Ihnen ſpricht er mit einer ordentlichen Entzückung. Sollte ich ſie nur erſt ſehen, ſagte er, dieſe Lieblingstochter ihrer Mutter, die gewiß nichts an ihr geſpart hat, ſo wie mir meine Lydie alles war. Der Tod der lieben guten Frau thut mir zwar ſehr weh; aber ſie hat mir ihn ſelbſt dadurch erleichtert, daß ſie meine zwey lieben Kinder mir ſo hinterlaſſen, wie ich ſie mir wünſchte. Wenn ich die Jahre bedenke, die wir noch zuſammen hätten leben können, ſo geht mir es ſo unendlich nahe, daß ich dieſe Entdeckung ſo ſpät gemacht. Wenn ich aber die Freude in meinen Kindern, und dann mein morſches Alter, das mich bald zu ihr hinuberbringen wird, bedenke, ſo ſehe ich ſie auf mich herablächeln, und höre ſie mir zurufen: Betrübe dich nicht, mein Lieber, du wirſt bald auch mich wieder haben.

Nun ein Wort von Ihrem letzten Briefe. Ich beſchwöre Sie, theure Henriette, wenn die Krankheit meines Vaters im geringſten bedenklich wird, ſo ſchreiben Sie mir die reine Wahrheit. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, bey ſeinem Sterbebette nicht zugegen zu ſeyn, ihm nicht ſelbſt die Augen zudrücken zu können. Verheelen Sie mir ja die Gefahr nicht. Es iſt mir lieber, ſie zu wiſſen, als in einem ſo fürchterlichen Zuſtande der Ungewißheit zu ſchweben. Ich ſetze nichts mehr hinzu, als daß ich ewig bin

Ihr

unveränderlicher

Frank.

Ein und dreyßigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

D. 12. Oct. 1778.

Ich werde niemals ganz glücklich ſeyn, meine Liebe, und ich fange an zu glauben, daß ich es nicht verdiene. Gewiß um meiner Kinder willen verdiene ich es nicht.

Ich würde Ihnen viel zu ſagen haben, wenn Sie alles wiſſen müßten, was unterdeſſen, daß ich Ihnen nicht geſchrieben, mit mir vorgegangen iſt. So viel will ich Ihnen indeſſen ſagen: ich bin ganz verändert. Ich habe zu ſpät Ihre reifen Ermahnungen eingeſehen.

Henriette, dieſe Henriette, die ich ſo ſehr fürchtete, hat mich ganz umgeändert. Ihr habe ich alles zu danken, was jezt in meiner Bruſt von ſanftem Sinn ſich wieder erhoben hat. Denn ich hatte alles, was natürlich in mir war, unterdrückt.

Aber nun, meine Theure, arbeite ich einer weit fürchterlichern Scene entgegen. Ich war ſchon ganz beruhigt. Die Hoffnung, meinen Sohn und meine Tochter bald wieder bey mir zu ſehen, und tauſendfache Liebe ihnen für diejenige zu geben, die ich ihnen entzogen hatte, erfüllte mein Herz mit Freude. Henriette beſtärkte mich durch ihre kindliche Liebe in meiner Freude. Mein Mann, ganz glücklich durch die Nachricht von ſeines Sohnes Geneſung, und durch den Antheil, den ich daran nahm, durch meine Einwilligung zu allem dem Glücke ſeiner Kinder mir mehr als jemals zugethan, bemühete ſich mit den eifrigſten Proben ſeiner Zärtlichkeit, immer neue Wonne mir zu ſchaffen. Meines Mannes Bruder, die alte Redlichkeit ſelbſt, ganz bisher von mir verkannt, liebte mich, weil ich ſeine Neffen liebte, und kurz, alles war Freude und Leben.

Ach meine Liebe, es iſt nicht mehr ſo. Die traurigſte Nachläſſigkeit, die ich begehen konnte, wird jezt die Quelle eines unendlichen Unglücks für mich.

Mein Mann wurde kränklich, und von Tage zu Tage ſchlechter. Ich weinte ſtündlich vor ſeinem Bette, ich konnte beſonders die Urſache des Melancholiſchen in ſeinem Geſichte nicht ergründen. Endlich fragte ich ihn. Ich bat ihn, wenn ein Kummer ihn drücke, mir ihn nicht zu verheelen. Heute endlich beichtete er aus dem Innerſten ſeines Herzens.

Liebe Friderike, meine theure Beſte, ich will Dir es nicht verheelen, was die Urſache dieſer Krankheit und dieſer Betrübniß meines Herzens iſt. Vergieb, wenn ich unangenehme Zeiten Dir zurückrufe. Den Tag, als Du, von Kopfſchmerzen ganz zerriſſen, Dich auf Henriettens Bette legteſt, und den ganzen Abend bey dem lieben Mädchen zubrachteſt, gieng ich in Dein Zimmer, um etwas zu holen. Da lag ein Buch auf dem Tiſche, deſſen Titel mir gleich in die Augen fiel. Es war von Deiner Hand, und enthielt die Beſchreibung der traurigen Jahre, die Du durch mich verlebt haſt.

Ich konnte mich nicht enthalten, zu leſen, und ich fand beym Anfange ſo viel Urſache zur Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, daß ich mir vornahm, ganz meine Schande zu leſen.

Ich las auch vom Anfang bis zu Ende, und ich las mir einen Schauder in die Seele, der noch darinnen iſt, und der mich nun nicht mehr verlaſſen kann. Ich habe nie geglaubt, daß meine Untreue Dir ſo viel Unruhe verurſacht. Es iſt mir ſchrecklich geweſen, was ich geleſen habe. Ich habe jede Deiner Empfindungen tief in mein Herz zur Kränkung, die nie als mit dem Leben aufhören ſoll, eingeprägt.

Meine Frau, Deine Freundinn, Friederike, gewiß Deine Freundinn, denn Du entſchuldigeſt ſie ſelbſt, dieſe meine Frau hat mir es oft geſagt, daß es mir noch einſt Unruhe machen würde. Ich habe es nicht geglaubt. Aber ich ſehe nun, man muß das erſt ſelbſt kennen, was man hervorgebracht, ehe man es fühlen kann.

Ich muß Dich, meine Liebe, noch mehr von der Liebe derjenigen überzeugen, die du für Deine Widerſacherinn gehalten. Nimm dieſen Brief, geh auf Dein Zimmer und lies. An dem merkwürdigen Sonntage, wo ſie Dir mich übergab, wo Du ſie im weißen Engelsglanze ſaheſt, ſchrieb ſie dies. Vielleicht erinnerſt Du Dich der Stunde; es war zwiſchen vier und fünf Uhr, als ſie ſchlief. Ich habe ſie in der Stunde des Traums geſehen.

Ich war verſteinert, liebe Freundinn. Ich konnte nichts antworten. Ich nahm den Brief und las. Sie war reiner als ich, waren meine Worte, als ich geleſen hatte. O warum verheelte mir ihr Theurer und der meinige dieſen Beweis ihrer Zärtlichkeit, ihrer heiligen Frömmigkeit? Dann hätte ich gewiß eher ihre Kinder geliebt, und verworfen hätte ich ſeyn müſſen, wenn ich ſie nicht geliebt hätte.

Reichlich habe ich bezahlt, was man mir that. Mich beleidigte ſie unwiſſend. Ich erwiederte es ihr wiſſentlich. Ich war überzeugt von ihrer Unſchuld, und doch ſtrafte ich ein vermeyntes Unrecht an ihren Kindern. Ich war nicht allein rachgierig, ich war ungerecht. Ach die Strafe folgt auf dem Fuße nach. Ich werde es ſchwer büßen, was ich an ihr geſündiget.

Alſo war es keine nichtige Einbildung, die mich traf, als ich ſie bey mir ſahe! Es war alſo ihr Geiſt in Engelsgeſtalt, der mir ihn gab. So großmüthig! und ich, der ſie mit einem überredenden Lächeln dieſe zwey Kinder zeigte, mit ihrer ganzen bittenden Miene Liebe gegen ſie mir einhauchte, ich konnte ſo barbariſch ſeyn, und ſie vergeſſen, haſſen, von mir ſie ſtoßen, ihr Glück zerſtören, ja faſt ihre Mörderinn werden, ſo wie ich es jezt ihrem Vater ſeyn werde!

Wäre es nicht beſſer, ich wäre in meiner Einöde geblieben, und hätte mich da blos meinem eignen Kummer aufgeopfert, ohne die Ruhe andrer zu ſtören, die mir ſo werth waren, oder es doch hätten ſeyn ſollen?

Eben da ich dieſes ſchreibe, kömmt Henriette, die gute Seele. Sie findet mich in Thränen. Sie bittet, ſie flehet, ihr die Urſache zu ſagen. Allein die Krankheit Ihres Mannes kann es nicht ſeyn, ſagt ſie. Es muß mehr, es muß ein innrer Kummer ſeyn. Er iſt ja nicht ſo gefährlich, daß man für ihn fürchten müßte.

Sie dauerte mich, wie ich ſelbſt.

Ja, es iſt mehr, mehr, meine Liebe; ich will es Ihnen ſagen, antwortete ich ihr; und da ich ihr alles erzählt hatte, ſetzte ich hinzu: Bin ich nicht elend, daß ich das alles auf mir habe? Es drückt mich zu Boden, daß ich es tragen ſoll. Ich habe jezt den Mann ſelbſt wieder unglücklich gemacht, den ich ſo glücklich zu machen glaubte. Ich habe die beſte Frau unter der Sonne mit meinem Haſſe bis in die Ewigkeit verfolgt; ich habe die Kinder derſelben, die mit ihrem edlen Herzen weit über mir ſtanden, verachtet, von mir verbannt.

Ich konnte dem Strome meines Schmerzes nicht widerſtehen. Ich warf mich auf einen Seſſel, ich ſchlug meine Hände zuſammen, und ſahe ſtarr auf das Bild meiner Verklärten, das ich vor mir hatte.

Vergieb, vergieb, rief ich mit dem Ausdrucke der Verzweiflung — Wenn Reue Vergebung hoffen darf, ſo ſiehe ein zerrißnes Herz, das gern zerſpringen will, wenn es dich dadurch verſöhnen kann, das auch gern noch länger leiden will. wenn es dir dadurch einen Theil des Unrechts erſetzen kann, das es deinen Kindern gethan. Würdige Frau! Edelſte aller Freundinnen! die einen Theil ihres Lebens dem Kummer für mich opferte, wie ſchlecht habe ich dir vergolten!

Hätte ich dieſe Henriette nicht, ich wäre nichts. Sie weint in meine Thränen, ſie leidet in meine Leiden, ſie fühlt in mein Gefühl. – Sie iſt ein Engel, mir in den Stunden meiner Betrübniß von einer hohern Hand zum Troſt geſandt.

Kann Liebe weiter gehen? Sie hat ihren Vater gefunden, den ſie noch nie geſehen, noch nicht kannte; und doch will ſie ihn nicht eher ſehen, bis ſie mich aus der Unruhe geriſſen weiß, die meine Seele mir ſchwarz malt.

Jch bin wieder bey meinem Lieben geweſen. Jch habe ihm auch meinen Kummer geweint. Jch habe ihn gebeten, nicht daran zu denken, was ich ſonſt gelitten, ſondern an das, was ich jezt leide. So wie es mit einem dumpfen Trauerton in meine Seele ſchallte, das Wort, das er mir ſagte: Jch bins, der dich unglücklich machte! ſo rauh fuhr es mir allemal durch mein Herz, wenn ich dagegen dachte: Jch bins, die undankbar gegen deine Kinder dachte.

Aller Troſt, den ich ihm geben will, alle Bitten, die ich um ſeine Ruhe an ihn thue, ſcheinen vergebens zu ſeyn; ja, ich glaube, mein ſichtbares Leiden vermehrt ſeine Krankheit.

Heute ſagte er mir: Es iſt nicht genug geweſen, daß ich die Blume knickte, da ſie noch Knoſpe war. Der Widerſtand, den ſie dem verderbenden Bruche that, hob ſie, um aufs neue von mir verletzet zu werden. Friderike, dein Kummer iſt hart, und dein armer Mann wird nicht fähig ſeyn, ihn zu lindern, ſo gern er es auch möchte.

D. 13. Oct. 1778.

Sein Bruder geht mit ſtillem Kummer umher. Nichts kann ſchwermüthiger ſeyn, als ſein Blick. Es iſt, als ob ich darin läſe: Er wird nicht lange mehr ſeyn.

Ich nahm ihn bey der Hand, als er ſo düſter bey mir vorübergieng, und ſagte ihm:

Hierher — hierher einen zornigen Blick! Ich warte darauf, um wenigſtens etwas für meine Schuld zu büßen. Ich bins, die Sie um den Bruder bringt, den Sie mit ſo innig zärtlichem Gefühl lieben.

„Sind Sie es, die einen Blick in des Ewigen Buch gethan? Sahen Sie ſchuldig ſich darin? Stille, Schweſter, daß nicht der Jünger dem Meiſter ins Amt falle — Sie ſind eine liebe gute Frau. Jetzt würden Sie uns erſt recht glücklich gemacht haben. Aber ich glaube, es iſt vorbey mit unſerm Glücke. Indeſſen ſind wir in der Gewalt einer höhern Macht; und wie leicht iſts ihm, uns zu helfen! Betrüben Sie ſich immer. Sie verlieren nicht wenig an ihm.“

Ach — ihn verlieren, meine Liebe, das fiel mir ſo hart auf. Ich habe dieſes Wort noch nicht denken mögen. Wie lange iſts, daß ich ihn habe? Und in dieſer Zeit habe ich Thörinn weder ihn noch die Seinigen genoſſen. Nun bin ichs zu ſpät inne geworden, welch einen Himmel ich hätte haben können.

Alſo meine eigne Schuld — meine eigne Unachtſamkeit bringt mich um ihn. Könnte ich es nicht lieber verbrennen, das unglückbringende Buch! und gewiß, meine Liebe, was ich Ihnen geſchrieben habe, enthält noch nichts von den großen Thorheiten, die ich ſo häufig begangen, von der blinden Wut, die ich zuweilen gegen mich ſelbſt ausgelaſſen.

Und alles dieſes wird er nun auf ſeine Rechnung bringen. Alles wird ihm ſo ſeyn, als ob er es verurſacht hätte!

Ich weiß, wie mir es iſt, wenn ich an alles denke, was meinen Kindern bevorgeſtanden, und wenn ich mir es dann hinzudenke, daß ich Urſache daran bin!

Er iſt dieſen Nachmittag munter. Gott ſey Dank dafür! Er iſt aufgeſtanden. Er verſicherte mir, er wolle ſich um meinetwillen viel von ſeinen unangenehmen Gedanken entſchlagen. Es war uns wie ein kleines Feſt, als er auf war. Froh verſammelten wir uns alle in ſeinem Zimmer, er iſt auch recht heiter geblieben, und ich gehe ruhig in mein Bette. Das erſtemal ſeit manchen Tagen.

D. 14. Oct. 1778.

Er iſt heute noch ſo. Der Schwager hat deswegen verboten, dem Sohne und der Tochter mit der heutigen Poſt etwas zu ſchreiben, weil er ſie nicht unnöthig ängſtigen will. Henriette war zwar damit nicht zufrieden, weil ihr Franz ſie gebeten habe, alles zu berichten, und nichts ihm zu verhehlen; aber zuletzt ergab ſie ſich doch.

Ich ſende Ihnen dieſes. Von meinem Briefwechſel weiß niemand.

Beten Sie für Ihre arme Friderike, denn ſie leidet ſehr viel. Wenn werden die Tage meiner Freude angehen, die ich mir freylich durch eigne Schuld verzögert habe? Wenn werde ich ſagen können: Mir ſcheint die Morgenſonne Heiterkeit auf mein Lager, und das Abendroth wiegt mich in unſchuldige Träume?

Nicht eher, meine Liebe, wird das ſeyn, als bis ſie bey mir ſind, die Kinder, denen ich es ſelbſt ſagen muß: Vergebet mir. Selbſt, meine Liebe, muß ich das ſagen, damit ſie ſehen, nichts iſt mehr in mir, was nicht Reue über mein Vergehen enthält, nichts mehr in meinem Herzen, was nicht Liebe für ſie ſchlägt.

Hoffen Sie alſo nächſtens von mir entweder einen recht glücklichen, frölichen, oder einen recht traurigen Brief. Jezt hat das Schickſal meine Wage zum Troſt oder zum Verderben aufgezogen. Erbitten Sie das erſte für

Ihre Freundinn
Friderike.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Frank an Henrietten.

Den 17. Oct. 1778.

Weil ich heute keinen Brief von Ihnen erhalten, ſo hoffe ich, daß es ſich mit meinem Vater gebeſſert, ſonſt hätte meine theure Henriette mich gewiß nicht in der Ungewißheit ſeines Schickſals wegen gelaſſen. Ich habe zwar ängſtlich gehoffet, und faſt möchte ich ſagen, es wäre unartig, daß meine Jette nicht an mich denkt. Aber dann ſchlage ich mich wieder ſelbſt auf den Mund, denn ich habe gar zwey Poſttage verſäumt.

Aber das nächſtemal, meine Liebe, hoffe ich es doch gewiß; denn ich bin wegen des ausgebliebenen Briefes doch noch in Furcht. Er kann verloren ſeyn, und für mich die traurigſten Nachrichten enthalten. Ich und meine Schweſter werden gewiß bey dem morgenden Hochzeitfeſte alle Verſtellungskunſt gebrauchen müſſen, um heiter zu ſcheinen. Wie wäre es uns wohl möglich, es zu ſeyn!

Heute habe ich mit ihr eine trübe Unterredung von künftigen Dingen gehabt. Es iſt mir ſo, ſagte ſie, als ob ich meinen Vater nicht wieder ſehen würde, und es geht ein kalter Schauder durch meine Glieder, wenn ich daran denke. Ohne an ſeinen ſegenreichen Lippen den Abſchiedskuß zu ſchmecken, möchte ich nicht von dem geſchieden ſeyn, der mir ſo unendlich theuer, meinem Leben alles war.

Nicht gleich ſo verzagt, antwortete ich ihr. Es iſt nicht das erſtemal, daß es ihn überfällt. Haben wir nicht oft für ſein Leben gezittert? Er iſt kränklich; aber wird er nun eben gleich in der Zeit der Abweſenheit uns geraubt werden?

Dann lägen wir da, antwortete ſie mir, wie ein paar Bäume, die das Waſſer abgeſpület, und ſie auf einen wüſten Platz geworfen. Keine Eiche mit dem väterlichen Schutze decket ſie mehr vor den Sturmwinden, oder ſchützt ſie vor den Stralen der verzehrenden Mittagsſonne. Kinder, die ihre Aeltern verloren haben, ſind elende Geſchöpfe. Ich weiß, was ich fühlte, als meine Mutter ſtarb. Ich weiß, was ich noch jezt fühlte, als Henriettens Mutter ſtarb, als dieſe würdige Frau hinüber in die Wohnung geſchlummert war, wo Freude zwar ihr lohnen wird, wo aber doch wir arme Zurückgebliebene das Wort davon nur kennen. Es war mir, als ob es mich träfe, und die Klagen, die dies arme Mädchen that, waren ſo ſympathetiſch, daß ſie in mir den nämlichen lebhaften Jammer hervorbrachten. O wie hat das gute Geſchöpf die treue Mutter geklaget!

Es gieng gewaltig hoch in mir auf, das Gefühl eines ſolchen Verluſts; ich konnte mich nicht entbrechen, in ihre Klagen mit einzuſtimmen.

„Und eben zu einer Zeit, wo wir erſt das größte beſte Gut, die Einigkeit, die verbundene Liebe unſrer Aeltern fühlen. O Louiſe, was hätte ich darum gegeben, wenn es vor einem Vierteljahre ſo bey uns ausgeſehen hätte, wie jezt! wenn damals dieſe Mutter die Milde ſchon gehabt hätte, die Unglück ſie gelehret! Nein, Louiſe, es kann nicht, es wird nicht ſeyn.“

Das hoffe auch ich, Bruder; aber wer kann nun bey einem ſchwachen Körper dem Eindruck widerſtehen, den die Phantaſie auf uns macht? Ich halte ja ſelbſt nichts auf Ahndungen, und ich erzähle es dir auch nur als etwas mir Trauriges. Ich will keineswegs, daß du mehr glauben ſollſt, oder daß du nur meine Worte für Wahrheiten nimmſt; denn das iſt Trug bey ſo vielen. Wir wollen uns glücklicher halten, und ich will in der Zuverſicht, die du haſt, daß es gut gehen wird, mein Vertrauen mit hinzuſetzen, und bitten, wünſchen und erwarten, daß wir ihm fröhlich uns entgegen kommen ſehen mögen.

Dubly kam eben dazu. Der Mann iſt mir durch ſo viele Zeichen eines vortrefflichen

Herzens ſo ſehr werth geworden, daß ich ihn jedesmal umarme, und mit dem wärmſten Gefühl an mein Herz drücke.

Ich erzählte ihm meine Furcht.

Nein, ſagte er, das kann nicht ſeyn. Kaum ſind Sie von meiner rachſüchtigen Hand dem Rachen des Todes entronnen, und ſchon ſollte Sie wieder eine ſo herbe Stunde treffen? Nimmermehr, Freund, ſo ungerecht iſt der Himmel nicht. So ſchnell kömmt man nicht auf einmal aus ſeiner Gunſt.

Weinert, der, ſeitdem meine Schweſter nicht mehr die Seinige iſt, die ſchöne Grille hat, Gutes zu thun, und Gelegenheiten aufzuſuchen, um es zu thun, war neulich zwey Tage weg geweſen. Er erzählte uns bey ſeiner Zurückkunft, er habe einer Scene beygewohnt, die ihm ſehr viel Vergnügen gemacht. Er habe aber nicht ſo viel thun können, als er gern gewollt hätte.

Der Anblick eines völlig in die Aſche gelegten Dorfes, ſagte er, machte einen traurigen Eindruck auf mich. An der einen Seite ſtanden noch neun Häuſer, alle gleich gebaut, worunter eines etwas größer war als die übrigen. Es war Mittagszeit. Ich ſahe niemanden, da doch ſonſt ſolche Oerter voller

Elenden zu ſeyn pflegen, die einem entgegen gehen. Ich gieng alſo auf das gröſte der Häuſer zu, und klopfte an; da machte mir ein eisgrauer Mann auf, der mit dem Kopfe wankte, ſonſt aber friſch und munter ausſahe.

Ich zauderte etwas, hinein zu gehen. Immer herein! rief er mir entgegen. Wo ſo viele ſind, wird ein Gaſt wohl noch Platz haben.

Ich komme nicht, ſagte ich, Euch zu beſchmauſen. Ihr müßt wohl den Armen, die hier unglücklich geweſen ſind, aufhelfen; und da wär es Sünde, ihnen etwas zu entziehen. Oho! nur keine Complimente, antwortete er mir.

Als ich eintrat, waren alle Zimmer voll Menſchen, die ſichs wohlſchmecken ließen. Das iſt ſchön, Vater, ſagte ich ihm, daß Ihr ſo gut ſeyd.

Ja, das würde jeder von den guten Leuten mir auch ſo machen, wenn mich das Unglück getroffen hätte. Zwar da es einmal ſo hat kommen ſollen, ſo war mir es wohl lieb, daß Gott mich zum Werkzeuge der Erhaltung dieſer guten Mitbrüder erſehen hat.

Nun nahm er mich bey der Hand, und führte mich wieder heraus.

Die,

Dies, Herr, ſieht Er, iſt mein Haus, das habe ich von meinem Vater bekommen. Es iſt in dem Jahre gebauet, als ich geboren war, und ich bin der einzige Sohn geweſen und geblieben. Es ſteht nun ſechs und neunzig Jahr, ſo alt bin ich, und ich habe es ſo gut erhalten, daß es noch einmal ſo lange ſtehen kann.

Da ſtehen noch acht Häuſer, alles meine Arbeit. Acht Söhne wohnen darin. Mit Segen von Gott hab' ich dieſe erhalten. Hier, Herr, (er zeigte mir ein altes Mütterchen,) hier iſt die Mutter aller dieſer Söhne; iſt jezt drey und achtzig Jahr, und muß mir noch alle meine Wirthſchaft führen.

Nun bin ich der Aelteſte im Dorfe. Alle meine Söhne haben Weiber aus dem Orte, und die ſind nun ſo unter einander verwandt, daß ſie mich alle Vater nennen. Nun kam das Unglück. Als ſie ſahen, daß es ſo gewaltig um ſich griff, daß nichts mehr gerettet werden konnte, kamen ſie alle voll Liebe hierher gelaufen; und nachdem ſie erſt die Haabe aus eines jeden Hauſe gerettet, riefen ſie nur: Vaterchen, Sein Haus muß gerettet ſeyn! und ihr Fleiß brachte es dahin, daß ich ſo mit allen meinen acht Kindern hier

ſizen

ſtehen blieb. Nun hab ich mir ein paar Tauſend Thälerchen geſammelt, die reichen zwar nicht weit, aber es iſt doch etwas baares, das jezt ſo rar wird. Sie müſſen ſich freylich drein theilen, daß jeder etwas bekömmt, und müſſen auf ihre Aecker aufnehmen, bis ſie ſich erholt haben. Aber wir haben Gottes Segen reichlich.

Ich gieng mit ihm hinein, und blieb ſo lange ſitzen, und unterhielt mich mit dem guten Alten, bis es dunkel war; und als er mir eine Streu für die Nacht anbot, nahm ich ſie gerne an, und blieb da. Den andern Tag gieng ich herum, und ſah das Elend. Traurig zeigte mir da mancher ſeine Hütte, und erzählte mir ihre Geſchichte.

Als ich den Abend weggehen wollte, hatte ich einen Wechſel auf 1000 Rthlr. bey mir, den gab ich ihm, und bat ihn, es ſo anzunehmen und auszutheilen, als wenns ſeine wäre.

Er kukte mich zwar ſtarr an; aber ich machte, daß ich fortkam, und verſprach ihm nur noch, daß ich bald einmal wiederkommen wollte.

Den andern Tag, nachdem Weinert dies erzählt hatte, war Dubly verreiſt. Ich fragte meine Schweſter, wo er wäre? und ſie ſagte, er wäre in Geſchäften des Vaters verreiſt. Ich glaubte es, und ließ es gehen.

Aber den Morgen darauf kam meine Schweſter zu mir. Ich ſollte dirs zwar nicht ſagen, ſagte ſie mir, denn Dubly hat es mir verboten; aber weil es ein gar zu ſchönes Gefühl von ihm iſt, muß ich es nicht verbergen.

Geſtern morgen kam er ſchon zu mir. Ich werde heute verreiſen, Louiſe, ſagte er; aber ich werde Sie bitten, daß Sie niemanden ſagen, wohin. Ich habe die Pflicht auf mir, bey meinem großen Vermögen Nothleidenden zu helfen. Dieſe verdienen es, nach Weinerts Bericht, recht ſehr. Ich will dahin, ich will meinem innern Mitleiden Luſt machen. Ich werde Ihnen aufrichtig berichten, was ich gethan habe. Aber verrathen müſſen Sie mich nicht.

Nun Bruder, ſetzte ſie hinzu, an dich geht das ja zur Noth noch wohl an, aber du mußt reinen Mund halten.

Ich halte auch reinen Mund, Henriette; aber Sie gehören nicht dahin, und alſo kann ichs Ihnen wohl wiederſagen. Sie ſagens doch niemanden als meinem Onkel.

Ich wartete mit einem ſehnlichen Verlangen auf die Zurückkunft meines Dubly, fuhr meine Schweſter fort. Er kam, und er kam mir freudig in die Arme. Ich habe einen recht innig frohen Tag gehabt, rief er mir entgegen; ich habe ſo viel Seligkeit gefühlt, als ich noch nie gekannt habe.

Als ich ins Dorf kam, ſahe ich den Alten eben mit allen Einwohnern, die um ihn verſammelt waren. Er theilte das Geld aus, das Weinert gegeben hatte. Als er fertig war, zog ich meine Goldbörſe aus, die ich gewöhnlich führe, und ſchüttete ſie in ſeinen Hut. Das auch, Alter, ſagte ich. Sie ſtanden verſteinert da, und wußten nicht, was ſie ſagen ſollten. Der Alte aber, ohne weiter etwas Beſtürzung zu zeigen, theilte vor wie nach aus.

Als er aber fertig war, zog er ſich aus dem Kreiſe heraus, kam auf mich zu, und dankte im Namen aller ſeiner Mitbrüder für dieſe Gabe. Ich wollte es aber noch mehr genießen. Von jedem ließ ich mir ſeine Brandſtätte und ſeine Familie zeigen, und darnach die letztere groß war, beſchenkte ich ihn beſonders.

Ich war ſchon ganz herum, und nahm das Mittagsmahl beym alten Vater ein.

Ich gab genau auf alle Geſichter Achtung, ob ich auch Freude genug erblickte. Aber alles war froh, bis auf einen jungen Menſchen, der traurig unten am Tiſche ſaß, und nichts aß. Ich hatte gleich Mitleiden mit ihm; denn aus den Augen konnte ich ein edles gutes Herz leſen. Nach dem Eſſen winkte ich ihn zu mir.

Er kam, und wir giengen mit einander auf einen Raſenhügel zu, der dichte vor dem Dorfe lag. Ich ſagte ihm, daß ich bemerkt hätte, daß ſeine Miene traurig geſchienen.

Ja, das muß ſie wohl ſcheinen, antwortete er mir, denn ich bin es von Herzen. Ich habe durch das Unglück, das unſer Dorf betroffen, am meiſten gelitten.

Wie ſo? fragte ich — hat Er denn ſein Haus verloren? wohnte Er zur Miethe, mein Freund?

Nein, ſagte er, das alles nicht. Ich wohne bis jetzt noch bey meinem Vater. Ich habe immer noch ſeine Felder mit bearbeitet; allein es war andem, daß es ſich ändern ſollte.

Ich habe ein liebes gutes Mädchen, brav und arbeitſam, aber auch ſchön und edel. Wir lieben uns ſchon ſeit ſechs Jahren, ob ſie gleich erſt zwanzig, und ich erſt vier und zwanzig Jahr alt bin. Wir ſind uns immer gut geweſen. Wir haben vom erſten Augenblicke, da wir uns geſehen, (denn ſie war bey einer Großmutter im andern Dorfe erzogen,) uns geliebt, und immer die reinſte, unſchuldigſte Neigung erhalten.

Unſre beyden Väter, ein paar gute Männer, waren auch gar nicht zuwider, uns zu verbinden: allein ſie ſind ordentliche Leute, und mit nichts in der Hand, ſagten ſie, läßt ſichs nicht gut wirthſchaften.

Alſo beſtanden ſie darauf, uns nicht eher zu vereinigen, als bis jeder von ihnen hundert Thaler erſpart. Die waren nun zuſammen, und in vier Wochen ſollte die Hochzeit ſeyn. Wie manche frohe Abende habe ich nicht ſchon mit meinem Lottchen verplaudert, und haben da mit einander unſre künftige Wirthſchaft überrechnet! Ach Gott! ein Himmel wäre es geweſen.

Nun kömmt der unglückliche Brand, und auf einmal waren unſre Hoffnungen dahin. Geſtern morgen ſaß ich hier am Hügel mit Lottchen, und ſchwatzten davon, ob unſre Aeltern nun wohl uns noch zuſammenlaſſen würden, oder ob wir wieder würden warten müſſen; und Lottchen fiel eine Thräne der Sehnſucht aus dem Auge, als ich es ſagte, daß wenig Hoffnung für uns in mir wäre.

Den Mittag wurde leider unſer Wunſch ſchon zu Waſſer. Mein Vater kündigte mirs an, daß wir noch ein paar Jahre warten müßten. Er müßte nun, ſo wie Lottchens Vater, das Geld auf den neuen Bau wenden, und erwarten, bis Gott es wieder beſſere. In ſo trüben Zeiten iſt auch an keine Fröhlichkeit zu gedenken; und Hochzeit ohne Freude, was iſt das?

Aber ich denke nicht ſo, wie mein Vater. Sollt ich nur mein Lottchen beſitzen, die Freude des Tanzens wollte ich ihnen gerne laſſen. Nur Lottchen! Lottchen! Wie hat das gute Mädchen geſtern Abend über ihr Unglück geweinet! wie zärtlich drückte ſie mich an ſich! ſchon wieder ſo lange, ſagte ſie, ach wie lange wird es noch währen?

Ja, Herr, ſetzte er hinzu, die ſechs Jahr ſind mir nicht ſauer geworden; denn es iſt billig, daß jeder um ſein Mädchen diene. Aber nun, die neue Zeit, die wird mich gewiß aufreiben. Indeſſen widerſprach ich meinem Vater nicht; ich kenne den Gehorſam, den ich ihm ſchuldig bin, und ich ſehe auch, ſo wie Lottchen, daß das Unglück unſre guten Aeltern drückt, und da mögen ſie ſich erſt erholen.

Wenns nur um die 200 Thaler zu thun iſt, ſagte ich zu dem jungen Menſchen, die will ich ſchenken. Ich kann ſie entbehren.

Iſt das Ernſt, Herr? fragte der Burſch, und ſprang von ſeinem Sitze auf — Iſt das Ernſt, Herr, ſo will ich gleich zu Lottchen gehen und ſie holen, daß ſie Theil an der Freude nimmt, die ihr ſo unerwartet kommen wird, als ſie mir kommt.

Ich erlaubte ihm das gern. Ich wollte ſehen, wie er gewählt hätte, und wie ſein Urtheil, das er mir von dem Mädchen geſagt, einträfe. Ich legte mich unterdeſſen ein wenig nieder. Es war ſchon etwas kühle: ich wickelte mich in meinen Mantel, und ſchlief recht ſanft ein.

Ich kann Ihnen verſichern, liebe Louiſe, ich habe unter dem freyen Himmel herrlich geſchlafen. Als ich erwachte, ſtanden ſie beyde zu meiner Seiten, Arm um Arm geſchlungen. Das edle Mädchen, ſchmachtende Trauer in ihrem Auge, ſchlug die Augen zur Erde nieder, und wurde roth. Der Jüngling aber kam auf mich zu, nahm meine

Hand, und legte ſie in die Hand ſeines Mädchens.

Du brauchſt dich nicht zu ſchämen, Lenchen, ſagte er zu ihr, das iſt ein braver Herr.

Dem Mädchen hiengen die Haare ſo ſchön in den weißen Nacken. Die Stirn war offen, und die Miene ſanft. In der Stadt würde man ſie ſchön geheißen haben, wenn Arbeit ihre Hände nicht härter gemacht hätte, als wie ſie wünſchen.

Ich fragte ihn: ob er ihr es ſchon geſagt?

Nein, ſagte er, die Freude wollte ich Ihnen ſelbſt laſſen.

Ich zählte jedem hundert Thaler in die Hand, und legte dann dem Mädchen noch einige Goldſtücke zu, die zum Brautſchmuck ſeyn ſollten. Sie ſahe noch immer mich und ihren Geliebten wechſelsweiſe an, aber in ihren Blick war nun reine Heiterkeit gekommen. Ich fragte ſie, ob ſie denn ihren Begleiter recht innig liebte?

Ja, das thue ich, ſagte ſie, wenn anders das, was ich fühle, innig lieben heißt. Ich ſchmachte nach ihm, jede Stunde iſt mir ohne ihn eine Ewigkeit. Wenn ich ihn nur von weitem ſehe, ſo iſts mir gleich ſo wohl, als es mir iſt, wenn der Prieſter in der Kirche den Segen ſpricht. Wenn ich an ſeinem Arm bin, ſcheue ich nichts, und dem ehrlichen guten Jungen wollt' ich mich in einer Wildniß ganz allein anvertrauen.

Sie ſagte dies mit einem affectvollen Feuer, das aus den Augen ſtralte; und wären ſie nicht bey aller Wildheit ſo ſanft geweſen, ich hätte mich davor gefürchtet.

Ich gieng nun mit beyden ins Dorf. Das Mädchen, die ich am Arm hatte, erzählte mir ſo naiv die Geſchichte ihrer Liebe, daß ſie mich entzückte.

Und wenn man mir, ſagte ſie, zugleich alle das Geld gäbe, das Sie heute unter uns arme Menſchen ausgetheilt haben, ſo könnte ichs ſo trocken wegweiſen, wenn es mir meinen Manuel koſten ſollte. So hieß der Burſch.

Ich gieng zu dem Alten ins Haus, wo die beyden Väter waren; ſie kamen mir entgegen, als ſie ihre Kinder ſahen. Haben ſie ſich nicht ſchon an Sie gemacht — haben gewiß ihr Unglück erzählt. Wart nur, Völkchen, Ihr werdet zeitig genug ein Paar werden.

Ja wohl, Vater, ſagte das Mädchen, und zog ihr Geld heraus. Nun, Vater, werdet Ihrs doch zugeben, daß wir uns nehmen? Blitz, ſagte der Vater, das geht nicht an.

Herr, das müſſen Sie zurücknehmen. Gott uns ſchon ſo viel beſcheren, daß wir ſie ausſtatten können. Ey wir könnten Ihnen ja das abnehmen! Sie haben mehr Ausgaben als unſer einer.

Nein, mein Vater, die Freude will ich nun haben, daß ich dies Paar zuſammenbringe, die laß ich mir nicht nehmen. Als der Sohn auch mit ſeinem Gelde herauskam, wollten ſie ſich ganz blind lachen. Zu vierzehn Tagen, ſagte Manuels Vater, wollen wir denn, ſo Gott will, die Hochzeit machen, und da wird der Herr ſchon gebeten, für ſein viel Geld wenigſtens mit unſerm Bißchen ſo vorlieb zu nehmen.

Ja, ſagt ich, das will ich thun, und will auch meine Braut mitbringen.

Da frohlockten ſie alle, und klatſchten in die Hände.

Lottchen und Manuel begleiteten mich, nachdem ich von dem Alten und den zwey Vätern recht zärtlichen Abſchied genommen.

Unterwegens ſagte Lottchen: Seine Braut wird wohl recht ſchön ſeyn?

Sie iſt ſo ſchön wie du, antwortete ich ihr, und ſahe ſtarr ihr in das Geſicht.

Pfui, wer wollte lügen! erwiederte ſie, und wurde über und über roth.

Wir ſprachen noch viel von ihren Sachen, und unter andern fragte ich ſie:

Lottchen, was hätteſt du nun gemacht, wenn ich nicht gekommen wäre? Ich hätte geweint, ich hätte mich gegrämt; denn ich liebe den Mannel recht aus dem Innerſten meines Herzens. Aber ich hätte alles heimlich gethan; denn wenn Vater und Mutter mich hätten weinen ſehen, ſo wäre ihnen das viel zu nahe gegangen, und ſie hätten lieber alles hergegeben, um mich zufrieden zu ſtellen, denn ſie haben mich ſehr lieb. Und das wollt ich um alles in der Welt nicht, daß meine Aeltern meinetwegen ſich etwas entziehen ſollten.

Ich verließ das herrliche Mädchen. Wie man doch auch im geringen Stande ſo glücklich ſeyn kann?

Das war das, womit mein Dubly ſeine Erzählung beſchloß. Laß du es nun auch in deinem Herzen feſtgeſchloſſen ſeyn, ſonſt zankt mein Dubly.

War das nicht ſchön, Henriette? O gewiß, der Mann verdient alle Liebe, alle Hochach-

eines jeden, und bloß Unglück
ſeine Handlungen.

---

ich vom Tiſche auf, den Brief
Doch muß ich noch eine kleine
[illegible] Weinert fieng an
er wieder auf ſeinem Dorfe
ihm aber ein anderer da zuvor-
und weit mehr noch, als er, ge-
Wir [illegible] ſoll. Die mei-
[illegible]
ſieht [illegible] ähnlich, fieng
der an.

warum [illegible] mir? Wenn ich ſchon
bin, ſo hat ich doch eben
r die Gelegenheit aufſuche; ich
wenn ſie mir ſo in den Wurf
nd da wird ja auch jeder Menſch

e Weinert, da thuts mir doch
gethan habe. Lydie, die von
wußte, fragte dann Weinert,
machten, und ſo dies und
er vorher erzählt hatte, wie er
ſchreibung machte.

tern, fuhr er fort, wird künfti-
ne Hochzeit ſeyn, ein recht nied-
liches

liches Paar, die auch der Wohlthäter, von dem ich eben ſagte, ausgeſtattet hatte. Man erzählte mir auch, er habe geſagt, er wolle auch ſeine Braut mitbringen, die auch ein ächt feines Mädchen ſeyn ſolle. Da wollten wir doch nun ſehen, wer die Hochzeit beſuchte, denn ich würde auch da ſeyn; nur that mirs leid, daß ich ſo etwas hören mußte, daß der fremde Herr erſt einem andern ſeine Braut abgejagt.

Nun war es heraus, und alle lachten. Dubly wollte zwar allerley hervorbringen, aber er ſtockte immer, und er kam damit nicht zurechte.

Endlich ſagte Weinert: Wir wollens kurz machen, Dubly; Wurſt wieder Wurſt! in ſolchen Fällen könnte man mich auch wohl zum Vertrauten machen. Nun ließ ſich der Herr noch fein öffentlich von allen loben. Das geſchah dann auch, und er mußte verſprechen, uns alle frey zur Hochzeit zu führen, und zum Ueberfluſſe jedem es mit einem Handſchlage verſichern.

Bey ſolchen kleinen Freuden, liebe Henriette, wünſchte ich Sie nun gar zu gerne bey uns. Doch wie lange iſts noch, ſo umarme erne ich Sie! Schreiben Sie mir nur bald, damit ich meines Vaters wegen ruhig werde. Dann iſt ganz glücklich

Ihr

Frank.

Drey und dreyßigſter Brief.

Henriette an Frank.

Den 19 Oct. 1778.

Sie dürfen mir es nicht zurechnen, lieber Frank, daß Sie keine Briefe erhalten haben. Hier ſteht Ihr Onkel bey mir, der es verboten, und den ich zum erſtenmal böſe genannt habe. Ich habe geweint, da ich meinen Brief zurücklegen mußte. Es half nichts, daß ich ihm ſagte, Sie wüßten es ſchon, daß Ihr Vater krank ſey. Es wurde mir noch übel genommen, und Ihre Henriette grämte ſich. Nun wären Sie vielleicht ſchon hier.

Ihr Vater iſt nicht außer Gefahr. Er hatte ſich letzthin ſo weit gebeſſert, daß wir es alle glaubten; aber es hat ſich wieder mit ihm verſchlimmert. Alſo gleich nach dem Empfange dieſes Briefes reiſen Sie. Kommen Sie, und tröſten Sie uns alle.

Ihre Mutter geht gewiß auch ein, wenn ſie ſo fortfährt. Alle Nächte bringt ſie ſelbſt wach vor ſeinem Bette zu. Ich habe ſie noch nicht einmal ablöſen dürfen.

Nein, meine Liebe, antwortete ſie mir, die wenigen Tage, die ich noch zu durchſeufzen habe, will ich wenigſtens es bey ihm thun.

Es iſt mehr Gemächlichkeit nöthig bey Ihrem Vater; aber eben die kann ſein geſchwächter Körper nicht tragen. Ihr Onkel ſagt: ſeine Seele ſey ſein ganzes Leben hindurch ihretwegen in der äußerſten Spannung geweſen, und nun werde es zum Reiſſen gehen.

Wie bete ich für Ihren Vater, lieber Frank! Womit könnte ich doch wohl ihn retten?

Geſtern Abend war ich bis zwölf Uhr da. Kornblum und Ihre Mutter ſaßen auch im Zimmer. Er nahm meine Hand, die ſo an der Seite ſeines Bettes lag. Er hatte meine Thränen beobachtet, die unmöglich beym traurigen Anblick Ihrer Mutter ſich zurückhalten ließen, denn die übrigen ſind ohne Aufhören.

Sie weinen auch, Henriette? und alles iſt Jammer um mich? Laſſen Sie mich doch immer gehen, ich habe ja lange genug gelebt.

Meine Friderike, die laſſe ich Ihnen als eine Mutter für Sie alle, und meinen Bruder als einen Vater zurück. Er wird ſorgen.

Weinen könnt Ihr immer über mich — Kinder, aber nicht zu lange. Ihr verliert einen rechtſchaffenen Vater. — Sagten Sie mir nicht, Henriette, daß mein Sohn ganz hergeſtellt wäre, daß er bald kommen würde? O daß ſie doch noch kämen, ehe das Licht meines Lebens verlöſcht, daß ich ſie noch einmal ſehen, und ihnen meinen Segen geben könnte! Komm, liebe Friderike, (ſie hatte ſich etwas entfernt.) ſetze dich hieher. Es iſt mir, als ob dieſe Henriette der Geiſt meiner erſten Frau wäre; denn als Ihr Euch vereinigtet, ſahe ſie es gewiß und freute ſich.

Ihre Mutter weinte heftiger. Es war eine Arbeit in ihrer Seele, die man aus ihrem Geſichte las, und die matten, vom Wachen ermüdeten Augen ſahen bald wild durch die Thränenſtröme hindurch.

Leide nicht ſo viel, Friederike, ſagte Ihr Vater, und richtete ſich mit einer Heftigkeit im Bette auf, die uns beyde zum Zuſammenfahren erſchreckte.

Leide nicht ſo viel, Friderike, ich verdiene es nicht. Haſt du doch dein ganzes Leben nur verweint, daß gar keine andere Empfindung gehabt, als die des Trauerns. Je mehr du klagſt, je unruhiger werde ich ſterben.

Sie heiterte ihre Miene in ein gefälliges Lächeln. Sollte dir, ſagte ſie, ſollte dir, lieber Mann, der Schmerz nicht werth ſeyn, den deine Friederike über deinen Abſchied empfindet? Habe ich wohl außer dir noch etwas zu verlieren? Biſt du nicht das Ziel meiner Wünſche von den erſten Jahren meines Denkens an geweſen? und wenn man ſich nun ſo ſchnell allen dieſen Wünſchen entzogen ſieht — o mein Theurer, das iſt hart!

„Nicht ſo hart, meine Theure, als du glaubſt. Freylich iſt es für dich härter als für mich. Mein Schmerz wird durch meine körperlichen Leiden ſehr verringert. Den deinigen mußt du ganz fühlen. Ihn ſchwächt noch nichts. Aber wenn du die Ausſicht in deine Seele faſſeſt, daß wir bald wieder werden zuſammenkommen —“

Dann iſt mir es auch heiterer, mein Lieber; dann denke ich, wie ich ſo innig die würdige Frau, die ich ſo ſehr beleidigt, um Verzeihung bitten will. Thue du es vor mir. Wenn du dich mit dem lieben Engel der erſten Umarmung erfreuſt, ſo laß das erſte

Wort, das deine Lippen ihr ſagen, ſeyn: Friderike liebt dich — und wenn ſie dann auf dich lächelt, ſo laß deinen Geiſt in dieſer Seligkeit auf mich wirken, daß auch mein Trauren ſich mindere.

Solche Auftritte, lieber Frank, haben wir oft. Das arme Lottchen weint denn, ſo oft Ihre Frau weint. Ihr Onkel, der dergleichen nicht gut aushalten kann, geht hinaus, und wiſcht ſich die Augen. Ihre Henriette aber bleibt dabey, und trinkt in vollen Zügen den Gift der Schwermuth in ihr Herz.

Wenn Sie ſie nicht bald davon befreyen, mein Lieber, ſo wird es anſtecken. Denn in Ihrer Entfernung denke ich mir ſo vieles, was Ihnen begegnen könnte. Ich winde mich ſo ganz in ein Leben von Trauer, welches doch hoffentlich nicht auf uns wartet, daß ich meinen Geiſt ſchon etwas ſtumpf fühle, und wenig Freude mehr mir denken kann.

Ich glaube wohl, daß die gegenwärtigen Umſtände vielen Einfluß auf meine Seele haben, und daß dieſer Bewohner des Menſchen überhaupt einem Inſtrumente zu vergleichen iſt, das ſich ſtimmen läßt, nachdem man es richten will. Mich wenigſtens ſtimmt der Weinende, mit ihm zu weinen; und wenn der

Fröhliche mir ſchon nicht ſeinen Taumel beybringen kann, ſo ſetzt er mich doch in eine gewiſſe Empfindung von Heiterkeit, die mir angenehm iſt.

Als ich von Ihnen die hinreißende Nachricht bekam, mein Vater lebt, ja da benebelten ſich alle meine Sinne in Wonne. Aber es währte nicht lange. Die traurige Gewißheit, daß ich ihn ſo bald nicht ſehen werde, unterdrückte meine Freude, und ich hatte alſo wenig Vergnügen im Herzen, ſo reich auch für mich dieſer Gewinn war. So ſehr alle Ihre Nachrichten, die mehrentheils Freude und Menſchlichkeit mir zeigen, mir willkommen ſind, ſo iſt doch der gegenwärtige Schmerz größer. Ich habe überhaupt das in mir, daß Betrübniß unendlich mehr mich rührt, als Vergnügen. Iſt es Bau meines Körpers? oder meiner Seele? Oder iſt es der Eindruck der immerwährenden Traurigkeit meiner ſeligen Mutter, gegen welche ich immer empfindlich war? Wenn es das letzte iſt, ſo habe ich keine Urſache, es mich gereuen zu laſſen, weil ſie, deren Fußſtapfen zu folgen für mich gewiß das größte Glück ſeyn würde, immer mir ſagte: Dein Mitleiden gefällt mir. Es wird dir einſt Ruhe in deine Seele bringen,

daß

ß du die Thränen deiner Mutter liebteſt,
d ſie trockneteſt.

Da ich meinen Vater ſo bald nicht ſprechen
rde, mein Lieber, ſo habe ich an ihn ge-
rieben. Ich trage es Ihnen auf, ihm
n Brief zu geben, und es ihm zu ſagen,
e ſehr ich nach ſeinem Segen mich ſehne.

Und Sie, Sie ſelbſt, mein Lieber, brin-
n mir denn die Antwort von ihm. Iſts
ht ſo? Ja, das kann ich gewiß hoffen,
e werden nicht länger ſäumen, Ihren Va-
zu ſehen, und Ihre Henriette zu ermun-
n. So hat ſie noch nicht nach Ihnen ge-
zet, ſo noch nicht Ihren Anblick gewünſcht.
der ſchönſten, der ſüßeſten Hoffnung bleibt
ewig

die Ihrige,

Henriette.

Vier und dreyßigſter Brief.

Henriette an ihren Vater.

D. 19. Oct. 1778.

Wenn ich in den Armen meiner verehrungs-
rdigen Mutter als Kind lallte, und ſie mir
n weinend vorſagte: Könnte dich doch
n Vater noch einmal ſehen! ſo fragte ich
halber Sprache — Wo iſt mein Vater?

Das iſt der erſte Eindruck, den der ſüße Name auf mich gemacht hatte. Nachher habe ich mehr davon geſprochen; ich habe es zur Trauer meines Herzens gehört, daß dieſer zärtliche Vater nicht mehr unter den Lebenden ſey; und ſo oft meine Mutter mir das ſagte, fühlte ich ein Widerſtreben wider den Gedanken in mir, weil ich es zu ſehnlich wünſchte, ihn zu kennen.

Ich verband mit der Idee, die ich damals hatte, das, was ich jezt fühle; ſo viel iſt mir erinnerlich, daß meine Einbildungskraft nicht ganz fehl gieng, wenn ſie mir es oft ſo ſüß vorſtellte, einen Vater zu kennen. Wenn dann meine Mutter mir ſagte, nach dieſem Leben würde ich ihn kennen, ſo wünſchte ich auch wohl, daß dieſes Leben bald vorbey ſeyn möchte.

Wie konnte ich auch wohl einen andern Wunſch haben, da ich täglich von Ihnen, theurer Vater, ſprechen hörte, da meine Mutter nicht müde wurde, Ihre Liebe und Ihr vortreffliches Herz zu rühmen?

Stellen Sie ſich alſo meine Freude, mein inneres Gefühl vor, als ich die Nachricht erhielt, der lebe noch, den ich ſo oft beweint! Es war nicht, als wenn mir etwas Verlornes wiedergebracht wäre, worüber ich eine herzliche Freude gehabt hätte. Es war mir, als ob ich auf eine groſe Höhe geſtellt würde, von welcher ich eine vortreffliche Plaine überſähe, die alles Reizende in ſich faſte, was von jeder Eindruck in meine Seele gemacht hatte. Ein Feld von ſchönen Tagen in den Armen des liebreichen Vaters muſte gewiß der köſtlichſte Anblick für mich ſeyn. Meine Mutter hatte gewiß ſo ſchön es mir geſchildert, als kein Maler mit den lebhafteſten Farben es gekonnt hätte. So ſtand ich auf dieſer Höhe, und ſahe ſie ſo ſchön, ſo hell, die reizende Ausſicht; aber ich ſahe doch traurig hinunter, daß der Weg noch ſo lange währen ſollte, den ich zu gehen hatte, bis ich ſie erreichte.

Können Sie es glauben, mein Vater, daß ich eine Urſache haben kann, die mich abhält, in Ihre Arme zu eilen? Nach dem, was Ihre Tochter Ihnen von der Entzückung ihrer Seele über den geſchenkten theuren Schatz geſagt, müſſen Sie ſie für eine Heuchlerinn halten, daß ſie das, was ihr das Liebſte ſeyn ſollte, nämlich zu Ihnen zu fliegen, aufſchieben, daß ſie es ertragen kann, nicht gleich Ihre Hände zu küſſen.

Aber hören Sie, daß ein ſterbender zweyter Vater, daß eine zweyte Mutter, die mit der Verzweiflung ringt, ſie halten — daß beyde ſehnſuchtsvoll ihre Arme ausſtrecken, und ihr zurufen: — Bleiben Sie, oder wir vergehen beyde im Schmerz.

Wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe liebreiche Mutter alles angewandt hat, mich zu binden, daß ich die Zeit, die ihr die trübſte ihres Lebens zu werden drohte, ihr Troſt ſeyn ſollte; wenn ich Ihnen ſage, daß die eignen Kinder beyder mir ſo Theuren von ihnen entfernt ſind, daß ſie mich an ihrer Statt als eine Vergeltung anſehen, daß ſie ſo ganz mir zugethan ſind, und von meiner Liebe alles erwarten: ſo werden Sie gewiß mir es vergeben. Sie werden die Urſache gerecht finden, Sie werden Ihrer Tochter nichts vorwerfen, als: Sie hat ein theilnehmendes Herz.

Und mit dieſem, mein theurer Vater, weiß ich, ſind Sie auch bekannt. So oft hat es mir meine Mutter geſagt, ſo oft hat ſie mir Ihre Menſchenliebe, Ihre liebe freundliche Miene, wenn Sie Wohlthat ausübten, beſchrieben.

Ab

Alſo dieſen Kampf laſſen Sie mich erſt
berwinden helfen. Es gebe zum Glück oder
m Unglück, zum Leben oder zum Tode mit
iner lieben Mutter, mit dem theuren Va-
r meines Henni, ſo will ich ſo viel Balſam
die Wunden der Gekränkten gieſſen, als ich
nn, will ſo viel Thränen mit ihr theilen,
ſie weint, oder ich will ihre Freude in
inen Buſen ſie ausſchütten laſſen, und will
it den Ewigen preiſen, der ihn auch mir
hickte.

Und meine Lydie, meine theure geliebte
chweſter, kann und wird mir es nicht ver-
beln, daß ich nicht ihrem frohen Hochzeit-
age beywohne, daß ich nicht mündlich meine
ünſche mit den Wünſchen aller vereinige.
afür thut es mein Herz, das ſchon ſo ſehr
r ſie ſchlug, ehe es wußte, es ſchlage für
ne Schweſter. So oft mein Bruder in vo-
gen Zeiten mir ſchrieb, ſo durchlief ich
hnell ſeine Briefe, ob ich auch den Namen
ydie darin fände; und fand ich ihn dann,
o las ich gewiß noch einmal ſo ſchnell, um
twas Gutes für ſie zu leſen, ordentlich, als
ob mein Leſen ihr hätte Nutzen ſchaffen kön-
nen, als ob es ihr Glück befördert hätte.

Hätte ich damals gewußt, ſie wäre meine Schweſter, ich hätte nicht zärtlicher gegen ſie ſeyn können, wenn ich ſchon einen unruhigern Antheil an ihrem Schickſale genommen hätte.

Wenn Wünſche Glück hervorbringen könnten, ſo ſollten die meinigen nicht aufhören. Ich würde ſie ſtündlich erneuern. Ich würde den Himmel oft bitten, Segen über die zu ſchütten, die ich liebe, die ich ſchätze. Aber ich weiß, daß dieſer Wunſch, einmal gethan, wenn er vom Himmel geſegnet wird, hinreichend wirkt; alſo thue ich ihn jezt mit dem reinſten, volleſten Herzen. Nichts kann, nichts ſoll mir näher ſeyn, als das Wohl derer, die ich Geſchwiſter nennen kann, und nach meinem Vater und nach meinem Geliebten ſollen ſie gewiß ewig die größte Zärtlichkeit meiner Seele beſitzen. Sie ſollen mir das ſeyn, was Engel den Menſchen ſind, Begleiter, die in meinem Herzen regieren, und es beherrſchen.

Von dem heutigen Tage an, mein theurer Vater, wird es das erſte in meinem Gebete ſeyn, daß ich bald mit Ihnen vereiniget werde, daß ich bald Ihre Knie umfaſſen und Dank Ihnen ſagen könne, daß Sie mir eine ſo vollkommene Freude geſchenkt. Wie ſtolz werde ich Sie Vater nennen, und jedem, der mir begegnet, es ſagen, wie glücklich ich bin, einen Vater zu haben, den ich verloren glaubte!

Segnen Sie Ihre abweſende Tochter auch mit, wenn Sie ihren Bruder und ihre Schweſter ſegnen, und entziehen Sie ihr nichts von Ihrer Liebe. Glauben Sie es gewiß, daß ſo ſehnlich wie die andern, ſo zärtlich, wie es nur immer ſeyn kann, Sie liebt, hochachtungsvoll Sie verehrt

Ihre
gehorſame **Tochter**,
Henriette Dubly.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Dubly an Raff.

Den 25. Oct. 1778.

Auf immer iſt meine Schweſter Lydie nun in den Armen Lovells. Er hat die Belohnung für ſeine Leiden nun in ihrem Beſitz.

Alles, was er dachte, war Lydie, und alles, was er hinführo denken wird, wird Lydie ſeyn. Ich habe keinen ſolchen Grad der Liebe gekannt, keinen geſehen. Es iſt, als ob ihr Blick ſein Herz wäre, ſo nothwendig ſcheint er ihm zu ſeyn, weil er ihn keinen Augenblick verläßt.

Ich bin bey der Sache nicht überflüſſig geweſen. Ich habe meinen Lebell, und Frank hat Lydien zum Altar geführt.

Heute morgen war Lebell allein auf meinem Zimmer bey mir. Ich mußte ihm verſprechen, in allem, was er mir jezt ſagen wollte, ihn mit keinem Worte zu ſtören.

Ich muß, ſagte er, für den gänzlichen Beſitz des Guts, das mir einzig werth war, dem danken, der mir es gab. Sie fanden mich, Dubly, in einer Lage, die man völlige Verzweiflung nennen konnte. Jeder gieng vor mir vorüber: denn alles waren Glückliche, die dem Unglück aus dem Wege giengen, um von ihm keine Bitterkeit in ihre Freude zu miſchen. Sie, beſſer Dubly, waren ſelbſt unglücklich. Sie fühlten für mich. Sie waren zu ſehr davon überzeugt, daß ich mehr litte als Sie, und das machte, daß Sie alle Ihre Aufmerkſamkeit auf mich wandten. Ihnen allein dank ich mein Leben, denn das wäre gewiß nicht mehr mein. Ohne dies Leben hätte Lydiens Vater, hätte dieſes vortreffliche Mädchen ihre Tage traurig zugebracht.

bracht. Der erſte hätte ſich überzeugt geſehen, daß ich es nicht war, der ihm die Tochter raubte. Er würde ſeine Uebereilung, ſeine Hitze ewig bereuen. Die letzte wäre ohne mich keine Stunde vergnügt geweſen, und mein Verluſt hätte ihr Ruhe und Leben gekoſtet. Ohne Ihre wohlthätige Hand wäre auch Montroſens Leben dahin geweſen.

Alles das iſt Ihr Werk; alles die Folge einer mitleidigen Aufwallung gegen einen Unglücklichen. Sehen Sie nun einmal zurück auf den Weg, den ich eben vorwärts gegangen, und ſagen Sie mir dann, ob die Blumen, die darauf blühen, nicht ſchön ſind? ob ſie nicht einen duftenden Balſam in Ihr Herz bringen, deſſen Wohlgeruch Ihnen Seligkeit iſt? Thun Sie noch mehr. Sehen Sie vor ſich. Bleiben Sie etwas bey dem heutigen Tage ſtehen. Seine hohe Wonne kömmt von Ihnen. Sie müſſen heute als der erſte unter uns glänzen. Sie werden Ihren Freund zu dem Heiligthume führen, wo er mit Segen vom Ewigen ſeinen Schatz als eigen erhält; und, könnte ichs doch auf meine Stirn ſchreiben, daß es jeder läſe: Sie ſind es, der mir ihn gab.

Alle die folgenden Jahre, alles, Dubly, was noch je von Glück für mich und meine Lydie bevorſteht, aller Segen, der aus dieſer Ehe entſpringt, kömmt von Ihnen her. Ihr Werk iſts, daß ein Vater, dem Grabe nahe, mit froher Heiterkeit ihm entgegen ſieht, weil er die Seinigen glücklich hinterläßt. Durch dieſe Handlung ſind Sie ſelbſt und Ihre Schweſter Henriette glücklicher geworden.

Hier muß ich ſein Geſpräch unterbrechen, Raff, um Dir es zu ſagen, was ich ſelbſt davon denke. Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß ſo viel das Werk eines Augenblicks ſeyn könnte. Alſo in einer mürriſchen Laune vorübergegangen, wäre das alles nicht geweſen, und dann einmal, wenn ich in einem andern Leben den Flor zurückgeſchlagen, wäre dieſes durch mich verlorne Bild als ein ſolches mir ewiger Vorwurf geweſen. Gott! wie viele Urſache hat dann der Menſch, mit jeder ſeiner Handlungen ſo umzugehen, ſo vorſichtig ſie zu durchdenken, als ob mit jedem das Glück oder Unglück eines kommenden Menſchengeſchlechts verbunden wäre.

Und wie wohl müßte nun dem ſeyn, der nach vielen wohlthätigen Handlungen, wenn er nun ſein Haupt ſanft zur Ruhe gelegt, in jenem Leben die reiche Ausſicht in die Zukunft mit allen Folgen ſeiner edlen Gutthätigkeit ſo vor ſich erblickte! Ich ſtelle mir es ſo reizend vor, als wenn ein Landesvater ſein weites Gebiet durchreiſet, und mit jedem Schritte ſich ihm der Dank für tauſendfache Wohlthaten entgegen wirft; und doch iſt das gegen ein ſolches Bild der Unendlichkeit noch nichts.

Aber wie zittre ich auch zurück, wenn ich an das Gegentheil dieſes ſüßen Bildes, an das Schreckliche denke, das ſich dem öffnet, der ſo ungerührt vor allen Elenden vorübergehet, wie ſo tauſend dadurch elend geworden, daß er manchem nicht half, ihre Klagen ihm in die Ohren gellen! Lieber Raff, wie iſt mir da zu Muthe, wenn ich an mein Betragen gegen Frank denke! Alles, was mir Kebell ſo gut, ſo ſchön ſchilderte, wäre dann in der vortrefflichen Familie elend geweſen. Ich hätte mich um meine Louiſe, ſie ſelbſt und ihre liebenswürdige Aeltern um alle Freuden gebracht. O Raff, daß ſo etwas einem ſich nicht gleich mit allen Folgen darſtellet, daß man davor zurückfahre, und ſein Herz nicht mit einem ſo ſchweren Druck belaſte! Kebell redete noch weiter:

Nun habe ich eine Bitte, eine einzige, Dubly, und die iſt, daß du niemals dich von mir trenneſt, daß, wo mein Aufenthalt iſt, auch der deinige ſey. Ich weiß wohl, daß, ſo lange dein Vater lebt, das ſo ſeyn wird; aber auch nachher! Ich kann ohne die Reize der Freundſchaft nicht leben, und Montroſe gönnt ſie mir nicht mehr ganz. Er wird mich bald verlaſſen, denn ſeine Schwermuth reibt ihn auf. Will Ihre Louiſe nicht, Dubly, ſo ſind Sie frey.

Ich habe ihm dieſes mit aller Wärme meines Herzens verſprochen. Ich habe ihm ſelbſt es ſo geſagt, wie ich es dachte, daß ich niemals einen Menſchen geſehen, der das Gefühl für die Freundſchaft in einem ſo hohen Grade habe.

Er umarmte mich dankbar für meine Bereitwilligkeit.

Ich war ganz von der ſüßen Vorſtellung bezaubert, die er mir von ſeinem und der Seinigen Glück durch mich gemacht hatte.

Wir giengen mit einander zu ſeiner Lydie, die ſchon von ihrem zärtlichen Vater als der ſeligſte Gegenſtand ſeiner väterlichen Freude betrachtet wurde.

Ich habe meiner blühenden Lydie, ſagte er, ſchon zum Morgen ihres froheſten Tages Glück gewünſchet. Ich ſehe ſo viel Freude für ſie, die ich ihr erkläret, wovon ich ihr einen Begriff zu machen geſucht habe; und als ich fertig war, ſagte das ſchlaue Mädchen:

Ach mein Vater, alles, was Sie da ſagen, iſt nicht der zehnte Theil des Gefühls, wenn ich einen Augenblick an meinen Lebell denke. Ich glaube es wohl, liebes Mädchen, daß dein alter Vater das Leben nicht in ſeinem gedrückten Herzen haben kann, das deine erſt keimende Liebe hat.

Lebell küßte ihr Röthe auf die Wangen, die den Purpur übertrafen, und ich dachte mir Louiſen dabey, und daß der Tag meines Entzückens doch auch bald erſcheinen möchte.

Als ſie alle verſammelt waren, ſagte Lebell noch vor der Trauung zu mir:

Lieber Dubly, dieſen feyerlichen Tag habe ich mir noch vor vier Wochen nicht gedacht; und meine Seele iſt mit einer ſo reinen Dankbarkeit auch noch nie ſo erfüllt geweſen, als ſie es jezt iſt.

Montroſe war heiterer, als wir es glaubten. Er trat mit einem frohen Geſichte herein,

ein, als wir ſchon alle verſammelt waren, und Lebell empfieng ihn mit einem brüderlichen Kuſſe.

Er gieng hernach zu Lydien. Der heutige Tag iſt wahrer Taumel für mich, ſagte er; ich will meine trübe Seele zwingen, noch einmal froh zu ſeyn, um den Tag nicht zu entweihen, der zwey ſo ſchöne Herzen verbindet. Wenigſtens kann ich heute das Grab meiner Freude feyern, wenn mir keine für die Zukunft bevorſteht.

Sie wird auch kommen, antwortete ihm Lydie. Trauen Sie, Montroſe, allem, was Ihnen ein aufrichtiges Mädchen ſagt. Bleiben Sie nur länger bey uns, ſo werden Sie wieder der vorige werden.

Das werde wahr! ſagte er; und dies war auch das erſtemal, daß er dieſen Wunſch von ſich hören ließ. Das Wort aus Ihrem Munde verdoppelt meine Heiterkeit, ſagte ihm Lydie. Montroſe! der Menſch hat ſo vieles, das ihm klein iſt, und womit er doch ſeinen Nebenmenſchen unendlich glücklich machen kann.

Das iſt wahr, Raff, und die tägliche Erfahrung lehrt es mich — Und wie glücklich müßte und könnte das ganze menſchliche Geſchlecht ſeyn, wenn jedes Mitglied dieſer groſſen Geſellſchaft ſo dächte, die doch eigentlich dazu erſchaffen ſind, ſich unter einander zu unterſtützen und zu dienen. Goldne Zeit! die man ſich denken kann, wenn jedes Menſchenherz ſo offen wäre, keinen der Gründe für dieſen oder jenen Wunſch zu unterdrücken! und kämen dann zwey auf ein Ziel, ſo würde der minder Bedürftige dem andern bald die Bahn räumen.

Lydie und Lebell kamen an den Altar, wo das unauflösliche Band geknüpft wurde, und mit einer Standhaftigkeit, die die heiligſte Ehrfurcht verrieth, hielten beyde die ganze Ceremonie hindurch ihre Thränen zurück. Aber da es vorbey war, konnten ſie es nicht; und war es ihnen wohl zu verdenken, daß ſie über das nicht erwartete Glück gerührt wurden? Sie waren nun ſo verbunden, wie ſie es ſchon vor der fatalen Trennung zu ſeyn wünſchten. Sie ſahen ſich ſo gekettet, daß ſie nie ſich mehr trennen konnten — alles, was ſie wollten, war das.

Mein Vater nahte ſich ihnen zuerſt. So komm, meine Tochter, meine Lydie, ſagte er, komm in meine Arme. Ganz glücklich reiche ich meine Hände dir entgegen, die nun nicht ungeſtützt mehr zittern werden. Du wirſt ſie mir halten, wenn ich vor Alter es nicht mehr kann. Gott hat mir ſo ſchnell geholfen, er, dem ich ſchon entgegen murrete, daß er dich mir nahm. Hier, Lebell, von dem Himmel haben Sie nun dieſes Pfand empfangen, nehmen Sie es nun auch von mir; mit dem Herzen, womit ichs Ihnen gönne, gönnen es Ihnen alle Engel und alle Heilige, die ſich der Unſchuld dieſes Bandes, und der Freude, die es hervorbringt, freuen.

Mein Mund ſoll Euch nicht mehr ſegnen, liebes Paar. Mein Herz thut es, ſo oft ich Euch ſehe. Seyd in Gottes Hand, und ſo lange die meinige noch da iſt, ſoll ſie mit Euch ſeyn; ich werde mich auf Euch verlaſſen, die Ihr, ehe ich die Fülle der Freude bekam, meine einzigen, meine Lieben waret. Nun theile ich meine Liebe — aber darum ſoll ſie nicht ſchwächer ſeyn. Als ob der Segen Gottes nicht reich über jeden Menſchen wäre, wenn er auch Tauſenden zu Theil wird; ſo muß auch der Segen des Vaters über ſeine Kinder ſeyn. Wachſen muß ihr Glück, ſein Gedeihen iſt gewiß. Gott ſey mit Euch, und ich ſo lange, als er es will!

Alles weinte, als der zärtliche Vater ſo ſprach. Lydie fiel ihm um den Hals, und küßte die Freudenthränen von ſeinen Wangen.

Alle kamen nun. Allen war das Herz von wahren Wünſchen ſo voll, daß die Neuvermählten damit überſchüttet wurden.

Montroſe machte es am beſten. Er trat zu ihnen, und nahm ihre beyde Hände, legte ſie zuſammen, und ſagte mit innerer Wehmuth:

Ich wollte Euch trennen, Ihr Lieben, Ihr Theuren, die Ihr von Gott ſelbſt zur Vereinigung geſchaffen waret. Ich war der Wurm, der dieſe ſchöne doppelte Blume zu zerſtören im Sinn hatte. Nach meinem Willen, Ihr beyden Lieben, wäret Ihr nun ganz unglücklich. Dieſe Stunde, und die Freude derſelben wäre Euren Augen verborgen. Es iſt gut, daß die Böſen von der Hand des Himmels zurückgehalten, und ihre Anſchläge vernichtet werden, ſonſt könnte kein Guter mehr in der Welt glücklich ſeyn. Tauſende kann ein Böſewicht opfern. Aber ſo wie mein hingeriſſnes Herz Euch trennen wollte, ſo legt jezt das reuvolle, das wahre Freundſchaft hat, Eure Hände zuſammen, und wünſcht Euch aus ſeinem Innerſten Segen und Heil. Montroſe wird Euch nicht mehr beunruhigen. Heilig könnt Ihr darauf bauen. Er wird ſelbſt ſeine Freude an Eurem Glück ſehen.

Das war ſchön, Raff, und alles lobte Montroſen. Lebell umarmte ihn auf das zärtlichſte. Ich habe nicht allein heute einen Engel zur Frau gekriegt; ich habe auch einen Freund wieder zurückbekommen, den ich verloren hatte, einen Schatz, der mir immer werth war.

Obgleich allen, die zugegen waren, das Glück Lydiens nahe war, ſo war doch auf einigen Geſichtern eine Furcht des Kummers zu ſehen, und die innere Freude gieng in Ausdrücke der Zärtlichkeit über. Das waren Frank und Louiſe. Wenn man die Geſundheit eines Vaters nicht außer Gefahr weiß, kann man wohl da ganz froh ſeyn? Und aus dem Grunde nahmen auch alle etwas Theil daran, und es war nicht das rauſchende Vergnügen, das ſonſt gewiß in dem Zirkel geherrſcht haben würde.

Daß Dubly mit ſeiner Louiſe fühlte, wirſt Du ihm glauben, ohne daß es mehr betheuert wird. Kann ich wohl jetzt einen andern Gedanken haben, als der mit den ihrigen harmonirte?

Lydie kam nach dem Eſſen zu mir.

Du ſiehſt zu traurig da, mein lieber Bruder, viel zu traurig für den heutigen Tag. Ich weiß, daß du mit Louiſen leideſt; aber vertiefen mußt du dich nicht darin, mußt ein wenig auch an deine Schweſter, an deine geachtete Lydie denken.

Sie ſahe dabey ſo herrlich aus, daß ich mein ganzes Glück fühlte, ſo eine Schweſter zu haben; und ich ſagte mit einer innern Ueberzeugung davon:

Ich weiß, daß wir unrecht daran thun, daß wir heute nicht froh ſind; allein du wirſt es vergeben, meine Liebe.

Vergeben? nein, Bruder, das nicht; du glaubſt es nicht, wie froh ich darüber bin, daß es nicht ſo ganz lärmend zugeht. Ich liebe das Sanfte; und beſonders an einem Tage, der mir einen ſo zärtlichen Eindruck hinterlaſſen muß, möchte ich gern das Gefühl nicht über den Grad der Zärtlichkeit geſpannt haben. Das ſchmachtende Wehklagen iſt mir ſo angenehm, daß jeder über meine Verbindung und über mein Glück zeigt, und ich ſehe den heutigen als den Vorboten mehrerer ſolcher Tage an, die dich und meine dir noch unbekannte, aber ſchon ſo ſehr theure Henriette treffen werden.

Hier konnte ich mich nicht halten, in das reinſte Lob auf Henrietten auszubrechen. Die Gelegenheit war zu ſchön, um ſie zu verſäumen. Lycie küßte mich für meine warme, ſchöne Beſchreibung.

Wir wurden doch gegen Abend noch munterer. Der Becher der Fröhlichkeit verjagte die Grillen etwas, und wir brachten das Ende des Tages mit Heiterkeit zu. Mein guter Vater nahm den lebhafteſten Theil daran, und ſagte: Er könne nun wohl ein Glas mehr trinken, weil wir jeder ihm einen Theil ſeiner Sorgen abgenommen hätten.

Henriettens Geſundheit wurde mit lautem Jubel getrunken, und auch Raff wurde dabey nicht vergeſſen. Als es an den alten Frank kam, ſeufzete Louiſe: Möchte er doch die Wirkung davon fühlen! und alle ſagten: Amen! und der gütigſte aller Väter ſetzte hinzu: und mein Auge müſſe ihn noch ſehen, wir werden im Alter noch zärtliche Freunde werden.

Darauf ſahe ihn Louiſe heiter an. Eben hatte ſich eine Thräne aus ihrem Auge geſchlichen, war aber durch die ſüße Erinnerung meines Vaters in ihrem Laufe gehemmt, und blieb als ein Spiegel ihrer Seele ſtehen,

da

a ſie das Auge auf meinen Vater wandte.
ell leuchtete ihr Herz darin.

Als ſich die Nacht nahete, nahm Lebell
ine Lydie, und führte ſie im Triumph da-
on. Schmachtend ſahe ich ihnen nach, und
achte: Wer doch auch ſchon ſo glücklich wäre!

Ich legte mich nach dem frohen Tage ru-
ig nieder.

Heute morgen waren wir alle verſammlet,
he Lebell mit Lydien erſchien. Ruhe, ſelige
uhe war in ihren Augen. Sie lief ihrem
ater in die Arme.

Glückliches Weib! ſagte er, mögeſt du es
och ewig ſeyn, wie heute! So froh war
ch, da deine Mutter mir ihre Hand gab, und
ie kam mir mit ſo heitrer Miene in die Arme,
als du jezt thuſt. O Lydie, was haſt du
ür einen glücklichen Vater!

Sie ſahe herrlich aus, Raff. Eine Pur-
urröthe färbte die vollen Wangen. Glanz
der Seligkeit war in den Augen — Sie ſtand
da, wie die erſte aus der Hand des Meiſters.
Lebell war ganz Leben.

Ach Dudly, wenn du erſt ſo glücklich ſeyn
wirſt, als dein Freund es iſt, ſagte er, du
wirſt gewiß nicht ſagen, daß ſeine Entzückung

zu groß war. So ſchön kann man nur fühlen, nicht beſchreiben. Wenn die Morgenröthe zum erſtenmal ihren lebhaften Eindruck auf einen Menſchen macht, der noch nie die Sonne aufgehen ſah, ſo könnte ich das Entzücken meines heutigen Morgens — des ſeligen Erwachens beſchreiben, als ich das Weib meines Herzens in meinen Armen liegen ſahe.

Wo lebt der Mann, Kaff, der dann nicht ſelig ſeyn würde, und deſſen Gefühl nicht zum Ueberſpannen geſtimmt ſeyn ſollte?

Eben iſt die Poſt gekommen; ſie hat Frank und Louiſen die unglückliche Nachricht gebracht, daß ihr Vater wieder ſchlimmer iſt, und alles iſt nun reiſefertig. Alſo erwarten Sie nun zum zweytenmal Ihren Dubly. Das erſtemal wurde er glücklich daran verhindert, Sie zu ſehen.

Daß alles über dieſe Nachricht beſtürzt iſt, wird Ihnen einleuchtend ſeyn. Alle grämen ſich mit Louiſen und Frank. Alle wimmern. Es wird ein ſchwerer Abſchied werden. Ich werde mit Frank und Louiſen allein reiſen; denn wir dürfen den Vater nicht ganz allein laſſen. Weinert bleibt. Er hat ſich ſo ſehr in den

alten

lten Dalfour verliebt, daß er ſagt, er wolle
ine Lebenszeit bey ihm zubringen.

Ehe ich ſchließe, will ich von ihm noch
ns beybringen.

Als die Geſchichte meiner Mutter vorgele-
n wurde, und die Rede von ſeinem Onkel
ar, wurde er äuſſerſt aufmerkſam. Er ſag-
aber nichts dazwiſchen, ſondern hörte al-
e rein aus, und ſtörte uns nicht einmal mit
ner Miene.

Als es aber zu Ende war, und jeder das
einige dazu geſagt hatte, ſo fing er an:

Ich muß hier auch öffentlich ein Bekennt-
ß ablegen, daß ich meinem Onkel zu viel
than. Er iſt nicht der Mann geweſen, wie
h ihn geglaubt habe, wie er mir von vielen
ſchrieben iſt. Hätte ich ihn eher von der
eite gekannt, von der ich ihn jezt habe ken-
n lernen, ich würde nicht geſäumt haben,
ihm zu eilen. Vergieb mir alſo, Theurer,
einen Irrthum. Nun habe ich ihn belei-
gt, nicht er mich.

Adieu, beſter Nack! Nun wirds nicht lan-
mehr währen, ſo wird Sie umarmen

Ihr

unzertrennlicher Freund,
Dubly.

Sechs und dreyſſigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

D. 19 Oct. 1778.

Drey Tage, meine Theure, waren mir glücklich verſtrichen, und ſchon wollte ich die Feder nehmen, um Ihnen von meinen ſchönen Erwartungen Nachricht zu geben.

Ich lag dieſen Morgen noch in einem ſüſſen Schlummer, von keinen Träumen für die Zukunft geſtört, als Lotchen mich aufweckte. Sie wollte ihre Thränen verbergen, aber die Arme, die nie etwas nicht fühlen kann, was mich angeht, konnte es nicht.

Was iſt? was fehlt meinem Manne? rief ich gleich —

Er iſt nicht gar zu wohl, antwortete ſie mir. Er läßt Sie bitten. Wie ſchnell, meine Theure, flog ich aus meinem Bette, und warf einen Mantel um, deſto ſchneller zu ihm zu eilen — Ich kam. Ich fand ihn — Gott! wie glühete ſein Geſicht! ſeine Hände brannten, ſein Herz flog in ſeiner Bruſt.

Matt vor Schrecken warf ich mich vor ſeinem Bette nieder, und bedeckte ſeine Hand mit meinem eben ſo glühenden Geſichte. Ewiger, guter Gott, rief ich, laß ihn mir, laß

mir

ir den Lieben, den du mir kaum gabſt; laß n mir, daß ich ihm ſeine Liebe noch vergel- n kann!

Er drückte meine Hand, ſo viel ſeine Kräf- e es zulaſſen. Sey ruhig, Friderike, ſagte r, ſey ruhig, einzige, um deren willen ich ern noch blicke, da das Schickſal mich ruft. Sey ruhig, und ſieh es nur als eine kleine Reiſe an, wenn ich von dir getrennt werde.

Als eine Reiſe ſoll ich es anſehen? Ja, wenn nicht jede Stunde ohne ihn mir ein Jahr wäre! wenn ich nicht die Secunden als Tage zählen würde, und doch wären es nur Schritte, die ich zu ihm thun kann! Und eine Reiſe? Da, meine Liebe, hienge es von meiner Willkühr ab, ob ich ihm nach wollte — da würde mein Herz ruhiger ſeyn können; aber hier, wer will mir ſagen, wenn ich gehe, wenn ich Hoffnung habe, ihn wiederzuſehen? Wer bahnt mir ſchnell den Weg? Kann ich es? Und wenn ich es könnte, ſo iſt es mir zu gefährlich, meiner eignen Leitung zu folgen. Ich könnte ihn gar verfehlen, könnte mich in unendliche Trennung von ihm verirren.

Ich küßte ihn — Gott! welch ein Feuer brannte mir entgegen! Schonen Sie ſich, meine Liebe, ſagte ſein Bruder — Ja, thue das, Friderike, ſagte er, es könnte eine anſteckende Krankheit — Und mit dir krank zu ſeyn, antwortete ich, das wäre ja wohl Wonne —

Nicht ſo — ſagte Henriette; und um unſertwillen müſſen Sie ſich ſchonen.

Schonen! liebe Freundinn, hab' ich das wohl Urſache? O das Geſetz war ſchön, das die Weiber verurtheilte, mit ihren Männern zu ſterben; da konnte die Liebe einer Frau an den Tag kommen. Ich könnte wohl meinen Kindern nichts helfen, und wie gern wünſchte ich mit ihm zugleich überzugehen, und dann meiner verklärten Freundinn zu ſagen: Hier iſt er, nun können wir ihn beyde beſitzen, ohne einander zu beneiden. Aber was ich auf der Erde noch thun ſoll, wenn er weg iſt, das weiß ich nicht.

Ich kann nicht lange von ihm ſeyn. Wenn er ruhet, wenn er nicht meiner Hülfe nöthig hat, ſo will ich zuweilen herſchleichen, und Ihnen meinen innern Jammer klagen.

Er ſchläft ſanft. Laß es doch einen Schlaf zur Beſſerung ſeyn, ewige Vorſicht!

die du unmöglich es wollen kannſt, daß ich ſo in Trauer und Jammer vergehen ſoll.

Ich habe dieſe vier Stunden bey ihm zugebracht. Ich habe zwar nicht viel geſprochen, deſto mehr aber hat meine Seele gearbeitet. Jeden ſchweren Athemzug, den er that, habe ich aufgefangen; denn jeder war ein Stich an mein Herz. Wenn ich meine Hand auf ſeine Bruſt legte, und das Herz ſchlug einmal hoch auf, ſo dachte ich, es wäre das leztemal, und glaubte ihn in dem Augenblicke verlieren. Und dann ſtand das meinige ſtill. Ich mußte mich hinſetzen, um mich zu erholen. Dann kam Henriette, das liebe Mädchen, und wiſchte mir den Angſtſchweiß vom Geſichte, und ich ſchloß ihre Hände zitternd in die meinigen.

Es iſt mir in der langen Zeit ſchrecklich geweſen, ihn zu entbehren; aber es iſt mir ungleich ſchrecklicher, ihn jezt nach dem Beſitz wieder zu verlieren.

Eben war Henriette mit ſeinem Bruder da. Sie drungen drauf, ich ſollte mich niederlegen, ſollte nicht bey ihm wachen — und ich fragte ſie, ob ſie mich tödten wollten? Sie haben alle Ueberredungsmittel ange-

wandt,

wandte, mich dazu zu bewegen, daß ich ihnen folgen ſollte — aber vergebens. — Was ſollte ich wohl im Bette thun? Schlafen, indeß daß er vielleicht den letzten Seufzer aushaucht? und mir den Troſt nehmen, ſeinen Geiſt mit meinen Klagen zu begleiten, damit er ſehe, wie ungern ich mich von ihm trenne?

Nein, meine Freundinn, ſoll es ſeyn, und muß es ſeyn, ſo will ich wenigſtens auch den letzten Seufzer auffangen, der ihm das Leben nimmt. In dem Fluge ſeiner Seele will ich ihm mit meinem liebſten Gedanken, mit dem Gedanken an ihn, folgen; und iſt es möglich, daß er noch fühlen kann, ſo ſoll er meinen Eindruck auch dann fühlen, wenn ſein Geiſt von ſeinem Körper getrennt iſt. Nacheilen ſoll ihm dann der meinige, bis er in ihre Arme eilt, und ich will meine Entzückung an der Freude beyder vermehren. Thränen, die ich über ihn weinen werde, kann mir nur der Gedanke lindern. Seliges Gefühl der Wonne nach dieſer Zeit, wenn es in die Seele kommt, ſtört alle irdiſche Zweifel, alle Macht derſelben. Die Vorempfindung iſt ſo ſüß davon, daß es alles Gegenwärtige überwiegt; wie kann es noch Menſchen geben, die an der Vortrefflichkeit deſſelben einen Anſtoß finden!

Es

D. 20. Oct. 1772.

Es iſt zwölf Uhr in der Nacht. Er ſchläft
der. O Gott! wie haben mich ſeine Lei-
n unausſprechlich gerührt! Ich verliere ihn
wiß. Es ſchwebt mir vor meiner Seele,
e ob mir es ein wahrſagender Geiſt zuflü-
rte; und wenn ich ihn verliere, Freundinn,
bin ich die Unglücklichſte, welche lebt. Er
önet ſo ängſtlich. Er hat die heftigſten
chmerzen in der Wunde. Er duldet alles ſo
laſſen, als ob er es verdient hätte.

Ich bin ſehr grauſam gegen ihn geweſen,
nn ich in die Jahre meiner Einſamkeit zu-
ckdenke. Wie oft habe ich ihm, beſonders
den erſten Jahren, wohl viele Leiden, einen
ht ſchweren Tod gewünſcht! Solche Wün-
efodert die Gerechtigkeit Gottes auf. Dann
e Strafe ſtellt ſie dar, die ihn thaten, ins An-
ſicht ſolcher grauſen Schauſpiele. Nun
be auch ich da, mit aller Angſt umringt,
ß dies die Erfüllung meiner Wünſche iſt,
ß ich Mörderinn an ihm bin.

Er ſchonet mich auf eine beſonders gütige
t; wenn von ſeinen Kindern geſprochen
e, ſo hält er an ſich. Man ſieht es ihm
, daß er gern wimmern möchte, daß er
nicht ſegnen kann. Und weil er weiß, daß

ich es bin, die ſie von ihm entfernt, ſo ſagt er lieber nichts. So hart, meine Liebe, hätte ich für dieſen Fehler meiner Uebereilung nicht geſtraft zu werden verdient. Die Schläge kommen zu ſchnell. Sie werden mich ganz niederdrücken.

Es iſt um acht Uhr. So lange habe ich bey ihm geſeſſen. Er hat dieſe Stunden gewacht, aber doch ohne viele Unruhe. Aber die zunehmende Mattigkeit ängſtigt mich. Sein Tod war mir dabey ſo gewiß vor Augen, und er ſprach ſelbſt mit ſo vieler Gewißheit davon, daß es weiter keine Ausſicht zu ſeinem Leben gäbe, daß ich nun in die bitterſten Thränen ausbrach. Ich ſtellte mir die ganze Folge mit allen ihrem Schrecklichen vor.

Ich dachte mich in die vorige Zeit zurück, und ich erinnerte mich, daß ich mich bey der Trauer meiner Seele ſo glücklich gegen meine jetzigen Leiden befunden; und der Vorſatz war auch gleich rege in mir, daß, wenn ich das Ende meiner Strafe (denn höher kann ich nicht geſtraft werden.) in ſeinem Tode ſehen ſollte, ſo wollte ich wieder in meine Einöde zurückkehren, und da im Taumel der vorigen Betrübniß meine übrigen Tage verweinen. Ich war darüber in einen langen Tiefſinn verfallen, und mein Mann bemerkte es. Er fragte gleich, was meine Seele beſchäftige?

Das ſchien mir ein willkommner Zufall. Mit offnem Herzen entdeckte ich ihm meinen Plan, und bat ihn mit aller Wärme, mich nicht darin zu ſtören: ihm allein hätte ich mein ganzes Leben hindurch gelebt; ihm allein wünſchte ich auch die übrige Zeit meiner Pilgrimſchaft zu weihen —

Und, ſetzte ich hinzu, lieber Mann, wenn du deine Liebe auf die erſte Stufe ſetzen willſt, ſo laß mir das ſchöne Bewußtſeyn, dich immer um mich zu haben. Laß mir die Freyheit, dich an dem Platze meiner Einöde begraben zu laſſen, wo einige, aber gewiß gute Menſchen ſchon liegen. Dann will ich täglich den Zoll dir opfern, der für deine theure Liebe gehört. Alle Morgen ſoll dein Grab friſche Blumen, benetzt von meinen Zähren, zur Decke haben.

Was willſt du thun, Friderike? antwortete er mir mit ſchwacher Stimme. Warum willſt du dich lebendig begraben? willſt nicht deinen Kindern ferner Mutter ſeyn? willſt nicht ihre Schritte leiten? Laß von dem traurigen Entſchluſſe ab, meine Liebe, und nimm dich ihrer an, die deiner noch bedürfen.

Ich werde deine Kinder nicht vergeſſen, antwortete ich ihm. Sie ſollen mir theure Pfänder deiner Zärtlichkeit ſeyn. Meine beſtändige Gegenwart aber würde ihnen weniger Zufriedenheit geben, als meine Entfernung. Du kennſt, lieber Mann, die Heftigkeit meines Temperaments. Haben meine Leiden mich nicht eine ſo lange Zeit des Kummers beſchattet? Hat dein erſter Verluſt mich nicht noch bis auf dieſe Stunde geſchmerzet? und habe ich wohl den Eindruck davon vergeſſen können?

Nun ſtelle dir vor, was der neue Verluſt thun wird! wie der mein Herz zerreiſſen, die verſtopfte Quelle meiner Thränen auf immer wieder öffnen wird! Werden da deine Kinder Freude an ihrer Mutter haben, wenn ſie mit ihren Thränen jeden Tag, der ihnen Vergnügen bringen ſollte, zum Trauertage macht? Ich will nicht wieder die Störerinn ihres Glücks ſeyn, wie ich es war.

Aber das verſpreche ich dir, ich will ſie oft ſehen — ich will an ihren Freuden, ſo viel ich kann, Theil nehmen — nur daß ich mich in meine Einſamkeit zurückziehen kann, um nicht andere mit meiner Trübheit zu quälen, um nicht auch die Trauer um dich verſtellen zu müſſen. Kann es dir unangenehm ſeyn, daß ich um dich weinen, um dich klagen will? Wirſt du unter dem Schutze deiner Friderike nicht ſicherer ſchlafen, und werden, wenn ich einſt an deiner Seite liege, nicht unſre Gebeine an einem ſo ſtillen Orte ruhiger liegen, als wo der Schritt jedes Frevlers ſie ſtört, wo der Gerechte mit dem Ungerechten ihren Staub zerſtreuet, und die Bosheit vielleicht noch ihre Aſche beleidigt?

So ſey es, antwortete er zu meinem innigen Troſt. Es ſey, Friderike, du ſollſt deinen Willen haben. Ich werde es meinem Bruder ſagen. Ich fühle ſelbſt einen Troſt darin, bey dir aufgehoben zu ſeyn. Ich fühle es, daß es mir Wohlthat ſeyn würde, dein Grab täglich ſehen zu können. Warum ſollte es dir alſo das meinige nicht ſeyn? Aber wenn ich dann bey dir bin, werde ich auch hoffen können, daß du deinen Schmerz mäßigeſt, deinen Kindern etwas davon opferſt?

Ich verſicherte ihm dies heilig, meine Liebe.

Das war unſer Geſpräch; und es hatte ſeinen Körper ſo angegriffen, daß er wieder einſchlieſ. Nun ſitze ich hier, und denke ihm nach — denke mit der Kraft meiner ganzen Seele, und will mir gern den Gedanken ſo ſchön wieder herdenken, als ich ihn bey der erſten Empfindung fand.

Aber es geht nicht. Ich ſehe wohl, damals hatte ſich vor das Fühlbare des Verluſts ein Flor gezogen, und das ſchwärmeriſche Künftige hatte die Nerven zu einem ſeligen Reize geſpannt. Jezt denke ich wieder an das, was ich verlieren ſoll. Ja, hätte ich ihn nicht mehr, hätte ich, meine Beſte, ſchon das Harte des Verluſts überwunden, ſo würde es mir vielleicht Beruhigung ſeyn: aber ſo ringe ich noch immer mit dem Gedanken, ihn ſelbſt beſitzen zu können, noch ihn zu retten; und dann kömmt es mir hart vor, daß ich das erſte nur denken konnte.

Mein Verluſt iſt gewiß, Beſte. Ich weiß es nun. Ich werde ihn nicht retten. Er iſt dahin für mich, und mit ihm iſt es alle meine Glückſeligkeit. Ich kann dem Manne zu viel trauen, der mir es ſagt, als daß ich länger ungewiß ſeyn ſollte. Leſen Sie hier den Brief von meinem Doctor; ſagen Sie ſelbſt mit mir: Er iſt dahin, er iſt verloren;

denn der Mann, der den Tod ſeiner Frau wußte, ſollte der nicht den ſeinigen auch wiſſen? Und was konnte mir auch ſonſt wohl bevorſtehen, das einen ſo tiefen Eindruck auf mich machen ſollte?

Brief des Doctors an Frideriken.

Liebe Freundinn!

Heute ergreife ich gewiß die Feder mißvergnügt, die ich ſonſt mit ſo viel Freude in die Hand nehme, wenn ich an Sie ſchreibe. Immer noch iſt meine Freundſchaft ſo warm, wie ſie vom erſten Augenblicke war; und wie traurend ſaß ich oft Stunden lang, wenn mein Wahn, der doch immer Wahrheit zum Grunde hat, mich es denken ließ, daß Sie nicht ganz nach Ihren Verdienſten glücklich wären!

Ihr Geſchick hat mich viel beſchäftigt. Der Antheil, den ich daran nehme, machte es, daß ich viel der wenigen Kenntniſſe, die ich als eine beſondre Gabe vom Himmel erhalten, auf Sie wendete. Ich habe bey Ihrer Abreiſe geſeufzt. Ich ſahe es, daß Ihr Glück nicht lange dauren, nicht vollkommen ſeyn, daß es nur ein herberes Andenken für künftige Leidensjahre ſeyn würde. Dies lehrte mich meine Wiſſenſchaft ſchon damals. Jezt, da ich täglich Ihr Schickſal erforſche, finde ich einen ſchwarzen Punkt in der Reihe Ihrer jetzigen Tage. Was es iſt, was er bedeutet, weiß ich nicht; aber er iſt nahe, er iſt hart.

Ich ſollte es Ihnen vielleicht nicht ſchreiben, ſo ruft die Welt, ſo ruft die thörichte Welt, die nur das Jetzige bedenkt, und das Kommende aus der Acht läßt. Aber ſo ſpricht nicht die wahre Freundſchaft, die aus einem reinen Herzen fließt. So ſpricht nicht derjenige, der bedachtſam in die Folgen ſchaut, und keine ſeiner Handlungen anders, als nach dem Maasſtabe ihrer Wirkungen beurtheilt. Iſt der weiſe, der die heutige Freude nicht gegen das morgende Leid hält?

Bereiten Sie ſich alſo dazu, und bereiten Sie ſich ſo dazu, daß es Ihnen nicht unerwartet kommt. Es muß einen tiefen Eindruck in Ihnen zurücklaſſen, was Ihnen bevorſteht. Das ſehe ich.

In ſolchen Fällen, meine liebe Freundinn, würde ich beſonders dahin ſehen, mein Herz zu überzeugen, daß keine wahre Glückſeligkeit mit dieſem Leben beſtehen kann. Ich will keiner Gemeinſprüche erwähnen; es ſind Leyern, bey deren Klange jeder lacht.

Aber gehen Sie durch Ihr voriges Leben mit Ihren Gedanken durch — Sehen Sie einmal, ob Sie eine Staude finden, die Ihnen froh vergangen wäre, ohne daß eine bittere darauf folgte; und ich weiß, es werden deren wenige ſeyn, wo nicht gleich mit dem Gefühl des Vergnügens die Trauer verbunden geweſen wäre. Oft liegt der Grund zur Freude in uns, und außer uns trifft eben dieſes Gefühl ein Gegenſtand, der uns ſchmerzhaft iſt. Und ſo umgekehrt.

Derjenige, der hiervon die vollkommene Ueberzeugung in ſich hat, ſieht daher auch alles, was ihm begegnen kann, als ein ſuperficielles Muß für dies Leben an. Er denkt ſich die Nothwendigkeit dabey, und er kann und muß ſich — als Philoſoph ſchon darin beruhigen.

Sie kennen mich, liebe Freundinn, Sie wiſſen, daß ich kein Verächter des Schmerzes, kein Feind der Thränen und des Trauerns bin. Was wäre der edelſte Theil der Schöpfung, wenn er gefühllos wäre? Was würden wir unter einander ſeyn, wenn uns nicht die Klage unſers Nebenmenſchen rührte?

Und

Und die Klage unſers Herzens? Sie iſt der Probirſtein der Rechtſchaffenheit.

Sie ſagten oft, meine Freundinn, in den Tagen unſers reizenden Umgangs: Ich ſehe durch den Flor meiner Leiden eine ſchöne Ausſicht auf jenſeits. Dieſe Ausſicht muß Ihnen immer bleiben, und Sie konnen ſich gewiß nicht ſo ſehr dem Taumel des Vergnügens unterworfen haben, daß ſie ſich ganz von Ihnen entfernt hätte! Sehen Sie in Ihrem Leiden, in dem, was Ihnen bevorſteht, dahin. Verbinden Sie ſelbſt Ihr Unglück damit, und Sie werden Ruhe finden.

Ich glaube, daß meine Freundſchaft, mein öffenherziges Bekenntniß deſſen, was ich weiß, Ihnen dienen ſoll. Ich ſage nicht mit andern: Unglück zu wiſſen kömmt immer früh genug — Nein, ich ſage das Gegentheil: Man kann ſich nicht zu früh, nicht zeitig genug mit ſeinem Unglück bekannt machen; und es iſt von jeher eine Eigenſchaft der Weiſen geweſen, daß ſie ſich das Härteſte gedacht, was ihnen begegnen konnte; und ſo waren ſie ſicher, daß nichts ſie überraſchen konnte, daß alles ihnen noch viel zu klein gegen das war, was ſie erwartet hatten.

Auch Sie, meine Freundinn, ſind ſchon mit dem Traurigen des Lebens bekannt genug. Sie ſind auch ſtandhaft in Ihren frühen Tagen geweſen — Seyn Sie es auch nun.

Ich werde mein Orakel, welches, glauben Sie mir, keine Spötteley und kein Aberglaube, welches die Unſchuld, Wahrheit und Reinigkeit begleitet, fleißig zu Rathe ziehen. Ich kann daraus etwas auf den Zuſtand Ihrer Seele ſchließen; und wie froh werde ich dann ſeyn, wenn ich Ruhe darin erblicke!

Sie werden nicht ſäumen, Ihrem Freunde ſeine Angſt für Sie zu lindern. Ihm ſagen Sie, was das Schickſal über Sie beſchloß, und dagegen wird er Ihnen ſagen, was Ihnen Troſt geben kann.

Ich glaube, Ihr Unglück iſt ſehr nahe, deswegen ſchicke ich dieſen Brief mit einem Boten. Möchte er zeitig genug kommen, um Sie vor einem unverhofften Schrecken zu bewahren! Möchte er Ihnen die Standhaftigkeit geben, die Ihnen gewiß nöthig iſt, und die Ihnen mit ganzer Seele wünſcht

Ihr

Freund.

D. 21. Oct. 1771.

Ja, Freundinn, dieſer Brief hat mich geſtärket. Ich will der Stimme des Freundes folgen. Es mag dann ſtürmen, das unerbittliche Schickſal. Mit Tod und Schrecken mag es auf mich zu ſtürmen; ich will ſehen, ob ich ihm Standhaftigkeit entgegenſetzen kann.

Ich komme eben von ihm. Die blaſſe Todesgeſtalt ſchien mir ſchon in ſeinem Geſichte zu ſchweben, obgleich Henriette und ſein Bruder nichts davon wiſſen wollten.

Er iſt für uns verloren, ſagte ich ihnen, und ſein Bruder ſahe mir ſcharf in die Augen. Es mußte ihn befremden, daß ich ſo ſprach, ich, die bisher nur ſeine Geneſung im Munde geführet, die an nichts anders gedacht hatte.

Henriette weinte bitterlich. Armer Frank, ſeufzete ſie — Ich fühlte einen Stich, der beynahe meine ganze Standhaftigkeit zerrüttete.

Ich faßte mich aber wieder. Hier iſt nichts für uns übrig, ſagte ich, als daß wir ihm ſeinen Tod ſo leicht, als möglich, machen. Seinen Tod, meine Freundinn, das konnte ich jezt ausſprechen, ohne daß ein Strom von Zähren, ohne daß eine Menge Seufzer ſich herauspreßten. So ſtark iſt die Gewalt eines feſten Vorſatzes. Nie hätte ich es geglaubt.

Ich gieng an ſein Bette. Lieber Mann, ſagte ich, du biſt ſehr ſchwach

Sehr, meine Liebe, antwortete er mir. Sey ruhig, ſey geduldig.

Ich bin es, ſagte ich, und halb drang das Wort wieder ins Herz, aus dem es mit halbem Widerwillen herausgedrängt wurde. Alſo keine Hoffnung, dich zu behalten?

„Keine, beſte Friderike! wenn du ſie noch hätteſt, du würdeſt mich ſehr betrüben.“

Auch keine mehr, erwiederte ich ihm; aber ich hatte ſie, ich hatte ſie ſo zuverſichtlich, ſo gewiß. Aber, lieber Mann, du mußt alles wiſſen, was mein Herz denkt. Einmal haſt du die traurige Beſchreibung meiner Leidensjahre geleſen. Haſt du darin die Prophezeyung von dem Tode meiner lieben Vorgängerinn bemerkt?

„Ja, Kind, das habe ich. Sie iſt mir ſehr auffallend geweſen.“

Der Nämliche hat heute an mich geſchrieben. Der würdige, ehrliche Freund will mir Standhaftigkeit gegen ein großes Unglück in meine Seele geben. O lieber Mann, was könnte dies wohl ſeyn, als dein Verluſt?

„Nichts ſonſt, liebe Friderike! Der Mann iſt gewiß auch mein Freund. Wie großmüthig erleichtert er mir die Laſt, die auf mir ruhet! Sie iſt nichts mehr, als dich ſtandhaft zu ſehen, dich, meine Friderike, nicht an dem Sterbebette weinen, nicht klagen, ſondern dein Geſicht heiter zu ſehen. Ich wünſchte, daß du mich gern hinüber ſchlummern ſäheſt, daß du mir die Augen zudrückteſt, und nichts ſagteſt, als: Bald folge ich dir! dann dir keine trübe Vorſtellung mehr machteſt, ſondern den Pfad deines Lebens im Andenken an mich, und im beſſern Andenken an meine Zurückgelaſſenen mit ſo heiterm Herzen verlebteſt, als es dir möglich wäre.“

Und das ſoll geſchehen, lieber Mann, antwortete ich ihm, auf einmal von einer unſichtbaren Macht geſtärkt. Ich will allen Muth zuſammennehmen. Von dieſem Augenblicke an kannſt du deinen Wunſch erfüllt glauben.

Schön, ſagte ſein Bruder, der dazu kam. Mir iſt es immer ſchaudernd bange um Sie geweſen, liebe Schweſter. Unſer einer, der ſchon mit dem Tode bekannt iſt, vieles um ſich herum ſchon hat wegſterben ſehen, faßt ſich eher.

Aber Henriette hörte nicht auf zu weinen. Ich kann es nicht — ſagte ſie, als ich ſie darum bat. Mein Wille iſt nicht in meiner Gewalt.

Sein Schlaf wird immer matter — und mein Herz immer ſchwerer. Ich kämpfe über mich, weil ichs mir feſt vorgenommen habe. Er ſoll keine Thräne mehr von mir ſehen. Du erleichterſt mir mein Leiden unendlich, liebe Friederike, ſagte er, als ich jezt bey ihm war. Du wirſt meinen Tod ſanft machen.

Möchte er, meine Liebe, doch noch ſo lange leben, bis ſeine Kinder kämen: ich bin verſichert, der Anblick würde ihm auch noch ein Vorſchmack der Seligkeit ſeyn, welcher er entgegengehet.

Wenn ich mir es recht denke, daß ich die entfernte Urſache zu allen den tragiſchen Auftritten bin, die zeither bey uns geweſen, ſo möchte ich vor Unmuth in die Erde ſinken. Wie kann ich wohl jemals dem Sohne oder der Tochter unter die Augen treten, ohne für Vorwürfe bange zu ſeyn, die mein Innerſtes erſchüttern werden.

Der Abend nähert ihn immer mehr dem letzten Kampfe. Seine Empfindungen laſſen nach. Eine Mattigkeit wirft ſeinen ganzen Körper in Unthätigkeit dahin. Aber ſeine Seele iſt noch heiter.

Meinem Geiſte nach, ſagte er eben, könnte ich noch lange leben, das fühle ich; aber mein Körper will nicht mehr fort. Ich kann nicht ſagen, daß ich ungern ſterbe: aber manche Scene dieſes Lebens hätte ich denn doch noch gerne geſehen, hätte ſie gerne verſchönern helfen. Eines Vaters Geſicht, Henriette, ſieht man doch immer gern. Nicht wahr?

Das arme Mädchen zitterte vom Wachen und Weinen.

„O wie gern, theurer Vater! glauben Sie, daß meiner Mutter Tod mir die halbe Unruhe gemacht? Gewiß nicht. Ich habe Sie erſt kennen lernen. Ich habe die Fülle Ihrer Zärtlichkeit genoſſen, ohne Ihnen auch nur das Geringſte dafür zurückgeben zu können. Noch haben Sie es nicht erfahren, daß Henriette alle kindliche Liebe, deren man fähig iſt, gegen Sie hegt.“

Genug, mein Kind, ſagte er. Dein Gefühl bey meinem Sterbebette würde es mich lehren, wäre ich nicht ſchon davon überzeugt.

Mit völliger Heiterkeit ſprach er ſo noch vieles, bis er nach und nach matt wurde, und in eine Art von Ohnmacht fiel.

Wir waren alle äuſſerſt beſtürzt. Er kam aber wieder zu ſich, und ruhet jezt.

Die Freude Ihrer Freundinn iſt dahin. Er iſt nicht mehr unter den Lebenden. Er ſchlief ſanft ein. Hier ſitze ich, kämpfe mit meinem innern Drang. Ich wollte gern weinen. Ich kann es nicht. Ich würde jammern, wenn mein Herz es zuließe. Es iſt ſtumm vom Schmerz. Nie gab es ſo viel Unglück. Wenn Sie ſich es denken können, ich habe einen Mann ſterben ſehen, ich habe ſeinen letzten Seufzer aufgefangen: ſo bin ich in Ihrer Seele. Sonſt, wenn Ihnen der Gedanke fehlt, wenn Sie ihn nicht kennen, ſo können Sie ſich keinen Begriff von meinem Gefühl machen. Dann iſt alles zu ſchwach, was Sie darüber denken können.

Ich kann Ihnen auch nichts mehr ſagen. Meine Natur iſt ſo erſchöpft vom Wachen, und von der Ueberwindung, die ich nöthig hatte, daß ich mich aufs Bette werfen muß. Mein Schlaf wird mit unruhigen Träumen verwebt ſeyn. Was kann eine arme Witwe, der alles genommen iſt, was ſie hatte, wohl in dem erſten Schlaf nach dieſem Verluſt hoffen?

Das weiß ich, Sie werden auch weinen; Sie können fühlen, und es iſt Ihnen gewiß nicht gleichgültig, was mich angeht. Adieu, meine Liebe; wäre es nicht ſtrafbar, ich würde ſagen: wollte Gott, auf ewig! Ich bin

Ihre

Friderike.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Lydie an Henrietten.

Den 26. Oct. 1778.

Theure Schweſter!

Im Namen meines Vaters, auf ſeinen Befehl ſchreibe ich Dir. Aber wäre auch dieſes nicht, ſo könnte ich nie mit mehr Wärme mich niedergeſetzt haben, um zu ſchreiben, als jetzt. So gut iſt's mir noch nicht geworden, daß ich an eine Schweſter hätte ſchreiben können. Noch habe ich an Fremde, meinem Herzen nicht ſo nahe, ſchreiben müſſen.

Aber weichet, ihr Empfindungen meines Herzens. Stehet denen meines theuren Vaters nach. Laſſet mich ſeine Worte nicht vergeſſen, damit ich alles das Herzliche hineinlege, was er darein legte, damit ich nichts von ſeiner zärtlichen Liebe vergeſſe.

Könnte ich, theureſte Schweſter, doch auch die Miene hineinlegen, mit welcher er es ſagte! Könnte ich ſeine Wonne Dir auch zeigen, als er Deinen Brief las!

Schreibe der lieben Henriette, ſagte er, ſchreibe meiner Tochter, daß die väterliche Liebe gegen ſie in dem Augenblicke erwacht ſey, da ich hörte, daß ich meine Tochter wiedergefunden. Aber das ſchreibe ihr auch, daß ihr Brief ſie auf die höchſte Stufe gebracht, daß ich ganz Vater für ſie ſeyn, und daß, ſobald ſie meiner Lydie zur Seite ſtehen könne, ich ſie mit eben dem liebevollen Auge betrachten, eben die Sorgfalt auf ſie wenden wolle, die ich auf dieſe Tochter wendete.

Es iſt ſchwach, meine Henriette, meine liebe Schweſter, alles, was ich wiederholen will. Es liegt nicht die Kraft darin, als wenn es ein Vater ſpricht. Alſo will ich ſeine Worte nicht mehr wiederholen. Die

Schweſter mag aus ihrem Herzen das übrige ſagen.

Er wünſcht Dich zu ſehen; und er konnte nicht unterlaſſen, zu ſagen: Es thäte ihm Leid, daß Du nicht gleich gekommen wäreſt. Aber er läßt Deinem edlen Herzen Gerechtigkeit wiederfahren, und lobt Deine Güte gegen diejenigen, die Dich ſo ſehr lieben. Er ſagte: Er freute ſich Deines Mitleidens gegen Aeltern, die von ihren Kindern verlaſſen ſind; denn, ſetzte er hinzu, wenn ich von Dir, Lydie, verlaſſen geweſen wäre, und ſie wäre nicht meine Tochter geweſen, ſo würde ich ſie auch gedauert haben.

Alles andere, Henriette, will er Dir mündlich ſagen. Ich werde ein halbes Jahr nöthig haben, ſagte er, mir von ihr alles ſagen zu laſſen, was meine beſte Gattinn gedacht, was ſie gethan hat. Dudly iſt ihm zu flüchtig, und er iſt auch in ſein Glück bey Louiſen zu ſehr vertieft. Auf Dich ſpart er nun alles.

Und nun auf mich, liebe Schweſter. Nun warmen Dank für Deine Wünſche, für Dein Gefühl gegen mich! O meine Henriette, ich hätte Dich als Dudly's Schweſter geliebt, wenn Du auch nicht die meinige geweſen wäreſt. So iſts beſſer, ſo kann ich mir nun ſagen: Du wirſt eine Vertraute deines Herzens haben, eine Seele, die mit dir alles theilen wird, was du empfindeſt.

Wenn man einen reizenden Gegenſtand beſchreiben will, ſo muß man ihn kennen. Vergieb alſo, Schweſter, wenn ich noch nicht ſo ganz es ſagen kann, wie werth Du mir biſt. Ich kenne Dich noch nicht ganz. Ich kenne zwar Deine liebe, gute Seele aus ſo vielen Beſchreibungen. Was mir Frank, Louiſe und Dubly geſagt haben, iſt viel; aber mein Herz wunſcht Dich ſelbſt zu kennen, und ſo lange ſchweige ich.

Freylich wäre mir es lieb geweſen, wenn Du hätteſt dabey ſeyn können, als ich Lebell ſeine Hand reichte. Wie viel Freude würde es mir geweſen ſeyn! Ich würde Deinen Beyfall noch als einen Zuſatz zu meinem Glücke gerechnet haben.

Vorgeſtern war der Tag, der mich ihm ganz verband, ein Tag, der noch glücklicher geweſen ſeyn würde, wenn Frank und Louiſe nicht bange für ihren Vater geweſen wären.

Und geſtern bekamen ſie die traurige Nachricht, daß ſeine Krankheit ſich verſchlimmert hätte. Heute ganz früh ſind ſie abgereiſet, um Dir Deine Laſt zu erleichtern.

Mein Vater hat ſich die Geſchichte unſrer Mutter abſchreiben laſſen, und täglich lieſet er ſie. Er kann nicht genug ihre Standhaftigkeit bewundern.

Es möchte meiner Henriette, ſagte er heute, doch wohl einiges Vergnügen in den trüben Tagen, die ſie jezt hat, machen, wenn ſie erführe, wie es ihrem Vater ſeit der Trennung von ſeinen beſten Schätzen gegangen iſt.

Ich fieng dieſe Bereitwilligkeit auf, und da er ſelbſt noch immer ſo geheimnißvoll gegen mich geweſen, ſo ſehe ich ſie als ein Mittel an, mir ſowohl ſelbſt dieſe Genugthuung zu verſchaffen, als auch Dir einige theilnehmende Stunden dadurch angenehm zu machen.

Eben die Gründe, meine Liebe, die Dich abgehalten haben, Deiner Mutter nicht anzuliegen, waren es bey mir auch. Ich wollte ihn nicht an Zeiten zurückerinnern, die ihm immer, wenn er daran dachte, Runzeln auf ſeine Stirn zogen; und wenn er mir oft traurig ſagte: Du verlorſt viel in deiner Mutter, ſo war ſein eigner Schmerz mir ſchon Beſchäftigung genug, als daß ich ihn durch weiteres Nachfragen hätte erneuern ſollen. Ich ſuchte ihn vielmehr zu dämpfen. Ich verſuchte

ſuchte es oft, ihn von dem ganzen Gedanken abzubringen, und unterdrückte meine eigne Begierde.

Dieſe mußte natürlich wachſen, als ich, meine Liebe, Deinen Bericht von dem las, was unſrer Mutter begegnet, und deswegen war mir dieſer Einfall willkommen. Ich feuerte ihn an, mir alles zu erzählen, was mit ihm vorgegangen, ehe ich Begriffe hatte, ſelbſt zu merken. Seit dieſer Zeit weiß ich alles genau. Ja ich habe ſogar einige Ideen noch von Wilden und ſchwarzen Menſchen, unter denen ich geweſen. Doch dieſe ſind ſchwach.

Er war mir nicht zuwider. Er lächelte über meine Ungeduld, und ſagte: Ich wundere mich, daß du ſo lange haſt warten können. Aber bisher hatte ich mir vorgenommen, das Andenken an dieſe für mich unglückliche Zeit mit mir ausgehen zu laſſen. Nun, da es beſſer gegangen, da ich wenigſtens nicht nöthig habe, meinen Kindern zu ſagen: Eurer Mutter Leben wurde ein Opfer einer ſchändlichen Rachſucht; nun kann ich wohl reden. Hier iſts, was er mir ſagte:

Du haſt aus deiner Mutter Erzählung geſehen, daß ich ſie verließ, um einen Trupp rebelliſche Einwohner zurückzuſchlagen. Es war mir ſchon bey der Trennung, als ob ich ſie nie wiederſehn ſollte. Wir waren beyde äußerſt gerührt. Hätte man überhaupt mehr Gefahr bey dergleichen Expeditionen gehabt, wir wurden uns noch ſchwerer getrennet haben So aber waren dieſe nicht von Wichtigkeit. Diesmal betrogen wir uns. Wider ihre Gewohnheit hatten die Einwohner ſich verſchiedentlich zertheilt, und, der Kriegsliſt bey ihnen ungewohnt, lockten ſie uns ſo weit vor, daß wir, ehe wir es uns verſahen, von ihnen umringt wurden, und wenige mit dem Leben davon kamen.

Ich hatte ſelbſt einen ſo harten Schlag mit einem ihrer harten hölzernen Schwerdter bekommen, daß ich betäubt niedergefallen, und es alſo kein Wunder war, daß die wenigen entronnenen mich als todt mit angaben. Nach einigen Stunden aber erholte ich mich wieder; hingegen befand ich mich in einem Walde, wo ich keinen Fußtritt kannte. Ich gieng lange herum, und kam immer tiefer in das Holz, bis ich endlich auf einige elende Häuſer ſtieß. Ich wollte mich anfangs wieder zurückziehen, weil ich nicht wußte, was ich würde zu erwarten haben; aber der Mangel an Lebensmitteln zwang mich einmal mich zu nähern.

Zu meiner Errettung muſste ſichs treffen, daß es Freunde unſerer Nation waren. Sie nahmen mich mit vielen Ceremonien auf, und ich erholte mich bald wieder. Hätte ich nicht eine geliebte Frau und theure Kinder zurückgelaſſen, ich würde nicht an den Abſchied von dieſen guten Leuten gedacht haben. So ſchlecht ſie für ſich lebten, ſo war ihr erſtes, daß ſie mir eine geräumige Hütte bauten; denn eine Zeit lang bey ihnen zu bleiben muſste ich mich gleich entſchließen, weil wir einen Diſtrict der Feinde paſſiren mußten, wo jezt alles in Waffen, und folglich es faſt unmöglich war, durchzukommen.

Ich wurde von ihnen aufs reichlichſte verſorgt. Es giebt unter den Kindern der rohen ungekünſtelten Natur, liebe Lydie, Menſchen, die das edelſte Herz mit der ſtrengſten Tugend verbinden. Wohlthun iſt überhaupt ein Geſetz der Natur, und es wird blos dadurch ausgerottet, daß wir es in Grenzen einſchränken. Ohne dieſe würde es immer noch ſo rein unter den Menſchen ſeyn, als es ſeit langer Zeit es war.

So ſehr ich dieſen Leuten an die Hand zu gehen, und in ihre täglichen Arbeiten mich zu miſchen ſuchte, ſo wollten ſie dies niemals zulaſſen. Da ich ein König ſey, (ſo nannten ſie alle Befehlshaber, die dahin geſchickt wurden.) ſo müſſe ich nichts thun, war ihr Grundſatz. Ich fand indeſſen Gelegenheit, durch Erfahrung und manchen kleinen Handgriff ihnen nützlich zu werden.

Ich durchſtreifte alle die umliegenden Gegenden, und oft verlor ich mich weit genug, um verrathen zu werden, da denn gewiß die erbitterten Feinde nicht würden ermangelt haben, mich aufzuſuchen.

Einmal hatte ich mich auch etwas weit verlaufen, als mir ein Schwarzer mit einem ſchönen Kinde entgegen kam. Du warſt es, Lydie, die er trug. Ich kannte ihn gleich; er war einer meiner Sklaven. Er warf ſich nieder, als er mich ſahe, und ſchien in einer betenden Stellung dem Himmel zu danken, daß er mich gefunden. Er hatte dich während deſſen niedergeſetzt. Ich nahm dich auf meinen Arm, ohne zu wiſſen, daß du mir ſo theuer wäreſt, und liebkoſete dich; es war mir nicht eingefallen, daß ich meine Frau ihrer Entbindung nahe zurückgelaſſen.

Als er aufgeſtanden war, näherte er ſich mir zitternd — und fragte mich, ob ich wirklich noch lebte? Als ich es ihm verſichert, ſagte er, dies ſey mein Kind, ich ſolle aber nicht glauben, daß er es geſtohlen, ſondern es ſey ein Zufall, daß ich ihn hier anträfe.

Es fuhr durch meine Seele, das Wort, das er ſagte. Ich ſahe in das ganze Geheimniß. Nur konnte ich freylich nicht begreifen, wie er damit hierher käme. Ich glaubte anfangs, deine Mutter wäre ſelbſt gekommen, mich aufzuſuchen; und die Angſt für die Gefahr, worin ſie alsdenn nothwendig mit jedem Schritte, den ſie that, ſeyn mußte, nahm mich völlig ein.

Wo iſt ſie? fragte ich hitzig und heftig — Wo iſt meine Frau?

Sie iſt nicht da, antwortete er mir zitternd. Er war über mein Auffahren erſchrocken, und dieſe unvermuthete Antwort erweckte den Verdacht in mir, daß ſie ſchon ein Opfer der wütenden Feinde geworden, bey denen ſie mich aufgeſucht.

Ich gab dich dem Sklaven wieder, und rang meine Hände ganz außer mir.

Du ſchrieeſt laut. Du ſtreckteſt deine kleinen Hände nach mir aus, und wollteſt mit aller Gewalt wieder zu mir. Das rührte mich. Ich hörte auf zu wehklagen, und nahm dich. Gleich warſt du ſtille, und ſtreichelteſt meine Backen.

Ich gieng auf meine Hütte zu, und befahl ihm, mir zu folgen.

Er ſchlich traurig hinterher. Er trauete erſt nichts zu ſagen, denn er befürchtete, ich möchte mein hitziges Verfahren wiederholen. Der Menſch hatte mich immer unter allen meinen Sklaven am liebſten gehabt, und deswegen hatte ich ihn immer um mich.

Als wir eine Weile ſtumm mit einander fortgegangen waren, konnte er es wohl nicht länger aushalten. Er fragte mich, ob ich ihm erlauben wollte, zu reden?

Die Frage weckte mich aus meinem Taumel. Jezt beſann ich mich erſt, daß ich noch nichts wußte, daß er mir noch nichts geſagt, daß es bis jezt blos chimäriſche Ideen wären, die mich unruhig machten.

Rede, antwortete ich ihm ſanft, und verhehle mir nichts von allem; es ſey ſo unglücklich als es wolle, ſo muß ich es alles wiſſen, was mit meiner Frau geſchehen iſt.

Es iſt nichts Unglück, ſagte er in ſeiner kauderwelſchen Sprache, es iſt alles gut, Herr, nun da ich Euch gefunden. Er erzählte mir nun die Niederkunft meiner Frau, den Brand, und daß ſie ihm das Kind gegeben, um es bey Meinert zu tragen.

So iſt meine Frau gar nicht ausgegangen, mich aufzuſuchen? fragte ich, und wollte, um mich recht über die glückliche Irrung zu erholen, dich wieder aus meiner Hand geben.

Aber ſo ruhig du bey mir geweſen, ſo ſchnell ſchrieeſt du wieder auf, als ich dich weggeben wollte. Dieſe Zeichen deiner ſchon ſo frühen Zärtlichkeit legten den erſten Keim zu meiner Liebe gegen dich, die hernach mit jedem Tage wuchs, und bis jezt immer zugenommen hat.

Als Kox (ſo hieß der Sklav) mir alles geſagt hatte, ſtand ich da voll ſtummen Danks für ſeine Treue, und voll Verwunderung über deine Errettung.

Als er dich weggenommen, hatte er noch mehrere Sachen aufgeladen die er retten wollen, und dadurch war es ihm unmöglich geworden, einem Landeseinwohner ſich zu widerſetzen, der dich aus ſeinen Armen riß. Aber alles von ſich zu werfen, und dem andern nachzulaufen, war ſein erſter Entſchluß. Sie waren beyde gleich ſchnell, und der

Räuber erreichte ſein Haus, ſo daß Nor juſt ihn hineingehen ſahe. Er gieng ihm nach; aber das Haus war voll Menſchen, die ihm zwar nichts thaten, aber auf die Erklärung des Wilden, daß er das Kind behalten wolle, ihm doch andeuteten, daß er es nicht wiedererhalten würde.

Nor, der Gewalt hier unmöglich ſahe, legte ſich aufs Bitten, welches ſie zwey Tage anhörten, ihn auch reichlich verſorgten, am dritten aber ihm den Rückweg anprieſen.

Er gieng; aber er entfernte ſich nicht weit, um vielleicht eine Gelegenheit zu erſehen, das Kind zurück zu bekommen.

Das erſtemal warnten ſie ihn, als ſie ihn erblickten; aber da er noch einmal kam, ſo mißhandelten ſie ihn ſo mit Schlägen, daß er kaum den Weg nach einem benachbarten Hauſe nehmen konnte. Vierzehn Tage hatte er nöthig, ehe er wiederhergeſtellt wurde, und nun gieng er mit dem feſten Entſchluſſe fort, nicht eher wieder vom Fleck zu gehen, bis er das Kind habe, oder ſich wenigſtens an dem gerächt, der es ihm geraubt.

Er nahm ſeine Zeit ſo gut in Acht, daß er niemand zu Hauſe antraf, als den Rämſuhan, der ihm das Kind abgenommen; und dieſer lag auf dem Boden ausgeſtreckt, und das Kind neben ihm. Beyde ſchliefen. Xor nahm dich von ſeiner Seite. Du erwachteſt darüber, und freueteſt dich, deinen erſten Wärter zu ſehen, ſo kurz du auch mit ihm bekannt geweſen. Es war Xoren nicht genug, dich zu haben. Er weckte den andern, und ſagte ihm, daß dies das Recht der Vergeltung ſey, und bey den Worten lief er fort.

Der andere eilte ihm zwar mit ſchnellen Schritten nach; aber Xor, der gut in der Gegend Beſcheid wußte, verlor ſich bald in das Holz und aus ſeinen Augen.

Er ſchwärmte noch vier Tage umher, und erhielt ſich und dich von Wurzeln und Früchten, die er fand, bis er jezt am fünften Tage mich antraf. Hätte ich, ſagte er, den Weg nach Hauſe nehmen wollen, ſo würden ſie mich wieder aufgefangen haben.

Dein Leben, oder doch dein vernünftiges Leben, und deine Errettung aus den Händen der Wilden, haſt du alſo einem Menſchen zu danken, den eine blinde Naturliebe zu dir, und beſonders zu ſeiner Pflicht, antrieb, dich denen wiederzugeben, denen du angehörteſt.

Nun war ich doppelt begierig, zurückzukehren; dich und mich deiner Mutter wiederzugeben,

zugeben, alle Angſt von ihrem Herzen zu nehmen, und glücklicher noch als zuvor zu ſeyn, das waren ſo die Vorſtellungen, womit ich mein ängſtliches Gemüth in Ruhe wiegte. Täglich wiederholte ich ſie mir, und ſie waren mir immer theurer, je mehr ich an ſie dachte.

Meine guten Wilden, die mich als ihren Vater anſahen, hatten die Augen voll Waſſer, wenn ich vom Weggehen ſprach; und doch, wenn ich ihnen erzählte, was meine Frau leiden müßte, und wie es meine Pflicht ſey, dies einmal zu endigen, ſo gaben ſie mir Recht, und bedauerten mich.

Es giengen noch vier Wochen hin, ſeitdem ich dich gefunden, daß es ganz unmöglich war, wegen der gewiſſen Gefahr zu reiſen. Immer noch waren die Träume meiner Ideen ſüß, und alſo ließ ich einen Tag nach dem andern in ſtiller Hoffnung und im feſten Bewußtſeyn beßrer Zeiten dahin gehen. Endlich wurde es ruhig. Nun wollte ich mich auf keine Weiſe halten laſſen; allein meine Wilden baten mich fußfällig, erſt meinen Kox, der keiner Gefahr ausgeſetzt wäre, dahin zu ſchicken, um es zu unterſuchen, ob es beſorglich wäre. Ich ließ mich bewegen.

Du warſt wohl die Haupturſache. Ich wollte, ohne gewiß zu ſeyn, dich nicht der Gefahr ausſetzen, unter böſe Menſchen zu gerathen, wenn man mir etwa das Leben nehmen ſollte.

Kor gieng ab. Du warſt bisher meine einzige Beſchäftigung geweſen. Deine Nahrung empfiengeſt du durch meine Hand, und du kameſt nicht aus meinen Armen.

So lange Kor weg war, ſuchte ich mir die Zeit durch die angenehmſten Vorſtellungen zu verkürzen. Wie wird ihre Mutter ſich freuen, ſagte ich oft zu mir, wenn ich ihr das theure Mädchen wieder in die Arme gebe! Wie wird ſie ſich geberden, wenn ſie den Mann wiederſieht, den ſie ganz verloren geglaubt!

Die Wilden ſahen meine Zärtlichkeit für dich, und ahmten ſie nach. Einige gewannen dich ſo lieb, und wußten ſich bey dir ſo einzuſchmeicheln, daß du gern bey ihnen wareſt. Ich wunderte mich ſehr, daß ich das von ihnen ſahe. Ich wußte zwar wohl, daß ſie ihre Kinder liebten; aber ich hatte auch die Bemerkung gemacht, daß immer etwas Rauhes mit dieſer Liebe verbunden war. Aber du warſt auch ein kleines einſchmeichelndes

Mädchen, und hatteſt ſchon alle die Gaben im Kleinen, die dir jezt zu Gebote ſtehen, wenn du dich beliebt machen willſt.

Ich erzähle Dir, liebe Henriette, alles aufrichtig, wie es mir mein Vater geſagt. Mein Lob alſo kömmt auf ſeine Rechnung; nichts davon auf die meinige. Ich liebe das nicht.

Er fuhr fort: Nox kam zurück. Thränen begleiteten ihn, nach ſeiner eignen Ausſage, den ganzen Rückweg hindurch. Er brachte die traurigſte Nachricht, die mir bevorſtehen konnte.

Ich habe alles, ſagte er, im Blute noch ſchwimmend gefunden — aber alles lag ſo durch einander, daß nichts zu kennen war. Ich mochte fragen nach wem ich wollte, ſo antwortete man mir — todt! todt! und das wurde mit einer unbeſchreiblichen Freude wiederholt. Ich ſchauderte und gieng wieder weg.

Nun waren alle meine Träume verſchwunden. Statt meiner ſtandhaften Ueberzeugung ſtellte ſich halbe Verzweiflung ein, und ich wußte in vielen Tagen nicht, was ich thun ſollte. Hier warſt du mein einziger Troſt, meine einzige Urſache, länger an das Leben und an die Aenderung meiner Umſtände zu denken.

Endlich fiel mir es ein, daß Rox wohl in ſeiner Nachfrage zu nachläßig geweſen ſeyn könnte, und ich nahm mir vor, dies ſelbſt zu unterſuchen.

Es ſchien mir grauſam, eine arme Frau vielleicht unter den Barbaren ſchmachten zu laſſen, die zu retten wäre. Was überzeugte mich von ihrem Tode? was von dem Tode meiner Kinder? Da die Wilden ſonſt nie gewohnt waren, Kinder zu tödten, ſo konnte doch wohl für dieſe eine Hoffnung übrig ſeyn.

Ich ſtellte meinen Wilden den Entſchluß vor. Sie lobten ihn, aber ſie fanden zu viel Gefahr dabey. Sie thaten mir hundert Vorſchläge, erboten ſich ſelbſt zu allem, was ich thun wollte; allein das war mir nicht hinreichend. Zu meiner Ueberzeugung gehörte mehr als das. Hierin mußte ich ſelbſt ſehen, ſonſt glaubte ich nicht.

Ich fragte ſie alſo, ob ſie mein Kind, dich, meine Lydie, aufheben wollten, bis ich wiederkäme? Ein lautes Freudengeſchrey verſicherte mich ihrer Bereitwilligkeit.

Aber ich wollte noch mehr thun.

Sie mußten mir in der Art ihres Landes aufs heiligſte verſprechen, daß, im Fall ich nach einem halben Jahre nicht wiederkäme, ſie dich nach einer engliſchen Pflanzſtadt bringen wollten, die ſehr weit entfernt war, wohin aber doch ein Paar unter ihnen den Weg wußten. Ich gab ihnen meine Brieftaſche, um ſie zugleich mit dir abzugeben. In dieſe hatte ich einen kleinen Plan deiner Erziehung nebſt den Wechſeln gelegt, die ich noch von deiner Mutter hatte.

Als wir aus Frankreich zu Schiffe weggiengen, und einmal an einem ſchönen heitern Abend uns im ſchönen Anblick des aufgehenden Mondes ergötzten, fielen deiner Mutter die melancholiſchen Grillen ein: Wer weiß, wie lange, ſo haben wir Sturm, gehen vielleicht unter, werden getrennt, u. ſ. w. Wir ſprachen von der Materie weiter. Doch alles mehr ſcherzhaft als im Ernſt.

Endlich nahm deine Mutter einen ernſthaften Ton. Es könnte aber doch ſeyn, ſagte ſie, daß wir verſchlagen würden, und daß wir ſelbſt, mein Lieber, getrennt würden. Eins würde hier, das andere da gerettet. Hernach iſts zu ſpät, an etwas zu denken.

Alſo wollen wir jezt unſer bischen Vermögen theilen. Es war, als wenn ein prophetiſcher Geiſt es ihr geſagt hätte, daß mir dies einſt nöthig ſeyn würde. Bis jezt hatte ich die Hälfte dieſer Papiere ungeſehen beſtändig in meiner Brieftaſche herumgetragen; nun kamen ſie zu meiner Beruhigung deinetwegen eben recht.

Als ich die letzte Bitte that, giengen ſie ungern daran, daß ſie dich miſſen wollten, und ſie mochten vielleicht gewiß glauben, daß ich würde mit meinem Leben meine Liebe für Mutter und Kinder büßen; aber da ſie ſahen, daß ich darauf beſtand, ſo thaten ſie es doch, und weinten bitterlich dazu.

Wirſt du mich, meine Lydie, nicht einer Grauſamkeit beſchuldigen, daß ich dich allein unter Wilden laſſen konnte? Freylich war es hart; aber bedenke meine Pflichten, und was mir für Vorſtellungen von deiner Mutter durch den Sinn fuhren. Konnte ſie nicht von den Böſewichtern feſtgehalten und aufs kläglichſte gequält werden? Konnte man nicht ihre Kinder ſelbſt gebrauchen, ſie zu zwingen, daß ſie allen ihren Abſichten nachgäbe? Auch die entfernteſte Möglichkeit in ſolchen Sachen war ſchon hinreichend, mich zu beſtimmen.

Auf der andern Seite war ich von der Treue der Wilden überzeugt. Im Fall man mich auch tödtete, hatte ich von Kor eben das heilige Verſprechen wie von den andern mir geben laſſen, daß er dich an den beſtimmten Ort bringen wolle, und auf ihn konnte ich alles bauen. Ferner, wenn auch alles fehlſchlug, wenn Kor untergienge, wenn die Wilden aus Gründen oder aus Liebe zu dir dich behielten, ſo wußte ich, du warſt unter Menſchen, die noch in ihrer erſten Unſchuld einem unſichtbaren Weſen dienten, die die Pflichten der Natur kannten, ihren Geſetzen getreu waren, und wo kein Laſter geduldet wurde. Ich wußte, daß du hier beſſer aufgehoben wäreſt, als unter deinen Landsleuten, unter ſogenannten cultivirten Menſchen, deren Cultur größtentheils in Ausbreitung der Laſter beſteht.

Ich habe mich oft ſelbſt gewundert, daß zwey Nationen, die ſo nahe zuſammen wohnten, ſo ſehr verſchieden denken, und in ihrer ganzen Natur einander ſo entgegengeſetzt ſeyn könnten, daß bey der einen alle Laſter im Schwange giengen, die andere aber einen feſten Abſcheu für die Lebensart ihrer Nachbarn ſo lange erhalten können.

Als ich indeſſen alles feſtgeſetzt, und den zärtlichſten Abſchied von meinen Wilden genommen hatte, ſo reiſete ich, von Rox begleitet, mit traurigem Herzen ab. Ich hatte vorher die Vorſicht gebraucht, meine Haare kurz abzuſchneiden, und ſtark zu färben, und mein Geſicht ſo zu verſtellen, daß man mich bey der angenommenen Tracht wohl für einen Wilden hätte halten können, welches auch äußerſt nothwendig war, weil es ſonſt auf jeden Fall um mein Leben geſchehen geweſen wäre.

Ich hatte ſechs Tage zu reiſen, weil Rox allemal ſo gieng, daß wir die Nächte bey ſeinen Bekannten blieben.

Als wir ankamen, ſah ich die jämmerlichen Spuren des Unglücks, das die arme Kolonie betroffen. Wie bedauerte ich die vielen mir bekannten Menſchen, denen ich ſonſt ſo oft ihr Glück befördert, wenn ſie von mir wie von ihren vorigen Herren gedrückt zu werden ſich vorſtellten! Ich hatte nichts als Segen von ihnen gehabt, Wünſche des lebhafteſten Dankes. Nun waren ſie alle dahin; die Werke ihres mühſeligen Lebens, die Pflanzungen, die ſie im Schweiße ihres Angeſichts vollendet, vernichtet, zerſtört.

Es war eine Verwüſtung, die mir Thränen auspreßte. Als ich aber an den Platz kam, wo mein Haus geſtanden, konnte ich mich nicht halten. Ich warf mich nieder, und weinte laut. Ich rief die Vorſehung um Hülfe wider Unmenſchen an, die Menſchen ſo mißhandeln konnten.

Rox redete vergebens. Er bat flehentlich, ich möchte aufſtehen. Ich hörte nicht. Zwey Stunden dauerte mein Schmerz, ohne daß er abnahm. Endlich ſtand ich auf.

Ein Glück, ſagte Rox, daß niemand gekommen iſt, ſonſt war es um ſie geſchehen. Jeder kennt dies Haus. Man hätte alles vermuthet, alles entdeckt. Ich hörte ihn an. Ich ſahe die Nothwendigkeit ein, mich zurückzuhalten. Ich nahm mirs feſt vor.

Man bekümmerte ſich nicht um uns, weil wir kein Aufſehen machten. Wir fragten jeden bald nach dieſem, bald nach jenem, und immer war die Antwort: Todtgemacht, alles todt! Gott! das mußte ich hören! Mit hüpfender Freude, **Lydie**, ſagten ſie mir das. Wie weinte ich um den Weinert, der unſre tägliche Geſellſchaft geweſen! Ich glaubte, den guten Alten hätte das Schickſal auch betroffen. Nun bin ich froh, daß meine gute Frau ihm noch die Augen zugedrückt, etwas ihm für ſeine Liebe hat wiedergeben können.

Ich erkundigte mich ſorgfältig, ob niemand übrig geblieben wäre, und ich bekam die ſchreckliche Antwort: Nicht einer! Ich ſchickte Rox in die nahen Gegenden, zu ſehen, ob ſich etwa jemand gerettet. Auch ohne Troſt kam er zurück. Alle hatten ihm geſagt, daß man ſo genau Acht gegeben, daß niemand ſich durchſchleichen konnte. Alſo alle Hoffnung dahin! Endlich hörte ich noch, daß zwey Schiffe da gelegen. Man ſagte mir ſpottend: Sie wären beyde gleich aus Furcht davon gelaufen.

Einigen Troſt gab mir dieß. Ich wurde ruhiger. Den Tag nach dieſer Entdeckung kam Rox zu mir. Er berichtete, daß er die Wilden habe murmeln hören, ich müßte wohl etwas im Sinn haben, weil wir ſo genau nachfragten. Man habe willens, uns feſtzunehmen, und wir hätten Urſache, uns zu entfernen.

Wir giengen gleich. Nichts hielt mich mehr. Ich nahm ein ſchwaches Licht des Troſtes mit mir.

Wir kamen durch die nämlichen Wege wieder zu meinen Wilden. Ich ſahe ſie mir freudig entgegen kommen. Der erſte trug dich auf dem Arm, und kaum erblickteſt du mich, ſo ſprungeſt du vor Freude. O Lydie, damals warſt du mein einziger Troſt, und biſt es bis auf den Augenblick geblieben, da ich meine andern Kinder fand.

Meine ganze Seele hieng nun an dem Gedanken der Reiſe. Meine Wilden ſagten erſt nichts. Sie glaubten, ich würde dich bey ihnen laſſen. Als ſie das Gegentheil hörten, weinten ſie alle.

Sie ſuchten nun alles auf, mich wankend zu machen. Konnten ſie es wohl? Zog mich nicht alles dahin, wo ich ſie wieder zu treffen glaubte? Welche Wonne allein, dich ihr wiederzugeben! welche Freude, ſie wieder zu umarmen!

Ich reiſte acht Tage ſpäter, als ich mirs vorgenommen. Dieſe giengen immer auf das Bitten meiner Freunde hin. Zuletzt mochten ſie ſelbſt nicht mehr bitten, da ſie meine Betrübniß ſahen. Sie begleiteten mich, einige bis auf die Hälfte des Weges. Mein getreuer Rox gieng mit. Ich hatte ihm verſprechen müſſen, ihn allenthalben mit mir zu nehmen.

Wir hatten einen beſchwerlichen Weg. Der arme Rox hatte am meiſten zu thun. Er mußte dich tragen, und ich konnte kaum allein durch die böſen Wege. Ich konnte ihm alſo gar nicht helfen. Nach einer vierwöchentlichen Reiſe, in welcher wir beynahe umgekommen, kamen wir in der engliſchen Pflanzſtadt an. Man nahm mich freundſchaftlich auf. Allein der Krieg machte doch, daß man mir die Ausfuhre verbot. Ich mußte mir's gefallen laſſen. Ich verlor alle Hoffnung, meine Frau zu ſuchen, und die ſechs Jahre, die ich in dem Orte zubrachte, giengen mir bey aller Geſellſchaft, bey allen Zerſtreuungen, die man mir zu machen ſuchte, in ſtiller Schwermuth weg; und wärſt du nicht geweſen, Lydie, ich wäre gänzlich zernichtet worden. Aber ſo ſuchte ich in dir mir alles zu erſetzen, und zu meiner gründlichſten Freude wurde alles, was ich mit dir anfieng, in dir vollkommen. Als du das erſtemal den Vaternamen lallteſt, kam Freude wieder in meine Seele.

Rox beſuchte in dieſer Zeit zweymal meine Wilden. Hätte ich es vorherſehen können, daß mein Aufenthalt ſo lang ſeyn würde, ſo hätte ich dieſe Zeit lieber bey meinen Wilden zugebracht Sie waren meiner Seele näher als die andern. Aber ſo hoffte ich alle Tage auf Erlöſung. Indeſſen hatte ich die Freude, daß alle Monat einer kam, und nach meinem Befinden fragte. Und dich, meine Liebe, küßten ſie allemal zärtlich, und ſonderbar war es, daß du von ihnen willig dich liebkoſen ließeſt, da doch kein Fremder dies von dir erlangen konnte.

(Ich habe noch ſo eine dunkle Idee davon, liebe Schweſter, aber ſie iſt auch ſehr ſchwach. Ich kann mich nur noch etwas der ſonderbaren mir auffallenden Geſtalten wie im Traume erinnern.)

Nach ſechs Jahren bekam ich einen Paß, und gieng mit einem engliſchen Schiffe weg. Ich hinterließ meinen Wilden noch, was ich glaubte, das ihnen nützlich wäre. Hinreichend konnte ich ſie nicht belohnen. Dergleichen Freundſchaft finde ich nie wieder. Wenn ich noch an die biedre Theilnehmung denke, die ſie bey jedem meiner Seufzer blicken ließen, ſo kömmt mir es als ein Paradies vor, was bey dieſen Leuten das Leben iſt, obgleich auf allen Seiten das größte

Elend im Aeußerlichen ihre Tage begleitet. Doch thut Einbildung hierbey auch viel, und aus der Art, wie ſie mich bewirtheten, ſahe ich wohl, daß ſie es beſſer haben konnten. Zufriedenheit beſteht eigentlich in dem, was man ſich daraus bildet.

Rox gieng mit mir. Wir kamen ohne Anſtoß nach England. Du weiſt es, Lydie, daß wir noch drey Jahr aufgehalten wurden. Ich wünſchte ſo gern eine Nachricht wegen der abgegangenen Schiffe bald zu haben. Ich ſchrieb nach Frankreich. Ich bekam keine Antwort. Meine Betrübniß nahm zu. Du ſaheſt ſie oft, und als Kind fühlteſt du ſie oft mit. Da nahm ich dich auch auf meine Arme, und ſagte, du ſollteſt mir alles ſeyn. Meine theure Frau und meine andern Kinder ſollteſt du mir erſetzen.

Rox hat dich allein gewartet. So zärtlich liebte dich der Getreue, daß er mir ſagte: Er glaubte, wenn du einmal verheirathet, und alsdenn von mir getrennt würdeſt, würde er dich nicht verlaſſen können. Er geſtand aufrichtig, er würde mich lieber verlaſſen.

Hier ſchloß mein Vater, und ſagte: Das übrige weißt du alles, du kannſts Henrietten ſchreiben.

Und das ſoll auch geſchehen. Im nächſten Briefe, liebe Schweſter, ſollſt du das andere erfahren. Jetzt nur noch eins.

Dieſer Kox, dieſer mein erſter Ernährer, mein treuer Erzieher, ſtarb im letzten Jahre, das wir in England zubrachten. Ich war neun Jahr alt, und ich habe die bitterſten Thränen geweint. Ich habe alles gefühlt, was ich fühlen könnte, wenn ich meinen Vater verlöre; ich läugne das gar nicht, und rechne mir es nicht zur Schande; und lebte er noch, ich könnte ſeine Hand aus Dankbarkeit ſo gut küſſen, als die Hand meines Vaters.

O, ſagte dieſer wahre Menſch aus der reifen Natur oft, o was iſt hier für ein Leben! wären Sie und Ihr Vater nicht, gleich kehrte ich um zu meinen ehrlichen Wilden. Hier iſt ein böſes Leben.

Er hat uns ſo oft verſichert, daß wir dort weit vergnügter gelebt haben würden, und ich habe es ihm recht von Herzen geglaubt. Sein ehrlicher Mund konnte nicht lügen. Hier, ſagte er, iſt nicht einmal Freyheit, wegzugehen. Es war auch hart, meine liebe Schweſter, einen Mann, der Frau und Kinder

der ſuchte, aufzuhalten, und ihren Beſitz zu verzögern.

Als der gute Kor krank wurde, ſaß ich immer vor ſeinem Bette. Mein Vater hatte Zärtlichkeit genug für mich, daß er mir es nicht wehrte, meine ganze Liebe zu zeigen, und die mehr als väterliche Sorgfalt dem Edlen durch Pflege zu erwiedern. Es war ihm auch Troſt im Tode, das ſagte er ſelbſt. Ich drückte ſeine Augen zu, und habe ſein Grab oft beſuchet, und ſelbſt mit einer Hecke umzäunet.

Das andere, liebe Henriette, nächſtens. Jezt nur noch tauſend ſchweſterliche Küſſe, tauſend väterliche Wünſche für Deine Ruhe und Dein Glück. Und Lebell wünſchet Dir auch das, und wir alle wünſchen, daß Deine Trauer diesmal vorübergehen möge. Könnten wir alle wohl beym Tode des alten Franks gleichgültig ſeyn?

Adieu, liebe Schweſter, und wenn Du den Brief ausgeleſen, ſo gehe zu Deinem zweyten Vater, zu ſeinem würdigen Bruder, zu Deiner Mutter. Allen ſage, daß es eine Lydie in der Welt giebt, die ſie alle kindlich ſchätzt, die ſich reich in ihrer Liebe dünkt, die den Augenblick mit Verlangen wünſcht, es ihnen ſelbſt zu ſagen.

Und dann dem guten Lottchen einen Kuß für ihr Herz! Was wäre ſie nicht werth? Sie verdiente mehr Glück, als manche Fürſtinn. Auch von Montroſen einen Gruß. Der Mann heitert ſich auf. Dadurch iſt ihm wohl und uns. Liebe ewig

Deine
getreue Schweſter,
Lydie Lebell.

Acht und dreyßigſter Brief.

Des alten Franks Bruder an ſeinen Neffen.

D. 21. Oct. 1778.

Vorbey iſts mit allen den ſchönen Planen, die wir gemacht hatten. Wenns der Menſch am beſten zu machen denkt, ſo giebts einen, der es doch noch beſſer macht. Freylich, ſo ein Strich zwiſchen eine gemachte Rechnung kömmt uns ungelegen. Aber wiſſen wir auch wohl, wozu es gut iſt?

Geduld alſo, mein Sohn! Dein alter Onkel, der ſich ſo eine reine Freude in ſeine Seele gedacht, muß ſichs ja auch gefallen laſſen.

Kurz, und ohne weitere Umſchweiſe, denn
mal mußt Du es doch wiſſen, Dein Va-
iſt todt. Wenn Du heftiger davor er-
eickſt, als Du es ſollteſt, ſo biſt Du nicht
nn, mein Sohn. Sey das alſo, und
re die Bitte von mir an: Bleib, wo Du
. Kehr um zu dem alten Vater Deiner
tte, wenn Du auch ſchon unterwegs biſt.
m Begräbniß kommſt Du nicht mehr recht,
o was willſt Du hier noch alle Klagen mit
hören? Lieber ein andermal zu Deiner
iefmutter, wenn ſie Dir nicht die Ohren
voll winſelt. Du biſt ſelbſt auch weich,
d könnteſt Schaden davon haben. Alſo
ein guter Junge, und thu, was ich Dir
e.

Ueberdem iſt Deine Stiefmutter auf den
nfall gekommen, Deinen Vater da bey
em kleinen Pathmus zu begraben. Ich bin
ht dawider. Ich habe immer nichts drauf
alten, daß man da in den dumpfen Kir-
n liegen, und noch andern nach ſeinem
de zum Verderben dienen ſoll.

Und den Tag vorher, ehe er ſtarb, befahl
mir ſelbſt, ihr es nicht zu wehren, wenn
es verlangte, und ich verſprach ihm auch,
s nicht zu thun.

Ich habe ſo eben mit ihr davon geſprochen, und ſo bat ſie mich innig genug, ich möchte es nicht an ihr thun, und ihr darin zuwider ſeyn.

Ich ſtellte ihr zwar vor, ob es rathſam wäre, daß ſie ſich wieder ſo von der Welt abſonderte? denn ſie wollte ſelbſt ganz wieder dort wohnen, da ſie doch ſo viele Seelen hätte, die ſich ihrer mit Liebe aus dem Herzen annehmen würden.

Ich ſagte ihr, ſie möchte ihn immer dort begraben laſſen, könnte ja zuweilen ſein Grab beſuchen, aber ſich ſelbſt zu begraben, das wäre zu grauſam.

Aber ſie blieb bey ihrem Vorſatz; und wird es freylich manche melancholiſche Stunde geben. Und dabey möchte ich Dich nicht gern haben.

Für ſie, die alles mit ihm verloren hatte, was ſie auf der Welt je gehabt, iſt das nun freylich wohl eine Sache. Aber Dich möcht ich nicht hier haben, weil Du zu viel Theil daran nehmen würdeſt.

Sie ſelbſt iſt das zufrieden, und ſagt: ſie wolle Dir den ſauren Hin- und Herweg nicht machen; denn am Ende müßteſt Du doch mit Deiner Jette wieder zu ihrem Vater reiſen.

eiſſen. Aber nun haben wir es denn ſo unter uns beſchloſſen:

Sobald wir Deinen Vater an ſeine Ruheſtätte gebracht, und Deine Mutter ſich in ihrer Wohnung einige Tage eingerichtet, ſo komme ich und bringe Dir Henrietten. Es iſt mein Wille, daß Ihr einmal glücklich ſeyn ſollt. Dort haben wir die langen Ceremonien wegen der Trauer nicht nöthig abzuwarten. Hier müßte das ſeyn. Und ich hab' es recht willens, noch ſo lange zu warten, bis ich auch dahin gehe. Ich muß Euch zuſammen ſehen; und nun, da Dein Vater todt iſt, kann ich ja wohl einmal ein väterliches Machtwort ſprechen. Das ſoll ein Ende nehmen. Und ſo erwarte mich, mein Sohn, und erwarte zugleich Dein Glück. Ich bin

Dein

treuer Onkel,

Frank.

Neun und dreyßigſter Brief.

Henriette an Frank.

D. 21. Oct. 1778.

O daß ich ſchweigen könnte, mein Lieber, wo ich reden muß! Daß ich es nicht wäre, die Ihnen es ſagen muß: Sie haben keinen Vater mehr!

Auch ich habe einen verloren, mein lieber Frank. War er nicht der meinige ſo gut, wie er es Ihnen war? Liebte er die künftige Tochter nicht mit der zärtlichſten Liebe? Ich habe ſeinen Geiſt entfliehen ſehen. Ich ſeufzte ihm nach, und es war, als ob ein ſanftes Gefühl über mein Geſicht eine Bewegung hervorbrächte. Ich glaubte feſt, er ſey es, der noch einmal freundlichen Abſchied von mir nähme.

Trauer um ihn füllt mein Herz, wie es das Ihrige füllen wird. Er wird uns aber im Geiſte begleiten. Er wird immer um uns ſeyn.

Das ſagte er mir kurz vorher, ehe er gieng. Er war ſo zärtlich gegen Ihre Mutter, daß er nie von Ihnen geſprochen, wenn ſie zugegen war. Und es würde auch ſie, die ſo ſehr viel litt, zu ſehr gekränkt haben. Aber allemal, wenn ſie weggieng, wenn ſie ein wenig ruhete, dann ſprach er von Ihnen, dann ſagte ſein volles Herz alles, was es für Sie empfand, mit einem väterlichen Wohlgefallen der Tochter, von der er wußte, daß Sie ihr alles wären.

Wenige Stunden, ehe er ſtarb, war ich
ein bey ihm. Bey aller körperlichen
chwachheit, die ihn drückte, war ſeine
ele heiter. Ihnen, Henriette, ſagte er,
ge ichs auf, den Abſchied an meinen Sohn
d an meine Tochter auszurichten, beyden
zu ſagen, daß ich ſie als liebe Kinder ſegne,
ß ich alles Wohl ihnen vom Himmel erbit-
werde. Sie, weiß ich, ſehen es gerne,
ß ichs Ihnen ſage. Ihnen iſt es kein
nkender Vorwurf, daß ich an dieſe lieben
nder denke.

Ich hätte mir gerne noch das Glück ge-
nſcht, ſie beyde zu ſehen, noch ſelbſt mei-
Tochter es zu ſagen, daß ich ihre Liebe
ige, daß ich ihr meinen Segen dazu gebe,
noch meinen Sohn zu bitten, daß er
e, liebe Henriette, als ein koſtbares Ge-
enk des Himmels anſieht, daß er Sie
ſitzt, liebt, hochachtet.

Ich würde dies nicht wiederholen, lieber
ank, wenn Ihr Vater mir es nicht befoh-
. Ich bin nicht ſo ſtolz, dies von Ihnen
begehren, und ich fürchte mich nicht, daß
e Ihre Liebe gegen mich verringern werden.

Als Ihr Vater mir dies geſagt, kam Ihre
utter, und er ſchwieg. Sie gieng nach-

her

her nicht von ihm. Sie bewies eine außerordentliche Standhaftigkeit. Sie weinte nicht. Sie tröſtete ihn, und er gewann an ſeiner Ruhe durch die ihrige ſehr.

Sie brachte ihn ſelbſt noch einmal auf ſeine Kinder.

Ich habe Henrietten manches an ſie aufgetragen. Deine Liebe, Friderike, werden ſie haben, dafür iſt mir dein Herz Bürge. Du wirſt Mutter ſeyn, und wenn auch Gram dich ſehr drücken ſollte, ſo weiß ich doch, du wirſt ſie nicht vergeſſen.

Sie betheuerte es ihm noch einmal.

Er wurde ſchlimmer — Er rief noch einigemal mit leiſer Stimme: — Mein Sohn! meine Louiſe! wobey Ihre Mutter kaum die Thränen zurückhalten konnte.

Dann ſchlief er ſanft ein. Möge ſein Schlummer ſüß, möge ſeine Ruhe die ſanfteſte ſeyn! Möge er uns zum Troſt auch Ruhe für uns erbitten!

Eben gieng Ihre Mutter von mir. Ich habe ſüßer geſchlafen, als ichs glaubte. Die Natur bedurfte Erquickung, ſagte ſie, ſie war zu ſehr erſchöpft. Sie entdeckte mir ihren Vorſatz, wieder ihre alte Wohnung zu chen. Ich ſchauderte davor. Ich konnte es ohne dieſe Empfindung nicht denken, die gute Frau wieder in den vorigen kläg- n Zuſtand zurückkehren ſollte. Still- weigend dachte ich etwas nach, und als- n ſagte ich zu ihr:

Ich kann hierin nichts thun, als bitten. kann unmöglich Ihre Betrübniß tadeln; r bedenken Sie, daß Sie uns verlaſſen. weiß, Ihre Kinder werden ſich unendlich üben. Es wird ihnen, ſo wie mir, eine rwartete Nachricht ſeyn. Wenn Sie es r Ihr Herz erlangen können, ſo thun Sie icht. Bleiben Sie. Glauben Sie es , und im Namen Ihrer Kinder verſpreche es Ihnen, wir wollen Ihre Tage Ihnen roh zu machen ſuchen, als es in unſern ſten ſteht.

Das weiß ich, liebes Kind, antwortete mir gerührt, das weiß ich, daß Ihr alle zu gut gegen mich ſeyd. Aber, liebe e, ich kann es nicht über mich erhalten habe es hin und her bedacht. Ich finde meiner Ruhe zuträglicher, dahin zu gehen. verſpreche es Ihnen, ich will mich nicht raben. Ich will Ihren Beſuch allemal e ſehen. Willkommen ſollen mir diejenigen ſeyn, die meinem Herzen immer theuer ſeyn werden. Ich will auch Sie ſehen. Ich will ſehen, ob ich mich mit der Zeit zwingen kann, Monate bey Ihnen zuzubringen; und ſollte mir jemals, welches ich doch nicht glaube, ein Gedanke der Reue einfallen, ſo verſpreche ich Ihnen, gleich umzukehren, und bey Ihnen, Henriette, will ich dann mein Leben beſchließen. Da ich weiß, daß ich einen Zufluchtsort habe, warum ſollte ich da nicht meinem Wahn folgen, deſſen Unterlaſſung mich doch immer beunruhigen würde? Laſſen Sie mir alſo dieſes Spiel meines Schmerzens, und dringen Sie nicht weiter in mich. Ich könnte vielleicht mich von Ihnen bereden laſſen, etwas zu thun, das ich hernach, wenn ich es bereuete, nicht wieder gut machen könnte. Allein, bereue ich dieſen Schritt, ſo ſteht mir dafür doch immer Genugthuung in mir bevor.

Ich fand dies billig, und ich widerſetzte mich alſo nicht mehr.

Sie wird den Leichnam Ihres Vaters auf den Hügel nahe bey ihrer Einöde bringen laſſen, und ſobald wir ſie dahin begleitet, komme ich zu Ihnen, um Sie und meine

Louiſe, meinen theuren Vater, Bruder und Schweſter zu umarmen.

Ich habe nun lange geweint, lieber Frank. So lange ich von Ihnen getrennt war, iſt außer den wenigen Tagen des Vergnügens, die ich mit der Liebe Ihrer theuren Aeltern mir verſchaffte ſahe, keine Freude in meine Seele gekommen. Alſo ſehne ich mich ſehr nach dem Augenblicke, wieder einmal fröhliche Geſichter zu ſehen. Ich bin nicht von der Art Menſchen, die gern mit der Traurigkeit ſich viel wiſſen. So lieb mir es iſt, daß ich ein theilnehmendes Herz habe, ſo iſt mir doch zu viel Laſt auch drückend, und aus dem Grunde möchte ich ihrer gern überhoben ſeyn.

Das Andenken ſo viel auf einander folgenden Kreuzes wird mich zwar noch lange verfolgen; indeſſen hoffe ich, daß, wenn ich Sie nur erſt wieder ſehe, wenn ich die Beruhigung haben werde, Sie mein zu wiſſen, alsdenn vieles von dem aufhören wird, was mir jezt ſo ſehr zur Laſt iſt.

Ihr Onkel, der mein Vater ganz zu ſeyn ſich beſtrebt, wird mich zu Ihnen begleiten. Er ſagt, er muß den Alten ſehen, der ſo unglücklich war, eine ſo vertreffliche Frau, wie meine Mutter, zu verlieren. Er muß ihm ſelbſt die Tochter bringen, die ihm ihre Stelle zu erſetzen nach ſeiner Meynung fähig iſt.

Aber nach der meinigen nicht, mein Lieber. Da fehlt noch ſehr viel. Man denkt zu gut von Ihrer Henriette.

Uebermorgen ſoll das feyerliche Begräbniß Ihres Vaters ſeyn. Feyerlich, ſage ich, weil es dem Herzen derer es ſeyn wird, die ihn begleiten. Dem Aeußerlichen nach wird es ganz ſtille dabey ſeyn.

Mein Herz ſoll doppelt trauren. Ich will den Schmerz mitfühlen, den Sie dabey empfinden würden, und ich will in meinem und Ihrem Namen ſeiner Aſche die ungeſtörteſte Ruhe wünſchen. Ich will für Sie mit eine Handvoll Blumen auf ſeinen Sarg ſtreuen, mit deren Wohlgeruch einſt auch ſein verklärter Körper ſich Ihres Andenkens erinnern kann. Ich bin

Ihre

zärtliche Geliebte,

Henriette.

Vierzig.

Vierzigſter Brief.

Lydie an Henrietten.

D. 20. Oct. 1778.

Ich fahre fort, liebe Schweſter, Dir das Weitere von meines Vaters Schickſal und von dem meinigen zu berichten. Ich weiß, Du wirſt Dich darnach ſehnen, das Ende zu hören.

Wir waren ohne alle Bekanntſchaft in England; und da wir auch nicht die entfernteſte Vermuthung von der Abfahrt unſrer Mutter auf einem engliſchen Schiffe haben konnten, ſo ſuchten wir keine, ſonſt hätten wir vielleicht es erfahren können, daß unſerm Glücke noch eine Möglichkeit übrig wäre.

Als Yor ſtarb, waren wir ganz verlaſſen. Durch die Länge der Zeit hatte er alles Rauhe ſeiner Sitten abgelegt: er war von Natur nicht dumm; er hatte geſunde Grundſätze, und er bemühete ſich ſelbſt, ſie auszubilden. Er war ein genauer Beobachter. Da mein Vater es widerrechtlich hielt, einen Sklaven in einem freyen Lande zu haben, ſo kündigte er ihm gleich bey unſrer Ankunft an, daß er frey ſey, und daß, wenn er Urſache habe, uns zu verlaſſen, er es zu jeder Zeit thun könne.

Der arme Schelm weinte bitterlich. Er glaubte, dies wäre ein Compliment, wodurch man ihm ſeinen Abſchied geben wollte. Ich kann wohl, ſagte er weinend, in mein Vaterland zurückkehren, und man würde mich gern darin aufnehmen: allein es dauert mich, daß ich von Ihnen weg ſoll.

Als ihn mein Vater darüber verſtändigte, wurde er ſehr froh, und hat in der ganzen Zeit nicht eine unzufriedene Miene gemacht. Er war aber auch wie unſer Geſellſchafter.

Daher hatte er öfter Gelegenheit, auszugehen, und er beobachtete die Menſchen ſo genau, daß er ſich die reifſten Kenntniſſe ſammlete. Da mein Vater mehrentheils in Kummer Betrübniß ſeit der fehlgeſchlagenen Anfrage ſeine Zeit hinbrachte, ſo hat er mich oft Tage lang unterhalten, und hatte immer ſo feine und richtige Ideen, wußte ſie auch mit ſolcher Deutlichkeit vorzutragen, daß nichts mir dunkel blieb.

Insbeſondere bewunderte ich die Fertigkeit, die die Natur in ihn gelegt hatte, das Gute von dem Böſen mit einer erſtaunenswürdigen Richtigkeit zu unterſcheiden. Er würde als Richter gewiß Gerechtigkeit und Billigkeit ſo gut mit einander verbunden haben, ßen, als unſre größten Geſetzgeber. Er ſagte auch ſelbſt: So wie die Welt in London wäre, wäre es nicht möglich, gut zu ſeyn; denn Betrügerey ſey ja das einzige, wovon hier der Menſch leben könne.

Meinen Vater, dem der Aufenthalt immer unerträglicher wurde, hatte er einmal ſchon beredet, er ſolle zurückkehren, und dieſer hatte auch ſchon mit mir davon geſprochen. Aber ich weiß nicht, welch eine innere Empfindung es war, die mich antrieb, ihn zu bitten, daß er es nicht thun ſollte. Ich glaube, bey meiner zunehmenden Lebhaftigkeit gefiel mir das Lermende, welches mit dem Leben in London verknüpft war, beſſer, als die düſtre Idee, die ich mir noch von dem Einförmigen in jenem Lande machen konnte.

Es unterblieb auch alles weitere Reden davon; denn Roy ſtarb bald darauf, und mit ſeinem Tode vergingen meinem Vater alle Gedanken daran.

Er ſprang für Freude auf, als er ſeine Freyheit erfuhr, und wir machten uns in der Geſchwindigkeit reiſefertig. Wir kamen nach Marſeille, und erfuhren gleich bey der erſten Anfrage, daß die Schiffe von dorther angekommen, aber niemanden von den Einwohnern mitgebracht hätten, weil ſie eben den Tag der fürchterlichen Metzeley angekommen, und gar nichts hätten ausrichten können, da ſie ſchlecht bemannt geweſen. Sie waren alſo drey Tage nachher weggereiſet, ohne einmal die nöthigen Lebensmittel eingenommen zu haben. So viel ſie wiſſen, ſey keiner der Einwohner mit dem Leben davon gekommen.

Was blieb uns nun übrig, als das traurige Ende unſrer Mutter, und meiner Schweſter und Bruders zu glauben? Mein Vater brachte mir ſelbſt die betrübte Nachricht, und der Schmerz überwältigte ihn ſo ſehr, daß er ohnmächtig niederfiel. Ich hatte viel Mühe, ihn zu ſich zu bringen, und ob dies gleich mit Hülfe herzukommender Leute geſchah, ſo war doch ein hitziges Fieber die Folge ſeines Schreckens, und der Bekümmerniß, die darauf folgte.

Stelle, liebe Schweſter, Dir mich als ein zehnjähriges Mädchen vor, der nun die ganze Sorge für einen Vater oblag, der dem Grabe nahe war. Hätte ich nicht Rorens Unterricht gehabt, ich würde es noch nicht einmal recht gefühlt haben, was ich verlieren könnte. So aber hatte mir dieſer theils durch ſeine Sorgfalt gegen meinen Vater, theils durch ſeine Lehren einen hinreichenden Begriff gegeben. Außerdem hatte ich viel Empfindung für ſeine Liebe. Du kannſt alſo glauben, wie mir dabey zu Muthe war, als ich mir es dachte, daß ich ihn verlieren ſollte. Zu dieſen traurigen Gedanken geſellte ſich noch der, daß ich nun alleine herumirren, und niemanden mehr haben ſollte, an den ich mich wenden könnte.

In dieſer Verlegenheit fieng es mich an äußerſt zu gereuen, daß ich ihren Vorſchlägen, zurückzukehren, nicht nachgegeben hatte. Man hatte mir zu viel von der Liebe der Wilden für mich vorerzählt, als daß ich nicht überzeugt ſeyn ſollte, ich würde Väter und Brüder in ihnen finden.

Als ich mich ſchon ganz matt geweinet hatte, kam meine Wirthinn zu mir herauf. Sie ſahe mich in dem Jammer, und es gieng ihr nahe. Sie fragte mich mitleidsvoll, was ſie zu meiner Linderung thun könnte.

Ich erzählte ihr meinen ganzen Jammer, und ſo viel, als ich ſelbſt von meiner Geſchichte wuſte. Ich will mich Ihrer annehmen, Kind, ſagte ſie; und ſie goß mit dieſen wenigen Worten Balſam in meine Wunden. Sie brachte mir ihre beyden Töchter, mit denen ich bald bekannt wurde, ſie verließ ſelbſt meines Vaters Bette wenig.

Als ich nur ſahe, daß Menſchen ſich in meine Leiden miſchten, daß ſie um mich weinten, ſo faßte ich mich. Ich bat eifrig, Gott möchte mir meinen Vater laſſen. Ich wachte bey ihm, und wiſchte jeden Tropfen Schweiß ſorgfältig von ſeinem Geſichte.

Marthchen, die älteſte meiner neuen Freundinnen, ſagte einmal in ihrer Unſchuld: Wie ſchön iſts, Lydie, daß du deinen Vater ſo liebſt! und ihrer Mutter rollten Thränen aus den Augen. Die armen Kinder, ſagte ſie, haben keinen Vater gekannt. So wie ich keine Mutter, ſeufzte ich —

Keine Mutter? riefen beyde, und beyde weinten.

O das iſt viel ſchlimmer, ſagte Marthchen. Gute Mutter, wie freu ich mich, daß ich Sie kenne, daß ich Sie lieben kann! Arme Lydie! du haſt keine Mutter mehr? haſt ſie nicht gekannt? — wie beklage ich dich!

Dies rührte mich ungemein, beſonders als ſie hinzuſetzte: Und bald, bald wirſt du auch deinen Vater verlieren. Arme Lydie! dann ſoll meine Mutter auch deine ſeyn.

Ich ſchluchzte laut. Stille, Marthchen, ſagte ihre Mutter, Gott kann Lydien ihren Vater wohl noch erhalten. Du mußt ſie nicht mehr ängſtigen als es nöthig iſt.

Meine Freude war außerordentlich groß, als es ſich mit ihm beſſerte, und die ſeinige war nicht geringer. Er hatte neun Tage ohne Beſinnung gelegen. Den erſten Tag, als er ſich ermunterte, und mich in Thränen ſchwimmen ſahe, nahm er meine Hände, und drückte ſie zärtlich. Nun will ich auch, wenn Gott mir von dieſem Lager hilft, alle meine Zeit auf dich wenden, Lydie. Ich hatte dich über meinem Schmerz zu ſehr vergeſſen. Du biſt das einzige Pfand, das mir von ihr übrig blieb.

O Gott! da wir hier zu Schiffe giengen, dachte ich das nicht. Da waren wir ſo froh, daß wir den Händen unſrer Feinde entgangen waren; und nun würde ich gerne doppelt alles dulden, wenn ich ſie nur dadurch wieder erhalten könnte.

Er beſſerte ſich zuſehends; aber es dauerte ein halbes Jahr, ehe er ſich gänzlich erholte. Seine Kräfte kamen langſam wieder.

Indeſſen wurde mir dieſes halbe Jahr zu einem Himmel. Noch nie hatte ich eine Perſon

ſon meines Geſchlechts anders als gleichgültig angeſehen. Jetzt ſchmeckte ich das Süße, das ein gegenſeitiges Vertrauen in unſer Herz legt. Als Kind fühlte ich ganz, was Freundſchaft ſey; und da dieſe enge Vertraulichkeit ſo bald durch unſre Abreiſe gehemmet wurde, und ich nachher keine Freundinn wieder hatte, ſo war mir Lebells und Montroſens Freundſchaft, als ich ſie kennen lernte, ein angenehmer Gegenſtand.

Aber deſto gröſſer war meine Empfindlichkeit, als ich dieſen Montroſe treulos fand. Ich hatte keinen Wunſch mehr, da ich bey meinem Marthchen lebte, und ich wünſchte mir, ewig bey ihr zu ſeyn, als mein Vater nach Paris gerufen wurde.

Dieſe Trennung wurde mir wieder ſehr ſchwer; und die öftern Begriffe, die mir Roz davon beyzubringen geſucht, daß es keine dauerhafte Glückſeligkeit auf der Welt gebe, und daß dies blos ein Vorſpiel ſey, uns zu einer künftigen zu bilden, kamen hier mit ganzer Gewalt in mir empor.

Als ein Kind von eilf Jahren ſagte ich meinem Marthchen, wir würden uns in einem andern Leben länger und freyer wiederſehen. Das gute Kind weinte. Sie hatte

ieſe Ideen noch nicht gefaßt, die mich in
er That ſchon ſtandhaft machten, ſo kin-
iſch auch meine Vorſtellung noch davon war.

Wir trennten uns alſo, und der Tod hat
achher viel Betrübniß in dieſe gute Familie
ebracht; denn Marthchen ſtarb ein Viertel-
hr hernach. Als ich bey Montroſens un-
lücklicher Begleitung nach Marſeille wieder
y ihr einkehrte, küßte ſie mich wie ihre
ochter, und erzählte mir, daß das gute
ind meinen Namen noch zuletzt ausgerufen,
nd daß Lydie ihr das einzige geweſen, was
gern und lieb gehabt hätte. Mit Weh-
uth erinnerten wir uns aller verfloſſenen
tunden.

Mein Vater ſagte mir die Gefahr, die ihm
vorſtand, nicht eher, als lange nachher,
ſie ſchon vorüber war. Man hatte ſeine
kunft erfahren, und er war an den Hof
rufen. Er konnte hier zur Rechenſchaft
fordert werden, und bey dem Haß, den
n gegen ihn hatte, wäre es ein Leichtes
weſen, den Verluſt der ganzen Pflanzſtadt
f ſeine Rechnung zu ſchieben, und ihn da-
zu beſtrafen.

Wäre ich weniger auf meine Ehre ſtolz ge-
ſen, ich wäre gewiß geflüchtet; aber ſo

wollte

wollte ich meinen Willen außer Verdacht ſetzen, und gieng. Dies ſagte er mir hernach, und ſetzte hinzu, daß, im Fall es unglücklich abgelaufen, hätte er mich mit einer hinreichenden Verſorgung zu Marthchens Mutter zurückgeſchickt.

Ich kam nach Paris. Das war eine neue Welt für mich. Alles, was ich ſahe, war das Gegentheil von dem, was ich in London geſehen: hier fein und geſittet, dort rauh und ungeſittet. Mein Vater entſchuldigte ſich bey mir: wenn mir etwas fehlte, möge ich es nicht ſo genau nehmen, weil Paris ein viel zu theurer Ort für unſre Umſtände ſey, und ſobald wir in die Provinz kämen, ſollte ichs beſſer haben. Da ich noch nicht einmal über mein Aeußeres nachgedacht, ſo fiel mir dies ſehr auf; und ob ich ihm gleich ſagte, daß ich ſehr zufrieden ſey, und es ſo ſeyn würde, wie ich es mit allem geweſen, ſo hatte ich doch zwey Tage nöthig, ehe ich den rechten Begriff davon faſſen konnte, was er eigentlich damit gemeynt, denn ich kannte noch keine Unzufriedenheit.

Ich wurde aber immer bekannter damit. Ich hatte in England Muſik gelernt, hier fehlte mir ein Inſtrument. Ich hatte geleſen,

ſen, hier fehlten mir Bücher. Mein Vater gieng täglich früh aus, und kam ſpät zu Hauſe. Ich fühlte zum erſtenmal, was Langeweile war, und ich getrauete mir nicht, meinem Vater etwas zu ſagen, aus Furcht, ihn zu beleidigen. Ich brachte ſo vier Wochen in Unruhe hin, die mich den Kummer kennen lehrte, den man durch ſich ſelbſt haben kann.

Es befremdete mich nicht wenig, daß mein Vater ſich prächtig kleidete. Der Gedanke ſtieg in mir auf, daß er doch auch wohl etwas auf mich und meine Zerſtreuung wenden könnte. Eines Abends, da er ſehr aufgeräumt war, wagte ich es, ihm meine öftere Empfindung von Langeweile zu klagen, und beſonders bedauerte ich den Verluſt meines ſchönen Claviers.

Glaubſt du, meine Tochter, daß ich dich vergeſſen habe? ſagte er mir darauf. Nein, mein Kind, du haſt mich ſchon lange gedauert; habe Geduld, morgen ſollſt du befriedigt werden. Nun gereuete es mich ſchon wieder, weil es ihm vielleicht einige Ungelegenheit machte, die ich ihm doch lieber mit dem Verluſt meiner Neigung erſpart hätte. Ich legte mich aus dem Grunde etwas unzufrieden mit mir ſelbſt nieder.

Stelle Dir mein Erſtaunen vor, als ich des Morgens beym Aufwachen ein reiches Kleid mit allem dazu gehörigen Putze eines Frauenzimmers fand. Mein Vater ließ mir ſagen, ich ſollte es anziehen. Ich gehorchte. Zum erſtenmal drang Eitelkeit in mein unſchuldiges Herz, und ich war nicht fähig, dem Gedanken zu widerſtehen, daß ich immer ſo geputzt ſeyn möchte.

Nach einer Stunde kam er ſelbſt aufs prächtigſte gekleidet, und führte mich zu einem ſchönen Wagen. Wir fuhren in ein großes Haus; als wir ausſtiegen, ſagte er mir: Lydie, den Wagen ſchenke ich dir, du kannſt darin ausfahren, ſo oft du willſt. Ich verſtummte vor Erſtaunen. Er führte mich in eine Reihe Zimmer. Hier ſollſt du wohnen, ſagte er.

Wie geht das zu, mein Vater? fragte ich, ganz beſtürzt über alles was ich ſahe.

Heute Abend, mein Kind, will ich dir es ſagen, antwortete er mir, jezt erwarte ich Gäſte. Ich muß dich verlaſſen.

Ich ſahe mich allenthalben um. Ich fand alles prächtig. Wie gerieth ich in Entzücken, als ich einen ganz vortrefflichen Flügel fand! Ich machte ihn auf, und nie habe ich mit ſo leichtem Herzen, mit einem ſolchen Grad von Entzückung wieder geſpielt, als jenesmal.

Ich ſpielte, bis man mich zu Tiſche rief. Ich fand einige vornehme Freunde meines Vaters, die mich zu bewundern ſchienen. Ich wurde darüber verwirrt, und ich war froh, als ich mich nach dem Eſſen wieder wegbegeben konnte. Ich hüpfte zu meinem Flügel, von da zum Bücherſchrank, und es dünkte mir kaum eine Stunde verbey, als mein Vater kam, und mich zum Abendeſſen abholte. Indeſſen war es neun Uhr, und ich hatte fünf Stunden zugebracht, ohne es zu wiſſen.

Ich gieng mit ihm. Mein Dank brach laut aus. Mein Vater drückte mich an ſein Herz, und ſagte: Nur um deinetwillen, Lydie, freue ich mich aller dieſer ſchönen Sachen. Nun kann ich dir doch dein Leben etwas verſüßen, kann mich ſelbſt mehr an deinen Fähigkeiten ergötzen.

Ich habe das alles, ſetzte er hinzu, vom Monarchen dafür geſchenkt bekommen, daß ich ſo viele Gefahr ausgeſtanden. Ich glaubte dies meinem Vater auf ſein Wort. Ich habe aber es nun beſſer erfahren, und theile Dir es ſo mit, wie es Dir zu dem nöthig iſt, was du ſchon weißt.

Als er bey Hofe erſchien, fragte ihn der Monarch ſelbſt nach allen Umſtänden, die ihm begegnet wären, und er mußte ſowohl, was in der Colonie mit ihm vorgegangen, als was er vorher gelitten, erzählen. Als er damit zu Ende war, ſagte der gütige Herr zum größten Erſtaunen meines Vaters und wider alle ſeine Erwartung:

Ich kann Ihnen freylich nicht alles erſetzen, Dubly. Eine verlorne liebe Frau und liebenswürdige Kinder laſſen ſich nicht ſo wiedergeben, als das, was man Ihnen ungerechter Weiſe nahm. Mich, der ich mit lauter Schmeichlern umgeben bin, hatte man hintergangen, und noch würde ich nichts wiſſen, wenn es nicht ein Zufall gethan hätte. Hier ſcheint man nichts daraus zu machen, ob ein Menſch im Elende vergeht, oder nicht. Vors erſte ſetze ich Sie in alle Ihre Rechte ein, die Sie bisher gehabt haben, und Sie ſollen ſo betrachtet werden, als ob Sie unterdeſſen in Dienſten geweſen wären, wenn Sie mir ferner dienen wollen.

Sire, hat ihm mein Vater geantwortet, der Kummer hat mich mürbe gemacht. Ich habe in ſo vielen Jahren nichts lernen können, als Unglück ertragen. Ich bin alſo zu

Ihren

hrem Dienſt ungeſchickt, wozu Munterkeit nd Thätigkeit erfordert wird. Ueberdem ſt mir nur eine Tochter, als das einzige Pfand der Liebe meiner Frau, geblieben. Dieſe ann ich, ich darf ſie nicht verſäumen. Der Himmel hat mir ſie wie durch ein Wunder rhalten, und ſie hat bis jezt auch nichts als Noth und Jammer erfahren. Nun möchte ich ihr dieſe Tage meiner Ruhe widmen.

Gut, Dolly, war die Antwort geweſen, Sie ſollen es. Auſſer Ihrer Gage fallen Ihnen alle Güter nebſt dem Hauſe Ihrer Frau anheim. Ich werde befehlen, daß Ihnen alles abgeliefert wird, und ich werde es Ihnen auch erklären laſſen, wie ich dieſe Ungerechtigkeit erfahren habe.

Mit gerührtem Herzen ſagte ihm mein Vater Dank, und eilte zurück. Er wollte mir nichts von allem dem ſagen. Er wollte mich überraſchen. Er wußte es, daß ich Muſik und Lectüre liebte, und er that die erſt erwähnte Erinnerung nur, um mir alles deſto unerwarteter ſeyn zu laſſen. Es war zwar wahr, daß ſeine Umſtände mißlich waren, aber in dem Fall es nicht ſo geweſen wäre, wie es nun kam, würden wir auch nur wenig Tage in Paris geblieben ſeyn.

Mein

Mein Vater hatte darum angehalten, den Namen Dalfour zum Andenken ſeiner Frau zu führen, und es war ihm erlaubt. Nach einigen Wochen ſchickte ihm der König einen ſeiner Miniſter, um ihn von allem zu unterrichten, was ſeinetwegen vorgefallen war. Man hatte beſonders bey dem Vorfall des Duells mit dem Prinzen dem Monarchen die Sache ſo nachtheilig für Dubly vorgeſtellt, daß er ſehr mit ſeiner Entfernung zufrieden geweſen.

Als hernach die Nachricht gekommen, daß die Colonie das Unglück betreffen, ſo habe der König den braven Dubly bedauert, immer noch der Dienſte eingedenk, die mein Vater wirklich bey verſchiedenen wichtigen Vorfällen geleiſtet.

Man habe aber nachher alles wieder angewandt, dieſes Andenken auszurotten, und beſonders dies durch eine falſche Nachricht zu bewerkſtelligen geſucht, daß mein Vater ſelbſt durch ſein Betragen gegen die Wilden zu dem Aufſtande Anlaß gegeben. Dabey ſey es denn geblieben, und ſeiner nicht weiter gedacht worden. Erſt vor einem Jahre ſey der Prinz krank geworden, und da habe er eine geheime Unterredung mit dem Könige verlangt, die ihm auch zugeſtanden worden. Niemand habe davon etwas erfahren, bis jezt, da die Liſte der aus England im letzten halben Jahre übergekommenen dem Könige vorgelegt worden, er Dudley's Namen darauf gefunden, und ſogleich mit einer augenſcheinlich merklichen Heiterkeit die Ordre gegeben, ihn holen zu laſſen. Darauf ſey dieſe Unterredung gefolgt, und darauf habe nun mancher die Urſache ſeines Falles geſehen, als der Prinz geſtorben; denn dieſes geſchah kurz nach der Zuſammenkunft mit dem Könige, und viel angeſehene Männer ſtürzten nachher, von denen mir mein Vater auch ſagte, daß ſie alle ſeine ärgſten Feinde geweſen.

Der Miniſter erzählte meinem Vater indeſſen Folgendes:

Geſtern ließ mich der König rufen, und befahl mir, Ihnen Wort für Wort Folgendes wiederzuſagen. Als der Prinz, der mit Ihnen um Ihre Frau warb, auf den Tod lag, und die Aerzte alles aufgegeben, und ihm ſeinen Tod angekündigt, hat er eine Unterredung mit ihm verlangt.

Ich habe eine Sache auf meinem Gewiſſen, habe er zum Könige geſagt, die ich nicht mit mir nehmen kann, ohne ſie Ihnen, Sire, zu

entde-

entdecken. Dubly, den Sie nach allem, was bisher von ihm geſagt werden, für ſehr ſtrafbar halten müſſen, iſt nichts weniger als das. Er iſt vollkommen unſchuldig.

Da er geſehen, daß der König hierbey geſtutzt, habe er fortgefahren: Ich geſtehe es, Sire, was ich gethan habe, iſt unverzeihlich. Es iſt hart; aber blos blinde Leidenſchaft, und hernach unauslöſchliche Rachbegierde haben mich zu allem verleitet. Ich habe andere mit in mein Intereſſe gezogen, und ich habe das unſchuldige Paar unglücklich gemacht. Ich habe nicht einmal die geringſte Aufmunterung in meiner Liebe gehabt, und Dubly hat mir gleich anfangs geſagt, daß er ihre Liebe beſäße. Alles, was ich von ſeinem Charakter geſagt, iſt falſch, und er iſt juſt das Gegentheil von allem. Das Duell war mein Werk. Ohngeachtet aller ſeiner Bitten zwang ich ihn dazu, und ich fluchte ihm, da er mich verwundet hatte, noch die fürchterlichſte Rache für die Zukunft. Ich bin es, der die falſchen Nachrichten wegen ſeines Betragens in der Colonie gab.

Ich habe Zeugniſſe vom völligen Gegentheil. Er iſt der ſanfteſte, liebreichſte Mann geweſen, und er hat allen Beweiſe ſeines guten Herzens gegeben. Es wär ein bloßer unglücklicher Zufall, der ihn traf. Ich beſchwöre Sie, Sire, wenn Sie etwas von dem Unglücklichen oder ſeiner Familie hören, ſo machen Sie ihnen meine Reue bekannt, und ſetzen Sie ſie wieder in die Rechte ein, die ihnen gehören. In dieſem Kiſtchen iſt alles enthalten. Ich gebe es in Ihre Verwahrung, denn andere Hände könnten es an ſich ziehen. Der König verſicherte, er habe dieſen Bericht mit innrem Aerger und Wehmuth angehört, ſey nach angenommenem Depot hinausgegangen, und habe zum Prinzen geſagt:

Vetter, Ihr habt eine ſchwere Verantwortung auf Euch. Ich überlaſſe Euch Gott und Eurem Beichtvater. Dieſelbige Nacht ſtarb der Prinz.

Mein Vater dankte dem Himmel, daß der Prinz verſöhnt geſtorben ſey. Ich hatte ihm ſchon vergeben, ſagte er, als ich wegreiſte; aber vergeſſen kann ich es um meiner Frau willen nie, und werde es auch nie können.

Seit dieſer Unterredung wurde mein Vater einigemal zum König gerufen. Er gieng auch, erſchien aber nie öffentlich. Er ſuchte ſich von aller Geſellſchaft zu entfernen, und beſchäftigte ſich ſehr mit meinem Unterricht. Ich wurde auch von ſeiner Liebe für mich ſo eingenommen, daß ich ſeit der Zeit nichts dachte, als wie ich ihm auf alle Art mein dankbares Herz zeigen wollte.

Er ſagte oft zu mir: Ich ſchlage alle Freundſchaft, alle Bekanntſchaft um deinetwillen aus, du biſt mir alles. Er brachte täglich einige Stunden auf einem Caffeehauſe zu; die übrige Zeit waren wir beyſammen, und nur ſelten geſchahe es, daß einige alte Bekannte meines Vaters ihn beſuchten.

Ich brachte meine Zeit ſo glücklich zu, daß ich in einen Himmel gekommen zu ſeyn glaubte, und alles, was mein Vater nur durch einen Blick verlangen konnte, ſtand ihm zu Gebote. Er war mir alles. Ich lebte in ihm, ich hatte keinen andern Wunſch als ihn; ich freuete mich, wenn er nach einigen Stunden zu Hauſe kam, als ob er noch ſo lange abweſend geweſen wäre. Es giengen mir Jahre hin, wie ſonſt Monate.

Eines Tages kam er mit Lebell zu mir. Er ſtellete mir ihn als einen Fremden vor, der ihm gefallen, und deſſen Geſellſchaft er gern genießen möchte. Ich wurde gleich für meinen jetzigen Gemahl ſehr empfindlich gerührt.

rührt. Ich fand ihn fein, artig, gefühlvoll ohne Gezier. Aber er kam mir etwas beſtürzt vor. Ich fand Gelegenheit, mich viel mit ihm zu unterhalten, und ſeine Antworten waren gewählt. Seine Kenntniß in der Muſik nahm mich vollends für ihn ein.

Als er weg war, fragte ich meinen Vater, wer es wäre. Es iſt ein junger Edelmann, ſagte er; ich wollte einen Spaß mit ihm machen, aber ich fürchte, er wird mich viel koſten.

Wie ſo, mein Vater? fragte ich ängſtlich.

Er lächelte und ſagte: O es hat nichts zu ſagen. Ich traf dieſen Menſchen im Diſpüt mit einem andern an. Auf einen Menſchen, behauptete er, könne Liebe keinen Eindruck machen, der die Freundſchaft in einem vorzüglichen Grade kenne, und der nichts über dieſes Gut ſchätze. Dadurch ſelbſt würden alle die aufſteigenden Gedanken von Neigung für das andere Geſchlecht erſtickt.

Der andere behauptete das Gegentheil, und wollte hauptſächlich ſeinen Beweis aus Erfahrung herleiten. *Rebell* antwortete ihm aber ganz trocken: Wo ich nicht ſelbſt erfahre, da gilt dieſes nicht, und fuhr fort Freundſchaft als etwas Anziehenderes zu erklären, als Liebe. Er diſputirte ſcharf, und ſagte, er habe ſo viele reizende Gegenſtände geſehen, und noch habe keiner einen, auch nur kleinen Eindruck auf ihn gemacht.

Ich war eben aufgeräumt, ich ſuchte mich alſo mit dem Manne bekannt zu machen, und wir lenkten ganz davon ab. Nach vielen gleichgültigen Geſprächen fragte ich ihn, ob er den Abend bey mir zubringen wollte? Er nahm es mit dem Zuſatz an: Heute ſey es ihm wohl erlaubt, weil ſein einziger Freund in Geſchäften verreiſt ſey, ſonſt müßten ſie feſtgeſetztermaßen immer zuſammen ſpeiſen. Ich freuete mich, daß ich ihn ſo weit hatte, und als ich mit ihm weggieng, frohlockte ich über meinen Triumph.

Diesmal war es auf deine Unkoſten, Lydie. Du warſt nie eitel; alſo kann ich dir es wohl ſagen, du biſt reizend. Ich hoffte durch deinen Anblick ihn verwirrt zu machen, und ich glaube, es iſt mir gelungen. Saheſt du, wie er roth wurde?

Hier wurde ich ſelbſt feuerroth, liebe Schweſter; das war ich mir nicht vermuthend geweſen, daß es auf dieſen Weg hinausgehen ſollte.

Mein Vater beruhigte mich.

Als ich aber nachher in mein Schlafzimmer gieng, erneuerte ſich meine Erinnerungskraft; ich dachte tiefer in die Sache, und ich fand in dem ganzen Geſpräch einen Miſchmaſch, den ich als ein junges unerfahrnes Mädchen gar nicht verſtand. Es koſtete mich einige Stunden Schlaf, und ich that den Wunſch, daß Lebell bald wiederkommen möchte, damit ich Gelegenheit hätte, das zu lernen. Nur zu bald, liebe Schweſter, lehrte er mich hernach lieben.

Er hatte meinen Vater beym Abſchiede gebeten, wiederkommen zu dürfen, und dieſer hatte es ihm recht gerne zugeſtanden. Das war mein Troſt. Er hatte mir ein Stück vorgeſpielt, welches ich wegen ſeiner Schönheit ihm abgelernet. Als ich den andern Morgen ins Zimmer kam, und meinem Vater guten Morgen geſagt, eilte ich gleich an den Flügel, und mein glückliches Gedächtniß machte, daß ich es fertig wegſpielte, ohne einmal anzuſtoßen.

Mein Vater ſprang heftig vom Stuhle auf, und ſagte: Iſt das nicht das Stück, das Lebell geſtern ſpielte? Ich war etwas über die Heftigkeit erſchrocken, und ſagte zitternd: Ja! Biſt du erſchrocken, liebe Lydie?

das wollt' ich nicht. Setz dich, Kind. Er nahm mich auf ſeinen Schooß. Gefällt Ihnen das Lied nicht? ſagte ich, als ich mich erholt; und dieſe unſchuldige Frage brachte ihn wieder ganz auf guten Weg. Er ſcherzte mit mir, und ich mußte ihm den ganzen Vormittag verſpielen. Er ſetzte den Tag ſein Ausgehen aus, und erſt nachher erfuhr ich, daß er es that, um Lebell dort nicht anzutreffen.

Aber diesmal betrog er ſich. Lebell kam. Als er angemeldet wurde, ſchüttelte mein Vater unwillig den Kopf, doch nahm er ihn an.

Als er eintrat, rief ihm mein Vater gleich entgegen: Iſt Ihr Freund noch in Geſchäften verreiſt? Nein, das iſt er nicht, antwortete Lebell; aber Sie ſind ein loſer Mann. Nach genauer Ueberlegung merke ich, was Ihre Abſicht wär; alſo vergeben Sie mir. Was man ſchlimm gemacht, muß man wieder gut machen.

Hehe, nur nicht ſo hitzig, antwortete mein Vater ihm lächelnd, aber doch mit einer Art von Unwillen, die mir allein nur auffallend war, weil ich ſie nur kannte. Lebell machte ſich wieder an mich. Ich ſpielte ihm ſein geſtriges Lied, und es ſchien ihn zu entzücken,

zücken, daß ich es ſo leicht behalten. Er ſpielte bald mehr. Schöne ſanfte Töne rollten unter ſeinen Händen weg, die mich bezauberten. Er ſahe mich etlichemal mit Blicken an, die zu dem Schmachtenden der Muſik paßten, und ich wurde über dieſe Augenſprache verwirrt, die ich nicht kannte. Ich entfernte mich einigemal häuslicher Geſchäfte wegen, und allemal, wenn ich zurückkam, traf ich beyde in ein ernſtliches Geſpräch vertieft.

Mein Vater geſtand mir hernach, daß ich der Gegenſtand dieſer Geſpräche geweſen, daß Lebell ihm Vorwürfe gemacht, warum er ihn mitgenommen, und ihm ſo viel Gründe vorgelegt, um ihm zu beweiſen, es ſey ſeine Pflicht nunmehr mich ihm zu geben, daß ihm angſt dabey geworden. Insbeſondere habe Lebell angeführt, er glaube mich zu verdienen, da ich die erſte ſey, die ſein Herz gerührt, und er von einem warmen Freunde auch wohl einen ſolchen, und einen beſtändigen Liebhaber erwarten könne.

Endlich wären ſie darin übereingekommen, daß mein Vater ſo viel Zeit, als er wolle, anwenden könne, Lebell zu unterſuchen, und der geringſte wichtige Fehler in ſeinem Wandel ſolle ihn meines Beſitzes verluſtig machen. Als Lebell dies eingieng, ſagte mein Vater, wurde ich wieder ruhiger: denn ich ſahe daraus, daß er ein ehrlicher Mann war.

Indeſſen kam Lebell alle Abend. Er ſuchte ſich immer mehr bey mir einzuſchmeicheln, und es gelang ihm vortrefflich. Er hat alle Vollkommenheiten. die man verlangen konnte; er war der zärtlichſte Liebhaber, und es gieng kein Tag hin, daß er nicht neue Proben ſeiner Liebe für mich darbrachte.

Einsmals, als wir vertraulich auf einem Kanapee ſaßen, fragte er mich, ob ich wohl mein Schickſal mit dem ſeinigen vereinigen würde? ob ich ihn wohl ſo viel liebte?

O ja, antwortete ich ihm in meiner Unſchuld, wenn mein Vater es wollte, und ich dieſen nicht zu verlaſſen nöthig hätte. Das letzte verſprach er mir heilig, und für das erſte, ſagte er, wäre ihm auch nicht bange.

Den Abend, als er weggegangen war, fühlte ich eine mir unbekannte Angſt; ich dachte, es wäre wohl unrecht, daß ich Lebell ohne meines Vaters Wiſſen mein Wort gegeben. Ich erzählte es alſo meinem Vater, und bat ihn zugleich, wenn ich es verſehen, mir es zu vergeben. Er nahm mich aber liebreich in ſeine Arme, und ſagte mir, daß er meiner Neigung im geringſten nicht Gewalt anthun wolle, daß Lebell ein Menſch ſey, an dem er nichts auszuſetzen habe, und daß ich meine Liebe gegen ihn ſchon genugſam dadurch gezeigt, daß ich die Bedingung gemacht, mich nicht von ihm zu entfernen. Ich hatte mir es ſo vorgenommen, dich eheſtens ſeinetwegen zu fragen, ſagte er; und wenn es dann ſo hätte kommen ſollen, ſo wäre ich mit dir gezogen, wenn es nicht anders geweſen wäre.

Und ich ſollte Sie zu verlaſſen nur denken können, mein Vater? ſagte ich ihm, recht innig von ſeiner Güte gerührt. Nein wenn ich das im Stande wäre, ſo wäre ich höchſt undankbar. Ich will nicht von Ihnen, Sie ſollen immer meine erſte Pflicht ſeyn, und Lebell meine zweyte.

Er lächelte, und ſagte: Das wird ſich ſchon geben, Lydie, und ich will zufrieden, recht ſehr zufrieden ſeyn, wenn ich nur immer die zweyte bleibe.

Aber mich kränkte es recht ſehr, liebe Schweſter, dies ſchlechte Zutrauen meines Vaters, und noch jetzt, wenn ich dran denke, kränkt es mich; und es ſey nun recht oder unrecht, genug ich fühle es, er geht mir vor Lebell, ob ich ihn gleich nun beſitze, er wird immer mein erſtes Augenmerk bleiben.

Den andern Tag kam Lebell. Ich war mit meinem Vater in einem Zimmer. Wir ſtanden zuſammen, und lachten beyde. Gewiß ſchon verrathen, ſagte er, loſe Lydie! aber hatte ich nicht Recht?

Ja, antwortete ihm mein Vater, die haben Sie mir abgetrotzt; denn hätten Sie mich den zweyten Abend nicht ſo in die Furcht gejagt, daß ich Ihnen Unrecht zu thun geglaubt hätte, ich hätte Sie nicht wieder zu mir gelaſſen. Alſo dieſesmal geht Gewalt vor Recht.

Ey was Gewalt, was Recht! antwortete ihm Lebell. Ich ſahe in dem erſten Augenblick in Lydiens Augen den Sieg über mich, und in dem nämlichen ſah ich auch, daß ſie nicht gleichgültig gegen mich ſeyn würde. Das alles nicht aus Erfahrung! Sympathie war's, die in mir gegen ſie, und in ihr gegen mich aufloderte. Ich wußte es auch gewiß, daß Sie immer einen ehrfurchtsvollen Sohn an mir haben würden, und dann, ſo war ich auch von meiner eignen Gutheit ſo ziemlich überzeugt. Was ſollte ich da nun

feyren?

ſeyren? Und die kleine Lydie entſprach meinen Wünſchen ſo vollkommen.

Er kam hier auf mich zu, und drückte einen feurigen Kuß auf meine Lippen, der mich über und über roth machte.

Nun, nun, Lebell, Sie wiſſen in der That, wie Sie ſich dabey nehmen ſollen, ſagte mein Vater, indem ich unſchuldig ſeine Hände noch in die meinigen eingeſchloſſen hielt. Ich kannte es nicht anders als recht.

Von dieſer Zeit gieng mein Glück an. Den ganzen Tag war Lebell bey mir. Er und mein Vater wurden die vertrauteſten Freunde. Meine Liebe zu ihm nahm mit jedem Tage zu. Ich lebte nur in ihm, und wenn er ſich entfernte, war es mir warm ums Herz. Ich zählte die Stunden, wenn er wiederkame, und das Leben kam mir nun doppelt ſchön vor. Wie froh war ich, daß ich nicht unter den Wilden geblieben, nicht wieder zu ihnen zurückgegangen war! Wie hätte ich wohl dieſe Wonne da finden können?

Zwar mit meinem Vater habe ich deswegen zuweilen geſtritten, und ich habe es von ihm noch nicht erhalten können, daß er mir Recht gegeben.

Unter dieſen Wilden, ſagte er, die du ſo zu mißkennen ſcheinſt, unter dieſen würdeſt du gewiß einen Mann angetroffen haben, der, wenn er auch nicht Lebells ſanftes, einnehmendes Weſen, doch gewiß eben ſo viel Liebe, als er, für dich gehabt haben würde. Und dein Herz, das alsdenn keine Begriffe von allem Tändelnden dieſer verdorbenen Zeiten gehabt hätte, würde ſich einer unſchuldigen Liebe mit weniger feinen Sitten eben ſo herzlich überlaſſen haben, als es jezt daſſelbe thut.

So wärſt du dann noch geblieben, wie du aus den Händen der Natur kamſt; deine körperlichen Reize würde noch Stärke vermehrt haben, die bey der heutigen Erziehung fehlen muß, und du hätteſt den warmen erſten Kuß deines gewiß treuen Liebhabers mit Feuer erwiedert, ohne darüber zu erröthen.

Und ſcheinen uns nicht die Naturgeſetze Schande zu machen? Warſt du ſtrafbar, als Lebell dich küßte, daß du roth wurdeſt? Nein, meine Tochter, jenes iſt noch ein glücklicheres Land, als worin du lebſt; und wenn du ſchon glaubſt dadurch gewonnen zu haben, daß du es verlaſſen, ſo kann ich dir doch verſichern, daß ich überzeugt bin, du haſt verloren. Du würdeſt angenehmer, heiterer, ungedrückter leben. Du würdeſt dein ſchönes Clavier nicht ſpielen. Aber deine herrliche Stimme würde die Natur dir doch gebildet, und du würdeſt mehr dadurch bezaubert haben. Keine Vergoldung würde in deiner Hütte ſeyn, aber Zufriedenheit würde ſie dir angenehm machen. Deine Speiſen würden nicht gewählt ſeyn, aber Geſundheit würde dir die Früchte der Erde zu der herrlichſten Tafel machen. Von allen Unruhen, meine Tochter, die jezt ſo oft deine Begleiter ſind, würdeſt du alsdenn nichts wiſſen. Ohne Furcht würdeſt du Abends von deinem Liebhaber weggehen, denn jeder würde einen ſolchen hochſchäzen.

Hätte ich dich unter jenem Volke gelaſſen, du wäreſt ihre Fürſtinn, ihre Beherrſcherinn geworden, und den Mann, dem du dein Herz würdeſt geſchenkt haben, hätten ſie wie ihren König verehrt. Was ſagſt du dazu, Lydie?

Eine Fürſtinn der Wilden, ſtelle Dir einmal Deine Schweſter Lydie ſo vor, Henriette! müßte ich nicht ſchön ausſehen? Ich verſicherte ihm, daß ich als Lebells Geliebte nicht mit dem wilden Fürſtenthume tauſchen wollte.

Jezt fiel er mir ein: Aber in England, wo alles dir zuwider war in den erſten Wochen, wo du Koxen immer anlageſt, dir ſo viel von ſeinen Landsleuten zu ſagen, wo jeder Zug dir gefiel, den er von ihnen malte, wo du ſelbſt ſagteſt, alle ihre Handlungen wären außerordentlich — wie da, Lydie?

Wahr iſts, Henriette, ich hatte immer viel Ehrfurcht für dieſe Nation; denn alles, was Kox mir von ihnen ſagte, war auf Vernunft und auf Menſchenliebe gegründet, und ſie thaten nichts, was einem von ihnen in der größten Entfernung nachtheilig ſeyn konnte.

Nach Lebells erhaltener Erklärung brachte er ſeinen Freund oft mit. Die edle Schilderung, die er mir von ihm gemacht, und alle die Proben ſeiner Freundſchaft, die er mir dargelegt, machten, daß ich ihn warm und wie meinen eignen Freund aufnahm. Ich hatte keinen andern Begriff, als daß ich den ſchätzen müßte, den mein Geliebter werth hielte. Freylich nach und nach kam es mir wunderlich vor, daß er mir oft eben ſo zärtlich begegnete, wie mein Liebhaber, daß er mir die Hand küßte, ſie feurig drückte, Gelegenheiten ſuchte, mit mir allein zu ſprechen, und was der Dinge mehr waren, die mir auffielen.

Hätte ich mehr Weltkenntniß, und kein warmes zur Freundſchaft geneigtes Herz gehabt, wie leicht hätte ich ſeine Abſicht errathen können!

Allein ſo hatte ich ihm vielleicht ſelbſt durch meine erſte freundſchaftliche Aufnahme, durch Erwiederungen freundſchaftlicher Gefälligkeiten, Gelegenheit zu ſeinem böſen Unternehmen gegeben. Eben in den Zeitpunkt, als es mir zu merklich wurde, als ich mich etwas zurückzog, und ſchon willens war, mit Lebell darüber zu ſprechen, fiel die Nachricht von ſeiner Reiſe. Da er ſelbſt etwas zurückhaltender wurde, ſo ließ ich es, und rechnete alles auf eine übelverſtandne Freundſchaft. Lebell wimmerte ſehr um ſeinen Verluſt, und ich grub mir ſelbſt die Falle, die hernach über mich zufiel. Ich bat meinen Vater, mich mitreiſen zu laſſen, und er geſtand mir es gleich zu. Montroſe hat hernach Lebell geſtanden, daß, wenn der Verſuch fehlgeſchlagen wäre, er gewiß ein Mittel gefunden haben würde, es auf eine andere Art zu bewerkſtelligen; denn damals ſey ſein ganzes Herz blos auf die Sache gerichtet geweſen.

Das übrige, liebe Henriette, haſt Du aus Dably's Briefen geſehen. Ich ſetze alſo nichts mehr hinzu. Mein Vater, dem ich es vorgeleſen, ehe ich es abſchicke, iſt damit zufrieden. Was Dir hier und da dunkel iſt, magſt Du verſparen, bis wir uns mündlich ſprechen. Wie ſehr das mein Vater wünſcht, will ich Dir nicht wiederholen.

Eben da ich den Brief ſchließen will, kömmt ein Wagen; ich ſehe hinaus, und es iſt unſre Reiſegeſellſchaft zurück. Hätte ich ſie nicht alle ausſteigen ſehen, ich hätte geglaubt, es wäre einem ein Unglück geſchehen. So bin ich dieſerwegen außer Sorgen; aber deſto beſorgter für traurige Nachrichten von Dir.

Da kömmt Louiſe. Der Tod ihres Vaters iſt in ihrem Geſichte zu leſen.

Er iſt nicht mehr, rief ſie, und lief in meine Arme. Ihre Louiſe iſt nun ganz verwaiſet. Vater und Mutter ſind dahin. Ein Strom von Thränen begleitete den traurigen Ausruf. Und ich habe nicht einmal die Beruhiruhigung gehabt, ſein Angeſicht noch einmal zu ſehen, ſeine Augen zuzudrücken, ſetzte ſie hinzu. Wenn ich nur noch recht gekommen wäre, den letzten Blick aufzufangen, den er auf ſeine Tochter gewiß ſo liebevoll mit ermatteten Augen würde geworfen haben, wenn auch ſeine Zunge ihm nicht erlaubt hätte, etwas zu ſagen, ſo konnte ich doch mich rühmen: Ich habe den Segen geſehen, den mein theurer Vater mir zudachte; ich habe aus ſeinem Blick es geleſen, daß er mir Heil wünſchte.

Ich konnte faſt nichts zu ihrem Troſte ſagen. Ich fühlte es ſelbſt, wie der Verluſt mich angreifen würde, und ich ſahe es, daß ihre Klagen noch mehr als gerecht waren. Ich ſagte ihr alſo auch nichts, als:

Weine, liebe Louiſe, über deinen Vater, ſo lange du willſt; kann es aber deine Thränen mindern, kann es dein Herz erleichtern, daß mein Vater auch der deinige ſeyn ſoll, ſo komm, er ſoll es dir verſprechen, er ſoll es dir ſo verſprechen, daß du ſehen ſollſt, es iſt ſein Ernſt, er wird es halten.

Sie drückte mir die Hand, und bat mich, ſie noch etwas ruhen zu laſſen. Sie legte ſich auf mein Bette nieder. So ſchmerzhaft mir dieſer Fall iſt, ſo iſt doch der Troſt, den ich dabey habe, der, daß ich höre, Du kömmſt bald zu uns, Henriette. Wohl mir dann! und noch mehr wohl wird es meinem Vater ſeyn, die drey lieben Kinder ſeiner theuren Frau bey ſich verſammlet zu ſehen. Das wird ſeinen alten Tagen eine Glückſeligkeit geben, die er nicht kannte, und die ihm ſie zu Tagen des Vorſchmacks einer künftigen Seligkeit machen wird.

Ich eile zu ihm, es ihm zu ſagen, wenn Dudly mir nicht zuvorgekommen iſt. Er wird mich dafür ſegnen, und ich werde ſeine beſte Tochter ſeyn, und immer

Deine

treue Schweſter,

Lydie.

Ein und vierzigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

D. 30. Oct. 1778.

Ich wohne ſchon an dem Orte, wohin ich mich ſelbſt verwieſen habe. Ich fühle es auch ſchon, daß ich wohl daran gethan. Ich bin ruhiger, ſeitdem ich hier bin. Das wirbelnde Geräuſch um mich herum hat aufgehört,

hört, und ſanfter tönt mir die ſüße Stimme Henriettens und Lottchens leiſe Klagen. Meines ſeligen Mannes Bruder iſt gereiſt, alles zurecht zu machen, um ſie dann demnach zur weitern Reiſe hier abzuholen. Alsdenn werde ich mit Lottchen allein ſeyn, und ich werde mit ihr mein voriges Leben anfangen. Doch wird es nicht mehr mit Bitterkeiten untermiſcht ſeyn. Ruhe wird es begleiten, und Erwartung eines ſeligen Kommenden wird ſein Zweck ſeyn.

Und du willſt wieder mit mir gehen? ſagte ich zu Lottchen, als ich ihr meinen Entſchluß bekannt machte.

Ja, das will ich, antwortete ſie mir froh, das will ich, meine theure Gebieterinn. Ich glaube, wir werden glücklicher ſeyn, als wir waren, da Sie noch von Gegenſtänden wußten, die lebten, und Sie nach Ihrer Meynung glücklich machen konnten.

Nun wird nichts mehr Sie beunruhigen. In der ſtillen Einſamkeit werden Sie ſich von den Unruhen erholen, die die Zeit in ſich faßte, von der Sie ſich ein ſo reges Vergnügen, eine eingebildete Erſetzung Ihrer Leiden verſprachen.

Wie ſchön, Lottchen, ſagte ich, wie ſchön haſt du meinen Sinn getroffen! O ich ſehne mich wieder in die Stunden zurück, wo ich von dir wahren Troſt erwarten konnte, wo ich, an deinen Buſen gelehnt, meine Thränen ungehemmt weinte, und die deinigen ſich mit ihnen vermiſchen ſahe.

Auch jezt, meine theure Freundinn, jezt, da ich wieder hier bin, denke ich mit mehrerer innerer Zufriedenheit jener Tage, als der Tage meines Glücks, wo ich unſtet täglich auf Ränke ſann, mir etwas zu erhalten, was ich ſo ſicher beſaß, das aber das verblendete Herz als raubbar ſich vorſtellte. Hier will ich nun weinen, daß ich die erſte Schwachheit begieng, mich zu entfernen; ich will es beweinen, daß dieſe ſo viel folgende nach ſich zog. Daß ich mir ſo vieles Bewußtſeyn des Unrechts auf den Hals geladen, das will ich nun bereuen, und will ſehen, ob Buße und Bitten es gut machen, ob dieſe eine vollkommne Ruhe in mein Herz zu bringen fähig ſind. Wenn ich dann einmal mich der Stunde meiner Erlöſung mit einem frohen Herzen nahe, wenn der Anblick des Todes wie ein Hafen nach langer Schiffahrt mir erwünſcht kömmt, ſo werde ich meinen Entſchluß noch ſegnen.

Als ich meinen letzten Brief ſchloß, legte ich mich nieder, und ſchlief ruhiger, als ich gedacht hatte. Ich bereitete nach meinem Erwachen meine Henriette und ihren Onkel zu meiner Reiſe, und es gieng auch dies beſſer, als ich es geglaubt. Ohne Schwierigkeit wurde mir es zugeſtanden, den mir theuren Reſt meines Geliebten unter meiner Sorgfalt zu haben.

Ehe ſein Sarg geſchloſſen wurde, ſahe ich ihn noch einmal. Immer mit der redlichen Miene lag er noch da, und ich drückte meine Hand noch einmal auf ſeine kalte Stirn. Sanft ruheſt du, ſagte ich; möchte der Schlummer derjenigen, die dich allein liebte, ſo milde ſeyn, möchte er doch nicht lange verziehen, mich in dieſer Geſtalt dir gleich zu machen, daß ich an deiner Seite von meiner Ermüdung bald ruhen könne, wie du dich von der deinigen erholſt!

Als der Tag ſeines Begräbniſſes kam, weinte Henriette ſehr. Ich konnte nicht weinen. Meine Thränen wären ſehr ſchwache Zeugen meines Kummers geweſen. Ich fühlte einen zerreißenden Kummer, der mich zu Boden drückte. Ich hatte mir zwar vorgenommen, alle Gewalt anzuwenden, um mich zu faſſen:

aber ich konnte es nicht über mich erhalten. Der Gedanke, ihn noch in ſeinem Sarge ſehen zu können, von ſeinen blaſſen Lippen die heißen Worte ſeines Abſchieds, aus der erkalteten Bruſt die feurigen Wünſche für mein Wohl mir zu denken, ſeine Augen noch im Geiſt mich liebevoll anblicken zu ſehen, das alles rief vergangene ſchöne Stunden in mir zurück.

Hierzu war die erſte Betäubung gekommen, die mich benebelt, und alles mich wie durch einen Flor hatte ſehen laſſen, was mir bevorſtand.

Jezt fiel ſie weg. Ich ſahe den Augenblick vor mir, wo alles, was mir Freude geweſen war, von mir genommen wurde, wo ich nie anders als mit immerwährender Gewißheit, auch nicht einmal ſein erblaßtes Geſicht wieder zu ſehen, an ihn denken konnte. Jede Erinnerung, die ich mir noch immer dabey dachte, und die mir ſo tröſtlich war, fiel nun weg.

Hätte ich nicht die einzige Ausſicht vor mir gehabt, an ſeinem Ruheplatze ihn noch zuweilen in meine Seele mir zurückzudenken, ſo hätte mich der nagende Schmerz gewiß getödtet.

Ich ſetzte mich im tiefſten Gram in den Wagen, der mich aus dem Hauſe entfernen ſollte, dem ich ſo eifrig zugeeilet war. Jezt wünſchte ich eben ſo eifrig es zu verlaſſen. Als ich den letzten Tritt in ſein Kabinet that, ſah ich ihn noch einmal an ſeinem Schreibeſchranke ſitzen; es war mir, als ob er plotzlich verſchwände, und es gieng ein Licht in mir auf, als ob es mir hell in meiner Seele wäre, daß ich mit ihm zugleich dieſe Wohnung verließe. Aber alles das Traurige um mich herum drückte den Strahl bald wieder nieder.

Wir fuhren. Henriette ſaß neben mir, und ſchwamm in Thränen.

So muß ich es ſeyn, ſagte ſie in der vollen Wehmuth ihres Schmerzes, ſo muß ich es ſeyn, die ihn zu ſeinem Ruheplatz begleitet? Doppelte Trauer muß ich tragen, um eine Mutter und um einen Vater. Hier trage ich ſie für Frank und Louiſen mit. Ich fuhle es ſo tief, als dieſe es immer fühlen können, daß er dahin iſt. Ich weine ihm ihren Schmerz mit. Könnte ich ſo gut den nagenden Wurm von Ihrem Herzen nehmen, daß Sie nichts davon fühlten! Aber das wird wohl nicht geſchehen, das kann nicht geſchehen.

Ihr Onkel ſaß ihr gegenüber. Mäßigen Sie Ihre Klagen, Jette, ſagte er mit verbiſſener Standhaftigkeit; denn es koſtete ihm ſelbſt Mühe, nicht zu weinen. Sie ſind es ſich, Sie ſind es Ihrem Frank ſchuldig. Noch mehr, Sie ſind es Ihrer Nachbarinn ſchuldig, deren Gram dadurch vermehrt wird.

Sie ſahe mich mit einem bittenden Blick an, als ob ſie ſagen wollte: Iſts denn auch wohl ſo? Ich hatte bis jezt ſtumm und faſt ohne Empfindung geſeſſen, bis Henriette ihre Klagen anfieng. Dieſe weckten mich wirklich aus dem Schlummer der Betrübniß; und ich läugne es nicht, ſie thaten mir weh, nicht weil ſie ſie ſagte, ſondern weil ich mich als ihre Urſache dachte. Ich blieb alſo in einem tiefen Nachdenken, als mein Schwager das ſagte, und im Umdrehen hatte ich auch Henriettens Blick weg. — Ganz mit ihr verſöhnt, und ihren Jammer in mir klagend, nahm ich ihre Hand:

Klagen Sie immer, ſagte ich, ſo vergeſſe auch ich meine Schmerzen nicht. In mir müſſen ſie alle Augenblicke neu werden, oder ich erfülle meine Pflicht nicht, die ich mir nie aus den Augen zu laſſen ſo feſt vorgenommen habe.

Wir kamen bald in den Wald, denn der Ort iſt nur eine kleine Stunde von der Stadt.

Das iſt ein dunkler Wald, ſagte mein Schwager.

So dunkel muß er für ſo finſtre Herzen ſeyn, wie es das meinige iſt, antwortete ich ihm. Hier in der tiefſten Dunkelheit iſt meine Wohnung.

Henriette fuhr vor Schrecken zurück, als ſie dies hörte.

Erſchrecken Sie nicht davor, meine Liebe, ſagte ich ihr; es lernt ſich alles, und ſo lernt man auch in dieſer Dunkelheit wohnen. Wenn man von Schmerz gebeugt iſt, ſo iſt einem ſo ein widriger Aufenthalt angenehm. Man vergißt in dem äußern Auffallenden leicht etwas von dem innern Nagenden, und dies zu mindern iſt denn doch immer die Hauptſache.

Und wenn ich auch, ſagte Henriette, allen Freuden der Erde abgeſtorben wäre, ſo würde ich dennoch dieſen Aufenthalt nicht wählen. Ich könnte mich unmöglich an dieſes triſte Anſehen gewöhnen. Es würde bey jedem Anblick tiefere Traurigkeit in mein Herz bringen. Des Morgens, wenn ich die aufgehende Sonne vermißte, würde ich mir ihre

Schönheit als für mich verloren darſtellen. Des Abends, wenn ich nicht ihren Untergang, beſonders im Freyen, betrachten könnte, würde ich glauben, ich wäre in einem Gefängniſſe vergraben.

Und eben das alles, antwortete ich ihr, dient mir zur Vermehrung meiner Ruhe. Da dieſe jezt in einer immerwährenden Trauer beſteht, da ſie ſonſt blos darin beſtanden hat, ſo konnte mir es gar nicht angenehm ſeyn, andere als ſchreckliche Schönheiten der Natur zu kennen und zu genießen. Ich würde mich damals, beſonders in der unleidlichen Laune, über das Auf- und Untergehen der Sonne geärgert haben, weil es zum Vergnügen ſo vieler Menſchen gereichen konnte; und ein ſchrecklicher Sturm war mir ein angenehmes Schauſpiel, weil es ein widriges Geräuſch in meiner Seele erweckte. Meine Nerven hatten lauter harte Eindrücke nöthig, weil ich mir die weicheren von ſo langer Zeit her ſelbſt verdränget hatte.

Wir kamen unter dieſen Betrachtungen an meine Wohnung. Ich hatte Lottchen vorausgeſchickt, alles zu unſerm Empfange zu bereiten. Ich fand den gütigen Prieſter und meinen lieben Doctor vor mir. Beyde trauerm, und trugen die Zeichen davon in ihren Backen; das ſind immer Zeugen, die ſich nicht verwiſchen laſſen.

Ich weiß, ſagte der freundliche Doctor, ich will Ihren Mann mit bedauern, ob ich ihn gleich nicht kannte. Ich finde, nichts iſt mir gleichgültig, was Sie angeht.

Obgleich meine Seele ſo bitter, als möglich, gekränkt, und zu nichts weniger als einer frohen Empfindung geſtimmt war, ſo ſchlug doch mein Herz ſtärker, als ich ihn wiederſahe; und wenn ich nicht den Sarg meines Mannes vor Augen gehabt hätte, ich glaube, ich hätte mich über ſein Wiederſehen freuen können.

Wir verweilten uns nur ſo lange im Hauſe, als wir nöthig hatten, uns von der rauhen Witterung zu erholen, die uns auf dem Wege ſehr mitgenommen.

Man eilte an den Begräbnißplatz, und für mich eilte man viel zu ſehr.

Indeſſen mußte ich folgen. Auf dem Raſen des Hügels ſtand nur hin und wieder noch ein dürres Grashälmchen. Keine Blume, nicht einmal eine ſpäte Herbſtblume, bedeckte ihn mehr. Er war ſo öde, daß ich es kaum mehr kannte. Alle Blumen, die ich ſo reichlich dahin gepflanzt, aller Klee, den ich ſo ſorgfältig geſäet, war ausgegangen, und nicht eine Spur mehr davon zu ſehen. Mit meinem Abſchiede ſchien alles getrauert zu haben. Ich dachte in meinem Herzen: Ich werde euch bald wieder ziehen; aber es wurde der Gedanke von den traurigern, die alles um mich erregte, erſtickt.

Als er in die Gruft gelaſſen wurde, war mir es in meinem Sinn, als ob ich ihm nachſpringen ſollte, ſo ſehr ſahe ich alles dahinunterlegen, was den Umfang meiner Glückſeligkeit ausmachte.

Als aber die Erde über ſeinem Sarg wieder zugeworfen wurde, vergieng meiner Seele alle Beſinnungskraft. Ich fiel in Lottchens Arme. Das ſchreckliche Getöſe war mir zu dumpf, als daß es nicht alle Nerven hätte reizen ſollen, und es that dieſes ſo heftig, daß ſich meine Einbildung das Getöſe doppelt fürchterlich malte, und mir das Bewußtſeyn nahm. Als ich erwachte, fand ich mich auf meinem Bette, entkräftet und in einem Fieber. Der Doctor und Lottchen ſaßen bey mir.

Ich fragte, wo Henriette wäre? und Lottchen antwortete mir, daß ſie ſich eben in ihr

Zimmer begeben, daß ſie nicht aufgehört zu weinen und zu klagen, daß ſie mich nun auch noch verlieren ſollte. Ich ſchickte Lottchen zu ihr, und ließ ſie bitten, wiederzukommen.

Als ich mit dem Doctor allein war, ſagte er mir ganz kürzlich:

Ich fürchtete für Ihr Leben, meine Liebe; aber mir iſt wohl, daß Sie ſich wieder erholt, nun bringe ich Sie durch. Vorher zweifelte ich daran. Ich habe alles vermuthet, da ich fand, daß Ihnen ein ſchweres Leiden bevorſtand. Ihr Entſchluß, ſich wieder hieher zu begeben, wird Sie nie gereuen, dafür bin ich Ihnen Bürge. Ich werde Ihnen bey mehrerer Muße mehr ſagen. Sie haben einen groſſen Theil meiner Beſchäftigungen ausgemacht.

Henriette kam, und er ſchwieg, reiſete auch bald darauf weg. Gott ſey gedankt, ſagte ſie, als ſie hereintrat, daß Sie wieder leben.

Zärtliches Mädchen! warum konnte ich nicht, ehe ich dich geſehen hatte, ſo viel für dich fühlen, als ich jezt fühle? ſo wüßte ich gewiß, daß alles beſſer gegangen wäre.

Mein Onkel, fuhr ſie fort, hat Sie mit einem Abſchiedskuſſe verlaſſen:

„Ich werde, ſagte er, dich wohl nicht wieder ſehen, Arme, die für lauter Leiden geboren war. Vielleicht will dich der Himmel bald aus dem Kerker erlöſen, in dem du ſchmachteſt, und dann wünſche ich dir ſanfte Ruhe.“

Dabey rollte eine Thräne aus dem Auge, und er verließ mich und Sie, indem er Sie des Doctors Sorgfalt anbefahl.

Und ich Verlaſſne glaubte ſchon, ich wäre beſtimmt, auch Sie an Ihre Gruft zu begleiten. Nein, liebe theure Mutter, das wolle der Himmel nicht! Er laſſe Sie noch zu unſrer Freude leben! Was würde Frank und Louiſe ſagen, wenn ich ihnen noch dieſe trübe Nachricht mitbringen müßte? So kann ich ihnen ſagen, ſie ſollen mit mir gehen, das einſame Plätzchen ihrer Mutter zu ſehen, es zu ſehen, wie ſie über den Vater weint, der ihr ſo innig werth war, wie ſie ſeine Aſche heilig hält. Dann kommen wir zu Ihnen, meine theure Mutter, und in Ihrer heiligen Einöde geben Sie uns Ihren Segen, der dann wie der Segen aus einem heiligen Munde ſeyn wird.

Du ſchmeichelſt mir mit herrlichen Ideen, liebe Henriette. Du willſt diejenige, die du zu deiner Mutter angenommen, gern glücklicher machen. Und gewiß, du trägſt viel zu ihrer Ruhe bey. Du wirſt ihren Kindern die Fehler aus dem Sinn bringen, die ſie gegen ſie verſchuldet. Du wirſt ihr Herz, welches nicht böſe war, vertheidigen, und du wirſt hauptſächlich eine Unruhe von ihr nehmen, die ſie ſchwer drückt.

Und das wird ſie auch gewiß, meine Freundinn; und Gott, der vom Himmel auf edle Herzen gewiß Segen ergießt, wird ihr ihn reichlich geben, und wird ſie in Fülle der reizendſten Wonne unter den Sterblichen ſehen.

Ich erholte mich durch die Bemühung des Doctors und durch Henriettens Pflege den andern Tag ſchon wieder. Ich gieng mit Henrietten alle Winkel des Hauſes durch. Ich zeigte ihr jeden, der mir merkwürdig geweſen. Manche bezeichnete die Erinnerung an eine frohe Nachricht, manche die Trauer einer beſonders ſchwermüthigen. Den folgenden Tag hatten wir helles, warmes Wetter.

Wer weiß, dachte ich, ob der Winter dir es noch erlaubt, das Grab zu ſehen. Ich gieng alſo, ohngeachtet alles Zuredens von Henriettens und Lottchens Seite, mit ihnen dahin. Daß die Empfindung des erſten Anblicks nicht angenehm war, können Sie ſich

denken;

denken; allein ich war ſchon ſtandhafter. Ich hatte mich gefaßt. Ich weinte zwar auch, aber es waren nicht mehr Thränen von wilder Empfindung eines Verluſts. Es waren Thränen, die aus dem Bewußtſeyn der Größe des Verluſts, aus der ganzen Ueberſicht deſſelben für die Zukunft ihren Urſprung nahmen.

Ich zeigte Henrietten das Grab der beyden Alten, und Lottchen dachte dabey des ehrlichen Mönchs mit innerer Theilnehmung. Wo werden ſeine Gebeine ruhen? ſagte ſie; gewiß weit entfernt von dieſen ſeinen ihm theuren Aeltern. Sein Staub, wüßte ich ihn, und könnte ich es, ſollte hier noch ruhen. Ich wollte wenigſtens eine Handvoll davon mit dem Staube ſeiner würdigen Aeltern vereinigen.

Ich gieng unterdeſſen tiefſinnig um das neue Grab herum, das nun alles faßte, was ich an dieſer Stelle ſo oft todt mir nur hergewünſcht. Wie vielmal habe ich es nicht zu Lottchen geſagt: Wenn er ſtirbt, ſollte er nur hier ruhen können, daß ich ihn oft beſuchen, und auf ſeinem Grabe klagen könnte. Wie wollte ich es hüten!

Ich ſahe nun dieſe Erfüllung meines Wunſches zu meinem Leiden vor mir, da ich es eigentlich zur Freude mir erſehen hatte. Ich dachte darüber nach, wie ich dem Grabe eine Sicherheit geben könnte, daß kein vorbeygehender Frevler oder auch kein Thier mir es verletzten. Ich theilte meine Gedanken Henrietten mit, und ſie ſagte mir, ich ſollte ein Gitterwerk darum ziehen laſſen. Aber ſie bat mich, es offen zu laſſen. Denn unter Gottes freyem Himmel zu ſchlafen, ſagte ſie, das iſt tauſendmal ſchöner, als in einem ſo dumpfen, dunkeln Gewölbe.

Das thue ich nun, und ich werde dann ruhiger ſeyn.

Ueberhaupt, meine Freundinn, habe ich recht viele Hoffnung, hier ziemlich glücklich zu leben, wenn man es anders in beſtändiger Trauer ſeyn kann. Aber warum ſollte man es nicht ſeyn können? Warum ſollte, da bey manchen Menſchen Nachdenken die Lieblingsſache der Seele iſt, nicht auch bey manchen Traurigkeit es ſeyn? Ich weiß, daß mir oft ein Hang zur Schwermuth die ſüßeſten Stunden gemacht, da ich noch nicht unglücklich war; und wieder zu andern Zeiten konnte eine traurige Erzählung mir eben ſo viel Freude machen, als eine Luſtbarkeit und

Zerſtreuungen, die ich doch gewiß auch liebte, bewerkſtelligen konnten.

Alſo liegt es wohl im Willen, in den Wünſchen, in den Umſtänden eines Menſchen, ob er ſich durch frohe oder durch trübe Scenen will hinreißen laſſen, und was beſſer iſt, das wollen wir hier nicht unterſuchen. Sie würden es partheyiſch nennen, wenn ich das letzte behauptete, und das erſte fühle ich nicht in mir.

Wir verließen das Grab mit feyerlicher Ehrfurcht, und der ganze Abend wurde im Andenken daran zugebracht. Ich ſagte Henrietten, wenn ſie nun einmal wiederkommen würde, ſollte ſie es ganz anders finden; denn alle meine Mühe will ich darauf wenden, ihm einen Reiz zu verſchaffen, der mich locken ſoll, wenn wider meine Empfindung mein Gefühl abnehmen ſollte. Für mich und Lottchen will ich noch Plätze in der Umzäunung laſſen; denn dieſe gute Seele wird mich nie verlaſſen, und ſollte ich eher ſterben, ſo opfert ſie gewiß ihre Tage auch meinem Andenken.

Wenn mich Henriette verlaſſen hat, ſo ſchreibe ich Ihnen wieder. Dieſer Briefwechſel, meine Theure, ſoll ein Theil meiner Beſchäftigung ſeyn, wenn Sie ihn billigen. So kann ich wenigſtens Schmerz und Linderung in einen Buſen ausſchütten, der immer mir freundlich ſchlug. Ewig wird Sie lieben

Ihre

treue Freundinn,

Friderike.

Zwey und vierzigſter Brief.

Dubly an Raſſ.

D. 1. Nov 1778.

Er iſt wieder vereitelt, der Plan, Dich zu ſehen, Raſſ. Wir ſind wieder hier bey meinem Vater, und wir werden dieſen Winter wohl ſchwerlich von hier wegkommen. Zwey Tagereiſen hatten wir gemacht, als uns ein Expreſſer entgegen kam, mit dem Befehl, die Briefe uns abzuliefern, die er an uns hatte, wo er uns fände.

Er kam mir zuerſt in den Wurf; ich nahm ihm ſeine Briefe ab, denn ich vermuthete ſchon den Inhalt. Er ſagte mir es auch mündlich, daß Franks Vater todt ſey.

In gewiſſen Lagen iſt der Menſch übel daran; aber eben wenn es mit ihm auf der größten Höhe der Verzweiflung an einem guten Ausgange iſt, ſo glimmt der Muth, und eine raſche Entſchließung thut in dem Falle viel.

Die Reiſe, ob ſie gleich nur zwey Tage gedauert hatte, war mir doch höchſt empfindlich gefallen. Wir waren erſt mit einem thränenden Abſchiede aus dem väterlichen Hauſe entlaſſen worden, eine Arbeit, die für das fühlbare Herz nicht geringe iſt. Aus dieſer Nebelwolke gerieth ich in einen Platzregen. Gleich anfangs enthielten Franks und Louiſens Geſpräche nichts als den Tod ihres Vaters, als ob es ſchon gewiß ſey, daß er geſtorben. Ihre Klagen wurden ſo lebhaft, daß ſie mir das Herz zerriſſen, und ich hatte viel Mühe nöthig, ſie zu einem gewiſſen Grad von Beruhigung zu bringen, die aber dennoch bloſſes Spielwerk war. Denn kaum hatte ich einen andern Gedanken eingeleitet, ſo führte ein Nebenweg ſie wieder auf ihre Straße, wo ſie blieben, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern. Ich mußte alſo entweder mit ihnen klagen, welches ich unmöglich in einer ſolchen Dauer kann, weil ich viel auf nützliche Gegenſtände für die Nebengeſchöpfe von uns halte, als daß ich zu viele Zeit in bloßem trocknen Jammer über eine Sache zubringen ſollte, die, ſo nahe ſie mir geht, ich nicht ändern kann. Ich hätte mir nichts daraus gemacht, und mich der Sache ſo ſehr nicht angenommen, wenn nicht Louiſe im Spiel geweſen wäre.

Ich war alſo im höchſten Grade einer Spannung meiner Seele zur Unzufriedenheit, als dieſe Nachricht mir aufſtieß.

Ich gieng gleich beym erſten Vorſatz, den ich ein wenig überdacht, zu Franken, und redte ihn ganz dreiſt an: Lieber Frank, du mußt dich etwas als Mann zeigen. Uebertriebene Traurigkeit iſt Sünde wider ſich ſelbſt.

Er merkte nicht gleich, was ich wollte, glaubte, ich zielte auf das Vergangene, und ſagte, er woll' es ſich zu entſchlagen ſuchen, da doch noch nicht alle Hoffnung verloren ſey. Vielleicht wäre es beſſer, als wir glaubten.

Du irreſt dich, Frank, antwortete ich ihm, da iſt nichts mehr zu hoffen. Du mußt nun alle Kräfte zuſammennehmen, damit wir Louiſen den Schrecken ſo leiſe beybringen, als es ſeyn kann. Das arme Kind wird freylich bey der Nachricht auſer ſich ſeyn. Dabey hielt ich ihm die ſchwarz geſiegelten Briefe hin.

Die Wendung that ihre gehörige Wirkung. Sie lenkte von der Hauptſache ab. Ja das arme Mädchen wird zittern, ſagte er. Und indem er die Brieſe ſchweigend nahm, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: —

So habe ich denn keinen Vater, keinen gütigen, liebreichen Vater mehr? ſo hat er ſterben müſſen, ohne ſeinem Sohn das letzte Lebewohl zu ſagen? — Das iſt Trauer auf Trauer, Unglück auf Unglück.

Ich war froh über ſeine Faſſung.

Als er geleſen hatte, erzählte er mir einige Umſtände, und ſagte zuletzt: Und mein Onkel will, daß wir zurückkehren ſollen; aber das werde ich nicht thun. Ich will meines Vaters Angeſicht noch einmal ſehen, und ſollte ich ſein Grab öffnen laſſen. Ich muß mir ſein Bild noch einmal einprägen, damit es mir bleiben möge. Was ſollte das ſeyn, daß man mich ſogar von ſeiner Aſche zurückhalten wollte? Nein, ich kehre nicht um.

Ich bat ihn um den Brief, und er gab mir ihn. Ich las, und fand die Gründe gewählt und vernünftig. Das müſſen wir thun, Frank, ſagte ich, ſonſt machen wir Ihren Onkel böſe. Du muſt nicht eigenſinnig ſeyn, lieber Frank, muſt nicht auf etwas beſtehen, was dir im Grunde nichts helfen kann. Was willſt du die Ruhe deines Vaters ſtören? Werden das die Deinigen wohl gerne ſehen? Und warum willſt du uns des Vergnügens berauben. deinen Onkel bey uns zu ſehen? Nein, Frank, laß die Grille fahren, laß uns auf etwas Nothwendigeres uns bereiten. Wir müſſen Louiſen es ſagen; und ich weiß, dieſe Schweſter iſt dir ſo lieb, als ſie mir iſt. Laß es uns ſo machen, daß ſie nicht Folgen davon tragen muß, die für uns unangenehm ſeyn würden.

Dies ſchien Eindruck auf ihn zu haben. Er erholte ſich aus der erſten Beſtürzung, und gieng mit zu ſeiner Schweſter. Aber dieſe war viel zu unruhig, viel zu aufmerkſam auf jede Kleinigkeit, als daß ſie nicht in ſeinem Geſichte die ganze Sache hätte leſen können, die die Furchen darin hervorbrachte.

O er iſt todt! er iſt nicht mehr! mein Bruder; du brauchſt es mir nicht zu ſagen, es ſteht in deinen Augen, an deiner Stirn ſteht es geſchrieben. Unglücklicher Bruder! armes Mädchen! Da geht nun hin, ihr Waiſen, die ihr niemanden mehr habt; ſucht nun einmal in der weiten Welt ſo ein Vaterherz wieder, wie es dieſer hatte — O ihr Armen! nun könnt ihr noch ſtolz ſeyn!

War es nicht genug, daß die Mutter, die zärtlichſte, die beſte, dahin gieng? Nein, auch den Vater, der noch übrig war, mußte das Schickſal treffen. Auch er mußte davon, auch er mußte das ſchwere Leiden eingehen, ohne ſeine Kinder wiederzuſehen, die Welt zu verlaſſen. Das nenne ich mit dem Glück des Menſchen ſpielen, wie es mit dem unſrigen geſchieht. Sieh doch, Bruder, den ſchönen Ball, wie er fliegt, wie er glänzt — ſieh, wie hoch er nun geht — ach! fort, ſchwarz verbrennt — haha! er kam dem Feuer zu nahe — Biſt du hin, liebes Bällchen! Nun was ſäumen wir — Dubly! Frank! angeſpannt, fort, daß wir die Kohle noch glimmen ſehen, die da liegt, ehe ſie ganz Aſche wird. Wenigſtens wird es uns noch ein Stich mehr ſeyn, und ſollen wir uns denen entziehen? Je mehr, je beſſer! o ſie ſind ſchön tödtlich.

Hier ſank ſie vor Mattigkeit in einen Stuhl, und winkte immer nur zum Anſpannen nach dem Hofe.

Ich nahm Frank bey Seite. Hier müſſen wir uns verſtellen, ſonſt geht es nicht gut. Wir müſſen gerade zurückfahren, und ihr nichts ſagen. Anfangs wollte Frank nicht daran; aber hernach beſann er ſich, da er ihre Hitze, und den Schaden, der noch dadurch entſtehen konnte, näher beleuchtete.

Wir fuhren bald ab. Louiſe war immer noch matt, und ich trieb nur immer zur ſchnellen Reiſe. Ich fürchtete für ihre Geſundheit, und wollte ſie nur erſt wieder bey meinem Vater und Lydien haben, wo für ſie gehörig geſorgt werden konnte.

Den andern Morgen verlangte ſie die Briefe. Frank gab ſie ihr, und ſie las ſie eifrig. Man ſah die Arbeit ihrer Seele im Geſichte.

Und das bat unſer Onkel, ſagte ſie, und wir thaten es nicht? Er, der uns nun Vater ſeyn muß, der befehlen kann, bittet, und wir folgen nicht? O Dudly! Frank! gleich, gleich kehren Sie um; wenn Sie mich lieb haben, ſo verziehen Sie keinen Augenblick. Ich will gern zu meinem erblaßten Vater, es iſt wahr; aber nicht, um den lebenden zu kränken. Das wäre zu viel für etwas verlangt, was nicht ſeyn muß, wenn es auch meine Ruhe ſchon befördern würde. Nun! Sie thun es nicht? — Iſt es Ihnen nicht einleuchtend, was ich ſage, daß es unſre Pflicht, eine wichtige Pflicht iſt? Oder iſts um meiner Bitte, um meiner Hitze willen geſchehen, daß man es nicht gethan? o ſo vergebt, und rechnet es Euch ſelbſt zu, weil Ihr mir es nicht ſagtet.

Ich nahm ſie zärtlich bey der Hand. Dieſe Wärme für ihren Onkel war mir ſo theuer, ſie war mir ſo werth; ich ſah ſo ein wallendes warmes Gefühl der Redlichkeit darin, daß ich die Entdeckung um vieles nicht hätte miſſen wollen.

Ich ſagte es ihr bald, daß ich es nur verheelt, um ſie nicht zu kränken — wir wären in wenig Stunden ſchon wieder zu Hauſe.

Dank, theuren Dank, ſagte ſie, und wollte meine Hand küſſen. Wie fuhr mir das durch mein Herz! wie waren alle meine Sinne ſo von Vergnügen mitten im Schmerz belebt! Ich nahm meine Hand, und küßte die Theure dafür auf den Mund.

Es war ein Kuß, lieber Raff, deſſen gleichen man lange ſuchen kann. Stell Dir Deine Geliebte im tiefſten wirklichen Schmerz über den Tod ihres Vaters vor, und ſieh, ob Du ſo einen Kuß von ihr erhalten kannſt, der wärmer iſt, als alle, die du je geſchmeckt! Dazu gehörte nur dieſe Lage, nur dieſer Zufall, ſonſt konnte es nicht ſeyn.

Wir kamen zu Hauſe an. Louiſe lief gleich zu Lydien, und mir kam Leveil entgegen, dem ich unſer Unglück erzählte.

Frank fand ſeinen Weinert, und klagte ihm ſeine Noth. Er muß wirklich dieſen Vater über alles geliebt haben. Er weiß ſelbſt es noch nicht recht zu erklären, und er ſagt, der Tod dieſes würdigen Mannes ſchwebe noch wie ein Traum vor ſeinen Augen. Seine Seele könne und wolle es ſich noch nicht als wahr denken.

Meinen Vater hatte Lydie mit der Nachricht überraſcht, ehe ich es wußte, und der alte Mann weinte bitterlich. Er hätte mein Bruder ſeyn ſollen, ſagte er, wenn er nur zu mir gekommen wäre. Unſre Kinder ſind wechſelsweiſe mit einander ſo glücklich. Welche Wonne wäre es geweſen, dies mit gemeinſchaftlicher Freude anzuſehen!

Montroſe iſt ſeit geſtern weg. Es kann wohl ſeyn, daß er aufs Land gereiſet iſt. Aber da hätte er doch wohl etwas geſagt. Es kömmt mir bedenklich vor, und ich glaube, ich habe gegründetes Recht dazu, wenn ich ſage, er ſieht Lydien nicht gleichgültig an. Ich will wünſchen, daß ich falſch urtheile; denn es würde viel neue Kränkung ſtiften. Aber vielleicht iſt er ſo vernünftig, und entfernt ſich, ehe etwas davon ausbricht.

Nun, lieber Raff, da wir uns ſo bald nicht ſehen werden, frage ich Dich: Kannſt Du Dir nicht einige Monate abbrechen? Ich möchte Dich gern hier haben, möchte Dir gern mündlich für alle Deine Freundſchaft danken. Und Du ſollteſt mir dann meine Louiſe zuführen, wenn die glückliche Zeit erſcheint, da ich ſie die Meinige nennen kann. Hierauf antworte mir. Seitdem Du nicht mehr Urſach haſt, an meinen Leiden Theil zu nehmen, ſcheinſt Du Dich wenig um mich zu bekümmern; und mein Glück iſt Dir zu klein, als daß es Dich beſchäftigen ſollte. Habe ich Recht? Oder wenn ich es nicht habe, ſo ſtrafe durch eine ſchnelle Ueberzeugung vom Gegentheil

Deinen Freund,

Dubly.

Drey und vierzigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

D. 6. Nov. 1778.

Vorgeſtern iſt Henriette fort, und ich bin nun mit Lottchen ganz alleine. So ſehr es mein Wunſch geweſen iſt, ſo vermiſſe ich doch dieſe treue Freundinn ſehr. Sie fehlt mir, wo ich hinſehe, und das Liebreiche, das ſie in ihrer Behandlung gegen mich hatte, iſt mir ſo zur Natur geworden, daß ich mich über deſſen Verluſt zu grämen anfange.

Mein Schwager kam, ſie abzuholen.

Ich glaubte Sie nicht wieder unter den Lebendigen anzutreffen, Schweſter, ſagte er mir. Sie waren ſchon ganz mit Ihrer Seele vom Körper abgeſondert. Aber ſo freue ich mich doch. Ich denke, wenn ich von dem Alten zurückkomme, und das junge Völkchen ſo bey mir habe, ſo werden Sie ſich wohl noch bewegen laſſen, mit uns zu gehen.

Das wird aber nicht geſchehen, Freundinn; der Vorſatz iſt immer bey mir feſt, hier mein Leben zu enden; und wenn auch die Zärtlichkeit für meine Kinder, wenn auch die Bitte, die ihr Vater auf dem Sterbebette an mich that, mich zum Entſchluß bringt, einmal dieſe Einöde zu verlaſſen, ſo wird es doch nur auf einige Tage ſeyn. Ich habe ſie wieder recht lieb gewonnen. Die Stille iſt mir ſo feyerlich, und um ſo angenehmer, da alles um mich her mich zur Ruhe gleichſam auffordert. Alles beſchäftiget mich wirklich, und es iſt nicht wie in vorigen Zeiten, wo alles mich in eine traurige Unthätigkeit verſetzte. Selbſt die Betrübniß war mir damals Langeweile, jezt iſt ſie mir Beſchäftigung.

Der Schwager brachte noch einen Tag bey mir zu. Er bewunderte die ſchreckliche wilde Gegend um meine Hütte, und ſagte, wenn er ſeines Lebens müde wäre, ſo würde er ſich auch ſo einen ſchrecklichen Aufenthalt wählen.

Er verließ mich mit viel Zärtlichkeit.

Hätte ich es wohl glauben können, daß der Mann, den ich in dieſer nämlichen Hütte ſo oft verwünſcht, all mein Unglück ihm auf ſeine Schultern gelegt, daß der noch mein Freund werden, daß ich ihn als einen edlen, treuen Patrioten ſchätzen, und Zuflucht für ſo manchen Schmerz bey ihm ſuchen würde? Hätte ich es wohl denken können, als ich der Frau ſchrieb, daß ich ihr nie ihre Beleidigung vergeſſen, ihrem Manne und Schwager aber nie ſie vergeben würde, daß noch einſt alle meine Wünſche auf das Wohl dieſer aller, und auf ihre Vergebung gegen mich, zielen ſollten?

So wunderlich iſt des Menſchen Schickſal, und ſo wenig ſollten wir etwas uns vornehmen, weil wir nie gewiß ſeyn können, ob es unſern Kräften, oder den Wegen, die der Lauf des menſchlichen Lebens nimmt, angemeſſen ſeyn wird.

Als mein Schwaager und Henriette weg waren, erneuerte ſich ein Anfall von Schwermuth bey mir, den dieſer rührende Abſchied, der eben vorhergegangen, hervorgebracht. Ich dachte auf alle mögliche Mittel, mich zu zerſtreuen, und nach einigem Nachſinnen fiel mir mein hier begrabenes Kind ein. Ich war am Begräbnißhügel ſchon einigemal geweſen, und immer hatte ich über das kleine Grab weggeſehen, ohne daran zu denken.

O Lottchen, rief ich — unſer armes Würmchen — ſein haben wir noch nicht einmal gedacht, noch keine Thräne ihm geſchenkt!

Ich habe gleich daran gedacht, meine theure Gebieterinn, antwortete ſie mir; aber ich wollte Ihr ohnedem trauriges Herz nicht mit dem Andenken an mehr Betrübniß noch ſchwerer machen, und aus dem Grunde ließ ich es.

Aber nun ließ ich mich auch nicht halten. Ich lief gleich mit ihr an den Platz, wo es ſchlief, und beſuchte ſeine Ruheſtätte. Alles war noch unverſehrt.

Ich brachte eine ganze Stunde dort zu, und Lottchen mußte mir ſo viel von der guten Kleinen erzählen, daß alles, was wir von ihr wußten, zuletzt erſchöpft war. Wir hatten ſie leider nicht lange gehabt, die Freude, die wir doch in der That von dem kleinen lieben Wurm ſo reichlich empfunden.

Wir pflanzten noch einige kleine Sprößlinge von Wintergrün in die lockere Erde des Grabes, damit es heranwachſen ſollte, um hernach die Wände des eiſernen Gitters etwas zu durchſchlingen.

Wir verließen dann den ſchönen, uns ſo werthen Platz. Wir brachten den übrigen Theil des Tages in Unterredungen über unſre künftige Lebensart zu. Da dieſe ziemlich gleichgültig ausfallen muß, ſo ſage ich Ihnen nichts davon.

Geſtern kam der Doctor.

Nun bin ich allein, lieber Freund, ſagte ich, nun können wir uns recht ſatt mit einander reden, nun können wir unſre Herzen ausſchütten. Ich wenigſtens, lieber Mann, bringe Ihnen warmen, reinen Dank für Ihre gütige Sorgfalt, für Ihre Liebe zu mir. Wie oft haben Sie mir in traurigen Stunden Vergnügen gemacht! wie oft haben Sie mich durch Ihre Briefe aufgeheitert, und wie vielmal haben Sie nicht meine raſche Wildheit durch Ihre eingeſtreueten Ermahnungen gedämpfet! Alles, was Sie mir ſagten, betrachtete ich wie einen höhern Befehl.

So ſollte ich Ihnen ja wohl für Ihre Folgſamkeit danken? ſagte er. Aber glauben Sie, daß ich Ihnen würde geſchrieben haben, wenn ich das nicht vorhergeſehen hätte? Nimmermehr! da hätte ich gewiß meine Briefe lieber verbrannt, wenn ich nur den geringſten Argwohn davon gehabt hätte, daß Sie ſie nicht mit wahrem gutem Herzen aufnehmen würden.

Und, fiel ich ihm hier ein, meine letzte trübe Lage hatten Sie gänzlich zerſtört, ganz mich in eine bewundernswürdige Faſſung gebracht, welche jeder, der mich kannte, für einen Zauber hielt. Ich wäre noch immer in der Hoffnung ſeiner Geneſung bis auf den letzten Augenblick der Gegenſtand ſeines Schmerzens geweſen. Ich hätte ihm ſeinen

Tod erſchwert — Aber ſo flößte mir Ihr Brief, und die Gewißheit, ihn nicht retten zu können, die er enthielt, den Gedanken ein, wenigſtens ihm ſeinen Tod zu erleichtern, und das habe ich auch redlich gethan. Ich habe Thränen, die ihm würden nahe gegangen ſeyn, zurückgehalten, und er hat mir ſeine Freude darüber geſtanden. Aber Sie verſprachen mir mehr zu ſagen. Was iſt das? was ſoll ich noch von Ihnen wiſſen?

„Nichts Erhebliches, meine Liebe; ich glaubte, Sie wären neugierig zu wiſſen, was ich eigentlich für Gemeinſchaft mit Ihrem Glück und Unglück habe.“

Allerdings bin ich neugierig darauf; aber wie darf man es wohl wagen, darum anzufragen, ohne daß man weiß, ob es erlaubt iſt. Neugierde, wiſſen Sie ſelbſt, iſt nur zu oft ſtrafbar; und weil es nicht eines jeden Sache iſt, dies zu ſeyn, ſo giebts Menſchen, die lieber keine Wißbegierde verrathen, wenn ſie ihnen ſchon manche Pein macht, um nicht dieſem bekannten Fehler in die Hände zu fallen.

Aber Sie können, und Sie ſollen es wiſſen, ſagte er, was mich zuerſt auf die Gedanken gebracht, mit Ihrem Schickſale mich zu beſchäftigen. Setzen Sie ſich, und hören Sie

Sie zu. Allein ich bitte wohl Acht zu geben. Er ſetzte ſich darauf nieder, und fieng folgendermaſſen an:

Ich habe eine gewiſſe Gabe, meine liebe Freundinn, die nicht jedermann hat, die auch nur wenigen Menſchen zu Theil geworden iſt. Die Gabe beſteht darin, daß ich das Schickſal eines Menſchen in ſo weit zu beſtimmen weiß, ob es glücklich oder unglücklich iſt, ob der Fall groß oder ohne Wichtigkeit, ob er nahe oder entfernt iſt. Daß dieſe Gabe ihren Werth habe, werden Sie mir zugeſtehen, und Sie haben ſelbſt die Erfahrung davon gemacht.

Allein dieſe vortreffliche Sache erſtreckt ſich nicht auf alle Menſchen. Es giebt ihrer, die ganz mir zuwider ſind, und denen ich nie etwas von ihren Begegniſſen vorher ſagen kann. Es müſſen diejenigen, denen ich etwas entdecken kann, ihrem Geiſte nach mit meinem Geiſte in einem ſehr hohen Grad von Verbindung ſtehen. Sie müſſen ſich oft ſehen, daher ſolche Perſonen auch erſt einen ziemlich langen Umgang mit mir haben müſſen.

Es iſt auch nothwendig, daß wir vor dieſem Leben in einerley Planeten geweſen ſeyn, und uns mit andern Geiſtern nicht abgegeben haben, die nicht in unſer Fach einſchlagen. Ich will Ihnen keine weitläuftige Beſchreibung von dieſen verſchiedenen Unterſcheidungsarten machen. Sie hilft Ihnen doch nichts. Ich will bey dem fortfahren, was uns angeht.

Den Tag, als Sie mir Ihre Erſcheinung entdeckten, ſahe ich es wohl, daß Sie es werth waren, daß man Sie glücklich zu machen ſuchte, und dies konnte vielleicht geſchehen, wenn man Sie vor manchem warnte, und manches Ihnen vorher bekannt machte.

Hierzu war eine Unterſuchung nöthig, und ich nahm ſie gleich vor. Ich fand zu meiner ausnehmenden Freude, daß Sie mit mir auf das vollkommenſte harmonirten, daß unſre vorige Wallfahrt an einem Orte geweſen, und ein Schein der Hoffnung war dabey, daß ich noch einſt mit Ihnen wieder vereiniget werden würde.

Ich ſahe aber gleich in Ihrer Linie viele Unglücksknoten, beſonders viele kleine, die ſo innere Unruhe über unrecht ausgeführte Handlungen zum Grunde haben. Einer der größten war der, der jezt verfloſſen iſt. Ich fand auch wieder manche ſchön ſchillernde Flecken, welche Glück bedeuten.

Ich freute mich nur innerlich darüber, daß Sie nun meiner Seele mehr zugethan, ja ihr einigermaßen verwandt waren, und Sie müſſen auch dieſe Freude an mir denſelben Abend ſtark bemerkt haben.

Sobald ich Ihr Schickſal erforſchen will, nehme ich nur friſches Waſſer, tröpfle darein einige Tropfen eines milchweißen Liquors, den ich ſelbſt bereite, denke mir den Namen der Perſon dazu, die es angehet, und ſogleich ſetzt ſich eine ſchneeweiße Linie, allemal in einem Maaße, welches zwey Jahr groß iſt, darin der Länge nach herauf, und iſt, nach Befinden, mit ſchwarzen Punkten gröſſer oder kleiner, oder mit ſchillernden Knöpfchen beſetzt. Da kann ich dann ſehen, ob es nahe oder fern, Glück oder Unglück iſt. Ich kann dies in der größten Entfernung wiſſen, und ich kann noch weiter ſagen, wohin es wohl eigentlich einſchlagen möchte, was die Punkte oder Knöpfchen ſagen wollen. Allein davon kann ich Ihnen nichts mehr ſagen, denn mir iſts ſelbſt verboten. Der Mönch iſt auch mein Bruder, und er hat die nämliche Macht

Hier ſchwieg der Doctor, und meine Verwunderung war aufs höchſte geſtiegen. Ich ſtand auf, und gieng auf ihn zu.

Da ſind Sie ja ein glücklicher Mann! ſagte ich; was können Sie nicht Gutes ſtiften, wie viele könnten Sie nicht von einem böſen Wege auf einen guten bringen!

Das thue ich auch, ſo viel ich kann, ſagte er; es iſt auch meine erſte Pflicht.

Nun will ich Ihnen noch etwas ſagen. Erinnern Sie ſich, daß Ihnen in wenig Tagen eine kleine, aber unvermuthete Freude, ſowie mir, bevorſteht. Sie geht uns beyde an, und ich könnte ſie Ihnen ganz entdecken, aber ſie würde alsdenn nicht mehr die Ueberraſchung haben, und die will ich Ihnen auch nicht rauben.

Ich habe mir dieſe Prophezeyung ſehr wohl gemerkt, und ich will ſehen, ob ſie eintrifft. Iſt es, ſo halte ich alles auf den Mann, und auf ſeine geheime Wiſſenſchaft.

Warum ſollte es auch deren nicht geben? Ich könnte mich, liebe Freundinn, damit abgeben, wenn ich den Verſtand dazu beſäße. Sind nicht alle Gaben verſchieden ausgetheilt? und haben nicht einige Vorzüge vor andern? Warum ſollte die Gabe der Weiſſagung von den Menſchen genommen worden ſeyn? Und wenn ſie keine Eingebung iſt, kann ſie die Vorſehung nicht in eine Kunſt verwandelt haben, um ſie nicht bey den Menſchen auszurotten? Und die nun Fleiß und Geduld genug haben, dieſe Kunſt auszuüben, die erlangen dieſes ſeltne Glück.

Der Doctor konnte und wollte mir nichts Näheres ſagen, und ich verlangte es auch nicht; allein er bewies mir doch mit deutlichen Sätzen, daß es eine Kunſt wäre, die Natur ſich ſo zu unterjochen, daß ſie einem zu Gebote ſtände, und daß blos darin die wahre Weisheit des Menſchen beſtände, daß er dadurch Wunder im Kleinen zu verrichten im Stande wäre.

Der lehrreiche Mann wird mir manche Unterhaltung geben, und ich hoffe, er ſoll mein Herz noch recht zur Standhaftigkeit ausbilden. Er hat Scharfſinn, und kann von einem ordentlich die Gedanken errathen.

Lottchen ſteht bey allem dem ſtumm. Sie hält ihn für einen Heiligen. Sie kann es ſo wenig, und noch viel weniger begreifen, als ich, wie er dazu kömmt, und wie man etwas vorherſagen kann, was erſt in acht Tagen oder länger geſchehen wird.

Morgen werde ich ihn zum erſtenmal beſuchen, und er ſoll meine Traurigkeit durch eine ſchöne Muſik mir etwas lindern.

So viel fühle ich ſchon, ich werde nicht mehr ſo miſanthropiſch ſeyn, als ich es war. Meine Einſamkeit wird durch ſolche kleine Zwiſchenſpiele erträglich gemacht, meine Traurigkeit durch den Zuſpruch eines Freundes gehörig eingeſchränkt, und mein Leben mir nicht ſo bitter ſeyn, als ich mir es gedacht.

Das alles aber wird mich nicht hinreißen, ich werde deswegen meine Betrübniß nicht ablegen, ich werde nichts von dem unabänderlichen Vorſatz ablaſſen, immer als eine traurende Witwe zu leben, die alles, was ihr lieb war, dahin hat ſterben ſehen.

Und es gehe mir auch wie es wolle, ſo ſollen doch Sie, meine Freundinn, immer von mir wiſſen, ſollen alles, was mir begegnet, Gutes und Böſes, ſo wie es iſt, erfahren; und wie glücklich würden Sie Ihre Friderike machen, wenn Sie ſie einmal in der Einöde beſuchten, die ſie einſchließt! Sie würden gewiß zu meiner Ruhe nicht wenig dadurch beytragen: denn ich ſehne mich, einmal die alte Freundinn meiner erſten Empfindungen, meiner jugendlichen Jahre zu umarmen. Jn der Hoffnung, daß Sie das werden möglich zu machen ſuchen, werde ich heute ruhiger in Schlummer durch das Andenken an Sie mich einwiegen. Jch bin

Jhre
ewige Freundinn,
Friderike.

Vier und vierzigſter Brief.

Henriette an Frank.

D. 8. Nov. 1778.

Jch bin ſchon auf dem Wege zu Jhnen, mein Theurer, und dieſes ſchreibe ich Jhnen in dem Hauſe, wo Sie das Blümchen für mich nahmen, um es einſt in meinen Kranz zu flechten. An der Hand dieſer zweyten Henriette habe ich geſeſſen, und habe recht innerliche Wonne geſchöpft. Als ich ankam, hatte ich mir es gleich vorgenommen, ſie zu überraſchen, und ich fragte ſie beym erſten Eintritt, ob ſie ſich wohl eines jungen Mannes erinnern könne, dem ſie einen Kuß an ein Frauenzimmer mitgegeben?

Sie ſahe mich eine lange Weile an; endlich ſagte ſie:

„So ſind Sie gewiß ſeine Henriette; denn einer andern kann er das unmöglich geſagt haben. Nicht wahr, Sie ſinds?“

Ja, das bin ich. Ach meine Theure, ſeufzete ich, ich habe ihn ſeitdem nicht geſehen; aber jezt, jezt reiſe ich hin, um ihn zu ſehen, und mit ihm glücklich zu ſeyn.

„Sie nehmen mir eine große Angſt von meinem Herzen. Bey der Frage dacht ich gleich, daß Sie es wären; aber Ihre Trauer machte mich ſorgen, daß Sie ihn verloren hätten, und dann hätten Sie gewiß einen lieben, einen rechtſchaffenen Mann verloren.“

„Hier, ſagte ſie, und zeigte mir Ihre Uhr, kennen Sie die? Ich wollte ſie nicht annehmen, aber er gab ſie mir zu Ihrem Andenken, und da wär' es Sünde geweſen, ſie nicht zu nehmen. Ich verwahre ſie als meinen beſten Schatz.“

Ich erzählte ihr Ihre Gefahr, und ſie zitterte dabey; den Tod meiner Mutter, Ihres Vaters, und ſie weinte dabey.

„So viel auf einmal? ſagte ſie, das iſt Wunder, daß Sie es ausgehalten; denn Sie ſind gewiß nicht ohne das theilnehmende Gefühl, das zeigt Ihr Geſicht, das beweiſt die glückliche Wahl Ihres vortrefflichen Geliebten. Ich habe viel Männer geſehen, aber ich kann wohl ſagen, noch nie hat einer mich ſo überraſcht, als dieſer. In einer ſo kurzen Zeit bin ich gewiß keines Freundinn geworden. War es nun die Wonne des frohen Tages, die in mir ſchwebte, und mich offner, als gewöhnlich, machte, oder war es die ehrliche Miene der Zuthätigkeit, womit er mich anredete? ich war wie verblendet, und konnte nichts in der ganzen Freude finden, das mir angenehmer geweſen wäre, als ſeine Unterhaltung. Und dann freuete ich mich erſt ganz, als ich es hörte, daß er eine Braut habe, die er ſo ſehr ſchätze. Das muß allemal einen Mann in den Augen eines Mädchens werther machen, wenn er die Hochachtung für die, die er liebt, auch in der Geſellſchaft anderer Frauenzimmer als die erſte behält; und ſelten findet man das."

Sie haben ſich unendlich beliebt gemacht, lieber Frank, und ich ſehe, daß ich in Ihrer Wahl mit guten Augen geſehen haben muß, weil andere ſie auch billigen.

Aber zu etwas anderm, was nicht ſo angenehm iſt. Sie müſſen es doch wiſſen, daß Ihre Stiefmutter ganz Ihnen Mutter iſt, daß ſie an Sie und an Ihre Schweſter als an eigene Kinder denkt. Sie hat ihr ganzes Vermögen Ihnen bis auf eine kleine Rente abgegeben, wovon ſie leben will.

Ihr Onkel hat mir ſeine Verwunderung nicht genug bezeigen können. Alle Gelder, die in der Zeit ihrer Ehe gebraucht worden, ſind von den ihrigen genommen, und ſogar nicht einmal die Zinſen Ihres väterlichen Vermögens angegriffen. Auch hat Ihr Onkel ein altes kleines Rechnungsbuch von der Hand dieſer guten Frau gefunden, und beym erſten Aufſchlagen einige Poſten geſehen, die an Sie geſchickt worden; das werden die Gelder ſeyn, die Ihnen von unbekannter Hand kamen.

Ueberhaupt, wenn ich alles überlege, was dieſe Frau vorgenommen, und wie ſie mit Ihnen und mit ſich ſelbſt verfahren iſt, ſo kann ich mir keine andere Idee von der Sache machen, als die: ſie hat gefürchtet, durch die Kinder ihrer Vorgängerinn die Liebe ihres Mannes zu verlieren. Deswegen hat ſie ſie entfernt.

Ich habe die Tage ſeit dem Tode Ihres Vaters in ihrer neuen Wohnung zugebracht. Mir war ſie neu. Ihr iſt ſie es nicht, denn ein großer Theil ihrer Jahre verſtrich darin.

Der erſte Anblick iſt ſchauderlich, und ich würde mich nicht entſchließen können, immer da zu wohnen. Es muß eine ſchreckliche Melancholie in ihr geweſen ſeyn, als ſie den Platz gewählt.

Ich habe mit ihr alle Stellen des dunkeln Waldes, der übrigens nicht groß iſt, durchkrochen; und ich kann doch auch ſagen, wir ſind vor keinem Stein, vor keinem Baum, der nur einen Sitz zuließ, vorbeygegangen, wo ſie nicht geſagt hätte: Hier habe ich ſo viel Stunden geweint — hier war ein merkwürdiger Trauertag für mich — hier habe ich eine kühle Nacht zugebracht, weil in meiner Wohnung die ängſtliche Hitze mich aufrieb. Solche Erinnerungen währeten immer fort, und jagten jedesmal einen Schauder durch meinen ganzen Körper, wenn ich es bedachte, daß vierzehn Jahr' ihr ſo hingegangen waren, wo ein Tag die Angſt des andern verdrängt, um mit neuer Macht ſie anzufallen.

Ihr Onkel ſagte noch den Tag vor unſrer Abreiſe zu ihr: Ich habe Sie noch nie bedauert; denn ich habe es nicht geglaubt, daß Sie ſo viel gelitten hätten, und daß ein Menſch einer fehlgeſchlagenen Liebe wegen ſo

viel

viel leiden könnte. Aber nun ſehe ich es; und ich ſpreche mich nicht von dem Vorwurf frey, dazu mit beygetragen zu haben. Hätte ich das gewußt, ich würde gewiß nicht um meines Bruders erſte Frau für ihn angehalten haben.

Laſſen Sie ſich das nun nicht gereuen ſagte ſie; ich hätte es freylich vor etlichen Jahren ſo nicht geſagt, wie ich es jezt ſage: allein damals war ich zu unbekannt mit ſo vielen guten Menſchen. Dieſe Kenntniß hat mich ſelbſt gelehrt. Ich bin es überzeugt, daß traurige Tage dem Menſchen zu ſeinem Beſten ſind. Ohne ſie wäre ich gewiß das nicht, was ich bin; nur das letzte war zu hart. Von einer hohen Spitze fiel ich auf einmal zu tief.

Als ich Abſchied von ihr nahm, ſagte ich ihr: Nun, liebe, theure Mutter, das bleiben Sie für mich und für uns alle! Wir können uns doch damit tröſten, daß wir Ihre Liebe noch haben, und daß, wenn einem von uns ſein Herz einmal ſchwer werden ſollte, er bey Ihnen Erleichterung finden kann, er in den mütterlichen Buſen ſeine Laſt ausſchütten, und Troſt da her erwarten kann. Es iſt ſo ſchön, wenn man ſagen kann, ich habe noch eine Mutter, bey der ich alle meine Bekümmerniß ablegen kann, die mir eine Zuflucht für immer iſt.

Das will ich ſeyn, ſagte ſie, wenn ich es nur ſeyn kann. Jedes von Euch, meine Lieben, das zu mir kömmt, ſoll aufgenommen werden, als ob es mein wirkliches Kind wäre. Meine Pflichten gegen Euch, und beſonders gegen dich, liebe Henriette, ſind ſo groß, daß ich ſie nie werde erfüllen können. Nie kann ich manches wieder gut machen, was ich ſchlecht machte, was durch meine Schuld unerſetzlich verloren gieng. Aber wenn Gebet und heiße Liebe etwas erſetzen können, ſo geſchieht es gewiß.

Beydes will ich nie in mir untergehen laſſen, und Gott gebe, daß Ihr die Wirkungen davon als glückliche Folgen immerwährender Freuden genießen möget!

Ihr ſollt immer meine Lieben ſeyn, ſollt in meinem Herzen allein regieren, und mein ganzes Leben ſoll, außer dem Andenken an meinen theuren Frank, nur für Euch ſeyn.

Es gieng mir ſehr nahe, daß ich ſie verlaſſen mußte, und Ihrem Onkel nicht weniger. Nun Gott erhalte Sie, ſagte er, bis ich zurückkomme, dann will ich Sie wieder beſuchen. Dann will ich noch einmal alle Ueberredungskraft anwenden, um Sie zu bewegen, mit mir zu gehen. Wie viel froher könnten Sie da leben! könnten um Ihre Kinder ſeyn, und mir ſelbſt würden Sie Wonne dadurch geben.

Wenn hier nicht der Wurm ſäße, ſagte ſie, und zeigte auf ihr Herz, wenn hier nicht das ewige Nagen wäre, ſo wollt ichs. Aber mit meiner Laune, mit meinem immer trüben Geſichte kann ich nicht unter Menſchen leben, die ſich zu viel daran kehren, und mir zu Gefallen ihre Heiterkeit ablegen würden. Stimmen Sie einen Freudenton, wo nichts als Trauer im Herzen iſt! Können Sie es?

Was ich nicht kann, wird die Zeit thun, antwortete er —

Die hat keine Gewalt auf mich, ſagte ſie, und ich glaube es ihr. So lange, wie ſie ihrer Macht getrotzt hat, ohne daß ſie etwas bey ihr hat ausrichten können, ſo lange wird Ihr Onkel gewiß nicht mehr wallen, und ich glaube, daß wir ſie nie wieder froh ſehen.

Ich wandte mich von ihr zu Lottchen. Leb wohl, du gute treue Seele, deren Lohn gewiß einſt glänzend ſeyn muß, die einer beſondern Seligkeit entgegenſehen kann. Leb wohl, gutes Lottchen, und vergiß deine Freundinn nicht. Lebteſt du bey mir, ich wollte dich eben ſo warten, du ſollteſt nicht von meiner Seite kommen, ſollteſt alle Liebe genießen, die dir deine vortreffliche Frau jezt ſchenkt. Sollteſt du ſie einmal verlieren, Lottchen, ſo biſt du mein Vermächtniß, und ein theureres kann mir meine liebe Mutter nicht geben, und ich weiß, du haſt Liebe für mich, und ich ſchmeichle mir, liebes Lottchen, daß du gern bey mir ſeyn wirſt.

Gern, gern, ſchluchzete ſie, wenn ich alle Pflichten an meiner theuren Frau erfüllt. Doch müſſe es noch lange währen! Den Wunſch können Sie, werden Sie mir nicht verargen. Er iſt aus einem Herzen, das die Liebe nicht vergeſſen kann, die ſo viel Jahre durch das unſchätzbarſte Kleinod von meiner Gebieterinn mir geweſen.

Das iſt ein herrliches Mädchen, ſagte der Onkel, als wir weggefahren waren. Ohne ſie wäre die arme Frau verloren. Sie erhält allein ihren Muth.

Als wir aus der Dunkelheit des Waldes wieder heraus waren, worin ich nun über acht Tage geſeſſen hatte, ohne faſt Sonne zu ſehen, fiel mir ein Stein vom Herzen. Ich hatte mich in der düſtern Trübheit ſo ſehr an melancholiſche Grillen gewöhnt, daß ich ſchon anfieng, alles, was unſre Mutter mir ſagte, als ſchön zu betrachten, und zuweilen mich in ihre Traurigkeit mit hineinſtimmte.

Ich fand denn doch die heitre helle Luft beſſer, und ſo rauh auch alles in der Gegend ſchon war, ſo war mir doch der freye Anblick ſo angenehm, als er einem im Frühling iſt, wenn man zum erſtenmal nach einem durchfrornen Winter ſich wieder hinauswagen kann.

So iſt dem Menſchen das Neue immer angenehm; und was würde aus uns werden, wenn wir keine Veränderung hätten? Eine Empfindung vermehrt das Gewicht der andern, und ſtufenweiſe gehen wir immer auf andere Grade des Vergnügens, indem uns die erſten zum Ekel werden.

Eine Sache nur in der Welt, mein theurer Frank, glaube ich, hat Beſtand; das iſt die Liebe. Das lebendige Beyſpiel davon haben wir an Ihrer Mutter, wenn wir auch von uns nichts ſagen wollen. Und dann alle die abgeſchmackten Ideen davon getrennt, alles Spielwerk davon weg, und nur ſo rein ſie angenommen,

men, wie ſie aus dem Herzen kömmt, wie ſie darin bleibt, wenn ſie wahr und ächt iſt!

Da kömmt Henriette, und bittet mich, die wenige Zeit, die ich bey ihr verweilen werde, ihr nicht zu entziehen, und aufs Schreiben zu wenden.

Sie können ihm nun ja bald alles ſagen, ſagte ſie; Sie können weit ſchneller ihn mit einem Kuſſe von Ihrer Liebe und der Macht derſelben überzeugen, als wenn Sie noch ganze Seiten ſchreiben.

Das loſe Weib hatte hinter meinem Stuhl geſtanden, und die letzten Worte geſehen, die ich geſchrieben. Ich verſprach es ihr auch, gleich zu ſchließen.

Ich fragte ſie: ob ſie mit ihrem Manne ſo ganz glücklich wäre? Denn, ſetzte ich hinzu, noch kann ich umwenden, noch iſts Zeit, daß Sie mich warnen.

O mein Frank, hätte wohl ein ſolcher Gedanke wirklich in mir aufkommen können? Glaubſt Du, daß das möglich geweſen wäre, daß Deine Henriette ſo etwas hätte denken können? Sogar der Spaß, den ich mir damit machte, gereuete mich hernach wieder, und ſchien mir Unrecht zu ſeyn.

Iſt das Ihr Ernſt, ſo lügen Ihre Augen, ſagte mir das Weib. — Nein, Henriette, Sie glauben das nicht; aber wenn Sie mich im Ernſte fragten, ſo könnte ich Ihnen doch wohl antworten. Denn ich lebe wie im Himmel, ich weiß von keinem unangenehmen Augenblick. Ich ſtehe heiter mit dem Morgen auf, und vergnügt lege ich mich des Abends in die Arme meines theuren Gatten. Eilen Sie immer, daß Sie auch ſo glücklich werden.

Das heißt doch wohl Ermunterung, Frank! und wenn wir zurückreiſen, ſo werden Sie vielleicht Urſache haben, ſich bey dieſem herrlichen Weibe für manche abgekürzte Woche zu bedanken, ob Sie gleich auch auf der andern Seite einen großen Patron an Ihrem Onkel haben werden, der mit Macht darauf bringen wird, daß alles gleich in ſeine gehörige Ordnung kömmt.

Er hat ſich auch viel mit Henrietten zu ſchaffen gemacht. Er gab mir heute morgen einen ſchönen Ring, und ſagte: Da Frank zu Ihrem Andenken etwas gegeben, ſo müſſen Sie auch zu dem ſeinigen etwas thun. Das iſt eine gute Frau, die wohl mehr verdiente; allein ſie braucht nichts, denn ſie iſt zufrieden. Der Frank iſt ein ſonderbarer

Menſch, er ſtört alle gute Menſchen in der Welt auf, als ob ers ihnen anſehen könnte, was ſind. Als er dich, Henriette, aufgegattert hatte, dachte ich auch anfangs: Was wird da beſonders Gutes dran ſeyn! was weiß der junge Laffe davon! Aber es war mehr, als ich dachte; und allemal, wenn Ihr Onkel von mir ſo ſpricht, werde ich roth: denn ich glaube nicht, daß es wahr iſt.

Der Abſchied, den Ihr Geliebter von mir nahm, ſagte das gute Weib noch eben zu mir, iſt mir immer im Andenken geweſen, und ich habe mit Schmerzen ſeine Rückreiſe erwartet, welche er ſo bald verſprach. Und wenn Sie zurückkommen, und ihn mitbringen, ſetzte ſie zärtlich hinzu, ſo werden Sie doch nicht vorbeyreiſen? Fürchten Sie nichts von mir, ich will Ihnen auch nicht einen Blick von ihm entwenden.

Ich küßte ſie für ihren Einfall. Die naive Unſchuld, die in allen ihren Geſprächen herrſcht, iſt zum Entzücken, und ich bewundre es, daß ſechs Jahre, die ſie nach ihrem Liebhaber verſeufzt, ihr die Lebhaftigkeit gelaſſen haben.

Die kurze Trennung von Ihnen, mein Lieber, hat die meinige beynahe gänzlich unterdrückt. Ich wäre nicht dazu geweſen, ſo viele Jahre zu ſchmachten. Doch wer weiß, wenn ich gemußt hätte, wie ich mich dabey würde genommen haben!

Schmier einmal aus, Henriette, ruft Ihr Onkel; und ich thue nicht ein Wort hinzu, als daß Sie allen den Theuren, die dort uns nun entgegenſehen werden, aufs beſte empfehlen Ihre

unzertrennliche

Henriette Dubly.

Fünf und vierzigſter Brief.

Dubly an Raff.

D. 5. Nov. 1778.

Der beyliegende Brief wird Dir einen Beweiß geben, daß Dubly nicht ohne Urſache von Montroſen geurtheilt. Hätte ich ihm aber auch die Ueberlegung, die er wirklich zeigt, nicht zugetrauet, ſo würde ich es nimmermehr zugegeben haben, daß er ſeinen beſtändigen Aufenthalt bey uns gehabt hätte.

Ich wünſche, daß er ſeinen Entſchluß ausführt; denn es iſt beſſer für ihn, und beſſer für uns.

Bey uns iſt alles wieder ziemlich beruhigt. Louiſen muß ich ja wohl aufmuntern, und ſie entſchlägt ſich auch manches um meiner Ruhe willen. Und Frank kann der Ausſicht, ſeine Henriette bald zu ſehen, auch wohl etwas opfern.

Ich fürchte mich vor dieſem Augenblick, Raff. Henrietten unter die Augen zu treten mit einem Herzen, wie das meinige, beſchwert mit der ganzen Reihe unangenehmer Vorfälle, die durch mich auf ſie und die Ihrigen gefallen, beſchämt von einer unglücklichen Leidenſchaft — das wird mir hart werden.

Ich habe es ſchon vielmal überlegt, da wir ſeit der Zeit der Entdeckung keine Briefe mit einander gewechſelt, ob es nicht beſſer wäre, ich ſchriebe einmal, und bäte ſie, nichts von dem ganzen Vergangenen zu erwähnen. Wenn ein ewiges Stillſchweigen darüber gedeckt würde, ſo könnte man es wohl vergeſſen.

Aber ich hab' es nachher wieder verworfen. Denn wir würden, ich wenigſtens, ſo oft wir uns anſähen, eine gewiſſe heimliche Bewegung behalten, die uns die Blicke entzöge, und die meinigen zur Erde wenden würde.

Wenn aber alles, was wir auf unſerm Herzen haben, uns kein Geheimniß mehr iſt, wenn ich die ganze Laſt meiner Sünden ihr entdeckt, und Vergebung dafür erhalten habe, dann wird meine Seele ruhiger mit der ihrigen harmoniren, und ſchweſterliche Liebe entgegennehmen können.

Hart wird alſo die Stunde zwar fallen, aber deſto ſchöner die Empfindung ſeyn, wenn die Laſt wieder von mir genommen iſt.

Die Geſchichte meines Vaters, die **Lydie** Henrietten geſchrieben, wirſt Du wohl zu leſen bekommen. Sie iſt rührend, und es iſt beſonders, daß er nicht das Glück hat haben ſollen, noch vor meiner Mutter Tode dieſe Entdeckung zu machen, die alsdenn freylich noch angenehmer geweſen ſeyn würde. Und wie gern hätte ich dieſer würdigen Frau die Freude gegönnt! Wie würde ſie ſich darüber erfreuet haben! wie würde es ihr Entzückung geweſen ſeyn!

In der ganzen Zeit der Trennung hat mein Vater nie etwas erfahren, woraus er auch nur hätte ſchließen können, daß ſie noch am Leben wäre; aber ein Umſtand iſt ihm doch vorgekommen, wo er, wenn er genauer nachgeforſcht hätte, gleich nach meiner Ankunft einiges hätte erfahren, und die ganze Sache endigen können. Lebell kam einmal zu ihm, und hatte für ihn eine Summe bey einem Wechſler einkaſſirt, welche größtentheils in Papiergelde beſtand.

Nun hatte, ſagte er, meine Frau bey unſerer Seereiſe von hier einmal aus Langerweile alle Banknoten, deren ſie noch eine ziemliche Anzahl bey ſich hatte, mit einem Röthel auf der Rückſeite mit einem kleinen Zuge bezeichnet, der ihr im Schreiben ganz eigen war, und den ich ſehr wohl zu unterſcheiden wußte. Wir wollen doch ſehen, ſagte ſie dabey, ob dieſe Papiere einmal wieder in unſere Hände kommen; wenn wir im Handel glücklich ſeyn ſollten, ſo kennen wir ſie doch wieder.

Als Lebell es auf den Tiſch legte, ſahe ich gleich an einer Note dieſes Zeichen, und, ach Gott! die war auch einſt in deiner Hand — fuhr mir heraus. Ich nahm ſie, betrachtete ſie genauer, und fand, daß es eine von denen war, die ſie behalten.

Der Gedanke, ſie könne noch leben, fuhr mir durch den Kopf. Lebell ſahe meine Unruhe, und fragte mich, was mir fehle? Ich erzählte es ihm. O mein Lieber, ſagte ich, wenn Sie mir die theure Perſon, die dieſes

Papier zeichnete, ſchaffen, oder nur von ihrem Aufenthalte mir einige Nachricht geben könnten, ſo würden Sie einem armen Mann die fröhlichſte Poſt bringen, die er ſeit langer Zeit gehöret.

Lebell gieng fort, und kam mit der Nachricht wieder, der Kaufmann hätte ſie von einem jungen Deutſchen empfangen.

So laſſen Sie es gut ſeyn, ſagte ich ihm, es war ſo nur ein fliegender Gedanke. Die Papiere ſind immer genommen und genutzt worden. Ich hatte es indeſſen beſſer überlegt, und fand, daß es eine Thorheit ſey, darüber weiter zu forſchen. Ich hob aber die Note auf, und verwahre ſie noch als eine ſchmerzliche Erinnerung.

Ich ließ ſie mir zeigen, Raff, und es war eine von denen, die mir meine Mutter beym Abſchiede mitgab.

Hätten Sie doch nachgeforſcht, ſagte ich meinem Vater, hätten Sie ſich nur den jungen Deutſchen nennen laſſen, ſo hätten Sie Ihren Sohn gefunden.

Ach mein Sohn, ſagte er mir, lauf wider den Strom, und du wirſt nichts ausrichten, und wenn du alle Kräfte aufbieteſt. Gehe mit ihm, und ohne Mühe wirſt du deinen Zweck erreichen. Das Schickſal läßt ſich nicht die Hände binden, es geht ſeinen gewohnten Schritt, ohne ſich an unſre Erwartungen, an unſre Wünſche zu binden. Wir können nicht eine Stunde von ihm erhalten, und wenn auch das Glück unſers Lebens daran hienge, wenn es ſie nicht geben will.

Und da hat mein Vater Recht, Raff. Welche unſelige Augenblicke hätte mir es erſparen können, wenn ich den einen wichtigen Brief meiner Mutter geleſen hätte! Doch zurück davon. Die Erinnerungen ſind auch zu bitter.

Von Henrietten ſind Briefe da, ſie iſt ſchon unterwegens. Aber der Onkel ſchreibt, er würde, um ſie zu ſchonen, langſam reiſen.

Weinert und mein Vater ſind die vertrauteſten Freunde. Er hat auch von ihm den Auftrag bekommen, Montroſen zu beſuchen; allein er iſt nicht vorgelaſſen worden. Montroſe hat ihn bitten laſſen, dies nicht übel zu nehmen. Und wenn Dalfour ſelbſt käme, hat er geſagt, ſo würde er ihn jezt nicht ſprechen, bis er erſt ſeinen Entſchluß gefaßt. Sobald dies geſchehen, meldet es Dir, ſo wie alles, was Dir nur einigermaßen von Deinen Freunden wichtig ſeyn kann,

Dein treuer
Dubly.

Sechs und vierzigſter Brief.

An Lebell von Montroſe.

Den 7. Nov. 1778.

Wie ich Lydiens Geſicht wiederſahe, fühlte ich, daß mein Gewiſſen ſagte: Wie konnteſt du einen ſolchen Engel verletzen? und innere Scham nahm mich ein. Aber ihr ſanfter Blick dämpfte gleich das Wilde, das in mir tobte, und einer Bitte aus ihrem Munde konnte ich nicht lange widerſtehen.

Ich blieb bey Euch. Ich fühlte mit jeder Stunde mehr, daß Ihr wieder ganz glücklich waret, und das brachte die Ruhe in mir zurück, wovon Du, mein lieber Lebell, die Folgen geſehen haſt. Ich freute mich, daß das Schickſal meinen Fehler wieder gut gemacht, und ich fieng an, dem Gedanken nachzuhängen, daß ich in Deiner Freundſchaft und in Eurem Umgange wohl noch wieder ganz glücklich werden könnte. Ich nahm mir vor, aller Sorgen aus meinem Herzen mich zu entledigen, alles zu unterdrücken, was ferner zur Störung meiner Zufriedenheit dienen konnte, und ein ruhiges, der Freundſchaft gewidmetes Leben zu führen.

Es geht alles ſtufenweiſe bey dem Menſchen, und alles, was zur Leidenſchaft zu zählen iſt, pflegt ſchneller zu gehen, als was in uns die Empfindungen unterdrückt. Ich erfuhr es. Ich verlor geſchwinder meine Schwermuth, als ſie mir gekommen, und der erſte Funken, der in mein Herz zur Entflammung ſeiner Ruhe gekommen war, ſchlug bald alles um ſich in Licht auf.

Der Tag Eurer Verbindung vollendete das Werk. Ich fühlte es da, daß Ihr nicht glücklicher ſeyn konntet, als Ihr waret, und alle die zuvorkommende Güte, mit welcher Deine Lydie, ihr Vater und Du mich überhäuft, hatte meine Seele auf einmal zuſammengefaßt. Ich fieng in der That an zu glauben, daß das Unglück, welches ich angeſtellt, zur Vermehrung Eurer Liebe und Eures Wohls beygetragen, und ſobald dies in mir feſt war, fiel meine Schuld gänzlich von mir. Ich athmete nun ſo frey, daß ich vom Vorhergehenden kaum das Andenken mehr hatte, und meine heitere Miene muß

Dir es geſagt haben, daß in dem Herzen Deines Freundes eine merkwürdige Veränderung vorgegangen.

Ich habe nie ſo eifrig für Dich gebetet, als an dieſem Tage. Wenn ſonſt der Schlaf meine Augen ſchließen wollte, ſo war gemeiniglich mein letzter Gedanke: Gott laſſe es mir und meinem Freunde wohl gehen! —

Jezt dachte ich nicht an mich, ſo wie ich ſeit langer Zeit nichts für mich gedacht hatte; aber an Dich und an Deine Lydie dachte ich deſto brünſtiger. Nimm ſie unter deinen beſondern Schutz, Ewiger, laß ihre Jahre ihnen ſeyn, wie Tage, die unter deinem Segen dahinrollen. Gieb, daß keine ſchmerzliche Erinnerung mehr die Freude ſtöre, die ihre Verbindung über ſie und ihren alten ehrwürdigen Vater bringt.

Das waren meine Worte am Abend des Tages, der in Eurer Seligkeit mich einen Grad derſelben hatte empfinden laſſen. So wünſchte ich für Euch, und ſo waren meine Gedanken blos auf die Erſetzung der Leiden gerichtet, denen meine Unbeſonnenheit, meine Leidenſchaft Euch ausgeſetzt.

Ich ſchlief ruhig, und ein ſüßer Traum Eures Glücks beſchäftigte mich.

Ich erwachte mit der größten Wonne; ich gieng zu Euch, und ich ſahe Eure Seligkeit am Morgen größer, als ich ſie am Abend geſehen hatte. Aber ich weiß nicht, warum ein tödtender Schauder mich überlief, als ich Lydien Dich küſſen ſahe. Gern hätte ich es dem Andenken zugeſchrieben, daß ich dieſe ſüße Frucht Eurer Liebe hätte ungefühlt, ungenoſſen machen können; aber das war es nicht. Indeſſen verlor ſich die Empfindung.

Lydiens heiterer Blick ſtralte Wonne in mein Herz, und ich konnte nicht aufhören, ſie anzuſehen, und immer mehr Vergnügen aus dem Anblicke zu ärndten.

Der Tag beſchloß ſich wieder mit meinen reinſten Wünſchen für Euer Glück. Den dritten Morgen erwachte ich früh. Ich konnte mir das Verlangen nicht erklären, Euch wiederzuſehen. Es war ſo groß, daß mir die Zeit ängſtlich verlief, bis ich zu Euch gehen konnte. Endlich als ich es that, minderte ſich die Angſt. Du ſetzteſt Dich den Nachmittag mit ihr auf einen Seſſel, du ſchloſſeſt ſie in Deine Arme. Ich mißgönnte Dir das nicht, das weiß ich gewiß; aber meine Angſt kam wieder. Die folgende Nacht war für mich ſchlaflos, und ich wußte nicht warum. Der Morgen brachte mich wieder zu Euch, und der Tag war es, der mich meinen Feind kennen lehrte. Ich fühlte es, daß ich zu heiß an Lydiens Blicken hieng, und einmal, als Du ſie wieder küßteſt, fuhr der Gedanke in meine Seele: ſo gut könnteſt du es auch wohl haben.

Dieſer war es, der mir die Gefahr entdeckte. Ich gieng gleich auf mein Zimmer. Unglücklicher Montroſe! ſagte ich zu mir ſelbſt, wie gut iſts, daß du dies zeitig genug inne wirſt! Soll ein neues Feuer dich, und andere vielleicht mit dir unglücklich machen? Zwinge dich zur Gleichgültigkeit. Lege den Wahn ab, als ob Lydiens Augen dir Ruhe in deine Seele blickten — Verderben blicken ſie dir hinein. Glaubſt du, daß die vorigen Zeiten noch ſind? Eile und rette dich, ehe die Flamme dich ergreift.

Ich kann mir keinen andern Begriff machen, Lebell, als daß es vom erſten Augenblick, da ich Lydien ſahe, erwachte Leidenſchaft war, die in mir aufkeimte. Nur ſie wurde durch das lange und ſchwere Gefühl meines Verbrechens unter dem Zügel gehalten. Sie war nicht brauſend, ſie war ganz gedämpft; und bewußt meines Unrechts, kochte ſie nur in ein Gefühl über, wieder alles gut zu machen, und da Glück zu ſehen, wo man Unglück verbreitet hatte.

Je mehr ſie zunahm, deſto mehr gieng ſie nach dem Gegenſtande über, der ihr Augenmerk war; und da ich anfangs gar kein Recht auf meine eigene Zufriedenheit zu haben überzeugt war, ſo gieng alles nur in Wünſche für ſie über. Du konnteſt ſie glücklich machen. Daher dieſe freudige Empfindung bey Eurer Verbindung.

Aber als immer das Feuer ſtärker wurde, ſo geſellte ſich auch immer mehr Eigenliebe dazu; und wäre ich es nicht bey Zeiten gewahr worden, ich wäre davon aufgerieben worden. Ich nahm mir feſte vor, ſie nicht anders als mit gleichgültigen Augen anzuſehen. Mein Vorſatz war feſt genug, um ein paar Tage unterhalten und ausgeführt zu werden. Das geſchahe auch; ſo oft ich ſie ſahe, ſchlug ich meine Augen nieder. Aber unwillkührlich hoben ſie ſich bald wieder, und ich konnte nicht mehr widerſtehen. Von ihrem ſanften, zuthätigen Weſen wurde ich vollends eingenommen. Ich fühlte eine tödtliche Zerſtörung meines ganzen Plans. Ich ſahe, daß ich Dich wieder unglücklich machen, wieder Noth und Betrübniß, wenigſtens dauernden Kummer über Dich bringen würde und müßte.

Ein neuer Zufall befeſtigte mich. Deine Frau ſtand am Flügel, ſpielte und ſang ein hinreißendes Lied. Ich ſtand und hatte meine Augen auf die fertigen Finger geheftet. Mein Herz aber war an ihre Reize gefeſſelt..

So tiefſinnig, lieber Montroſe! ſagte ſie mitleidig. Gefällt Ihnen das Lied?

Ganz vortrefflich, ſagte ich, und küßte ihre Hand.

Aber, Lebell, das war ein Kuß, den ich Dir und ihr noch abbitten muß. Bey dem war kein reines Herz. Es war ein falſcher Kuß, der Dir Gift hauchte.

Ich bin noch zu ſehr Herr meiner Pflichten, die freylich durch die Folgen des erſten Fehltritts genug geſchärft ſind, als daß ichs nicht gleich hätte fühlen ſollen. Ich wollte Lydien keine Verwirrung machen. Ich faßte mich alſo, und ſagte gezwungen geſetzt zu ihr: Spielen Sie es noch einmal, theure Freundinn. Sie thats; und ſo viel Reiz ſie auch in meine Seele ſpielte, ſo überwand ich mich doch, und ſagte ihr Dank, gieng aber gleich. Als ich diesmal auf mein Zimmer kam, mußte ich ſchon eine entſtandene Wallung unterdrücken, und ich nahm alle meine Kräfte dazu zuſammen.

Ich war nach dem Kampf, der mir den Sieg doch zuletzt erworben hatte, geſtärkt, und ich nahm mir es feſte vor, nun ganz zu ſiegen. Ich überlegte, was wohl für Mittel dazu ſich anwenden ließen, und zu keinem glaubte ich feſtere und ſichrere Zuflucht nehmen zu können, als zum Kloſterleben.

Das wird dir, ſagte ich zu mir, Standhaftigkeit gegen jeden Reiz, der ſich im Herzen hebt, geben. Du wirſt auf einmal deinen Freund von der Furcht, die er für dich haben muß. befreyen; du wirſt dich den Blicken Lydiens entziehen, die dir ſonſt gewiß tödtlich ſeyn werden. Du wirſt in dir ſelbſt ein Verdienſt haben, daß du dich überwunden. Ich ſäumte aber auch nicht, meinen Entſchluß zu vollziehen, damit nichts mich aufhalten mochte. Es koſtete mich noch einige Standhaftigkeit, wegzugehen, ohne ihr und Dir das letzte Lebewohl zu ſagen.

Aber ich wußte, daß in dem Falle nichts daraus werden würde. Ich wußte es zu gewiß, daß Du und Lydie gewiß alles anwenden würdet, mich zurückzuhalten, und daß ſelbſt die Verſicherung meiner Schuld, einer neuen Schuld, die weit gefährlichere Folgen haben könnte, auch nicht abhalten würde, mich zurückzuhalten, und meine Entfernung zu verhindern.

Ich ſchlich durch das Haus, und konnte mich doch nicht enthalten, mich noch einmal ängſtlich umzuſehen. Es war meinem Herzen ein Reſt von Leidenſchaft geblieben; aber es war, als wenn ich vom Himmel geſtärkt würde, als ich den erſten Schritt ins Kloſter that. Ich fühlte nichts als Muth in mir.

Ich ließ mich bey dem Prior melden; ich ſagte ihm meinen Entſchluß.

Vor allen Dingen, ſagte er, muß ich Sie bitten, recht zu überlegen, was Sie thun Ich habe nicht das Recht, der Kirche einen Sohn zu entziehen; aber ich bin zu ſehr Menſchenfreund, übereilte Entſchlüſſe anzunehmen. Bringen Sie einige Tage unter uns zu, und dann entdecken Sie mir Ihren Entſchluß. Erſt alsdenn will ich die Urſachen hören, die Sie bewegen, ſich der Welt, in der Sie noch nicht lange gelebt haben, zu entziehen. Erſt machen Sie ſich mit unſerm Orden bekannt; aber glauben Sie nicht, daß eine Uebereilung, die Sie begehen, ſelbſt im menſchlichen Herzen ſich wieder gut machen läßt. Sie haben zwar auch nach Ihrem Eintritt ein Jahr Zeit: allein bedenken Sie, daß ſelbſt Ihr Zurücktreten dann ſchon eine Art von Entweihung des heiligen Vorſatzes iſt, den Sie jezt haben.

Ich fand alles vernünftig. Es wurde mir ein Zimmer angewieſen. Ich bin als Gaſt dieſe Zeit über bey dem Prior geweſen. Ich habe nichts von dem gefunden, was man den Klöſtern zur Laſt legen will. Eine aufrichtige Frömmigkeit, eine heilige Ehrfurcht für alles, was die Religion angeht, iſt gewiß eine gute Eigenſchaft bey dieſen Stiftungen. Kann man dies aber ſeyn, wenn man nicht von der Welt abgeſondert iſt?

Ich habe mit allen Brüdern dieſes Kloſters Bekanntſchaft gemacht. Ich habe keinen mir ſehr zuvorkommend gefunden, um mich etwa für den Orden einzunehmen, und mir dadurch einen kräftigern Antrieb zu geben, die Kutte zu ergreifen. Sie waren alle gefällig, alle ſuchten mir einen wahren Antheil an der Betrübniß zu zeigen, die ich blicken ließ.

Warum ich es war, mein Lieber? darum, weil ich nach und nach anfieng zu fühlen:

daß noch eine übergebliebene Wurzel der Leidenſchaft in mir wäre, von der ich freylich alles zu befürchten hatte. Aber ich werde ſie gewiß unterdrücken.

Ich habe eine Unterredung mit dem Prior verlangt, und ſie iſt mir auf morgen zugeſtanden. Nach dieſer werde ich mich gleich unter die Neulinge aufnehmen laſſen. Den Inhalt dieſer Unterredung ſollſt Du wiſſen. Ich denke, wir werden unſre Freundſchaft beſſer verſiegeln können, wenn wir in dieſem Verhältniſſe mit einander ſtehen, und Du wirſt noch einmal meine Entſchließung billigen. Ich werde Dir den Ort meines Aufenthalts nicht entdecken, Lebell; denn ich will nicht der geringſten Verſuchung ausgeſetzt ſeyn, und dieſe würdeſt Du nicht unterlaſſen bey

Deinem Freunde,

Montroſe.

Sieben und vierzigſter Brief.

Madame Frank an ihre Freundinn.

Den 12. Nov. 1778.

Meine Liebe!

Ich ſagte es Ihnen wohl, daß die Erinnerung nicht ohne Folgen ſeyn würde, die

nur

mir der Doctor gab. Als ich am Sonntage bey ihm war, ſo wiederholte er ſie mir. Er war ſo gefällig, daß er in meiner Gegenwart eine Probe ſeiner Kunſt machte. Ich ſahe die weiße Linie, und ſahe das große ſchillernde Knötchen ganz nahe am Anfange derſelben.

Es wird Ihnen vor dieſer Begebenheit nichts Merkwürdiges widerfahren, ſagte er, und hielt den übrigen Theil der Linie zu. Ich war auch im geringſten nicht neugierig. Ich hätte mich zwar etwas entſetzen können, wenn ich noch viele Leiden darin geſehen hätte; indeſſen wer ſo bekannt mit denſelben iſt, dem iſt es doch nichts Unerwartetes.

Ich brachte den Nachmittag recht vergnügt zu. Im Zurückgehen ſahe ich das Grab meines theuren Mannes. Schnee hatte es ſchon bedeckt, und ich konnte es kaum von den andern unterſcheiden. Nun werd ich dir lange meinen Thränenzoll nicht opfern, liebes Grab, das ſo vieles verſchließt! Meine Seufzer werden lange nicht zu dir eindringen, mir werther Reſt von allem Glück! Ich ſahe noch einmal wehmüthig dahin, und habe es auf ſo lange verlaſſen, bis der Frühling mich wieder heraus ruft, und die neidiſche Decke wegnimmt, die es meinen Augen verborgen hält.

Ich bekam von Henriettens Hand noch einen Brief, worin ſie mir für meine Liebe dankt. Alles dankt mir unverdient; nur ich habe es noch keinem von allen recht danken können, daß ſie ſo viel für mich empfanden.

Geſtern morgen ſaß ich nun mit Lottchen an einem kleinen Tiſch, und tranken unſern Thee. So vergnügt, als uns dieſe Einſamkeit macht, ſagte ſie, bin ich lange nicht geweſen. Immer mit Sorgen für Ihre Ruhe umgeben, immer bange, daß endlich einmal die immer mehr gehäufte Traurigkeit Sie aufreiben würde, ſaß ich Tag und Nacht, und klagte. Und wenn Sie, meine theure Gebieterinn, ſchon ſchliefen, ſo wachte ich noch, ſo lag ich noch, und dachte darüber nach, womit Sie nun wohl ein ſo herbes Schickſal verdient hätten.

Liebes Lottchen, ſagte ich, ich hatte es wohl verdient; aber du, du haſt es nicht verdient, dich trifft es mit Unrecht. Du ſollteſt glücklich ſeyn.

Nun bin ich es, ſagte ſie. Ich verſichere es Ihnen, ich habe keinen Begriff von einem andern Glücke, als ruhig bey Ihnen zu ſeyn.

Ich bin in der Welt nicht weit herumgekommen, und alſo können meine Wünſche nicht ausgedehnt ſeyn.

Indem ſie dies ſagte, gieng unſre Stubenthür auf. Ich fuhr ſchon über die Bewegung zuſammen, und als ich hinſahe, erblickte ich zum größten Erſtaunen den Mönch, der uns ſchon einmal beſucht hatte.

Ach Gott! rief Lottchen, mein guter Pater! ſie lief auf ihn zu, und fiel ihm um den Hals. Gott ſey gedankt, daß er noch lebt! Gott ſey ewig Dank!

Ich ſtund mit einem gleichen Freudengefühl auf, und reichte ihm meine Hand. Willkommen, mein lieber, mein guter Freund, willkommen in dieſe Hütte von denen, die Ihr Herz nicht vergeſſen hat.

Friede mit Ihnen, ſagte er; es iſt lange mein Wunſch geweſen, einmal wieder hierher zu kommen, und endlich bin ich meines Wunſches gewähret worden. Nun ſehe ich doch die beyden mir lieben Perſonen wieder, die die Stelle meiner alten Freunde hier ſo würdig vertraten. Hier hat ſich vieles verändert. Der Doctor, mein Freund, hat mir alles erzählt. Aber gut iſt's, daß Sie nach Ihrem Verluſte ſich wieder hierher begeben haben. Und von dir, meine Tochter, ſagte er zu Lottchen, von dir iſt es mir noch mehr Freude, daß ich dich treu in deinem Vorſatz antreffe, daß du diejenige, die ihr ganzes Vertrauen auf dich geſetzet, nicht verläßt, und ihrer in ihrer Betrübniß dich annimmſt. Nun will ich mich heute bey Ihnen ausruhen. Der Doctor wollte mich zwar da behalten; aber ich ſagte ihm, es wäre nicht recht, daß er mich aus meinem väterlichen Hauſe entfernen wollte. Alle, die in dieſem Hauſe wohnen, ſehe ich als Kinder meiner Aeltern, ſehe ich als Schweſtern und Brüder an, liebe ſie ſo, und bete ſo für ſie.

Dieſe ſchöne freymüthige Erklärung dieſes frommen Mannes gefiel mir außerordentlich. Und ich, antwortete ich ihm darauf, ich will Sie auch als meinen Bruder lieben, ich will Sie als Vater lieben, wenn Sie mir noch manche väterliche Ermahnung mittheilen wollen, wie ich der innern Seelenruhe näher komme.

Was ich thun kann, will ich thun, ſagte er. Es iſt nicht ſchwer, dahin zu kommen, wenn man ſich der Welt ſo leicht wieder entreißen kann, wie Sie es jezt gethan haben. Es iſt nicht ſchwer, einem Vergnügen zu entſagen, das man nicht kennt; aber einem, deſſen Umfang man ganz inne hat, deſſen Reize einen ſchon ſo oft im ſinnlichen Taumel hingeriſſen, dem freywillig in Jahren ſich zu entziehen, wo man es noch genieſſen könnte, das iſt heldenmäßig, das ſetzt einen in andern Grundſätzen feſte, und dann kann man ſich bald eine Mauer wider alles hereinbrechende Elend in ſich ſelbſt bauen. Und aus dieſem Geſichtspunkte haben Sie ſchon viel voraus. Sie haben Kinder, Sie haben Verwandte. Sie zu lieben iſt nicht allein ſchön, es iſt auch Pflicht. Aber Sie können dieſe Pflicht ausüben, ohne dabey Ihren Entſchluß zu verändern. Laſſen Sie Ihre Kinder, Ihre Verwandte zu Ihnen ſich verſammeln. Hier geben Sie ihnen von Zeit zu Zeit Proben Ihrer Zärtlichkeit. Thun Sie noch mehr. Führen Sie ſie auf ernſthafte Sachen. Suchen Sie ihnen eine Ehrfurcht gegen dieſe Ihre Entſchließung beyzubringen, und dann wird niemand mehr daran denken, Sie aus dieſem Orte wegzulocken. Sie werden öfter kommen, um Ihre Standhaftigkeit zu bewundern, und es wird Ihnen ſelbſt eine kleine Hemmung ſeyn, daß Sie ſich nicht zu ſehr den Zerſtreuungen überlaſſen. Sie werden Gott und ſich einen Dienſt damit thun.

So ſprach der Mann, meine Theure, und machte meinen Entſchluß ganz feſte. Ich beſtärkte mich in dem Vorſatze, dieſe Einode nicht wieder zu verlaſſen.

Der Tag gieng uns in verſchiedenen gleichgültigen Geſprächen hin; aber ich war begierig, etwas davon zu wiſſen, wie er ſeine Aeltern wiedergefunden. Ich ſuchte ihn alſo darauf zu bringen, und fragte ihn, warum man ihm eine andere Tour zu reiſen gegeben hätte, als dieſe?

Warum, ſagte er, das weiß ich nicht; denn weil bey uns ein blinder Gehorſam gegen die Befehle unſrer Obern eine Pflicht iſt, ſo gehorchen wir, ohne zu fragen, warum. Allein dieſe Befehle enthalten auch nie etwas, als was uns ſehr leicht zu erfüllen iſt. Und es bleibt uns allemal eine vernünftige Vorſtellung gegen etwas übrig, was uns nicht angenehm iſt.

So machte ich es, als ich einmal wieder eine Sehnſucht hierher empfand. Ich gieng zu meinen Obern, ich ſtellte ihnen vor, daß ich gern einmal wieder eine Wallfahrt zu dem Grabe meiner Aeltern, welches in der Gegend wäre, thun wollte, und man gab mir zur Antwort, daß, wenn man dies gewußt, man mich gar nicht von der Stelle verlegt haben würde. Man erlaubte mir überdem, wenn ich Verwandte oder Bekannte hätte, drey Tage in der Gegend zuzubringen, um mich zu überzeugen, daß man mich aus keiner Abſicht von da zurückgehalten.

Ich verſichere Ihnen, ſetzte er hinzu, es that dem Prior weh, als er es hörte.

Meiner Freude war nichts gleich. Man wußte es, daß meine Aeltern Proteſtanten geweſen waren; aber man ſprach im ganzen Convent mit Ehrerbietung von ihnen, und ich mußte alle Umſtände genau erzählen, wie ich ſie wieder entdeckt.

Man wünſchte mir eine recht glückliche Reiſe, und allen Segen auf den Weg.

Es iſt ein groſſes Vorurtheil, daß man glaubt, unſre Religion wäre gar nicht tolerant; ſie iſt es gewiß, nur prahlt ſie nicht damit.

Der Doctor hat uns etwas von Ihrer Geſchichte geſagt, fuhr ich fort: allein ich möchte wohl wiſſen, wie Sie dazu gekommen, daß Sie Ihre Aeltern hier wiedergefunden.

Eben auf einem ſolchen Gange, antwortete er mir. Denn weil wir die Einſamkeit lieben, ſo ſuchen wir auch immer entlegene Oerter zu unſerm Aufenthalt.

Ich bin vor meinem fünf und zwanzigſten Jahre nicht aus den Mauern meines Kloſters gekommen; alsdenn, weil man meinen Eifer zum Studiren, der mich kränklich machte, etwas mäßigen wollte, ſchickte man mich aus. Zwey Reiſen that ich, ohne dieſen Ort zu kennen. Bey der dritten gieng ich ſpät durch dieſes Holz. Ich fand dieſe Hütte, und bat um ein Nachtlager. Zwey alte ehrliche Leute, ein Paar von Gott in ſeinen Schutz genommen, nahm mich auf, und ich genoß einer ſanften Ruhe. Des Morgens beym Frühſtück wurden ſie einen Ring an meinem Finger gewahr, der einen kleinen blauen Stein hatte, und den ich hier noch immer an der rechten Hand trage. Die Frau erſchrack darüber, und winkte dem Mann zu, daß er mich fragen ſollte. Der Mann bat mich, ihm den Ring näher zu zeigen. Ich that es, und ſie erkannten ihn für den ihrigen.

Das iſt der Ring, ſagte die Frau, den ich meinem Sohne in einem blauen Tuche, worin mein Name F. L. genähet war, um den Hals gebunden.

Wenn das iſt, Mutter, ſagte ich, ſo bin ich Euer Sohn, und hier iſt das Tüchelchen. Es iſt beydes nicht von mir gekommen, weil es der einzige Schatz war, der mir, vermuthlich alſo von Euch, liebe Aeltern, übrig geblieben iſt.

O mein Sohn, rief mir meine Mutter entgegen, und fiel mir in die Arme. Welche Freude hat mir Gott aufbehalten, daß er mich dich wiederfinden läßt! O wie gern wäre ich durch Meere und Seen geſchwommen, um dich wieder zu haben! Und nun ohne einige Mühe, ohne einen Schritt darnach zu thun, wird mir mein Glück wie im Traum beſchert. Und ich, ſagte mein Vater, bin nur froh, daß ich einen frommen Mann aus meinem Sohne geworden ſehe; denn daß du fromm biſt, das habe ich geſtern geſehen, und bin es überzeugt.

Ich bin nie glücklicher geweſen, ſetzte der gute Mönch hinzu, als den Tag. Ich mußte denſelbigen Morgen noch wieder weg, denn ich hatte nicht die Freyheit, länger zu bleiben. Es war freylich meiner Mutter und meinem Vater hart, mich gleich wieder wegzulaſſen; aber es mußte ſeyn. Ich wußte es nicht beſſer, und wanderte an dem ſchönen heitern Morgen frölich meinen Weg, dankte dem Schöpfer, daß er mich die Urheber meines Lebens kennen gelehrt, und dachte an die ſchöne Zuſammenkunft des folgenden Jahres. Denn ich hatte ihnen verſprochen, alle Jahr wiederzukommen, der älterlichen Umarmung zu genießen, und eine Nacht unter ihrem Dache zu herbergen.

Ich habe mein Wort gehalten, und bin alle Jahr wiedergekommen. Hätte man mir damals dieſe Reiſe verlegt, ſo würde ich gewiß es gleich angezeigt und gebeten haben; aber ſo geſchahe es eben das Jahr nachher, da ich ihr Grab beſuchet, und alſo konnte ich, meiner Meynung nach, keine hinreichende Urſache aufbringen.

Als ich das leztemal dieſe theuren Alten beſuchte, nahmen ſie einen zärtlichern Abſchied als gewöhnlich; indeſſen glaubte ich nicht, daß es der lezte ſeyn ſollte.

Sie führten mich an den Hügel, wo ſie jezt liegen:

Wir werden täglich älter, ſagte mein Vater, und wenn einem von uns einmal ſein Ende beſtimmt wäre, ſo glaube ich nicht, daß der andere es lange überleben wird. Wir lieben uns zu ſehr, ſind zu ſehr eins an des andern Pflege gewöhnt, als daß wir ohne einander ſeyn könnten. Alſo wäre es möglich, lieber Sohn, daß du uns einmal nicht mehr träfeſt. Wir werden dich gewiß ſterbend ſegnen, und für dich bitten. Wir werden uns gewiß in jenem Leben wiederſehen.

Ja, das werden wir, mein Vater, ſagte ich, voll Zuverſicht auf die Gewißheit deſſen, was ich ſagte, und küßte ihn und meine Mutter. Dies iſt das letztemal, daß ich ſie hier ſahe.

Einige Thränen rollten hier dem guten Pater über ſeine Wangen, und unſre Augen waren nicht trocken, meine Beſte. Lottchen weinte heftig.

Ohngefähr ein halb Jahr darauf ſaß ich in meiner Zelle, und las. Es war zwiſchen fünf und ſechs Uhr, als ich beyde in mein Zimmer hereintreten ſahe. Ich würde geglaubt haben, ſie wären es wirklich, ſo natürlich war es, wenn nicht eine beſondre Empfindung mir meine Zunge gelähmt hätte.

Sie kamen auf mich zu, und reichten mir die Hand; erſt mein Vater, dann meine Mutter. Ich fühlte ihren Druck, und ſie verſchwanden. Als ſie weg waren, hatte ich den Gebrauch meiner Sprache wieder. Ich fiel auf meine Knie. Nun ſind ſie bey Gott, ſagte ich, und bitten auch für dich So willſt du denn auch für ſie beten. Ich thats, und ich ſtand ruhig auf. Es war keine Empfindung des Traurens mehr in mir; denn ich wußte, ſie hatten ſich verbeſſert, ſie waren jezt glücklicher als vordem.

Ich that meine Reiſe in der gewiſſen Ueberzeugung, daß ich ihr Grab beſuchte. Ich fand Sie; das übrige wiſſen Sie.

Der Mönch ſchwieg, und wir weinten noch. Nun iſts genug, ſagte er. Auch in der Traurigkeit mäßig iſt die Pflicht des Chriſten. Er ſuchte uns ſelbſt zu zerſtreuen. Er mußte uns viel von ihren Einrichtungen und Leben erzählen. Gott! faſt beneidete ich den Mann um ſeine heiligen Stunden. — Alles Gewebe von Frömmigkeit für den, der es nur recht anwendet!

Den andern Tag ließ er ſich nicht halten. Ich habe zwar drey Tage Zeit, hier zu bleiben; aber ich muß um meiner eignen Ruhe willen einen abbrechen. Nachmittag gehe ich. Den Vormittag giengen wir an den Hügel. Nun ſahe ich doch das Grab ſo bald wieder, von dem ich ſo lange Abſchied genommen.

Als wir dahin kamen, ſagte er ſelbſt: Da liegt gewiß Ihr Gemahl? Auch er ruhe ſanft. Meine Thränen brachen aufs neue aus. Doch waren ſie mäßig, denn des Paters Beyſpiel machte Eindruck auf mich. Ich zeigte ihm den Ort, wo ich liegen wollte.

Ich wünſchte auch hier zu ruhen; ob ſichs gleich bey meinen Brüdern in unſrer Kloſterkirche auch gut ſchläft, ſo wollt ich doch lieber bey meinen Aeltern liegen. Aber wo wir liegen, ruhen wir in Gottes Hand; und wenn dieſe uns einmal zum ewigen Leben weckt, ſo wird es auch ein kleiner Weg ſeyn, den ich hierher gehe, dieſe Theuren zu umarmen, und ihnen meine Hand zu reichen. Dann bindet uns keine beſchwerliche Laſt, und haben wir keiner Mühe nöthig, zu einander zu kommen. Ein Wunſch vereinigt uns mit einander.

Im Weggehen ſagte er noch, indem er andächtig ein Kreuz über die ihm heilige Stätte ſchlug: Ich würde gern alle Jahr euer Grab beſucht haben. Es war mein Wille; vergebt es, ich konnte nicht.

Er gieng mit uns zu Hauſe, aß, und nahm dann Abſchied.

Wenn ich gewiß ſagen ſollte, ob ich wiederkomme, ſo würde ich Ihnen eine Unwahrheit ſagen; aber erhält mich der Himmel, ſo komme ich. Glauben Sie, daß ich Ihrem Herzen nahe bin. Ich liebe, die traurigen Gemüths ſind. Sie ſind die Verwandten der Prieſter des Herrn. Ihnen beſonders ſollen wir Väter und Brüder ſeyn, das iſt ſein Wille.

Laſſe Ihnen Gott nur meinen Wunſch erfüllt werden, ſo iſt es ſo viel, als Sie nur zu Ihrer Zufriedenheit denken können. Er ſieht gewiß immer mehr von ſeinem Throne auf die Traurenden, als auf die Frölichen, und ſeine Gnadenblicke werden den erſtern mehr zu Theil. Je mehr Leiden, je mehr Troſt. Wenn rechte Angſt Sie drückt, ſo blicken Sie nur hinauf, und ſchon das wird Ihr Herz erleichtern. Glauben Sie einem Manne, der ſo viele getröſtet, von ſo vielen den Dank für dieſen guten Rath geärndtet hat. Adieu, meine Tochter! der Himmel gebe, daß Sie mir das im Glauben ſind. Ruhe in Ihre Seele! und wenn ich dann zurückkomme, will ich den Herrn preiſen, daß er abermals mein Gebet erhöret, wie er ſchon viele erhörte.

Ich konnte ihm nicht darauf antworten, ſo beklommen war ich. Es ſoll, es wird ſo ſeyn, war alles, was ich hervorbringen konnte.

Er wandte ſich zu Lottchen. Dir, gutes Mädchen, wünſche ich nur, daß du bleibeſt, was du biſt, ſo biſt du genug. Man würde ungerecht ſeyn, wenn man dem ſchwachen Menſchen eine ſtärkere Laſt auflegen wollte, als ihn ſchon drückt. Dir muß die Liebe deiner Frau das Schäzbarſte, das Weſentlichſte ſeyn. Erhalte ſie dir. Wiſſe, daß, wenn du nicht ſie immer behältſt, alles, was du jezt voraus haſt, für dich verloren iſt, und dir keines von den Verdienſten bleibt, die du bis jezt wirklich haſt. Aber wenn du auch aushältſt, ſo wirſt du ein Muſter deines Geſchlechts ſeyn. Du wirſt vor andern glänzen.

Hier nimm meinen Abſchiedskuß und meinen Segen. Und ſieheſt du mich auch nicht wieder, liebes Mädchen, ſo denke doch an mich, als an deinen Vater.

Als er aus dem Hauſe trat, ſagte er noch: Segen über dies Haus von oben herab, und ſchied, ohne ſich umzuſehen. Ich glaube, er wollte ſeine Thränen verbergen.

Er gieng, theure Freundinn, und mein Herz war und blieb vom heiligen Feuer erfüllt, das er darin angezündet, und nach meinen Kräften, nach meinem Vorſatz ſoll es immer ſo bleiben. Ich werde den Worten des Mannes folgen, und mein Blick zum Himmel ſoll mir immer wahrer Troſt ſeyn, und immer werde ich an den denken, der mir es als einen ſichern Troſt rieth.

Iſt das nicht eine ſchöne Erfüllung deſſen, was mir der Doctor ſagte? Konnte ein mir beſſeres Ohngefähr kommen? Wäre ich etwas ſpäter gekommen, ich hätte den Mann nicht geſehen, der nun von der einen Seite mit Standhaftigkeit mich geſtärket, daß ich immer trauren werde, und auf der andern ſie mir zur heiligen Pflicht gemacht, die meine Seele mit Ruhe fullen, und meinem Herzen Troſt bereiten kann.

Komme nun was da will, ich will ihm mit heiterm Lächeln entgegen gehen; denn es kann nur von oben kommen, es kann nur mir zum Nutzen kommen.

Und wenn nun meine Kinder, wenn meine Freunde, und wenn Sie, meine Theure, kommen, dann kann ich ja allen es ſagen:

laßt mich in meiner Ruhe. Kommt aber, genießt ſie mit mir, daß auch die Wonne in eure Seele komme, die in der meinigen eine ſo heilige Zufriedenheit erweckt.

Segnen Sie das Glück
Ihrer
ewig treuen
Friderike Frank.

Acht und vierzigſter Brief.

Dubly an Raff.

Den 12. Nov. 1778.

Ich bin immer der Meynung geweſen, lieber Raff, daß den Traurigen Zerſtreuungen nicht allein nützlicher ſind, als Fröhlichen, ſondern daß es auch eines jeden Menſchen Pflicht ſey, ſie ihnen zu machen, wo ſie nur zu haben ſind. Mir iſts gelungen, und ich ſchreibe Dir heute noch beym Schluſſe eines angenehmen Tages, den Louiſe und Frank zu meiner Freude mehr genoſſen haben, als ich mir es vorgeſtellt hatte.

Ich konnte es nicht gut vertragen, daß ſie den ganzen Tag mit Erinnerungen an traurige Gegenſtände ſich verdarben. Der Menſch iſt nicht dazu da, daß er auf alles, was ihm ohngefähr zuwider geht, ſo genau Acht gebey, und damit die beſten Jahre ſeiner Blühtezeit verbringen ſoll.

Ich erinnerte mich alſo meines Verſprechens, zu der Hochzeit des jungen Dorfpaares zu kommen. Die vierzehn Tage waren heute um, und alſo ſetzte ich mich aufs Pferd, und ritt hinaus. Da ich des Morgens gewohnt bin, ſpazieren zu reiten, ſo befremdete es niemanden.

Als ich vor das Haus kam, ſah ich meine beyden Lieblinge ſchon vor der Thür ſtehen; ſie liefen aber bey meinem Anblick beyde gleich ins Haus, und riefen ſo laut, daß ich es hören konnte: — Da iſt er! da iſt er! Die beyden Alten bewillkommten mich freundſchaftlich. Sie hatten nicht geglaubt, daß ich kommen würde, und **Weinert**, der den Tag vorher da geweſen, hatte geſagt, das würde ich wohl ſchon lange vergeſſen haben, ſie ſollten aber nur ihre Mahlzeit parat halten, er wollte eine Geſellſchaft gute Freunde mitbringen.

Manuel und **Lottchen** hatten zwar gemeynt, ſie glaubten das nicht, und ich würde wohl noch kommen; aber weil er ihnen geantwortet, ich pflege wohl öfters herumzuſchwärmen, ſo hätten ſie denn das geglaubt, und bitterlich geweint, daß ihr Hauptwohlthäter nicht einmal das Feſt ihrer Liebe mit feyern ſollte.

Nun war die Freude deſto größer, und ſie ſprangen um mich herum.

Ich fragte nun nach dem guten Alten, und man ſagte mir, er ſey bey den neuen Häuſern beſchäftigt. Ich gieng dahin, und fand alles ſchon viel weiter, als ich geglaubt hatte. Beſonders war das Haus der jungen Leute bis zum Einziehen fertig. Sie ſollen die erſten ſeyn, ſagte der Alte nach einem herzlichen Gruſſe, die die neue Stätte beziehen.

Ich richtete alles ein, und ſagte, ich würde morgen mit ſieben Menſchen erſcheinen. Man ſagte mir, daß Weinert auch für ſo viele es beſtellt hätte. Nun, ſagte ich, wir wollen ſehen, wer am beſten Wort hält.

Manuel und Lottchen giengen eine ganze Ecke mit mir. Nun ſeyd Ihr wohl recht froh, lieben Kinder? ſagte ich. Iſt Euch nun wohl zu Muthe?

Recht froh — recht wohl, antwortete mir Lottchen. Sind wir nicht am Gipfel unſrer Wünſche? Iſt wohl etwas, was wir noch verlangen könnten? Wir haben uns oft des Abends hingeſetzt, Manuel und ich, und davon geſprochen, wie doch Gott einem Menſchen ſo bald helfen kann, dem er wohl will, und ich habe meinem Manuel ſo herzlich dafür gedankt, daß er ſo gut geweſen iſt, und bey Ihnen für uns geſprochen hat. Es gehört viel Herz dazu, ſo was zu ſagen.

„Und warum, Lottchen? wenn man eine gerechte Sache hat, ſo kann man ſchon ſprechen.“

Ja, antwortete ſie, wenn er aber an den Unrechten gekommen wäre, der hätte auch wohl geſagt, Ihr könnt warten, bis Ihr Euch was verdient, und doch, wenns nur mein und ſein Vater gewollt hätte, ſo hätten wir uns doch wohl ernähren wollen. Das Geld ſoll uns auch nur ein Nothpfennig ſeyn.

Ja wohl, Lottchen, ſagte Manuel, wir ſind beyde der Arbeit gewohnt, und wir lieben es auch, etwas Rechtſchaffenes zu thun. Wer arbeitet, kann nicht allein für ſich leben, ſondern auch andern Gutes thun.

Ich freute mich über die edle Offenherzigkeit. Ich nahm Abſchied auf morgendes Wiederſehen. Ich bedachte auf dem Rückwege, wie ichs Weinerten vergelten wollte, daß er mich für einen Windbeutel ausgegeben, und es gelang mir, etwas zu finden. Ich erfuhr, daß er die Wagen, die uns hinaus bringen ſollten, um acht Uhr beſtellt, und ſahe alſo ſeinen ganzen Plan ein, daß er nämlich beym Theetrinken uns es vortragen, und mich meines Verſprechens wegen beſchämen wollte.

Daß er es niemanden ſagen würde, das war ich überzeugt, denn er wußte, daß ſie mir alle gut genug waren, um mir es wiederzuſagen.

Ich gieng alſo zuerſt zu Frank. Ich redete mit ihm, und ob er gleich anfangs einige Einwendungen machte, ſo ließ er doch bald nach, und verſprach, ſich nicht mehr zu widerſetzen. Louiſen hatte ich bald auf meiner Seite. Das gute Mädchen lebt blos in meinen Blicken, und ich kann mit ihr machen was ich will. Nachdem ich ſie alle vorbereitet, daß wir um ſechs Uhr fahren wollten, ließ ich ein Billet an Weinert nach, worin ich ihn bat, verſprochenermaßen auf der Hochzeit zu erſcheinen, indem ich einen Wagen für ihn zurückließe.

Wir fuhren wirklich, ohne daß Weinert etwas davon gewahr wurde, und ohngeachtet es noch ſo früh war, wurden wir mit voller Muſik empfangen,

Es iſt etwas hart für meine jetzige Empfindung, ſagte Louiſe, die bey mir im Wagen

gen ſaß; aber Ihnen zu Liebe, Dubly, laß ich mirs gefallen.

Louiſe machte ſich gleich an Lottchen. Ich finde ſie artig, ſagte ſie mir, und, was noch beſſer iſt, ich finde ſie gefühlvoll. Es ſcheint ein zärtliches Mädchen zu ſeyn.

Sie kam zu uns, als wir zuſammen ſprachen. Das iſt alſo Ihre Braut? ſagte ſie, das iſt ſie, die Sie ſo ſchön ausgaben wie mich? Pfui, ſage ich noch einmal, wie kann man ſo lügen? Iſt das ein Geſicht wie meins? Sind das Hände wie meine? Er hat Ihnen ein ſchön Compliment gemacht, indem ſie ſich zu Louiſen wandte.

Und warum, Lottchen? antwortete dieſe. Wenn ich ſo gut arbeiten könnte, wie du, ſo würde ich eben ſo ſtarke Hände haben. Ich würde kein ſo weißes Geſicht haben, wenn ich mich der Sonne ausſetzen müßte. Aber ſiehſt du, davor hat auch mein künftiger Mann den Vortheil, daß er mich ernähren muß, und du kannſt deinem arbeiten helfen, kannſt ihn im Fall der Noth ernähren.

Das könnte ich nun wohl, erwiederte ſie, und das wollte ich auch um vieles nicht geben, daß ich es nicht könnte; aber, ſetzte ſie ſchalkhaft hinzu, der Herr hat auch Geld, und das haben wir nicht, und alſo brauchen Sie auch nicht zu arbeiten.

Indem kam Weinert gefahren. Wir ſchlichen uns alſo ſachte zur andern Geſellſchaft, um ihn da zu empfangen. Als er aus dem Wagen ſtieg, fragte ihn der Alte, der ſchon von uns abgerichtet war: wo er denn ſeine Geſellſchaft gelaſſen?

Da ſteht der Schelm, ſagte er, und zeigte auf mich.

Ich gieng auf ihn zu: „Wurſt wieder Wurſt, Weinert!“

Wir wollen gute Freunde ſeyn, Dubly, ſagte er. Ich ſehe wohl, Sie ſind in allem über mir. Louiſen haben Sie mir abgejagt, und nun haben Sie mich auch jezt betrogen. Ich hab' es mir faſt eingebildet, und noch geſtern bey Tiſche war ich zweifelhaft, was ich thun ſollte. Weil aber niemand ſich etwas merken ließ, verſchob ich es bis heute morgen. Mir würden ſie das gewiß nicht zu Gefallen gethan haben, wenn ich es geweſen wäre, der zuerſt davon geſprochen hätte, und davor fürchtete ich mich, und wollte es nicht ſelbſt verrathen.

Nach der Copulation aßen wir. Der Prediger war ein geſprächiger, verdienſtvoller

Mann.

Mann. Weil ſeine Wohnung mit verunglückt war, ſo war er geflüchtet, und wir hatten ihn noch nicht zu ſehen bekommen.

Wir beſchloſſen, ihm ein ſo anſehnliches Geſchenk zu machen, daß er dadurch ſchadlos gehalten würde. Er nahm es mit Dank an, ſetzte aber hinzu, er würde den Ueberfluß zum Beſten der Armen verwenden.

Er ſetzte ſich mit meinem Vater und dem Altvater des Dorfes zuſammen, und ſie unterhielten ſich ſehr laut und luſtig.

Wir tanzten indeſſen. Louiſe und Frank wollten erſt nicht. Man könnte es uns übel auslegen, ſagte die erſte — Und wer? antwortete ich. Wer weiß es hier, daß Sie einen Vater verloren haben, und in Ihrem eignen Herzen werden Sie ſich doch aus dieſem unſchuldigen Vergnügen kein Gewiſſen machen? Nein, gar nicht, ſagte ſie.

Nun, antwortete ich ihr, da dürfen Sie auch hier kein Aergerniß geben, keine Freude ſtören. So kommen Sie, flüſterte ſie mir zu, und gieng mit mir. Frank machte zwar noch ein mitleidiges Geſicht hinterher, aber das half doch einmal nichts.

Ich ſahe nur mein herzliches Vergnügen daran, wie die frohen Bewohner einer vor kurzem noch ſo ganz niedergedrückten Colonie jezt ſo lebhaft und ſo vergnügt waren. Ich miſchte mich hin und wieder in die Grouppen der Männer, die mit weiſem Ernſt die neuen Vortheile, die ihnen nun zuwachſen würden, ausrechneten, und ſich freuten, daß ihre Hütten nun alle ein gleiches Ebenmaaß kriegten.

Es war ein königlicher Einfall von den Leuten, daß ſie alle das Geld, das ſie zum Bau bekommen, zuſammenſchoſſen, und allen gleich, dem Armen wie dem Reichen, ein ähnliches Haus aufbauen wollten. Dadurch wurde ihr Dorf ſchön, und jedem wurde geholfen. Es war dies ein Vorſchlag des Alten geweſen, den ſie alle willig zu befolgen verſprachen.

Auf einer andern Seite ſaßen Weiber, die von ihren künftigen Arbeiten ſprachen. Sie ſchätzten ihr Dorf viel glücklicher, als es vor dem Brande geweſen.

Jünglinge und Mädchen tanzten; aber ſie paarten ſich auch ſo zuſammen, daß man ſchon ſehen konnte, was künftig ein Paar werden würde.

Lottchen, Louiſe und Lydie hatten eine lange Unterredung, und alle ihre Geſpielinnen verwunderten ſich, daß Lottchen ſich ſo in die Stadtleute finden konnte.

Manuel gieng ſtolz auf und ab, und jeder gieng ihm auch aus dem Wege; denn man hielt ihn nicht allein für einen geehrten Mann, weil er ſo eine vornehme Geſellſchaft hatte, ſondern man liebte ihn auch ſo, weil er immer ein guter Junge geweſen war, und daher freute man ſich auch ſeines Glücks.

Der Abend kam; und ob wir uns gleich vorgenommen hatten, heute wieder zurückzufahren, ſo waren wir doch durch die dringenden Bitten unſrer Wirthe ſo in die Enge geſetzt, daß wir es nicht mehr abſchlagen konnten. Wir mußten es alſo zugeben, und blieben.

Die halbe Nacht verfloß noch mit Tanzen und fröhlichen Spielen. Da ich noch nicht einſchlafen konnte, ſo nahm ich die Feder zur Hand. Morgen ſchließe ich. Ich lege mich vergnügt nieder, daß ſich die Sache ſo ſehr zum Beſten meiner Louiſe und Franks geändert hat. Ich war nicht gewiß, ob ſie Vergnügen davon haben würden.

Wir ſind alle um acht Uhr zum Frühſtück in des Alten Hauſe geweſen. Es war ein

Gewühl von lauter vergnügten Menſchen durch einander, die einer des andern Freude zu befördern ſuchten. Lottchen machte manchen Spaß. Manuel nahm mich auf die Seite.

Gott müſſe es Ihnen ewig dafür wohl gehen laſſen, ſagte er mir, daß Sie mir mein Lottchen verſchafft. Nun, da ſie erſt ganz mein iſt, ſoll auch mein Dank erſt angehen. Immer, wenn ich ſie anſehe, wird mir mein Herz voll davon ſeyn, und ich werde denken: Ohne ihn hätteſt du ſie noch nicht.

Lottchen kam dazu. Wenn Ihnen Manuel etwa dankt, ſagte ſie, ſo bin ich auch dabey. Ich will auch danken, und mit meinem eben nicht zuletzt zurückbleiben.

Als wir gegen Abend wegfuhren, theilten wir noch die Geſchenke aus, die gewiß reichlich für ſie ausfielen. Wir wurden weit von ihnen begleitet.

Als wir zu Hauſe kamen, fanden wir Briefe von Henrietten, daß ſie hoffte, morgen hier einzutreffen. Morgen, Raff, bedenke das, und ſage, ob ich nicht zittern muß. Indeſſen iſt mir der heutige Tag ſo froh geweſen, daß ich wohl auch einmal wieder einen traurigen mitnehmen kann.

Hier iſt ein zweyter Brief von Montroſen. Ich lobe den jungen Mann, und beneidenswerth iſt er um dieſe Standhaftigkeit. Mein Vater iſt meiner Meynung. Lydie aber weint, und Lebell geht herum, als wenn er vor den Kopf geſchlagen wäre.

Wenn er es nicht ſo klug gemacht, ſie würden ihn noch einmal wiederholen, und ſich immer mehr in neues Unglück ſtürzen. Sie ſind beyde viel zu enthuſiaſtiſch für die Freundſchaft, und wiſſen nicht, daß Liebe ſie nicht allein aufhebt, ſondern aus den beſten Freunden die blutgierigſten Feinde macht.

Das Exempel, das ſie ſchon geſehen, muß nun nichts als Uebereilung ſeyn. Es wird nie ſo etwas wiederkommen, und was denn dergleichen einſchläfernde Redensarten mehr ſind, womit ſie ſich entſchuldigen. Ich habe mich recht ſehr über den Streit geärgert, den wir deswegen gehabt haben, und der noch lange würde fortgewährt haben, wenn mein Vater nicht geſagt hätte: ich bin mit dieſer Aufführung ſehr zufrieden; der Mann hat ſo viel Liebe für mein Haus, daß er ſich lieber ſelbſt opfern, als mir neuen Kummer machen will, und das ſollte ſich jeder Menſch zur Pflicht machen.

Darauf hemmte ſich alles, und Lebell ſagte nur heute noch zu mir:

Dubly, verlaß mich nicht. Ich brauche einen Freund. Was ich von Montroſen ſage, wenn es dir auch nicht nach deinem Sinne iſt, ſo rechne mir es nicht zu. Es iſt freundſchaftliche Gefälligkeit für ihn, die mich antreibt, ich möchte ihn gerne glücklich wiſſen.

„Nur nicht auf Koſten anderer, ſagte ich ihm ganz trocken. Ich glaube dir gern, daß es dir nahe geht; allein man kann ihn ja auch ſehen, und mit ihm umgehen, wenn er ſchon Mönch iſt. Das weißt du auch, was ſoll alſo das Grämen?“

Lydie kam dazu. Bruder, du biſt hart, redete ſie mich an.

Aus Liebe zu dir und deiner Ruhe bin ich es, antwortete ich ihr. Ich finde, daß es nöthig iſt, es zu ſeyn, damit nicht ſchlimmere Ausſichten den beſſern noch nachfolgen.

Sobald Henriette da iſt, ſchreibe ich wieder. So lange lebe wohl! Ich bin

Dein Freund,
Dubly.

Neun und vierzigſter Brief.

Montroſe an Lebell.

D. 12. Nov. 1778.

Es iſt geſchehen, mein Theurer, ich bin aufgenommen. Alſo noch ein Probejahr, welches mir ſüß ſeyn wird, und dann auf immer von der Welt Abſchied! auf immer von den traurigen Ausſichten Abſchied, die jeder darin hat, der nicht ſo vollkommen glücklich iſt, wie du! Iſt der Gedanke nicht reizend, ſich von dem zu trennen, was uns ſo unſägliche Sorge macht? ich meyne von dem geſellſchaftlichen Leben, in dem man es niemanden recht machen kann, wo man immer nöthig hat, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Hier, mein Lieber, hat man das nicht.

In einen kleinen Zirkel von lauter guten Seelen eingeſchloſſen, die ſich mit nichts beſchäftigen, als mit dem Wohl andrer, die täglich darauf denken, wie ſie neue Anſtalten zur Beſſerung des einen oder des andern der ihnen Anvertraueten machen wollen, kann man frey reden und frey leben. Demjenigen, der eine reine Seele als ein Kleinod ſchätzt, muß dieſe Geſellſchaft, dieſes Leben beſonders werth ſeyn; und ich wundere mich, daß nicht mehrere es wählen. Aber ich fühle es wohl, daß Unglück dazu gehört, ſo weit zu kommen, und das haben nicht alle Menſchen; und die es haben, behalten ſelbſt darin nicht Muth genug, ſo etwas zu unternehmen.

Ich ſchrieb Dir, daß ich eine Unterredung mit dem Prior verlangt, und erhalten hätte. Ich gieng mit der feſten Ueberzeugung zu ihm, daß ich nichts verlangte, als bald meine Pflichten mir angezeigt, und auch in die Laufbahn geführt zu ſehen, ſie verrichten zu können. Ich ſahe wie leicht ſie den andern wurden. Ich ſahe, mit welcher Heiterkeit ſie Unbequemlichkeiten übernahmen, wenn es zum Lobe Gottes geſchahe. Ich ſahe, wie ſie mit Freudigkeit in ihre einſamen Zellen zurückkehrten, um da im ſtillen Forſchen ihrem und dem Heil andrer entgegen zu arbeiten.

Alles das hatte ich nicht etwa von ihnen gehöret; nein, ich hatte genau Acht gehabt.

Nun, mein Sohn, ſagte der liebreiche Prior, als ich eintrat, es ſcheint, Sie ſind entſchloſſen; ich frage Sie, wozu? Ich ſage es Ihnen noch einmal, Sie ſind mir eben ſo lieb, eben ſo theuer, ich und meine Brüder wir ſind eben ſo ſehr Ihre Freunde, wenn

Sie uns wieder verlaſſen. Laſſen Sie ſich alſo nichts abhalten, Ihren Entſchluß blos nach den Empfindungen Ihres Herzens einzurichten. Noch mehr: ich habe Ihnen den Vorſchlag zu thun, daß es Ihnen frey ſtehet, noch eine verlängerte Zeit zu wählen. Sie können dieſe in oder außer unſern Mauern zubringen. Wenn Sie das letztere wählen, ſo können Sie nach einiger Zeit ſich wieder melden.

Ich ließ ihn erſt ganz ausreden. Alsdenn nahm ich ſeine Hand, die ich ihm zärtlich drückte, als ob er mein Vater geweſen wäre, und ſagte zu ihm: Ich habe das alles gehört; allein ich habe es ohne Rührung gehört. Mein Entſchluß war vom erſten Tage an gefaßt, und er iſt geblieben wie er war. Mein Aufenthalt allhier hat wohl meinen Willen dazu beſtärkt, keinesweges aber vermindert. Ich habe Zutrauen, ich habe Ermunterung in Ihrer Art zu leben gefunden.

Ich erzählte ihm nun meine Geſchichte, auch das letzte nicht ausgenommen.

Danken Sie der gütigen Vorſehung, die Ihr Gewiſſen erleichtert, die keinen der unglücklichen Fälle hat geſchehen laſſen, die hieraus ſo wahrſcheinlich hätten entſtehen müſſen. Ich kann nun Ihrem Entſchluſſe nichts mehr entgegenſetzen. Ich glaube, für Ihren Seelenzuſtand iſt Ihre Wahl das beſte Mittel. Wenn Sie feſt glauben, daß es Ihnen Hülfe geben wird, ſo werden Sie ſie erhalten. Ihr Fall erfordert nicht ſo viel Ueberwindung, weil keine mögliche Ausſicht für Sie in der Welt da iſt, glücklich zu werden, weil Sie, nach Ihrer eignen Ausſage, Ihren Sinn nicht verändern können. Ein anderer, der noch Hoffnung für ſich ſiehet, würde langſamer nach dem Mittel greifen, das doch immer ſo ſicher iſt; er würde das Aeuſſerſte abwarten.

Aber ehe ich Ihnen die Einkunft geſtatten kann, erfordert es meine Pflicht, Ihnen verſchiedenes zu ſagen. Die Geſetze unſers Ordens ſind ſtrenge, die Art, wie wir unſer Leben zubringen, etwas unbequem, obgleich nicht beſchwerlich; wer das ſagt, der muß nicht wiſſen, was der Menſch, der ſich am freyeſten dünkt, oft iſt. Indeſſen giebt es auch hierin weichliche Perſonen.

Sie müſſen alle dieſe Regeln aufs genaueſte halten. Auch nicht eine derſelben müſſen Sie mit Ihrem guten Willen übertreten, ſonſt haben Sie ſich eine empfindliche Strafe aufgelegt, und das iſt die, Ihre Mitbrüder werden Sie als einen nachläßigen, pflichtloſen Mann bedauern.

Von unſrer äußerlichen Lebensart haben Sie nun ſchon etwas erfahren.

Sie iſt immer auf den nämlichen Fuß, und der Gaſt, der uns beſucht, nimmt ſie ſo mit an; denn wir haben für jeden offne Tafel, der ſich der unſrigen nicht ſchämt.

Alle andere Pflichten werden Sie die Geſetze lehren.

Ich will Ihnen, würdiger Vater, ſagte ich ihm hier, als er ſchwieg, ich will Ihnen ganz kürzlich ſagen, daß ich alle dieſe Urſachen bedacht, daß ich alles das Unbequeme eingeſehen habe, und daß ich alles ſehr klein gegen die weit ſchönere Genugthuung finde, Ruhe in meine Seele zu erhalten, und in der Stille meinem Herzen den Stachel zu nehmen, der darin ruhet, und den nur eine gänzliche Abſonderung von allem, was ihn tiefer bringen könnte, zur Rückkehr aus demſelben bewegen kann. Und nichts kann meinen Entſchluß wankend machen.

Wenn das iſt, mein Sohn, ſagte er, ſo gehen Sie in Friede, und morgen ſollen Sie einer der Unſern ſeyn. Gott erleuchte Ihr

Herz, und gebe, daß Sie ein Mitglied zu ſeiner Ehre und zur Ausbreitung ſeines Namens werden mögen.

Ich gieng auch und legte mich ruhig nieder. Ich erwachte mit dem ſüßen Bewußtſeyn, heute aller meiner Laſt los zu werden, und es iſt geſchehen. Ich habe mit Freuden das Kleid genommen, mit dem ich den feſten Entſchluß zugleich annahm, nie wieder an etwas zu denken, was die Welt angienge. Ich habe mit einer ſolchen Zufriedenheit Beſitz von meiner Zelle genommen, daß ich Dir es nicht beſchreiben kann, und ich ſchreibe Dir dieſes in einer ſo ſeligen Ruhe, als ich noch nie geſchmeckt.

Sollte dies Dich nicht beruhigen, wenn Du ja noch wegen Deines Freundes in Sorgen biſt, wenn Du ſeinen Verluſt noch bedauerſt? Sollte es nicht Lydien mehr Glück ſeyn, mich hier in einer heiligen Ruhe zu wiſſen, als mich in ihrem Hauſe wie eine giftige Schlange ſchleichen zu ſehen, die ihren Gift nur zurückhält, weil ſie muß?

Verehret, Freunde, meinen Entſchluß! Freuet Euch deſſen! denn er befreyet Euren armen Montroſe von einem ſteten innren Peiniger, welchen er ohne dieſe ſchnelle Wahl nicht losgeworden wäre. Jedesmal, wenn Ihr ſeinen Namen nennt, ſo ſagt es dazu: — Er iſt glücklich, er hat ſich in die Hand Gottes begeben, um den Händen der Bosheit zu entrinnen.

Ich werde an Euch zurückdenken, das werde ich gewiß. Aber wie? O daß ich Euch noch einmal daran erinnern muß! aber ich muß es, damit Ihr ſehet, wie verabſcheuungswürdig Montroſe war, und damit Ihr es nicht bedauert, daß Ihr ihn verloret.

An Sie, Lydie, werde ich zurückdenken, wie ich Sie aufs ſtürmiſche Meer brachte, wie ich Ihnen da den teufliſchen Plan vorlegte, den Sie mitleidig und ſanft als ein Engel betrachteten; ich werde Sie auf den Trümmern des Schiffs von einer kalten wilden Welle weggeriſſen und in das verſchlingende Meer geworfen mir denken; oder ich werde Sie mir lebendig begraben denken, wie Sie mit der Angſt ringen, und ſich aus dem unzugänglichen Kerker herauszuwinden ſuchen; oder in den Händen eines Badetti ohne Löſegeld — das alles ſind Ideen, die mich raſend machen würden, wenn ich nicht jezt in ſtolzer Ruhe hier ſäße.

Dich, mein Freund, werde ich mir da denken, wie Du dem unverdienten Zorne eines beleidigten Vaters unterlageſt, der mich hätte treffen ſollen.

Aber es ſind der Proſpecte genug. Denkt ſie Euch, meine Freunde, und dann ſeyd dem Manne noch gut, der ſie alle angab! Aber ich fühle es leider, Ihr werdet ihm immer gut ſeyn, da das alles Euch nicht wider ihn aufbringen können.

Bey dem allen bin ich ruhig. Ich durchdenke das, und denke mir nur den Gedanken dabey, daß es von nun an Reue, und aus dieſer Ruhe hervorbringen ſoll.

Von meinem Aufenthalt erfährſt Du unter einem Jahre nichts. Glaube nicht, daß Nachforſchen Dir etwas helfen wird, das kannſt Du ganz dreiſt unterlaſſen. Es iſt alles ſo, daß Du nichts herausbringſt; und ich ſetze den Fall, es wäre, ſo laſſe ich mich von niemanden ſprechen. Das verſichere ich Dir, Lebell.

Aber grüßen ſollſt Du Deinen Vater, Deine Lydie, Dubly, alle die übrigen, die mein Herz verehrt. Allen danke ich für ihre Freundſchaft, und für die Freude, die ſie mir in den Tagen meines Aufenthalts gemacht, und

Dir bleibe ich mit dem wärmſten Herzen ewig ein

treuer Freund,
Montroſe.

Funfzigſter Brief.

Raſſ an Dubly.

D. 20. Nov. 1778.

Nach ſo einer langen Trennung, mein lieber Dubly, Dich wiederzuſehen, das iſt gewiß das Angenehmſte, was ich mir denken kann, und alſo nehme ich Deine Einladung an. Die jetzige Jahrszeit erlaubt mir einige Ruhe; und wo könnte ich dieſe Tage wohl ausgeſuchter zubringen, als in einer Geſellſchaft glücklicher Freunde, mit denen ganz zu fühlen, und ganz mich ihnen zu vertrauen, Du ſelbſt durch das mir aufgelegte Geheimniß mich verhinderteſt?

Und doch glaube ich, kann ich keinen Dank von allen erwarten, daß ich ſo vorſichtig zu Werke gegangen; man müßte mir denn den Zufall mit Frank als eine Folge meiner unzeitigen Verſchwiegenheit anrechnen wollen.

Die Hauptperſonen indeſſen, Du und Henriette, ſind mit mir zufrieden, und das iſt mir genug. Ich könnte auch wohl vieles anführen, was alsdann nicht ſo geſchehen ſeyn würde, und was jezt doch beſſer iſt, daß es ſo kam.

Aber das beſte iſt, wir ſchweigen davon, mein Lieber. Mit Deiner Schweſter mußt Du aufrichtig zu Werke gehen. Sie iſt ein ſo gutes Mädchen, daß ſie froh ſeyn wird, Dich wiederzuſehen, und Dich glücklich zu wiſſen. Ein Beywort, das ich nie geglaubt hätte, Dir noch geben zu können.

Daß der alte Frank geſtorben, hat mir um ſeiner Kinder und um ſeiner Frau willen Leid gethan. Dieſe iſt nun wieder ſo unglücklich wie vorher.

Lieber Dudly, wenn mit der Leidenſchaft der Liebe nicht ein gewiſſer Grad von Zurückhaltung verbunden iſt, ſo iſt ſie dem Menſchen nicht zu wünſchen; denn einmal iſt er doch nicht da, um blos zu lieben, und ſeine eigentliche Beſtimmung hört ganz auf, wenn er dies zu ſeinem Zweck macht.

Ich habe alles, was Dich und Deine Schweſter angeht, in Ordnung gebracht, und ich werde die Papiere darüber mitbringen. Da Du doch in Frankreich bleiben wirſt und mußt, ſo kannſt Du da gleich alles in

Empfang nehmen, und mit Frank Dich ſelbſt berechnen. Ich habe auch alle Deine Briefe ſorgfältig aufgehoben, damit Du dieſe Denkmäler Deiner Thorheit nicht mehr in fremden Händen weißt. Ich habe keinen Mißbrauch davon gemacht, ſondern ich habe nur zwey derſelben Deiner Schweſter zum Durchleſen gegeben, um ſie von der Heftigkeit Deiner Leidenſchaft zu überzeugen, und Franks Verwundung damit zu entſchuldigen.

Mündlich mehr, mein Lieber. Du kannſt es nicht ſtärker wünſchen, mich zu ſehen, als Dich zu umarmen wünſcht

Dein

treuer Freund,

Raff.

Ein und funfzigſter Brief.

Henriette an Madame Frank.

D. 24. Nov. 1778.

Ich müßte Ihnen, beſte Mutter, die Unwahrheit ſagen, wenn ich Ihnen nicht ſagte, daß meine Freude bey meiner Ankunft ſo groß geweſen iſt, als ich ſie je empfunden.

Daß die Vorſtellung Franks, die Erinnerung an ihn und an ſo viele ſchon in ſeinem

Umgang verfloſſene ſelige Stunden meine ganze Reiſe beſchäftigte, habe ich Ihnen zum Theil ſchon geſagt, und hier muß ich es noch einmal wiederholen. Wie konnte meine Ankunft wohl anders als ſchön ſeyn, nach einer ſolchen Vorbereitung!

Ich glaubte ihn gleich in der Thür zu finden; aber ich fand niemand als Louiſen, und: Nur du, Louiſe? ſagte ich in einem verwundernden Tone zu ihr.

Und bin ich dir nichts? fragte ſie mich, und fiel mir um den Hals.

O du biſt mir viel, viel, Louiſe, ſagte ich; aber daß mir einer mehr iſt als du, das wirſt du mir vergeben.

Sie zeigte mit der Hand auf eine Thür. Da, ſagte ſie, hab' ich ihn eingeſperrt, damit er dich nicht überraſchen ſollte, damit du nicht mehr Schaden als Nutzen von ſeinem Wiederſehen hätteſt, und nun ließ ſie mich ſtehen, und lief ihrem Onkel entgegen.

Ich ſäumte nicht, auf die Thür zuzugehen, und da ich aufmachte, ſtand er ſchon da, eben im Begriff, den Befehl ſeiner Schweſter zu übertreten, und der Stimme nachzugehen, die ihn lockte.

Ich will es nicht wagen, Ihnen zu ſchildern, was wir beyde fühlten. Es war in der That mehr, als ich jemals noch gefühlt hatte. Ich konnte mich kaum in die Entzückung finden, die mir der Anblick hervorbrachte.

Gut war es, daß ich allein mit ihm war, und niemand zugegen war, der dem Ausbruch meiner Freude hätte Zwang anthun können; und ich danke es Louiſen noch ſehr, daß ſie es ſo gemacht.

Mein gütiger Vater hatte alles ihrem Willen überlaſſen. Sie kam bald wieder zu uns, und nahm Theil an unſrer Entzückung, und an den lebhafteſten Bezeugungen der Freude. Aber wenn ſie mich nicht erinnert hätte, ich glaube, wir hätten alles vergeſſen, was um uns war; ich wenigſtens glaubte, ich hätte nun alles wieder, was mir Wonne bringen ſollte, und doch ſtand mir noch ſo viel bevor.

Louiſe aber hatte kaum das Wort ausgeſprochen: Ihr Vater — ſo fielen auch alle meine Seelenkräfte in den Mittelpunkt dieſes Glücks wieder zuſammen.

Frank, ſagte ich entzückt, einen Vater, einen Vater habe ich? o wo iſt er? führe mich zu ihm. Es iſt auch dein Vater.

Auch der meinige! ſagte Frank, und eine Thräne fiel aus ſeinem Auge, um die ihn ein Engel hätte beneiden müſſen; denn ſie fiel einem zärtlichen Vater, der für ihn verloren war.

Wir giengen. Ich fand meinen Vater und Dalel beyſammen. Hand in Hand ſaßen ſie ſchon in der Vertraulichkeit würdiger Greiſe bey einander.

Louiſe ſagte mir hernach, als ſie ihn hinein geführet, habe er zu meinem Vater geſagt: Hier komme ich als Ihr Bruder, und Ihr und meiner Kinder Glück will ich bringen, und will es ſuchen.

Und Sie werdens geben, und finden, hatte ihm mein Vater geantwortet.

Das iſt alſo meine Henriette, meine liebe Tochter! ſo lange verloren, und ganz von mir aufgegeben, aber nie vergeſſen, nie, Henriette, das ſagt dir ein Vater, dem du glauben kannſt. Es ſagt dir es ein Vater, der dich liebt, und der dich immer geliebt hat, der wohl in einſamen traurigen Stunden ſich freute, dich in einem andern Leben wiederzuſehen, und nicht glauben konnte, dich jemals hier zu umarmen.

Und das iſt die Tochter, antwortete ich ihm, die des ſeligſten Wunſches nun gewährt iſt, den ſie hatte, und der allein ihre Seele eine lange Zeit erfüllte.

Indem trat Lydie herein. Sie hat ſo viele Züge meiner Mutter, daß ich nicht unterlaſſen konnte, ſie etwas ſcharf anzuſehen, ehe ich ſie umarmte.

Bemerkſt du es auch, Henriette? ſagte mein Vater, das iſt ſchön; auch ich, auch ich bemerkte es. Auch ich habe es oft betrachtet, das Auge, das ſo ganz den Blick der Mutter hat, ſo ganz ihre Seele ſpricht.

Ja, Lydie, theure Schweſter, ſagte ich, als ich in ihre Arme fiel, du biſts, du biſt es, die in mir das Bild dieſer Mutter erneuert, du wirſt mir doppelt werth ſeyn. Einmal habe ich in dir eine liebe theure Schweſter, und dann biſt du mir die wiedergegebne Mutter. Süß iſt mir dein Geſicht, und wird es mir ſeyn, wenn ich es ſehe; denn ich werde immer an ſie denken.

Lieben Kinder, ſagte mein Vater, was iſt das für eine Wonne? dergleichen habe ich nie gefühlt. Ich ſehe euch verbunden, ſo edel, ſo ſchön ſehe ich Euch verbunden, mit ſchweſterlicher Liebe umſchloſſen. Wo hat der Himmel wohl eine ſolche Fülle des Segens ausgeſtreuet? Wo zeigte er mehr, daß er einen Augenblick für Menſchen ſchaffen kann, der ihnen ein lebender Blick in Ewigkeiten, in die ſchönern Freuden derſelben wäre? O meine Theure, die du von oben gewiß dem zärtlichen Auftritte zuſieheſt, und Wohlgefallen darauf herunterblickſt, wie wirſt du jauchzen, daß dein Dubly noch einer ſolchen ſchönen Ueberraſchung ſich erfreuen kann! Wäre es nicht zu viel, ich würde wünſchen, du wärſt noch dabey. Aber ich würde dir dann das Glück mißzugönnen ſcheinen, das ſchon in reichlicherm Maaße dein iſt, welches du ſchon uns wünſchen könnteſt, um die Seligkeit zu vermehren, die wir jezt nur getheilt empfinden.

Kommen Sie, Frank, ſetzte er hinzu, kommen Sie, und nehmen Sie Ihre Braut aus meiner Hand. So gern gab nie ein Vater ſeine Tochter, als ich Ihnen dieſe gebe. Sie verdienen ſie. Als ich das erſtemal vor Ihrem Bette ſaß, da erinnern Sie ſich wohl noch, was ich für ein armer Vater war; und hätte ich Sie nicht geſehen, hätte der unglückliche Zufall Sie nicht mit mir bekannt gemacht, ſo wäre ich wenigſtens nicht ſo reich, als ich jezt bin. Meine Lydie wäre die einzige. Damals glaubte ich auch dieſe nicht wieder zu bekommen. Wenn ich Ihnen ſo oft, wenn Sie Furcht wegen Ihrer Henriette bezeigten, ſagte, Sie ſollten nichts fürchten, ſie würde Ihnen bleiben, und es wäre nur eine Ahndung davon, daß ſie meine Tochter wäre, mir in die Seele gekommen, ſo hätte ich gewiß noch mit mehr Zuverſicht geſprochen, und ich hätte Ihnen ſagen können, ich fühle es, ſie wird die Ihrige ſeyn. Allein ſo konnte ich nur ſagen: ich hoffe es, ſie wird die Ihrige ſeyn. Nun ſoll ſie es ſeyn, da iſt ihre Hand, und mit ihr der Segen, den ein Vater dazu legt. Wie wohl iſt mir, daß meine beyden Töchter ſo ſchön, ſo herrlich verſorgt ſind!

Frank hatte ſeinen Onkel gleich umarmt, als wir eintraten. So hab' ich dich doch wieder, ſagte der alte Mann, ſo freudig, als wenn das reichſte Geſchenk ſein geweſen wäre. Aber es war auch ein reiches Geſchenk für ihn, ſo wie für mich, meine theure Mutter, es das reichſte von meinem Vater war.

Er vereinigte unſre Hände, und beyder Segen wurde uns ſo voll und mit ſo väterlichem Herzen gegeben, daß wir gewiß glücklich ſeyn müſſen.

Nun noch den Ihrigen, den Sie mir gaben, dazu genommen, was kann wohl glücklicher ſeyn?

Lovell bewillkommte mich, und der traurige Weinert kam auch. Ich ſollte mich billig allemal verſtecken, ſagte er, daß man mir es nicht anſehe, daß ich ein ſo guter Narr war, und alles hingegeben habe. Reiſete ich nicht von dort triumphirend mit Louiſen weg, und mußte ſie hernach wieder hingeben? — Der arme Mann wurde noch dazu ausgelacht, er wird aber doch immer den Triumph ſeines vortrefflichen Herzens behalten.

Erſt nach einiger Zeit vermißte ich Dubly, Er war auf ſeinem Zimmer, und Frank führte mich nun zu ihm. Es war eine Zuſammenkunft, die mir immer im Sinn liegen wird, ſo ſehr griff ſie mich an.

Alles, meine liebe Mutter, was ich Ihren Kindern von Ihnen geſagt habe, hat ſie entzückt; und Sie können es verſichert ſeyn, daß ſie Sie aufs zärtlichſte lieben. Beyde werden ihren Vater gewiß nicht vergeſſen, und wie könnten ſie da der Mutter nicht gedenken,

denken, die ſo viel Zärtlichkeit für ihn hatte, die noch im Tode ſeiner Liebe alles aufgeopfert, und ihr künftiges Glück nur darin ſetzt, um ſein Grab zu ſeyn! Und dieſes auch zu ſehen, dieſem theuren Ueberreſt unſre Trauer zu bezeigen, und unſrer Mutter es zu ſagen, daß wir ihr ewig danken werden, das ſoll auch eine unſrer erſten und wichtigſten Pflichten ſeyn, ſobald wir dieſen Ort verlaſſen, ſagte Frank. Meine Mutter ſoll es ſehen, daß ſie meinen Vater nicht geliebt, ohne von ſeinem Sohne dafür geehrt und geſchätzt zu werden. Nichts ſoll mich abhalten, ihre Tage glücklicher zu machen, wenn kindliche Liebe und Aufmerkſamkeit auf ihre Wünſche es können. Der entfernteſte ſoll ihr nicht unerfüllt bleiben, und die Hand, die ihr Sohn ihr reichen wird, ſoll ihr gewiß willkommen ſeyn.

Aber ich fürchte, meine liebe Mutter, Sie werden nicht viel zu wünſchen haben. Ich ſehe, daß alle unſre Bitten, alle unſre Mühe nicht vermögend ſeyn wird, Sie dahin zu zu bringen, daß Sie unſre Geſellſchaft vermehren.

Aber wenn das auch nicht iſt, ſo wird Ihnen doch immer die Liebe Ihrer Kinder angenehm ſeyn; ja, ich bin es überzeugt, Sie werden Troſt darin finden.

Sie werden mit Wohlgefallen das Glück in unſrer Vereinigung ſehen, und wenn uns ein unauflösliches Band verknüpft hat, und wir kommen dann, Ihren Segen noch einmal auf uns beyde zu erbitten, ſo wird Ihr vortreffliches Herz uns ihn in aller Fülle geben.

Von allen, die hier ſind, beſonders aber von meinem Onkel, von Frank und Louiſen ſoll ich Ihnen die theureſten Wünſche für Sie melden; und ich bin Bürge dafür, daß Ihr Name hier nicht ohne Ehrfurcht genannt wird, daß keiner hier iſt, in deſſen Herzen nicht eine heiße Bewunderung für Sie aufſteigt, wenn ich von Ihrem edlen Betragen, von Ihrer Liebe gegen uns, und von der ſeltnen Treue gegen Ihren theuren Frank ſpreche.

Daß ich Sie nicht vergeſſen werde, daß Lottchen meinen aufrichtigen Kuß der Freundſchaft in Gedanken erhält, und daß ich Sie, würdige Mutter, um Ihre immerwährende Liebe bitte, iſt alles, was noch hinzuſetzt

Ihre

gehorſame Tochter,

Henriette.

Zwey und funfzigſter Brief.

Dubly an Raff.

Den 25. Nov. 1778.

Sie iſt vorbey, die Stunde, die mich zittern machte, und ich verſichere Dir, Raff, ſie iſt nicht ſo leicht vorübergegangen, als Du vielleicht es glaubſt. Ich habe es nicht gewagt, Henrietten unter die Augen zu treten; ich habe ſie müſſen zu mir kommen laſſen, um mich nicht einer allgemeinen Beſchämung auszuſetzen, die vielleicht in den Augen der Anweſenden gar nicht vorhanden geweſen wäre, wohl aber in meinem Herzen auf eine unterdrückende Art es geweſen ſeyn würde.

Ich habe ſie ankommen ſehen, und ich habe geglaubt, Louiſen aus dem Wagen ſteigen zu ſehen, ſo auffallend war mir aufs neue die Aehnlichkeit dieſer zwey mir ſo theuren Perſonen. Ich zog mich vom Fenſter zurück. Ich hatte Frank gebeten, ſobald Henriette nach mir fragen würde, ſie heraufzubringen. Ich mußte lange warten, und dieſe trübe Zeit enthielt wahre Höllenpein für mich. Ich ängſtete mich über das, was ich ihr ſagen ſollte. Ich dachte hin und her, um etwas zu meiner Entſchuldigung zu finden, und ich fand nichts. Ich verſichere Dir, mein Herz war ſo beklemmen, daß ich befürchtete, ich würde einen Anfall meiner traurigen Wut bekommen. Ich war mir ſo feind, daß ich mich von der Erde wegwünſchte, und alles Andenken meines nahen Glücks war völlig in mir verſchwunden.

Indem trat ſie, von Frank begleitet, herein. Ich ſchlug meine Augen auf, und als ich ſie ſahe, konnte ich doch nicht umhin, ihr in die Arme zu eilen. — O theure liebe Schweſter, rief ich; aber plötzlich ergriff mich das Bewußtſeyn meiner Beleidigungen, ich ließ meine Arme ſinken, und ſtand traurig, mit niedergeſchlagenen Augen da, und trauete auch nicht wieder aufzuſehen.

Nun, Bruder, lieber Bruder, was iſt das? rief ſie ängſtlich —

„Das iſt das Gefühl alles deſſen, was ich dir gethan. Ach Henriette, du mußt deinen Bruder von dir ſtoßen, du mußt ihn nicht in deine Arme aufnehmen, mußt keine der ſchweſterlichen Zärtlichkeiten an ihn verſchwenden. Er verdient ſie nicht, er verdient nicht, daß du etwas für ihn aufopferſt. Laß alle Bitterkeit beleidigter Liebe auf ihn aus. Strafe ihn mit der Verachtung.

tung, die du ihm geben mußt, wenn du gerecht gegen ihn ſeyn willſt.“

O mein Bruder, mein lieber Dubly, laß uns alles vergeſſen, was uns unangenehme Augenblicke machen kann. Haben wir deren nicht ſo genug? Iſt wohl unſer Leiden zu klein, daß wir es noch mit ſelbſt gemachten vermehren müſſen? Haben wir nicht genug verloren, als daß wir uns die gegenſeitige Liebe noch rauben ſollten, die uns doch manche Stunden verſüßen kann? Weg mit allen Grillen!

„Nein, theure Schweſter, du weißt noch nicht recht, was dein Bruder dir hätte werden können — ein Mörder deines Geliebten — ein Mörder deiner Ruhe! Und was er dir geworden iſt, das weißt du auch noch nicht. Glaubſt du nicht, daß unſre Mutter noch leben würde, wenn der Gram über meine Aufführung ihre Tage nicht verkürzet, und ſie uns und allen Freuden, deren ſie jezt mit genießen könnte, entzogen hätte? Bedenke das, und ſage, ob es möglich iſt, daß du vergeben kannſt?“

Dubly, fiel mir Frank hier in die Rede, jezt iſt es nicht Zeit, von dem zu ſprechen, was hätte geſchehen können. Was geſchehen

hen iſt, ſey immer ſo von den Menſchen zu betrachten, als ob es zum Beſten des einen und des andern geſchehen wäre. Uns ſteht es nicht zu, darüber zu urtheilen. Willſt du nun deiner Schweſter die Freude verbittern, die ſie hat, dich und die Ihrigen wiederzuſehen? Laß es mit einander aufgehen, was der Schade und der Nutzen dieſer Uebereilung und dieſer deiner unzeitigen Liebe geweſen iſt. Nimm jezt die Verſöhnung von der Hand deiner Schweſter an, die ſie dir mittheilt.

Ja, lieber Bruder, thue das, ſagte das liebe Mädchen. Sieh es nicht einmal als eine Vergebung an. Was ſoll ich dir wohl vergeben? Da Frank dir vergeben hatte, ſo iſt es Pflicht, daß ich es auch thue. Und mein Herz blutete für dich ſchon, als ich die Nachricht erhielt, die mich zwar auf lange unglücklich machte, die aber meine ſchweſterliche Liebe für dich nicht vertilgte, ja nicht einmal ſchwächte. Ich dachte an nichts, als wie ich den Zorn und die Rache der Familie abwenden wollte. Hätte ich wohl nöthig gehabt, das zu denken? Boten mir nicht alle beym erſten Wunſch die Hand dazu? Und waren nicht alle gleich willig, dir Franks Schweſter zu geben? O mein Bruder! nimm wenigſtens die Nachricht freudig von mir auf, die ich dir von ihrer aller Einwilligung bringe. Wenn ich dir ſage, der Vater und die Mutter deiner Louiſe gaben mir ihre Hand, daß ich ſie dir ſtatt der Hand ihrer Louiſe reichen ſollte. Mit Freuden gaben ſie ſie dir.

Ja, Schweſter, ſagte ich nun, bezaubert von der herrlichen Großmuth, das nehme ich von dir an; das nehme ich mit Freuden an. Nichts konnteſt du mir wohl wertheres bringen. Frank und meine Louiſe haben mir freylich wohl betheuert, daß alles gut gehen würde: allein immer fürchtete ich noch üble Folgen von meinen thörichten Streichen. Immer dachte ich, Vater und Mutter werden es doch ſo leicht nicht vergeſſen, daß du ihnen den Sohn rauben wollteſt. Aber nun bin ich beruhigt.

Alſo vergeben, vergeben, Schweſter, iſt mir mein wütendes Betragen? Du haſt mich nun ganz glücklich gemacht. Du haſt mir den Segen meiner Mutter gebracht, um den ich auch gezittert habe, und haſt mir den Beſitz meiner Louiſe verſichert. Ach Henriette, hätte es keine Louiſe in der Welt gegeben, du und ich, wir wären noch nicht glücklich; denn ich kenne dein Herz! ich weiß, es blutete immer bey den Leiden deines Bruders. Jezt würde es gewiß nicht aufgehört haben.

Nein, Dubly, antwortete ſie, das würde nie geſchehen ſeyn, wenn du nicht auch glücklich geworden. Und wenn ich in den Armen dieſes meines theuren Geliebten alles Elend, alle Leiden dieſer Zeit, die ſo voll Angſt für mich war, vergeſſen hätte, ſo würde ich das nicht vergeſſen haben, daß ein Bruder von mir in der Irre war. Frage Raff, mein lieber Dubly, er wird dir es ſagen, was Henriette für dich gefühlt, wie ſie für deine Noth gebebt hat.

Alles, meine Liebe, hat er mir berichtet, und alles hat mir auch dein Geliebter nun geſagt. Ich habe es jezt erſt angefangen zu fühlen, und dies Gefühl würde mir noch nicht ſo rege geweſen ſeyn, wäre es nicht von der Seite meine Schuld es geweſen. Aber da ich dieſe bey der erſten Empfindung meiner neuen Liebe fühlte, ſo ſahe ich auch alles, was du mir zu Gefallen gelitten, als unverdiente Liebe an, und mein Herz empörte ſich wider ſich ſelbſt. Ich dachte an alles zurück, was ich der beſten Mutter gethan, und ich geſtehe es dir, ich habe mich nie noch ſo ſehr gefürchtet, als ich vor deiner Ankunft gezitters habe. Vor dieſer Zuſammenkunft habe ich in den gröſten Sorgen gelebt. Nun bin ich froh, daß ich ſie ſo geendigt ſehe, daß ich deine Vergebung habe, und daß ich dir frey wieder unter die Augen ſehen kann, ohne über dieſe Handlung ferner zu erröthen, die deine Güte in Vergeſſenheit zurückwirft.

Hier umarmte ich ſie noch einmal, und küßte feurig ihre Hand, als Franks Onkel hereintrat.

So gehts an, ſagte er. Ich kam aus purer Angſt. Die Zuſammenkunft währte mir zu lange, und ich befürchtete, daß es noch einmal Streit um meine Pflegetochter geben würde.

Da ſtand ich wieder beſchämt da, Raff, und wußte nicht was ich antworten ſollte.

Nun, nun, fieng er ſelbſt wieder an, Sie brauchen da nicht zu ſtehen wie Butter an der Sonne. Mit dem, dem ich meine Nichte gebe, werde ich nicht viel zanken.

Hübſch wars freylich nicht, was Sie da machten, und einen kleinen Text verdienen Sie immer drüber, aber der kann gelegentlich wohl nachkommen. Jezt wollen wir das Paar wieder zur Geſellſchaft haben. Und Sie, ich wollte mich ſchämen, wenn ich eine Braut hätte, und ſie ſo lange allein laſſen ſollte.

War das nicht gütig, mein lieber Raff, daß der Mann der Sache ſo eine Wendung gab, die mich aus aller Verlegenheit zog? Ich gieng mit hinunter, und dankte ihm in meiner Seele von ganzem Herzen.

Ich nahm meine Schweſter beym Arm, und ſagte zu Frank: Du kannſt ſo lange warten, bis ſie deine Frau iſt. Habe ich ſie doch ſo lange hüten müſſen! Nun würde der junge Herr es wohl gern ſehen, wenn ich von der Stunde an mir nichts weiter mit ihr zu ſchaffen machte. Wart aber noch ein Bischen.

Ich ſtand ſchon wieder in tiefem Nachdenken, als Frank mich beym Arm nahm, und wir hinterhergiengen.

Als wir hinunter kamen, war Freude und Frohlocken unter allen. Louiſe kam mir entgegen. Das dacht ich wohl, ſagte ſie mir heimlich, daß es nicht ſo ganz leer abgehen würde. Man ſiehts Ihnen an, daß Sie gelitten haben. Aber man hat Ihnen doch nicht zu viel gethan?

Das Gegentheil, meine beſte Louiſe! aber ich ſelbſt hätte es nicht gethan, ich wäre ganz ungeſchlagen davon gekommen; aber das wollte ich nicht.

Ich war hernach äußerlich frölicher: denn ich ſahe, daß Louiſe alle meine Mienen beobachtete, und nach meinem Gefühl das ihrige ſich richtete.

Aber innerlich habe ich es noch nicht verſchmerzt. Noch immer iſt mir Henriettens Geſicht auffallend, noch immer kömmt es mir vor, als wenn ich mich beſtrafen müßte.

Aber da iſt Dein Brief. Und nun auch nicht ein Wort weiter. Alle meine Wünſche ſind nun erfüllt; denn das war der letzte, den ich noch zu thun hatte. Alles nun mündlich! Zweifle nicht, mein Lieber, daß Du hier nicht alle Freuden finden wirſt, die Du liebſt, und die Deinem Herzen werth ſind. Denn auch unter den Freuden des Menſchen, glaube ich, iſt ein groſſer Unterſchied, und nicht alle ſind von gleicher Güte. Bey mir wenigſtens wechſelt die Empfindung derſelben oft, und ich fühle für manche unendlich mehr, als für andere. So wird es Dir auch ſeyn, und ein ganzes Haus voll Glücklicher zu ſehen, das kann und muß Deinem fühlbaren

Herzen die gröſste aller Freuden ſeyn. Wir wollen Dich als einen Bruder unter uns aufnehmen, und ich kann Dir es im voraus ſagen, Du wirſt von allen ſo willkommen aufgenommen werden, wie von Deinem Dubly. Ich gehe, um meine Freude den andern mitzutheilen, denen es noch unerwarteter ſeyn wird als mir; denn ich zählte ja wohl mit Recht etwas auf meinen mich gewiß liebenden Freund, und auf ſeine Gefälligkeit gegen ſeinen

aufrichtigen und ewigen Freund,

Dubly.

Drey und funfzigſter Brief.

Louiſe an Amalien.

D. 2. Dec. 1778.

Freylich, meine liebe Theure, kann ich Ihnen keine ſo feyerliche Einladung zu meinem Hochzeittage machen, wie Sie es mir thaten; denn ſchon heute über acht Tage iſt dieſer beſtimmt, und faſt ſo lange hat mein Brief zu laufen, ehe er zu Ihnen kömmt.

Alſo in Gedanken, meine Liebe. Und ich weiß, Sie werden gewiß bey mir ſeyn, und ich werde gewiß an Sie denken, und an Ihren glücklichen Tag.

Daß ich ſo lange nicht geſchrieben, daß ich dieſen Stillſtand in unſerm Briefwechſel gemacht, das müſſen Sie mir nicht verübeln. Alle die Unruhen, alle die Sorgen, meine Beſte, die ich gehabt, werden Ihnen eine genugſame Entſchuldigung ſeyn. Henriette hat Ihnen ſchon in meinem Namen meine Veränderung berichtet. Vergeben Sie, meine Liebe, was ich nicht einmal, ſondern mehrmal in der Hitze wider Sie geſagt. Ich fühle es mehr als je, Sie ſind nicht Schuld, und ſo mußte es kommen, wenn es gut kommen ſollte.

Aber mein Dubly iſt ein rechtſchaffener Mann. Ich weiß, er wird mich glücklicher machen, als ich auf eine andere Art werden konnte. Ich habe bey dem Wechſel gewonnen, und ich ſage das, ohne Weinerten dadurch zu nahe zu treten; denn des Menſchen Herz iſt ein unergründlich Ding. Ich habe aber einen theuren Vater verloren, ehe ich zu dieſem Glücke kam, und es bleibt mir noch ein theures Daſeyn übrig.

Glauben Sie es wohl, meine Beſte, daß ich meinem Dubly zu Liebe mein Vaterland opfere, daß ich Ihnen und ſo vielen Freunden entſage, daß ich meine Mutter, meinen Bruder und ſeine Henriette aufgebe?

Geſtern ſaßen wir alle, die wir verſammlet ſind, zuſammen, und mein Onkel erklärte ſich, daß er unſre Heirathen durchaus in acht Tagen vollzogen wiſſen wollte, oder er drohte, im widrigen Fall ſogleich abzureiſen.

So will ich es auch, ſagte Henriettens Vater; und da dies unſre regierenden Oberhäupter waren, ſo konnte freylich dem Entſchluſſe nichts entgegengeſetzt werden. Es blieb alſo beſtimmt, und Dubly drückte meine Hand freudig, um ſeine herzliche Einwilligung zu zeigen; mein Bruder lächelte Henrietten an, und man ſahe bey niemanden eine Miene der Unzufriedenheit hervorbrechen.

Wenn alle Befehle ſo einſtimmig aufgenommen würden, ſagte der alte Dalfour, ſo würden wir wenig Streit ſehen; aber wir wollen auch weiter denken. Ich bin ein alter Mann, und mein Sohn muß die wichtigen Güter, die ich in Frankreich habe, behaupten und behalten. Sie laſſen ſich nicht gut veräußern, und die Vortheile dabey ſind zu wichtig, als daß man es auch thun ſollte; alſo.

alſo, Louiſe, Sie werden ſich entſchließen müſſen, bey mir zu bleiben.

Und ich, ſagte Frank, muß auch wieder zurück, und mein Sohn da, mein Erbe, muß und kann ſeine Frau doch nicht hier im Stich laſſen; alſo, lieber Bruder, wir tauſchen nur mit den Töchtern.

Daß ſich hier Finſterniß über die Augen aller zog, können Sie ſich wohl denken, Amalie. Wer trennt ſich gern? und ich und Frank, Dubly und Henriette — beyden Theilen gieng es gewiß ſchwer ein. Hier ſehe ich keine Aenderung, Kinder, ſagte Dalſour; aber bis zum Frühjahr bleiben wir doch zuſammen?

Dies willigte mein Onkel ein; und ſo machte der Aufſchub, daß wir es wieder vergaßen, und nur dann und wann wird es uns einfallen, daß nach den Tagen des Vergnügens auch ein Tag der Trennung und des Schmerzens uns bevorſteht.

Alſo ſo bald, meine Liebe, ſehen Sie mich nicht. Aber daß Sie mich wiederſehen ſollen, wenn ich lebe, das verſpreche ich Ihnen, das ſoll gewiß geſchehen. Ich werde nicht unterlaſſen, das Grab meines Vaters und meine traurige Mutter zu beſuchen. Sie wiſſen es, Amalie, daß ſie mir immer werth war, daß ich immer ihrer mit kindlicher Liebe gedachte, und daß kein Tag, wenn er mir auch Thränen von ihr gekoſtet hatte, im Zorn gegen ſie ſich endete. Um deſto mehr fühle ich ihre jetzige Leiden, und es geht mir ſo nahe, da ſie wieder ganz in ihre vorige ſchreckliche Lage zurückgekommen, daß ich ſie da nicht oft beſuchen und tröſten ſoll.

Wenn mein Vater noch gelebt hätte, meine Liebe, ſo hätte ich nicht nachgegeben. Ich hätte ſo lange gebeten, bis der alte Dalfour, durch meine Thränen gerührt, mir ſeinen Sohn mitgegeben. Aber nun wird er ja mein Vater, und warum ſoll ich ihm da nicht die ganze Zärtlichkeit, die ganze Liebe einer Tochter ſchenken?

Ihnen, meine theure Amalie, gebe ich Henrietten an meiner Statt. Sie wird Ihnen gewiß eben ſo viel werth ſeyn, als es Ihnen die eigenſinnige Louiſe war, die Ihnen doch auch mit ihren Vorwürfen manchmal zur Laſt geweſen iſt.

Glauben Sie ja nicht, meine Liebe, daß ich mein Vaterland im Allgemeinen nicht vermiſſen werde. Recht ſehr werde ich das; ich werde die innere Empfindung, die dem Herzen eigen ſeyn muß, immer behalten, und nur ein ſo hoher Grad von Liebe, wie ich ihn gegen Dubly habe, iſt fähig, eine ſolche Entſchloſſenheit zu erwecken. Ich werde aber oft genug dahin zurückdenken, und ich will es nicht wünſchen, daß mich Reue darüber treffen ſoll. Aber ich fühle doch, es iſt möglich, daß ſie mich treffen kann. Die Liebe aller derer, die ich als Freunde verlaſſen, wird mir immer bey allen neuen, die ich erhalten habe, und noch erhalten werde, theuer ſeyn, und dieſe könnte mir wohl einen reuigen Augenblick zuwege bringen.

Weinert wird bey uns bleiben. Er hat ſich erklärt, mich nicht zu verlaſſen, und Dubly's Freundſchaft gegen ihn iſt mir eines der angenehmſten Opfer. Ich werde an ihm gewiß einen wahren warmen Theilnehmer alles deſſen haben, was mir begegnet; und ein ſolcher Landsmann in einem fremden Lande — das iſt keine kleine Hülfe, meine

Theure. Ich ſegne ihn, ſo oft ich ihn ſehe, daß er ſo großmüthig an mir gehandelt hat, daß er den Augenblick meiner Verblendung nicht nutzte, wo die Hitze mich verleitete, ihm zu ſagen: ich wollte die Seinige ſeyn. Daß er ſich hier meiner Schwachheit nicht bediente, iſt ihm ein Verdienſt, wofür ich und Dubly ihn nicht genug belohnen können.

Und hier ſchließe ich dieſen Brief, den ich nun an eine entfernte Freundinn in ein fremdes Land ſchicke, das mir ſo werth war, und welches ich vielleicht nicht wieder ſehen werde. Denken Sie oft an mich, denken Sie den Tag meiner Verbindung auch an mich, und wünſchen Sie mir immer das Glück und das Wohlergehen, das mich nach meiner Hoffnung zu erwarten ſcheint.

Ich werde an Sie mit einem freundſchaftlichen Herzen in allen den Augenblicken denken, die mich meines Vaterlandes erinnern. Ich werde dann mich in Ihre Kammer denken, und werde da mit Ihnen über alte vertrauliche Tage in Gedanken ſchwatzen. Thun

Sie das auch, meine Liebe, und vielleicht begegnen ſich einmal unſre Seelen, und fühlen eine der andern Wirkung. Jede gute Ahndung rechnen Sie auf das Andenken

Ihrer

Louiſe.

Anhang.

Anhang.

Hier ſchlieſsen ſich die Briefe dieſer Geſchichte. Man kann leicht errathen, daß die beyden Paare glücklich verbunden wurden; allein die Nachrichten erlauben doch, noch einiges hinzuzuſetzen, und es wird manchem Leſer nicht unangenehm ſeyn, etwas davon zu erfahren, wie dieſe Perſonen ſeit der Zeit gelebt, und was von ihnen noch übrig iſt.

Der Tag der Verbindung wurde gleich nach Raffs Ankunft gefeyert, und man kann ſich alle die Freuden eines ſolchen Feſtes denken. Die beyden Alten verjüngten ſich darauf, und Lydie und Lebell erneuerten ihren Freudentag, bey welchem es nicht ſo froh hergegangen war, als jezt. Sie blieben noch eine lange Zeit zuſammen, bis im Frühling, da niemand ans Scheiden denken wollte, der alte Frank aufbrach.

Louiſe ließ nicht nach, ſondern reiſete mit Dubly, um Abſchied von ihrem Vaterlande zu nehmen, und ihre Mutter noch einmal zu ſehen.

Dieſe lebte in der größten Ruhe. Seit den vielen Jahren, die ſie theils einſam, theils nachher in der Geſellſchaft ihres theuren Mannes zugebracht, hatte ſie nicht ſo vollkommen ſtille Tage in ihrem Herzen gezählt. Jezt durfte ſie keine Nebenbuhlerinn mehr fürchten, ſie durfte ſich nicht mehr vor der ſcheuen, die ihr ihren Geliebten geraubet. Es kränkte ſie jezt keine Ausſicht, daß die Liebe ihres Gatten für ſie verlöſchen würde. Sie quälte nicht mehr der Gedanke, daß es Menſchen gäbe, die ihr Unglück beförderten; ſie war von dieſem Wahn geheilt, und ſie befand ſich vortrefflich dabey. Sie kannte ihre ehemalige Nebenbuhlerinn als eine vortreffliche Frau, ſie hatte ihren Geliebten ganz für ſich leben ſehen, und ſie ſahe nun der Erwartung entgegen, ſie beyde einmal in einem beſſern Leben mit ſich zu vereinigen.

Die Angſt, die in den vorigen Zeiten, die Tage, die ſie hier zubrachte, ihr ſo zuwider gemacht,

macht, hatte ſie ganz verlaſſen. Sie konnte ſich herzlich an dem Spaziergehen, das ſie nun bey guter Jahrszeit öfters wiederholte, erfreuen. Täglich gieng ſie aus, und jeder Sonntag war dazu beſtimmt, die benachbarte Kirche zu beſuchen, und auf dem Rückwege gieng ſie allemal zum Grabe ihres Theuren, und ſammelte da noch ihre Gedanken zu ſeinem Andenken. Aber ihre Thränen trocknete die Zeit. Ich habe nicht nöthig, mehr zu weinen, ſagte ſie; ich bin ſtandhafter, ich fühle mehr Kraft, ſeinen Verluſt zu ertragen. Wozu alſo die Thränen? Für ihn? Er bedarf ihrer nicht, er iſt glücklicher als ich.

Als ihre Kinder ſie beſuchten, freute ſie ſich ſehr. So enge ihr Häuschen auch war, ſo machte ſie doch Anſtalt, ſie alle zu bewirthen. Beyde Paare und den Onkel nahm ſie auf, und ſie mußten acht Tage bey ihr verweilen. Sie ſuchte ſie, ſo gut ſie konnte, zu unterhalten. Sie bat ihnen alles ab, was ſie in den Jahren ihrer Verehlichung ihnen zuwider gethan hatte. Frank wollte nichts davon wiſſen. Ihre heimliche großmüthige

Unterſtützung, ſagte er, iſt mir ſchon ganz Bürge dafür geweſen, daß Sie mich geliebt haben. Sie freuete ſich gewiß ſehr, daß Henriette bey ihr in der Nähe bleiben ſollte. Sie beſuchte ſie auch nachher oft: allein niemals konnte man ſie bewegen, eine Nacht außer ihrem Hauſe zu ſeyn. Louiſe bereuete es, daß ſie ihr Vaterland und ihre Mutter wieder verlaſſen mußte, und Friderikens Abſchied von ihr war in der That ſehr zärtlich. Henriette verſprach, ihr, wenn der Himmel ihre Ehe ſegnete, ihr erſtes Kind zu geben, und dies wurde auch hernach in Erfüllung gebracht.

Dieſes Verſprechen geſchah bey einem der rührendſten Auftritte, bey dem erſten Beſuch am Grabe ihres Vaters. Sie giengen zuſammen in ſtiller Vertraulichkeit dahin. Hier liegt er, ſagte Friderike, der uns allen ſo werth war, und ewig es ſeyn muß; hier ruhet er von aller ſeiner Arbeit, die ihn die ganze Zeit ſeines Lebens gedrückt; hier ſoll er unter meiner Wache ſanft ruhen, bis ich mit ihm vereiniget werde: dann ſchlafen wir zuſammen unter dem Schutz des Höchſten.

Frank und Louiſe weinten, aber ſie ließ nicht eine Thräne fließen. Auch Frank der Onkel ſahe ſtarr auf das Grab, und weinte nicht.

Nach einer Weile ſahe Louiſe das kleine Grab. Was iſt das? ſagte ſie. Ach Gott! antwortete Friderike, das iſt auch ein liebes Kind, und erzählte ſeine Geſchichte. Wohl, wohl iſt ihm; ich kanns ihm nicht ſo gut geben, aber hätt' ichs noch, wenigſtens doch ſo gut, als es ſeyn könnte. Sie ſahe dabey Henrietten an. Dieſe gute Tochter verſtand den Wink der Mutter.

„Wenn ich weiß, daß es Ihnen Freude macht, ſo ſoll es das Ihrige ſeyn, das erſte, das mir Gott giebt.“ Dank dafür, liebe Tochter! erwiederte ſie, und küßte ſie.

Sie giengen eben ſo feyerlich zurück, und blieben den ganzen Tag in ſtiller Trauer über das theure Andenken.

Der Mönch hatte ſeinen Weg ſtille fortgeſetzt, und war das andere Jahr mit frohem Herzen wieder auf die Reiſe gegangen. Er kam auch ſeinem Verſprechen gemäß wieder, und er wurde ſeines Wunſches gewährt, den er gethan hatte, zu ſeinen Aeltern hier verſammelt zu werden. Beym Empfange ſpürte er noch nichts von Krankheit. Er freute ſich, noch einmal wieder da zu ſeyn, und ſeine beyden lieben Töchter zu ſehen. Er ſagte, daß er alles ſeinen Brüdern im Kloſter erzählt, und daß ſie die beyden frommen Perſonen auch geſegnet hätten. Friderike und Lottchen ergötzten ſich an ſeinem Beſuch wie an der Erſcheinung eines Heiligen, und bewirtheten ihn wie ihren liebſten Gaſt auf Erden.

Den andern Morgen, als er aufſtehen wollte, hatte er nicht die Kräfte. Er blieb alſo liegen, und ſchlummerte wieder ein. Lottchen, die wußte, daß er nicht gewohnt war, lange zu ſchlafen, gieng hinein, und als ſie ihn blaß und entſtellt da liegen ſah, glaubte ſie, er wäre todt, und ſchrie auf. Dies weckte den Mönch aus ſeinem Schlummer, und rief auch die Frau herbey.

Gott Lob! rief Lottchen, daß er noch lebt! Allein der gute Mann mochte es ſchon fühlen, was ihm bevorſtund. Ich bin ſehr krank, ſagte er zu Frideriken, und es thut mir Leid, daß ich juſt Ihnen Mühe machen muß.

Als ob das nicht ein Glück wäre, daß Sie es eben hier geworden! Wäre das an einem andern Orte geweſen, wo hätten Sie wollen Pflege und Wartung hernehmen? Aber Ihre Töchter werden Sie gewiß in Acht nehmen. Dank, ſagte er mit leiſer Stimme, und nickte ſchwach mit dem Kopfe, denn er war nicht im Stande, ſich aufzurichten. Es wurde gleich nach dem Doctor geſchickt; als der kam, ſetzte er ſich zu ihm.

Hier, ſagte er, wird wohl nichts zu machen ſeyn, mein lieber Bruder.

Das glaube ich auch, antwortete der Mönch, denn es brennet tief in meinen Adern. Lottchen hörte dies mit ihrer Frau an; die erſte weinte, die letzte nicht. Ich bin, ſagte ſie zum Pater, durch Ihre Ermahnung ſo ſtandhaft geworden, daß ich keine Thräne mehr vergießen kann. Es iſt immer das Beſte, was geſchieht.

Das iſt auch recht, meine Tochter, antwortete er ihr; und du, Lottchen, ſollſt auch nicht weinen, ich ſeh' das nicht gern. Ob ich nun weggegangen wäre, um nicht wieder hierher zu kommen, oder ob ich hier ſterbe, das iſt wohl völlig einerley. Im Gegentheil iſt es immer mein Verlangen geweſen, hier zu liegen. Es iſt mir der angenehmſte Ort. Wenn ich ſterbe, ſagte er zu Frideriken, ſo bitte ich Sie, zu ſorgen, daß ich neben meiner Mutter begraben werde.

Der Doctor gab ihm zwar einige Arzneyen; allein er ſagte ſelbſt: Sie dienen nur zur Linderung ſeiner Schmerzen. Helfen können ſie ihm nicht. Ihm iſt nicht zu helfen. Ich weiß das gewiß; denn was ihm begegnet, liegt alles klar vor mir. Es iſt einer meiner genaueſten Freunde, deſſen Geiſt mit dem meinigen ſo vollkommen übereinſtimmt, daß wir in jenem Leben gewiß zuſammen kommen.

Seine Krankheit blieb ſich drey Tage ſo vollkommen gleich, daß man nicht die geringſte Veränderung daran ſpürte. Ja er war eher etwas munterer, ſo daß Friderike auch ſchon anfieng, in die Worte des Doctors einigen Zweifel zu ſetzen, und glaubte, daß er ſich wohl noch etwas beſſern könnte.

Allein der Doctor hatte und behielt wohl Recht; den vierten Tag des Morgens ſagte der Pater ſelbſt: Heute wird mein letzter Tag ſeyn, und ich will von allen zum letztenmal Abſchied nehmen.

Dank Ihnen, meine Theure, ſagte er zu Friederiken, daß Sie mir in den letzten Tagen meines Lebens haben beyſtehen wollen! Möge auch Ihnen ein freundſchaftliches Herz Ihre letzten Tage ſo froh, ſo ruhig machen, als Sie ſie mir gemacht haben! Möge der Himmel Ihnen die Kraft geben, Ihre ganze Wallfahrt dieſer Erde ohne Wanken ſo fortzuſetzen, wie Sie ſie jezt führen!

Du, Lottchen, müſſeſt auch den Lohn für deine Liebe vom Himmel erhalten! Ich kann ihn dir nun in nichts anderm als in meinem Segen geben; aber ich weiß, du biſt ein frommes Mädchen, und dir iſt mein Segen angenehm.

Sie, Doctor, wiſſen ſchon alles, was ich Ihnen ſagen will; Sie können mir ſo bald noch nicht folgen, müſſen noch erſt viele andre glücklich machen, die auf Ihre Hülfe warten. Aber die Zeit wird auch kommen, daß wir uns wiederſehen, es ſey nun nach Ihrem oder meinem Syſtem. Rechtſchaffene ſehen ſich immer wieder, und das, glaube ich, waren wir beyde. Ich gehe Euch voran, meine Lieben. Ihr werdet ſehen, daß, wenn man ſo gehet, wie ich zu gehen hoffe, man nicht ganz unthätig zu ſeyn nöthig hat. Ich will ſehen, was ich thun kann, Euch glücklicher zu machen. Kein Menſch kann es genug ſeyn. Es werden immer noch Stufen ſeyn, die er durchzuſteigen hat; und wenn wir einmal Millionen von Jahren durchlernet, ſo werden andere Millionen nöthig ſeyn, uns das Fehlende zu lehren. Von Wunder zu Wunder, von Geheimniſſen zu Geheimniſſen werden wir immer näher der Gottheit kommen, ohne den kleinſten Grad derſelben zu erreichen; aber unſre Seligkeit wird durch die vermehrten Kenntniſſe immer mehr zunehmen, immer beneidenswerther werden.

Er redete noch viel weiter, und ſetzte alle ſeine Lieben mit dieſen Ermahnungen, mit dieſen heiligen Hoffnungen in ein angenehmes Entzücken. Sie hörten dem Lehrer mit offnem Herzen zu, der ihnen ſo ſüße Wahrheiten predigte, und wünſchten ſo bald, wie er, ihrer Erfüllung entgegen ſehen zu können.

Seine Kräfte nahmen mit dem Abend ab, und als es gegen zwölf Uhr war, drehte er ſein Geſicht noch einmal nach Frideriken zu. Dank, ſagte er, für die Stätte, die Sie mir gönnen wollten, um hier zu ſterben! und dann gab er allen die Hand, ſtützte ſich an Lottchens Arm, der auf ſeinem Kopfkiſſen lag, und entſchlief.

Keines vergoß eine Thräne, allen war es ein feyerlicher Tod. Lottchen drückte ſeine Augen zu; den dritten Tag trugen ſie ihn zur Ruhe, und legten den Sohn neben die Mutter.

Da ſchlaf du auch unter meinen Lieben; du warſt mir werth, und die Deinigen ſollen mit unter den Meinigen ſeyn. Wenn dies Häufchen einmal erwacht, ſo werden von allen Seiten welche kommen, und den fremfrommen Mann ſehen wollen, der ihnen Wohlthaten erwies.

Seit dem Tode des Mönchs wurde Frederike noch zufriedner, als ſie geweſen war. Ihre Seele erhob ſich ganz von den irdiſchen Empfindungen, und ſie lebte von da an als eine Heilige.

Der Doctor war ein geſchickter und gelehrter Mann; aber da ſeine Wiſſenſchaft mehr in das tiefe Erforſchende gieng, ſo hielt er ſich eingezogen, und ſuchte keine weitläuftige Bekanntſchaften. Er war auch unbekannt in die Gegend gekommen, und da er gewohnt war, die meiſten Menſchen unentgeltlich zu heilen, auch viel Wohlthaten an Armen ausübte, die zugleich beträchtlich waren, ſo würde man ihn für reich gehalten haben, wenn er nur Gelder geſchickt bekommen, oder ausſtehen gehabt hätte. Aber das war alles nicht, außer daß er jährlich einmal in eine nahe Stadt reiſete, wo er drey Tage blieb. Jedermann liebte ihn, und ſchätzte ihn hoch.

Friderike ſetzte ſeinem Beſuche auf den Sonntag alles nach, und er kam auch wenigſtens alle Woche einmal zu ihr. Der freundſchaftliche Fuß, auf den ſie lebten, trug viel zu Friderikens Ruhe bey, und der Doctor wußte ihr bey jeder Sache den beſten Rath zu geben.

Der alte Frank ſah ſeine Freude an Henrietten und ſeinem Neffen. Sie wohnten bey ihm, und waren ihm wie ſeine Kinder. Außerdem beſuchte er auch ſeine Schwägerinn oft. Es gefiel ihm freylich ſehr, daß ſie dem Andenken ſeines Bruders ſo ſtandhaft getreu blieb; und er, der überhaupt von allen beſtändigen Charakteren ſehr viel hielt, mußte das an ihr ſchätzen. Nach der erſten Kenntniß, die er in der Jugend von ihr genommen, als ſie ſeinen Bruder liebte, hatte er nur ihre Fehler, nicht aber ihre guten Eigenſchaften geſehen. Er hatte, ohne weiter zu unterſuchen, dem Bruder die andre Parthie vorgeſchlagen. Es hatte ihn auch nie gereuet, daß er es gethan; denn die erſte glückliche Ehe, die ihm Louiſen und Franken gegeben, hielt er immer für ein Werk der Vorſehung. Aber im Ganzen dauerte ihn, was ſie gelitten, ſobald er überzeugt war, ſie verdiene es nach dem Innern ihres Herzens nicht. Er konnte ſich in ihre Trauer und in ihre Laune ſo ſchicken, konnte ſich zu ganzen Tagen mit ihr unterhalten, ohne daß er es überdrüßig wurde. Er liebte ſie wie ſeine Schweſter.

Sie liebte ihn aber auch von ganzem Herzen. So ſehr ſie vorher, da ſie ihn für einen vorſetzlichen Urheber ihres Unglücks hielt, ihn haſſete, ſo ſchnell verlor ſich dieſer Haß, da ſie ihn als einen biedern Mann kennen lernte, deſſen Herz rein und ohne Falſch wäre. Sie verplauderten manchen Tag, und bey guten Jahreszeiten blieb der Alte zuweilen viele Tage in dem Hauſe, welches ihm angenehm war.

Henriette und Frank, das gute Paar, lebte unter ſeinem Schutze. Der Morgen brachte ihnen neue Freude, und der Abend nahm ſie nicht von ihnen. Henriette brachte ihrem Theuren das erſte Jahr ein Mädchen, welches mit ihrer Amme gleich zu der guten Mutter gebracht wurde, der es das willkommenſte Geſchenk war.

Die guten Aeltern wollten ſich lieber ſelbſt die Freude entziehen, und ſie ihrer lieben Mutter gönnen.

Aber dafür brachte auch das kommende Jahr Franken einen Sohn, der nun ihre Freude war. Wenn er ſpielend auf dem Schooße ſeiner Mutter ſaß, ſo kam der alte Onkel, betrachtete ihn, und ſagte: Es iſt mein Bruder völlig, als wenn ich ihn leben ſähe. Er wird es ganz werden.

Ueberhaupt hatte beſonders Henriette an dieſem Onkel einen Mann, der ihr alles an den Augen anſahe; und wenn ſie den feurigſten Liebhaber gehabt hätte, ſo könnte er nicht mehr Aufmerkſamkeit gegen ſie gehabt haben. In den Wochen kam er nicht von ihrem Bette, und wartete ſie ſo, als ob es ſeine eigne Frau wäre, an deren Leben ihm alles hienge. Frank war darum nicht weniger zärtlich. Er ſuchte alle Winke ſeiner lieben Henriette zu verſtehen, und wenn er ſo glücklich war, ihr ſo einen Gefallen thun zu können, daß ſie es erſt nachher ſahe, ſo gieng nichts über ſeine Freude.

Der alte Dalfour lebte wohl die erſte Zeit wie ein König — das heißt hier, er hatte alles, was er begehrte. Seine Augen waren ein Spiegel, worin man ſeinen Willen las. Sein Glück, welches vor den Monarchen gekommen war, erhielt deſſen Beyfall mit dem Wunſche, daß es beſtändig ſeyn möge. Es wurden ihm noch einmal anſehnliche Stellen angeboten; allein er gieng ſelbſt zum Monarchen, und dankte dafür, ſchützte ſeine Kinder vor, die ihn bedürften, und ſagte, daß er ſeinen Sohn für ſich gern zum Dienſt ſeines Königs widmen wollte. Es wurde angenommen, und der gute Alte glaubte, daß ſeinem Sohne viel Ehre widerfahre, indeſſen daß dieſer ſehr unzufrieden war, und ſeine Louiſe, wenn ſie nicht ſo viel Ehrfurcht für den Vater gehabt hätte, ihm gewiß geſagt haben würde, ſie wolle es nicht.

Nichts war der Freude des Alten gleich, als Lydie und Louiſe ihm Pfänder ihrer Liebe brachten. Er wiegte ſie auf ſeinem Schooße. So war es, ſagte er, als mir meine Gattinn meinen Dubly ſchenkte; ſo war es, als ſie mir Henrietten brachte; ſo war es, als mein treuer Rox mir dich, meine theure Lydie, entgegen trug; da fühlte ich eben die Wonne, die ich jezt fühle, eben die Freude, die meine Lydie, die meines Sohnes Louiſe mir macht. So, liebe Mutter, ſiehſt du deine Pflanzen nun ziehen, und wirſt auch deine Freude dran haben.

Louiſe und Dubly waren nicht ſo glücklich, als die übrigen. Als ſie von dem Beſuche bey dem Grabe ihres Vaters zurückkam, war ſie eine Zeit lang ſehr traurig, ſo, daß ihr Vater ſelbſt ſagte: Wenn es nicht geht, Tochter, wenn Sie Ihr Vaterland nicht miſſen können, ſo ſagen Sie es lieber. Es ſoll mir nicht darauf ankommen, denn meines Sohnes Leben hängt von dem Ihrigen ab. Aber als er das ſagte, wandte ſich Louiſens Herz zu dem guten Alten, der ihr ſo viel opfern wollte. Nein, ſagte ſie, mein Vater, mein theurer Vater, das ſoll nicht ſeyn, nicht, mein Vater! ich vermiſſe nicht das Land, nicht die Liebe meiner Freunde. Werde ich hier nicht auf den Händen getragen? Fehlt mir etwas? Nein, Sie ſollen nicht von Ihrem Sohne verlaſſen werden.

Der Alte weinte Freudenthränen, und es blieb beym Alten.

Aber bey dem zweyten Kinde, das Louiſe ihrem Dubly gab, nahm ihre Geſundheit ab; und ſo merklich, als es geſchahe, ſahe man wohl, daß alle Hülfe hier umſonſt ſeyn würde. Dubly wollte vergehen. Dalfour wünſchte ſich den Tod eher geſehen zu haben, als dieſes traurige Unglück. Lydie weinte um die Freundinn ihres Herzens. Louiſe war es ihr wirklich ſo ganz geworden, wie man es ſeyn kann. Alles grämte ſich, alles weinte um Louiſen herum. Nur ſie allein, ſie, die Theure, die ihr Schickſal in ſich ſelbſt ſahe, gieng dem großen Augenblicke getroſt entgegen, und erwartete alles, was da kommen ſollte, mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit. Ihre Krankheit wurde eine ſchnelle Verzehrung. Als die Aerzte ihr das Leben abgeſprochen, eilte noch ihr Onkel mit Frank und Henrietten herzu, um die arme Sterbende zu ſehen und zu tröſten. Alles, was ſie ſahe, jammerte. Nur ſie tröſtete ſich, tröſtete alle.

Ich gehe von dir, Dubly, ſagte ſie, ich gehe von dir; aber ich hinterlaſſe dir zwey Kinder, die von nun an deine einzige Sorgfalt ſeyn müſſen. Sie ſind es, die dir an meiner Statt ſeyn müſſen. Wenn du ſie ſo liebſt, wie du die Mutter liebteſt, wie glücklich werden ſie dann ſeyn! Glaube mir es, Dubly, ich gehe ungern von dir; denn ich weiß es ja, daß du mich ſehr liebteſt, daß du alles thateſt, mir mein Leben zu einem Paradieſe zu machen. Guter Dubly! du wirſt verwaiſt ſeyn, du wirſt nicht mehr deine Louiſe haben, die dir alles war.

Dubly fühlte es tief, alles, was ſie ihm ſagte. Er hatte in der That in ihr ſeine ganze Zufriedenheit gefunden; ſie war ihm die einzige geweſen, bey der er die traurigen, die wilden, ſchwermüthigen Tage ſeiner unglücklichen Jahre noch vergeſſen konnte. Und nach ſo einem kurzen Genuß, nach einer Dauer, die ſo klein zu nennen war, ſollte er ſie ſchon am Rande des Grabes ſehen. Er weinte, er wimmerte. Selbſt ſeine Henriette konnte ihn nicht tröſten.

Ich liebe dich, Schweſter, theure, beſte Schweſter, ich liebe dich; aber Louiſen lieb ich noch mehr, und alſo kannſt du mich ihrentwegen nicht tröſten.

Er ſaß vor ihrem Bette, nahm eine ihrer Hände um die andere. Sie glüheten für brennender Hitze, und er glühete auch für Angſt.

So ſoll ich von dir, von dir, meine Beſte? Du warſt die einzige, die mir Troſt geben konnte, und von dir muß ich weg?

Ja, mein Lieber, ſagte ſie ganz gelaſſen, du mußt von mir, ich muß von dir. Das Schickſal ruft. Können wir ihm widerſtehen? Weißt du ein Mittel, ihm zu entkommen?

Wer wird meine Schmerzen lindern? ſagte er.

Wer? antwortete ſie. Meine Kinder, Theurer. Nimm ſie auf deinen Schooß. Siehe ihr unſchuldiges Lächeln — und lächle mit ihnen. Ich will von oben herab auch lächeln.

Hier ſtärkte ſich ſein Muth. Ja, wenn du das willſt, meine Beſte, dann will ich ruhiger ſeyn. Deine Kinder ſollen mir immer ein theures Unterpfand ſeyn. Immer will ich in ihnen meine Zufriedenheit, meine Wonne ſuchen. Dein Andenken und ſie ſollen die Begleiter meiner Pilgrimsjahre ſeyn. Da werde ich zwar dich nicht haben, aber doch deiner denken.

Von Tage zu Tage wurde ſie ſchwächer, und endlich entſchlief ſie ſanft.

Alle, die um ſie waren, jammerten, und lange hörte man in Dalfours Hauſe keinen Freudenton. Alles trauerte, denn alles hatte Louiſen geliebt.

Ihr Andenken wird unter den Ihrigen heilig ſeyn.

Dubly gab ſich nur um des Troſtes ſeiner Gattinn willen. Er hatte von ihr die

Bitte, und die war ihm Befehl. Er ſuchte vom Tage ihres Todes an ſeine Zerſtreuung in ſeinen Kindern. Es waren ihm ohnedem vom Hofe wichtige Geſchäfte anvertraut, die ihm nur wenig Zeit übrig ließen, und dieſe wandte er an dieſe Theuren.

Louiſen begleiteten alle zu Grabe. Alle klagten, daß die ſchöne Blühte ſo früh fiel, daß ſie ſo ſchnell von dem ſchönen Stamm abgebrochen wurde, den ſie ſo herrlich zierte.

Weinert war, ſeinem Verſprechen gemäß, bey Dalfour geblieben. Lydie war ihm immer ein verehrungswürdiger Gegenſtand; und wie ſie mit Dubly ſo glücklich war, freute er ſich auch. Er nahm gewiß an jeder Veränderung Antheil, die mit dieſem Ziele ſeiner eigenen Wünſche vorgieng. Er küßte ihre Kinder, und ſagte: Er glaube ſie zu küſſen. Sie ſolleṅ die ſeinigen ſeyn, und er wolle ſie ſo lieben, wie er die Mutter geliebt. Als Louiſe ſtarb, war er außer ſich. Ihr Verluſt gieng ihm ſo nahe, daß er ſich, ohngeachtet ſeiner ihm eignen Standhaftighaftigkeit, weit weniger faßte als Dubly. Man konnte ihn kaum von ihrem Sarge wegbringen. Er begleitete nachher Frank und Henrietten wieder zu Hauſe; allein er verſprach dem alten Dalfour heilig, wieder zu ihm zu kommen, und ſein Leben bey ihm zu endigen; und wir glauben, daß er Wort halten wird.

Amalie empfieng Henrietten, wie ſie Louiſen aufgenommen haben würde, und da ſie Louiſe noch einmal wiederſahe, ſo hatten dieſe zwey zärtlichen Geſpielinnen ihrer Jugendjahre ſich ſo vieles zu ſagen, daß ſie ganze Wochen zuſammen waren; deſto bitterer aber gieng hernach der Abſchied ein. Als die Nachricht von Louiſens Tode kam, ſagte Amalie: Ich nahm es immer für gewiß an, daß ich dieſe Freundinn bald verlieren würde; denn ihre Seele war immer zur Schwermuth geneigt.

Sie warf es ſich anfangs mit einigem Kummer vor, daß ſie Louiſen von Dubly bey der erſten Bekanntſchaft abgehalten hatte. Allein ſie ſahe bald ein, daß es damals gewiß zu ihrem Schaden ausgefallen ſeyn würde, wenn ſie es gethan hätte, indem ihr Vater nimmermehr ihr Dubly'n würde gegeben haben, wenn nicht die Umſtände ſich ſo getroffen hätten. Weinert ſelbſt ſagte einmal zu ihr: Sie wären jezt gewiß meine Frau, wenn Amalie nicht gethan hätte, was ſie that.

Sie führte übrigens mit ihrem Manne ein ſehr glückliches Leben, und ihre häufigen Beſuche bey Henrietten verkürzten ihr die Tage ſehr, die ſie auf einem einſamen Landgute zubrachte.

Herr v. B. hatte Frank ſehr angelegen, die ihm angebotene Würde zu nutzen, und ſeinem Landesherrn einige Dienſte zu leiſten. Frank war auch willig genug dazu. Allein ſein Onkel wollte es durchaus nicht zugeben. Ich kenne eure Dienſte ſchon. Sie ſind für alle, die ſie bekommen, wie eine zehrende Krankheit. Kräfte und Geſundheit gehen dabey verloren. Ich habe dem Jungen deswegen keine Frau gegeben, daß er ſie in etlichen Jahren als Witwe ſitzen laſſen ſoll, damit ſie ſich vollends todt grämen kann. Unter meinen Augen ſoll er leben. Da kann er mäßig arbeiten, wenn Ihr was für ihn zu thun habt; aber zu Euch ſoll er nicht, damit er ſich krumm und lahm ſchreibt. Das ſagte er mit aller ſeiner Treuherzigkeit zu dem Herrn v. B., und dieſer, der ihn auf den Punkt kannte, freute ſich zwar nicht über die Fehlbitte, hielt ſie aber dem ehrlichen Alten zu gut, und beſorgte, daß Frank hernach ein obrigkeitliches Amt auf dem Lande bekam, das ihm nicht viel Arbeit machte. Damit war der Onkel zufrieden. Er blieb immer ein warmer Freund von Frank, und er zieht ſeinen Beſuch noch andern ſehr vor. Er ſagt, er könne es nie vergeſſen, daß der junge Mann ſo großmüthig an ihm gehandelt.

Raff kehrte mit den übrigen zurück, nachdem er mit dem wärmſten Dank für ſeine bewieſene Freundſchaft von allen belohnt war. Er verheirathete ſich bald auch, und lebte auf das zufriedenſte. Er beweinte Dubly's Verluſt, und ſagte, er habe immer in des jungen Menſchen Schickſalen ſo etwas

Außerordentliches, entweder ſchnell zu Glück oder zu Unglück gehendes, bemerkt. Allemal ſey es bey ihm etwas Aeußerſtes geweſen. Er ſuchte ihn in Briefen deswegen zu tröſten, und der Briefwechſel dieſer beyden, die nur eine Seele ausmachten, war einer der zärtlichſten.

Lottchen, das gute Lottchen, iſt immer noch bey ihrer Frau, und theilt alle Sorgen und alles Vergnügen mit ihr. Es iſt ausgemacht, daß ſie, wenn Friderike einmal ſtirbt, nicht da bleiben, ſondern zu Henrietten gehen ſoll; und aus Zärtlichkeit gegen dieſe hat ſie ſich es auch gefallen laſſen, ſonſt wäre ſie wohl lieber bey den Gräbern ihres Vaters, den ſie noch immer beweint, und aller der guten Leute geblieben, die da neben ihm lagen; und beſonders glaubte ſie, wenn erſt ihre Frau mit da läge, eine Pflicht auf ſich zu haben, bey ihr zu bleiben.

Der Capitain fährt noch immer mit ſeiner Lydie glücklich. Einmal hat er ſeine Wohlthäter in Paris beſucht. Es iſt ſonſt ein ſeltner Fall, daß man durch Schiffbruch reich wird, aber ich bins geworden. Er verſicherte, daß er nicht vergnügter wäre, als wenn er ſeine Lydie ſo ſtolz auf dem Waſſer hinſchwimmen ſähe. Er habe nie eine größere Idee eines Glücks gekannt, als ſelbſt ein Schiff zu beſitzen, und habe alle diejenigen beneidet, und ſie für Lieblinge des Schickſals gehalten, die dergleichen beſäßen. Es bliebe ihm alſo nun nichts mehr zu wünſchen übrig.

Lydie und Lebell leben immer als die erſte ſüße Freude ihres Vaters. Sie haben ihm zwey Söhne gegeben, und dieſe wechſeln mit Dubly's Kindern auf ſeinem Schooße ab. Sie werden ihm gewiß einmal ſein Alter recht ſüß machen. Er vergißt bey ihnen, daß er ſchon eine Tochter verlor.

Lebell ſchrieb einmal an Badetti. [illegible] meldete ihm ſein Glück und ſeinen Segen. Dieſer antwortete zu ihrer aller Verwunderung:

Er ſey endlich froh, daß er einmal ihren Aufenthalt erführe, denn bis jezt habe er ihn noch nicht gewußt. Er könne es nicht genug beſchreiben, wie ſehr er Lydien vermiſſe. Er habe es nicht geglaubt, daß ſeine Neigung für ein Frauenzimmer ſo feſte und ſtandhaft ſeyn könne. Er habe von dem Augenblick ihrer Abreiſe an keine Ruhe, und es kränke ihn ſehr, daß er das Geld angenommen, daß er bäte, man möge ihn wenigſtens von dem ſchändlichen Vorwurfe befreyen, den er ſich ſelbſt darüber mache. Er würde ein ewiger Verehrer von Lydiens Andenken bleiben, und wenn es möglich wäre, daß ihn dieſe Grazie mit ihrem Gemahl einmal beſuchen könnte, ſo würde er das gewiß für den glücklichſten Augenblick ſeines Lebens halten.

Er begleitete das Geld bey dieſem Briefe, und Lebell nahm es an, ſchickte ihm aber dafür ein koſtbares Präſent, und verſicherte ihn, daß ſie ihn einmal beſuchen wollten.

Lydie ſagte, ſie ſey ihm doch immer Dank ſchuldig; denn ohne ihn hätte ſie einen fürchterlichen Tod gehabt. Sie wundere ſich gar nicht darüber, daß er ſie nicht habe vergeſſen können, denn ſeine Leidenſchaft, ſagte ſie, wäre heftig geweſen. Und ich bin verſichert, ſetzte ſie hinzu, daß, wenn ich nicht meinen lieben Lebell gehabt, und hätte Neigung zu ihm faſſen können, ſo würden wir gewiß mit einander zurecht gekommen ſeyn; denn ich hätte ihn ſchon anders ziehen wollen. So aber, ſagte ſie ſchmeichelnd zu dem lieben Gatten, der neben ihr ſtand, hatte ich dich ſchon geſehen, und in dem Blick alle Seligkeit geſchmeckt, deren ein liebendes Mädchen fähig iſt.

Montroſe hatte nach dem letzten Briefe an Lebell allem weitern Andenken an ſeine Freunde abgeſagt. Jeden Tag war ihm das Kloſterleben angenehmer geworden, und er fieng an es ſehnlich zu wünſchen, daß ſein Probejahr um ſeyn möchte. Nicht, weil er ſich fürchtete, er möchte wieder zurückgehen, wenn er nicht feſt genug gebunden wäre — Das wäre der unrechte Weg geweſen, wenn er den hätte einſchlagen wollen. Es war ein wahrer Eifer in ihm, durch Frömmigkeit und Gebet alles wieder gut zu machen, was ſein Herz Schlimmes geſtiftet, und dieſen Eifer glaubte er beſſer zeigen zu können, wenn er ganz zu dem Leben übergetreten wäre, das ihn von allem abſondern ſollte, was etwa in der Folge einen Eindruck auf ihn zu machen fähig wäre.

Der Tag erſchien, und er legte ſein Bekenntniß mit Freudigkeit ab. Alle, die im Kloſter waren, liebten ihn; denn er hatte wirklich ein beſonders gutes Herz für die Freundſchaft. Er war nicht minder gefällig gegen alles, was um ihn war, als er vorher geweſen war, und die Zeit ſeiner Gemüthsunruhe hatte von ſeinem liebreichen Charakter nichts hinweggenommen.

Er wartete noch einige Zeit nach ſeinem Profeß, und dann ſagte er einmal zum Prior: Nun wünſche er wohl ſeinem Freunde Nachricht von ſich zu geben. Er glaube nun ſtark genug zu ſeyn, allen Verſuchungen zu widerſtehen.

Ja, das ſind Sie gewiß, ſagte der Prior. Das bin ich von Ihnen überzeugt. Gehen Sie im Namen des Herrn. Ich weiß, Sie werden Ihrem Freunde willkommen ſeyn; denn nach dem, was Sie mir von ihm ſagen, muß er Ihren Verluſt und Ihre Entfernung ſehr gefühlt haben.

Er kam zu ihnen. Das Erſtaunen Lydiens und Lebells kann man ſich nicht vorſtellen. Sie fielen in ſeine Arme, und weinten Freudenthränen.

Nun, ſagte Montroſe, kann ich ruhig, ich kann mit reinem Herzen zu Euch kommen, ich weiß nichts mehr von meiner Schuld. Sie iſt weggenommen von mir, wie man eine Laſt vom Rücken eines kranken Tragenden nimmt. Ich habe Ruhe in meiner Seele. Ich werde die Freude ſchmecken, auch oft Euch mit immer neuer Freundſchaft, mit immer neuer Zärtlichkeit zu ſehen.

Ja, mein lieber Montroſe, ſagte Lebell, das ſelbſt du auch. Ich werde ſelbſt darum bitten, daß ich dich oft, ſehr oft ſehe. Was für trübe Stunden hat mir jedesmal dein Andenken gemacht? Wie ſehnlich habe ich nach dir geſeufzet; denn du bliebſt meinem Herzen immer unter meinen Freunden der erſte.

Lydie war ſo zärtlich gegen ihn, als ob er ihr Bruder wäre. Sie nahm ihn bey der Hand, und ſagte: Ihr Entſchluß war ſchön, ſehr ſchön, jezt fühle ich es, daß Sie Recht hatten, und daß ich Unrecht hatte, daß ich Ihnen abrathen wollte. Mein lieber Montroſe! Es ſoll mir ewig wohl ſeyn, daß Sie wohl ſind, daß Sie von allem Ihrem Seelenkummer befreyt ſind.

Der alte Dalfour umarmte ihn auch. Kommen Sie, Sie Held, ſagte er, Sie haben einen ſtolzen Sieg davon getragen. So muß man ſich an den Uebereilungen der Schwachheit rächen. Nun können Sie aller Anfechtung lachen, können jedem ins Geſicht ſehen, und wenn Sie an vorige Zeiten zurückdenken, ſo können Sie ſich ſelbſt es ſagen: Du haſt mehr Genugthuung gegeben, als dein Fehler es erforderte.

Montroſe war ſeit der Zeit öfter bey denen, die ihn liebten, und nie empfand er eine Unruhe wieder. Er ſahe Lydien, ohne etwas anders in ihr zu ſehen als eine Freundinn, und ſie leben das glückliche Leben der Zufriedenheit in dem Hauſe des alten Dalfour.

Ende des zweyten und letzten Theils.

Kleopatra,

Königin von Aegypten.

Erſter Theil.

[illegible]

[illegible]

Seinem
ädlen Freunde
Bätcke
beider Rechten Doktor
in Hamburg
als einen Beweis
ſeiner Achtung und Erkenntlichkeit
gewidmet
vom
Verfaſſer.

Vorrede.

Kleopatra, dieſer berühmten Königin von Aegypten, Geſchichte hat in einzelnen Theilen ihres Lebens verſchiedene Bearbeiter gefunden. Ihr Name iſt allgemein bekannt, und ihr Bild gewöhnlich im fürchterlichen Augenblicke ihres Todes — ihres ſelbſtgewählten Todes, in vieler Tauſend Händen. Von dieſen vielen Tauſenden wiſſen aber nur wenige ſich einen Begriff zu machen, was eigentlich eine unumſchränkte Beherrſcherin eines ganzen Reichs dazu bewegen konnte, ihn zu wählen, und mit der Krone ſich des Lebens freywillig zu begeben. Diejenigen auch, die das, was in den Lebensbeſchreibungen ihrer großen Liebhaber von ihr vorkömmt, wiſſen, die manche nachherige romantiſche Darſtellung aus ihrem Leben geleſen haben, können ſich dennoch keine vollſtändige Kenntniß ihres Lebens und der Gründe zu ihrer letzten ſchrecklichen That erwerben.

Ich habe es daher als einen Beytrag zum Vergnügen des Publikums angeſehen, wenn ich es unternähme, die von ihr bekannten Begebenheiten in ein Ganzes zu bringen, es mit denen Perſonen zu verweben, die gleichzeitig mit ihr waren, und die Charaktere der damaligen Zeiten in dieſen Gemälden beyzubehalten. Ich bin der Wahrheit ſo treu als möglich geblieben, und nur, wo ich Spuren deſſen antraf, was geſchehen ſeyn könnte, habe ich die Wahrſcheinlichkeit zur Wahrheit umgeſchaffen.

Da aber die Geſchichte nicht von Geburt der Kleopatra, ſondern von der Epoche anhebt, in welcher ihr Bruder ſie vom aegyptiſchen Throne zu verſtoßen unternahm, ſo will ich meinen Leſern eine kleine Ueberſicht von dem geben, was zur Erläuterung der folgenden Darſtellung dient.

Kleopatra war die Tochter des Königs Auletes in Aegypten, und wurde von demſelben nebſt ihrem vier Jahr jüngern Bruder Ptolemäus als Nachfolger im Königreiche erklärt. Da dieſer Zeitpunkt in ihr ſiebzehntes Jahr fiel, und dieſes das 2968ſte nach der Sündfluht, das 31ſte aber vor Chriſti Geburt war, ſo kann man ihr Geburtsjahr ins 48ſte vor Chriſti Geburt beſtimmen.

Alexander der zweyte, der vor ihm Beſitzer des Königreichs geweſen, und ins Elend vertrieben worden war, hatte die römiſche Republik zu Erben ſeines Königreichs eingeſetzet, und daher rührten alle die folgenden Verwickelungen, die mit den Römern die Aegypter fortdauernd hatten.

Auletes koſtete es in Rom gleich anfangs über ſieben Millionen unſrer Thaler, um zum rechtmäßigen Beſitz der Krone zu kommen, und da nachher er wieder von ſeinen Unterthanen verjagt wurde, und in Rom Hilfe ſuchte, mußte er noch unmäſſige Summen aufopfern und verſprechen, ehe er wieder zum Beſitz des Königreichs gelangte.

Hier war es, wo er ſeine Tochter Berenice, die indeſſen vom Volke auf den Thron erheben war, umbringen ließ, ſo daß ihm nur noch zween Söhne und zwo Töchter übrig blieben, deren älteſte jedes Geſchlechts er vier Jahre nachher, da er ſtarb, zu Nachfolgern ernannte.

Ptolemäus aber hatte nie mit ſeiner Schweſter harmoniſch gelebt. So ſchön ſie war, ſo machte vielleicht Gewohnheit, vielleicht natürlicher Widerwille, daß er für ihre Reize nichts empfand, und da die aegyptiſche Geſchichte überhaupt einige Zeit her in jeder Regierung Beyſpiele von verübten Mordthaten an Perſonen des königlichen Hauſes hatte, da ſelbſt ſeine Schweſter ſchon einen Gemahl aus dem Wege geräumt, und das Volk dergleichen Gräuel weniger zu ahnden geneigt war, als Verletzungen gegen ſein allgemeines Beſtes, ſo war es kein Wunder, daß Ptolemäus darauf dachte, des Thrones ſich allein anzumaßen, welches auch geſchehen ſeyn würde, wenn nicht Kleopatra durch weiſe Vorkeh:

rungen, und der Zufall durch die römiſchen Zwiſtigkeiten ins Mittel getreten wären.

Die erſten Ausbrüche von Ptolemäus Unternehmen gegen ſie, machen hier den Anfang der enthaltenen Begebenheiten, und ich habe daher weiter nichts hinzuzuſetzen, als daß dieſem Theile die folgenden, ſo ſchnell Fleiß und Laune mir es erlauben, nachfolgen ſollen.

Mit den Herren Kritikern ein Wörtchen in Vorreden zu reden, iſt zwar ſchon lange aus der Mode gekommen, weil leider die Kritik von der Stufe der Wiſſenſchaft zu der einer Fabrik gekommen, und zwar einer Fabrik, wo gegen zehn gute Artikel tauſend ſchlechte ſich befinden. Allein ich wage doch die Bitte, man möge mich wo möglich verſchonen. Lob oder Tadel dieſer oft gut oft ſchlecht beſoldeten Herren — (der ächte Kritiker wird ſeinen Werth fühlen, und dieſes ihn weder treffen noch beleidigen) iſt mir ſo gleichgültig, daß ich ihren Thorheiten mit ruhigem Lächeln begegne. Zu ärgern vermögen ſie mich nicht — mir zu ſchaden, mögen ſie zur Abſicht oft, ſehr oft haben, allein Bosheiten der Art beſtraſen ſich in eigenen Herzen. Wenn man doch den Spiegel der Wahrheit dieſen Herren vorhalten könnte, damit ſie ſähen, welch ein elendes Produkt ihre Recenſion oft gegen das Werk iſt, welches ſie, ohne es zu verſtehen, beurtheilen. Schief an Kopf und Herz — wie können gerade Grundlinien und lautre Unparteylichkeit bey ihnen ſich befinden?

Geſchrieben im May 1793.

Perſonen:

Männliche.

Ptolemäus, Aulethes Sohn, König in Aegypten.

Pompejus, römiſcher Feldherr.

Cäſar, römiſcher Feldherr.

Mithridates, Feldherr beym Cäſar.

Euphranor, Admiral der rhodiſchen Flotte.

Achillas, Feldherr des Königs,
Pothinus, Vormund des Königs, } ſeine Lieblinge.
Theodotus, Lehrmeiſter deſſelben,

Chryſippus, Feldherr der Königin.

Ganymedes, Feldherr, Aufſeher Arſinoes.

Septimius,
Salvius, } zwey römiſche Hauptleute.

Sextus, Sohn des Pompejus.

Theophanes, Pompejus Schiffshauptmann.

Servius Rodeus, ein alter römiſcher Prätor.

Dioſcorides
Serapion } zwey ägyptiſche Geſandte.

Philipp, Pompejus Freygelaſſener.

Apollodorus, Kleopatra Freygelaſſener.

Ein römiſcher Hauptmann.

Ein ägyptiſcher Hauptmann.

Sprecher des Volks.

Römer.

Aegyptier.

Ruderer.

Boten.

Wache.

Weibliche.

Kleopatra, Königin von Aegypten.
Arſinoe, königliche Prinzeſſin, ihre Schweſter.
Kornelia, Pompejus Gemahlin.
Minka, Kleopatra Geſellſchafterin.

Aegypten.

Stadt Alexandrien.
Königlicher Palaſt.
Achillas Zimmer.

Achillas. Pothinus.

Pothinus.

Ein königlicher Prinz von dreyzehn Jahren iſt wie eine Puppe, aus der man machen kann, was man will.

Achillas.

Wenn er's nicht fühlte, daß er König wäre — o ja — Doch ſeit Aulethes Tode giebt's in ſeinen Geſinnungen der Herrſcherbegriffe ſo viele, ſeitdem er nicht mehr Prinz iſt, ſetzen mich ſeine

Blicke ſo oft in Ehrfurcht, daß ich es nicht wagen darf, zu hoffen, daß wir über ihn etwas erhalten werden.

Pothinus.

Weil Du nicht weißt, mein guter Achillas, wie Könige zu regieren ſind. Du als Feldherr der Völker des Aulethes, als unumſchränkter Gebieter über den Gehorſam derer, die Dir unterworfen ſind, kenneſt keine andere Art, etwas über die Menſchen zu erlangen, als durch Befehlen. Und da Du eben ſo gehorſamlich dem Könige unterworfen wareſt, und von ſeinem Winke abhingſt, wie Deine Unterbefehlshaber von dem Deinigen, ſo ſetzt Dich dieſes jungen Königs Murren über etwas, was ihm nicht recht iſt, gleich in Schrecken.

Ein rauher Soldat kann anders wohl nicht gut handeln und denken. Mich hatte man als Kind, nach einer grauſamen Gewohnheit, Menſchen zu verſtümmeln, zu einem Schlachtopfer dieſer Barbarey gemacht. Kaum lernt' ich fühlen, und erkennen, was ich verlor, als ſich mein Herz empörte. Das, was ſo viele Menſchen für ſo viele Unannehmlichkeiten ſchadlos hält, die Freuden, bey denen der Sklav der Sklaverey vergißt, deren der Bettler wie der, der mit Talenten ſcherzt, genießt, ſah ich, der ich ſie entbehren mußte, als etwas Unerſetzliches an. Ich überwand nach vieler Mühe den Unmuth, der mich ſtäts darum begleitete. Wir ſtellen Güter, die wir nicht kennen, uns jederzeit in einem ganz andern Lichte vor, als wenn wir mit dem Genuß die Nichtigkeit derſelben zugleich empfinden.

Bald aber führte mich die immer ſtärker aufdämmernde Wahrheit, daß mit einem Uebel ein Gutes jederzeit verbunden ſey, auf Vortheile, die meine Beſchaffenheit mir gewährte. Ich fühlte, daß ich kalt bleiben konnte, wo Andere ihre Wärme bis zu Thorheiten trieb. Ich wurde gewahr, daß meine Leidenſchaften weit weniger Herr über mich ſelbſt waren, als ich dieſes beym übrigen Menſchengeſchlechte wahrnahm.

Ich legte mich auf Menſchenkenntniß, und fand, daß, wenn man Menſchen kennt, man auch Menſchen benutzen kann. Ha! dacht' ich, hier iſt ein Feld für etwas, was mehr werth iſt, als das Verlorne. Menſchen in ſeiner Gewalt zu haben, die vollkommner ſind, als man ſelbſt iſt, wurde mir ein wollüſtiger Begriff für die Zukunft. Ich trotzte der Natur, die mehr werth ſeyn ſoll, als alle Kunſt. Ich kenne dieſen Werth nicht, und ſo erniedrigte ich ihn bis zur Verachtung, und bauete mir ein Syſtem, welches nur in mir mich ſelbſt glucklich machen ſollte.

Achillas.

Ich hörte Pothinus noch nie in dieſem Tone reden. Die ganze Welt, und ich mit ihr, bewunderte, daß der Verſchnittene, wenn er ſchon des Königs Liebling war, auch des Prinzen Vormund wurde. Jetzt ſchwindet mir der Schleyer von den Augen. Ich dachte nicht die Reife des Verſtandes, noch weniger der Ueberlegung in einem unvollkommenen Menſchen, viel weniger noch, daß man mit dieſen Gaben ſie verbergen könnte.

Pothinus.

Wenn ich ſie nicht verborgen hätte, ich wäre nie geworden, was ich bin. Man hätte ſehr leicht den Dolch gegen mich gezückt, wenn man nicht vermogt, mich aus des Königs Gnade zu bringen. Ich rettete Aulethes einſt das Leben. Das weiß Niemand; auch ſoll es Niemand wiſſen. Es giebt Verdienſte, die an einem Hofe den Tod zum unmittelbaren Gefährten haben, wenn man ſie laut werden läßt. Der König wollte meine That mit großem Gepränge bekannt machen, und mich öffentlich belohnen. Ich verbat mir dieſe Ehre. Dadurch hielt er mich für unbelohnt, und ſeit der Zeit erhielt ich ſein ganzes Zutrauen.

Achillas.

Welches er nicht übel angebracht. So hab' ich wohl, Pothinus, auch Dir meine Mitvormundſchaft über dieſen Prinzen Ptolemäus zu verdanken?

Pothinus.

Nicht ganz. Der König ſah die Verdienſte nicht nur ein, die Du um ſeine Heere, und um den Wiederbeſitz ſeiner Länder hatteſt, ſondern er ſah im Bilde der Zukunft Dich als den Beſchützer ſeiner Unterthanen.

Achillas.

Warum nennſt Du dieſe, und nicht ſeine Kinder? Warum nicht den Beſchützer ſeines letzten Willens?

Pothinus.

Hier eben, Achillas, liegt der ſchwere Stein, den aufzuheben, ich allein nicht wagen kann. O, wenn der Wink bedeutend wäre, den Du mir gegeben, wenn die Auslegung, die ich mir davon mache, mit meinem innern Denken gleich ſtimmte, wenn Kleopatra —

Achillas ſchnell einfallend.

Was ſagſt Du von Kleopatra? Was ſoll ſie? Verſchnittener! Haſt Du Sinne für weibliche Schönheit, daß ſie Dein Hirn verwirren kann?

Pothinus.

Wohl mir. Dieſe Hitze iſt mir theuer, und
er Spott mir angenehm.

Achillas.

Erkläre Dich, denn nun bin ich wie auf dem
heiterhaufen. Erkläre Dich. Und wollen
Götter, daß nie wir an der Spitze von zwo
arteyen ſtehen. Denn Ptolemäus —

Pothinus.

Iſt mein Abgott, und haſſeſt Du Kleopa-
a —

Achillas.

Ich ſie nicht haſſen? Achillas konnte nie das
Weiberregiment vertragen. Ich war es, der's
em Könige mit ſchwarzen Farben malte, daß
Berenice ſich des Thrones angemaßt. Ich war
s, der das Bluturtheil derſelben ihn unterſchreiben ließ, und ihn tadelte, daß ſeine Hand dabey
zittere.

Pothinus.

Fort alſo mit der, die unſerm Abgotte im
Wege iſt, wie mit jener.

Achillas.

Nur nicht ſo raſch, mein Freund. Der Anhang, den Kleopatra im Volke hat, iſt groß. Ihre Schönheit hat ein Heer von Verehrern ihr erworben. Ihre wiſſenſchaftlichen Verdienſte vertheidigen alle die Grübler, Weiſen und Zauberer Aegyptens. Ihre Rednerkunſt hat ihr das Volk erworben, und mehr als Ptolemäus ſchätzt man ſie. Ihr ſchneller Tod, wenn auch nicht öffentlich, würde immer verrathen, daß wir die Urheber deſſelben wären, würde wenigſtens den Verdacht auf uns wälzen, und hier iſt der Verdacht ſchon hinreichend. Wir ſind das Opfer der erſten Wuth.

Pothinus.

So wählen wir ein andres Mittel. Ein Weib, und wenn ſie noch ſo viel vom Manne ſich verſchafft, bleibt immer Weib, und Furcht wird nie von ihrem Geſchlechte ſich trennen. Wir werden die Gefahr für ihren Bruder nicht nur groß ihr ſchildern, wir werden ihn ſelbſt dahin bringen, daß er ihr von dieſer Gefahr etwas ſaget, und Ruhe zu erhalten, wird ſie willigen, ihm die ganze Regierung abzutreten.

Achillas.

Wenigſtens iſt der Verſuch zu machen, und dann — bleibt uns der erſte Weg noch immer. Vielleicht thut auch die Drohung dieſes Weges, was die Wirklichkeit am Ende hervorbringen müßte.

Pothinus.

Deine Stufen gehen gut. Wir wollen ſie befolgen. Ich überlaſſe Dir Kleopatra, und Ptolemäus ſey mein Werk. Und wenn wir dieſe feine Schlange aus dem Buſen haben, dann wollen wir gemeinſchaftlich an den Plänen arbeiten, die wir mit Ptolemäus gehen wollen. Bey einer ſolchen Einigkeit kann's uns nicht fehlen.

(Beide gehen ab.)

Aegypten.

Stadt Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Pavillon im Garten.

Kleopatra. Minka. Hernach
Ein Diener.

Kleopatra.

Du biſt eine Schmeichlerin, Minka. Ein Mädchen von ſiebzehn Jahren kann gefallen, ſie kann anziehend ſeyn, aber nicht feſſeln. Ich feſſelte, ſagſt Du, die ganze Männerwelt. O, könnt' ich das, ich würde mehr ſeyn, als ich bin.

Minka.

Will denn die Königin Aegyptens noch mehr ſeyn, als ſie iſt? Gebieterin eines der mächtigſten

Reiche, mit einem Könige ſich zu vermählen im Begriff.

Kleopatra.

O, mit dem Könige verſchone mich nur, Minka. Gleich machſt Du einen ſchwarzen Strich in meine blendende Zeichnung von meinem Schickſal. Ein Bruder, mit dem ich erzogen bin, deſſen ganzen Eigenſinn ich bis auf die kleinſte Grille kenne, zu dem unmöglich irgend ein Intereſſe mich leiten kann, der Herzlichkeit von mir nie zu erwarten, ſo wenig als ich ſie von ihm. Der Unterſchied der Jahre, der, wenn ich dreyzehn, und er ſiebzehn wäre, noch zu ertragen, ſo aber unerträglich iſt — und was das ſchlimmſte ein Mitwerber in der Regierung, der wenigſtens ſo viel Macht als ich hat, da ich der Reize Macht, wenn ich ſie auch verbreiten könnte über die ganze Welt, doch auf ihn nicht wirkſam zu machen hoffen kann —

Wenn ich an die Verbindung mit einem ſolchen Manne denke, ſo möchte ich ſagen, Aegyptens Reich ihm — und mir nichts als frey von ihm.

Minka.

Nur nicht ſo ſchwarze Vorſtellungen, meine Königin. Wenn man mit einem Kinde ſich vermählt, ſo hat man Hoffnung, aus dem Kinde noch zu ziehen, was man ſich am zuträglichſten hält.

Kleopatra.

Wenn das Kind kein König iſt, und wenn es ſich als König nicht zu führen weiß, nicht Männer um ſich hätte, die ihm dieß nur zu ſehr begreiflich machten.

Minka.

Die Königin fürchtet Achillas den Feldherrn, und Pothinus, den Verſchnittenen.

Kleopatra.

Und mit größtem Rechte dieſe Furcht. Höre mich, und dann gieb meinen Worten Beyfall. Ich war der Augapfel des Königs, ſeitdem die Schweſter Berenice nicht mehr war. Ihr Tod, ſo ſchmerzlich er mir durch die Seele fuhr, erward mir jenen Theil der Liebe mit, den er für ſie gehabt. Ich konnte ſie entſchuldigen, ich mußte nach meiner Denkensart ſie entſchuldigen, allein was half der Todten die Vertheidigung. Ich lebte, und mir half es, ſie zu verkleinern. Ich hieß das, was ich ſelbſt an ihrer Stelle gethan haben würde, ſchlecht gehandelt, und gab dem Vater Recht. Dieß gewann mir ſeine Liebe vollendet.

In einer, nenne man es eine ſchwache Stunde, verſprach er mir das ganze Königreich. »Du »ſollſt Aegypten haben,« ſprach er, »und niemand »ſonſt. Du wirſt Aegypten glücklich und gerecht beherrſchen.

Ich hoffte auf die Erfüllung dieſes Verſprechens, als ich zu bemerken anfing, daß Pothinus des Königs Gnade im höchſten Grade beſaß, er, der den Bruder Ptolemäus zu ſeinem Liebling ſchon gewählt. Ich zitterte für dieſe Freundſchaft. Ich war entſchloſſen, meine Vorſtellungen deswegen an Auletes bald zu machen, und zur Nach folgerin eine öffentliche Ernennung zu erbitten. Hierin ſtörte mich der Tod des Königs, der plötzlich erfolgte. Da geheimnißvoll man alle Unterhandlungen mit Pothinus wegen Ptolemäi Thronfolge gemacht, ſo erfuhr ich zu ſpät, daß er zur Hälfte Erbe ſey, und nur als Mitregentin ich mit angeführt. Das empörte mich. Indeſſen ließ ich ein Geſicht ſehen, das Zufriedenheit und Heiterkeit verrieth. Ich konnte nichts mehr ändern, und war nur froh, daß ich nicht gänzlich ausgeſchloſſen war.

Allein ich haſſe von der Zeit an ſogar meinen Vater. Ich haſſe dieſe Menſchen, die blos aus blinder Liebe zu dem jungen Könige mir dieſe Falle gruben, die ich gar nicht vermeiden konnte.

Minka.

Ihr Götter! Du Aegyptens Königin allein? Verſprochen hatte er's, und hielt es nicht? O, weh dem Könige, dem ſeine Worte nicht heilig ſind! Kleopatra! Es iſt der Tag, an dem die ſchönſte aller Königinnen das Licht der Welt erblickt, es iſt der Tag, deſſen Morgen mit feierlichem Gebete für Deines Glückes Fortdauer ich anhub, allein nun iſt er trübe geworden. Nun hat dieſer Tag nichts Reizendes mehr für mich. Der erfahrne Verluſt drückt mich zu Boden. Stäts werde ich unmuthig ſeyn, ſtäts werd' ich Dich im Glanze des Alleinherrſchens vor mir ſehen, und die Betrübniß, daß das nicht iſt, wird mich tödten.

Du weißt nicht, Königin, wie ämſig ich Dir unbewußt an Deiner Zukunft arbeitete. Hätte Dein Zutrauen mir das Geheimniß geſchenkt, in deſſen Beſitz Du wareſt, vielleicht wär' ich der Grund der Erfüllung deſſelben geworden.

Mir war es nicht entgangen, daß Achillas und Pothinus für den jungen Ptolemäus arbeiteten. Ich ſah ihren Minen und ihren Handlungen ihren Willen an. Ich beobachtete ſie, wenn ſie zum Könige giengen, und wenn ſie von ihm wiederkehrten. Ich zog ſie auf die Seite. Ich billigte, daß ſie für ihren Liebling ſorgſam ſich bezeigten, allein ich bat ſie, Deiner nicht zu vergeſſen, nicht der ſchönen Schweſter des jungen Königs. Der rauhe Feldherr, und der unempfindliche Verſchnittene hörten anfangs nicht auf mich, doch nach und nach wuchs ihrer Worte Zahl, und wenigſtens verſicherten ſie mir, Du ſollteſt Mitregentin ſeyn.

Kleopatra.

Weil ſie's nicht ändern konnten, weil ſie nicht vermogt hatten, aus des Königs Herze das Ganze ſeines Verſprechens wegzuwiſchen.

Minka.

Ich werde mich an ihnen rächen. Ich werde dieſe Untreue in den bitterſten Vorwürfen ihnen darlegen, und ſchamroth ſie durch meine Verachtung dieſes hinterliſtigen Verfahrens machen.

Kleopatra.

Du wollteſt Deine Königin ihnen in einem lächerlichen Lichte zeigen? Nein, Minka; wußten ſie erſt aus unſerm eignen Munde, was wir verloren, ſie kützelten ſich doppelt. Ihre eigne That käme ihnen dann zehnfach groß vor, und die Liebe, die ſie Aulethes für mich zugetrauet, verſchwände ganz, da ſie das, was er mir gelaſſen, nur von der Pflicht des königlichen Wortes herleiten würden.

Du weißt, wie ſolche Menſchen auch den dünnſten Faden ergreifen, um ein Todesſeil für den zu ſpinnen, der ihnen im Wege iſt. Die Ueberzeugung, der König habe nur um des Wortes willen dem Sohne nicht alles allein gegeben, könnte ſie glauben laſſen, daß ſie dem Schatten des Verſtorbenen einen Dienſt erwieſen, wenn ſie dieſen Theil ſeines Worts durch meinen Tod vernichteten.

Ein Diener tritt ein.

Feldherr Achillas wünſcht die Königin zu ſprechen.

Kleopatra.

Immer iſt mir der Beſchützer Aegyptens willkommen.

(Diener ab.)

Minka.

Was kann er wollen? Ich kann ihm nicht in's Auge ſehen. Ich entferne mich. Ich würde in ſeinem Namen erröthen, er um den Grund mich fragen, und ich wäre nicht ſicher, ihn nicht zu beleidigen. Doch beſchwör' ich Dich, Gebieterin! vergieb von Deiner Königswürde nichts, und was er auch Dir vorzutragen haben ſollte, laß mich's erfahren, ehe Du ihn befriedigeſt. Verſprich mir das.

Kleopatra.

Ich ſchwöre Dirs! (Minka ab.) Gutes kann er nicht im Sinne haben. Und wenn ich meiner Reize Macht auch ganz aufböte, ihn zu feſſeln, ich würde bey dem rauhen Krieger nichts gewinnen. Und weiß ich denn, ob meine Reize ſo entſchieden wirken, da mein eigner Bruder ſie verachtet? Wenn ich mich ſpiegle, erſcheine ich mir freylich ſchön, und alle andre Aegypterinnen ſcheinen mir das nicht. Wer aber hat mir's nachgeſagt, als meine Dienerinnen?

Er kömmt. Das freundlichſte Geſicht, und die feinſte Aufmerkſamkeit auf jedes ſeine Worte.

Sie geht ihm entgegen.

Kabinet neben dem Zimmer.

Kleopatra. Achillas. Minka, an der Thüre horchend.

Kleopatra.

Achillas! Seyt in meiner Einſamkeit willkommen.

Achillas.

Die Götter ſchützen unſre Königin.

Kleopatra.

Und erhalten den Vertheidiger Aegyptens auf lange Jahre.

Achillas.

Des ſtolzen Namens wegen, den Ihr mir beylegt, würde ich mein Leben lieben, allein Aegypten hätte der König, Euer Vater, wohl beſſer berathen können.

Kleopatra.

Wie ſo, Achillas? Bey der Staatsklugheit, die man an Euch kennt und bewundert, zweifle ich keinen Augenblick, daß Eure Worte Wahrheit umfaſſen. Würdigt mich eines nähern Unterrichts in dem, was dieſer räthſelhafte Vortrag ſagen will.

Achillas.

Sehr gern. Der König, Euer Vater kannte den Werth nicht, den Prinzeſſinnen, und reizende Prinzeſſinnen für einen Staat haben. Er fehlte, da er Euch zur Mitregentin ſeines Reichs machte. Mit Euresgleichen, Kleopatra, wirbt man neue Kronen. Die Feſthaltung der alten muß den Königen obliegen, die ſie erben.

Kleopatra.

Ich dachte, Feldherr, Ihr verſtändet nur von Waffenklang und Blut und Schlachten, und Eroberungen Euch zu unterhalten. Ihr könnt auch ſcherzen. Ich entdecke eine Artigkeit gegen unſer Geſchlecht, die mir bisher ganz entgangen war. Ihr habt mir in der That ein ſchönes Kompliment geſagt. Allein mein Vater muß der Meynung nicht geweſen ſeyn. Er war nicht wider neue Kronen, und hätte er durch mich welche zu erwarten gewußt, er würde es nicht unterlaſſen haben.

Achillas.

Ihm zu erwerben waren ſie freylich nicht, wohl aber dem Reiche, welches er beherrſchte. Dachte er zu wenig auf ſeinen Nachfolger, glaubte er, mit ihm ſterbe ſein Intereſſe für Aegypten aus, oder war es ein andrer unbekannter Grund — genug, er vergaß, daß dieſe reizende Kleopatra bald einen König feſſeln würde, daß dieſer König, wenn er auch, welches einer Kleopatra doch wohl möglich zu machen ſeyn würde, ſich Aegypten nicht unterwerfen ſollte, dennoch immer ein vortheilhafter Bundgenoſſe dieſes Landes bleibe. Und dieſe reizende Kleopatra kann dieſes Vaters Fehler ſo leicht wieder gut machen.

Kleopatra.

Wenn ich das könnte, Feldherr, ſo wäre es ja wohl Pflicht?

Achillas.

Pflicht! Nun, mit Königen und Königinnen redet man nicht gern von Pflicht. Ihr Wille iſt's, der ihre Handlungen lenkt. Wenn alſo Kleopatra wollte —

Kleopatra.

Gehört zum Wollen einer guten Sache ſo vieles? Und eine gute Sache, meynte ja der Feldherr, ſey dieſes. Wenn ich das Wie und Wo nun wiſſen könnte, ſo würde ſich mein Wille, bey dem wirklich unbefangenen Wunſche in mir, bald auf Eure Seite lenken.

Achillas.

Wir werden ſehen. Aulethes glaubte, Bruderneigung und Schweſterliebe würden ſich am beſten mit einander vereinigen laſſen. Ein Band für immer zwiſchen Euch zu knüpfen, war ſein großes Abſehen. Eure Glückſeligkeit ſtand daben vor ſeinen Augen, und reifte ſchon in ſeiner Einbildung.

Was aber da reift, iſt ſo ſelten Frucht fur die Wahrheit. Ich müßte ſchlechter Beobachter ſeyn, wenn ich nicht zwiſchen meiner Königin Kleopatra und meinem Könige Ptolemäus eine Abneigung wahrnähme, ſich mit einander zu verbinden. Es giebt Verhältniſſe, die unter mit einander Erzognen nie ſtattfinden, und die doch bey einer ſolchen Vereinigung ſtattfinden ſollten. Ptolemäus iſt noch zu ſehr Kind, um das Ganze einzuſehen, doch ſcheint er mir ſchon etwas davon zu fühlen. Kleopatra hat freylich reifer ſich entwickelt. Die Weisheit ihres Denkens, die Bildung ihrer Seele, laſſen ſie mit durchdringendem Blick und ſchnellem Urtheil alles faſſen, und ſehe ich nicht falſch, ſo glaube ich, daß ein König von zwanzig Jahren, mit einer bluhenden Geſtalt und einem Reiche gleich Aegypten, gefeſſelt — hingeriſſen — entzückt von ihrem Ganzen, das ſo nahe an Vollkommenheit gränzt, ihr lieber ſeyn wurde, als das Kind, welches um zu reifen, die beſten Jahre der Königin erſt ſchwinden ſehen muß.

Kleopatra.

Wie iſt der Krieger doch ſo ſchnell zum warmen Redner geworden! Ich müßte meiner Seele Denkkraft verlaugnen, um nicht einzuſehen, daß das Bild, von Achillas gemalt, ein andres iſt, als was ich mir mit Ptolemäus entwerfen kann. Doch da die Darſtellung ſo reizend iſt, als ob Ihr ſelbſt bereits Brautwerber wäret, Feldherr, ſo bitt' ich Euch, mir mit Chimären den Kopf nicht zu füllen, der mich zu ſehr ſchmerzen würde, wenn dieſe Luftgeſtalten erſt wiederum verflogen wären.

Achillas.

Wie verſteht meine gebietende Königin dieſes?

Kleopatra.

Vielmehr könnte ich Euch fragen, wie Ihr das nicht verſteht. Führt Ihr den König an der Hand, den Ihr mir ſchildert? Wißt Ihr mir einen mit der Hälfte dieſer Eigenſchaften zuzuweiſen? Könnt Ihr ein Beyſpiel anführen, daß man um meine Hand geworben?

Achillas.

Den Einwurf, Königin, hätte ich Euch wenigſtens nicht zugetrauet. Wer ſoll um Eure Hand werben, ſo lange man weiß, Ihr ſeyt dem jungen Könige beſtimmt, Ihr ſeyt es durch den letzten Willen Eures Vaters? Nehmt dieſe Wagenburg um Euch hinweg, und Viele, die — ich kann Euch die Verſichrung geben — Viele, die darauf warten, werden ſich drängen.

Kleopatra.

In der That, Achillas, Ihr ſchaffet mir nicht wenig Freude. Vergraben in meinem einſamen Zimmer hab' ich oft getrauert, daß ich, eine Königs Tochter, ſo verlaſſen ſey, daß niemand ſich finden wollte, der mir mit Neigung in die Augen blickte. Ihr, Feldherr, ſagt mir, daß ſich Könige zu mir drängen könnten. Ich bin eitel. Ich möchte dieſes ſehen.

Achillas.

Ihr könnt es, Königin, wenn Ihr Aegyptens Krone und der Hand entſagt, die in dem jungen Könige Euch beſtimmt iſt. Wenn dieſes öffentlich geſchehen, wenn laut es bekannt iſt, Kleopatra iſt frey, ſie kann ſich ſchenken, wem ſie will; ſo wird das ſeltene Geſchenk zu haſchen, ſich bald mehr als einer finden.

Daß eine königliche Ausſteuer Ihr erhaltet, daß für den Abtritt Eures Rechts Aegyptens Schätze Euch ſtäts zu Gebote ſtehen werden, das laſſet meine Sorge ſeyn. Groß kann das Opfer Euch nicht dünken, wenn Ihr die Unannehmlichkeiten wieder in Anſchlag bringet, die Ihr dadurch vermeidet. Den Namen einer Königin kann Euch ſelbſt in dem Augenblicke des Entſagens nichts rauben, und im Vertrauen, Kleopatra, weiter könntet Ihr ja nichts verlieren, denn Eure Macht würde doch nur bloßer Schein, und Euer Befehlen Nachhall der Befehle des Königs ſeyn.

Kleopatra nach einigem Nachdenken.

Ein Gedanke, Feldherr, den ich noch nie dachte, und der den Gründen, die Ihr vorher anführtet, ein mächtiges Gewicht giebt. Es iſt in der That etwas Widerſtehendes in dem bloßen Namen des Herrſchens, und wenn mir nichts als dieſes einmal übrig bleibt, ſo will ich den Verluſt weit lieber an der Seite eines reifen Gemahls, als eines unreifen Knaben dulden.

Indeſſen hat die Wahrheit mich doch erſchüttert. Laßt mich darüber mich etwas ſammeln, und nach wenigen Tagen wird ſich mein Entſchluß zu Euren Gunſten bilden.

Achillas.

Ich wußte wohl, daß in Kleopatra ich weiſe Zufriedenheit mit dem antreffen würde, was ihre Glückſeligkeit ausmacht. Schenkt mir den Charakter Eures Vertrauten, Königin, und was Ihr wünſchet, wird geſchehen.

Ab.

Großes Zimmer.

Kleopatra hereintretend. **Minka,** die zuvor dageweſen.

Minka.

Wie haben dieſes Feldherrn Wünſche Euch gefallen, Königin?

Kleopatra.

Du hörteſt ſie?

Minka.

Ich hörte ſie allerdings. Sie waren hörbar und verſtändlich —

Kleopatra.

Du vergißt die beſte ihrer Eigenſchaften.

Minka.

Die beſte? Sollte die Königin ſo ſchnell ſie gefunden haben?

Kleopatra.

Nothwendigkeit macht alles möglich. Sie waren erleuchtend —

Minka.

Wahrlich, und bey allen Göttern! Kleopatra hat Recht.

Kleopatra.

Und der Feldherr ſehr Unrecht, daß er ſo offen ſich ins Herze ſehen ließ. Du haſt alles bis auf das kleinſte Wort gehört?

Minka.

Der Buchſtabe war mir ein Schatz, den ich um alle meine Glückſeligkeit nicht hingegeben hätte. Auch ſpannte meine Seele die Nerven meines Gehörs ſo, daß ich mich gar nicht anzuſtrengen brauchte. Sie waren empfänglicher, als je.

Kleopatra.

Da hab' ich vieles nicht zu wiederholen nöthig, was meinem Gedächtniſſe zwar nie entgehen, meinem Munde aber ſchmerzhaft auszuſprechen ſeyn würde.

Minka.

Es iſt ein ehrenvolles Amt, der Nachhall der Befehle eines Königs zu ſeyn.

Kleopatra.

Dagegen öffnete er mir eine ſchöne Ausſicht in der blendenden Beſchreibung eines künftigen Gemahls. Denk' Dir, daß er mir beſtätigte, was Du mir ſagteſt, ich habe Reize, um jeden König zu feſſeln, und es giebt doch der Könige ſo manchen, der dieſen dreyzehnjährigen übertrifft.

Minka.

Es ſchien mir erſt, als ob die Königin mir nichts von dem zu wiederholen hätte, was der Feldherr ihr geſagt. Nicht alles muß alſo wohl dem Gefühle ſchmerzlich geweſen ſeyn.

Kleopatra.

Wenn Minka mich ausreden laſſen, hätte ſie dieſe Anmerkung ſich und mir erſparen können, denn eben wollt' ich ſagen, daß einem ſolchen Könige Kleopatras Hand mit der Hälfte des Königreichs Aegypten wohl angenehmer noch ſeyn könnte, als ohne ſie.

Minka.

Gieb doch dieſem großen vielumfaſſenden Plane die Größe der Vollkommenheit. Es kömmt nur auf ein einziges Wörtchen an. Was würde jener König zu dem ganzen Königreiche Aegypten ſagen?

Kleopatra legt ihr die Hand auf den Mund.

Still, Mädchen! Muß man ſo etwas die Wände hören laſſen? Und was unterſtehſt Du Dich, die heimlichſten Gedanken Deiner Gebieterin zu wiſſen? Höre, Du wirſt mir gefährlich werden. Doch, ernſtlich, fährſt Du noch ſo fort, ſo muß ich Dich zum Wärter meiner Rechte beſtellen, und meiner Schönheit andre Wärterinnen ſuchen.

Minka.

Wenigſtens kann keinem Manne ſich Kleopatra mit der Sicherheit anvertrauen, mit welcher ſie ſich in die Arme der ihr ergebnen Dienerin werfen kann. Nur ſelten können Männer tragen, daß Weiber über ſie hinweg denken, und über ſie hinweg handeln.

Kleopatra.

Und bey den Göttern, Du ſollſt alles wiſſen. Minka. Er hat es mich gelehrt, daß dieſes Königreich, welches ſie mir entreißen wollen, bey dem Knaben auf keinem feſtern Grunde ſtehet, als wie bey mir. Noch zwar will ich dem Verſchlage meines Herzes kein Gehör geben, ihm es zu entreißen, allein es zu vertheidigen, das ſey beſchloſſen. Mein Recht ſoll nicht verloren ſeyn, und meine Befehle nicht der Nachhall der ſeinigen. Was ich dazu für Maaßregeln nehmen werde, davon hernach ein mehreres. Ich gehe, meine Freunde zu prüfen, Du — ſuchſt indeſſen den Schmuck und die Talente zuſammen, die wir beſitzen.

Minka ihr nachſehend.

So raſch nur immer — und es wird gehen. Talente werden freylich nöthig ſeyn. Die Mittel ſcheint ſie nicht verfehlen zu wollen.

Aegypten.

Prächtige Gegend vor der Stadt Alexandrien.

Ein Hügel,

auf welchem der junge König steht, und auf der einen Seite die See, auf der andern einen großen Theil des Königreichs übersieht.

Ptolemäus. Pothinus.

Ihr Gefolge unten am Hügel.

Ptolemäus.

Mein dieſes alles, Pothinus, was wir hier ſehen?

Pothinus.

Alles Dein, mächtiger König. Dieſe ganze fruchtbare, lachende Gegend Dein, dieſe ſchönen ſich auszeichnenden Dörfer, dieſe Heerden, dieſe kornſchweren Felder, dieſe fiſchreichen Bäche, dieſe lebendigen Wälder Dein! Dein alle die Men ſchen, die Du hier wimmeln, und nur für Dich, und Dein Wohl und Deine Befriedigung arbeiten ſieheſt — Dein alles, was ſie erwerben, Dein ihr Wille und ihre Handlungen, Dein die Luft über Dir, deren unerreichbare Bewohner Deine Waffen todt Dir zu Fußen legen können.

Wende Deinen Blick! Siehe hier die ſtolzen Wogen des thürmenden Meeres, und dort in Alexandriens-Hafen die unzählbaren Schiffe, mit denen Du ſie Dir unterwürfig gemacht haſt. Alles, was auch von andern Gegenden dieß Meer beſchiffen könnte, ſtreicht die Segel vor Deinem Uebergewicht. Du biſt Herr, ihnen zu vergönnen, oder nicht zu vergönnen, daß ſie ihren Handel ausbreiten. Sie müſſen Dich Theil an dem Wucher nehmen laſſen, den ihr erfinderiſcher Geiſt ihnen einbringt. Dein iſt alſo auch das Meer!

Doch nein! Vom Enthuſiasmus für Dich hingeriſſen, glaubt' ich nur, es wäre Dein. Es iſt nicht Dein.

Ptolemäus.

Verwägner! Es wäre nicht mein? Schon einigemal hörte ich Thorheiten dieſer Art von Dir, und wurde gewahr, daß Du auf Koſten meiner Regierung Spott an mir ſuchteſt. Wähnſt Du, daß, weil mein Vater Dich zum Vormunde mir gegeben, daß Du deswegen mein Tyrann ſeyn darfſt? Und biſt Du mir gleich vorgeſetzt, ſo iſt die königliche Gewalt doch mein, und fühl' ich Kraft in mir, nach ihr zu handeln, ſo hältſt Du, Sklave, mich nicht ab. Mit Deinem Tode mach' ich Deiner Vormundſchaft ein Ende, welcher Du einen weit größern Umfang beylegſt, als Achillas, der Feldherr, der ſich um Aegypten ſo verdient gemacht.

Pothinus.

Erſpare Dir den Zorn, wenn Du mich tödten willſt, mein König. Du kannſt den Sklaven aus dem Wege räumen, ohne Dich darüber zu ereifern. Mir wurde mit der Vormundſchaft über Dich zwar eine Ehre von dem Könige erwieſen, doch auch zugleich der Laſten ſchwerſte aufgelegt. Der Tod befreyt mich von derſelben. Und wenn Du freyer dadurch zu werden glaubſt, ſo ſäume nicht. Doch iſt die Frage, ob auch glücklicher Du wirſt. Denn zwiſchen Freyheit und Glückſeligkeit ruhen Ungeheuer, die Du zu überwinden vielleicht zu ſchwach biſt. Du bedarfſt alſo eines Wächters für Dein Wohl.

Ptolemäus.

Du ſprichſt, als ob Du die ſiebenzigtauſend Bücher unſerer Weiſen durchgeleſen, und den Saft daraus zu Deiner Rede gemacht. Wenn ich Dich tödte, mögt' ich es gern mit der Ueberzeugung thun, daß es nichts ſey, Dich zu tödten. Du weißt Dein Weſen aber ſo zu treiben, daß man ſich einbildet, es ſey viel.

Pothinus.

Nur eins, mein König. Wenn Du mich tödteſt, wer wird Dich aufmerkſam drauf machen, daß alles das, was Du hier ſieheſt, nicht Dein iſt?

Ptolemäus.

Schon wieder? Sklav! ſo ſprich, wem iſt es denn?

Pothinus.

Alleinmacht iſt nur Macht. Getheilt ſchwindet ſie in nichts. Wahr, daß Du König biſt. Allein Kleopatra iſt Königin.

Ptolemäus.

Das Weib!

Pothinus.

Sprich nicht verächtlich von dem Weibe, die den Mann überſieht, der noch nicht einmal ganz Mann iſt, dem noch viel fehlt, um die Schwächen des Weibes ſich unterwürfig zu machen.

Kleopatra iſt ſiebzehn Jahr, und ſchön, und hat etwas zu vergeben, wodurch ſie wirkbarer werden kann, als Du durch Schätze und durch Macht. Wenn jemals zwiſchen Euch Beide ein mächtiger Schiedsrichter träte, ſein Urtheil würde heiſſen: Parteylichkeit! Für ſolche Vorzüge, denen man keine Macht entgegenzuſetzen hat, muß man ſich am meiſten furchten.

Ptolemäus.

Schier mögt' ich Dich belachen, Pothinus. Was Du fürchteſt, iſt Einbildung. — Ich habe dieſe Schönheit nie bemerkt — nie hat mir meine Schweſter gefallen — nie einen, auch nur den kleinſten Eindruck auf mich gemacht.

Pothinus.

Um deſto mehr Bewunderung ärntet ſie von Andern. Verlaß doch einmal, Ptolemäus, die Bahn, die Könige gewöhnlich gehen, und glauben, was ihnen nicht gefällt, gefällt auch Andern nicht; was ſie nicht denken, denken Andre nicht; was ſie nicht wollen, ſollen Andre nicht thun.

Doch laß die Schönheit uns einmal beyſeite ſetzen. Du kennſt die Klugheit dieſer Schlange. Du ſelbſt haſt oft in den Kinderjahren es hoch empfunden, wenn ſie Dich an Feinheit übertraf, und wenn Du einem Mädchen in Beurtheilung und in Erfindung nachſtehen mußteſt. Wähnſt Du, daß ſie in dieſen Künſten mit den Jahren abgenommen? Ziehe einmal unerkannt mit mir durch die Straßen Alexandriens, und höre, was man zu ihrem Lobe ſagt.

Ptolemäus.

Sprich Dich nicht heiſer, Pothinus. Du ärnteſt keinen Lohn davon. Wer von Kleopatra mir ſpricht, berührt nicht die wohltönende Saite meiner Seele, und Miston fällt auf den zurück, der ihn erregt. Schaff' mir ein Mittel, ihrer loszuwerden, wenn Du ſie eine Schlange nennſt.

Pothinus.

Das Mittel iſt in Ptolemäus Händen.

Ptolemäus.

In meinen Händen? Nimm's von ihnen. Benutze es, Pothinus. Schaff' mir ſie fort, ich will Dich nicht als meinen Vormund, als meinen Vater will ich Dich behandeln.

Pothinus.

Habe Dank, ihr guten Götter, daß nicht von Tödten mehr die Rede iſt. Wiſſe alſo, König, daß Achillas, Dein Feldherr, und Pothinus, Dein Sklav, ſchon lange darauf dachten, Dir die Alleinherrſchaft Aegyptens zu verſchaffen; daß der Grund dazu bereits gelegt, daß aber, um den Zweck vollkommen zu erreichen, erfodert wird, daß Du ſelbſt Deiner Schweſter es ſagſt, daß Du ſie nicht leiden kannſt; erfodert wird, daß Du ſie darin beſtärkeſt, einen andern Gatten ſich zu wählen.

Ptolemäus.

Und weiter nichts erfoderſt Du von mir, um von derjenigen mich zu befreyen, die meine einzige Geißel iſt? Laß mich zu ihr eilen, um ihr ſo hart dieſe Wahrheit zu entdecken, daß ſie verſtummen ſoll.

Pothinus.

Nicht das, mein König. Halte Deinen Feind nicht klein. Er könnte größer werden durch Beweiſe Deiner Verachtung. Es könnte Muth in ihm verborgen, erwachen, und Du zum Gifte, das Dich tödten ſollte, ſelbſt den Anlaß geben. Sanft zu erhalten, was Du von Kleopatra begehrſt, ſey Dein Beſtreben.

Ptolemäus.

Ich werde thun, was meiner Würde und meinem unumſchränkten Willen angemeſſen iſt. Ich werde mir nicht Regeln vorſchreiben laſſen, wie ein König handeln ſoll. Erwarte mich, um zu hören, was Kleopatra meinem Begehren geantwortet.

ak.

Pothinus.

Die wahre Anlage zum Tyrannen. Herabgelaſſen ſchmeichelnd, wenn in Gefahr man ihm einen Ausweg aus derſelben zeigt, um ſich greifend demüthigend, ſo bald er einen Weg der Sicherheit erblickt, ſpielend mit Leben und Tod, wie Laune und Stimmung es wollen.

ak.

Aegypten.

Stadt Alexandrien.

Palaſt der Kleopatra.

Pavillon im Garten.

Kleopatra. Minka. Hernach Ptolemäus.

Minka.

Die Fülle Goldes, Silbers und Edelgeſteine, und der Talente manche ſind beyſammen, Königin. Sie ſind verwahrt, daß keiner wähnen kann, welche Koſtbarkeiten in den Behältniſſen ſich befinden, die ſie verſchließen, ſo daß man ein halbes Königreich erkaufen könnte. Wohin aber damit? Laß mich in Deine Pläne ſehen, um in dieſelben mit zu wirken, denn ohne Mitwirkung kann ich nicht leben.

Kleopatra.

Du ſollteſt es nicht wiſſen, daß Gold der Schlüſſel iſt, mit welchem man die Pforte ſich zur Ehre und zur Größe öffnet? Ich werde dieſes Schlüſſels mich bedienen, wenn Zeit und Ort es fodern. Man hat den König mir gemeldet, Minka. Ich werd' ihn hören, und dann Dir meinen Entſchluß mittheilen.

Minka.

Den König? Sey auf Deiner Hut, Aegyptens Königin, denn dieſen Knaben von einem Könige umgeben ſtarke Männer, die an ſeiner Statt regieren mögten. Nicht Deiner Schätze Sammeln beſchäftigte mich bisher allein. Ich forſchte nach dem, was man mit Dir im Sinne, und ich habe nichts weniger erforſcht, als daß man Dich als Königin Aegyptens nicht länger will.

Kleopatra.

Verſtumme mit dem Willen! Der König kömmt — allein und unbegleitet. — Entferne Dich! Mit dieſem Kinde hat es nicht Gefahr.

Ptolemäus kömmt von einer Seite, indeſſen Minka auf der andern abgeht.

Ptolemäus.

Ich habe meiner Schweſter etwas zu eröffnen, was nur allein ich ihr entdecken kann, was außer uns kein Ohr im Königreich Aegypten zu hören braucht.

Kleopatra.

Kleopatra erwartet, was der Bruder der Schweſter, der Regent der Mitregentin zu entdecken hat.

Ptolemäus.

Der Bruder hat der Schweſter zu entdecken, daß dieſes letztere Verhältniß aufgehört. Aegyptens König befiehlt der Tochter des Auletes, hinfort nicht Königin des Landes ſich zu nennen, das er allein beherrſchen will.

Kleopatra.

Er will? War das des Königes Auletes Wille?

Ptolemäus.

Er war's! Nur dann kann Kleopatra nach ſeinem Willen Königin Aegyptens ſeyn, wenn er zur Gattin ſie gewählt. Ich wähle ſie nicht dazu, und ſie iſt vom Reiche ausgeſchloſſen. Der Entſchluß des Königes iſt bereits dem Heere, und den vornehmſten Provinzen Aegyptens bekannt gemacht. Es iſt zu ſpät, ſich hier zu widerſetzen, und ſoll der Bruder der Schweſter rathen, ſo wird ſie dem Könige nicht Urſache geben, hart mit ihr zu verfahren. Was ſie zu ihrem Beſten thun kann, iſt, dem Reiche zu entſagen, und zu erwarten, daß der König ſie mit einem mächtigen Regenten vereinigen werde, den er zu ſeinem Bundsgenoſſen wünſcht.

Und kurz — wenn dem Entſchluſſe Kleopatra ſich widerſetzen ſollte, ſo iſt für ihre Zukunft alles zu befürchten, ſo muß ſie für ihr Leben zittern, denn Aegyptens Herrſchaft leidet keine Theilung.

Kleopatra.

Nicht wundert mich des Königes Begehren. Der Herrſchaft Sucht iſt wütend, wie ein Fieber. Den Bruder aber mit der Schweſter ſo reden zu hören, den väterlichen Willen umzuſtoßen, das iſt mir wie Traum. Und doch — es iſt. Ich wache, und vernehme wachend, daß ich verworfen genug bin, um keinen Eindruck auf den König Aegyptens zu machen.

Ptolemäus.

Wozu verhehlen, daß ſelbſt die geprieſenen Reize Kleopatra's in meinen Augen nichts ſind? Und welch ein Leben hätte die Gattin bey dem Manne zu erwarten, der ſie haßt!

Zum Schluß — ſo bald Kleopatra ſich als Prinzeſſin Aegyptens bey mir melden läßt, iſt ſie mir willkommen, ſonſt ſind des Königs Zimmer ihr verſchloſſen.

Mit Stolz ab.

Kleopatra.

Prinzeſſin! — nicht mehr Königin? Darin haſt Du geirrt, kurzſichtiger Bruder. Ich ſollte meine Krone halb durch des Vaters Schwäche, halb durch des Bruders Drohungen verlieren? — Doch darin haſt Du nicht geirret, daß die Herrſchaft Aegyptens keine Theilung leidet.

Und nun regiere der Stärkere. Minka!

Minka tritt ein.

Iſt Dein Geſchick entſchieden, Königin?

Kleopatra.

Ja, nenne mich Königin, denn nun muß ich es ganz ſeyn, oder nicht mehr leben. Fort, in der größten Stille fort mit unſern Schätzen nach Syrien. Dort weiß ich einige Menſchen noch, die meine Freunde ſind, und viele, die mein Geld genug lieben, um mir dafür zu dienen. Aegypten iſt zu wandelbar. So gern es mich aus Aulethes Händen, als einzige Königin angenommen hätte, ſo gern giebt es nunmehr des Sklaven Vorſtellungen Gehör, daß ein Weib nicht über ein ſolches Land regieren ſollte. Ich kenne dieſen Samen, den zum Beſten meines Bruders er unter dem Haufen auszutheilen weiß, und nur

Blut kann hier andere Regungen hervorbringen.

Minka.

Krieg alſo! Da bin ich in meinem Elemente. Kleopatra wird ihre Heere anführen, und Minka wird ihr zur Seite fechten. Wir werden der Amazonen Namen wieder auferwecken, und Siege werden uns nie fehlen.

Kleopatra.

Noch aber ſtille. Geduld macht unſere Sache gut. Wenn wir die Schätze in Sicherheit wiſſen, dann folgen wir. Nicht lange, ſo ſollen die Fahnen mit dem Namen Kleopatra wehen, und er als Siegsgeſchrey erſchallen. Achillas und Pethinus mögen dann ſehen, ob ihres Königsknaben Macht ſo furchtbar iſt, als ihre Ränke es ſind. An ihnen würden wir ſcheitern, allein ſie ſind gewiß ohnmächtig, wenn dieſe nicht mehr gelten.

Minka.

Zu unſrer Reiſe werde ich die flüchtigſten Roſſe bereit halten. Wir werden über Aegyptens

Gränze

ſeyn, ehe ſie ſichs nur denken können, daß wir den Palaſt verlaſſen. Sie werden ſtaunen, und der weiſen Männer Weisheit wird ein Weib demüthigen.

Aegypten.

Stadt Alexandrien

Königlicher Palaſt.

Ptolemäus auf Polſtern ausgeſtreckt. Achillas. Hernach Pothinus.

Ptolemäus.

Und immer und ewig ſind Eure Reden keines weitern Inhalts, als von dieſer Kleopatra. Iſt denn Achillas feige worden, daß er vor einem Weibe ſich fürchtet? Will er dieß Weib ſich ſo ſchrecken laſſen, den ſieggewohnte Heere nicht geſchreckt?

Achillas.

Ich wünſche, daß der König den Scherz, den er mit ſeinem Feldherrn treibt, nicht theuer einſt bezahlen müſſe; allein er ſpotte mein, ſo viel er will, ſo hab' ich Gründe, zu vermuthen, daß die

Stille, mit welcher ſich Kleopatra beträgt, etwas hinter dem Schilde führt, wobey ſich Ptolemäus nicht auf dieſen Polſtern erhalten würde.

Ptolemäus.

Und was kann dahinter ſeyn? Hat im geringſten Kleopatra ſich einer Sache des Reiches ſeitdem angenommen, da ich ihr ihre Entſetzung von dem Antheil der Regierung angekündigt? Verſchließt ſie ſich nicht in ihre Gemächer, um den königlichen Titel zu beweinen, den ſie nicht mehr führen darf?

Achillas.

Hat ſie aber eine beſtimmte Antwort gegeben, daß ſie ſich dieſe Aenderung gefallen laſſe? hat ſie nicht mich mit ewig ſeinen Ausweichungen hintergangen? hat nicht der König ſelbſt mir geſagt, daß ſeine Befehle er ihr zwar gegeben, ſie aber nicht bejahet, daß ſie ſie befolgen wolle?

Ptolemäus.

Befolgt ſie ſie, ſo mag ſie es bejahet haben oder nicht. Der erſte Augenblick, in dem ſie ſich als Königin betragen wird, beſtimmt den letzten ihres Lebens.

Achillas.

Wie aber, wenn ſie aus dem Königreiche ſich entfernt? Wie, wenn ſie, nachdem ſie ihren Rechten nicht entſagt, ſich fremder Hilfe von ſolchen bedient, die Aegypten nur zu gern zertrümmert ſehen?

Ptolemäus.

Sie kann nicht aus dem Reiche ohne des Königes Erlaubniß. Zum Ueberfluß gehe, und ertheile ihr den Befehl, ſich nicht zu entfernen.

Achillas.

Ich eile dieß zu thun. Denn eben jetzt kam mir ein Bote auf dem Wege von Syrien, der berichtete, daß dorthin allenthalben Roſſe bereit ſtänden, als ob eine ſchnelle Reiſe vorzunehmen wäre.

Pothinus tritt heftig ein.

Aegyptens Königin —

Ptolemäus.

Verwägner! Wo hat Aegypten eine Königin? Weißt Du nicht, daß der des Todes iſt, der ſie ſo nennt?

Pothinus noch heftiger.

Ich thue es! Ich rufe lauter Dir noch zu: Aegyptens Königin iſt entflohen.

Ptolemäus.

Nach ihr — ſie ereilt — in Stücken ſie zerriſſen! Er ſpringt auf.

Pothinus.

Zu ſpät. Ich hab' es prophezeiht. Man hat mich nicht gehört. Du haſt's verſchlafen, König Ptolemäus. Lerne nun Dein Reich erſiegen.

Ptolemäus.

Warum zu ſpät?

Pothinus.

Kleopatra war weiſe. Seit geſtern Abends iſt ſie fort, und bis nach Syrien kann der Roſſe beſtes nicht ſchneller eilen, als ſie eilet. Mit jeder halben Stunde beſteiget ſie ein neues Roß, und fliegt ſo weiter. Fliege ihr nach! Noch mehr. All' ihre Habe, ihre Schätze ſind dahin ſchon lange vorausgegangen. Kein Menſch hat dieß gewußt, als Minka und Apollodorus, der Sicilier, die mit ihr fort ſind. Ein Blatt von ihrer Hand bezeugt dieß alles, und auch der kleinſte Schritt ihr nachzuſetzen iſt vergebens.

Ptolemäus.

Man ſoll nach Syrien eine Botſchaft ſenden, und ſie zurückfodern. Giebt man ſie nicht, ſo ſoll ganz Aegypten ſich waffnen, und Syrien verwüſten, bis ſie in unſern Händen iſt. Indeſſen kann Achillas die Heere verſammeln, und Theodotus ſoll der Bote nach Syrien ſeyn.

Du ſagteſt, Pothinus, ich habe geſchlafen; wohlan ich bin erwacht. Doch hüte Dich, daß ich Dich nun nicht ſchlafend finde.

Syrien.

Großer Platz vor Antiochien.

Kleopatra an der Spitze eines Heeres. **Theodotus.**

Kleopatra.

Der Syrer König, Theodotus, hat Dich in meine Hand gegeben. Er verachtet den Regenten, der des Vaters letzten Willen umſtoßen, und die Schweſter aus dem Lande treiben kann. Er kennt keine Pflichten gegen den Geſandten, der einen ſo unwürdigen Auftrag, wie der Deinige iſt, mich auszuliefern, auszurichten, übernehmen kann. Ich könnte mit Dir ſchalten, wie ich wollte, allein ich habe Pflichten gegen Dich, und jede Pflicht iſt mir heilig.

Du warſt mein Lehrmeiſter ſo gut, wie meines Bruders. Nimm Dein Leben von meiner Hand.

Theodotus.

Ich dank' Euch, Königin. Ich bin nicht weiſe genug, mich über dieſes Leben wegzuſetzen. Und an der Spitze eines Heeres habt Ihr freylich die Macht, den Dolch ſelbſt wider den Geſandten Eures Bruders zu zücken. Doch, hab' ich gleich nicht Muth genug, zu ſterben, ſo hab' ich ihn doch, Euch zu ſagen, daß meine Lehren Euch nie beygebracht, dem Vaterlande weh zu thun, mit Blut ſeiner Bewohner es zu beſtrömen, wie Ihr's im Sinne habt.

Laßt ab von Eurem Unternehmen. Der Weiber Sache iſt nicht Herrſchen. Ihr ſeyt zu ſanftern Gefühlen geboren. Kleopatra wird in der Liebe reizend ſeyn. Der Feldherrn Stab kleidet Euch nicht. Die einer Göttin Anſehen hat, wird bald einen mächtigen König feſſeln, und dann habt Ihr mehr, als Ihr an der Mitregentſchaft über Aegypten gewinnen könnt.

Kleopatra.

Du biſt bekannt als ein guter Redner, Theodotus. Deine Worte ſollen wie Honig fließen, und dem Ohre ſeyn, was dem Gaumen kitzelnde Speiſe iſt. Verſuche aber dieſes Talent nicht an mir. Mein Ohr iſt ſchon verwöhnt. Ich hörte Töne, die es mißgeſtimmt haben, und der Lehrmeiſter meines Bruders iſt ein ſchlechter Vertheidiger für ſeine loſen Handlungen. Ich ſollte den nicht ſchonen, der ihm ſo böſe Grundſätze beygebracht. Lehrteſt Du ihn des Vaters Willen verachten, und die Schweſter preißgeben? Du haſt es ihn gelehrt. Deine jetzige Erklärung zeugt davon. Wie könnteſt Du ſonſt mein Recht mir ſtreitig machen? Du biſt der Dritte von dem Bunde, die in Aegypten ſtatt des Knaben regieren wollen.

Theodotus.

Wenn meine Königin das von mir glaubt, ſo muß ich ſchweigen.

Kleopatra.

Geh, und berichte Deinem Feldherrn und dem Verſchnittenen, wo Du mich geſehen. Siehe ſelbſt noch einmal über dieſe hin. Ich bedarf keinen König zu feſſeln, um ein Königreich zu erhalten. Dieſe alle hab' ich gefeſſelt. Mit Leib und Seele hängen ſie an mir, und verlaſſen mich nicht. Noch mehr. In Paläſtina warten meiner mehrere als dieſe, und glaube mir, Aegypten hat in ſeinem Schooſe auch noch Männer, die mich und ihren König Aulethes in mir achten.

Theodotus.

Da ſich das Weib zum Manne umgewandelt, da ſich die Sanftmuth an Blut gewöhnen zu wollen ſcheint, ſo muß ich da bewundern, wo ich dieß nicht erwartet hätte.

Kleopatra.

Auf den Höhen von Peluſium ſollſt Du mich bewundern lernen. Dort ſoll Ptolemäus mein warten. Er zerriß die Bande des Bluts, er ſehe die Folgen davon.

Sie ruft einigen Kriegern.

Geleitet ihn, damit er unbeſchädigt an die Gränze komme.

Theodotus neigt ſich, und geht ab.

Aegypten.

Stadt Peluſium.

Königlicher Palaſt.

Ptolemäus. Achillas. Pothinus. Theodotus. Hernach Ein Bote.

Ptolemäus.

Warum zückteſt Du nicht Deinen Dolch, Theodotus, und ſtießeſt Angeſichts ihres ganzen Heeres ihr denſelben in die Bruſt? Du hätteſt Aegypten einen Dienſt erwieſen, und Deinen König von einem gefährlichen Kriege befreyet.

Theodotus.

Allein ich hätte meines Königes [illegible] Glück nicht ſehen können. Ich hätte eine Gelegenheit geſucht, ſeine Tapferkeit zu bewundern, ich hätte endlich meines [illegible] ig ſeyn müſſen, welches mir noch lieb iſt. Ich hätte aufgehört, die Welt zu genießen, da ich erſt anfangen mögte, ihre Lieblichkeiten zu verſuchen.

Ptolemäus.

Du irrſt Dich. Die Syrer, Theodotus, hätten mit Bewunderung die große That geſehen, und gewiß den Mann leben laſſen, der ſie vollführen konnte.

Theodotus.

Aulethes machte mich zu Deinem Lehrer, König, weil ich der Menſchenkenntniß viel beſaß, und mehr als jemals muß ich mich geirret haben, wenn nicht — ich habe Menſchenkenntniß Dich doch auch gelehrt! — wenn nicht die Syrer dieſe Bewunderung wirklich geäußert hätten. Doch erſt nach meinem Tode, und dieſer Bewunderung bin ich nicht hold.

Achillas.

Auch, König, haben wir den Theodotus noch zu nöthig, um ihm ein ſolches Ende zu wünſchen. Ich wähne, daß mehr Furcht in Deiner Seele für dieſe Kleopatra iſt, als Du eigentlich für dieſelbe haben ſollteſt. Wenn Du vielleicht auf Dein Gewiſſen Dich nicht verlaſſen kannſt, ſo verlaß Dich auf Dein Heer. Achillas ſteht Dir für den Ausgang Deiner guten Sache.

Pothinus.

Und Pothinus dafür, daß in Aegypten es noch jemanden geben wird, der leichter aufzuopfern iſt, als Theodotus —

Ptolemäus.

Ich ſehe einen Boten dort vom Hafen her. Iſt's nicht ein Römer?

Alle drängen ſich ans Fenſter, ihn zu ſehen.

Pothinus.

Es iſt ein Römer.

Achillas.

In der That. Er hat die Kleidung und auch das Anſehen eines Römers.

Theodotus.

Er wird die Nachricht irgend eines wichtigen Vorfalls bringen. Seitdem die Römer nicht mehr die Römer vertragen können, giebt's immer etwas Neues unter ihnen. Cäſar und Pompejus, die Erſten unter ihnen, bekriegen ſich — Kein Wunder, noch ſind ſie nicht Bruder und Schweſter.

Ptolemäus.

Was ſoll das, Theodotus?

Theodotus.

Soviel, daß aus den Zwiſtigkeiten ein Dritter Vortheil ziehen könnte. Wehe uns, wenn römiſche Heere ſich in der Nähe befänden!

Pothinus.

Der Bote kömmt, ſoll ich die Thür ihm öffnen, König?

Ptolemäus.

Ich will ihn hören.

Pothinus geht ab, und kömmt mit dem Boten wieder herein.

Der Bote.

Pompejus ſendet mich zu der Aegypter Könige. Zwar nicht der glückliche Pompejus, der ſiegreich bisher alles ſchlug, was ſich ihm widerſetzte. Pompejus von ſeinem Heere getrennt, von ſeinem Feinde Cäſar geſchlagen, ſucht Schutz bey einem Könige, deſſen Vater er einſt brüderlich diente. Er hofft, daß Ptolemäus ihn nicht nur aufnehmen, ſondern ihm auch behilflich ſeyn werde, ſeine Feinde wieder zu beſiegen, ſeinen Ruhm wieder herzuſtellen, und dann wird er dem Könige gleich dankbar verbunden ſeyn, wie Auletes es ihm war.

Pauſe.

Der König antwortet nicht? Wie ſoll ich das verſtehen, Männer? Sollte ich zu fürchten haben, daß meine Botſchaft keinem glücklichen Ende ſich nähern werde? In einiger Entfernung von der Küſte liegt der Römer Feldherr auf einem kleinen Schiffe vor Anker. Nur ſeine traurende Gemahlin und wenige Vertraute begleiten ihn. Es iſt nichts zu fürchten, wir kommen unbewaffnet und ohne Heere zu den Aegyptern, zu denen Zutrauen wir beſitzen. Hier iſt nichts, was dem

Könige Sorgen zuziehen könnte. Pauſe. Und der König ſchweigt?

Theodotus.

Verarge nicht dem Könige, mein Freund, daß eine Sache von ſolcher Wichtigkeit in ſeinem Sinne nicht ſo ſchnell entſchieden iſt. Tritt ab. Wir wollen Dich verpflegen, und dann, wenn wir darüber berathſchlagt haben, die Nachricht Dir ertheilen, was der König beſchloſſen.

Bote.

So laß denn, großer König, Dein Herz weich werden für den Retter Deines Vaters. Und Männer, die Ihr um ihn ſeyt, laßt keine Bitte unterweges, für den unglücklichen Pompejus ihn zu ſtimmen. Ich gehe, und erwarte ängſtlich die Entſcheidung.

Ab.

Ptolemäus.

Wozu ſoll ich mich entſchließen? Ich will Euren Rath hören.

Pothinus.

Pompejus war der Freund Deines Vaters.

Achillas.

Er war deſſen Wohlthäter, ſein Beſchützer, er hatte ihm ſein Königreich zurückgegeben.

Pothinus.

Er war der treue Vormund Deiner Jugendjahre.

Achillas.

Es wäre Schande, wenn Aegypten in der Noth ihn ſtecken ließe. Es wäre ſchimpflich, von den Küſten ihn zu weiſen. Es brandmarkte Dein ganzes Volk, ihm nicht beyzuſtehen.

Pothinus.

Wer ſteht uns auch dafür, daß ſeine Macht nicht einmal wiederum ſo ſteigt, daß er gefährlich für uns werden kann? Wird er dann nicht rächen die Schmach ihm angethan, die verweigerte Hilfe?

Theodotus.

Die Anmerkung, die Du jetzt machteſt, Pothinus, iſt gerade die einzige, die mir einleuchtend iſt. Denn was Ihr von Dankbarkeit und

Pflicht, und von der Schande, und der Brandmarkung der Aegypter redet, ſind Dinge, die nicht mehr in Betrachtung kommen, ſobald von des Landes Wohl die Rede iſt.

Du haſt ganz Recht, daß uns Pompejus ſchwer einſt vergelten könnte, wenn wir den Eingang ihm verſagten. Allein bedenkſt Du auch, daß Cäſars ſiegreiches Heer gewiß in der Nähe iſt, daß dieſes den Flüchtigen verfolgt, und die ihn aufnehmen, nun wohl nicht lieben kann?

Ptolemäus.

Sprich weiter, Theodotus, und gieb ein Mittel an, aus dieſer Sache ſich zu wickeln. Wie kann man es mit Beiden nicht verderben?

Theodotus.

Ich weiß ein Mittel, König. Es iſt vielleicht im erſten Augenblicke nicht wohlklingend, allein wenn es vollzogen iſt, von deſto größerem Gewicht, und ſteigt ein Zweifel darüber auf, ſo muß man ihn verſchlucken.

Achillas.

Doch nur kein Unternehmen', Theodotus, welches die Menſchlichkeit mit Füßen tritt.

Theodotus.

Was nennſt Du menſchlich ſeyn, der Du in Schlachten Tauſende kalt mordeteſt? Sind Dir die Kriege lieber, die den Frieden durchs Blut von Hunderttauſenden erſt erkaufen, oder iſt's Eines Menſchen Tod, der dieſen Allen Leben giebt?

Ja, meine Freunde, mein Mittel iſt Pompejus Tod, kein andres. Dort ſteht der ſtolze Cäſar mit Legionen, die nicht zu überwinden ſind, als nur von ſeines gleichen. Wäre Pompejus nach Syrien gegangen, wie Kleopatra, glaubt Ihr nicht, daß man ſo ihm, wie ihr geholfen hätte; wenn Cäſar nicht ihm zuvorgekommen, und Antiochia ſich für ihn erkläret? Wenn er aber die Parther anſpricht, wenn er in Afrika ſich Hilfe ſucht, wird er nicht wieder mächtig werden, und werden wir nicht ſeine Rache fühlen? Die Götter gaben uns den einen Feind in unſre Hände, um uns den andern damit zu verſöhnen. Wir wollen ihnen und ihrem Rathſchluſſe uns entgegenſetzen, nicht annehmen, was ſie uns geſchenkt? Wir wollen ohne Urſache einen Feind uns machen, da wir Beide überwinden können?

Pompejus Kopf wird das ſchönſte Geſchenk für Cäſarn ſeyn, und wird ein Bündniß uns bereiten, das uns über alles hinwegſetzt, was wir zu fürchten haben. Selbſt dieſer Cäſar muß Kleopatra beſiegen helfen, und Ptolemäus ſteht auf ſeinem Throne feſt.

Pompejus lebend, iſt gefährlich, ſo arm er jetzt auch zu uns kömmt, und todte Leute beißen nicht. Ein wahres Wort, welches uns jetzt aus aller Noth helfen kann. Stehet Beide auf gegen mich, Achillas und Pothinus. Es wage einer es, mir hier zu widerſprechen, beweiſend aber mir zu widerſprechen, und ich will Unrecht haben. Ich will widerrufen meine Meynung, und derjenigen beytreten, die uber mich den Sieg behalten wird.

Pothinus.

Er redet wahr, mein König.

Achillas.

Hart, aber wahr!

Ptolemäus.

So bleibt nichts übrig, als ſeinem Rathe zu folgen. Achillas, wenn Du Deinen König liebſt, wenn Du für ſein Wohl handeln willſt, ſo ſorge für Pompejus Tod. Dir übergebe ich ihn, Du haſteſt mir dafür.

Achillas.

Den Befehlen meines Königs kann ich mich nicht widerſetzen.

Theodotus.

Ich denke eben zweener Männer, die Achillas zu ſeinem Vorhaben wählen kann: [illegible], die ihn nicht im Stiche laſſen. Septimius, der Oberſte, und Salvius der Hauptmann, die einſt den Römern dienten, und von ihnen ſchlecht belohnt, ſich zu uns wandten, haſſen alles, was Römer heißt, und werden ſich's zur Freude ma chen, dieſem Staate einen Mann zu entreißen, der, wenn ſchon jetzt im bürgerlichen Krieg verwickelt, doch einſtens ihrer Größe noch ein blendender Polarſtern werden könnte.

Achillas.

Ich habe wieder Muth. Ich werde mit den Römern reden, und wenn die That von Römern vollbracht werden kann, ſo kann ich wohl ungerührt zuſehen.

ab.

Pothinus.

Ich werde dem Boten ſagen, daß wir mit ihm zugleich uns dem Feldherrn nahen wollen, um ihn in unſre Mitte aufzunehmen.

ab.

Theodotus.

Ich hätte nicht geglaubt, daß es noch Mühe koſten würde, einem Krieger den Kopf eines Feindes anzuvertrauen. Ich glaube, Ptolemäus, Du haſt mir viel zu danken, denn ich habe Dich auf's neue zum Beherrſcher Aegyptens gemacht.

Benutze die Gelegenheit. Es kann nicht fehlen, Cäſar wird den fliehenden Pompejus auch hier verfolgen, und dann erkaufſt Du ſeine Freundſchaft, und ſtürzeſt ſeine Schweſter.

(Beide gehen ab.)

Höhen vor Peluſium.

Gegend nach Paläſtina.

Lager der Kleopatra.

Ihr Zelt.

Kleopatra. Apollodorus. Hernach
Chryſippus.

Kleopatra.

Du haſt mir viel gedient, Apollodorus. Du biſt ein Knecht, der viele Freye übertrifft. Ich entbinde Dich hiermit Deiner Knechtſchaft. Du biſt frey, und heute noch will ich dieß meinem ganzen Heere verkundigen. Ich will zugleich Deine Dienſte bekannt machen, und Dich zu ehren, ihnen befehlen.

Apollodorus.

Mein Herz fließt über von Erkenntlichkeit, erhabne Königin. Allein ſo rauſchend die Freude mir ſeyn würde, dieß alles zu erleben, ſo bitt' ich Euch um Eurer und um mein ſelbſt willen, dieſen Schritt nicht zu thun.

Kleopatra.

Wie kann Apollodorus, ein Knecht, deſſen Gefühle nicht von ſeinem Stande zeugen, wie kann er verlangen, Sklav zu bleiben?

Apollodorus.

Zu bleiben nicht, zu ſcheinen nur. Gebt mir den Freyheitsbrief, ſchönſte Königin, allein macht ihn nicht bekannt. Die Götter gebieten über unſer Geſchick, und wenn ſie Euch gebieten ſollten, die Welt eher zu verlaſſen, als ich, dann kann ich erſt einer Freyheit genießen, die ich nicht zu genießen wage, ſo lange Ihr lebt. Euch zu dienen, iſt mir zur Pflicht, noch mehr, iſt mir zur andern Natur geworden. Ich könnte frey Euch auch dienen: aber wie lange, ſo würden die Neider den begünſtigten Sklaven aus Eurem Herze verdrängen, würden ihm Fallen legen, und bald zu Boden werfen.

Er fällt vor ihr auf die Knie nieder.

Und wenn Ihr mich von Euch verſtoßen könntet, wenn jemals ich das Leid erleben ſollte, verworfen zu ſeyn von der Königin, die ich anbete, ich überlebte dieſes nicht. Ich würde ein Opfer meines eignen Schwerts.

Kleopatra.

Steh auf, guter Apollodorus, und ſey verſichert, es können Tauſend gegen Dich aufſtehen, und aber Tauſend Dir zuwider reden, ehe verbanne ich ſie Alle von mir, ehe ich Dich ſinken laſſe aus meiner Güte. Geh, rufe mir den Feldherrn Chryſippus.

Apollodorus ab.

Er hat hat mich ſehr gerührt. Warum bey ſeinem Dienſteifer, bey ſeinem Herze, ihm dieſen Zwang der Sklaverey? Warum ihm nicht den Stand des Herrſchers? Bald mögte ich ſeufzen: Warum ihn nicht an Ptolemäus Statt?

Chryſippus kömmt herein.

Chryſippus! wollt Ihr noch nichts wagen? Ihr ſeht, das Heer iſt voll Begierde, zu kamvſen. Beynahe zürnen ſie, daß ſie ſo müßig ſtehen müſſen. Und mich gelüſtet, bald in Peluſium zu ſeyn.

Chryſippus.

Mäßigt Eure Wünſche noch ein wenig, Königin. Bald ſollen ſie erfüllt ſeyn, allein nur Vorſicht kann ſie zum erwünſchten Ende bringen. Nicht der Muth Eurer Völker, nicht Zagheit gegen die Götter, die das Recht auf Eurer Seite wiſſen, nicht Zweifel, daß Ihr nicht glücklich ſeyn ſolltet, hemmen meine Fortſchritte.

Zwar auch der Feind geht vorſichtig zu Werke. Auch ſeine Völker ziehen hin und her, und wagen ſich nicht an die unſern, und wähnen, irgend ein Verfall ſolle ihnen zu Hilfe kommen. Doch dieß würde mich nicht abhalten, wenn nicht eine äußere Beobachtung den Grund zu meinem Zögern legte. In dieſen Meeren giebt es römiſche Völker. Die Schlacht, die der große Pompejus bey Pharſalia verlor, der Sieg, den der herrſchſüchtige Cäſar über ihn davon trug, ſind Ereigniſſe, die unſre ganze Aufmerkſamkeit erfodern. Wir wagen eine Schlacht mit Ptolemäus Völkern bey Pelusium. Wir mögen nun ſiegen oder beſiegt werden, ſo iſt in beiden Fällen Aegyptens Wohl auf dem Spiel. Der ſtolze Römer könnte aus dieſem bürgerlichen Kriege ſich den Vortheil zubereiten, Aegypten dieſer Republik einzuverleiben, und ſich dadurch einen Anhang von Wichtigkeit mehr zu verſchaffen, als er bereits beſitzt.

Wenigſtens muß dieß für uns ein Grund ſeyn, nicht anzugreifen, um nicht der ſchwächere Theil zu werden. Greift uns der König an, ſo wehren wir uns, und unſer Heer bleibt in ſeiner Ordnung. Er ſchwächet ſich, und wir gewinnen. Zwar trau' ich dieſes nicht einmal Achillas zu. Zu weiſe und erfahren, und mit den Folgen einer übereilten Schlacht bekannt, wird er ſo viel als möglich zaudern. Er thue es zu unſerm Beſten mit.

Die auswärtigen Durchkreuzer dieſer Meere müſſen indeſſen ihre Fehden enden, und ſich aus unſrer Nachbarſchaft entfernen. Dieß iſt mein Rath, Königin, der doch Eurem Befehle nachſtehen muß.

Kleopatra.

Nein, weiſer Chryſippus, meine Befehle ſollen nicht das Gute Eurer Ueberlegungen verhindern. Macht dieſe Gründe des Zögerns aber den Befehlshabern der verſchiedenen Haufen bekannt, damit man nicht murre, und Zagheit in dem ſuche, was Klugheit iſt. Auch bin ich nicht des Blutes begierig, und wenn ich durch den Römer Bündniß meine Macht vermehren, und Ptolemäus zwingen könnte, mir den Thron Aegyptens ohne Blutvergießen abzutreten, ich würd' es thun.

Ihr Götter aber! die Ihr mein Vaterland beſchützt, ſehet auf mich herab. Ihr wißt, daß mir mein Vater Auletes den Thron verſprach, daß ich, die Aelteſte ſeines Stammes, das gegründeteſte Recht darauf habe. Ihr wißt, daß es Aegyptens Wohlfahrt iſt, die ich im Sinne führe, indeſſen Ptolemäus durch ſchändliche Lieblinge ſich regieren läßt. Steht meinem Verhaben bey, gewähret meinen Waffen Glück. Laßt mich den

Sieg davon tragen, damit jeder Aegypter auch wider ſeinen Willen Euch als gerecht und weiſe preiſen müſſe!

(Beide gehen ab.)

Aegypten.

Seehafen bey Peluſium an der Mündung des Nils.

Offene See.

In der Entfernung liegt Pompejus Schiff; die Redenden befinden ſich auf einem kleinen ägyptiſchen Fahrzeuge. Am Ufer hin ſteht das ägyptiſche Heer.

Achillas. Septimius. **Salvius.**
Ruderer.

Achillas.

Er mag ſich von dem Heere einen Begriff machen, wie er will, ſo iſt's zu unſrer Sicherheit vonnöthen, daß wir es hier haben. Wenigſtens fürchten ſie ſich, uns zu ſchaden, und er kann doch nicht wiſſen, was wir eigentlich im Sinne haben. So lange er uns nicht trauet, wird er nicht mit uns ziehen. Iſt er ſo weiſe, ſo hat er ſein Leben ſich gerettet; geht er mit uns, ſo iſt es ſeine Schuld, wenn er es verliert. Ich will das erſtere ſo gern ſehen, wie das letztere, vielleicht noch lieber, ſo ruhet keine Blutſchuld auf Aegypten.

Septimius.

Für einen Feldherrn, Achillas, habt Ihr zu viel Gefühl. Seyt ſelbſt Pompejus Freund, ſo müßt Ihr mir geſtehen, daß Aegypten ſchlechterdings dadurch verliert, wenn es ihn aufnimmt, daß Cäſars, als des Siegers, Freundſchaft uns weit nützlicher iſt, als des Beſiegten.

Calvius.

Ich ſelbſt war nie Pompejus Feind. Ich ſchätze ſeine Größe, und ehre ſeinen Muth und ſeine Kriegstalente. Er verdient den Zunamen des Großen, den man ihm gab, mit allem Rechte. Wäre er an Cäſars Statt, ich würde vor ihm niederfallen. Hätte er das Heer, welches er vor der Schlacht bey Pharſalia hatte, mit ſich, ich würde dem Könige rathen, ein Bündniß mit ihm einzugehen.

geben, um das Weib, das ſich unterfängt, Aegypten regieren zu wollen, gemeinſchaftlich auszurotten.

Septimius.

Es ſind nicht ſeltne Fälle, großer Achillas, daß, die ſich am berühmteſten gemacht, am ſchmählichſten ihr Ende nehmen. Ich freylich hätte an Pompejus Stelle den Tod mir ſelbſt gewählt, und hätte mich nicht unterfangen, mich Unbekannten anzuvertrauen. Er kann nicht über die Gefahr hinwegſehen, die hier wenigſtens für ihn möglich iſt. Er ſcheuet aber, nicht jedes Mittel verſucht zu haben, ſich zu retten, denn der Tod ſelbſt kann einem ſolchen Manne nicht fremd und auch nicht fürchterlich ſeyn.

Achillas.

O, es iſt hart, von den Händen derer zu ſterben, zu denen man in der Noth ſeine Zuflucht nimmt.

Septimius.

Und doch iſt's das Gewöhnliche. Denn wer wird einem Unglücklichen beyſtehen, wenn dieſer

Unglückliche ihn gerade wieder unglücklich machen kann? Und noch weniger wird er es thun, wenn er ſieht, daß er der Möglichkeit, durch ihn unglücklich zu werden, blos durch den Untergang deſſelben entgehen kann.

Achillas.

Wenn es erſt durch Ueberredungen in mir feſt werden ſollte, was ich zu thun oder zu laſſen habe, Septimius, ſo würdeſt Du noch manche beſſern Ueberredungsgründe hervorſuchen müſſen, um mich zur Ueberzeugung zu bringen. So aber dient des Königes Befehl zu dieſem allen mir. Und hebe Du Deinem Verſprechen gemäß nur an, ſo wirſt Du tapfern Beyſtand durch mich finden.

Offne See.

Pompejus großes Ruderſchiff.

Pompejus. Kornelia. Sextus. Verſchiedene römiſche Hauptleute.

Ein Hauptmann.

Ein großes Heer hat ſich an den Ufern in Schlachtordnung geſtellt. Es iſt, als ob man einen Feind erwartete, nicht als ob man einen Freund und ehemaligen Wohlthäter des Landes aufnehmen wollte.

Ein andrer Hauptmann.

Unmöglich kann man ſich gegen ein einziges Ruderſchiff ſo rüſten. Du irreſt, Mitſoldat. Es iſt ein Ehrenzeichen, welches man dem Pompejus erweiſen will, daß man das ganze Heer vor ihm da ſtehen läßt.

Kornelia.

Ich ahne nichts Gutes, Pompejus. Ich bin Deiner Meynung, Freund, daß man als

Feinde uns empfangen. Man hat kein Zeichen irgend einer Fröhlichkeit gegeben. Man iſt ſtill, als ob in der Seele Innerſtem irgend eine That läge, die man vollführen wollte, und bey welcher das Gewiſſen zitterte. Ich bitt' Euch, Ihr Begleiter des Pompejus, überlegt die Sache wohl, und ſeht, ob es auch rathſam, daß der Feldherr ſich ihnen anvertraut.

Erſter Hauptmann.

Ich rathe dem Pompejus, unverzüglich die Anker zu lichten, und ſich zu entfernen. Es kann kein gutes Vorhaben bey ihnen ſeyn. Sie haben nicht einmal den geſandten Boten zurückgeſandt. Sie haben nicht einmal den kleinſten Beweis gegeben, daß ſie gern den Freund des Königes Aulethes ſahen. Sie werden durch Pompejus Untergang den Cäſar ſich verbindlich machen wollen.

Zweyter Hauptmann.

Ich kann nicht weiter rathen, da dieſe Furcht in Deinem Herze aufſteigt. Die Götter geben mit dem Einen Vorgefühle vor dem Andern, und nicht gern möcht' ich hernach die Schuld von einem ſolchen Unglück tragen,

Verſchiedene auf dem Schiffe.

Wir wollen die Anker lichten, wir wollen in die See, wir wollen unſern Feldherrn retten.

Der Führer des Schiffes.

Laß meine Bitte ſtattfinden, Pompejus: Setz' Dich nicht einer Ungewißheit aus, die Dich ins Unglück ſtürzen könnte. Ich will Dich ſicher nach Cilicien leiten. Dort wartet Deiner wenigſtens kein Heer.

Pompejus.

Ihr bittet Alle vergebens. Ich würde es ſelbſt mir nicht verzeihen können, wenn ich Mißtrauen in ein Volk ſetzte, welches mir Verbindlichkeiten ſchuldig iſt.

Sextus.

Mein Vater! Oft haſt Du geſagt, Undankbarkeit ſey die erſte Quelle Deines Verderbens. Sollte hier nicht Undankbarkeit ſtatt finden können, da Du ſie ſo oſt aus der Erfahrung kenneſt?

Pompejus.

Würdeſt Du undankbar gegen den ſeyn können, der Deinen Vater jetzt wieder in ſeine vorige Größe einſetzte?

Sextus.

Nein, bey den Göttern! Ich würde meinen letzten Athemzug für ihn geben.

Pompejus.

Das that ich Ptolemäus Vater.

Sextus.

So kann ich keinen Augenblick an der Dankbarkeit des Sohnes zweifeln.

Pompejus.

Und Alles ſchweige jetzt. Ich bin gefaßt. Ganz werden mich die Götter nicht unterdrücken wollen. Ich habe nur einmal gezagt. Nie werde ich es wieder thun.

Ufer an der See.

Das Heer in Schlachtordnung.

Pethinus. Theodotus.

Pethinus.

Warum der Feldherr das ganze Heer hierher gebracht, begreif ich nicht. Ein Mord im Angeſicht des ganzen Heeres iſt eben nicht empfehlend. Theodotus! wenn Du mir folgſt, ſo bereiteſt Du ſie darauf vor. Es werden ihrer viele ſeyn, die Pompejus noch von alten Zeiten kennen, die wiſſen, was er für den König that, und die deswegen ihn lieben. Es könnte einen Aufruhr in dem Heere geben, und man könnte Kleopatra mehr anhangen, als Ptolemäus. Bey der Schlacht gegen ſie mögt' es dann Ueberläufer geben.

Theodotus.

Du redeſt recht, Pethinus, und da ich dieſe Sache eigentlich gerathen, ſo muß ich auch Sorge dafür tragen, daß ſie kein größeres Unglück ſtifte, als ſie Glück bringen könnte. Ich will zum Volke reden, und Du ſollſt urtheilen, ob ich auf die Herzen zu wirken vermag.

Er geht gegen das Heer, ſtellt ſich vor daſſelbe, und redet laut:

»Ihr Krieger Aegyptens! Männer, welche
»Tapferkeit und Edelſinn ausgezeichnet, und
»Vaterlandsliebe zu Gegenſtänden der allgemeinen
»Achtung gemacht; Soldaten, auf welche der
»Sohn Eures zweymaligen Königs Aulethes ſein
»ganzes Vertrauen ſetzt, welchen er ſich und ſein
»Reich in die Hände ſtellt, die er allein in dieſer
»kritiſchen Zeit, wo man ihm ſeinen Thron zu
»rauben ſucht, für ſeine Stütze hält, Männer
»Aegyptens, ſage ich — höret mich, und
»urtheilet von dem, was Ihr ſehen werdet, nach
»meinen Worten, die Wahrheit ſind.

»Bedrohet iſt das Reich von einheimiſchen und
»auswärtigen Feinden. Gern möchten die
»Römer Aegypten zu einer Provinz herabwürdigen;
»gern möchte die ſtolze Schweſter Eures Königs,

»Aulethes ausgeartete Tochter, den Scepter aus »des Königes Ptolemäus Händen reißen, um »jede ihrer Lüſte zu befriedigen, das Mark des »Landes auszuſaugen, und zu verſchwelgen. »Schon hat ſie der Schätze unausſprechlich viel »aus Aegypten nach Syrien gebracht, ſchon ſteht »ſie gegen ihre eignen Unterthanen mit fremden »Miethlingen, um ſie zu morden.

»Allein, dieß Alles iſt noch nichts gegen das, »was von Seiten der Römer Euch bevorſteht. »Pompejus, der einſt viel dazu beytrug, dem »König Aulethes wieder auf den Thron von Aegypten zu helfen, der aber Alles dieſes in der »Abſicht that, es zu einer römiſchen Provinz zu »machen, welches die gütigen Götter damals von »Aegypten wendeten; dieſer Pompejus kommt »jetzt mit den feindſeligſten Abſichten wieder.

»Zwar hüllt er ſich in das Gewand der Heucheley, zwar wendet er ſeine Noth vor, um »uns zu locken, daß wir ihn aufnehmen ſollen — »allein ſein Zweck iſt, unſern jungen König zu

»verblenden, daß er das Heer und das Land ihm anvertraue. Er will zum Vormund ſich aufwerfen, wozu Auletes unvorſichtig genug die römiſche Republik erklärte, und als ein ſolcher will er ſich der Macht des Königreichs bedienen.

»Ich glaub' es wohl, daß er mit Eurem Arm den Cäſar ſchlüge, ich ſehe ihn als Sieger an der Spitze dieſer Tapfern, allein Aegypten iſt verloren. Er opfert es, und Ihr hättet Sklaverey für das Blut, was Ihr um ſeinetwillen vergoſſen.

»Seht dorthin — dort wird er in das kleine Fahrzeug, von unſerm Ufer abgeſtoßen, ſteigen. Faßt ihn recht ins Geſicht, den grauſamſten unſrer Feinde. Ihr werdet den Tyrannen auf den erſten Blick darinnen ſehen. Schaudert vor ihm, denn er iſt der Tödter Eurer Stärke, der Beſieger Eurer Rechte.

»Wenn Ihr ihn aber recht in Blick gefaßt, ſo ſollt Ihr ihn auch ſterben ſehen. Ein Mann, der Aegypten zu Grunde richten will, kann

»nicht leben, darf nicht leben. Sein Tod iſt
»Wohlthat für Euch, und Tod iſt die Loſung derer,
»die der König an ihn geſandt hat. Rühmt
»dieſe Gerechtigkeit Eures Königs, rühmt ſeine
»Güte! Ehrt ſeine Macht, denn ohne dieſe
»Macht würde er Euch nicht retten können. Ruft
»mit mir aus:
»Es lebe Ptolemäus, und Pompejus ſterbe!«

Das ganze Heer.

»Es lebe Ptolemäus, und Pompejus ſterbe!«

Offene See.

Pompejus Ruderſchiff.

Fahrzeug von der Küſte Aegyptens.

Pompejus. Kornelia. Sextus. Achillas.
Septimius. Salvius. Viele Andere,
worunter Pompejus Freygelaſſener Philipp,
und der Sklav Scenes.

Septimius.

Ich grüße Dich, Pompejus Imperator, im Namen Ptolemäus, Königs von Aegypten. Ich danke den Göttern, daß ſie Dich geſund an dieſe Küſte geleitet.

Achillas.

Ich bewillkomme Dich, Feldherr, mit dem Wunſche Deines Wohls. Ich will Dich an das Ufer bringen, und bin deswegen mit einem Fahrzeuge, um Dich aufzunehmen, Dir genahet. Begieb Dich zu mir in daſſelbe, denn dem Deinigen würde Gefahr bevorſtehen, da die Klippen allenthalben ihm drohen. Beſprich Dich mit dem Könige, und dann werden wir Dein Ruderſchiff ausladen, und auch die Deinigen ans Land führen, damit ſie ſich nach ihrer beſchwerlichen Reiſe erquicken.

Kornelia.

Und Du wollteſt Dich Dieſen anvertrauen, Pompejus? Ach, ich ahne Mordſucht in ihren Herzen. Ich ſehe heimtückiſche Unternehmung in ihren Minen. Ich bitte Dich, wenn Dir Dein Weib, wenn Dein Sohn Dir lieb iſt, laß ab davon. Zwinge mich nicht, meine Schwäche vor Dieſen darzulegen, zwinge nicht meinen Sohn, über den Vater zu weinen.

Sextus.

Laß ihn, Mutter. Friſch liegt in meinem Angedenken, was er erſt geſagt. Kann Aulerbes Sohn ein Ungeheuer ſeyn, ſo wird Pompejus Sohn auch wiſſen, was ihm Pflicht iſt.

Pompejus.

Recht, mein Sextus. Dein Muth giebt auch mir Kühnheit. Und dann, Kornelia, ſpricht

Sophokles: »Wer einmal in eines Tyrannen »Gewalt geräth, wird Sklave, wenn er auch »zuvor frey geweſen. Laß mich meine Freyheit »erſt wieder erwerben. Ich ſage Dir Lebewohl. »Ich hoffe, nicht auf Nichtwiederſehen.« Er umarmt ſie. »Leb wohl, mein Sextus.«

Er umarmt den Jüngling, und ſteigt mit zween Hauptleuten, Philipp und dem Sklaven ein.

Kornelia.

O, daß mich dießmal meine Ahnung trügen möchte! Pompejus! Mein Pompejus! Mit ſtarrem Blick will ich Dir nachſehen, ich will mich nicht von Dir wenden, bis ich Deinen glücklichen Empfang oder Deinen Tod ſehe. Leider iſt der letzte meinem Herze weit anſchaulicher —

Offene See.

Kleines Fahrzeug ſich dem Ufer nähernd.

Pompejus. Achillas. Septimius. Salvius. Andere Perſonen.

Pompejus für ſich.

Es redet keiner mit mir, doch ſoll ich den Einen von dieſen Römern kennen. Ich werde ihn anreden. Zu Septimius. Mich dünkt, mein Freund, ich kenne Dich. Auch Deiner Stimme Ton iſt mir bekannt. Waren wir nicht ehedem unter den römiſchen Fahnen beyſammen? Mitſoldaten bey Einem Heere?

Septimius

macht ſchweigend eine Mine, als ob er es bejahte.

Pompejus.

Er antwortet nicht. Niemand will mit mir reden. So muß ich mich mit mir beſchäftigen.

Er zieht ein kleines Buch vor, und lieſt.

Ufer.

Das Heer. Pothinus. Theodotus.

Pothinus.

Ins Fahrzeug iſt er glücklich getreten, mit weniger Begleitung. Sie rudern nach dem Lande zu.

Theodotus.

So viel ich unterſcheiden kann, lieſt er in einem Buche. Ihm mag's nicht ahnen, was ihm bevorſteht. Bald wird er in dem Buche des kommenden Lebens ſein Geſchick geſchrieben finden. Er ſtirbt immer noch groß, denn er ſtirbt für das Wohl eines ganzen Königreichs, ſeiner braven Krieger, und ſeines unmündigen Königs.

Offne See.

Pompeius großes Ruderſchiff.

Kornelia. **Sextus** vorn an der Spitze.

Sextus.

Seht, Mutter, jetzt hat er das Buch genommen, in welches er die griechiſche Rede ſchrieb, die er vor dem jungen Könige zu halten willens iſt.

Kornelia.

Ein gutes Zeichen, mein Sohn, meinen Ahnungen wenigſtens treffend. Man muß ihm doch von der Zuſammenkunft mit dem Könige etwas geſagt —

Sextus.

Man muß ſie ihm nahe vorgeſtellt haben, auch würd' er nicht ſo ruhig ſich zum Leſen ſetzen, wenn man nicht die Gefahr aus ſeinem Herze zu verdrängen gewußt.

Kornelia.

Noch mehr. Ich ſehe viele Perſonen vom Stande ſich dem Ufer nähern. Die werden ihn empfangen wollen. Ach, es iſt etwas Empfindliches um ſolche Gefühle, die einen ängſtigen und peinigen, bis man ſich überzeugt hat, daß eine ſolche ſchreckliche Gefahr vorüber. Die Stunde dieſer Angſt kann mir keine Glückſeligkeit erkaufen. Nicht der Beſitz des Himmels und der Erde bezahlt mir ſie. Ich ſehe alles um mich her, als Tand, nur der mögliche Verluſt beſchäftigt mich. Sie nähern ſich dem Lande —

Ufer.

Das angekommene Fahrzeug.

Das Ufer wimmelt von Menſchen.

Pompeius. Achillas. Septimius. Salvius. Philipp. Andere Perſonen.

Philipp, welcher zuerſt ausſteigt.

Reiche mir die Hand, mein Gebieter, ich will Dich unterſtützen.

Pompejus.

Geſegnet ſey mir der Boden Aegyptens, wenn er mich wohl aufnimmt.

Indem er ausſteigen will, nähern ſich ihm Septimius, Achillas, und Salvius mit gezuckten Schwertern.

Septimius,

indem er ihm den erſten Stich giebt.

Stirb, denn Du kannſt nicht länger leben, Pompejus.

Die Andern fallen über ihn her.

Aegyptens Wohl fodert Deinen Tod.

Salvius.

Und die Götter haben das Ziel Deines Lebens beſtimmt.

Pompejus, *ſterbend.*

Ich ahnete nichts Gutes. So ſchlimme Verrätherey aber nicht. Ich ſterbe — Ihr wollt es ſo. Ach, wenn ich nur Kornelia gerettet wüßte!

Er bedeckt das Geſicht mit ſeinem Rocke, und wird vollends niedergeſtoßen.

Offene See.

Pompeius Ruderſchiff.

Kornelia. Sextus. Theophanes.
Schiffleute.

Kornelia.

Ihr Götter! Schwerter blinken! Er iſt dahin! Kornelia! Unglückliches Weib!

Sextus.

Mein Vater! O, mein armer Vater! Aber bey den Göttern ſchwör' ich es, Du ſollſt gerochen werden.

Theophanes.

Unſeliger Einfall, den ich hatte, Aegyptens Küſten zu betreten. Ich bin am Tode dieſes Helden ſchuld. Nie werd' ich mir's vergeben, daß ich's bin. Nie werd' ich es verzeihen meiner ahnenden Seele, daß ſie ſich ſo viel Gutes von Aegypten träumen ließ, und daß nun ſo viel Böſes daraus entſtanden. Was ſeh' ich! Die Flotte der Aegypter ſetzt ſich in Bewegung? Sie rudern aus dem Hafen? Auf! lichtet die Anker! Laßt uns wenigſtens die tugendhafte Kornelia, und Pompejus unglücklichen Sohn retten.

Kornelia.

Pompejus! Nicht einmal das letzte Zeichen meiner Liebe kann ich Dir geben! Nicht einmal auf Deinen Leichnam weinen, und Deine Aſche küßen. O, Ihr Götter! wie elend habt Ihr ein Weib gemacht, welches ſo ganz in Glückſeligkeit ſchwamm. Wie er mich verließ, um nach den unglückſeligen pharſaliſchen Gefilden zu gehen, wie er mich hoffnungsvoll verließ, daß ſein ſiegreiches Heer ihn über alle Gefahr wegſetzte, damals ſchon ſagte mir mein Inneres, ich werde nicht viel Gutes mehr von ihm zu hören haben. Ach! hätte er ſich nur nicht nach Hilfe umgeſehen, hätte er, da das Geſchick einmal zum Unglück ihn beſtimmt, mit mir in ſtiller Einſamkeit die übrigen Tage ſeines Lebens zugebracht, ich wäre nicht der Spott der Menſchen, dieſer Knabe nicht ſo früh eine Waiſe geworden.

Sextus.

Faßt Euch, Mutter. Es ziemt nicht einer Römerin zu weinen. Immer ſprach mein Vater: »Glück mache uns nie ſtandhaft, das ſey das Werk des Unglücks.«

Theophanes.

Habt Dank, Ihr Götter! Ein friſcher Wind vom Lande. Sie ſollen uns nicht mehr ereilen. Auf! ſpannt die Segel! Laßt die Ruder ſinken. Kornelia! Du biſt gerettet.

Das Schiff ſegelt ſchnell davon.

Ufer an der Küſte von Peluſium.

Nacht.

Pompejus Körper am Strande.

Philipp beſchäftigt, von geſammeltem Holze einen Scheiterhaufen zu bereiten. **Servius Kodeus.**

Servius Kodeus.

Laß mich Dir beyſtehen, guter Philipp. Mit Schrecken habe ich Pompejus Tod gehört. Mein Fahrzeug liegt in einer kleinen Bucht am Meere. Ich wollte forſchen, wohin man meinen lieben, guten Feldherrn gebracht, um ſeine Aſche, wenn es möglich, der Erde anvertrauen zu können. Ich finde Dich in dieſer ſchönen Beſchäftigung, die, ſo traurig ſie iſt, Deinem Herze Ehre macht. Sag mir, mein guter Philipp, hat man ihn nach dem Tode noch gemißhandelt? Waren die Tyrannen nicht zufrieden, ihn erblaßt zu ſehen?

Philipp.

Ach, Kodrus, daß ich dieß erzählen muß: Den ſchönen Kopf des Römers haben die Barbaren mit ſich genommen. Nur ſein durchſtochner Körper blieb hier liegen. Dort hab' ich ihn in mein Oberkleid eingehüllt. Den Abend hindurch hab' ich dieß Holz geſammelt, welches ihn in Aſche wandeln ſoll. Ihn haben ſo viel tauſend Menſchen tödten ſehen, und keiner war barmherzig genug, ihm beyzuſtehen. Ein lauter Jubel ſchallte durch die Luft, als ob ſie einen Feind verloren, der ſie zu Grunde richten können. Und der gute Pompejus kam allein, und wollte Hilfe ſuchen, und ihm haben ſie ihr Wohl zu danken.

Alle wollten ihn ſehen, und Tauſende haben keine Mine bey ſeinem Anblick verzogen. Sie ſchienen gar nicht zu ahnen, welch' einen Mann ſie anblickten, daß er der Herr der Welt hätte werden können oftmals, und es nicht wurde. O, es iſt etwas unbeſchreiblich Kaltes in dieſen Menſchen. »Das war Pompejus?« — fragten manche mich in einem Tone, als ob ſie ſagen wollten: »und weiter war er nichts?« und weg giengen ſie, als ob ſie nichts Beſonderes, nichts Groſſes geſehen hätten. Und doch hatten ſie ſich ſo gefürchtet, daß ſie vor dieſen einzigen Mann ein Heer in Schlachtordnung geſtellt, und ſorgſam ihn allein locken ließen, um ihn recht meuchelmörderiſch aus der Welt zu ſchaffen.

Ach, Kodeus, wenn man todt iſt, iſt man doch ſehr wenig.

Kodeus.

Ich habe dieſe traurige Geſchichte in mein Herz gegraben. Niemand ſoll ſie mir da heraus reißen. Sie ſoll mein Begleiter ſeyn, wohin ich gehe, und gehen will ich nur dahin, wo mich Einſamkeit und Stille rufen. Unter dieſen Menſchen mag ich nicht mehr ſeyn. Sie haben meinen Freund geſchlachtet.

Philipp.

Und meinen Wohlthäter mir geraubt. Doch laßt uns eilen, Quäſtor. Noch liegt alles in tiefem Schlafe: die Nacht iſt unſere Freundinnen. Der dämmernde Tag würde Unmenſchen herbey ziehen, die uns hinderten, dieſen Leichnam ihren grauſamen Mißhandlungen zu entreißen. Sie würden noch Wonne daran finden, an dem todten Körper ihre Wuth auszulaſſen, und ſeiner Aſche die Ruhe zu mißgönnen. Die Rache wollen wir den Göttern überlaſſen.

Sie tragen Pompejus Leichnam auf den Scheiterhaufen, und zünden ihn an, bleiben in trauernder Stellung ſtehen, bis er ganz verbrannt, ſammeln dann die Aſche in eine Art von Urne, welche Kodeus mit ſich gebracht, und verbergen ſie in die Erde.

Kodeus.

Ruhe hier, großer Mann, und Dein Geiſt müſſe wohlgefällig auf mich herabſehen, weil Du noch Freunde überlebteſt, die herzlich um Dich trauern. Gehet einſt ein Wandrer vorüber, und empfindet die Ahnung von dem, was hier geſchah, ſo müſſe er von Deinem Schutzgeiſte, der Deine Aſche nicht verlaſſen wird, getrieben, ausrufen: »Hier ruhet Pompejus der Große.«

Du aber, Philipp, ſuche Kornelia auf, die unglückliche tugendhafte Gattin des Verblichenen. Verhehle ihr nicht, daß man ſo grauſam mit ihrem Gatten umgegangen. Was wir an ihm gethan, wird ſie aufrichten. Sie ſahe ihn tödten. Dieſer große Schmerz, wenn er ſie nicht zu Boden geſtürzt, läßt keinen größern zu. Sie darf es wiſſen, daß man mit ſeinem Haupte Cäſarn ſich zum Freunde machen will, damit ſie Rache auch gegen Cäſar und gegen Ptolemäus, ſeinem Sohne einpräge, und in Sextus einſt Pompejus wieder auflebe.

Er legt die Erde, wo Pompejus ruhet, und geht ab.

Philipp.

Da ſteh' ich nun allein bey ſeiner Gruft. Ich gab Dir meinen letzten Reichthum, guter Pompejus, der Du mir der Menſchheit beſten Schatz, meine Freyheit ſchenkteſt. Ich bin nun ganz frey, frey von jeder Pflicht, aber auch frey von jeder Freude. Ich bin frey von jeder menſchlichen Seele, die Antheil an mir nimmt

Nein, erwache Philipp. Wenn gleich das Meer hier Dich einladet, Deine Pein in ſeinen Fluthen zu enden, wenn gleich dort Du dem erſten Mordſchwert der Aegypter Dich opfern kannſt, ſo bald Du ihre That, am Pompejus verübt, tadelſt, ſo denke, daß Kornelia und Sextus ſicher Dich wiederzuſehen wünſchen, wenn Du gleich der Bote einer Trauerpoſt biſt. Fort, auf Peluſiums Höhen. Beym Heere Kleopatra's wird man Dich willig aufnehmen.

ab.

Aegypten.

Alexandrien.

Cäſar. Achillas. Theodotus.

Cäſar.

Ihr habt ein geheimes Gehör bey mir verlangt, Aegypter, und ohne Euch zu kennen, hab' ich's Euch zugeſtanden. Ich ſchätze Euer Volk, und deswegen ſetze ich kein Mistrauen in Euch. Ihr kommt vom Ptolemäus. Sagt an, was bringt Ihr mir von ihm?

Achillas.

Wir bringen ſeinen Gruß, und daß er Cäſars Freundſchaft ſich erbitte, und daß er zeigen wollte, wie man ſich gegen ſeine Wohlthäter zu verhalten habe.

Cäſar.

Achillas, ſchweigt von dieſen Dingen. Es möchte Euch ſchwer werden, zu beweiſen, was

Ihr hier als eine Wahrheit vorbringt. Weiter in dem, was Ihr begehrt.

Theodotus.

Der König wollte nicht, daß wir mit leeren Handen kämen. Wir ſollen nebſt der Verſicherung ſeiner Freundſchaft Euch auch ein Geſchenk von ihm übergeben, welches einen Beweis derſelben giebt.

Cäſar.

Geſchenke ſind nicht Cäſars Sache, jedoch iſt er kein Feind von freundſchaftlicher Aeußerung. Geſchenke haben dann einen Werth, wenn ſie vom Geber uneigennützig gegeben werden, und Freundſchaftswunſch gehört nicht unter die eigennützigen.

Achillas.

Auch dachte König Ptolemäus mehr auf Cäſars Nutzen, da er ihm dieß bereiten ließ —

Theodotus.

Und hofft auf des Feldherrn Beyfall. Sie öffnen ein ſilbernes Behältniß, und zeigen ihm Pompejus

Haupt. Hier, Cäſar, iſt der Kopf Deines ärgſten Feindes, und hier ſein Siegelring.

Er überreicht ihm ſolchen.

Cäſar.

Was ſehe ich? Pompejus Haupt? Man konnte mit dem größten Feldherrn ſeiner Zeit ſo grauſam verfahren? Man konnte den tödten, den ich ſo oft bewundert habe?

Theodotus.

Du irrſt Dich, Cäſar. Ich kenne einen gröſſern Feldherrn, als Pompejus war.

Cäſar.

Geh, Schmeichler! Bringe den Anblick mir aus den Augen. Er empört mich. Er könnte mich unzufrieden mit dem ganzen Menſchengeſchlechte machen. Einen Mann, wie Pompejus, der, wenn er in ſeiner Noth zu mir gekommen wäre, mit offnen Armen von mir aufgenommen ſeyn würde, tödtet der, der ihm Wohlthaten ſchuldig iſt.

Ihr hättet's mit dem Cäſar alſo eben ſo gemacht, wenn, vom Pompejus überwunden, er geglaubt hatte, Hilfe bey denen zu finden, die er einſt als Freunde in Rom aufnahm, die durch ihn das verlorne Reich, das Vaterland erhielten?

Theodotus.

Auch Cäſar konnte in Unglück gerathen. Auch Cäſar war den Streichen ausgeſetzt, die das Geſchick auf Menſchen ohne Unterſchied verbreitet. Und ſollte der, welcher über Rom einſt herrſchen wird, nicht wiſſen, daß das Schickſal der Großen blos nach dem Glücke ſich beſtimmt, daß heute Reiche erſtehen können, die man vorher als ein Nichts beurtheilte, und daß dieſes Nichts, welches Pompejus wirklich war, da er bey uns erſchien, nie zu etwas hätte emporwachſen, und ſchwer es uns fühlen laſſen können, daß wir ihn nicht unterſtützt.

Und hätten wir ihn unterſtützt, wie würde Cäſar dieſes aufgenommen haben? Hätte er nicht dann mit ſeinem ſiegreichen Heere uns als ſeine Feinde betrachtet, und als ſeine Feinde uns behandelt? Will er der Staatsklugheit die Mittel rauben, ſich zu ſichern? Will er tadeln, wo Tadel den Geiſt des Regenten nicht verräth?

Cäſar.

Spitzfindiger Mörder! Wenn aber nun Cäſar hier den Pompejus angetroffen, ihn umarmt, und geſagt hätte: Laß uns Freunde ſeyn! Wenn hier unter Ptolemäus glücklichem Einfluſſe die ſchöne Vereinigung zwiſchen der geſpaltenen Republik zu Stande gekommen wäre; wenn hier vereint man ſich der alten Freundſchaft, der Jugendjahre erinnert hätte, die man zuſammen verlebt; wenn man an die ſo vielen freundſchaftlichen Zuſammenkünfte von ehedem ſich zurückerinnert hätte? O, Menſch! Du haſt eine große Glückſeligkeit zerſtört. Du mußt nie wieder Freude fühlen, nie wieder Glück erleben können, denn Du haſt eines Menſchen Glück mit Füßen getreten. Bey dieſem Anblick fühle ich Thränen in meinen Augen. Er war mein Freund, und unſere Zwiſtigkeiten betrafen nie die Perſon, nur die Sache. Ich weine über ihn; als Freund war er mir werth. Ich verabſcheue Euch, und Rache, Rache, Rache von Göttern und Menſchen wird Euch gewiß verfolgen. Fort, feile Brut, die Ihr, um ſklaviſch Euch einzuſchmeicheln, es für Nichts achtetet, einen der größten Menſchen zu tödten. Verſucht der gerechten Ahndung zu entfliehen, aber Ihr werdet es nicht.

Theodotus.

Erlaube, großer Cäſar, daß ich Deinem Schmerze eine Heilung darbiete.

Cäſar.

Auch nicht ein Wort von Dir! War es vielleicht Deine ſchmeichleriſche Zunge, die dem Könige den Cäſar als einen Tyrannen malte, der an einem ſolchen Anblicke Freude haben würde? War es vielleicht der redneriſche Schwall Deiner Worte, der ihn zu einer ſolchen Grauſamkeit ſtimmte, o ſo verdienteſt Du verdammt zu werden ewig von dieſer That zu reden, und jedem, der Dir begegnete, ſie als ein Verbrechen zu erzählen, welches Dich mit Göttern und Menſchen entzweyet. Fort mit Euch Beiden. Wenn über dieſe Sache noch etwas zu reden iſt, ſo will ich mit dem Könige darüber reden. Dieſes ehrwürdige Haupt aber laßt mir hier mit allem Pomp begraben, der einem ſo ehrwürdigen Römer anſtändig iſt, wenn Ihr anders nicht wollt, daß römiſche Legionen Euch lehren ſollen, wie man mit ſeinen Freunden und Wohlthätern umgehen muß.

Er wendet ſich von ihnen, und ſie gehen ab.

Höhen vor Peluſium.

Gegend nach Paläſtina.

Lager der Kleopatra.

Ihr Zelt.

Kleopatra. Apollodorus. Hernach Philipp.

Apollodorus.

Ein Freygelaßner des Pompejus, Königin, wünſcht Euch zu ſprechen.

Kleopatra.

Des Pompejus? Er ſoll mir willkommen ſeyn. Es war ſein Herr der Mann, der einſt Aegypten für Aulethes rettete, der einſt meines Vaters ſich thätig annahm, da er im Elende war, dem wir die Wohlthaten zu erwiedern ſchuldig ſind, die er uns erzeigt. Führe ihn ſogleich zu mir.

Apollodorus ab.

Vielleicht ſucht er meine Hilfe. Wenn ſchon ſein Heer gegen Cäſar nicht beſtehen konnte, ſo kann das Glück, das ſie gern wechſelt, ihm doch auch wieder beyſtehen, und ihn erheben, wie es ihn niedergedrückt. Pompejus bey meinem Heere! Der große Name würde meiner Krieger Eifer verdoppeln, und mir den gewiſſen Sieg über Ptolemäus bringen.

Philipp,

hereingeführt von Archedetus.

Erhabne Königin Aegyptens! Der arme Philipp nimmt ſeine Zuflucht zu Eurer Güte.

Kleopatra.

Der arme Philipp? Wie kann man arm ſeyn, wenn man den großen Pompejus zum Herrn hat?

Philipp.

Solltet Ihr ſpotten, Königin? Der Todte ſey geweſen ſo groß er wolle, er kann uns nichts mehr helfen; er ſey geweſen, ſo gut er wolle, er rettet uns nicht mehr.

Kleopatra.

Verſtehen wir uns nicht, mein Freund? Ihr redet — oder ſoll ich's glauben, ſoll ſich meine Ahnung in Wahrheit wandeln?

Philipp.

Ihr wißt's noch nicht, Kleopatra, daß Euer Bruder Ptolemäus ihn mordete, daß er den Wohlthäter ſeines Vaters vor allem Volke tödten ließ?

Kleopatra.

So mögen ihn die Götter wieder tödten, wie er ihn tödtete. Er iſt ein Vatermörder, denn Pompejus war ihm Vater. Mein ganzes Heer ſoll trauern um den Großen, um den Held. Ich will ein Todtenopfer ihm halten. Feſtlich will ich die Götter ſelbſt wider meinen Bruder anrufen, um einen ſo unnatürlichen Mord zu rächen.

Philipp.

O, edle Königin! Und ein Andrer ſollte Aegypten beherrſchen, als Ihr? Wenn an den Bruder Euch Bande des Bluts gleich binden, ſo ſtraft doch den Regenten, und läßt nicht zu, daß ſeine Mordſucht ſich endlich an ſeinen Unterthanen vergreife, und er auch hier zum Scheuſal werde.

Doch nimmt's mich Wunder, daß Ihr die Nachricht von Pompejus Tode noch nicht wußtet, da ich mich kümmerlich nur fortbringen konnte, und für der Wuth der Aegypter mich am Tage verbergen mußte. Denn als der Conſul Lentulus am andern Morgen aus ſeinem Fahrzeuge am Ufer ausſtieg, und Pompejus Scheiterhaufen anſahe, und eine Thräne ihm zollte, fiengen ſie ihn, und tödteten ihn, und drohten mir, auch mich zu tödten, wo ich mich ferner hier erblicken laſſen würde.

Kleopatra.

So häuft ſich ein Laſter auf das andre, und aus einem Verbrechen wachſen mehrere hervor. Ihr Götter! werdet Ihr die Schmach nicht rächen, die dieſer König der Menſchheit anthat, ſo werd' ich ſagen müſſen, Ihr habt Aegypten verlaſſen! —

Minka tritt ein, von Apollodorus begleitet.

Minka.

Ein Bote aus Alexandrien. Man bringt von einer Seite die Nachricht von Pompejus Tode, die Philipp Euch ſchon überbracht, und von der andern die, daß Cäſar gelandet, daß er ſehr erzürnt über Pompejus Tod, die Boten, die ſein Haupt ihm überbracht, übel empfangen habe.

Kleopatra.

Dank ſey es den Göttern, ſo iſt auch neben mir ein Rächer aufgetreten. Ich kenne dieſen Cäſar nicht. Wer vermag es, mir von ihm eine Schilderung zu machen? Zwar, wer ſeines Feindes Tod nicht gern ſehen, wer den beklagen kann, der muß edel und groß ſeyn. Ich könnt' ihn lieben, dieſen Mann.

Philipp.

Und würdet ihn auch liebenswürdig finden, Königin, denn Cäſar iſt ein junger Mann voll Feuer, voll Herzensgüte, und voll Seelenadel. Wenn einen Fehler man ihm zeihen kann, ſo iſt es der, zu ſtolz nach Hoheit zu ſtreben.

Kleopatra.

Bey ſeinem Herze ſicher nicht einmal ein Fehler. Denn wer aus dieſer einzigen Handlung auf die übrigen ſchließt, der muß geſtehen, daß eine ſolche Denkensart des Herrſchens werth iſt, daß ſie Bewunderung verdient, daß unter Cäſars Herrſchaft, der auch ſeinen Feinden wohl will, ſich als Freund deſſelben zu befinden, nicht nur Vergnügen, daß es Wonne ſeyn muß. Begeiſtert von des Mannes ſchöner That, möchte ich vor ihn treten, und ihm ſagen, wenn ich nicht ſelbſt Königin wäre, ich möchte Cäſars Unterthanin ſeyn.

Minka.

Nicht zu vergeſſen, Königin, daß dieſer Mann, ſo Held wie er iſt, für weibliche Reize nicht unempfindlich iſt, und daß eine Kleopatra auf ihn mehr Eindruck machen könnte, als man glaubt.

Kleopatra.

Wie kann, wie ſoll ich ihn ſehen, die ich nicht nach Aegypten darf, weil Pothein mich von da verließ. Soll ich mit Heeresmacht eindringen, und mein Vaterland verwüſten? War das mein Zweck? Eine Schlacht zu gewinnen, und dann friedlich mich den Aegyptern darſtellen, das iſt mein Wunſch, und ehe ich dieſen erreiche, iſt Cäſar lange wieder fort. Die Wichtigkeit ſeiner Geſchäfte wird ihm nicht erlauben, hier den unruhigen, den unnatürlichen Streit von ein paar Geſchwiſtern abzuwarten.

Apollodorus.

Und doch! — Man ſagt, daß Cäſar willens habe, Aegypten nicht eher wieder zu verlaſſen, bis er es in Ruhe ſieht. Ihr wißt es, Königin, daß Euer Vater gewiſſermaaßen die römiſche Republik zu Vormündern über ſeine Kinder eingeſetzt, daß er ſie folglich auch zu Vollſtreckern ſeines letzten Willens gemacht, und da nun Cäſar hier Repräſentant der Republik iſt, ſo kann er allerdings mit Recht ſich dieſer Sache annehmen. Auch wäre es nicht unrecht, wenn Kleopatra den wahrſcheinlichen Beherrſcher der ganzen Welt ſelbſt ſehen, und ihm ſich zeigen könnte.

Minka.

Wir wollen mit dem Kriegsheere etwas wagen. Wir wollen Peluſium wegzunehmen ſuchen, dann ſteht der Weg nach Alexandrien uns offen. Dann wird Cäſar der Siegerin das Gehör nicht verſagen.

Apollodorus.

Der Rath iſt nicht der meinige. Kleopatra muß ganz allein nach Alexandrien. Wer wird es wagen, zu glauben, daß Auletes Tochter ohne Begleitung und ohne Pracht reiſen ſollte? Wer wird vermuthen, daß ſie kühn genug ſeyn möchte, dieſem Sieger allein ſich vorzuſtellen, und ihrer Wünſche Erfüllung von ihm zu begehren.

Philipp.

Ich ſtimme dem Apollodorus bey. Ich kenne dieſen Römer, der eine ſolche Ueberwindung von Seiten der Königin ſehr ſchmeicheln würde, und der ſich, dadurch geehrt und durch ihre Reize hingeriſſen, gewiß verleiten ließe, ganz auf ihre

Seite zu treten, da ohnedem der Haß wegen Pompejus Tod ſchon gegen den jungen König in ihm iſt.

Kleopatra.

Ich brauche keine weitern Gründe. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Nur in Apollodorus Begleitung gehe ich nach Alexandrien, und zeige mich dem Sieger. Das übrige iſt meine Sache. Apollodorus! meine Feldherren ſollen ſich verſammeln. Zu ihnen will ich reden, und eine Reiſe nach Antiochia vorgeben. Wohin ich gehe, das bleibt ein Geheimniß unter uns Vieren.

Apollodorus geht ab.

Du, Philipp, biſt ein Freygelaßner, und ich würde Dich bey dem Heere anſtellen, allein Dich rufen wichtigere Geſchäfte. Suche Kornelia und Sextus auf. Melde ihnen, daß Kleopatra ſie bedauert, daß ſie aber nicht blos ſie bedauere, daß ſie Rache an den Mördern ihres Gemahls zu nehmen willens iſt. Willſt Du dann wieder zu mir kehren, ſo ſey willkommen, und rechne, daß, ſo lange Kleopatra lebt, Du nie zu ſorgen brauchſt. Geh zu meinem Schatzmeiſter, und laß Dir Gelder zur Reiſe zahlen, ſo viel Du derer bedarfſt.

Philipp.

Ich ſagt' es wohl, daß dieſe Königin mich nicht verſtoßen würde. Der Weiber Herz iſt weich und ſanft, und ſtimmt ſich leicht zur Güte und zum Verzeihen, deswegen ſollten auch nur Weiber herrſchen. **Kornelia** aber wird Dich ſegnen, und **Pompejus** Sohn wird Dein gedenken, wenn er über das traurige Schickſal ſeines Vaters weint, Dein gedenken mit ſegnender und belohnender Freude.

ab.

Kleopatra.

Was ſtehſt Du, Minka, ſtumm und ſprachlos da?

Minka.

Kann ich's denn faſſen, daß Kleopatra ſich von Allem trennen will, was ſie liebet? Ich will nicht davon reden, daß ich ſo gut als Apollodorus Euer Vertrauen verdiene; ich will nicht davon reden, daß mich dieſe Verachtung ſchmerzt; allein bedenke, Königin, die Gefahr, die Deiner wartet! Wer kann Dich ſchützen, wenn man Dich entdeckt? Wer kann für mörderiſchen Händen Dich bewachen? Wer Dich aus Aulethes Klauen reißen, wenn er Dich feſt hält?

Kleopatra.

So weit, Minka, darf es gar nicht kommen. Nicht mein Heer will ich dem unfreundlichen Ptolemäus aufopfern. Ich will es retten. Es ſoll kein Blut vergoſſen werden. Es ſoll im Frieden Kleopatra das Königreich beſitzen. Oder traueſt Du meinen Reizen ſo wenig zu? Glaubſt Du, daß Cäſar unuberwindlich iſt, wenn er es auch nicht im Felde iſt? Dieſe Augen ſollen mit ihm reden. Dieſer Mund ſoll ihn verſtummen machen. Dieſe Hände ſollen ſeinen Wangen Feuerröthe bringen. Ich will ihn beſiegen

Was aber Deinen Vorwurf betrifft, ſo gebe ich Dir Recht, und hier iſt meine Hand, Du zieheſt mit mir. Wo Du Zeugin meiner Hand lungen ſeyn kannſt, da ſollſt Du es ſeyn, und wo Du es nicht ſeyn kannſt, da ſollſt Du doch nie ſagen: Kleopatra hätte beſſer gethan, wenn ſie Minka vorher zu Rathe gezogen.

(Beide gehen ab.)

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Cäſars Vorzimmer.

Pothinus. Theodotus. Achillas. Ein Diener Cäſars. Hernach **Cäſar.**

Pothinus.

Mit Ungeſtüm will ich das Volk gegen ihn aufwiegeln. Er verlangt ſeine Foderungen an Aulethes, und ich treibe das Geld mit unbeſchreiblicher Härte ein. Es kann nicht fehlen, man muß ihn haſſen, und die Folge muß ein allgemeiner Aufruhr ſeyn. Ich habe alle ſilberne Opfergeſchirre, ſo wie alles Gold aus den Tempeln nehmen laſſen, und Murren herrſcht unter den Haufen, die ſich dahin begeben. Wo ich ſie murren höre, nenne ich den Namen Cäſar, und zähneknirſchend höre ich den Namen Cäſar wiederſchallen. Ich habe ſeit geſtern die königliche Tafel mit irdenen und hölzernen Gefäßen beſetzen laſſen, und muntre alles Volk auf, dahin zu gehen, und zu ſehen, wie man mit ihrem Könige verfährt.

Theodotus.

Der Stolze wagt's, in einem fremden Lande Geſetze vorzuſchreiben, wagt es, die, welche das ganze Gemüth des Königs regieren, anzuſehen, als ob er ſie nicht ſcheuen dürfte.

Achillas.

Mit einer Handvoll Leute will er ein Königreich in Schrecken ſetzen, will ſicherlich Aegypten Rom einverleiben, will dieſe Republik zur Beherrſcherin der ganzen Welt machen. Fand hier Pompejus ſeinen Tod, ſo ſoll er auch den ſeinen finden, das ſchwör' ich ihm.

Theodotus.

Er hat mich, den Lehrer des Königs, den erſten Redner und Philoſophen Aegyptenlands, beleidigt; er hat den König freylich für ſich eingenommen. Er hat ihn beredet, alle gefangene Römer ihm frey zu geben, und damit macht er ſich einen großen Namen bey ſeiner Republik. O, es wird die Zeit wiederkommen, daß ich ihm dieſes Alles in den bitterſten Ausdrücken ſagen werde, vielleicht wenn er röchelnd ſeines Lebens Ende ſich nahet, ihm es ſagen werde. Er hat mich nicht mit herbeſchieden, allein ich komme, denn er kann doch den, der eben ſo gut eine Stimme hat, wie Ihr, nie von Euch trennen.

Ein Diener Cäſars

tritt ein.

Der Feldherr hat den Feldherrn der Aegypter, und Pothinus, des Königs Liebling, rufen laſſen. Wenn dieſe allein ſeyn werden, wird er hier erſcheinen. Er hat mir aufgetragen, Euch zu berichten, daß er des Landes Wohl mit Handlungen zu retten, und dieſe aus richtigen wohlüberdachten Grundſätzen herzunehmen Willens iſt, daß er ſich aber nichts ausredneriſchen Ueberredun gen mache, und den Schlüſſen feind ſey, die bloß aus Wortgepränge ihren Urſprung nehmen.

Theodotus.

Ha! Hört Ihr es? das geht auf mich. Das heißt Beleidigungen auf Beleidigungen häufen. Ich gehe — gut — ich gehe. Ich will nicht dem Wohl des Königreichs Aegypten hinderlich ſeyn, wenn er's zu gründen denkt. Allein, wie er es gründen will, das ſeh' ich nicht. Ich bitt' Euch nur, trauet ſeinen Worten nicht. Sie führen Gold im Munde, dieſe Feinde aller Freyheit außer ihrer eignen. Allein ſie legen Ketten an, die ſchwerer noch als Eiſen drücken. Laßt Ihr von dem Tyrannen Euch erweichen, ſo geht das ganze Land zu Grunde, und Ihr werdet bey den Göttern dafür büßen müſſen.

Ab.

Achillas.

Er iſt erzürnt, daß Cäſar ihn ausſchließt.

Pothinus.

Mit Recht iſt er erzürnt. Der ſtolze Römer könnte den, den Ptolemäus um ſich leidet, doch auch wohl leiden.

Cäſar,

welcher die letzten Worte gehört.

Nicht immer leidet ein Großer den Liebling des Andern, ja ſogar iſt es ein ſeltner Fall. Ich leide Euch ſo wenig, wie ihn. Meine Sache war nie Heucheley. Allein mit Euch muß ich wohl reden, weil Ihr die handelnden Perſonen in dem vierblätterigen Kleeblatt ſeyt. Der König iſt der, der ſich alles gefallen läßt. Der, den ich gehen hieß, ſpricht bloß von dem, was man thun ſollte, oder nicht thun ſollte, und Ihr, Ihr ſeyt die Wirkenden. Mit Euch hab' ich zu reden, die Aegypten eigentlich beherrſchen. Achillas, Du, berühmt durch Thaten, die Dir Ehre machen, durch kriegeriſchen Muth und Rechtſchaffenheit gegen Deinen König, ich könnte Dir die Schwäche verzeihen, die Du an Ptolemäus begangen, weil Du verleitet worden; wie aber kannſt Du Dich mit einem ſolchen Abſchaum der Menſchheit vereinigen, wie dieſer Pothinus es iſt? Gleichviel durch welche Künſte er ſich den Beſitz von des Königs Gnade verſchafft hat, er iſt ein Sklav ſeines Ehrgeizes, und weil ich dieſen ihm nicht geſchmeichelt habe, verfolgt er mich.

Pothinus.

Ihr redet frey von mir, Cäſar, und ich überſehe es, weil ich einen ſo großen Mann vor mir habe, wie Ihr es ſeyd. Allein wagt es nicht etwa, mich bey dem Volke verhaßt und verdächtig zu machen.

Cäſar.

Schweig, Elender, und glaube nicht von mir, daß ich eine Handlung, dieſer gleich, begehen könnte. Man ſchließt von dem, was man ſelbſt thut, auf Andere. In allen Straßen haſt Du meinem Namen einen Schandpfal geſtellt. Ich habe Dir neun Zehntheile der Summe erlaſſen, die ich mit dem größten Rechte vom Könige Auletes zu fodern hatte. Und dieſes eine Zehntheil machſt Du mir ſchwer.

Pothinus.

Weil es dem Volke ſchwer wird, es aufzutreiben. Schon hat Kleopatra den königlichen

Schatz beraubt, und ihre Hälfte, über die ſie nach des Königs letzterm Willen ſchalten konnte, hinweg und außer Landes gebracht.

Cäſar.

Sieh! wie Du Dich in Deiner eignen Schlinge fängſt. Wenn nach des Königs Willen ſie darüber ſchalten konnte, hat ſie ihn dann geraubt? Und wenn Ihr ſie ſo behandeltet, daß ſie das Land verlaſſen mußte, iſt ſie dann ſtrafbar, wenn ſie mit ſich nahm, was ihr gebührte? Wenn Du aus einem Verſchnittenen, der keine Menſchheit kennt, nicht zum Beherrſcher eines Königes erhoben wäreſt, ſo würde Aegypten einem ſolchen Unglücke, wie das iſt, den Bruder und die Schweſter feindlich ſich behandeln zu ſehen, nicht untergelegen haben. Glaubſt Du, ich kenne Deine Ränke nicht? Warum haſt Du meinen Legionen verdorbenes und ungeſundes Korn zugemeſſen?

Pothinus.

Wenn man in einem fremden Lande zehret, großer Cäſar, wenn man von Andrer Zeit ſich mäſtet, und das Korn ſo wohlfeil hat wie Du, da nimmt man, was man bekommt, und fragt den Schenker nicht, ob er's nicht beſſer geben kann? Die Koſten Deines Heeres belaufen ſich aus Deinen Beuteln wohl nicht hoch?

Cäſar.

Danke es meiner Freundſchaft für den Ptolemäus, Wurm, daß ich Dich nicht mit dieſem Dolche ſogleich in's andre Leben ſchicke. Denn trotz der Liebe, die er zu Dir hat, würde Cäſar kaum einen übeln Blick deswegen erhalten. Ob ein Menſch wie Du lebt oder nicht, daran liegt wenig, mehr noch an ſeinem Tode, damit er zu ſchaden aufhöre. Den Göttern würd' ich wohl gefällig werden, wenn ich Dich zur Hölle ſendete, und nur der Schmerz, den Ptolemäus fühlen würde, hält mich ab. Doch jetzt genug; ich dringe nun auf die Bezahlung jener Summe mit noch weit größrer Strenge.

Pothinus.

Und ich dächte, Cäſar hätte daheim nur wichtigern Angelegenheiten ſich abzugeben, als daß er hier eine ſo geringfügige Schuld eintritt. Die Augen Aller ſind in Rom auf ſeine Rückkunft gerich[illegible]an ſucht den Sieger über den Pompejus ve[illegible] um ihm Kronen aufzuſetzen, und wollte er ſ[illegible]en laſſen, ſo eilte er dahin, wo man ihn mit Talenten überhäufen würde.

Cäſar.

Ich kam nicht nach Aegypten, um vom Verſchnittenen des Königs mir rathen zu laſſen. Ich bin gekommen, mein Recht in Anſehung meiner Foderung zu behaupten, und dann den Zwieſpalt dieſes Reichs zu ſchlichten. Der Bruder und die Schweſter dürfen nicht mehr kriegen. Schon ſind zum Heere Kleopatra's gemeſſene Befehle ergangen, daß es aus einander gehen ſoll. Und dieß befehle ich nun auch dem Feldherrn des Königs Ptolemäus. Ich will hier Richter ſeyn, und vor meinem Richterſtuhl mögen Aegyptens Beherrſcher die Entſcheidung ihrer Rechte erwarten.

Pothinus geht ab.

Achillas.

Verzeiht mir, Cäſar, daß ich hier rede. Der Weg, den Ihr wählt, das Volk zur Ordnung zu bringen, iſt der, der es zur Unordnung führt. Glaubt Ihr, daß die Aegypter ſich es werden gefallen laſſen, von einem Fremden Geſetze ſich vorſchreiben zu laſſen? Glaubt Ihr, daß die Majeſtät Ptolemäus nicht dadurch beleidigt wird, daß einen Oberherrn er, der nie unterwürfig war, noch ſeyn kann, erkennen ſoll? Ihr irrt. Und nun, ich habe Euch nichts mehr zu ſagen. Ich werde thun, was meine Pflichten von mir heiſchen — Pflichten, die ich dem Könige und dem Lande Aegypten geſchworen habe. Gehabt Euch wohl. Mich ſeht Ihr nur an der Spitze von Kriegsvölkern wieder.

ab.

Cäſar.

Geh nur. Du bereiteſt Dir Deinen Untergang. Ja, wenn ſie ihre Uebermacht zu nützen wüßten, die Aegypter, dann wäre ich freylich zu ſchwach, um ihnen Geſetze vorzuſchreiben. So aber kennen ſie ſich nicht, und ein Wort, welches ich mit ihnen rede, wirkt mehr, als ihres Feldherrn Aufwiegeleyen.

M.

Aegypten.

Gegend vor Alexandrien.

Kleopatra. Minka. Apollodorus.

Minka.

Ich fürchte bey dem allen, daß Kleopatra zu auffallend iſt, daß man die Königin, die ihre Reize ſelbſt in dieſer Hülle nicht verbergen kann, erkennt. Ihrem ſtralenden Auge kann ſie doch das Feuer nicht nehmen, welches die ganze Stadt in Erſtaunen ſetzte, und dieſes Feuer wird gleich bey ihrem Eintritte wieder erkannt werden, beſonders, da man es ſeit ſo langer Zeit vermiſſet. Es iſt gewiß kein Kind auf der Straße, welches nicht ausrufen ſollte: das ſind die Augen Kleopatra!

Kleopatra.

Du Schmeichlerin! Wie weißt Du doch in jedem neuen Augenblicke etwas vorzubringen, was meinem Ohre ſüß klingt! Wie weißt Du jede Schwache meiner Seele zu benutzen! Sonſt iſt den Schmeichlern nicht zu trauen, ſie handeln eigennützig, und ihr Ich iſt gewöhnlich der Zweck deſſen, was ſie thun. Bey Dir iſt's nicht ſo, und Du verbindeſt mit der Gabe Dich einzuſchmeicheln eine unerſchütterliche Treue gegen mich und gegen meine Vortheile.

Doch das ein andermal. Deine Belohnung dafür, wird, wenn ich ſie nicht befördern kann im Rathe der Götter ſchon beſchloſſen ſeyn, gewiß reichlich beſchloſſen. Solche Menſchen wie Dich, können die Götter nie vergeſſen. Sie ſtehen in ihren Wohnungen mit lichten Farben angeſchrieben.

Abgerechnet aber Deine Schmeicheleyen, könnteſt Du wohl Recht haben. Mich kennt ein jeder faſt in Alexandrien. Ich hatte mich ja der Liebe des Volks bemächtigt. Ich pflegte in allen Straſſen umherzugehen, und einen jeden liebreich anzureden. Die Nothleidenden wandten ſich an mich, und dieſe kennen einen zuerſt wieder, der ihnen geholfen. Ihr zu laut werdender Dank würde bald allgemeinen Ruf meiner Anweſenheit hervorbringen. Gerade dieſer Ruf zu meinem Lobe würde der Partey des Königes die Sache noch gefährlicher machen, als ſie iſt, und ſie würden um ſo ſchneller trachten, mich aus dem Wege zu räumen.

Apollodorus.

Der Fall, den ich lange vorherſahe, auf den ich mich aber, als treuer Diener meiner Königin, auch ſchon vorbereitet habe. Mich kennen nur, die an dem Hofe ſind. Zu ihnen komme ich nicht. Von Cäſars Leuten kennt mich keiner. Das Schloß iſt jetzt mit ſeiner Wache beſetzt. Wenn ich auf meinem Rücken die ſchöne Laſt ihm bringe, und ſage, es iſt ein Geſchenk, ſo läßt mich jede durch.

Kleopatra.

Vortrefflich ausgedacht. Wenn dann, begierig auf das Geſchenk, den Kaſten er eröffnet, ſo ſpringe ich hervor, ſo ſag' ich ihm, ich ſähe in ihm meinen Retter, in ihm den, der mich befreyen ſollte. Ich rechne ihm das Zutrauen an, daß ich mich ganz ohne Sorge in ſeine Hände gebe, ich begleite dieß mit den lieblichſten Worten, die ich nur vorzubringen vermag, ich — kurz, Apollodorus! Minka! ſehe ich ihn nur, bin ich nur einmal bey ihm, dann ſoll nichts meinem Glücke fehlen, dann iſt er ſo ſehr der Meinige, daß ich keinen Zweifel habe, er wird den thörichten Ptolemäus zurechtweiſen, und Aegyptenlandes Blut wird geſchont werden.

Aegypten.

Alexandrien.

Platz vor dem Schloſſe.

Viel Volk.

Einige Sprecher deſſelben. Achillas.

Cäſar auf einem Balken.

Achillas.

Redet ſelbſt. Bringt Eure Worte vor, und ſagt, ob Euer König Ptolemäus unterwürfig ſeyn kann einem römiſchen Bürger? Wenn noch die ganze Republik, die die Achtung der Welt hat, aufſtände, und wollte ſagen, ich nehme Aegypten in Schutz, ſo würd' ich den Rath geben: vertheidigt Euch. So aber kommt ein Einzelner, von dem wir nicht wiſſen, iſt er der Republik Bevollmächtigter, oder iſt er's nicht, von dem wir nicht wiſſen, hat er unrechtmäßig den Feind geſchlagen, der ſelbſt ein Römer war, und Bürgerblut vergoſſen, und da gebt den Rath: ſpart alle Worte zur Vertheidigung. Greift es bey Eurem Rechte an, man muß Euch es gewähren.

Ein Sprecher.

Ja, Cäſar, wenn wir auch noch ſo viel Achtung für Deinen Namen und für Deine Thaten haben, wenn wir auch Dich als unſern Schutzgott nach dem betrachteten, was Du ſeyn könnteſt, wenn Du wollteſt, ſo muß doch Dein Verfahren unſre ganze Empfindlichkeit reizen.

Den Vater unſers Königs nahmen wir aus den Händen der Republik wiederum an, und ſeinen Sohn ſollten wir ſo ſchändlich verlaſſen? Ptolemäus iſt unſer König, und nur er befiehlt in Alexandrien. Du maßeſt Dich einer Macht an, die Dir die Götter nicht gegeben haben; einer Macht, die Dir das Volk nicht aufgetragen; einer Macht, die ſelbſt die, welche im Ganzen auf dieſem Erdenrund über Dich zu gebieten haben, nicht billigen können, weil dieſer Mißbrauch ſie reizen muß, Dich zu verachten. Wir wollen unſres Königes Befehle hören, nicht die Deinigen.

Ein andrer Sprecher.

Wir wollen unſerer Königin Befehle hören, und unſers Königes.

Cäſar.

Seyt ſtill, Ihr Männer! Ich erkenne Euch und alles Volk des Aegyptenlandes als ädel und gut. Ihr habt Beweiſe davon gegeben, und Sünde wär' es, wenn ein ſolches Volk durch ſich ſelbſt zu Grunde gehen ſollte. Allein iſt's anders, wird es anders werden? Nicht genug, daß Euer König und Eure Königin in Waffen gegen einander ſtehen, nicht genug, daß Eures Königes Auletes letzter Wille durch Verräther über den Haufen geſtoßen worden, Ihr wißt ja ſelbſt nicht, was Ihr wählen ſollt, von einer Seite fodert Ihr den König, und von der andern die Königin. Wer ſoll hier Schiedsrichter ſeyn? Die ſo partheyiſch entweder auf die eine Seite, oder auf die andern hangen? Hier iſt Jemand nöthig, der keine Parteylichkeit kennt. Hier bedarf es Beurtheilungskraft und Herz. Ich bin uneingenommen. Ich rede weder zu des Einen noch des Andern Beſten. Ich entſage auch jedem Gewinne, der mir daraus entſtehen könnte. Ich will Beide vor mich fodern. Ich will mit Beiden reden. Ich will das Teſtament Aulethes vorbringen laſſen, und dieſes ſoll entſcheiden.

Achillas.

Entſcheiden, wie Du es für gut findeſt, ſtolzer Mann, der gern den ganzen Erdenkreis beherrſchen möchte, entſcheiden ſo, daß alles unter Deiner Gewalt bleibt. Hört ihn nicht, Aegypter, er bethöret Euch.

Der erſte Sprecher.

Er hat es darauf angeſehen, daß die Uneinigen nur erſt zuſammen kommen, und dann einander aufreiben ſollen, ſo bleibt ihm die fetteſte Provinz in Afrika. Nein, Bewohner Aegyptens! thut das nicht. Hört ihn nicht weiter.

Der zweyte Sprecher.

Ihr redet Unrecht, redet wider Eure Ueberzeugung, Du, Achillas, und Du, des Volkes Aelteſter! Leuchtet aus Cäſars Vorſchlage irgend eine Ungerechtigkeit hervor? Iſt nur ein Anſtrich von Unbilligkeit da? Iſt der zu Krieg und Blutvergießen und Untergang des Volks geſtimmt, der Einigkeit wieder herſtellen will — Einigkeit zwiſchen Bruder und Schweſter? Wollt Ihr Aegyptenland verheeren laſſen, wollt Ihr es zu einer Einöde machen? Wollt Ihr ſeinen Feinden Gelegenheit geben, ſich dieſes Zeitpunkts zu Nutze zu machen, um es an ſich zu reißen? O, Cäſar! rede doch mehr zu dieſem Volke, damit es ſich nicht den irren Weg leiten laſſe. Mitmenſchen! Zeitgenoſſen von mir, was wollt Ihr thun? Wollt Ihr die einzige Hilfe, die Ihr habt, in den Wind ſchlagen? Wollt Ihr den Retter morden, wie Eures Königs ungerechte Rathe Pompejum mordeten?

Einige aus dem Volke.

Pompejus iſt unſchuldig getödtet worden.

Cäſar.

Ich habe über ihn geweint. Er war mein Feind, allein ich habe über ihn geweint. Mit Abſcheu hab' ich dieſe That betrachtet. Völker Aegyptens! Ihr ſeyd unſchuldig an ſeinem Blute. Er iſt gemordet worden, und ſeine Mörder werden der Rache des Himmels nicht entfliehen.

Jetzt hört mich. Ich verlange nicht, über Euch zu herrſchen. Ich habe Eurem Könige Ptolemäus den Rath gegeben, des Vaters Willen zu befolgen, den er ehren ſoll. Allein er hält ſich von Kleopatra beleidigt. Wohlan, in Eurer Gegenwart will ich ſie Beide befragen. In Eurer Gegenwart ſollen ſie ihre Beſchuldigungen Einer dem Andern ſagen, und Ihr ſollt urtheilen, weſſen die gerechte Sache iſt. Ich will nur Rathgeber, nur Freund ſeyn.

Viele aus dem Volke.

Es lebe Cäſar!

Einer aus dem Volke tritt hervor.

Ich bin nur ein gemeiner Mann, Cäſar, allein ich habe ein Herz, und das Herz haſt Du gerührt. Wenn die Rede Deines Mundes wahr iſt, wenn Du denkſt, wie Du ſprichſt, ſo will ich und gewiß mehrere, die mir gleich denken, das Königreich Aegypten gern in Deine Hände übergeben. Du magſt ſein Wohl befördern. Du magſt es für Verwuſtung ſchützen. Doch halte Wort. Ein jeder Unterthan dieſes Reichs hat Rechenſchaft von Dir zu fodern, wenn Du nicht hältſt, was Du verſpracheſt. Ein Jeder wird ſie von Dir fodern.

Der erſte Sprecher.

Und iſt das ganze Volk damit zufrieden? Traut Jeder ihm das Wohl des Landes an?

Achillas.

Wenn alle Stimmen ſchweigen, ſo können wir allein nicht widerſprechen. Allein ich ſehe in Blicken, die ich in die Zukunft thue, weiſſagend Euer Unglück, Männer Aegyptens! Ich ſehe, wie Euch dieſer hintergeht, wie er Euch ſchmeichelt, um Euch in ſein Netz zu locken. Folgt ihm, und Ihr ſeyt verloren.

Viele Stimmen.

Wir folgen ihm.

Cäſar.

Für dieſes Zutrauen danke ich Euch, Aegypter. Es bürgt mir für die Zukunft. Sendet Boten an Kleopatra, daß ſie erſcheine. Verſprecht der Königin, das iſt ſie einmal, und bleibe es nach dem Willen ihres Vaters, verſprecht ihr Sicherheit, wie Ihr ſie ihr ſchuldig ſeyt. Ich will zum Bruder und zu der Schweſter reden, wie ein Vater, und ſo mich ihrer auch annehmen. Seyt Ihr das ſo zufrieden, ſo antwortet noch einmal: Ja!

Vieles lautes Getümmel.

Ja! wir ſind Alles zufrieden, was Du begehrſt.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Ptolemäus Zimmer.

Ptolemäus. Pothinus. Achillas. Theodotus.

Ptolemäus.

Haſt Du vom Volke ſelbſt dieß angehört?

Achillas.

So iſt es. Meine Ohren waren Zeugen, und mein Mund mußte verſtummen. Denn was ſoll man gegen einen Pöbel reden, den ein Schwätzer für ſich einnimmt? Und doch, ſag' ich, Pompejus Tod hat uns dieß Alles zubereitet. Er war ungerecht. Mein Troſt iſt, daß ich nur die Befehle meines Königes vollſtreckt habe, ſonſt würde mich der Kummer zu Boden drücken, einen ſolchen Mann, — o, welch ein Anderer als dieſer Cäſar! — aus dem Wege geräumt zu haben.

Theodotus.

Was hilft das Jammern hierüber? Das ſind Worte und keine Thaten. Und einem Feldherrn ziemt es nicht, mit Worten um ſich zu werfen, er muß handeln. Geh, nimm Dein Kriegsheer. Laß es die Aegypter fühlen, daß ſie Thoren ſind, wenn ſie ſich dieſem Cäſar anvertrauen. Wenn ſie nicht hören wollen, was man zu ihrem Beſten ſagt, ſo müſſen ſie fühlen.

Pothinus.

Wir haben eine Schlange in unſerm Buſen uns erzogen. Wir haben einen Molch genährt. Wir müſſen dieſen Cäſar uns vom Halſe ſchaffen, der nach der Aegypter Blute und nach ihrer Unterjochung durſtet. Wir haben einen argen Feind aufgenommen.

Ptolemäus.

Ich bin nicht ganz der Meynung, Pothinus, daß dieſer Cäſar ein ſo gar arger Feind von uns ſeyn könnte. Es iſt freundlich und voll liebreichen Umgangs. Er hat weiſe mit mir geredet, ohne deswegen die Achtung aus den Augen zu ſetzen, die er mir als König ſchuldig iſt. Er hat mir verſichert, daß er mein und Aegyptens Wohl nur wolle, daß er mich liebe, ſo wie er Aegypten und ſeine treuen guten Einwohner von jeher geliebt. Wenn ich mit ihm allein bin, ſehe ich mich gedrungen, nicht allein ihn zu bewundern, nein, auch ſeine ewige Freundſchaft mir zu wünſchen.

Theodotus.

Du biſt zu jung, den König von dem Menſchen zu trennen. Als Menſch kann er Dich einnehmen, als König darf er nichts über Dich gewinnen. Als Menſch kannſt Du ihn lieben, als König mußt Du ihn nothwendig haſſen. Du biſt verpflichtet, auf Dein Volk zu ſehen. Saugt er nicht jetzt Dein Volk und Dich durch Eigenruh und Geiz ganz aus? Erhältſt Du nicht ſein Heer auf Koſten Deiner Unterthanen? Soll eine Schmeichelrede Dich dafür bezahlen? Iſt das der Lohn für Deine Summen, die er ſchon hinweggetragen?

Ptolemäus.

Und wenn Ihr noch mit tauſend Farben mir das Unrecht ſchildertet, was Cäſar hierin gethan, ſo kann ich's nicht begreifen. Stößt mir es mit geſundem Menſchenverſtande einmal um, daß ein Menſch nicht wiederfodern darf, was er vorher doch gegeben. Hatte Cäſar nicht dem Könige Auletes dieſe Gelder vorgeſchoſſen? Hatte er nicht dadurch ſein Königreich wiedergewonnen, und wäre ich wohl, was ich jetzt bin, wenn er nicht das für meinen Vater geweſen wäre?

Theodotus.

Es iſt nicht gut für einen König, ein ſo gutes Gedächtniß zu haben. Wenn er erwieſene Wohlthaten mit dem Untergange ſeines Landes erkaufen will, handelt er übel. Es iſt beſſer, Cäſar behalte ewige Foderungen an Aegyptenland, als daß es aus Armuth gezwungen werde, ſich unter das römiſche Joch zu ſchmiegen.

Ptolemäus.

Und dann — ſein Widerwille gegen alle weibliche Regierung. Schon oft hat er des Vaters letzten Willen einen übeln Gedanken genannt, der, in der Todesangſt beſchloſſen, von keiner Wirkung für die Zukunft ſeyn ſollte. Wenn ich ihn nun als auf meiner Seite denke, wenn ich ihn denke als den Mann, der mich vielleicht von dieſer Kleopatra trennt, der einem vornehmen verbundeten Könige der Römer ſie zum Weibe vorſchlägt, und Aegyptenland von ihr befreyet, o, da möcht' ich ihm um den Hals fallen, und ihn küſſen.

Pothinus.

Nicht ſo ſchnell, mein König. Er hat Kleopatra noch nicht geſehen. Dann wollen wir erſt weiter reden, wenn das geſchehen iſt. Er hat noch immer für weiblichen Reiz Lüſternheit gezeigt. Wie, wenn —

Achillas.

Ja, auch ich ſehe das voraus. Ich will Aegypten nicht länger in dieſer Gefahr wiſſen. Ich will wenigſtens thun, was die Klugheit befiehlt, um für die Zukunft es in Sicherheit zu wiſſen.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Cäſars Zimmer.

Cäſar. Kleopatra. Apollodorus.

Cäſar.

So überraſchend, Kleopatra, war mir noch nichts, als eben Eure Erſcheinung. Ich bin wahrhaftig, Königin, Euch doppelten Dank und Verbindlichkeit ſchuldig, einmal, daß Ihr mir ſo viel Zutrauen ſchenktet, Euch ganz in meine Arme zu werfen, und meinem feinen Gefühle Euch zu überlaſſen, und dann, daß Ihr mich mit der erſten Schönheit, ich will nicht ſagen, Aegyptens, ſondern der ganzen Welt in eine Verbindung brachtet, daß ich ihr dienen kann.

Kleopatra.

O, Cäſar! Hätte ich nicht dieſe überſchwengliche Großmuth in Euch geſucht, hätte ich nicht einen römiſchen Feldherrn ſchon für ſich für zu ädel gehalten, als daß ich Untreue bey ihm vermuthet hätte, wie leider ſie bey meinem Bruder und ſeinem Feldherrn gegen den ädeln Pompejus ſtattfand — hätte ich nicht der Römer Grundſätze gekannt, ich hätte mich als Königin nicht zu Euch gewagt.

Allein, auch wenn ich Alles dieß bey Seite ſetze, auch wenn ich zugebe, daß ich hier noch unvorſichtig handelte, ſo ſtärkte meinen Muth das, was ich aus einzelnen Nachrichten von Euch gehört, von Eurer Perſon gehört, von Eurer Denkenart gehört. Erſchallet iſt zu mir das Lob, was Euch der ganze Weltkreis zollt, da hab' ich Euch bewundert: mit ſüßen Tönen drang es in mein Ohr, daß Ihr der Menſchenfreund, der liebende, der gute Cäſar genannt wurdet: da ſchätzte ich Euch — mein Herz ward verwundet, da ich von Eurer Perſon, von Euren körperlichen

Vorzügen, von Eurer Tapferkeit, die einem Weibe an dem Manne ſo gefällt, von Eurem nicht unverwundbaren Herze reden hörte — und da — ach, da liebte ich Euch!

Cäſar.

Die Königin Aegyptens liebte mich? Liebte mich, ehe ſie mich geſehen hatte, liebte mich, ehe ſie wußte, ob ich nur etwas beſäße, was ihr liebenswürdig wäre? Und, Königin, ſolch einen Schatz mußte Aegypten bewahren? Was ich in Rom nicht fand, was Aſien mich vergebens ſuchen ließ, was das übrige Afrika in ſeinem Schooſe nicht erzeugen konnte, das mußte Aegypten mir ſchenken! Allein es mußte ſo lange mir verborgen ſeyn?

Kleopatra.

So ſchmeichelhaft mir dieſe Aeußerung iſt, Cäſar! ſo ſehr ſie mir nach einem Lobe ſchmeckt, welches ich nicht verdiene, ſo ſag' ich doch noch über dieſes: Ihr ſeyt ungerecht! Es iſt nicht ein Fehler vom Schickſale, daß es Euch ſo ſpät noch

Aegypten trug. Es iſt eine Wohlthat, wenn Ihr anders Kleopatra das findet, was ſie Euch ſo gerne ſeyn möchte. Jetzt, Cäſar, kann ich ganz für Euch ſeyn. Ich habe bey den Göttern es zugeſagt, daß Ptolemäus nie mein Gemahl werden ſoll. Ich würde, wärt Ihr eher erſchienen, ſchon ihm verbunden ſeyn. Ich hätte keinen Blick auf Euch werfen', nicht meine Liebe Euch entdecken, nicht ſo ganz frey mich in Eure Arme werfen können, wie ich's jetzt thue.

Cäſar.

O, komm an meinen Buſen, holdes, liebreiches Geſchöpf! Höre es, und ſey es überzeugt, nie machte noch ein Weib auf mich den Eindruck, den Du gemacht. Nie fühlte ich ſo viel Entzücken, als wie ich Deine Geſtalt ſahe; nie ſo viel Achtung, als wie ich Deine Worte hörte, nie ſo viel Liebe, als nachdem Du mir geſtanden: Du liebeſt mich!

Nimm für dieſe ſelige Empfindung mich ſelbſt. Ganz überlaſſe ich mich Dir. Zwar darf ich

Rechte der Menſchheit nicht verletzen, und Deinen Bruder Ptolemäus nicht des Mitthrons berauben, allein Dir ſoll er auch nicht zu nahe treten. In ſeiner ganzen Fülle ſoll Deines Vaters letzter Wille erfüllt, und Du die Miterbin ſeines Königreichs im vollen Glanze werden. Doch, was geht uns jetzt das Aeußere an? Die Schönheit ſelbſt iſt bey mir eingekehrt, und ich kann ſie mit trocknen Hoffnungen unterhalten! Weg mit dieſen Gewißheiten! Kleopatra erkennt Aegypten an, oder ich heiße nicht Cäſar. Von Liebe — von Liebe laß uns reden, ſchöne Königin!

Apollodorus

für ſich.

Hier bin ich überflüßig. Sie hat den erſten Helden Roms beſiegt. Sie iſt ſo weit gekommen, daß ſie zu beneiden iſt, denn er wird bald zu ihren Füßen liegen. Ich ſage den Göttern Dank für meinen geſunden Einfall. Ich ſage den Göttern Dank, daß ſie Aegypten ohne Blutvergießen wieder herſtellen wollen. Zu Kleopatra machen. Ich laſſe Dich, Königin, und Sieger über Alles, was Du thuſt.

ab.

Cäſar.

Was wollte er von Dir, Königin?

Kleopatra.

Was kann er gewollt haben, Cäſar, als mir es zu verſtehen geben, daß ſeine Entfernung um meinetwillen geſchehe? Um meinetwillen, damit ich Dir allein mein ganzes Herz eröffnen könnte.

Cäſar.

Um meinetwillen hätte er bleiben können. Er hätte hören und erfahren können, daß außer Dir ich keine Glückſeligkeit mehr kennen würde, nachdem ich Dich geſehen. Kleopatra! wie haſt Du mich ſo ganz zu einem andern Menſchen gemacht! Bin ich noch, der ich war? Iſt mein Denken noch das nämliche, da ich Alles, außer Dich, nicht mehr denke? Werden meine Handlungen die nämlichen ſeyn, da ſie ſich blos auf Dich einſchränken werden? Sey aber dem, wie ihm wolle. Einmal biſt Du meines Herzes Abgott, und ſollſt es bleiben. Kleopatra, Du haſt mich ganz umſchlungen!

Kleopatra.

Hat meine Seele das, ſo ſollen meine Arme es auch. Hierher — mein Cäſar! die ſo liebt, wie ich liebe, die kann nicht heucheln, kann ſich nicht verſtellen. Und wenn mein Bruder mit dem Schwerte hinter mir ſtände, und drohete, mich zu durchbohren, wenn ich nicht widerriefe, ich widerrufe nicht. Ich liebe Dich —

Cäſar.

Zauberin! Du liebeſt mich? O, was ſind alle Reize Italiens gegen Aegyptens Reize! Nein, Kleopatra, der Sieg über Pompejus war ſchmeichelhaft; der Sieg über Dich iſt es mehr. Zwar, ich habe Dich ja nicht beſiegt. Du haſt Dich mir übergeben. Du biſt mir in die Arme gekommen. Du haſt mich beſiegt. Zu Deinen Füßen leg' ich alle meine Palmen. Mich freuen keine Siegeszeichen mehr. Aegyptens ſchöne Königin liebt mich! —

Kleopatra.

Liebt Cäſarn unausſprechlich — lebt nur in ihm, und will nur in ihm leben. Dir zu gefallen, Cäſar, werfe ich das Diadem hinweg. Dir zu gefallen, könnte ich meinem Bruder Aegyptenland abtreten, wenn nicht in dieſem Abtreten eine Verletzung des Naturrechts und des Völkerrechts ſtatt fände — Und doch —, wenn Cäſar will, Kleopatra gehorchet.

Cäſar.

Du biſt ein großes Weib, Kleopatra, biſt nicht geboren, zu gehorchen, ſondern zu befehlen. Was Du willſt, ſoll geſchehen. Um aber dem Volke nicht neue Gelegenheit zum Murren zu geben, mußt Du Dich Deinem Bruder entgegenſtellen vor meinem Richterſtuhl, mußt Deine Sache gegen ihn verfechten. So werth Du wäreſt, ganz allein Aegypten zu beherrſchen, ſo werth Du wäreſt, mehr als das zu beſitzen, jetzt kann es noch nicht ſeyn. Jetzt mußt Du noch ihn als Mitregenten behalten.

Kleopatra.

Halte mich nicht für ſo herrſchſüchtig, Cäſar, daß ich um meinetwillen blos Aegyptens Krone ſuchte. Mich dauert das Volk — welches verblendet, von einem ſchwachen Könige regiert, von ſeinen ſchwächern ſchlechten Räthen gemishandelt wird. Darum möcht' ich Aegyptens Thron allein beſitzen. Darum möcht' ich den Bruder aus der Sphäre hinwegbringen, die für ihn nicht iſt. Wenn ich allein herrſchte, o, Cäſar, dann hätteſt Du mich nicht allein, Du hätteſt ein ganzes Volk glücklich gemacht, welches unter der Laſt ſeufzt, und ſeine Laſt nicht einmal kennt. Ein andermal mehr davon. Die erſten Augenblicke unſrer Liebe ſollen uns allein bleiben. Die erſten Augenblicke einer werdenden Leidenſchaft, wollen wir nicht ſchwächern Leidenſchaften aufopfern. Liebe hat die Welt erſchaffen, ſie iſt eine Gottheit, die ſich hoch über alles Irdiſche erhebt. Ein Leben ohne Liebe, Cäſar, iſt ein todtes Weſen.

Cäſar.

Wo nimmſt Du dieſe ſchwärmeriſchen Entzückungen her, Kleopatra? Wer lehrte Dich eine Wonne der Welt kennen, die wahrhaftig Alles übertrifft, was von Freude nur gedacht werden kann?

Kleopatra.

Das lehrte mich dieſes Herz, welches für Dich zum erſtenmale warm ſchlägt. Noch, Cäſar, liebte ich keinen Mann. Noch kann ſich keiner rühmen, dieſe Lippen berührt zu haben. Noch ſchwebte nicht das glühende Feuer in meinen Adern, was es jetzt durchwallet. Du haſt es angefacht! Du — Du biſt's, der mir alle dieſe ſchwärmeriſchen Träume in meine Seele gebracht, der aufgeregt hat den ſchlafenden Geiſt der Liebe. Wach iſt geworden das ruhende Gefühl, der Keim zur Leidenſchaft. Aber ſchnell, wüthend möcht' ich ſagen, wächſt er empor, und ruhet auf Dir, auf Deinen Blicken, auf Dir, Mann ohne gleichen.

Cäſar.

Mein Herz iſt Dein, Kleopatra. So ergoß ſich noch nie die Macht der Liebe, ungeachtet ich Mann bin. Als Jüngling fühlte ich nicht, wie Du jetzt fühlſt, deſto willkommner aber iſt's dem Manne, das noch zu lernen, dieſe Erfahrung noch zu machen, und in derſelben glücklicher zu ſeyn, als er es jemals war.

Er küßt ſie.

Kleopatra.

O, küſſe mich noch einmal. Der Kuß von den Lippen eines Mannes iſt etwas Unausſprechliches. Noch einmal, Cäſar! Ich erliege der Begeiſterung, die Du in mir erweckeſt.

Aegypten.

Alexandrien.

Königliche Gärten.

Prächtiger Pavillon darin.

Ptolemäus. Pothinus.
Theodotus.

Ptolemäus.

Kommt her, ich will Euch meine Meynung ſagen. Achillas iſt zum Heere, und glaubt mit dieſem Cäſarn wieder von uns wegzubringen. Ich glaube, daß das möglich iſt, allein es koſtet Aegypten viel Blut, denn die Römer werden ihr Leben nicht wohlfeil verkaufen. Ich habe ein andres beſchloſſen, und nur Ein Opfer ſoll bluten. Dieß Opfer iſt Kleopatra. Cäſar hat nach ihr geſchickt. Sie wird in voller Sicherheit ohne Bedeckung, oder doch nur mit einer kleinen Zahl erſcheinen. Da wird ihr auf dem Wege aufgelauert, und ſie getödtet. Das iſt mein Wille.

Pothinus.

Nur daß Dein Wille nicht mehr in Deiner Macht iſt, Ptolemäus.

Ptolemäus.

Nicht mehr in meiner Macht?

Theodotus.

Was wäre denn nicht in des Königs Macht, Unbeſonnener?

Pothinus.

Das iſt nicht mehr in ſeiner Macht, was Weiberliſt ihr entriſſen. Ich bringe Euch eine Neuigkeit, von welcher ich mir freylich eben nicht das reizendſte Botenlohn verſprechen darf. Kleopatra iſt ſchon im Palaſt beym Cäſar, und ſeine eigne Leibwache bewacht auch ſie, und wenn Du willſt, er bewacht ſie ſelbſt.

Ptolemäus.

Seit wenn träumſt Du am lichten Tage?

Pothinus.

Von dieſem Traume kann der König ſich die Wahrheit mit ſeinen Augen holen, wenn er nur einen Beſuch beym Cäſar machen will.

Ptolemäus.

Wenn Du im Ernſte ſprichſt, dann ſtehen unſre Sachen ſchlecht.

Theodotus.

Sehr ſchlecht dann, König. Ich kenne Kleopatra beſſer als einer, ich, der ich ihr Lehrmeiſter war. So bezaubernd und ſo liſtig iſt's nicht möglich, daß Cäſars Herz vor ihr ſich ſtählen kann, und meine Meynung iſt, daß dieſe Schlange man nie ſo zur Wirkſamkeit hätte kommen laſſen ſollen.

Ptolemäus.

Hinweg mit dem, was man hätte thun ſollen, wir reden von dem, was zu thun iſt.

Ich kann es kaum noch glauben, daß ſo unbemerkt ſie hereingekommen ſeyn ſollte. Sie iſt ſo kenntlich, und auch ſo viel beliebt. Der Lärm davon wäre laut geworden. Ich will Deinen Traum, Pothinus, in einen Irrthum wandeln.

Pothinus.

Laßt Traum und Irrthum, König, und ſeht Kleopatra, dann werdet Ihr Euch überzeugen. Ich beneide dieſen Sklaven Apollodorus um den Dienſt, den er ihr erweiſen können. Bedenkt, daß er auf ſeinem Rücken ſie, in eine Hülle verborgen, zum Cäſar in's Zimmer trug, daß er als ein Geſchenk ſie ihm brachte, und deswegen von den Wachen durchgelaſſen ward, daß er Cäſarn mit Wonne erfüllte, daß einige Aegypter, die zugegen waren, voll Freude, ihre Königin wiederzuſehen, ſogleich den Palaſt verließen, und die neue Mähre in der Stadt umher verkündigten, daß Alles nun laut darüber iſt, und bald der Ruf vom Volke in Eure Ohren bringen wird, daß Ihr Euch mit Eurer Schweſter verſöhnen ſollt.

Ptolemäus.

So weit ſchon? Theodotus, was iſt zu thun?

Theodotus.

Dem Strome nachgeben, König. Liſt mit Liſt vergelten. Es wird ſich ſchon ein Ausweg zeigen, wodurch wir ſie wieder in unſre Hände bekommen, und mit ihr machen können, was wir wollen.

Pothinus.

Und auch hierzu iſt die ſtrengſte Vorſicht nöthig. Denn jetzt bewacht Cäſar dieſe Kleopatra, als ob es ſeine Schweſter, ja, als ob es ſeine Geliebte wäre.

Ptolemäus.

Sey ſie ſeine Geliebte. Nehme er ſie mit ſich nach Rom. Ich ſchenke ſie ihm, und einen Theil meines Königreichs dazu, um nur den andern in Ruhe zu regieren. Ich möchte von dieſer Kleopatra gern nichts mehr wiſſen. Jede Aegypterin iſt mir lieber, als ſie.

Ein Bote Cäſars

tritt ein.

Der Römer Feldherr Cäſar, läßt den König der Aegypter erſuchen, ſich zu ihm zu bemühen, weil er Dinge von der äußerſten Wichtigkeit mit ihm zu reden hat.

Ptolemäus.

Ich werde kommen, ſage dem Feldherrn der Römer, doch wünſch' ich ihn allein zu ſehen. Er wird mich ſich verbindlich machen, wenn er dieß nicht vergißt.

Bote ab.

Theodotus.

Kann Cäſar nicht zum Ptolemäus kommen?

Ptolemäus.

Du vergißt, mein Freund, daß dieſe Erinnerung den Cäſar an Pompejus erinnern würde. Säe nicht Zwietracht zwiſchen einen wachſenden Frieden. Wenn er Kleopatra nur nicht mehr beſchützt, als mich, ſo will ich gern zufrieden ſeyn

Ich will ganz allein zu Cäſar gehen. Niemand ſoll mich begleiten.

ab.

Theodotus.

Er wird durch Freundſchaft und durch Neigung gegen Cäſar alles verderben, wird ſich, uns und ganz Aegypten ſtürzen.

Pothinus.

Das wird er nicht. Er wird erwachen. Wir werden ihn noch wüthend gegen dieſen Cäſar' ſehen, das verſichere ich Dir. Es kann nicht fehlen, Kleopatra muß ihn bezaubern, und dann wird Ptolemäus ſein Todfeind. Wir in der Reſidenz gegen ihn, Achillas mit dem Heere. Es kann nicht fehlen. Er muß in unſre Hände kommen.

Aegypten.

Königlicher Palaſt.
Zimmer der Kleopatra.

Kleopatra. Minka.

Kleopatra.

In Deine Arme, Minka, fliegt das glückſeligſte Weib, was es auf Erden geben kann.

Minka.

Es fliegt in die zitternden Arme einer Geängſtigten, die, ſo viel Muth auch ihre Seele hat, doch für eine Gebieterin zitterte, die ihr alles war. Nicht für mein Leben, Königin, denn es zu verlieren, nachdem Ihr es verloren, das wäre ja kein Verluſt zu nennen. Aber wenn Ihr nun der Falſchheit und dem Betruge Eurer Feinde untergelegen — welch ein Gefühl für die Euch überlebenden Treuen?

Kleopatra.

Still mit den ſchwarzen Gedanken, meine liebe Minka. Sie ſind vorüber, die Beſorgniſſe des Schreckens und der Angſt. Sie ſind dahin, die Bekümmerniſſe um die Zukunft. Die Liebe hat ſie alle verdrängt. O, die Liebe iſt mächtiger, als alle Heere. Die ſtolze Macht Pompejens konnte den Römer nicht bezwingen, die Liebe hat ihn beſiegt.

Minka.

Meine Seele erheitert ſich, Königin. Deine Worte beſtätigen, was Dein glühendes Geſicht beym Eintritte ſchon verrieth. Ich hielt es für eine vorübergehende Leidenſchaft, die Dich entflammte. Ich glaubte, Cäſar habe ſich des Augenblicks nur zu Nutze gemacht, in dem Du Dich für Dein und der Deinigen Wohl vergeſſen konnteſt.

Kleopatra.

Es iſt wahr, Minka, das hätte ich gekonnt.

Minka.

Und das fürchtete ich eben ſo ſehr, als ich Pothinus und Theodotus fürchtete. Wenn Cäſar nicht der Mann der Liebe, nur der Mann der Leidenſchaft war, ſo benutzte er Deine Schwäche, und hätte nachher Deiner gelacht, vielleicht Dich verachtet.

Kleopatra.

Er iſt der Mann der Liebe! O, er iſt es in einem ſeligen Grade! War er es nicht, Minka, ich hätte mich nicht ohne Bedingung ihm überlaſſen — aber das Feuer, was aus ſeinen Augen ſtralte, die Glut, die ihn gegen mich wallend gemacht hatte, war rein und wird bleibend ſeyn. Zum erſtenmale hat Kleopatra gefühlt, was das Weib über den Mann vermag, gefühlt, und ausgeführt. Zum erſtenmale iſt der Verſuch meiner Liebe und meiner Macht ſo glücklich abgelaufen, o, Minka, daß ich träume, ſchon in einem beſſern Leben zu leben.

Minka.

Ich glaub's, Gebieterin, ich glaub' es Dir. Ich kenne Deinen Scharfblick, und darf bey Dir nicht zagen, daß Du dem Leichtſinn Dich aufgeopfert hätteſt. Doch wozu haſt Du mich in dieſen Palaſt bringen laſſen?

Kleopatra.

Weil dieſer Dein' und meine Wohnung hinfüro bleiben wird. Cäſar will mich nicht aus ſeinen Augen laſſen: will mich ſo ſchützen, wie er dieſe hell umherſtralenden Kerzen ſchützt, will meinen Umgang zu ſeiner liebſten Beſchäftigung machen. Ich ſoll ſeine Rathgeberin und ſeine Freundin ſeyn. Ohne mich wird er nichts mehr thun noch unternehmen.

Minka.

Wohl, Gebieterin, ſehr wohl. Cäſar iſt ein mächtiger Mann. Wer ſeinen Namen in Alexandrien nennt, der beugt ſein Haupt dazu, und dennoch — dennoch machten ſie es mit ihm, wie ſie mit Pompejus es gemacht, niemand wurde ſein Haupt mehr beugen. Der gefürchtete Römer würde ein verachteter Leichnam werden, und die ihn jetzt anzubeten geneigt ſind, würden dann vor ihm ausſpeyen. Schon haben die drey Räuber der Ruhe Aegyptens einen großen Theil des Volks auf ihrer Seite, welches heuchleriſch ſich zu ihm drängt, und deren jeder im Herze ſein Todſeind iſt. »Du großer Cäſar!« würden ſie ihm mit dem Munde ſagen, indeß ihre Augen den Fleck ſuchten, wo der Dolch, der in ihren Händen verborgen iſt, auf einmal den Größten zum Kleinſten umſchaffen könnte.

Kleopatra.

Nicht ſo, Minka. Cäſar'n umgeben Menſchen, auf die er bauen kann. Der Blick ſeiner Römer verjagt Haufen gedungener Sklaven, die ihn zu morden kamen, hinweg. Achillas kann ſein Heer nicht von Peluſium zurückziehen, das meinige würde ihm auf dem Fuße folgen, und auf meinen Befehl auch für Cäſar'n ſtreiten. Die Alexandrier können nichts gegen ſeine Völker, ſind ihrer gleich wenig, ausrichten, und wenn je ſie auch ein Uebergewicht erhielten, ſo erſetzt die Rede ſeines Mundes alles dieſes; Ein Wort an das Volk, und Alle fallen vor ihm nieder, wie vor einem Gott. So drang noch nichts zum Herze, als was er dazu dringen laſſen will.

Minka.

Du ſprichſt mit Warme, Königin, mit der Wärme einer Geliebten, die alles für den eroberten Gegenſtand ihrer Liebe wünſcht, hofft, und zu thun bereit iſt. Der Schwung Deiner Seele hebt ſich über alle Hinderniſſe hinweg, die Du auch im Leben des Menſchen für ſo leicht entfernt anſieheſt, die aber der Einbildungskraft kleiner erſcheinen, als ſie ſind, wenn irgend ein inneres Gefühl uns zur Größe ſtärkt.

Ich bitte Dich, Königin, ſey nicht uneingedenk deſſen, was mein Mund zu Deinem Beſten redet, und wenn Du Cäſars Angeſicht wieder ſieheſt, ſo trag' ihm vor, was für Gefahren ihm entgegenſtehen.

Kleopatra.

Arme Minka. Ich tadle Deine Zweifel nicht, denn Du haſt dieſen Mann noch nicht geſehen. Man malt uns viele männlichen Götter der Griechen und der Römer, und wir erſtaunen, wenn wir von ihren Eigenſchaften hören. Aber ſiehe dieſen Mann, und alle jene Bilder zuſammengenommen, gewähren Dir nicht, was Du hier in der Wahrheit antriffſt. Siehe ihm in's Auge, und Flammen voll Geiſt brechen aus ihnen hervor. Siehe ſeine Stirne, und wie mit Götterſchrift ſteht Standhaftigkeit und feſter Sinn daran geſchrieben. Betrachte ſeinen Wuchs — man glaubt kein Erdenſohn könne ihn gezeugt haben. Höre ſeine Stimme, nichts Melodiſcheres muß Deinen Ohren erſchollen ſeyn. Forſche ſein Herz, es iſt die Güte, die Milde, die Menſchenliebe ſelbſt. Verliere Dich in ſein Ganzes, nichts Liebenswürdigeres, Tapfereres, Vortrefflicheres können Zeit und Natur je gebildet haben.

Minka.

Ich muß die Segel ſtreichen, Kleopatra. Rede ſo zum Volke, und wenn ſie auch verliebte Leidenſchaft darin erblicken, ſie müſſen doch um Deiner Darſtellung willen Caſar'n huldigen.

ab.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Ptolemäus Zimmer.

Ptolemäus. Pothinus. Theodotus.
Hernach **Cäſar. Einige Römer.**

Ptolemäus hereinſtürzend.

Ha! Ihr habt Recht. Und daß Ihr Recht habt, und daß ich Unrecht gehabt habe, das macht mich wüthend. Ja, wüthen will ich gegen alles.

Theodotus.

Um aller Götter willen, König, nichts Uebereiltes. Schon lange wollt' ich Dich in dieſer Stimmung ſehen. So biſt Du recht, um auszuführen, was Du thun mußt, wenn Du Aegyptens König ſeyn willſt, bleiben willſt. So biſt Du auf der glücklichſten Stufe, auf welcher ein Herrſcher ſeyn muß, dem ein Räuber in ſein Land fällt, und unter der Larve eines Heuchlers ihm alles nehmen will. Allein ein König, lieber Ptolemäus, muß nicht in dieſer Art wüthen. Er muß mit Ueberlegung wüthen. Seine Wuth kann entflammt ſeyn, muß entflammt ſeyn, allein er darf ſie nicht ſelbſt ausführen. Er muß ſie nur übertragen. Er muß ſie wirkſam machen auf Andere, dann iſt ſie heilſam für ihn.

Pothinus.

Du biſt ein güldnes Kleinod der Weisheit, mein lieber Theodotus. Noch nie hörte ich Worte von dem Gewichte, als die Du ſo eben ſpracheſt. Wahr, ſehr wahr! Ein König muß wüthend machen, und hinter denen, die er wüthend machte, muß er dann ſeine Sicherheit finden: denn wer ſelbſt wüthet, der läuft Gefahr, umzukommen.

Ptolemäus.

Wen habe ich denn vor mir, daß ich Lehren hören muß, wo ich handeln will? Fort, hin zum

Cäſar, Beide Ihr hin zu ihm, und ſagt ihm ab; ich habe ſelbſt ſchon ihm geſagt, ich wollt' ihm meinen Willen kund thun, wie er mir auftrug, auf Bedingungen, die Kleopatra ſelbſt mir vorſchreiben wurde, ſie wiederum anzunehmen. Wie ſie will, ſoll ich handeln? Wie ſie's befiehlt, ſoll ich zufrieden ſeyn? Ihr Götter, hat man je dergleichen gehört, je eine ſolche Zumuthung an einen König in ſeinem eignen Lande erlebt? Geht, ſagt ihm, er ſolle ſich im Augenblick aus meinem Eigenthume packen, und ſolle ſeine Buhlerin mit ſich nehmen, und wiſſe er den Weg nicht, ſo ſollten meine Völker ihm ſolchen zeigen.

Theodotus.

Sind wir Dir nichts, daß Du uns opfern willſt? Willſt uns mit Gewalt dieſem blutgierigen Räuber überliefern, der nur auf eine Gelegenheit wartet, uns zu morden? Bedarfſt Du unſrer nicht zu Deinem Rath? Sind wir nicht die, die für Dich alles thaten? Wohlan, Du ſollſt ſehen, daß wir auch den Tod nicht fürchten können, Pothinus!

Pothinus.

Wenn es mir weniger um dieſes Königs Leben und um ſein Wohl zu thun wäre, wenn ich's ertragen könnte, den Gedanken mit in eine andere Welt hinüberzunehmen, daß Kleopatra an ſeiner Statt regiere, ich folgte Dir im Augenblick. Ich weiß es, daß uns Cäſar, wenn wir ihm ſagten, was der König uns gebot, in Stücken hauen laſſen würde; allein wie können wir auch dieſes uns entbrechen, wenn unſer König will? Wohlan, Ptolemäus, noch einmal Deinen Befehl, und wir gehen.

Ptolemäus.

Was ſehe ich? Dort kömmt Cäſar den Gang über die Halle her. Nur zween Römer begleiten ihn. Soll ich bleiben, und ihn erwarten?

Theodotus.

Bleiben und ihn erwarten. Hat denn Aegyptens König nöthig, zu fliehen? Zu fliehen aus ſeinem eignen Palaſt, um dem fremden Tyrannen zu weichen? Hören mußt Du ihn, und hier mein kurzer Rath. Umſtricke ihn mit Gleisnerey, gieb nach, wo Du nicht weiter kannſt, und bereite in Deinem Herze die Rache. Nähre ſie, wie man einen geheimen Freund nährt, daß ſeine Verfolger nichts von ihm wiſſen. Erwarte dann den Zeitpunkt, ſie in Wirkſamkeit zu ſtellen, und laß ſie ſo wüthend ausbrechen.

Pothinus.

Sey zuvorkommend gegen die Schlange, die Dir den Gift bereitet. Sey auf Deiner Hut gegen das weibliche Ungeheuer, das Deinen Untergang beſchloſſen, und laß ſie untergehen, indem ſie Dir den letzten Stoß bereitet.

Cäſar tritt ein.

Cäſar.

Ich komme, Ptolemäus, Dich um Vernunft zu bitten. Als ob Du ſie verloren hätteſt, ſchiedeſt Du von mir. Du wollteſt mir Antwort melden laſſen auf meine Frage. Dieſe Antwort aus einem andern Munde als dem Deinigen könnte eine andere Begegnung hervorbringen, als die ich gegen Dich zu üben Willens habe. Sey Thor, und ich werde Geduld mit Dir haben. Laß einen Andern Deine Thorheiten verbreiten, und ich werde einen ſtummen Leichnam aus dem Böſewicht machen, der es wagt.

Ptolemäus.

Ich bin Aegyptens König. Du haſt mich nichts zu fragen.

Cäſar.

Du biſt nur durch die erbliche Beſitzung Aegyptens König, und Kleopatra iſt Königin

Ptolemäus.

Nichts iſt ſie — nichts ſoll ſie ſeyn! Wenn ſie etwas iſt, will ich lieber nichts ſeyn.

Cäſar.

Hüte Dich, daß dieß nicht Erfüllung gehe. Ich bin Dein Vormund, junger König. Ich will nichts Unbilliges von Dir. Ich will Dein und Aegyptens Wohl. Die Aegypter ſind bethört!

Ptolemäus.

Das will ich ihnen ſagen. Das will ich ihnen in die Ohren ſchreyen, daß ſie gellen ſollen. Ja, ſie ſind bethört. Sie ſind Thoren, daß ſie Römer, die ſie haſſen mußten, in ihre Mitte aufnahmen, daß ſie nicht gleich tödteten, die da kamen, ſie zu verderben. Sie ſind Thoren, daß ſie Dich nur eine Stunde leben ließen. Das will ich ihnen alles ſagen.

Cäſar.

Beſinne Dich, Ptolemäus. Das ſind nicht Deine Gedanken, nicht Deine Geſinnungen. Dieſe Teufel ſprechen aus Deinem Munde, ihre Worte ſind's, die Du nachbeteſt.

Theodotus.

Nicht alſo, Ceſar, wir wollten ihn zur Ruhe bringen. Du machſt ihn wuthend. Du verſtehſt

Dich auf Deinen Vortheil, wie auf den unſrigen, allein den König.

Cäſar.

Schweig, Zungenredner, deſſen Herz nie bey ſeinen Worten iſt. Noch einmal, König, nimm väterliche Warnung an. Kehre zu dem zurück, der wahrhaft Dein Freund iſt. Eben hat Dein Volk, von Gerechtigkeitsliebe hingeriſſen, gewilligt, Euch Beiden die Regierung zu überlaſſen. Sie wollen Dich lieben, wie Kleopatra, Kleopatra wie Dich.

Ptolemäus raſend.

Kleopatra! und nichts als Kleopatra! Nichts hör' ich, als den mir verhaßten Namen, einen Namen, bey dem mein Haar ſich emporſträubt. Zum letztenmale. Ich höre ihn nie wieder, dieſen Namen. Der mir ihn nennt, den mache ich zur Leiche.

Und Cäſar, nur an der Spitze meines Heers will ich Dich hören. Da nur von Dir hören, daß Du mich allein als König von

Aegypten anerkennen willſt. Ich will dieß Diadem mit Füßen treten, und dem Volke ſagen, Cäſar hat es entweiht. Ich will mein Haar ausraufen, um es zum Mitleid aufzuregen. Ich will allein regieren, und ſollte Aegypten darüber zu Grunde gehen.

Er ſtürzt ab. Theodotus und Pothinus folgen ihm.

Cäſar.

Er iſt raſend. Und doch — ich hätte ihn nicht aus meinen Händen laſſen ſollen. Er in meiner Gewalt, und der weit größere Theil der Aegypter hätte den ganzen Aufſtand als Meuterey, und nicht von ihm hergenommen.

Ein Römer.

Vielleicht iſt das noch zu verbeſſern, Feldherr. Es kann nicht fehlen, er wird an der Spitze des Volks auftreten, und Dich zur Rede ſtellen. Wir wollen uns in einiger Anzahl nahe an ihn drängen, und wenn er in der Rede Feuer iſt, ihn ergreifen, und in den Palaſt führen.

Cäſar.

Ein guter Vorſatz. Such' Dir Gehilfen, und führe ihn aus, und Du ſollſt nicht unbelohnt bleiben.

Nur ab.

Aegn-

Aegypten.

Alexandrien.

Straßen Alexandriens.

Ptolemäus. Pothinus. Theodotus.
Viel Volks.

Alles iſt im größten Aufruhr, die Reden unterbrechen Schreyen.

Ptolemäus.

Zerbrochen habe ich mein Diadem, zerriſſen meine königliche Binde. Thränen benetzen ſie. Aegypter! Euer König weint vor Euch, weint, daß er verrathen iſt.

Volk.

Wer hat Dich verrathen? Wer? Wir haben Dich nicht verrathen.

Ptolemäus.

Ihr habt es nicht gethan! Ihr wollt es nicht thun? Wohlan, ſo kann ich mich auf Euch verlaſſen. Ihr werdet Euch nicht weigern, dieſen ſtolzen Römer mit mir anzugreifen. Ich will in ſeinem Blute meine Hände kühlen, die vor Glut der Rache brennen. Er will vom Thron mich ſtoßen, und meine Schweſter darauf ſetzen. Ein feiles Weib ſoll Euch regieren.

Volk.

Du ſollſt uns regieren. Sey muthig, wir beſchützen Dich.

Pothinus.

So geht es doch wohl beſſer noch, als wir geglaubt, Theodotus.

Theodotus.

Ich habe ihm den Muth nicht eingeflößt. Und wenn die ganze Menge mit ihm zieht, ſo kann er Cäſarn überwinden.

Ptolemäus.

Den Göttern ſey dann Dank. Mein Volk will mich beſchützen. So gebt denn Euren Segen zu der ädeln That. Seht mild herab, die Ihr den Himmel bewohnt, auf ein Volk, das die erſte, die ſchönſte ſeiner Pflichten erkennt und ausübt. O, Ihr Aegypter! meinem Herze ſollt Ihr unvergeßlich ſeyn, wenn Ihr aus dieſer Noth mich reißen könnt. Fort mit mir, fort!

Alles wälzt ſich in Menge fort.

Pothinus.

Ich mit Dir, mein König, ich nicht von Deiner Seite.

Er dringt durch bis zu Ptolemäus.

Theodotus laut.

Ich will durch die Straßen ziehen, in denen noch niemand war, und will die Menge vermehren. Für ſich. Ich aber will mich weislich in einen Hinterhalt begeben, denn in ſolchen Fällen läuft das Leben eines ehrlichen Mannes Gefahr. Und ein Geiſt wie ich findet ſich nicht alle Tage Die Redner ſind zur ſeltnen Waare geworden. Schwerter ſind da, ſie zu beſchutzen, nicht ſie zu tödten.

(ab)

Aegypten.

Königlicher Palaſt.

Zimmer der Kleopatra.

Kleopatra. **Cäſar.** **Minka.**

Kleopatra.

Laß mich mit Dir hinab, mein lieber Cäſar! Ich muß Deine Gefahren theilen, wie ich Deine Freuden theilte. Was wäre denn die Liebe, wenn ſie das nicht könnte? Fürchteſt Du, man erkennte mich, und des Anhangs Wuth mögte hauptſächlich auf mich anſetzen. Wohl, ich will ein Mann werden an Deiner Seite. Die Kleider werden mich ſchon ſo verſtellen, daß niemand mein gewahr wird.

Cäſar.

Nicht Furcht, Kleopatra, iſt's, die mich bitten läßt, daß Du hiervon abſtehſt. Cäſar wird ſeine Kleopatra immer gern an ſeiner Seite ſehen, und wird an dieſer ſie auch ſchon zu vertheidigen wiſſen. Es iſt hier keine Gefahr für Dich zu fürchten, die nicht mich ſelbſt mitträfe, keine für Dich, die nicht mein Untergang mit wäre. Allein die Klugheit will, daß wir hier die Vorſicht zu Hilfe nehmen. Sie muß erſetzen, was Macht nicht kann. Ich brauche Dich gerade als Kleopatra, und als ſolche darfſt Du nicht nahe bey dem Haufen ſeyn.

Ich führe zu einer Zinne, wo ich mit vor dem Volke erſcheinen will, wo ſie uns ſehen und hören können, und wir doch ſicher vor ihnen ſind. Halte Dich bereit, meine Theure meine Süße, Bluhme meines Lebens! damit Du auf den erſten Wink mir folgen kannſt.

Kleopatra.

Du willſt es, Caſar, und ich bin einmal Deinem Willen unterthan. Ich habe mich Dir ja ganz ergeben. Nur Süßer, Theurer, den mein

Herz allein liebt, von dem meine Glückſäligkeit ſo unzertrennlich abhangt, mit ihm ſo innig verbunden iſt, daß ſie vergeht, wenn er aufhört zu ſeyn — verſprich mir, alle Vorſicht auf Dich ſelbſt zu wenden. Ich weiß es, unzählbare Schaaren ſchwärmen durch die Straßen Alexandriens, und Aller Ausruf iſt: Fort mit dieſem Cäſar! Und ich allein rufe: Hierher mit dieſem Cäſar! und drücke Dich an meine Bruſt. Ach! könnte Dich Kleopatra allen dieſen Aegyptern ſo werth machen, als Du es ihr biſt.

Cäſar.

Du ſollſt das, Kleopatra. Laß mich gewähren. Horch! meine Krieger rufen nach mir. Ich muß mich ihnen zeigen, damit ihr Muth ſich verdopple. Leb wohl, Kleopatra, bald ſeh' ich Dich wieder.

Ab.

Kleopatra.

Ach, Cäſar! Werd' ich ihn denn wiederſehen, Minna?

Minka.

Gewiß wirſt Du ihn ſehen, Gebieterin. Ein ſolcher Held fällt nicht von Händen ſo Elender, die den Pompejus meuchelmörderiſch umbrachten, und ihres Königs letzten Willen nicht zu ehren wiſſen. Gieb Dich zufrieden, Königin, und halte Dich bereit, zum Volk zu reden, denn ich glaube ſeinen Plan zu durchſchauen.

(Beide gehen ab.)

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Platz vor demſelben.

Cäſar in der Mitte ſeiner Römer. **Ptolemäus** an der Spitze ſeines Haufens. **Pothinus** ihm zur Seite.

Cäſar.

Zeigt, Kameraden, daß Ihr Römer ſeyt. Zwar dringet eine große Menge auf Euch. Aedel aber und tapfer, und für die gerechte Sache ſtreitend, achtet man der Menge nicht.

Die Römer.

Wir achten der Menge nicht, Feldherr. Wir haben Mehrere gegen uns gehabt, und dennoch geſiegt. Und das waren keine zuſammengelaufene Troſſe, wie dieſe, die nicht wiſſen, was ſie wollen, die unter der Anführung eines Kindes alle Geſetze umzuſtoßen bereit ſind.

Ptolemäus.

Noch einmal, Euer König hat geweint. Ihr habt die Thränen geſehen, die in ſeinen Augen zitterten. Ihr ſeyt Zeugen geweſen ſeiner Wuth über die Beſchimpfung, die man ihm angethan. Auf, folgt ihm. Die letzte Vorſtellung an dieſen ſtolzen Römer, und will er dann nicht nachgeben — es iſt ja nur eine Handvoll. Wir können ſie erdrücken.

Er rückt mit den Seinigen vorwärts.

Heraus aus dem Haufen, Du, der Du Dich erkühneſt, Geſetze einem fremden Königreiche vorzuſchreiben!

Ein Römer

ergreift den Ptolemäus.

Du kannſt ſo gut zum Cäſar gehen, als er zu Dir zu kommen braucht.

Er nimmt ihn mit ſich in den Haufen, und der König iſt wie verſchwunden. Die Menge ſteht ſtaunend da, ohne etwas zu unternehmen.

Pothinus.

Und Euren König laßt Ihr ſo gefangen nehmen? Reißt ihn doch aus der Feinde Händen!

Ein andrer Römer

reißt ihn ebenfalls weg.

Schweig' Du, und Ihr, Aegypter, laßt Euch beſänftigen. Cäſar wird gleich mit Euch reden.

Einige Aegypter.

Wo iſt er? Wo? Er war ja da. Er ſoll erſcheinen, und ſeines Thuns uns unterrichten, und unſern König uns wiedergeben. Wir warten ſonſt nicht länger.

Ein Römer.

Er wird dort an des Palaſts Zinne ſich ſehen laſſen, und zu Euch reden, und einen Schatz Euch zeigen, den Ihr bisher verkannt, ja gar verjagt habt.

Ein Altan im erſten Stocke des Schloſſes.

Cäſar. Hernach Kleopatra.

Cäſar.

Aegypter! Wollt Ihr mit Gewalt ein Blutbad haben? Wollt Ihr im kurzen Euer Land zu Trümmern gehen ſehen? Ihr glaubt einen König zu haben. Ein Kind habt Ihr zum Könige, das nicht weiß, was es thut. Folgt Ihr ihm, ſo ſeyt Ihr ſelbſt Kinder. Sagt mir: war Euch Euer König Auletes lieb?

Alles Volk.

Lieb, wie uns keiner war.

Cäſar.

Das kann nicht ſeyn: denn wäre er Euch lieb geweſen, ſo wäre auch ſein letzter Wille Euch lieb geweſen.

Er führt Kleopatra vor.

Das Volk.

Kleopatra? Aulethes Tochter! Sey willkommen! Warum biſt Du von uns gegangen?

Kleopatra.

O, meine theuren Aegypter! Ihr habt mich nicht vertrieben, das weiß ich wohl. Ihr hieltet immer auf mich. Ich weiß es, wenn ich unter Euch erſchien, wie Ihr da auf mich ſahet, mit Wohlgefallen, mich grüßtet, mir tauſend kleine Zeichen Eurer Liebe gabt. Allein Ihr hattet mich doch vergeſſen. So lange bin ich von Euch, und keiner hat gefragt: wo iſt ſie denn? Iſt es nicht Thränen werth, ſo vergeſſen zu ſeyn von einem Volke, deſſen Königin man war?

Ja, wär' ich nichts geweſen unter Euch, ich würde mich nicht beklagen. Aulethes Tochter, und weiter nichts, hätte Aegypten verlaſſen können, und man würde mit Recht geſagt haben: Sie gieng, undankbar gegen ihr Vaterland, fort, und darum verdient ſie in der Vergeſſenheit zu ſchlummern.

Allein, Aegyptens Königin! ſie, die vom Vater beſtimmt war, Euer Glück zu machen: ſie, die ſich alle Mühe gab, es wirklich zu machen; die kein Aegypter zeihen kann, daß er ungetröſtet von ihr gegangen wäre — dieſer muß es ſchmerzen, ſo ganz geſunken zu ſeyn, ja nicht mehr gekannt ſeyn. Aegypter! ich habe keine Thränen mehr!

Cäſar.

Sie ſchweigt, und der Kummer ſinkt über ihr ſchönes Geſicht herab. Aegypter! ſie iſt verſtändig. Sie hat den Geiſt des Königes Aulethes, ſie liebte Euch, ob ſie gleich glauben mußte, Ihr liebtet ſie nicht wieder. Auch in ihrer Entfernung war ſie für Euer Wohl bedacht. Sie iſt kein Kind. Warum wollt Ihr den Willen Aulethes nicht erfüllen, der Euch doch heilig ſeyn muß? Warum wollt Ihr dem Kinde, das Ihr zum Könige habt, nicht dieſen Gehilfen an die Seite geben, daß er das Kind verhindere, Euch weh zu thun?

Aegypter.

Wir wollen's gern — Wir wollen's — Cäſar! wir danken Dir, daß Du ſie uns gebracht.

Cäſar.

Und morgen ſtell' ich Beide Euch vor Augen, und ſichre Euch, daß ich nichts weiter bey Euch will, als dieſe Beiden in friedlicher Ruhe zuſammenbringen, und dann ſtill wieder hingehen, wo ich hergekommen bin.

Kleopatra.

Und ich will nichts, als was mein Vater mir ſelbſt gab, und will die Liebe meiner Aegypter wieder. Mit dieſer Liebe macht Ihr mich zur Glücklichſten.

Volk.

Du haſt ſie. Wir ſegnen Dich. Die Götter mögen Dich beſchützen als unſere Königin.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Ptolemäus Zimmer.

Ptolemäus. Pothinus.

Pothinus.

Da ſind wir ja wieder, mein König, wo wir waren. Die Wohnung muß etwas Anziehendes haben.

Ptolemäus.

Spotte nicht meiner, Pothinus. Ich ſehe nun, daß Dein und Theodotus Rath der beſte war.

Pothinus.

Ihr ſeht das immer nur zu ſpät, guter König. Was kann nun der Blick in die Wahrheit helfen? Das Spiel iſt verloren, Ptolemaus.

Ptolemäus.

Wer ſagt, daß es verloren? Für einen König iſt ein Spiel immer noch zu gewinnen, was für einen Andern ſehr ſchlecht ſteht.

Pothinus.

Aber Ihr wißt auch noch nicht alles, was geſchehen iſt, noch wie ſchlecht Euer Spiel ſteht.

Ptolemäus.

Das wüßteſt Du ſchon, und biſt kaum einige Minuten von mir weg?

Pothinus.

Wenn einige Minuten hinreichen, um ein Volk, welches Euch ganz ergeben war, umzuwenden, wenn ein Blick auf Kleopatra die ganze Menge beſänftigen kann, dann iſt auch nur in einem Schlupfwinkel, wie der meinige war, ein Blick nöthig, um Euer ganzes Spiel zu beurtheilen, und von Minuten iſt nicht mehr die Rede.

Ptolemäus.

Zum erſtenmale bringſt Du Erſtaunen in mir zuwege. Menſch! was thateſt Du in den Augenblicken, da Du mich verlaſſen? Erzähle mir's genau und bündig. Ich will alles wiſſen.

Pothinus.

Sobald ich merkte, daß die Wache, die man uns mitgegeben, ſich wieder entfernte, und wir in unſerm Reviere wieder unſers Gefallens leben mogten, begab ich mich ins kleine Thürmchen, wo man durch angebrachte geheime Oeffnungen alles überſchauen kann. Ich wähnte, ich würde dort ſehen, wie mit Löwenwuth die Aegypter den paar Römern den Garaus ſpielten. Ich ſah im Geiſte ihrer Viele ſchon hingeſtreckt, und hoffte bald die ſtattlichen Männer, die Euch zu retten ſo heilig und freywillig verſprachen, ins Schloß eindringen zu ſehen.

Allein ich ſah alle Hände laß, und eine unbegreifliche Stille. Ich bemerkte nur, daß ihre Augen in die Höhe gerichtet waren, und unterſchied den Ton einer Stimme, die mir bekannt und unbekannt ſchien.

Ich ſtieg eine Stufe höher, und Ihr Götter! war ich nahe am Fallen in den Abgrund vor Schrecken, denn da ſtand auf der Zinne des erſten Stocks am Schloſſe, Cäſar, und hatte an ſeiner Hand Eure Todfeindin Kleopatra, und ſie und er mußten wichtige Dinge dem Volke zu ſagen haben. Ich konnte nicht hören die herunterfallenden Töne, aber die Bewegungen, die ſie machten, ſchienen ſchier rührend und herzangreifend zu ſeyn. Allein die Töne, die aus der Tiefe heraufkamen, konnt' ich ſehr wohl unterſcheiden, und lauteten ſie lauter Jubel, daß Kleopatra wieder da ſey, und helle Zufriedenheit mit Cäſar's Anordnungen.

Ptolemäus.

Pothinus! bekräftige, daß das Wahrheit iſt, und Du bekräftigeſt, daß ich der elendeſte unter allen Königen bin. Dann iſt alles verloren.

Pothinus.

Die Wahrheit vermag ich nicht zu läugnen, wohl aber Dein getraumtes Elend.

Ptolemäus.

Und Du wähneſt noch Rettung? Glaubſt Du, Dein und Theodotus voriger Rath könne noch wirkſam ſeyn? So will ich, wenn ich muß, vor ihm mich demüthigen, kriechen vor dem Tyrannen, betteln im Staube um meine Krone, um dann deſto fühlbarer wieder es zu machen, daß ich König bin. O, lieber guter Pothinus! Sage mir Deines Herzes Meynung! Belehre mich.

Pothinus für ſich.

Wie lange, ſo iſt's ihm wieder nicht recht. Indeſſen, ich muß aus dieſer Schlinge. Verſöhnt er ſich, ſo wird Kleopatra die größte Macht gewinnen, und ich bin dann gewiß verloren. Der Weg taugt alſo nicht. Der ſchlaue Theodotus hat es beſſer verſtanden.

Ptolemäus.

Was ſpricht der Sklave denn in ſich, wenn er ſeinem Herrn antworten ſoll?

Pothinus.

Du denkſt wohl, König, es iſt leicht, in einer ſo bedenklichen Lage einen Rath zu geben? Und weil Du gerade derjenige biſt, der den Rath begehrt, ſo iſt es doppelt ſchwer, weil der Rath ſo ſeyn muß, daß er Dir auch gefällt, um ihn zu befolgen. Denk jetzt einmal des Augenblickes, in welchem Du mir und Theodotus befahleſt, zum Cäſar zu gehen, und Cäſar im Augenblick darauf erſchien, und ſelbſt geſtand, er habe die Geſandten ſicher umbringen laſſen, wenn Du ſie ihm geſchickt! Wen hätteſt Du jetzt?

Ptolemäus.

Auf eine andere Zeit erinnere mich hieran, und ich will Dich belohnen. Jetzt rathe.

Pothinus.

Du haſt freylich nichts zu thun, als Dich gelaſſen zu ſtellen, damit man nur Dich nicht zu fürchten anfängt, und durch irgend ein Mittel Dich aus dem Wege räumt. Dein Volk aber muß erforscht, es müſſen treue Anhänger aus ihnen angeworben werden, und Achillas muß mit dem Heere vor die Stadt rücken.

Ptolemäus.

Wie willſt Du Narr in der Gefangenſchaft das bewertſtelligen?

Pothinus.

Das laß des Narren Sorge ſeyn, Du guter König, und bald wirſt Du ihn einen Weiſen ſchelten.

Ptolemäus.

So geh, und wirke. Ich will mein Elend zu verſchlafen ſuchen.

Aegypten.

Gegend zwiſchen Alexandrien und Peluſium.

Heer der Aegypter.

Achillas. Ganymedes.

Achillas
einen Brief in der Hand haltend.

Und hafteſt Du mir, daß ſich alles ſo verhält? Und iſt nicht tiefer der Eindruck von Kleopatra Erſcheinung auf das Volk, als Du ihn malſt? Sind wirklich noch in Alexandrien Aegypter, die die Sucht der Neuerung, bey ihnen mit jedem Augenblicke ſtärker, nicht angeſteckt?

Ganymedes.

Ich ſtehe Dir dafür, daß ſich in Alexandrien nur wenige zu Caſars Partey geſchlagen. Es iſt nicht möglich, daß das ganze Volk Kleopatra geſehen, und was von Mund zu Munde erſt verbracht wird, das iſt des Redens doch nicht werth. Beſonders, da Theodotus mit ſeiner größten Rednerkunſt dem Volke es nun ſchon gewiß gemacht, daß Cäſar, in Kleopatra vergafft, wenn man den halben Thron ihr zugeſtanden, mit ſeiner Macht die andre Hälfte ihr ſchon zu geben, oder ſie ſelbſt durch Liſt den ſchwachen unbeſchützten König derſelben zu berauben wiſſen würde.

Achillas.

Nur widerſprechen dem Gerüchte, die mir aus der Stadt zu Ohren gekommen ſind. Denn Cäſar hatte Beide dem Volke vorgeführt. Er hatte dann Aulethes letzten Willen laut ihm vorleſen laſſen, er hatte zwiſchen Beiden Reich und Macht ganz gleich getheilt, und hatte noch zur Schadloshaltung dem jüngern Paar der Königs Kinder das Königreich Cypern geſchenkt. Ich weiß wohl, daß er dieſes nicht verſchenken kann, allein auch nur das Wollen macht Eindruck.

Ganymedes.

Das alles iſt geſchehen, und war es wirklich auf den Punkt, in Güte beygelegt zu werden. Du kenneſt aber Theodotus Stärke der Ueberredung, und da Cäſar den ihm unverzeihlichen Fehler zu ſeinem Nachtheil machte, Pothinus nicht ſo zu verwahren, daß er unwirkſam werden könnte, ſo bediente ſich dieſer auch ſeiner Macht über ſo viel wichtige Männer in der Stadt, die mit ihrem Anhange zurücktraten. Nun hatte ſich Cäſar vorzuſehen. Der Aufruhr brach aus, und kaum vermogte er ſeine in allen Viertheln zertheilten Soldaten zuſammenzuziehen. Doch gelang ihm dieſes. Er hat das Vierthel, welches er inne hat, beſetzt, und ohne ein regelmäßiges Heer iſt es nicht möglich, ihn herauszutreiben.

Achillas.

Wenn dem ſo iſt, bin ich bereit, ihn zu beſiegen. Melde dem Pothinus, er ſoll im

Innern des Palaſts nur ſuchen, Alles für ſich zu ſtimmen. Er ſoll den König bey Muth erhalten, und Cäſar'n ſelbſt ſchmeicheln, um ihn zu keiner Unternehmung kommen zu laſſen, ehe ich zugegen bin. Er ſoll von Zeit zu Zeit mir Nachricht geben, wie die Sachen in dem Palaſt ſtehen. In wenig Tagen bin ich an der Spitze dieſes Kerns der Aegypter vor den Mauern.

Aegypten.

Königlicher Palaſt.

Zimmer der Kleopatra.

Cäſar. Kleopatra. Ptolemäus.

Cäſar.

So iſt es, wenn Uneinigkeit ſich zwiſchen Menſchen wirft, die auf das Wohl eines ganzen Volkes ſo vielen Einfluß haben! Unglückliche Mißſtimmung der Gemüther, macht Euch ſo elend, daß Eure Unterthanen ſelbſt nicht wiſſen, ſollen ſie ſich von einem oder von dem andern Theile beherrſchen laſſen, oder ſollen ſie ſich Beiden unterwerfen. Du biſt offenbar der Schuldige, Ptolemäus.

Ptolemäus für ſich.

Ich muß ihm Recht geben. Laut. Ich war es, Cäſar; aber bin ich es denn noch, nachdem ich alles wieder eingegangen bin, was Du verordnet?

Kleopatra.

Ich habe nie, mein Bruder, mehr verlangt, als mir gehörte; ich bin nicht vor Dir geflohen, wohl vor den Dich **Umgebenden**, die Deines Zutrauens nicht werth ſind. Ohne dieſe Rathgeber —

Ptolemäus.

Ein König ſoll keines Raths bedürfen. Sein Wille iſt ſein Rath. Laß dieſe alſo aus dem Spiele. Willſt Du wiſſen, Cäſar, warum ich allein herrſchen wollte, ſo laß die Stimmen in dem Volke ſammeln, und frage dann, wie viele vor einer weiblichen Regierung Abſcheu haben?

Cäſar.

Das berechtigte Dich nicht, Deine Schweſter vom Thron zu ſtoßen, der ihr gehörte. Hätteſt Du ihr Raum gelaſſen, ihre liebenswürdige Seite dem Volke darzuſtellen, Du wädeſt gewiß überzeugt worden, daß man ihr Regiment dem Deinigen vorgezogen.

Denn wiſſe, der König, dem ſein Wille mehr iſt, als ein guter Rath, iſt ein ſchlechter König. Ich glaube, ohne mein Zuthun kannſt Du Dir dieſes ſelbſt beweiſen, wenn Du nur etwas Deine Pflichten gegen Dein Volk in Erwägung ziehen willſt. Du biſt König, um für ſie zu leben. Sie ſind nicht Unterthanen, um für Dich zu arbeiten.

Ptolemäus.

Kleopatra, meynſt Du alſo, würde mehr für ſie gelebt haben.

Cäſar.

Das allerdings — wenigſtens nie einen guten Rath verachtet haben.

Ptolemäus.

Hilf mir dann zu dem Reiche, und ich will Deinen Rath auch annehmen. Hab' ich ihn nicht ſchon angenommen, und will ich dieſe, die ich haſſe, nicht um Deinetwillen zur Mitregentin mir gefallen laſſen?

Kleopatra.

O, es iſt kränkend, Ptolemäus, ſich von dem Bruder das ins Angeſicht ſagen laſſen zu müſſen. Und dennoch will ich ſuchen, dieſen Haß zu beſiegen. Ich will meine ſanftere Seele Dir näher zu bringen, und Dich zu überzeugen ſuchen, daß Du mich mit Unrecht haſſeſt.

Ptolemäus.

Dahin bringſt Du es nie. Biete tauſendmal mehr Reize auf, und ich mag Dich nicht zur Gattin. Handle wie eine Göttin, und ich werde es bedauren, daß Du mit mir herrſcheſt. Sey ein Phänomen in allem, was Du unternimmſt, und ich werde es verwünſchen, in Einer Epoche mit Dir geboren zu ſeyn.

Cäſar.

Du biſt fürchterlich, Ptolemäus. Wer ſo haſſen kann, der muß gar nicht lieben können.

Ptolemäus.

Dir und ihr kann's genügen, daß ſie herrſchen ſoll. Was bedarf ſie meiner Liebe? Sie geht ihren Weg, und ich den meinigen. Hilf uns nur erſt zur Herrſchaft, die Du mir entriſſen, dann wollen wir um ihre Theilung uns ſchon vergleichen.

Cäſar.

Wirf immer dieſe Laſt auf mich, aber Deines Volkes Unbeſtand mag Dir ſagen, ob ich verdiene, hier Verwürfe zu hören. Ohne meine Anweſenheit ſchwämme Aegypten ſchon in Blute. Sieh doch Deinen ſchönen Feldherrn, der mit dem Heere ſich der Stadt nahet, und Deine eignen Unterthanen bedrohet.

Ptolemäus.

Er will ſich ſeinen König erkämpfen.

Cäſar.

Iſt das Dein Wille?

Ptolemäus.

Nicht der meinige. Du verſprichſt mir ja das Reich ohne Blutvergießen.

Cäſar.

Du biſt im Palaſt, der Dir eigen iſt. Daß ich Dich jetzt nicht heraus laſſe, iſt offenbar zu Deinem Vortheil. Allein Du kannſt von hier aus Deine königliche Gewalt ausüben. Sendet Beide Boten an Achillas, und befehlt ihm, ſich mit dem Heere ſtill zu halten. So wird die Ruhe hergeſtellt.

Ptolemäus.

Auch dieſem Deinem Rathe will ich folgen. Ich gehe die Geſandten aufzuſuchen. Dioscorides und Serapion, die einſt ſchon bey den Römern für Aegypten wirkſam wurden, ſollen meinen Willen dem Heere und deſſen Anführer kund thun.

Ab.

Kleopatra.

Ach, Cäſar! welch eine Zukunft ſteht vor meinen Augen. Glaubſt Du, daß dieſe Böſewichter mich einen Tag würden leben laſſen, ſobald Du Dich entfernt?

Cäſar.

Und glaubſt Du, daß ich Dich, Du ſ Bluhme meines Lebens, verlaſſen könnte, e dafür geſorgt zu haben, daß niemand Dir etw in den Weg zu legen vermag?

Kleopatra.

Und ſollte Cäſar wirklich denken, es da zu bringen?

Cäſar.

Und wenn er es nicht dahin brächte, K opatra, ſo wird er doch nie zugeben, daß die nigin von Aegypten in Händen von Raub bleibt. Ehe nehme ich Dich mit mir, ehe me ich von Rom aus Deine Rechte gultig, ehe Dich in Gefahr ſetze.

Kleopatra.

Ha, dieß Verſprechen giebt mir Muth. ſoll mein Cäſar keine Schande von der Kön Aegyptens in Rom haben.

Cäſar.

Schande gewiß nicht, Schaden aber gen

Kleopatra.

Und welchen Schaden denn? Sollten die Römer Dir's verdenken, daß Du mich ihnen zuführſt?

Cäſar.

Das Gegentheil. Sie werden Dich im Triumph empfangen. Allein, Du wirſt die Herzen aller Römer Dir ſo eigen machen, daß Du dann Cäſar's nicht mehr achten wirſt.

Kleopatra.

Geh, Spötter! Als ob es einen Römer geben könnte, der dieſen Mann aus meinem Herze zu verdrängen fähig wäre! Sprich von etwas Anderm, wenn Du mich liebſt.

Cäſar.

Wohl denn! wir wollen jetzt die Völker ſehen. Ich zweifle, daß es ohne Krieg abgeht, wenn ſchon Dein Bruder ſeinem Feldherrn befiehlt. Sie ſind gewohnt, ihm nicht zu gehorchen. Es mangelt freylich mir an Kriegern, allein ich habe die vortheilhafteſte Stellung genommen, und überdem iſt der Hafen noch in meiner Gewalt. Auch hab ich Boten an Domitius Calvinus geſandt, damit er mir zu Hilfe eile, und Mithridates von Pergamus iſt nach Syrien und Cilicien abgegangen.

Kleopatra.

Erreicht er noch die Völker, die ich verſammelt hatte, ſo kehren ſie gewiß mit ihm zurück. Sie alle würden für mich ſterben. Es war nicht gut, mein lieber Cäſar, daß Du mein Heer aus einander gehen ließeſt.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Pothinus. Ganymedes.

Pothinus.

Du haſt den Boten ihm doch gleich geſchickt, damit die Geſandten nicht eher ankommen, als er?

Ganymedes.

Er iſt gewiß ſchon dort. Auch iſt Achillas gar nicht Willens, durch irgend ein Hinderniß von ſeinem Zwecke ſich zurückweiſen zu laſſen. Noch eins, Pothinus. Kannſt Du mir nicht eine Unterredung mit Arſinoe verſchaffen? Ich bin zwar ihr Aufſeher, weiß aber nicht, ob ich ſie jetzt ſchon ſprechen darf.

Pothinus.

Warum nicht? Du kannſt dreiſt zu ihr gehen. Sie wird gar nicht bewacht. Was aber ſoll ſie?

Ganymedes.

Dir kann man ein Geheimniß wohl anvertrauen. Wenn bey dem Heere ſie wäre, und der Haufe des königlichen Geblüts irgend jemanden bey ſich ſähe, dann würden ſie wie Löwen fechten.

Pothinus.

Nicht unrecht. Nur laß mich aus dem Spiele. Denn wäre ſie fort, und man muthmaßte nur auf mich, ich würd' es mit dem Leben büßen müſſen.

Aegypten.

Gegend vor Alexandrien.

Lager der Aegypter.

Achillas. Dioſcorides. Serapion. Gefolge. Soldaten.

Dioſcorides.

Der König gebietet Dir, Achillas, nicht weiter vorzurücken. Er will in Güte, nicht mit den Waffen in der Hand, mit Cäſar'n und Kleopatra ſich vergleichen.

Serapion.

Auch die Königin hat den Befehl mit unterzeichnet. Du ſiehſt hieraus, daß ſie einig ſind, und daß ein Blutbad von Aegypten abgewendet werden kann, welches außerdem noch üblere Folgen haben würde. Auch Cäſar hat uns aufgetragen, daß er Friede will, und ſichert die Gerechtigkeit für's königliche Haus zu.

Achillas.

Seht einmal, meine Brüder und Soldaten, wie dieſe Menſchen ſich verſtellen können. Das ſind Aegypter, die dem Vaterlande dienen ſollten, und verrathen es. Wenn ich nicht wüßte, daß die Unterſchrift des Königes erzwungen iſt, ſo könntet Ihr mich wohl bereden, daß die Lüge Wahrheit ſey.

Dioſcorides.

Achillas! Laß Dich nicht hintergehen. Wir haben's aus des Königs Munde ſelbſt.

Serapion.

Und er war ohne Zeugen, da er uns dieſen Auftrag gab. Es war niemand da, den er zu ſcheuen brauchte, wenn er es anders im Sinn gehabt.

Achillas.

So falle denn die ſchauervolle Bosheit, mit welcher Ihr Aegypten zu verrathen denkt, auf

Euern eignen Kopf. Ihr wollt nicht gerettet ſeyn. Das ganze Heer weiß es, daß Pothinus der Einzige iſt, der das Vertrauen des Königs hat.

Viele von den vornſtehenden Anführern.

Das wiſſen wir. Nie liebte er einen Menſchen ſo wie ihn. Die Winkel ſeiner Seele waren vor ihm offen. Es war ein Erbſtück von ſeinem Vater, der eben ſo an dieſem Menſchen hing, der übrigens dem Volke ſich jederzeit gefällig zu machen ſuchte.

Ein Einzelner.

Der ſich nie erhob, und durch ſein Glück, Vertrauter der Könige zu ſeyn, nicht ſtolz geworden iſt; von dem man nie muthmaßen kann, daß er dem Willen des Königs zuwiderhandelt.

Achillas.

Und wenn nun er dem widerſpricht, was dieſe ſagen?

Ein Oberſter.

Wenn er ihm widerſpricht, ſo ſind dieſe des Todes ſchuldig.

Achillas.

Hier iſt ſein Brief. Hier werde ich gewarnt, keinem ſolchen Antrage Gehör zu geben, weil Caſar ſelbſt den armen jungen König in ſeine ſtrenge Obhut nahm, und er gezwungen iſt, zu thun, was er begehrt.

Dioſcorides.

Verrätherey, wie keine noch geweſen! Verdammter Pothinus!

Der Hauſe.

Verdammt Ihr! Ihr Verräther!

Alles fällt auf ſie zu, und haut ſie zu Boden.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Cäſar. Kleopatra. Pothinus.
Wache.

Kleopatra.

Forſche nur, Feldherr, nach dem Verräther, der jede Deiner Unternehmungen dem Heere berichtete, und Du wirſt bald die guten Früchte ſehen, wenn Du ihn aus dem Wege geräumt. Daß ohne Pothinus Willen keiner derer, die es hier insgeheim mit der aufrühreriſchen Parten halten, aus dem Schloſſe geht, bin ich gewiß verſichert. Und die Gefahr iſt groß, wenn Verräther mit denen, die ſie zu fürchten haben, unter Einem Dache ſchlafen.

Cäſar.

Wenigſtens, Pothinus, kennſt Du ſie alle. Ich bin nicht ſo gehäßig Dir, daß ich glauben ſollte, Du würdeſt aus bloßer Bosheit zum Verderben Deines Königs arbeiten, und ihn verleiten, meinen Rath zu verachten.

Pothinus.

Seitdem mein König, den ich liebe, Dein Gefangener iſt, ſeitdem Kleopatra, die ich haſſe, mehr bey Dir gilt, als die Rechte der Geburt und des Erbtheils, ſeitdem Aegyptens Thron den Römern verkauft iſt, ſeitdem halte ich mich ruhig, und warte ab, was den Göttern aus der Zukunft zu machen, gefallen wird.

Kleopatra.

Du lebſt nur in Verſtellung, Pothinus. Ich kenne Dich wohl lange, wohl noch, da Du bey meinem Vater wider mich redeteſt, wohl noch, da meiner Schweſter Berenice Tod Du liſtig und ſchändlich zu befördern wußteſt, und, Pothinus, ich weiß es, daß der meinige Dir auch eine willkommne Nachricht ſeyn würde. Allein, daß es mit Deiner Macht zu Ende geht, daß alle Deine Wünſche, Aegypten zu beherrſchen, wie Du unter Aulethes es beherrſcht, vergebens ſind, daß ich nie Dich mehr in dem Staate dulden kann, ſobald Du Dich in deſſen Angelegenheiten miſcheſt, das wirſt Du mir auch glauben. Rede alſo jetzt Wahrheit. Wer verräth unſre Anſtalten dem Achillas? Wenn Du es uns entdeckſt, ſo ſey Dir eine Provinz in Aegypten übergeben, wo Du nur entfernt von mir, nach Deinem Gefallen, Deine Herrſcherſucht befriedigen kannſt.

Pothinus.

Ich kenne keinen, der hier etwas von Euern Geheimniſſen wüßte, als den König ſelbſt.

Einer von der Wache

tritt ein.

Man hat ſo eben einen Sklaven angehalten, der durch einen geheimen Weg aus dem Schloſſe ſchlürfen wollte. Man fand dieſen Brief bey ihm.

Er übergiebt ihn der Kleopatra.

Kleopatra erbricht ihn.

Ihr Götter! Pothinus eigne Hand. Verräther ſtraft der Himmel im rechten Augenblicke.

Cäſar.

Geſchwind den Inhalt, damit der Bube ſeinen Lohn empfange.

Kleopatra lieſt.

»Wenn Ihr nicht Euch des Hafens zu bemächtigen, und durch Gewinnung der Flotte dem Cäſar alle Zufuhr abzuſchneiden ſucht, ſo werdet Ihr den Römer nicht bezwingen.«

Cäſar.

Und was ſagſt Du nun, hämiſcher Heuchler?

Pothinus.

Nun ſag' ich, daß ich mich für Euern Untergang verſchworen habe. Nun ſage ich aber euch, daß über Aegypten und über dieſen König Ptolemäus ein böſer Unglücksſtern aufgegangen iſt, der es verderben wird. Mein Tod iſt nun gewiß, und Aegyptens Wohl geht nun mit meinem Tode unter.

Kleopatra.

Verwägner Lügner! Der Stern von ſeinem Wohl geht auf, und wäreſt Du in Deiner Geburt erſtickt worden, ſo wäre nie ein Unglück über Aegypten gekommen. Da Deine Mutter Dich empfing, da lachten die Geiſter, die Aegyptens Untergang befördern wollen, laut, und hielten ein Feſt, um die Annäherung zu ihrem Zwecke zu feiern.

Pothinus.

Nein, Tochter des Aulethes, ſie lachten, als Ihr empfangen wurdet, denn ſie ſahen im Geiſte, daß Ihr für buhleriſche Nachte dem Römer das Königreich verkaufen würdet. Wahr, daß ich Euch das halbe Königreich entriſſen, welches Aulethes Euch bereits zugedacht,

wahr, daß ich Euch die andre Hälfte auch ent
reißen wollen, daß ich ſelbſt mit Freuden Euc
den Dolch ins Herz geſtoßen, allein auch wah
daß Ihr die königliche Größe, die ich ſelb
wider meinen Willen ſo oft an Euch bewu
dert, ganz verleugnet habt, indem Ihr Eu
dieſem römiſchen Bürger in die Arme wo
fet. Was iſt denn dieſer Cäſar? Ein
bell gegen ſein Vaterland. Er führt mit S
gern einen Krieg gegen Bürger, gegen ſeine
nen Bürger.

Cäſar.

Sprudle Deinen Gift, wie Du willſt, n
von Dir, denn Du haſt nur noch ſo lange
leben, als jene Sanduhr läuft. Du ſiehſt,
iſt bald zu Ende. Sobald ſie ausgelaufen,
tet ihn.

Pothinus.

Du irreſt, wenn Du wähneſt, daß ich
Tod ſcheue. Wer ihn unter tauſend Geſt
geſehen hat, und unter tauſend Geſtalten

der kann das nicht. Auf der gefährlichen Klippe, auf welcher ich ſtand, der Könige Vertrauter zu ſeyn, wo jeden Augenblick irgend etwas mich zu durchbohren drohte, entweder die Laune meines Herrn, oder der Neid der mich Umgebenden, ſieht man ſich der Angſt entbunden, und wenn man eine Rolle ſpielt, wie die, wo blos der Ehre hohe Stufe, wenn ſie auch durch Blut erkauft würde, reizt, iſt ſelbſt der Tod Ehre — Siehe, Cäſar, die Sanduhr iſt gleich ausgelaufen — wo man einem Tyrannen und einer Buhlerin ſagen kann, daß ſie das ſind.

Die Sanduhr iſt abgelaufen, die Wache fährt zu, und durchbohrt ihn mit vielen Stichen.

Cäſar.

Wenn er nicht zu gefährlich uns geweſen wäre, ich hätte ihn leben laſſen.

Kleopatra.

Nein, Cäſar, ich hätte es ihm nicht vergeben können, daß er die reinſte Liebe, die erſten Aufwallungen meines Herzes mit dem Namen der Buhlerey befleckte.

Cäſar.

Wie kann ein Fremdling in Gefühlen Gefühle beurtheilen? Jetzt aber, Kleopatra, muß ich der Gefahr mich entgegenſtellen, die uns droht. Ich muß der Sicherheit meiner Völker ein Opfer bringen. Aegyptens Flotte iſt dahin. Sie wird des Feuers Raub.

M.

Aegypten.

Alexandrien.

Hafen.

Die ganze Flotte der Aegypter ſteht in Feuer, welches auch die daranſtoßenden Gebäude ergriffen, und der ſchöne Vorrath von Manuſcripten ſteht in Flammen.

Theodotus,
an einem erhabnen Orte dieß alles überſehend.

Welch ein Schauſpiel! Welch ein Verluſt! Vierhunderttauſend Bücher enthielt dieſe Sammlung, woran ſich Könige faſt zu Bettlern gezahlt haben. Die Weisheit von Jahrtauſenden legte ſie vor Menſchen Augen dar. Jetzt verzehrt die Weisheit von Jahrtauſenden, den Schatz ſo vieler Könige, die Laune eines Bürgers. Wehklagen wird die ganze weiſe Welt

Doch Theodotus wehklagt nicht. Wo die Weisheit der Todten untergeht, da blüht der Glücksſtern der Lebenden, und meine Rednerkunſt muß ſich an dieſem Opfer weiden, denn nun kann ich meiner Stimme mehr Gewicht geben, und mich auf dieſe Todten dreiſt berufen.

Aegypten.

Alexandrien.
Königlicher Palaſt.

Ganymedes. Arſinoe.

Ganymedes.

Schnell entſchloſſen, Prinzeſſin. Der Weg geht entweder zum königlichen Throne, oder zum Tode. Pothinus iſt unter dem Rachſchwerte Cäſars gefallen. Er wußte um mein Vorhaben, Euch ins Lager zu bringen. Ich zweifle nicht, daß er den Plan dazu unter ſeinen übrigen Schriften habe. Kommen nun dieſe, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, in Cäſars Hände, und er entdeckt unſere Willensmeynung, ſo ſind wir verloren. Dann iſt kein Mittel, Euch zu retten.

Arſinoe.

Du kennſt mich, Ganymedes. Ich bin
nſt, wie Kleopatra nicht iſt. Ich ſtrebe
cht nach der Herrſchaft, die ſie ſich als eine
lückſäligkeit wünſcht. Ich ſehe mit bluten-
m Herze den Untergang meines Vaterlan-
s. Muth genug hätte ich, es zu retten, al-
n ich kann nicht glauben, daß der Erfolg
eine Wünſche krönen wird. Ich will lieber
r den Entſchluß der Götter über daſſelbe
warten, als mich in das Kriegsgetümmel
ſchen, wo ich des Elendes nur noch mehr
e.

Ganymedes.

Das heißt, Prinzeſſin, Ihr wollt Eure
äfte, die Ihr habt, nicht anwenden, zu ſei-
n Beſten alles beyzutragen. Seht hier zu
ſen Fenſtern herab. Seht die Verwüſtung
exandriens. Betrachtet den Hafen, wie die
ümmer der ſchönen Flotte der Aegypter Mit-
 bis zu Thränen erregen. Betrachtet nur

einmal die Brandſtätten längs dem Ufer hin, und wie viel brave Aegypter um den Beſitz des Ihrigen gekommen ſind, das ein Raub der Flammen geworden. Ich bitte Euch, königliche Prinzeſſin, nun bald Königin — ich bitte Euch, gebt Euerm Lande die Ruhe wieder. Ich bin nicht für dieſen Ptolemäus, deſſen ganzes Thun eitel kindiſches Weſen iſt, und deſſen Lieblinge, ohne auf irgendeine Weiſe Aegyptens Wohl zu betrachten, nur ihren Leidenſchaften fröhnen. Selbſt für dieſen tapfern Achillas bin ich nicht, denn ſeine Tapferkeit iſt nur mit Herrſchſucht verbunden. Ich bin nicht für Kleopatra, die den ädeln Stamm ihres Vaters ſo wenig achtet, daß ſie ſich einem irrenden Römer in die Hände wirft.

Arſinoe.

Das könnte mich aufmuntern, mich Deinem Willen zu ergeben, Ganymedes; denn dieſer Schweſter habe ich geſtern es geſagt, daß ich ihre Liebe verworfen, und ihre Handlung klein finde. Groß war mir Kleopatra bisher, und ſie beſaß meine Achtung im höchſten Grade: nun iſt ſie mir klein. Wohlan! ſie wird Aegypten nicht zur Ruhe und zum Glück führen. Iſt ſie verdrängt, ſo kann ich Ptolemäus den Thron, wenn er ihn nicht mit mir theilen will, allenfalls zurückgeben. Erobern will ich ihn von ihr und ihrem Cäſar. Er ſoll nicht ſagen können, daß umſonſt er eines großen Königes Tochter zur Buhlerin gehabt habe.

Ganymedes.

Er ſoll nicht noch ein Land zur Morgengabe für das Kleinod ihrer Unſchuld und ihrer Größe haben, die er ihr geraubt. Er ſoll nicht bey den Römern mit den Thaten prangen, die er durch eine hervorſtechende Geſtalt verrichtete. Arſinoe! wie froh bin ich, daß Ihr meinem Rathe folgen wollt! Auch iſt ſchon alles zu Eurer Flucht bereit, und — ſeht in Euern Zimmern umher — jede Koſtbarkeit bereits in Sicherheit gebracht. Mir Eure Hand, und Alles iſt entſchieden.

Arſinoe.

So lebe dann wohl, väterlicher Palaſt, in dem ich friedlich bisher wohnte! Möge ich dich nicht ſo verwüſtet wiederfinden, wie ich umher die Trümmer der ſtolzen Stadt ſehe! Möge ich nie wieder zu dir kehren, als um Siege uber Caſar'n, den Störer unſrer Ruhe, zu feiern! — Doch gehe ich noch mit ſchwerem bangem Herze, Ganymed.

Ganymedes.

Mit leichtem, fröhlichen Entzücken werdet Ihr wiederkehren.

Er reicht ihr die Hand und führt ſie ab.

Aegypten.

Alexandrien.

Hafen.

Cäſars Flotte im Abfahren begriffen.

Cäſar. Kleopatra. Gefolge.

Kleopatra.

Dein Wille muß mir zwar Befehl ſeyn, Cäſar. Doch, gönne mir die Frage: Warum ſoll ich Dich nicht begleiten? Warum nicht Theilnehmerin Deiner Gefahren ſeyn?

Cäſar.

Weil Du mich ſchützen mußt, Kleopatra. Ich gehe, um meine Legion an den Küſten Lybiens ſicher in den Hafen zu bringen, die mir mein treuer Calvinus bereits geſchickt. Es kann nicht fehlen, unſre Feinde werden ſich meine Abweſenheit zu Nutze machen, und in der Stadt uns angreifen. Meine Leute ſind zu ſchwach, ihnen zu widerſtehen, wenn der Anhang, den Kleopatra hat, ihnen nicht beyſteht. Und dieſen Anhang fürchte ich, wenn ihre Königin nicht bey ihnen iſt.

Kleopatra.

Nie, Cäſar, haſt Du einen ſchönern Funken erweckt, als der ſich jetzt in mir entflammt. Nie haſt Du mir ein lange verſchwiegenes Geheimniß zu ſo gelegener Zeit entdeckt. Hätteſt Du ſchon vor dem mir geſagt, daß Cäſar ſich durch mich nur in etwas geſichert glaubte, hätteſt Du mich darauf vorbereitet, daß ich zu Deinem Wohl das Schwert zu führen vielleicht noch einſt gewürdigt würde, ich würde mich ſehr darüber gefreut haben. Ich hätte den Gedanken mit mir herumgetragen, als einen ſchönen Begleiter, und mit ihm täglich mich geſättigt. Aber jetzt, welch ein Gefühl erweckt er in mir! Ich Cäſar'n vertheidigen!

Ich die Meinigen aufmuntern für ihn! Ich an ihrer Spitze, und Cäſars Wohl im Auge! O! was ſind alle ihre Heere? Geh, Cäſar, geh unbeſorgt, um Deine Legion zu holen. Ich gehe, um die Deinen und die Meinen anzufeuern.

Aegypten.

Gegend vor Alexandrien.

Lager der Aegypter.

Das Heer ſteht in voller Ordnung.

Arſinoe. Achillas. Ganymedes.

Ganymedes.

Ihr habt hier, tapfre Aegypter, Eure künftige Beherrſcherin. Ich habe Wort gehalten.

Das ganze Heer.

Es lebe Arſinoe, Aulethes Tochter, unſre Königin!

Arſinoe.

Dank Euch, Aegypter, daß Ihr Euren königlichen Stamm ſo liebt! Und ihr dann auch von ganzer Seele Euch zugethan, da Ihr ſo viel Vertrauen in mich' ſetzt. Noch immer zweifelte ich, ob auch das Schickſal dem Rufe, welchen Ganymedes an mich that, Gewicht gegeben, daß ich ihm folgen mußte. Jetzt ſahe ichs. Dieſe Eure einſtimmige Freude iſt mehr als irdiſcher Zufall. Die Weſen, die über uns herrſchen, und die wir verehren, dieſe ſind es, die durch Euch mich auffordern, vor Euch mich zu ſtellen, um Aegypten wieder zum glücklichen Lande umzuſchaffen, um Fehler, die Aulethes Kinder machten, zu vergüten.

Ich habe nicht geglaubt, daß es mich reizen könnte, Königin zu ſeyn. Allein nun reizt es mich. Wie ſollte es auch nicht, wenn ſolcher Landeskinder ein Heer mir ſagt, ſie wollen mich zur Königin?

Das ganze Heer.

Wir wollen Dich zur Königin, Arſinoe! wir ſchwören Dir Gehorſam.

Achillas.

Zu viel, Arſinoe, hat immer üble Folgen. Vergiß nicht, daß dieſes des Königs Ptolemaus Heer iſt. Laß den nicht aus dem Spiele, auf dem der Götter Wille durch Aulethes Mund ruhet.

Ganymedes.

Wie? Achillas! In dieſem Zeitpunkte willſt Du den Muth der Aegypter entwaffnen?

Achillas.

Ich will ihn nicht entwaffnen. Ich will ihn ſtählen, durch die Erinnerung an Eidespflicht. Ich habe nichts dagegen, daß des Königs Schweſter Arſinoe der treuloſen Kleopatra Stelle einnehme, allein ſie ſoll den König nicht verdrängen, wie Kleopatra es wollte.

Arſinoe.

Nie ſtrebte ich nach etwas Höherm, als mir das Schickſal zugetheilt. Nie mengte ich mich noch in Dinge, die Aegyptens Wohl betrafen. Ich ließ den Zwiſtigkeiten zwiſchen König, Königin und Volk den Lauf, den die Götter ihm gaben.

Jetzt aber, berufen mich in dieſe Dinge zu miſchen, erkläre ich laut und frey, daß ich dieſem Achillas mit ſeinen Gefährten lange mit Abſcheu zugeſehen habe. Sie ſind der erſte Grund aller unſerer Zerrüttungen. Ohne ſie hätte Ptolemäus den Gedanken nicht gehabt, Kleopatra zu verſtoßen, ohne ſie wäre Kleopatra nicht des Römers Buhlerin geworden. Ohne ſie wäre Pompejus nicht ermordet, Aegypten nicht mit einer Blutſchuld belaſtet, und Cäſar als Rächer der Mordthat erſchienen. Das ſind Deine Heldenthaten, Achillas, das mindert Deine perſönliche Tapferkeit. Und nun als Königin hier anerkannt, befehle ich Dir zu ſchweigen von Ptolemäus, bis mir den Feind gedemüthigt. Alsdann ſollſt Du Arſinoe kennen lernen, und erfahren, was ſie für Ptolemäus zu thun fähig iſt.

Ganymedes.

Achillas! In dem Ausſpruche liegt Billigkeit, und jeder Aegypter wird das finden Sey ferner nicht Störer der guten Sache. Bedenke, wie unglücklich es mit der Flotte in Alexandriens Hafen ward. Du konnteſt das vorherſehen, und dennoch wagteſt Du ein Unternehmen, was uns den beſten Schutz Aegyptens gekoſtet hat. Nur mühſam haben wir wir wieder ſo viele Fahrzeuge zuſammengebracht, um uns decken zu können. Aegypter, was ſagt Ihr dazu?

Das Heer.

Es lebe Arſinoe! unſere Königin! Sie ſoll uns beherrſchen.

Achillas.

Ich ſtimme nicht mit ein. Ich habe dem Könige geſchworen, und bleibe ihm treu.

Ganymedes.

So klag' ich, Königin, dieſen Achillas als einen Verräther an. Ich will beweiſen, daß er Schuld an dem Untergang der Flotte iſt. Ich will beweiſen, daß er noch darauf denkt, das ganze königliche Haus auszurotten, den ſchwachen Ptolemäus zu beherrſchen, und an ſeiner Statt zu regieren.

Arſinoe.

Achillas wird vor meinem Richterſtuhle ſich vertheidigen. Jetzt iſt er mein Gefangener.

Aegypten.

Hafen von Alexandrien.

Cäſars Flotte ſteht in Schlachtordnung in demſelben. Ganymedes Flotte rückt ein.

Cäſar. Euphranor. Ganymedes.

Auf Cäſars Schiffe redet er mit den Seinigen. Auf Ganymedes Schiffe dieſer mit ſeinen Leuten. Die Schlacht hebt an, und fährt fort, wie die Reden es zeigen.

Cäſar.

Wenn ich nur dieſesmal noch den Sieg davon tragen könnte, ſo wäre Ganymedes mir nicht mehr ſo fürchterlich. Ich hab' ihn ungern mit Achillas vertauſcht. Seine Liſt iſt der des Andern ſo überlegen, daß man nicht einen Augenblick für einer neuen Falle ſicher iſt, die er einem legt. Wenn ich nicht ſchnell

Hilfe wegen des mir verdorbnen Waſſers gefunden hätte, ſo war ich verloren. Wer konnte ſich es auch träumen laſſen, daß er den Nil verſtopfen und Seewaſſer in die Stadt leiten würde?

Euphranor.

Allein, wenn Hinderniſſe nicht zu überwinden wären, Cäſar, was wären dann die Siege? Wären ſie glorreich? Wären ſie es werth, daß man darum ſeine Kräfte wagte, und ſein Blut verſpritzte? Ich will Dich bald als Sieger ſehen, Cäſar. Und damit Du nicht wähneſt, mein Mund wolle Dir nur helfen, hier iſt meine Hand, ich ſetze über die Untiefe, die die beiden Flotten trennt, und halte den Feind ſo lange auf, bis Deine ganze Flotte mir gefolgt iſt.

Cäſar.

Du biſt ein braver Mann. Geh zu den Deinigen. Ich folge Dir, und will Dich nicht im Stich laſſen.

Vier rhodiſche Schiffe mit Euphranor ſegeln vor, und greifen den Feind an.

Ganymedes.

Verwägenheit, wie ich noch keine ſah. Umringt die Schiffe. Erobert ſie!

Die Rhodier fechten wüthend, bis Cäſar mit allen Schiffen ihnen zu Hülfe kömmt.

Cäſar.

So gut wie geſiegt, Euphranor. Du haſt tapfer Wort gehalten. Aber ich will es auch.

Er geht mit allen Schiffen auf den Feind los. Sie müſſen weichen.

Ganymedes.

Es iſt unglaublich. Wir hatten den ganzen Vortheil. Sie haben ihn uns aus den Händen geſpielt. Wir müſſen uns zurückziehen. Gebt das Zeichen zum Rückzug, ſonſt iſt alles verloren.

Mit vielem Verluſt zieht ſich Ganymedes zurück.

Cäſar.

Wir müſſen ihn verfolgen. So lange als Heptaſtadium und Pharos nicht in unſerer Gewalt ſind, iſt unſer Sieg noch nichts zu nennen. Auf Pharos los, und ihr eilt zum Euphranor, damit er ihnen mit einer Landung jenſeit ein Blendwerk mache.

Das Gefecht erneuert ſich. Sie landen. Pharos wird erobert.

Ganymedes.

Erhaltet nur die Brücke, Aegypter!

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Hohe Zinne auf demſelben.

Ptolemäus. Theodotus.

Theodotus.

Begebt Euch hinab, König. Euer Glücksſtern blühet noch nicht. Die Römer ſiegen. Eure Flotte iſt aus dem Hafen zurückgeſchlagen. Mir ſcheint es, Pharos ſey erobert.

Ptolemäus.

Ha, wenn ich nur bey meinen Aegyptern wäre! Sie ſollten muthiger fechten. So mag, was Gewalt nicht vermag, Liſt thun. Schleich Dich hinweg, Theodotus. Noch immer habe ich nicht Cäſars Herz verloren. Laß die Aerzte mich von ihm verlangen. Er wird weich ſeyn, und mich Ihnen geben. Dann aber —

Theodetus.

Ein Gedanke Deiner werth. Ich gehe, um ihn ſogleich zur Wirklichkeit zu bringen.

ab.

Aegypten.

Alexandrien.

Verſchanzungen der Römer.

Die Alexandriner haben ſie angegriffen.

Kleopatra. Viele Römer. Ein Bote.

Sie ziehen ſich zurück. Seht, Römer, wie ein Hauſe dem andern nacheilt!

Ein Hauptmann.

Befehlt Ihr, Königin, ſo ſuch' ich mit Freywillige, und mache einen Ausfall. Wir wollen ihnen ein Zeichen des Andenkens an den heutigen Tag geben.

Kleopatra.

Nicht ſo, Ihr Lieben! Schont Menſchenblut. Ich ahne, daß Cäſar bereits deßhalb geuns vergeſſen haben wird. Wir wollen warten, bis ein zweyter Angriff uns die Nothwendigkeit mehr zeigt. Es ſind doch meine Aegypter.

Ein Bote Cäſars.

Cäſar läßt Euch grüßen, Kleopatra, und melden, er habe anſehnliche Vortheile über den Feind erhalten, und wenn Ihr jetzo ſehr gedrängt wäret, wolle er Euch Hülfe ſenden.

Kleopatra.

Bringt Cäſar'n der Kleopatra Glückwunſch über ſeinen Sieg, und ſo er mehrere Truppen bedürfe, wollte ich ſie ihm ſenden. Sein Ruf verſcheuche ſchon den Feind. Er habe uns plötzlich verlaſſen, wahrſcheinlich weil er ihn dort ſchon als Sieger wiſſe. Sagt dem unüberwindlichen Römer, er möge die vollen Früchte ſeines Sieges zu erhalten ſuchen, doch aber der Aegypter, die ſich ihm unterwerfen wollten, ſchonen, und ihnen ſagen, daß ihre Königin Kleopatra ihnen ſo hold ſey, daß ſie nicht den Untergang nur Eines von ihnen begehre, wenn ſie auch wider ſie Krieg geführt. Ich wollte indeſſen auch in Alexandrien und ganz Aegypten es kund thun, daß, wenn man mich ſogleich geſchüzt hätte, ~~da ich von dem~~ Throne verdrängt wurde, der Friede in Aegypten nicht aufgehört haben würde. Ich wolle ſehen, ob ich durch Herzlichkeit die zweyte Hälfte der Aufrührer dämpfen könne, deren erſte er durch ſeinen Sieg zu Boden geſchlagen habe.

Aegypten.

Alexandrien.
Königlicher Palaſt.
Ptolemäus Zimmer.

Ptolemäus.

So weit iſt es mit mir gekommen, daß ich keinen meiner Freunde mehr habe. Pothinus wurde faſt vor meinen Augen umgebracht. Achillas, die Stütze meines Heeres, fiel durch eines elenden Weibes Hand. Theodotus kehrt nicht wieder zurück, und vielleicht hat auch ihn des Römers Wuth hingeopfert. — Auletes! warum ließeſt Du nicht die Mädchen, die Du gezeugt hatteſt, im Nil ertränken: ſo hatteſt Du Aegypten von einer groſſen Plage befreyt. Warum mußte ihre ältere Schweſter Berenice eines ſo ſchmählichen Todes ſterben, da ſie Deinen Thron beſtieg, und warum gabſt Du durch Deinen letzten Willen Deiner ſchönſten Handlung einen Tadelfleck? Recht hätteſt Du gehabt, wenn Du ſchon damals dieſe ganze weibliche Brut, die Du als Deine Geißel ſchon erkannt, verworfen hätteſt.

Doch, was ſehe ich? Vom Hafen her Cäſar? Und ihm entgegen Kleopatra? Und dieſes Einverſtändniß ſoll mich nicht zur Wuth reizen? ſoll nicht aufregen in mir jeden Tropfen, daß er zur Rache ſchneller in ſeinem Kreislauf umhertreibe?

Still, Ptolemäus! Was nützet Dir die Wuth? Führe Deinen Vorſatz aus. Geh ihm auch entgegen. Faſſe ihn bey der Seite, wo er gewiß faßlich iſt, bey ſeiner Eitelkeit. Laß einmal die Schlangenblicke Deiner Schweſter auf Dich wirken, und ertrage es. Ihr Baſiliskenauge wird Dich nicht gleich tödten.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Zimmer der Kleopatra.

Kleopatra. Cäſar.

Kleopatra.

Dich wieder hab' ich, Cäſar! O wie iſt mir ſo wohl! So ängſtlich klopfte nie mein Herz, als da ich hörte, Dein Leben wäre in Gefahr.

Cäſar.

Gewiß, Kleopatra, Du warſt auf dem Punkte, Alles zu verlieren.

Kleopatra.

Dich zu verlieren — In dem Augenblicke, in welchem ich dieſes hörte, dachte ich nicht an meine Hoffnungen noch an meine Ausſichten, an Aegypten und meine Krone. Sie waren mir gegen Dich verglichen, wie ein kindiſches Spielwerk. Die Puppe zu entbehren, war mir erträglich; Dich zu entbehren — Tod. Doch, lieber Cäſar, großer Cäſar, Beſieger Deiner Feinde durch eigne Kraft, Du darfſt es mir nicht verſagen, mir Deine Gefahr, zu ſchildern. Ich werde ſchaudern, wenn ich ſie höre, allein ich werde auch den Mann, der ihr trotzen konnte, noch mehr ſchätzen lernen, ich werde der Götter Wache über ihn noch mehr bewundern. Verbirg mir nichts, was Du dabey thateſt, nichts von dem, was Du dabey fühlteſt. Ich will Dich ganz ſehen, um recht im Innern mich zu überzeugen, wie groß meine Gefahr war.

Cäſar.

Es war ein glücklicher Augenblick, Kleopatra, in welchem ich mich rettete. Hunderte ſind umgekommen, und viele wenigſtens hätten ſich auch retten können, wenn ſie meinem Entſchluß gefolgt hätten. Sie waren nicht raſch genug, und es koſtete ſie ihr Leben.

Wir waren auf der Brücke übermannt, und mußten zu den Schiffen unſre Zuflucht nehmen. In das meinige warf ſich eine ſolche Menge Menſchen, daß ich dem Augenblick entgegenſahe, wo es ſinken mußte. Meine Warnungen drangen nicht durch, und ſcheuchten den zunehmenden Schwarm nicht zurück. Ich faßte mich, und ſprang ins Meer. Ich faßte aber meinen Purpurmantel, und ließ im Fallen ihn fahren, ſo daß, da ich unter dem Waſſer nicht geſehen wurde, ich unbemerkt fortſchwimmen konnte. Die Pfeile und Wurfſpieße der Feinde, die mich getroffen, gewiß getroffen hätten, richtete man nun nach meinem Purpurmantel. Ihn hatte man verſchiedentlich durchbohrt, ihn hatte man auch gefangen, und trug ihn als ein Siegeszeichen umher.

Glücklich erreichte ich eins meiner entfernter liegenden Schiffe.

Kleopatra.

Und jenes Schiff, Cäſar — was ward aus ihm?

Cäſar.

Jenes Schiff gieng unter, und mit ihm ſo viele meiner Freunde, und mit ihm ſo viele tapfere Römer. Nur wenige konnten ſich retten. Viele ſind den Aegyptern in die Hände gefallen, die Meiſten aber zogen den Tod einer ſchmählichen Geſangenſchaft vor.

Kleopatra.

Die guten Römer! Könnte ich ſie doch alle wieder ins Leben zurückrufen!

Cäſar.

Sie ſtarben immer einen Heldentod. Ihre Gefährten werden ſie rächen, ſicher ſie rächen. Ihr Muth iſt durch den Unglücksfall nur noch mehr angefriſcht werden. Deswegen haben auch die Aegypter, da ſie ſahen, daß ihre erfochtene Vortheile meine vorherigen Siege nicht fruchtlos und künftige nicht unmöglich machen, eine

Geſandtſchaft — Doch ſiehe, Dein Brude Ptolemäus!

Ptolemäus,

der ſo eben eintritt.

Ich komme, Cäſar, um Dir Glück zu wünſchen. So eben ſagt man mir, Du ſeyeſt in Lebensgefahr geweſen. Die Götter haben Dich daraus errettet, und ſie haben wohlgethan. Wenn ſie doch auch gnädig genug ſeyn wollten, mich aus dieſem Labyrinth des Krieges zu befreyen!

Kleopatra.

Cäſar! daß Du um meinetwillen dieſes erlitten, kann ich Dir nicht vergelten, ſo lange ich athme. Vermagſt Du mir es zu verargen, Ptolemäus, daß ich ihn liebe, da er ſo viel für mich gethan?

Ptolemäus.

Liebe ihn immer, Kleopatra. Ich liebe ihn auch. Hab' ich denn meinem Heere nicht Befehl gegeben, nicht wider ihn zu ſtreiten? Hab' ich denn nicht ſeinen Vorſchlägen gemäß mich gefügt, und iſt mir dieſer Cäſar nicht ſo nahe am Herze, wie ein Bruder?

Cäſar.

O Ptolemäus! daß alle Aegypter ſo dächten, wie Du!

Und nun, ich habe eben eine Geſandtſchaft von ihnen erhalten —

Ptolemäus für ſich.

So hat doch Theodotus Wort gehalten.

Cäſar.

Man wünſcht Dich bey ſich zu haben. Sie meynen, wenn ſie ihres Königs eigene Worte hören, aus ſeinem Munde ſeine Meynung vernehmen könnten, ſo würde ſich eher über einen Frieden handeln laſſen. Sie wähnen, ich halte Dich hier eingeſperrt und gefangen, und machen mir dieß zum Verbrechen, um deſſen willen ſie an keinen Frieden denken durften. Alſo, Ptolemäus, von heut' an biſt Du an der Spitze

Deines Volks. Verlaß mich, und geh zu denen, die Du einſt regieren mußt.

Ptolemäus.

Nein, Cäſar, ich gehe nicht von Dir. Ich kann Dich nicht verlaſſen. Dein Umgang iſt mir ſo nothwendig geworden, als mir das Athemholen iſt. Ich liebe Dich, und was iſt man von dem getrennt, was man liebt? Seit dem Cäſar um mich iſt, weiß ich erſt, was Leben heißt. Kleopatra, hilf mir den harten Cäſar erbitten, daß er mich nicht von ſich ſtößt.

Kleopatra für ſich.

Begreif ich ihn, ſo will ich nicht mehr Königin von Aegypten ſeyn.

Cäſar.

Laß das. Du ſollſt Dich nicht auf immer von mir trennen, Ptolemäus. Du ſollſt zu Deinem Volke zurückkehren, um ihnen Friedensgedanken einzuflößen. Du ſollſt die Wuth, die ſie aufreizt, in ihnen dämpfen. Dann ſoll Vereinigung unter uns ſtattfinden. Dann kannſt

Du meines Rathes Dich zu jeder Zeit bedienen. Ich bin dann Dein Freund, ohne Feind Deines Landes ſeyn zu müſſen.

Ptolemäus

fällt dem Cäſar um den Hals.

Aedler Cäſar! ich muß meine Thränen unterdrücken. Ich kann Dich nur mit dem innigſten Gefühl [illegible] Schmerzes verlaſſen. Noch einmal! Foderſt Du meine Herrſchaft: hier iſt ſie. Ich lege Krone und Scepter Dir zu Füßen. Schalte damit nach Deinem Wohlgefallen.

Cäſar.

Behüten mich die Götter, daß ich ein ſolches Unrecht thun ſollte. Dein Thron bleibt Dein, theilſt Du ihn nur mit Dieſer.

Ptolemäus.

Das will ich. Ich verſpreche Dir es, Cäſar, ich verſpreche Dir's, Kleopatra. Und nun zu meinem Volke. Ich will ihm entgegenrufen, daß es mit dem ädeln Römer Frieden

machen ſoll, der ſeines Königes be
Freund iſt.

Kleopatra.

Glaubſt Du ihm, Cäſar; denkſt Du
Haß gegen mich erleſchen?

Cäſar.

Wenn ich ihm auch nicht glaube, ſo w
doch nicht, daß die Aegypter irgend ein U
mir mit Wahrheit zur Laſt legen können,
wenn ſie nun nicht Friede machen, ſind ſi
Schöpfer ihres Unglücks gänzlich ſelbſt.

Aegypten.

Meer bey Alexandrien.

Flotte der Aegypter.

Schiff des Königs.

Ptolemäus. Arſinoe. Ganymedes.

Ganymedes.

Wie freuet ſich das ganze Volk, ihren König wieder zu begrüßen! Das Leben iſt in ihnen von dem Tode wiederauferſtanden.

Arſinoe.

Kleopatra iſt von dem Volke nun gehaßt, mein Bruder. Wenn Du mit mir den Thron jetzt theilen, wenn Du mich als Deine Gattin anerkennen willſt, ſo biſt Du ganz Aegyptens Herr wieder, und kannſt Deinen Feind verlachen.

Ptolemäus.

Ich will alles, um mich von dieſer Herrſchaft loszureißen. Ich will Dich zur Gehilfin in meiner Regierung annehmen, ich will Aegypten eine goldene Zeit verſprechen, wenn ich es dahin bringen kann, daß ich Rache an dieſem Cäſar und an der Schlange nehme, die ihn verblendete. Wenn ich ſie mitten in ihrer Liebe überraſchen könnte — wenn ich mit Einem Schwertſtreich Beide tödten, und dann noch meine Wuth an ihren Leichnamen auslaſſen könnte — dann wär' ich halb glücklich —

Arſinoe.

Halb glücklich dann nur, Bruder? Und wenn denn ganz?

Ptolemäus.

Nicht eher ganz, bis ich die Römer ſelbſt in Rom beſucht, die mir geraubten Gelder ihnen wieder abgenommen, des Schadens, den ihr Cäſar meinem Lande zugefügt, mich erholt, und dieſer gehäſſigen Vormundſchaft ein Ende gemacht hätte.

Ganymedes.

Groß iſt Dein Verſatz — Deiner werth, Ptolemäus. Doch über die Zukunft müſſen wir nicht die Gegenwart vergeſſen. Jetzt nur erſt mit Caſar'n fertig, dann will ich Deinen Wünſchen nicht entgegen ſeyn. Wiſſe, König, es iſt ein Heer im Anzuge, um Caſar'n beyzuſtehen, und geht auf Peluſium los. Gehe mit dem Landheere und Arſinoe dahin, und wehre ihnen den Uebergang über den Nil. Ich will mit den Schiffen den Hafen einſchließen, und Caſar'n die Zufuhr der Lebensmittel abſchneiden: ſo können wir ihn aufreiben, ehe die Hilfe anlangt. Dann wollen wir den Kern der Aegypter verſammeln, und Deine Wünſche, Rom zu beſuchen, ſollen auch befriedigt werden.

Ptolemäus.

Ich folge Deinem Rathe. Mithridates und Antipater ſollen mir nicht viel zu ſchaffen machen.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Zimmer der Kleopatra.

Kleopatra. Cäſar.

Cäſar.

Sey unbeſorgt, Kleopatra. Es iſt gewiß das letztemal, daß wir uns ſo trennen müſſen. Die Seeſchlacht iſt gewonnen, wenn ich ſchon an meinem Euphranor viel verloren habe. Der Tapfere hatte mit ſeinem Schiffe ſchon Wunder gethan, als es übermannt und von dem Feinde in Grund gebohrt ward. Allein, erholen kann ſich Aegyptens Flotte nicht leicht. Die Haufen, die Ptolemäus herangeſchickt, ſind auch geſchlagen. Ich gehe nun, mit Mithridates mich zu vereinigen.

Kleopatra.

Ihr guten Götter Roms und Aegyptens! Und Ihr, die Ihr die Liebe ſchützt, laßt meinen theuern Cäſar glücklich wiederkehren! Für alles, was da lebt, iſt's Wohlthat, wenn er lebt. Doch, Cäſar, ſchone Dein. Ich ſagte Dir wohl Ptolemäus Wuth vorher, und daß ſein Thun Verſtellung ſey. Er weiß es nur zu gut, daß Du die Hauptperſon in dieſem ganzen Spiele biſt, und er wird alle ſeine Macht und alle ſeine Liſt gegen Dich wenden. O wenn ich ſehen müßte, wie — Doch weg mit allen ſchwarzen Gedanken! ich will meinen Cäſar nicht traurig machen —

Aegypten.

Gegend zwiſchen Alexandrien und Peluſium.

Ufer des Nils.

Beide Heere in vollem Kampf.

Cäſar.

Wir ſiegen, Mithridates. Geh wieder zu Deinem Flügel. Ich danke Dir für Deine Nachricht.

Mithridates.

Auch Antipater hat auf ſeinem Flügel Vortheile erhalten.

Ptolemäus

in der Mitte ſeiner Völker.

Iſt denn mein Bitten ganz vergebens? Fliehet alles? Ganymedes, ich bin verloren.

Ganymedes.

Du biſt es, wenn Du Dich nicht retteſt. Der Uebermacht kann niemand widerſtehen. Allein, Aegypten vermag noch viele Heere zu ſtellen, und dieſe Römer ſind nicht immer unüberwindlich. Hätteſt Du meinem Rathe gefolgt, und lange Dich zurückgezogen.

Ptolemäus.

O wie iſt es ſchändlich, daß dieß geſchehen muß! Aegypter, wo iſt nun Euer geprieſener Muth?

Ein Hauptmann.

König, ſo eben hat man Deine Schweſter Arſinoe gefangen.

Ganymedes.

Wann Du noch länger weilſt, biſt Du dem nämlichen Schickſal unterworfen.

Ptolemäus.

Nun dann, ſo rette ſich, wer ſich retten kann!

Alles fliehet, und Cäſars Heer erhält einen vollkommenen Sieg.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſ

Cäſar. Kleopatra. Arſinoe,
Hernach Mithridates.

Cäſar.

So ſehe ich Dich wieder, meine Kle patra!

Kleopatra.

Mögen Dir meiner Augen Blicke, die Wärme meiner Wangen, und mein Freude ſagen, was ich fühle. Und A noe, wie ſchändlich konnteſt Du Dich großen Mann auflehnen?

Arſinoe.

Ich wollte die Götter wieder über ſöhnen, was Du verderben. Eine Te lehres ſollte wenigſtens am Vaterlande nicht zum Verräther werden.

Kleopatra.

Noch ſtolz? Das ſteht Dir auch wohl an. Gefangene! Gedemüthigte! Unterthane der Königin Kleopatra! kannſt Du nicht bitten?

Arſinoe.

Eine Königstochter kann ſich nicht erniedrigen — die Schweſter nicht die Schweſter bitten.

Kleopatra.

Sieh, Cäſar, in ihr rollet ein hämiſches Blut. Du wirſt belehrt werden. Im Triumph wird Cäſar Dich mit dieſen Ketten durch Rom zur Schau führen.

Arſinoe.

Und wenn er's thut, ſo werden dieſe Ketten mit ehrenvoller ſeyn, als die Du von ihm trägſt. Im Unglück ſtandhaft ſeyn, lehrte mich mein Vater. Er lehrte Dich nicht, Dein Glück im wolluſtigen Taumel ſuchen. Du haſt das ſelbſt geſucht — und haſt Aegypten Dieſem unterworfen.

Mithridates

tritt ein.

Cäſar! Kleopatra! Euer Feind iſt nicht mehr. Man hat unter denen vom Nil ausgeworfenen todten Körpern den des Königs gefunden. Der goldene Harniſch hat ihn verrathen.

Arſinoe.

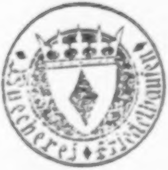
Unglücklicher Bruder! So wardſt Du doch das Opfer.

Cäſar.

So hat der Krieg ein Ende. Laß gleich das Volk zuſammenrufen, Mithridates. Sie ſollen meinen Willen hören, und ſich von mir belehren laſſen.

Kleopatra! Du biſt von den Göttern zur Herrſcherin Aegyptens auserſehen.

Ende des erſten Theils.



Kleopatra,

Königin von Aegypten

Dramatiſch bearbeitet
von
Albrecht.

Zweyter Theil.

Prag und Leipzig,
bey Albrecht und Compagnie, [illegible]

[illegible]

[illegible]

Perſonen:

Männliche.

Antonius,
Lepidus, } Triumvirs.
Oktavianus,

Julius Cäſar.

Ptolomäus, Aulethes Sohn, König von Aegypten.

Dellius, } Feldherren.
Brutus,

Cäſarion, Sohn der Kleopatra vom Julius Cäſar.

Theodotus.

Apollodorus, Kleopatra Freygelaſſener.

Sopater.

Philipp, Pompejus Freygelaſſener.

Ein Augur.

Plankus.

Hauptleute.

Aegypter.

Ein Bote des Antonius.

Zwey Aerzte.

Wache.

Henker.

Ruderer.

Römer.

Tarſer.

Zwey Männer.

Weibliche.

Kleopatra, Königin von Aegypten.

Arſinoe, königliche Prinzeſſin, ihre Schweſter.

Minka, Kleopatra Geſellſchafterin.

Lesbia, Geſellſchafterin der Prinzeſſin Arſinoe.

Flavia.

Frauen.

Römerinnen.

Tarſerinnen.

Weiber.

Kleopatra,

Königin von Aegypten.

Zweyter Theil.

Aegypten.

Peluſium.

Kleopatra. Minka. hernach Cäſar.

Kleopatra.

Wer hätte es uns geweiſſagt, Minka, daß bey des neuen Jahres Anfang wir dieſes Meer als unſer Eigenthum ſchon überſehen ſollten, und was wäre aus uns geworden, wenn Cäſar nicht war?

Minka.

Ich ſchätze Cäſars Heldenmuth, ich habe alles bewundern müſſen, was er gethan, ich bin von ſeiner unausſprechlichen Liebe zu Kleopatra überzeugt. Sein längeres Verweilen zeigt, daß die Königin ihm nicht gleichgültig geworden. Auch tadle ichs nicht, daß Kleopatra ihn liebt, tadle es nicht, daß ſie ſeinen Heldenmuth ſchätzt, und in ihm den Retter ihrer Rechte ehrt.

Kleopatra.

Du ſprichſt in halben Reden, Minka, und Deinen vielen Sätzen ſcheint ein Nachhall folgen zu ſollen, der nicht ſo ſchmeichelhaft für Cäſarn iſt.

Minka.

Warum es länger auf dem Herzen behalten, Königin? Ja, die ganze große Achtung, die ich für dieſen Cäſar hatte, die Bewunderung, mit welcher ich immer auf ihn ſah, und die Anbetung, mit welcher ich ihn zu einem Gotte zu erheben bereit war, iſt ſehr gefallen, ſeit er Dir nicht die Krone allein gegeben. Warum mußte Dein jüngerer Bruder Mitregent werden? Hier war kein Teſtament des Vaters mehr zu fürchten, hier wäre ſelbſt das Geſetz allein für Dich. Er liebt Dich, und konnte doch die Schmach Dir anthun! Er iſt ein Heuchler. Sein Mund ſpricht jedes ſeiner Worte für Dich, und ſein Herz hängt nach der Republik hin. Dich will er für das Jetzige einſchläfern, jene für die Zukunft ſichern.

Kleopatra.

Du beſchuldigeſt meinen Cäſar hart, Minka. Du ſieheſt die Sache aus einer von den ſchiefen Richtungen an, die man zu nehmen pflegt, wenn man verborgene Mängel ſichtbar machen will. Glaubſt Du, ich habe mit dieſem Cäſar nicht Rath gepflogen, was mit meinem Bruder Ptolomäus anzufangen ſey? Und wenn ich nun als Königin Aegyptens allein anerkannt werden wäre, was wähnſt Du, was aus dieſem Knaben werden ſollte? Ohne Namen, als königlicher Prinz gewiß eine künftige Geiſſel. Die Anhänger ſeines Bruders ſind noch nicht unterdrückt. So viele Große leben, die eine männliche Herrſchaft nicht blos wünſchen, die ihr entgegen arbeiten. Der Schein hat hier auf einmal alles geſehen. Er iſt eilf Jahr und unter meiner Vormundſchaft. Nach drey Jahren erſt kann er Theil an den Regierungsgeſchäften nehmen, und in drey Jahren, Minka, was verändert ſich da nicht?

Minka.

Und wann drey Jahre dahin ſind, Königin, ſo ſind ſie wie ein Traum verſchwunden. Freylich haben dieſer Cäſar, und ſo viele, die Dir ergeben ſind, ein enges Gewiſſen, doch ob ſie es zu Aegyptens Vortheil haben, das fragt ſich noch.

Kleopatra.

Weg, liebe Minka, weg mit dem Gedanken, welchen ein böſer Genius in Dir brütet. War ich denn etwa diejenige, die den ältern Bruder verſtoßen oder morden wollte? Hab' ich den Berenices Tode nicht Thränen genug im Stillen geweint, indeß ich äußerlich, um meinen Vater nicht zu erzürnen, mich mit ihm einverſtanden ſtellte? Muß ich nicht gegen Arſinoe grauſam ſeyn, weil die Stolze mich höhnte, mich ewig höhnen, und die Verachtung meines eignen Volks mir zubereiten würde? Allein von freyen Stücken ohne Veranlaſſung gegen mein Blut wüten, das kann ich nicht. Nein, Minka, wenn mein Bruder nur halb biegſam iſt, ſo ſoll er leben. — — Doch da kömmt mein Cäſar! (Sie geht ihm entgegen.) Wo ſo lange, mein Geliebter?

Cäſar.

Ach Königin, ich hatte einer Leidenſchaft mich überlaſſen, doch einer Leidenſchaft, die hier nicht ſtrafbar iſt. Nur, daß ich ſie nicht ganz befriedigen können. Ich habe Pompejus Tod gerächt — rächen wollen, denn gerade der, der dieſes Todes erſte Urſach' iſt, iſt mir entronnen. Alle, die an dieſer ſchändlichen That Theil hatten, ſind nun dahin — nur Theodorus —

Kleopatra.

Laß ihn immer leben, Cäſar, damit auch ein lebendiger Zeuge in der Welt umher irre, daß eine ſolche That die Götter nicht ungeſtraft laſſen. Wohl kann es ihm nicht gehen, und übel genug wird es ihm nie gehen. Er hat durch ſeinen ſpitzfindigen Geiſt die Zwietracht unter uns geſäet. Er war das Werkzeug, wodurch Ptolemäus die erſten Begriffe von Herrſchſucht erhielt. Er war mein Lehrer. Ich muß ihn kennen, und was Du, lieber Cäſar, von Schwachheit an mir bemerken ſollteſt, das iſt gewiß ſein Werk. Dennoch hab' ich ihn ſtets geehret, weil er auch manches Gute mich gelehrt.

Cäſar.

Und um deswillen will ich ihn denn nicht verfolgen. Ich will den Göttern, oder denen, die ſie dazu beſtimmt, ſeine Rache überlaſſen. Der Züchtigung entfliehet er gewiß nicht. Ich weiß es wohl, Kleopatra, daß Du auch einſt das Leben ihm gerettet. Ich weiß, wie gütig Du im Verzeihen biſt.

Kleopatra.

Lobe nicht eine Eigenſchaft, die ich zur Pflicht mir mache. Sie könnte mir aus mir entſprungen ſcheinen, ich ſie dadurch leicht mindern, und zur Sünderin werden, ohne es zu wollen. Laß uns von etwas anderm reden! Weißt Du auch, Cäſar, daß Du trotz dem Guten, was Du für Kleopatra gethan, auch ſelbſt in ihrer nächſten Nähe Feinde haſt?

Cäſar.

Kleopatra wird mit mir ſcherzen wollen. Sie denkt, ich ſoll ſie ſelbſt dafür halten, weil ſie mich jeden Tag bereuen läßt, daß ich ihr nicht die Kronen der ganzen Welt aufs Haupt ſetzen kann.

Kleopatra.

Du unerſättlicher Schmeichler! Doch aber ſonderbar, daß das, was Du mir in ſo reichem Maaße geben möchteſt, man nicht einmal zur Hälfte eines einzigen Theils mir von Dir gegönnet glaubt.

Cäſar.

Ich verſtehe Dich nicht ganz, Kleopatra. Sollte es jemanden geben, der über Deines Bruders —

Kleopatra.

Gerathen, lieber Cäſar. O wie biſt Du doch ſo ſcharfſichtig — ſo gleich mit einem Blick umfaſſend! Nun, Minka, gieb Dich ſchuldig.

Minka.

Ich habe Muth genug, Gebieterin, es Cäſarn ins Geſicht zu ſagen, daß ich ihn hier nicht für ganz uneigennützig halte. So lange freylich, Cäſar, Du Kleopatra noch liebſt, ſo lange wirſt Du auch auf das Königreich, welches ſie beherrſcht, kein Auge werfen. Für ſo verworfen kann man einen Mann von Deiner Denkensart nicht halten. Ich wollte ſagen, Du wirſt es nicht, ſo lange ſie lebt, wann Du auch aufhören ſollteſt ſie zu lieben; denn wenn die Liebe in Dir auch erſtickt, ſo würde doch die Dankbarkeit noch leben, daß ſich Dir eine ſo reizende Unſchuld, die zugleich eine Königin iſt, opfern konnte.

Cäſar.

Vortreflich, Minka, weißt Du den Geſichtspunkt zu nehmen, wo er am wirkendſten iſt. Du ſtellſt in wenig Worten etwas Großes, Anſchauliches dar. In der That aber fühl' ich doch noch tiefer, was Kleopatra mir iſt, und was ſie mir geſchenkt.

Kleopatra.

Beſchäme mich nicht, Cäſar, indem Du dieſe Lügen ſtrafeſt. Ich wenigſtens bin ganz davon durchdrungen, daß Du für mich mehr thateſt, als ich für Dich. Oder ſollt' ichs nicht wiſſen, daß der Römer Sinn nicht iſt, Weibern die Regierung anvertrauen, ſollte ich nicht wiſſen, daß Cäſar bekannt dafür iſt, daß er Schönheiten beſiegt, wo er ſie ſieht? Wenn ich den Vorzug der Unſchuld vor andern Dir auch dargebracht, ſo ärntete ich doch auch die Frucht Deiner Treue, den Vortheil, allein Dich zu beſitzen.

Minka.

O meine Königin! Wenn Du ſo fortfährſt, ſo muß die Anklägerin freylich ſchweigen. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß Deine Liebe Dich

zur Schwachheit leiten würde, dieſem Cäſar
viel Macht über Dich einzuräumen.

Cäſar.

Minka's Mistrauen nimmt nicht ab,
doch will ich ihr einen Beweis geben, daß
ungerecht iſt. Wenn erſt das Pfand der Li
ich von ihr erhalten, will ich Aegypten verlaſſ
Dann ſoll ſie mir mit Minka folgen, und
keine Möglichkeit zur Unruhe in Aegypten
rückzulaſſen, muß Ptolemäus ſie begleiten.
ich in Rom dann handeln werde, ſoll Mi
ſehen, und ſich überzeugen, daß Cäſar je
Schein, etwas zu ſeyn, was er nicht iſt,
achtet.

Minka.

Bis dahin laßt mich immer zweifeln, gro
Feldherr, der Länder und Königinnen beſie
Zürnt auch nicht auf mich, daß ich zweiſle;
thue es um einer Gebieterin willen, die w
verdient, daß man mit ganzer Seele ihr

weihe. Bis wir in Rom ſind, ſchweigen wir von allem dieſen, und dann ſollen Deine Worte, Deine Blicke, und Deine Thaten meine Meynung rechtfertigen oder verdammen.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Zimmer der Kleopatra.

Kleopatra. Ptolemäus.

Ptolemäus.

Man bereitet ein großes Feſt, liebe Kleopatra. Man errichtet Bühnen vor dem Palaſte. Was ſoll das heißen, liebe ſchöne Schweſter? Man ſagt mir, auch ich ſolle Theil an dieſen Feſten nehmen; allein, wenn mir Kleopatra das nicht ſelbſt ſagt, glaub' ichs nicht. Wohl würde ich mich freuen, wenn nach ſo vielen nun geſehenen blutigen Auftritten auch einmal ein fröhlicher in meinen Augen zum Vorſchein käme.

Kleopatra.

Wenn meine Zuſicherung Dir Troſt und Gewißheit giebt, mein Bruder, ſo nimm ſie. Du ſollſt nicht allein Theil an dieſem Feſte nehmen, nein, Du ſollſt mit mir die erſte Perſon dabey ſeyn. Du ſollſt heute als König von Aegypten ausgerufen werden.

Ptolomäus.

Ich ein Kind — als König? Kleopatra! wie werd' ich mich da verhalten müſſen? Du biſt meine Schweſter, und biſt Königin, Du mußt mich unterrichten.

Kleopatra.

Du brauchſt dem Volke nur zu verſichern, daß Du mich liebſt, daß Du Dich meiner Leitung überläſſeſt, bis Du die Jahre der Regierung erreicht; daß Du von meiner Liebe gegen Dich überzeugt, nicht den mindeſten Zweifel darin ſetzeſt, daß ich alles zu Deinem Beſten, ſo wie zum Beſten des ganzen Aegyptenlandes unternehmen würde.

Ptolomäus.

Daß ich Dich liebe, Kleopatra, davon ſei überzeugt. Allein, daß Du mich liebſt, davon könnteſt Du mir wohl einige Beweiſe geben. Sieh nur, mit welchen Blicken meine Augen auf Deinen Reizen haften, die ich, wenn ſchon noch Kind, doch ſo zu beurtheilen weiß, wie man ſie ſchätzen muß. Noch habe ich in Aegypten kein Geſicht, das auf mich einen Eindruck dem gleich gemacht hätte, den Du ſtets auf mich machteſt, keine Augen, die ſo feurig mir umherzublicken geſchienen, keinen Buſen, der ſo wallend emporgeſchlagen hätte. O meine ſchöne Schweſter, wenn Du vollends wüßteſt, daß ich ſchon einmal Lebensgefahr Deinetwegen ausgeſtanden, Du liebteſt mich gewiß.

Kleopatra.

Du biſt ein Schmeichler, Ptolomäus, und Deine Jahre, wenn ſchon weniger als die Deines Bruders, haben Dich reifer gemacht, als er war. Doch ſage mir, Du lieber Gegenſtand meiner künftigen Wünſche, wie haſt Du meinetwegen Lebensgefahr gehabt?

Ptolomäus.

Vorher beantworte mir eine Frage. Wenn Du Königin von Aegypten biſt, und ich des Landes König werden ſoll, werd' ich dann auch Dein Gatte? wird die Königin des Königs Weib?

Kleopatra.

Allerdings, mein Ptolomäus. Ich werde die Deinige, und da ich dieſes weiß, da das mein beſtimmtes Schickſal iſt, ſo kannſt Du denken, ob die Aeußerungen, welche Du hier von Dir giebſt, mir lieb ſind; kannſt denken, ob Deine Liebe zu mir nicht meiner Seele Wonne gewährt.

Ptolomäus.

O Kleopatra! wie haſt Du mich mit dieſem Worte ſo glücklich gemacht! Ich kenne keine Glückſeligkeit, als die, daß Du mich liebſt, daß Du mich einſt mit dieſer Zärtlichkeit einer Gattin lieben wirſt. Ich wachſe alſo einer Glückſeligkeit entgegen, die ich für die Vollendung meiner Zufriedenheit halte. O ſetzt mir immer die Krone Aegyptens auf, weil ſie mich würdig macht, von ihr geliebt zu werden!

Kleopatra.

Du ſchweigſt von Deiner Lebensgefahr, mein Bruder, die ich ſo gern hören möchte.

Ptolomäus.

Hier iſt ſie. Weißt Du noch, wie Cäſar Dich und den ältern Bruder für Aegyptens Thron beſtimmt, und Arſinoen und mir das Königreich Cypern ſchenken wollte, da faßte mich Deine Schweſter bey der Hand, und ſprach: »Wir werden auch regieren, mein Bruder.« Arſinoe mag wohl auch ſchön ſeyn, aber was iſt ein Stral der Sonne gegen die ganze Pracht ihres Aufgangs? »Ach, erwiederte ich ſeufzend, »wer nur mit Kleopatra regieren könnte!« Und ſie, die ſanfte Arſinoe, die Taube in der Einfalt, ergriff ein

Meſſer, und hätte mich damit durchſtoßen, wäre ich nicht auf die Seite gewichen.

Kleopatra.

Das that Arſinoe? So iſt auch ihr Herz voll Neid und Eiferſucht gegen mich? So iſt es nicht das Gefühl des Schicklichen, welches ſie ſtets im Munde führt, wodurch ſie mich abhalten will, die Macht meiner Reize wirken zu laſſen? Mein lieber Bruder, mein guter Ptolomäus, die Götter haben alles wohl gemacht. Dein Peiniger iſt in Feſſeln, und der meinige iſt todt. Uns iſt Aegypten vorbehalten.

Ptolomäus.

Was iſt Aegypten gegen Deine ſchönen Augen, Kleopatra? Laß mich ſie küſſen, und ich werde mit Freuden Dir die Herrſchaft eines Königreichs dafür opfern, und habe noch nicht zu viel geopfert.

Kleopatra.

Du ſchwärmeriſcher Sprößling der Liebe! Ich danke Dir für Deine Schmeicheleyen. Wachſe immer einem ſchönern Genuſſe entgegen, und nimm indeſſen, was ich Dir nicht verſagen möchte. Küſſe meine Augen, ich küſſe Deinen Mund, und mit dem Kuſſe weihe ich Dich zu meinem Vertrauten ein. Aber laß nie dieſe Wärme für mich verlöſchen, Ptolomäus; höre nicht die Sprache der Schmeichler, die ſich um Dich ſammeln werden, um mich von Dir zu entfernen, aus Deinem Herze zu reiſſen. Bald wird die Sprache der Hofſchranzen bis zu Deinem Ohre reichen, ihr lockender Ton wird Dir zuflüſtern: Laß dieſe Schweſter fahren, was ſoll ſie Dir?

Dann Bruder, ſey ſtandhaft, verhehle mir nichts; entdecke mir jeden Betrüger, der uns zu trennen ſucht, daß ich ihn ſtrafe, und Dich und mich vor hämiſchen Verfolgungen ſicher ſetze. Itzt komm zum Throne, und empfahe die Huldigung der Völker.

Aegypten.

Alexandrien.

Plaz vor dem Königlichen Palaſt.

Große Gerüſte ſind errichtet, allenthalben leuchtet Pracht hervor, viel Volks ſtrömt hinzu.

Theodetus (verkleidet und unbemerkt.)

So fahre denn wohl, Aegyptenland, ſchönes Reich, welches mich abermals mit einer trüglichen Hofnung hingehalten. Ich glaubte in Dir zu einer ruhigen Größe zu gelangen; ich war ſchon auf dem Wege dazu, war auf der Bahn etwas zu bewerkſtelligen, worüber der Erdkreis wohl in Erſtaunen hätte gerathen können. Zwey große Menſchen aus dem Wege zu räumen, für die ſich Tauſende und Hunderttauſende bisher geopfert; dieſe durch eine bloße Liſt, durch Schlauheit aus dem Wege zu räumen, das wäre noch ein Meiſterſtück geweſen, wofür ich wenigſtens eine Provinz verdient hätte. Denn das iſt keine Kunſt, Sklaven zu miethen, um den Ruhm zu haben, Tauſende gemordet zu haben. Der Ruhm eines Helden iſt wahrlich nichts, wenn er mit großen Heeren kämpft. Er ärntet nur von der Ausſaat ſeiner Talente.

Aber ſich die Menſchen ausſuchen, wie ſie ſterben ſollen, und dann es dahin bringen, daß der ſterben muß, von dem man gerade glaubt, man könne es am wenigſten dahin bringen, ihn ſterben zu laſſen, das iſt etwas Großes. Wenn ich daran denke, daß ich einen König, alle ihn umgebende Getreue, und ein ganzes Volk dahin brachte, daß ſie einen Menſchen mordeten, der eigentlich ihr Wohlthäter war; wenn ich daran denke: ſo komme ich mir fürchterlich groß vor, obgleich ich Aegypten in dieſer armſeligen Geſtalt verlaſſen muß.

Ich will das Spiel noch mit anſehen, daß ſie einen König krönen, der nie König werden wird. So lange Cäſar hier iſt, werd' ich keine Thaten mehr thun, und ſein ſcharfes Auge könnte mich doch entdecken; beſſer alſo, ich gehe, und ſo ganz arm geh' ich auch nicht von hier, als mein Aeußeres zu verrathen ſcheint. Die Hülle, die einen Bettler zu decken ſcheint, hat ja wohl ehe einen König gedeckt, wenn er aus einer Schlacht ſich fortſchlich, um nur ſein Leben zu retten, und ſeines Reichs und ſeiner Würde vergaß.

Aber wie groß wäre ich erſt dann geweſen, wenn ich auch dieſen Cäſar den Göttern des Nils hätte opfern können! Ich verſäumte den Zeitpunkt zu ſeiner Erforſchung. Hätte ich es eher bemerkt, daß ſein Herz weich für ſeinen Feind ſeyn könnte, ich hätte andre Maaßregeln genommen; und der Theodotus, der itzt von dannen ſchleicht, würde, mit einem Purpurmantel umgeben, auf dieſen Bühnen zur Rechten ſeines Königs ſtehen, und Alle, vor denen er ſich verbergen muß, würden ihm laut den Namen eines Retters zugeſchrieen haben.

Cäſar, (an einer Hand) **Kleopatra,** (an der andern) **Ptolomäus,** (treten auf die Bühne, begleitet von römiſcher Leibwache, und dem ganzen ägyptiſchen Hofe.)

Das Volk.

Es lebe Cäſar! Es lebe Kleopatra! Es lebe Ptolomäus!

Ein Sprecher.

Ja, großer Cäſar, unüberwindlicher Beſieger alles deſſen, was ſich Dir entgegenſetzt, Du ſollſt leben, und die beiden Mündel, welche Du an Deiner Hand führeſt, mit Dir! Groß ſteheſt Du da, im Namen Deiner Republik, im Namen der ächten Beherrſcherin ſo mancher Provinz, ſo manches Königreichs. Siegreich ſind Deine Waffen, ſiegreicher aber Deine Liebe, Deine Sanftmuth, Deine Großmuth. O Du uneigennütziges Licht, an Aegyptens Himmel ſo hellglänzend! Du ſeltene Erſcheinung des Opfers und der Selbſtverläugnung, der Du nehmen konnteſt Aegypten, beſiegt ſchon hatteſt ſeine Schaaren, Du gabeſt ſanftmüthig den errungenen Zepter in die Hände derer, denen er gebührt. Du behielteſt nichts für Dich — Du biſt den Aegyptern ein willkommner Gaſt.

Ein Aegypter (neben dem unerkannten Theodotus.)

Der ſchmeichleriſche Bube, wie er lügt! es iſt kein wahres Wort in allem, was er ſpricht. Cäſar iſt der eigennützigſte Deſpot, den es je gegeben haben kann. Das Opfer, noch Aegypten nicht zu Rom zu rechnen, hat er der Wolluſt gebracht. Aegypten hat eine gekrönte Buhlerin zur Königin, von einem römiſchen Bürger verführt. Auch hat die ſtolze Tochter des Aulethes mit der Unſchuld alle Scham verloren. Sie trägt die Bürde, mit welcher ſie ſchwanger iſt, öffentlich zur Schau dar — und ſcheuet ſich nicht, den eilfjährigen Ptolomäus, der freylich von den Dingen noch nicht viel mehr verſteht, als wenn er ſelbſt in dem Behältniſſe läge, welches er vor ſich ſieht, zum Gemahl zu nehmen, und ihm eheliche Treue zu verſprechen. Er lügt auch, daß er die Aegypter beſiegt hätte — verblendet hat er ſie, weiter nichts.

Theodotus.

O Wunder, daß ich in Aegypten außer mir noch einen Menſchen finde, der ſo denkt!

Der Aegypter.

Wie! Hörteſt Du mich? Ich ſprach ſo leiſe, und wollte nur von meiner Seele gehört ſeyn. Ich habe wahrlich vom Glücke zu ſagen, daß ich gerade meine Worte in Deiner Atmoſphäre ausgedünſtet.

Theodotus.

Und ließen ſich die Worte nicht in mehrere Aegypter, gleich Dir, übertragen?

Der Aegypter.

Wage es nicht, wenn Du nicht unter dem Schwerte ſterben willſt, das meiner Brüder ſchon viele würgte. Du darfſt es nicht laut werden laſſen, was Du für dieſen Auftritt fühlſt und davon denkſt. Römiſcher Nebel hat ſich auf Aegyptens Häupter niedergelaſſen, und ihren Sinn verſtumpft. Sie ſehen in eine Blende, die ihnen Cäſar vorhält, und in welcher er als ein allumfaſſender Geiſt erſcheint, da er doch nichts weiter iſt, als ein alles weibliche Geſchlecht umfaſſender Menſch. Doch laß uns von dem zu reden aufhören, was immer nur mit leeren Worten abgehandelt, nicht durch Thaten unterſtützt werden kann; und laß uns auf den Unſinn hören, den man dort ſpricht, und der vielleicht noch manches im menſchlichen Herzen Verborgene aufſchließen kann.

Cäſar.

Ja, ihr edlen treflichen Aegypter, die Götter ſelbſt haben ein Werk vollführt, deſſen ich mich zu rühmen, ich unſinnig nennen würde. Wie könnte es ein Menſch, ein ſterblicher Menſch gewagt haben, ohne dieſen Beyſtand mit einer Hand voll Leute, wie ich ſie nach Aegypten brachte, ein ſo mächtiges Königreich anzugreifen, zu unterjochen, die Ruhe wieder herzuſtellen, die für daſſelbe ganz verloren ſchien?

Der Aegypter.

Sieh, wie er noch unſrer Thorheit ſpottet, daß wir die Handvoll nicht zuſammengedrückt.

Theodotus (halb wütend.)

Und warum drückt man ſie nicht noch zuſammen, mein Freund?

Der Aegypter.

Du fragſt? Weil es itzt zu ſpät iſt. Wie es Zeit war, da waren drey Schurken um den König, die alles hätten bewerkſtelligen können. Zween haben ihren Lohn gefunden, ſie hießen Pethinus und Achillas; der dritte, Theodotus, iſt ihnen noch entwiſcht, und hätte ihn mancher Aegypter, er würde mit den Zähnen ihn noch zerreißen, und mit Wohlſchmack ſein Herz ſpeiſen.

Theodotus.

Aber beurtheilt man dieſe Leute nicht zu hart, vielleicht nach einer Außenſeite?

Der Aegypter.

Nein, mein Freund, es waren abgefeimte Schurken, die nur ihren Eigennutz befördern wollten; Schelmen, die ſchon zu Aulethes Zeiten mehr Herrſchaft über dieſen König hatten, als ihnen von Gott und Rechtswegen zuſtand; die ſchon jeder Aegypter hätte todtſchlagen können, ohne ein Verbrechen an den Göttern zu begehen, weil er der Menſchheit dadurch eine Wohlthat erwies.

Kleopatra.

Die Götter und ein Halbgott, o ihr Aegypter, haben an Eurem Wohl gearbeitet, und Ruhe und Friede ſind die ſchönen Folgen davon. Hinweg iſt von Königs Aulethes Geblüte, was Aegypten den Untergang drohete; hinweg ſind die, welche eine ſtrenge Regierung einzuführen im Sinne hatten; getödtet oder zerſtreuet ſind die, die den guten Aulethes ſchon ſo eingenommen, daß er von ihren Winken abhieng.

Und nun, Aegypter, kann ich Euch entdecken, daß dieſes Aulethes Wille war, daß ich allein über Euch herrſchen ſollte; daß dieſes Verſprechen er mir lange vor ſeinem Tode gab; daß die Verräther, Pothinus, Theodot und Achillas, mir dieſes Recht, ſich ihre Glückſeligkeit, und Euch Eure Ruhe raubten; daß alles Blut, was in Aegypten gefloſſen, auf das Haupt dieſer Böſewichter fällt.

Der Aegypter.

Sie hat gewiſſermaßen Recht; auch glaub' ich, daß Auletes vernünftiger gehandelt hätte, wenn er ihr allein die Regierung übertragen. Dann hätte ſie jenes verworfne Kleeblatt aus dem Wege geräumt, wäre nicht Buhlerin geworden, und Aegypten nicht einer ſo entſetzlichen Verheerung unterworfen geweſen. O Freund! hätt' ich ihn, dieſen Theodot —

Theodotus.

Es möchte doch wohl Zeit ſeyn, ſich hinwegzubegeben. Unſer Geſpräch könnte gehört werden, und wir als Unzufriedne auf die Seite geſchafft. Leb wohl, mein Freund, ich verlange nicht das letzte blutende Opfer dieſer empörenden Scene zu werden. (ab.)

Der Aegypter.

Ja wohl empörend. Da ſetzen ſie ein Kind auf den Thron, welches regieren ſoll, und kaum denken kann, oder wovon ſie vielmehr haben wollen, es ſoll nie denken und regieren lernen. Sie geben ihm eine Frau, aber ihr lieben Götter! welch eine Frau? Cäſar hat ihr die römiſche Natur eingeflößt, und hat ſie dadurch untauglich gemacht, anders als auf römiſche Art über Aegypten zu herrſchen. Weiß der Himmel, welch einen flüchtigen Geiſt dieſe Republik um ſich her verbreitet, wodurch alle, die einmal nur Hauch von ihr empfangen, zu ihr hingelockt werden, als ob's ein Köder wäre, dem ſie nicht widerſtehen könnten.

Cäſar (ſetzt Ptolemäus eine Krone auf.)

Dir geb' ich dieſe Krone, Ptolemäus, die Dein Bruder ſo ſchändlich mit Füßen trat, die er mit Blut beſudelte, mit der Ruhe ſeiner Unterthanen ſich erkaufen wollte. Ein großes Opfer, welches nie irgend ein von den Göttern zum Herrſchen beſtimmter Menſch bringen ſollte, weil nie ihre Strafe dafür ausbleibt. Du haſt ſie an Deinem Bruder geſehen. Der Moraſt des Nils mußte ſich aufthun, um ihn zu erſticken. Hüte Dich, in ſeine Fußtapfen zu treten.

Hier geb' ich Dir zu dem Ende Kleopatra an Deine Seite, die des Vaters Wille zur Königin erhob. Eine Weiſe unter den Weiſen, ein Mann unter den Weibern, ausgerüſtet mit aller Kraft, mit allen den Eigenſchaften, die einen Mann nur zieren können. Ich gebe Dich ihr als Mitregent, ſie Dir zur Gemahlin. Siehe ſie als Deinen Schutz, als Deine einzige Zuflucht an, um nicht auf falſche Wege zu gerathen. Traue keinem Schmeichler. Entdecke ihr jeden, der Dir gern rathen möchte; denn wer rathen will, hat allemal etwas im Sinn, und Du biſt zu jung, es zu beurtheilen, ob es Gutes oder Böſes iſt. Alles, was Könige umgiebt, iſt verdächtig, und muß der Prüfung unterworfen werden.

Volk.

Heil Dir, weiſer Cäſar! Heil Dir, daß Du unſern König unterrichteſt!

Der Aegypter.

Sie ſind ſo verblendet, daß ſie nicht ſehen, wie er den Mitregenten zum Sklaven der Regentin macht; ſie rufen Heil dem, der ſie einem Weibe unterwerfen will, die ihre erſte Probe der Schwachheit ihnen zur Schau ſtellt; und ſie können glauben, daß dieſer nicht noch tauſend andre Schwachheiten folgen werden? — O Weisheit! die du in dieſem Lande ehedem zu Hauſe wareſt! wohin biſt du geflohen? Warum haſt du deine Reſidenz von den Ufern des Nils verlegt? Wo findet man dich? Denn in dem verderbten Rom kannſt du unmöglich wohnen, kannſt nicht hauſen, wo ein Bund wider die ganze Menſchheit geſchloſſen wird, wo man mit weitreichendem Arm über Meere hinweg, Könige entfernt, um die bisherigen Sklaven der Könige zu Sklaven eines römiſchen Ritters umzuſchaffen.

Ptolomäus.

Dank Dir, mein guter Cäſar, daß Du mich ohne alle Anſprüche ſo hoch erhoben. Dank Dir, Kleopatra, daß Du mich an Deine Seite ſetzen wollen. O ihr Aegypter, ich bin zwar nur noch Kind, allein ich fühle mehr als ein Kind: ich fühle, daß Ihr mir einſt theuer ſeyn werdet, daß Ihr mirs jetzt ſchon ſeyd. Ich werde mich bemühen, Euch zu gefallen, und Euch Gutes zu erweiſen. Ich fühle, daß ich an der Hand meiner ſchönen Schweſter nicht nur ein glückliches Leben führen, ſondern auch ein glückliches Leben über alle Aegypter bringen werde.

Das Volk.

Es lebe Ptolomäus, unſer König! Wir wollen ihn lieben und ehren.

Der Aegypter.

Da beten ſie ihm die nämliche Formel her, die ſie jenen entgegenpredigten. Und du junger Sproſſe aus des braven aber ſchwachen Auletes Blute, du haſt ein ſchrecklich falſches Gefühl.

weder du wirſt glücklich ſeyn, noch wirſt du Glück über Aegypten bringen können. Du ſollteſt dich mit dem erſten beſten Aegypter, der noch Auletes Andenken ehrt, hinbegeben in eine wüſte Einöde, und dort warten, bis das Ungeheuer Cäſar ſich entfernt, bis Kleopatra geboren die Brut des fremden Wollüſtlings, und iſt es ein Sohn, ſo ſollteſt du weinen über den verloſchenen und befleckten Stamm Auletes, und unter den Prieſtern in unterirdiſchen Wohnungen dein Leben beſchließen.

Aegypten.

Reizende Gegend.

Ufer des Nilſtroms.

Viel Volk am Ufer, welches die prächtige Flotte betrachtet.

Auf einem großen Ruderſchiffe Thalamegos genannt, Cäſar, Kleopatra, Ptolomäus, Minka, mit Gefolge. Um ſie her eine Flotte von beynahe vierhundert Segeln.

Kleopatra.

Dieſen großen Thalamegos hab' ich meinem Cäſar zu Ehren zurichten laſſen.

Cäſar.

Auch ergötzt mich dieſe Luſtbarkeit ungemein. Die Tiber, ſo ſtolz ſie daher fließt, weil ſie die Stadt aller Städte wäſſert, kann doch ihr Haupt nicht gegen den königlichen Nil erheben, auf welchem man eine Seeſchlacht halten könnte. Auf dem Meere gewährt es einem auch kein ſolch angenehmes Schauſpiel, weil man blos Waſſer und den Himmel ſieht. Hier genießt man alles im ſchönen Einklange, was die Natur ſchönes hervorgebracht; hier ſieht man ſie auf allen Seiten wirken, und freuet ſich ihres Wirkens. Auf dieſem Nil zu ſegeln, iſt eine Glückſeligkeit, um die ſelbſt ein Römer einen Aegypter beneiden muß. Du biſt eine glückliche Königin, Kleopatra.

Kleopatra.

Und dieſes ganze Glück, wem hab' ich es zu danken, als meinem Cäſar?

Minka.

Ich kann's nicht gut vertragen, meine Gebieterin und Königin, wenn Du den Stolzen noch ſtolzer machſt.

Cäſar.

Ich merke wohl, an Minka hab' ich eine unverſöhnliche Feindin.

Minka.

Nein, Cäſar, die Ehre Dir, die Dir gebühret. Dir den Ruhm, den Deine Waffen und Deine Siege mit Recht fordern; Dir das Lob der Liebenswürdigkeit, mit welcher Du alles bezauberſt. Aber Kleopatra ſoll nicht vergeſſen, ſie ſtand an der Spitze eines furchtbaren Heeres, eines Heeres, welches murrte, da es aus einander gehen mußte, weil es für Dich ſich aufzuopfern beſchloſſen hatte. Sie ſoll nicht vergeſſen, daß man in Syrien ſie nicht wie eine aufblühende Schönheit, ſondern wie eine Göttin betrachtete, welcher man nicht Huldigung, nein, Ehrfurcht ſchuldig zu ſeyn glaubte; für die man ſich, hätte ſie in jenen Gegenden bleiben wollen, ſelbſt gegen andre Feinde entblößt haben würde, um ihr beyzuſtehen, und zum Beſitz deſſen ihr zu helfen, nicht was ſie ſchon beſitzt, ſondern was ſie nach dem Verſprechen des Königs Aulethes beſitzen ſollte.

Cäſar.

Ich will Mirka in ihren Betrachtungen nicht ſtören, Kleopatra! Höre ſie ganz, und dann entſcheide.

(Er wendet ſich zu ſeinen Befehlshabern der Heere, indeß Kleopatra und Mirka zuſammen reden.)

Wohl hätte ich Luſt, dieſen Strom ſo weit als möglich zu verfolgen, und ſelbſt Aethiopiens Küſten zu befahren, um ſeinem Urſprunge näher zu kommen, und die Schwarzen an ſeinen Ufern wimmeln zu ſehen, wie ich hier die Weißen erblicke. Es wäre in der That ein ſchöner Zug in meinem Leben, wenn ich ſagen könnte: ich habe dieſen majeſtätiſchen Fluß, von ſeinem blendenden Fall ins Meer bis an die Ufer, wo er ſeinen kleinen Urſprung nimmt, befahren; und Cäſar'n muß kein Weg zu weit ſeyn, wo ſeine Wißbegierde noch etwas zu ſehen vermag, was ſeine Augen nicht erblickten.

Ein Anführer.

Dein Unternehmen, Cäſar, iſt ſchön und kühn, und trägt die Spuren des Geiſtes, der

Dich allenthalben begleitet: Du biſt und mußt der Stolz der Römer ſeyn, wenn Du Dein Auge und Deine Thätigkeit ſtets auf neue Gegenſtände wendeſt, die einſt dem Ganzen nützlich werden können. Allein hier würde Deine Begierde vielleicht an der Gefahr ſcheitern, die mit ihrer Befriedigung verbunden iſt: hier könnte Deine zu weit getriebene Wiſſensſucht Dich blos ſtellen. Dein Heer iſt ziemlich geſchmolzen, Deine Hülfsvölker haben ſich entfernt; die übrigen von Deinen Schaaren ſehnen ſich nach der Ruhe und nach ihrem Vaterlande. Was ſind es für Männer, die Du noch bey Dir haſt? Römer, die allen Gefahren getrotzet, die ihr Heldenmuth und die feſteſte Standhaftigkeit, die unbeſchreibliche Mäßigung aller Leidenſchaften, die vielen Stürme hat aushalten laſſen, die das Schickſal bisher auf Dich gehäuft. Die fremden Weichlinge ſind dahin.

Cäſar.

Und dieſe mir ſo Getreuen ſollten nicht auch auf dieſem Wege mich begleiten, ſollten nicht mit theilen wollen den Ruhm, Aethiopien geſehn zu haben, mit Cäſar es geſehn zu haben?

Ein Anführer.

So groß der Werth deſſen iſt, was Du hier erwähneſt, ſo tief ich's fühle, was in dem liegt, wenn wir es glücklich überſtanden, ſo bin ich Dir doch Bürge, daß nicht der Zehnte unter Deinem Heere Ja dazu ſagen wird. Die Idee Deines Rückzugs, Deines Triumphs in Rom, von dem Du ihnen ſchon vorgeredet, hat ſie zu ſehr eingenommen; Arſinoen dort aufgeführt wollen alle ſehen; und daß ſie das nicht alle ſehen werden, wenn mit Dir ſie dieſe neue Streiferey unternehmen, iſt zu gewiß. Wenn nicht dieſe Allgemeinheit der Geſinnungen ſich ihrer bemeiſtert, ſo wollte ich ſagen, Cäſar möge es verſuchen, durch ſeine alles wirkende Beredſamkeit ſie umzuſtimmen; allein itzt kann ich nicht einmal dieſen Rath ertheilen.

(Von der andern Seite Kleopatra und Minka.)

Kleopatra.

Zu ſehr beleidigſt Du meinen Cäſar, Minka. Wenn er einſt ſich von mir wegwendet, um nimmer wiederzukehren, dann werd' ich den Verluſt auf Deine Rechnung ſchreiben: und ob ich dann nicht wider meinen Willen aus der Liebe Haß würde erwachſen ſehen, ſo viel ich Minka auch zu danken habe — fragt ſich.

Minka.

Kleopatra wird die nie haſſen können, die ihre Gerechtſame vertheidigt, und die ſich ſelbſt gern gehaſſet ſehen würde, geſchähe es aus Eifer für das Gute.

Nicht allein das Bild, was ich von Syrien aufgeſtellt, beſchäftigt mich. Ich ſehe auch in Aegypten umher, und erblicke mehr als Dreyviertel der Einwohner deſſelben ſo für Kleopatra geſtimmt, daß, wenn ſie nur einen Schritt mit jenem Heere dahin gethan hätte, ſie all' die unzähligen Haſſer jener drey Räuber ſich zugefallen geſehen, und ſo durch ſich mehr geworden wäre, als ſie durch ihn geworden iſt. Dann hätte Cäſar bitten müſſen — und Cäſar bittend vor Kleopatra! — O Königin! Es hätte anders gehen ſollen.

Kleopatra.

Du vergißt, daß das Weib auch der Liebe leben muß, wenn die Herrſcherin dem Ruhme lebt. Du fühleſt nicht, was er mich fühlen lehrte.

Cäſar.

Nun! hat Minka ihr Herz ganz ausgeſchüttet? Erheitre wieder Dein Geſicht, Du trefliche Amazone; Du Feldherr unter den Schaaren Deiner Königin! Laßt uns froh ſeyn; denn ſchon hör' ich den allgemeinen Jubel auf jenen Schiffen ſchweigen, weil er auf dem unſern ſchweigt.

Ptolomäus.

Ja, Schweſter, alles iſt ſo ſtill! Laß doch die Saiten wieder tönen; laß keine Minute, der Freude beſtimmt, ungenützt vergehen. Ihr

Spielleute! laßt tönen euer Spiel, daß auf den Schiffen und an den Ufern man es höre, und ſich erfreue. — Die Aegypter ſind der Liebe zu uns voll, laßt ſie auch des Jubels voll werden.

(Allgemeine Freude und Jauchzen. Die Inſtrumente ertönen, das Volk an dem Ufer wird laut. Die Segel ſchwellen. Das Ganze giebt einen prächtigen Anblick.)

Aegypter.

Es leben unſre Herrſcher, die für unſre Freuden Sorge tragen.

Aegypten.

Alexandrien.

Kleopatra Palaſt.

Ihr Wochenzimmer.

Kleopatra. Cäſar. Verſchiedene Frauen. Cäſarion.

Eine vornehme Aegypterin.

Siehe, Cäſar, das iſt Dein Sohn! Beſtimme ſelbſt ſeinen Namen. Es iſt kein alltägliches Kind, dieſer Enkel des großen Königs Aulethes; es iſt ein Geſchenk, welches der Himmel aus römiſchem Samen uns verlieh, damit es in ſich vereinen ſollte, was jene Republik Großes und Edles hat; und was die Könige von Aegypten Vortrefliches mit ſich führten. Dieſer Knabe muß ein Herrſcher werden, desgleichen noch der Erdkreis nicht ſahe; desgleichen noch die lebende Welt nicht erblickte.

Kleopatra.

Dies Kind wird keinen andern Namen haben, als ſeines Vaters Namen.

Cäſar.

Es iſt das Kind unſrer heißeſten Liebe, Kleopatra! Es ſoll Cäſarion heißen. Doch wage es nicht, Knabe, über deinen Vater hervorzuragen.

Kleopatra.

Sieh, wie er Dich anlächelt. Er meint, er werde doch wohl thun, was ſeine großen Ahnen ihm ins Blut gelegt. Er wird handeln, wie alle handelten, die Cäſar zu Muſtern ſich wählte. Er wird des Vaters Erfahrungen noch zu dieſen Muſtern ketten; und wenn man größer werden könnte, als Cäſar war, er würde es.

Minka (vor ſich.)

Wenn er der Mutter Schwächen nur ein Zehntheil mit erhalten, wird er nichts.

Cäſar.

Du ſollſt einſt Aegypten beherrſchen, Knabe. Doch bey dem Leben deiner Mutter nicht.

Und nun, Kleopatra, zu etwas anderm. Du haſt der Liebe Ketten feſt um mich geſchlungen; allein des Ruhmes und der Pflichten Stimme ruft mich laut. In Aſien hat Pharnaces bald den Fuß. Er ſchlug Feldherren, die nicht mit meinem Glücke kämpften. Ich vermag ihnen nicht zur Laſt zu legen, was die trügeriſche Göttin ihnen nicht gewähren wollte; aber ich muß die Widerſpänſtige in ihre Schranken zurückrufen. Sie könnte auch mir der Kleopatra Gunſt entziehen, wenn ich nicht käme, dort Erſatz zu bitten. Sie will gehuldigt ſeyn, wenn ſie gehorchen ſoll.

Kleopatra.

Mein Cäſar will mich laſſen? Und doch, warum ſoll ich nicht ſtandhaft ihm vergönnen, wovon er, ohne ſich ſelbſt nachtheilig zu werden,

nicht ablaſſen kann? Geh immer, Cäſar
will meine Thränen unterdrücken. Ich ha
Cäſarion indeß an Deiner Statt.

Kön

Königreich Pontus.

Schlachtfeld.

Cäſars Zelt.

Cäſar (ſchreibend.)

Ich habe in drey Worten meinem Anitius alles kund gethan, was ich hier ausgerichtet (*). Und wenn auch meiner Arbeiten Menge mir erlaubte, mehr zu ſchreiben, ich könnte nicht. Mein Denken an Kleopatra erfüllt mich ganz. Wie haben Reize nur ſo mächtig auf mich wirken können? Auf mich, der ich in allen Welttheilen zwar mit Wohlgefallen der Schönheit Blüthe ſah, genoß, doch nie von ihr mich übertäuben ließ. Ja, ſie hat Reize, die den Feſteſten zum Sklaven zwingen können.

(*) Veni, Vidi, Vici.

Kann ich ſie denn nicht mit mir nach Rom nehmen? Kann ich nicht mich mit ihr verbinden? Kann ich nicht ein Geſetz in Rom zuwege bringen, daß jedem Bürger es vergönnet ſey, Auslanderinnen, und ſo viel Weiber, als er will, zu nehmen?

Das will ich; und deswegen will ich auch nicht nach Aegypten zurückkehren. Roms Haupter ſind nicht einig. Meine Gegenwart wird etwas darin ändern. Ich werde dieſem unerwarteten Beſuche die Richtſchnur nach meinem Willen zu danken haben; und Marius Cinna iſt zu guter Redner, als daß er nicht mit Nachdruck etwas vorzutragen wüßte.

Ja! Wann ich dieſes ſchöne Weib in Rom an meine Seite ſtelle, wann dieſe Römer ſehen, ich kann Königinnen wie Königreiche mit einem Winke unterjochen; dann werden ſie doch endlich lieber unter Eines vielvermögender Herrſchaft, als unter ſo vielen unruhigen Köpfen leben wollen, die täglich neue Plane machen, deren einer dem andern entgegen arbeitet. Raſch, Cäſar, itzt nach Rom. Nur kurz vor dir können die üblen Nachrichten aus Aſien dahin gelangen. Die der Siege bringſt du ſelbſt. Der Brief an Anitius iſt der kleine Vorläufer des größeren Triumphs. Arſinoe mag Aegyptens Unterjochung in goldnen Feſſeln den Römern als ein Zeichen ihrer Macht bringen, und Kleopatra im Glanze als von der Republik geſetzte Königin, die Großmuth derſelben weit umher verbreiten. Vielleicht kann ich dann eigne Plane vorwärts treiben, und die Häupter dieſes vielköpfigen Staats unter meinem Helme decken.

Aegypten.

Alexandria.

Königlicher Palaſt.

Kleopatra. Minka. Hernach
Ptolomäus.

Kleopatra.

Die Tage ſind mir lang, die Nächte noch länger. Minuten ſcheinen ſich in Stunden zu wandeln, in Jahre Wochen. Was iſt mir, daß ich an all' der Huldigung der Aegypter keinen Antheil nehme? O Minka! Minka! Nach Rom ſteht mein Sinn. Ich muß dieſe Königin der Städte ſehen; ich muß dort lernen, was an meiner Bildung zur Herrſcherin noch fehlt.

Minka.

Erlaubt Kleopatra, mir frey zu reden, und darf der Mund dem Herze keine Feſſeln anlegen?

Kleopatra.

Ich habe Deiner itzt ſicher mehr vonnöthen, als je. Die Freundin ſoll zur Freundin reden. Den Bund mit Dir werd' ich nie wieder heben. Ich habe vor Deiner Seele kein Geheimniß, Minka.

Minka.

Doch eins — Und dann weiß ich die Zeit, wo Kleopatra meinte, ſie könne mich wohl haſſen lernen.

Kleopatra.

Das denkt man wohl; doch zwiſchen ihm und dem Ausführen iſt eine große Kluft. Und mein Geheimniß?

Minka.

Daß ſich Kleopatra nach Rom nicht ſehnt, nur nach Cäſarn. Seitdem Du Männerliebe koſteteſt, Königin, biſt Du nicht mehr die, die Du wareſt. Die Heldin iſt geflohen. Ach, ſeit Dein Heer auf den Höhen von Peluſium aus einander gieng, kenne ich Dich nicht mehr. Mit Deines Bruders Tod, und den gehobenen Hinderniſſen Deines Alleinherrſchens, iſt alles verſchwunden, was Dich mir ſo unerreichbar groß machte.

Du biſt noch immer Aulethes Tochter, Du biſt Aegyptens Königin. Man liebt Dich, betet Dich an; und niemand darfs zu ſagen wagen, daß Du nicht Aegypten glücklich machteſt. Aber Dein Stolz iſt weg. Was willſt Du denn in Rom? Die Sklavin ſpielen? Den kleinen tauſend Königen Stoff geben, über Dich zu lachen? Von einem Diktator, der Deine reizbare Seite zu kitzeln wußte, Dich als Geliebte umherführen, und die Spötter ſagen laſſen, Du hätteſt ohne ihn nicht leben können?

Kleopatra.

Du biſt wahnſinnig, Minka! Nur einer Träumenden kann es begegnen, ſo zu reden. Wer will das alles, was Du da ſchwärmſt? Durch welches Fernglas ſaheſt Du die ſchwarzen

Auftritte in Rom? Ich, meine Freundin, ſehe glänzende. Ich ſehe, wie der Römer Menge meine Pracht anſtaunen wird; ich ſehe, wie ſie königliche Ehre mir erweiſen; ich ſehe, wie ſie Cäſarn neiden, daß er mich ſein nennen kann.

Die ganze Stadt muß in Bewegung kommen, das ganze Land muß aufrühriſch werden. Rom muß zwiefach Menſchen in ſich nehmen, die von allen Seiten herſtrömen, Kleopatra zu ſehen.

Minka.

In der Schule der Eitelkeit biſt Du ſo ziemlich in der erſten Klaſſe, Gebieterin! Du hatteſt einſt in einem andern Fache dieſen Eifer. Nun itzt in dieſem. Geh' dieſen Weg der Gröſſe dann, wenn Du den andern ganz verlaſſen willſt. Im Grunde, da ſich Gröſſe und Ruhm auf die Zukunft ſtützen, kann es uns einerley ſeyn, in welcher Art man uns nach unſerm Tode groß nennt. Und im Leben? Ey was hat eine Königin ſich um der Welt Urtheile zu bekümmern!

Kleopatra.

Sieh, da kömmt Ptolomäus, eben zu gelegner Zeit, ſeine Meynung zu hören.

Minka.

Nicht ganz zur gelegnen Zeit; denn meine Meynung iſt nun wohl dahin.

Kleopatra.

Wie wär's, König und Bruder, wenn wir unſern Cäſar einmal in Rom beſuchten?

Ptolomäus.

Das iſt ein Einfall, den Du nur den Göttern verdanken kannſt, Schweſter! Ein Menſch kann ihn nicht gehabt haben. Das wird die Reiſe der dankbaren Erinnerung. Laß uns ja eilen, daß kein böſer Dämon den Gedanken wiederum verſcheuche. Wir werden viel Freude in Rom haben, und ich bekomme Luſtbarkeiten neuer Art zu ſehen. Ich bin die alten ſchon längſt überdrüßig.

Minka (vor ſich.)

Man kann ſich nichts erwünſchteres denken, als einen König, der auf Luſtbarkeiten reiſt; der zu ſeinem Nebenbuhler reiſt, um ſeine künftige Gattin von ihm lieben zu laſſen. O Aulethes! wie muß dir zu Muthe ſeyn, wenn du auf dieſes dein Königreich blickſt!

Kleopatra.

Dem König Ptolomäus darf es nie an etwas fehlen, was er wünſcht. Wofür wär' er denn Herrſcher von Aegypten? Warum hätten ihn die Götter auf eine ſo hohe Stufe geſetzt, wollten ſie ihn nicht jede Annehmlichkeit derſelben koſten laſſen, die ſie mit ſich führt. Rom nicht nur, nein, die ganze Welt ſoll zu Deinem Vergnügen beytragen, Ptolomäus. Und Deiner Schweſter ſollſt Du jeden neuen Genuß zu verdanken haben.

Ptolomäus.

Davor ſoll dieſe Schweſter aber auch in meinem Herze unauslöſchlich ſtehen. Wie ſchön Du heute wieder biſt! Wie Deine Augen funkeln! Wie Deinen Buſen raſches Feuer hebt! Kleopatra! es regt ſich mancher Wunſch in mir. Wirſt Du nicht bald dieſe erfüllen? Nun, Minka, mache alles bereit. Auch Du mußt Roms Herrlichkeiten ſehen. Es werden freudenvolle Tage werden.

(ab mit Kleopatra.)

Minka.

Es wird ein Leben werden, was den Göttern, die thätige Könige ſehr lieben, viele Wonne ſchaffen wird. Sie werden mit tauſend Wohlgefallen auf dieſes Herrſchervergnügen blicken. O Cäſar! Du biſt wohl nur zum Triumphiren geboren! Hier ſteht dir wieder eine glänzende Trophäe bevor.

Italien.

Rom.

Cäſars Wohnung.

Cäſar. Arſinoe.

Cäſar.

Du redeſt nicht, Arſinoe? Haſt Du gar keine Bitte an Deinen Sieger? Nicht nur Dein Leben?

Arſinoe.

Ich bin zu ſtolz zum Bitten, Cäſar! Die eine Tochter des Aulethes bat Dich um Liebe; ſollte die andere Dich noch um mehr bitten? Wenigſtens ſoll in mir das Blut dieſes Königs nicht ausarten.

Cäſar.

Ich ſchätze dieſen Sinn, Arſinoe; und ſchätze auch Aulethes Blut.

Arſinoe.

Schätzteſt Du dieſes, Du würdeſt mich nicht am Triumphwagen in ganz Rom zur Schau geführet haben. Wenigſtens hätte die Republik dem Andenken Aulethes die Beſchimpfung ſeiner Tochter als ein Geſchenk aufopfern ſollen, wenn ſie ja nothwendig war. Ende nur mit mir.

Cäſar.

Ich habe ſchon geſagt, ich ſchätze Dich. Ich verdenke Dir die Bitterkeit nicht, die Dein Schickſal Dir ins Herz gab. Ich war aber nicht Meiſter dieſes Schickſals, nur Werkzeug deſſelben. Ich werde Dich weder tödten noch gefangen halten. Aber in Rom kannſt Du nicht bleiben. Hier erwart' ich Deine Schweſter.

Arſinoe.

Hier meine Schweſter? Sie will den Ort betreten, wo man das Königreich Aegypten im Triumph aufführte? O Cäſar, nun erkenn' ich, daß die Götter Aulethes Stammes Untergang beſchloſſen, ſie haben ihm das letzte Ehrgefühl geraubt. Laß mich aus Rom mich ſchleichen, damit ich dieſen Auftrit nicht erlebe. Sähe ich ihn, die Scham würde mein Herz zuſammenpreſſen, und es zerſprengen.

Cäſar! Was haſt Du für ein großes Weib vernichtet! Wie oft habe ich dieſe Kloepatra bewundert! Was für Eigenſchaften waren in ihr vereiniget? Und wie ſind dieſe alle zu nichts geworden? Kann eine Leidenſchaft das bewerkſtelligen, o ihr Götter, ſo tödtet mich, ehe ihr mich zum Opfer derſelben werden laßt! Fort, Cäſar, fort aus Rom, todt oder lebendig; aber nur fort von der Quelle des Unglücks Aegyptens.

Cäſar.

Ich habe kein Vermögen, Prinzeſſin, Dich nicht zu bewundern. Ich mögte gern Dich nicht ſo ſehen, und doch lies' ich es, Dich ſo zu ſehen. Allein Du biſt deshalb nicht glücklicher. Mit dieſem Geiſte darf ich Dich nicht nach Aegypten laſſen.

Arſinoe.

Und denkſt Du, ich ſehne mich dahin? So wenig dort als hier in Rom, will ich, wenn ich leben ſoll, an tägliche Erinnerungen gemahnt ſeyn. Sende mich weit, weit weg in eine Einſamkeit. Gieb mir eine einzige Sklavin zur Begleiterin, ich will ſuchen, ſie zu meiner Freundin zu machen. Vielleicht lenkt das Schickſal einer unglücklichen Königstochter ihr Herz warm an mich, und dann kann ich doch noch glückliche Tage zählen.

Cäſar.

Du ſollſt Deinem Stande gemäß leben; aber in Aſien. Deinen Aufenthalt bedarf nur ich zu wiſſen. Auch will ich Dich ſo wohl verſorgen, daß, wenn des Schickſals Hand meinen Abtritt von dieſer Welt eher gebieten ſollte, als den Deinigen, Du nicht der Hülfe Anderer zu leben brauchſt.

Arſinoe.

Willſt Du doch ſo viel Gerechtigkeit gegen die haben, die Du elend machteſt? Nun — danken kann ich Dir nicht dafür, annehmen aber will ich's. Und ſtatt des Dankes nimm den Wunſch, daß das Andenken Aegyptens Dir nie zur Folterbank werde.

Italien.

Rom.

Cäſars Wohnung.

Cäſar. Kleopatra. Hernach Ptolomäus. Minka.

Cäſar.

Ich hoffe, Kleopatra, Du wirſt gewahr, daß Cäſar mehr, als der gewöhnlichen Bürger einer in Rom iſt.

Kleopatra.

Die Römer zollen Dir noch nicht, was ſie Dir ſchuldig ſind. Kleopatra kann beſſer lohnen, als ſie. In ihrem Herze hat ſie Dir einen Thron errichtet. Thäten die Römer das auch, ſie würden nur Gerechtigkeit üben.

Cäſar.

Der Thron der Liebe iſt mir theuer. In die Republik paßt er nicht. Ich bin Dein König, und Du meine Königin; die Republik unſer beider Bundsgenoſſe. Du haſt geſehen, mit welcher Herzlichkeit man Dich als Freundin aufgenommen. Der erſte Staat der Welt ſchützt itzt Dein Königreich auf ewig. Könnte Dein Bruder von den Todten auferſtehen, und wollte das durch ſeinen letzten Athemzug vergebne Recht wieder geltend machen, er ſollte es nicht können.

Kleopatra.

Und käme, könnt' es einen ſchönern Mann als Cäſar geben, noch ein ſchönerer Mann, und trüge er der Kronen mehrere auf ſeinem Haupte, und hätt' er einen Freybrief von den Göttern, ſeine Reize auf alles wirkbar zu machen, er ſollte auf Kleopatra nicht wirken. Ich ſchwebe nur in ſüßem Wonnegefühl, wenn ich bey Dir bin. Die Augenblicke des Freudentaumels jagen ſich, und wer uns ſtört, iſt mir ein unwillkommner

Haſt. Ich haſſe ſelbſt Deine ruhmvollen Geſchäfte, Cäſar, weil ſie Dich mir entziehen. (Es wird [illegible].) Schon wieder kömmt man. O wie läſtig iſt das Unterbrechen in der Liebe!

Ptolomäus.

Da treff' ich Euch beide, Ihr meine Theuren! Rom iſt ein himmliſcher Ort. Hier giebt es einen ſolchen Ueberfluß an Fröhlichkeit, daß ich es Alexandrien vom neuen nennen muß. Hier genießt man in vollen Zügen, was man dort tropfenweiſe koſten muß.

Minka.

Wenn Ptolomäus fortgenießt, wie bisher, ſo wird er bald an Roms Süßigkeiten die nämliche Langeweile finden, die er in Alexandrien empfand, da er alles im Uebermaaß gekoſtet hatte.

Ptolomäus.

Du weißt, Minka, ich genieße nicht blos für die Sinne, auch meine Seele findet Genuß. Des Bemerkenswerthen iſt ſo viel in Rom, daß eines Menſchen Leben, glaube ich, kaum hinreicht, es zu faſſen. Du Spötterin, willſt mich nur necken; allein Du ahneſt nicht, was Ptolomäus für die Zukunft ja geärntet.

Cäſar.

Ha, Du haſt ſie getroffen, guter Ptolomäus. Sie iſt die allgemeine Tadlerin. — Nun fühlt ſie ſich getroffen, und muß ſchweigen. Doch verzeiht, meine Lieben, ich muß in die Verſammlung. Lebt wohl, ihr königlichen Gäſte! Sucht Euch in meinen Gärten Unterhaltung, bis ich wiederkehre. Es ſtehen tauſend Arten von Vergnügungen für Euch bereit. Oder gefällt's Euch dort nicht, ſo geht in die bedeckten Gänge. Zwey Reihen Sklaven warten in den Hallen auf Euren Wink. Auch hab' ich die Marmorbäder öffnen laſſen, und in den Säulen ſind Erfriſchungen bereit. Sobald ich wiederkehre, reiten wir aufs Land, um dieſen ſchönen Tag den Reizen der Natur, und den Gaben zu widmen, die ſie hervorbrachte. Du, Minka, ſey in Zukunft beſſer auf der Hut. (ab.)

Ptolomäus.

Wohin ſoll ich denn nun zuerſt? O wie iſt dieſer Cäſar mannichfaltig reich! Es iſt ein ſtolzes Leben um einen Bürger Roms. Gieb guten Rath, Minka; wähl ich die Gärten, Hallen, oder Bäder?

Minka.

Wähle doch lieber, die Augen nahe um Dich her aufzuthun, um zu ſehen, was mit Dir und gegen Dich vorgeht. Vergiß doch über Nebendinge Deinen Hauptzweck nicht, zu kindiſcher König!

Kleopatra.

Minka! Willſt Du mich beleidigen? Was ſoll das?

Ptolomäus.

Ich ſoll um mich ſehen, was gegen mich vorgeht? Wie ſoll ich das verſtehen, Schweſter?

Kleopatra.

Sie macht ſich ein kleines Vergnügen, Dich in Deinen Beluſtigungen zu unterbrechen.

Ptolomäus.

Ich glaube ſie beneidet mich, daß ich ſie genießen kann. Sicher hat ſie in Aegypten etwas zurückgelaſſen, was ſie ſchmerzt. Nun freylich, da ſind ihre Launen zu verzeihen. Du dauerſt mich, daß Du einſam biſt; allein, wenn man, wie ich, ſein Liebſtes bey ſich hat, dann muß man fröhlich ſeyn, und ſo verlaſſe ich Euch, um die Gärten zu beſuchen, die Grotten zu durchſtreichen, und in den kühlen Bädern dann Erquikkung zu ſuchen.

(Er läuft ab, nachdem er Kleopatra geküßt.)

Minka.

Wenn wird denn dieſer Staar einmal von ſeinen Augen fallen? Wenn wird er ſehen, daß dieſes Liebſte, was er bey ſich hat, für einen Andern er nach Rom gebracht; daß dieſer Freuden ſo viele darum ſo reich ihm aufgetiſchet werden, damit er nicht einmal die ächten Liebenden, indeß er ſich geliebt glaubt, ergründe?

Kleopatra.

Du wirſt hämiſch, Minka, Du vergiſſeſt, daß Kleopatra mit leidet, wenn er das entdeckt.

Minka.

Sie wird aufhören zu leiden. Als ob's nur dieſen Cäſar in der großen Männerwelt gäbe; und als ob Andre nicht das nämliche Recht hätten, Anſprüche auf Kleopatra's einmal gefaßte Leidenſchaft zu machen. Auch Du, Kleopatra, biſt blind. Wahr, daß man alle Ehre Dir in Rom erzeigt; wahr, daß man Dich mit vielen Feyerlichkeiten zur Freundin und Bundesgenoſſin der Republik angenommen. Auch haben die verſchwenderiſchen Römer die Gelegenheit nicht vorübergelaſſen, ihrem Hange zu Gaſtereyen zu fröhnen. Du biſt bewirthet worden, wie man in Aegypten kaum ſelbſt an dem königlichen Hofe bewirthet werden kann; und ſollte dieſer Deiner Wirthe einer einſt Dein Gaſt werden, ſo mögte der kleine König aus Rom noch immer die Parallele zwiſchen beiden Aufnahmen zu ſeinem Verzug neigen.

Allein warum geſchahe dieſes alles? Nicht um Deinetwillen, Kleopatra, denn zu ſtolz ſind alle dieſe Römer, Dich, als eine von Cäſar, ſey's durch Macht, oder Liſt der Liebe Ueberwundne, zu verehren. Sie alle dünken ſich, jeder einzeln genommen, mehr, als Du biſt. Aber aus Furcht vor dieſem Cäſar, deſſen Geiſt und Uebermacht ſie in Zittern erhält, bringen ſie das Opfer. Sollteſt Du nur hören, wie hämiſch man hinter Deinem Rücken ſpricht.

Kleopatra.

Du giebſt Dich mit Auslegung der Gedanken ab, Minka, indeſſen ich die Handlungen betrachte. Kennſt Du denn etwas für mich ſtolzeres, als wenn eine ſolche Republik mir huldigen muß? — Muß! o in dem Worte liegt ſo viel! Und dann, den Mann, den ſie alle fürchten, ſo allein, ganz allein zu beſitzen! Wie muß das dieſe Römerinnen kränken!

Minka.

Dafür haſt Du in jeder Römerin, die Anſpruch auf ihn machen kann, auch eine Todfeindin; und ſo viel Feindinnen zu haben, iſt doch auch wahrlich kein beneidenswerthes Loos.

Kleopatra.

Weil Du keinen Begriff von Leidenſchaft haſt, urtheilſt Du in dieſer Art. Das iſt das kühnſte Opfer, was das Glück mir bringen kann. Ich weiß, daß dieſe alle ſich den Kopf zerbrechen, wie die Aegypterin es möglich machen können, den zu feſſeln, den keine noch halten konnte. Die Römerinnen ſind alle ein wenig ſchwerfällig; und das Pathos, in dem ſie ihre Würde kleiden, mag auch wohl ein nothwendiges Attribut ihrer Liebe ihnen ſcheinen. Von den Launen, von dem kleinen neckenden Weſen, mit dem die Liebe ſich ſo allmächtig zu erhalten weiß, wiſſen ſie nichts; und können alſo auch nicht Staat darauf machen, anders als durch ungewürzten ſchmackloſen Genuß zu binden. Und ein Cäſar —

Minka.

Prale nicht zu ſehr mit Deinem Cäſar. Er betrügt Dich doch auch, bey Deinen hellſehenden Augen.

Kleopatra.

Ha, wie Du ſo geſchickt Samen zur Uneinigkeit ſtreuen möchteſt, um Deine Privatrache zu befördern!

Minka.

Nicht das; ich mögte meine Königin nur weiſer machen, um ſie beſſer ihr Leben genießen zu ſehen. Du ſchwebſt in zweyerley Irrwahn: Einmal wird Cäſar ſich nicht alle Damen Roms zu Feindinnen machen, und manche Stunde, die er der Verſammlung zu ſchenken vorgiebt, wird wohl in den Kloſettern einer Flavia, Lucia, Agrippina, Vetuſta, Varia, und wie die alle heißen mögen, die um Kleopatra ſich ſo genau bekümmern, zugebracht. Der einen wird er erzählen, wie ſich dieß ſchöne Weib als Mädchen, noch unberührt, zu ihm ins Zimmer tragen ließ; der andern wird er für erhörte Liebe einen Lohn verſprechen, wie er ihn Dir gegeben zu haben, ſich lobpreiſt, ein Königreich — und eine dritte, die nun nur durch die Mängel Anderer ſeine Freundin bleiben kann, wird er von Deinen Fehlern unterhalten, und ſollte er Dir auch ein Heer andichten, die Du nie gekannt.

Kleopatra.

Du weißt Deinen Worten bedeutende Bitterkeit zu geben, wenn ſie übel ſchmecken ſollen. Allein ſie werden im Andenken an Cäſar'n zu Honig. Das kann er nicht. Und wenn er flatterhaft wäre, klein kann er nicht ſeyn. Das iſt von ſeinem Charakter getrennt, wie Hitze vom Eiſe an dem Pol. Minka, Du haſt nichts noch gewonnen.

Minka.

Ich habe nichts gewinnen wollen! Wenn man nur warnt, um ſeine Pflicht gethan zu haben, ſo kümmert's einen wenig, ob der Warnung

Gehör gegeben wird. Aber glaubſt Du der zweyten Gefahr eben ſo auszuweichen? Dein Ruf, Kleopatra, iſt in Rom einmal verloren. Du hätteſt nicht in Cäſars Hauſe Deine Wohnung nehmen, mehr geheim mit Deiner Liebe ſeyn, und noch geheimer mit dem Stolz auf Cäſars Liebe verfahren müſſen. Du biſt der Spott von Römerinnen: doch das läßt ſich damit tröſten, daß dieſe nämliche Römerinnen der Spott von andern ſind. Aber Cäſar wird gehaſſet — er wird verfolgt — und wenn ſeine Feinde ſiegen ſollten, was wird dann aus Kleopatra?

Kleopatra.

Grauſames Mädchen! Weg mit dem Fantom! Mit dieſem Schreckbilde freylich kannſt Du mich bald aus meiner Laune bringen. Das ſehe ich wohl, daß er hier nicht in Alexandrien iſt. Allein ich will ihn heute noch warnen. Er ſoll wieder mit mir nach Aegypten. Was bedarf er Roms in meinen Armen, und bey meinen Schätzen? (ab.)

Italien.

Gegend vor Rom.

Große Gärten Cäſars.

Ein blendendes Feſt. Viele tauſend Lampen erhellen die Gegend. Von allen Seiten ertönt Muſik. Die Gärten wimmeln von der ſchönen Welt Roms. Ernſte Leute ſind unter ihnen gemiſcht. Cäſar und Kleopatra ſchwärmen bald hier, bald da umher.

Cäſar. Kleopatra. Ptolemäus.
Flavia (eine junge Römerin). Minka.
Viele Römer und Römerinnen.

Kleopatra.

Nicht ſo, wie ſonſt, kann dieſes Feſt mich freuen, Cäſar! Du haſt alles aufgeboten, um es prächtig zu machen; aber wenn es wahr iſt, was man mir geſagt, daß es Dein Abſchiedsfeſt von Rom iſt, ſo wünſchte ich es nie geſehen zu haben. Und ſollte Kleopatra wohl die Letzte ſeyn, die das erführe? Soll ſie an ihr Unglück glauben?

Cäſar.

Warum ſoll denn Liebe auch nur eines Augenblicks mehr der Unruhe genießen, als es vonnöthen iſt? Wenn ich ſchon vor acht Tagen es Kleopatra entdeckt hätte, daß mich das Wohl der Republik nach Spanien ruft, ſo hätte manche trübere Stunde ſich indeſſen in unſere ſchönen Freuden geſchlichen, und der Gedanke an Trennung manche Freude weggewiſcht, die wir ſo kummerlos genoſſen haben. Morgen beym Schluſſe dieſes Feſtes umarme ich Kleopatra, und ſage ihr Lebewohl. Wie bald — ſo ſehen wir uns wieder, ſehen uns in erneuter Liebe leben.

Kleopatra.

Ich weiß nicht, welch ein Schauder, Cäſar, durch Deine Worte in mein Herz gekommen; allein es iſt, als ob man mir eine Todespoſt gebracht. Ueberraſchung! Kann ſie allein das wirken? Ich will's zu meinem Troſte glauben. Alſo morgen ſchon — ſchon morgen Dich nicht mehr in meinem Arm? Schon morgen verlaſſen in Rom?

Cäſar.

Warum verlaſſen? Alle meine Freunde ſind auch die Deinigen, Kleopatra.

Kleopatra.

O daß ich's glauben dürfte! Und wenn ich's glaubte, Cäſar, wähnſt Du wohl, daß ſie nicht alle mein inneres Leiden leſen würden? — und ich bin zu ſtolz, mich ſo bedauern zu laſſen.

(Sie verlieren ſich in die Gänge.)

Ein Römer (mit einem andern am Arm.)

Er wird zu mächtig, dieſer Cäſar. Er hat der Republik gedient. Allein wer hätte es nicht mit ſeinen Talenten, in ſeiner Lage, und mit der Unterſtützung, die man ihm gegeben, auch gethan?

Der Andre.

Wenn wir den Menſchen ſelbſt zu einem Gott erheben, ſoll er dann nicht aufhören, Menſch zu ſeyn? Er giebt Geſetze wider die Verſchwendung, und iſt dieß nicht verſchwendet? Er wird uns einwenden, es geſchehe der Königin von Aegypten zu Ehren — muß der zu Ehren das geſchehen? Muß er eine Königin zur Geliebten haben?

Der Erſte.

Und muß er ſolche Auftritte vor die Augen unſrer Bundsgenoſſen bringen? Muß er unſre Schwächen ihnen aufdecken, damit ſie ſehen, wie die von unſern Provinzen gegebnen — erpreßten Summen, mögt' ich ſagen, angewendet werden? Muß er ſolch ein Beyſpiel ihnen geben?

Der Andre.

Beym Zevs! man muß ſich dieſem Diktator bald entgegenſetzen, ſonſt mögte er zu mächtig nach Dingen ſtreben, die unſer Syſtem über den Haufen werfen.

Ptolemäus (mit Flavia aus einer Grotte.)

Bey Venus Urania: Du haſt mich gelehrt, was Liebe iſt.

Flavia.

Du kämeſt mit einer ſchönen Gemahlin aus Aegypten, um das bey mir zu lernen? Du biſt ein Schmeichler, junger König, ſonſt legteſt Du meinem entzundeten Herzen nicht ſolche Fallſtricke. Ich will nicht wiſſen, was ich dabey verloren habe, daß ich mich Dir überließ, gewonnen ſicher nichts. Aber dort kommen zwey Römer, die in der Nähe mich erkennen mögten, und ich muß erröthen, wenn ſie mich mit Dir allein treffen; ich will den Seitengang links hinaufgehen, geh' Du ihn rechts, ſo kommen wir bey dem kleinen Tempel der Veſta wieder zuſammen. Ich ſollte billig dieſen Tempel itzt nicht ſehen; aber es mag mich entſchuldigen, daß ein König mich hinriß.

(eilt ab.)

Ptolomäus.

Was war das? Welch ein wolluſtreiches Gift goß ſie in meine Adern? Warum lehrte denn Kleopatra mich dieſe Gefühle nicht, die mir gebühren? O Flavia! Du haſt die Augen mir geöffnet. In deinen Armen fand ich das, wofür man mich noch für zu kindiſch hält. Und Kleopatra, die reizende, ſollte ohne dieſen Genuß ſich begnügen? Sie nicht das Feuer haben, was dieſe Flavia hatte, da es aus ihren Augen zehnfach ſtärker ſtralt?

Minka (vor ſich.)

Ha! Biſt du unterrichtet worden? Hat eine Ausländerin gethan, was eine Aegypterin nicht wagen durfte? Nahm man dich nach Rom, um dich klüger wieder nach Alexandrien zu führen? Und haſt du ſo ſchnell eingeſehen, daß der Kleopatra Augen mehr fordern als Küſſe? Ich muß doch hier ein wenig vorbeugen. Kleopatra! wenn Minka nicht ſo warm dein wäre, du könnteſt itzt wohl etwas wagen. (zu Ptolomäus.) Warum ſo nachdenkend, mein König? Und warum in dieſer Fülle der Wonne ſo einſam?

Ptolomäus.

Du hier, Minka? Sprich, was iſt Cäſar der Kleopatra?

Minka.

Was er ihr iſt? Ihr Retter, der zum Throne Aegyptens ihr verhalf.

Ptolomäus.

Nichts mehr? Sprich, liebe Minka, hat Cäſar mehr Freyheit bey ihr, als Ptolomäus, das Kind? O Minka! wie wollt' ich Dich belohnen, wenn Du mir das ſagen könnteſt! Kleopatra iſt doch meine Gemahlin, und ſie wird mir das Kleinod der Liebe aufgeſpart haben. Ptolomäus hat aufgehört ein Kind zu ſeyn. Ich bitte, liebe Minka, ſag' ihr das; und daß ich argwohne, Cäſar mögte ihr lieber werden, als ich.

Minka.

Ueber dieſen Argwohn kann ich Dir Troſt ertheilen, denn Cäſar geht mit Tagesanbruch nach Hiſpanien ab.

Ptolomäus.

Du biſt der Bote meines Friedens. Doch bitt' ich Dich noch, ſuche gleich Kleopatra auf. Stelle Dich, wo möglich, zwiſchen ſie und Cäſarn, denn ſeit einigen Augenblicken nähre ich einen ſchrecklichen Argwohn. Die wenigen Stunden, die ſie noch mit Cäſarn zubringen kann, wende Du an, ſie ſorgfältig zu beobachten, und jede vertrauliche Lage mit Cäſarn ſuche zu verhindern. Sey die Beſchützerin meiner königlichen Ehre. Wir kehren morgen nach Aegypten, und dort will ich Dich nach Würden lohnen.

(zur Seite ab.)

Minka.

Ein guter Anfang! Während er zu Flavien eilt, ſoll ich ſie hüten. Wie doch ein gewiſſer Augenblick uns das Erkenntniß zu tauſend Beobachtungen öffnet! Das Kind Ptolomäus war lauter Willigkeit, es genoß, ohne ſich zu kümmern. Der Mann Ptolomäus läßt im erſten Augenblick des Werdens Leidenſchaften aufbrauſen, die ihm am gefährlichſten werden müſſen; denn Kleopatra kann dieſes Spiel der Eiferſucht nicht ſeyn. Aber nach Aegypten wird der Zufall ſie führen. Itzt wird ſie es ſchon wiſſen, daß Cäſars Stolz ſtark genug iſt, die Liebe hintennach zu ſetzen; und die zweyte Neuigkeit von mir, wird doch wohl ihre Sehnſucht nach Aegypten rege machen, weil dieſe Flavia zur Königin gerade genug Anlage haben könnte, und Rom keine Beſchützer um ſie her ſammeln möchte.

Grotte im Garten.

Kleopatra.

Und wenn wir uns je wiederſehen, Cäſar, wird ſo heiß Dein Herz mir auch entgegen ſchlagen? Wird Hiſpanien nicht der Feueraugen, nicht der Herzensglut genug haben, um das Andenken an mich, wo nicht zu vertilgen, doch wenigſtens ſo zu ſchwächen, daß Du nur mitleidig gegen meine Liebe, nicht ihr gleich brennend mir entgegen kämſt? O ich werde dieſe Augenblicke nicht vergeſſen, könnte ich auch nur bleibend ſie Dir in die Seele prägen!

Cäſar.

Warum ſo ängſtlich, Kleopatra? Warum die Zweifel? Haben Roms Augen, oder hat der Römerinnen Glut auf mich gewirkt, und iſt in Hiſpanien mehr Wärme, als in den italiſchen Gegenden?

Kleopatra.

Frage nicht, Cäſar, was das menſchliche Herz für ein Ding iſt. Ich kann Dir ſo wenig darauf antworten, als ich Dir ſagen kann, was ich für Bilder vor meiner ahnenden Seele vorübergehen laſſe. Ich will Deinen Stolz nicht tadeln, ich will nicht Deine Pflichten fürs Vaterland angreifen. Daß Du ſie wichtig hältſt, iſt mir eine Hofnung, daß Du auch die gegen mich wichtig halten wirſt.

Cäſar.

Ich ſahe Dich noch nie ſo ernſt, Kleopatra. Was haſt Du für Gründe, ſo feyerlich zu ſeyn?

Kleopatra.

Uns wird eine weite Kluft trennen. Ich muß nach Aegypten.

Cäſar.

Du nach Aegypten? Ich ſoll Dich hier nicht wieder treffen?

Kleopatra.

Ohne Dich, was wär' ich hier? Schon ſagt' ich Dirs, ich bin verlaſſen. Kannſt Du nicht einen Tag verziehen, ſo gehe ich noch vor Dir.

(Man hört ein Waffengeräuſch.)

Cäſar.

Auch nicht Minuten mehr, Kleopatra. Dieſe iſt die Trennung. Wir müſſen beide ſtandhaft ſeyn. Zum Abſchied das Verſprechen: Will Kleopatra, ſo ſoll ſie meine Gattin ſeyn.

Kleopatra.

Ich Deine Gattin? Vergiß Du die Geſetze Deiner Republik?

Cäſar.

Ich gab ihr mehr als ein neues; und ich hoffe, die alten ſind auch in meiner Willkühr.

Kleopatra.

Geh' unterm Schutz der Götter. Du haſt ein großes Wort geſprochen. Führſt Du es aus, dann biſt Du näher ihnen als uns. Es iſt ein feyerlicher Morgen, der dieſen Abſchied krönt. Sieh dort den erſten Strahl der Sonne. Bey dieſem ſchwöre ich, jeden Morgen denk' ich Dein.

Cäſar.

Ich jeden Augenblick an unſre Liebe. Lebe wohl, Kleopatra! Uns ziemt ſtandhafter Abſchied.
(zu verſchiedenen Seiten ab.)

Ptolomäus.

Reize kann man dieſer Flavia nicht abſprechen, aber Kleopatra iſt ſie nicht. Und billig ſollte ich doch mehr an ſie denken, als an Kleopatra, die lange ſo gefällig gegen mich hätte ſeyn können, wie ſie es war. Und welche Wonne iſt mir dennoch nun geraubt! Wenn Kleopatra, die meine ganze Seele ohnedem ſchon erfüllte, noch dieſe unbeſchreibliche Befriedigung zuerſt in meine Wünſche gebracht, ich glaube, ich hätte ſie anbeten können. So kann ich nur mit Unwillen an ſie denken, daß ſie das verſchob; und wenn ſie nun mit allen ihren, gewiß mächtigern Gefühlen, mich in ihre Aerme ſchließt, ſo ſind's doch nicht die Erſtlinge der Liebe. Es iſt nur ſchon genoſſenes Glück. Faſt mögte ich Flavia haſſen, faſt ihr nicht begegnen, denn ſie hat mich doch immer um dieſe Glückſeligkeit gebracht. Aber da iſt ſie ſchon. Sie iſt doch ſchön. Sie gab ſich mir doch ganz hin, dieſe Römerin, und ein ſolches Zutrauen darf ich nicht kalt abweiſen.

Flavia.

Ich ſchlich mich bey dem Tempel dieſer keuſchen Göttin vorüber, und ließ meinen Blick zur Erde ſinken. Ich hebe ihn wieder, da ich Dich ſehe. Der Gott der Liebe giebt Dich mir hier wieder. O Ptolomäus! warum biſt Du nicht ein Römer, daß ich Dir ſagen könnte: ewig wird Flavia an Dir hangen, ewig wird dieſe heiße Glut in meinem Herze nicht erlöſchen. Oder warum haſt Du ſchon eine Gattin, daß ich nicht mit Dir nach Aegypten gehen, und meine Wünſche Befriedigung in Deiner Gegenliebe finden.

Ptolomäus.

Ich liebe Dich, Flavia; Du haſt Verdienſte, die auch meine Seele zu Dir lenken.

Flavia.

Dein Auge ſpricht Wahrheit, Deine Worte ſind nicht erzwungen. Du ſtrömteſt ſie gefühlvoll von der Zunge hinweg, und mir ſind ſie ſo willkommen — Wer weiß, ob ſie es Deiner Gattin ſind?

Ptolomäus.

Wie meinſt Du das, geliebte Flavia? Erkläre mir ein wenig den Sinn dieſes Ausrufs.

Flavia.

Bedarf ich das? Sollte ich nicht längſt über dieſen Cäſar Unruhe in Deinen Augen geleſen haben, obgleich Du zuweilen gleichgültig darüber hinblickteſt, wenn ſeine Blicke heiß mit den Blicken der Kleopatra ſich miſchten.

Ptolomäus.

Du haſt das ſo bemerkt? Ich bitte Dich, Flavia, ſey ſtill davon. Ich könnte raſend werden, wenn die Bemerkung ihren Grund hätte. Laß uns lieber das Feuer unſrer Augen miſchen! Du haſt falſch geſehen, Flavia, gewiß falſch geſehen. Es iſt nicht möglich, daß Kleopatra ſo undankbar an meiner Liebe ſeyn kann.

Flavia.

Nicht möglich? König! jetzt werd' ich gewahr, daß Dir Erfahrung fehlt. Wir Römerinnen werden mit den Fehlern unſrer Mütter nur zu ſchnell bekannt, als daß ſich die Erfahrung nicht auch mit auf andre, die wir beobachten, erſtrecken ſollte. Da unſre Mütter uns nicht beſſer wünſchen, als ſie ſelber waren, ſo geben ſie ſich auch nicht die Mühe, ihre Aufführung zu decken. Sie lehren uns ihre Ausſchweifungen freylich nicht, aber ſie laſſen ſie uns als nachahmenswürdige Beyſpiele ſehen. Ich —

Ptolomäus.

Um meiner Ruhe willen, Flavia, laß uns die Grotte wieder ſuchen, wo Du weit ſchöner warſt, als Du mir itzt erſcheinſt. Laß uns die Qualen immer von uns trennen, ſo lange wir die Freuden ohne ihren Einfluß genießen können.

(Er zieht ſie mit ſich fort.)

Italien.

Rom.

Cäſars Wohnung.

Kleopatra Zimmer.

Kleopatra. Minka. Hernach Ptolomäus.

Kleopatra.

Der Palaſt iſt öde. Todt iſt die römiſche Welt. Ich ſehe unter dieſen tauſend Menſchen, die mich bedienen, tauſend traurige Geſtalten. Das Leben iſt aus unſrer Mitte entflohn. Sieh nur hinaus in die Gärten, ob nicht die Blumen verwelkt ſtehen, die Bäume Dürre verkündigen. Matt ſchleichen die Wäſſer aus den Röhren, dumpf ſingen die Vögel ihre Lieder.

Minka.

Und Kleopatra ſinkt in einen Todtenſchlaf, indeß um ſie ſich Gefahren thürmen.

Kleopatra.

Ja wohl Gefahren! Muß ich nicht alle Römer fürchten, ſeitdem mein Schutzgeiſt mich verlaſſen? Für uns iſt kein Bleibens mehr, Minka. Fort nach Aegypten!

Minka.

Und wenn in Aegypten nicht mindere Gefahr Dir drohete, Gebieterin! Wenn Dein Thron wankte?

Kleopatra.

Bemeiſtern Deines Hirns ſchon wieder ſich Dünſte der Einbildung? Auf! heute noch hinweg!

Minka.

Wie kömmt's, daß Ptolomäus Deine Gedanken ſo gar nicht mehr beſchäftiget?

Kleopatra.

Hat das Kind nicht genug zu ſpielen?

Minka.

Wenn aber nun das Kind zum Mann geworden? Du weißt, wie wenig dazu erfordert wird; und eine Römerin hat Dich der Mühe überhoben, dieſen Unterricht ſelbſt zu verrichten. Und wenn Ptolomäus Mann geworden, muß er nicht finden, daß Cäſar auch Mann iſt?

Kleopatra.

Ein reicher Stoff zum Nachdenken. Das hatte ich im Ernſte überſehen; oder vielmehr, ich hielt es für unmöglich, daß eine Römerin kühn genug wäre, ſich an dieſen Gemahl der Kleopatra zu wenden.

Minka.

Du hätteſt nach der Kühnheit Cäſars doch auch der Weiber Kühnheit abmeſſen ſollen. In der Geſchichte Roms bewandert, fandeſt Du der Heldinnen ſo gut, wie der Helden. Oder traueſt

Du einer Römerin nicht zu, daß ſie lüſtern nach dem Thron Aegyptens ſeyn könne? Und wenn ſie danach luſtern wäre, wo hätte ſie eine ſchönere Gelegenheit, der großen Nebenbuhlerin ſich zu entledigen, als eben hier, wo Cäſars Sklaven doch wohl ihrem Golde nicht widerſtehen würden?

Kleopatra.

Wir müſſen nach Aegypten, Minka. Geh, ſuche mir den Ptolomäus.

Minka.

Bereite Dich erſt auf alles vor, Kleopatra. Der Knabe war nicht ohne Kopf, der Mann wird die erhaltenen Gaben zu benutzen wiſſen. Weißt Du denn, ob die Römerin es nicht in Anſchlag gebracht, daß Cäſar mehr Dir iſt, als ein Bruder, daß er das iſt, was der Bruder Ptolomäus Dir ſeyn ſollte?

Kleopatra.

Mit jedem Deiner Worte regſt Du meine Furcht mehr auf, Minka! Sollte das möglich ſeyn, ſo hätte ich alles zu fürchten. Da muß ich Klugheit und Verſtellung zu Hülfe nehmen.

Minka.

Die ich Dir zu rathen, Dich eben aufſuchte. Denn ſchon hab' ich Aufträge Deinetwegen. Schon iſt der Aufruf an mich ergangen, Deine königliche Ehre für ihn zu beſchützen, Deine näheren Unterhaltungen mit Cäſar'n zu belauſchen; und wenn Du eine minder ergebene Dienerin hätteſt, als Minka, ſo könnte wohl des Prinzen Hand einmal in einer unſeligen Stunde den Dolch ergreifen, und wie wollteſt Du da dem Uebel begegnen?

Kleopatra.

Nenne Dich nicht meine Dienerin, nenne Dich meine Freundin. Schon zu oft warſt Du es mir mit aller Redlichkeit. Ich fange an zu glauben, Du hatteſt Recht, da Du meine Thorheit auf Peluſiums Höhen mir verwarfſt, und dieſer Cäſar würde auch an der Spitze eines Heeres nicht mindre Reize an mir entdeckt haben, als in ſeinem einſamen Gemache.

Minka.

Daran zweifle ich noch. Wo Gefahr iſt, iſt Cäſar nicht ohne Furcht, nicht ohne Vorſicht; und er hätte leicht der Schönheit Vernichtung befördern können, um dem Stolze neuen Glanz zu geben. Allein auf andre Art hätte man wohl des Heeres Entlaſſung heucheln, und es an einem andern Orte wieder verſammeln können.

Ptolomäus (eintretend.)

Die wunderbarſte aller Neuigkeiten, daß Cäſar abgereiſet iſt, ohne mir ein Lebewohl zu ſagen. Soll das Verachtung ſeyn, oder trägt man vielleicht in der römiſchen Republik ſich mit einem geheimen Plane, die königlichen Perſonen aus Aegypten mit ihrem Lande ſich zinsbar zu machen?

Kleopatra.

Ptolomäus! Woher Dir dieſe Frage? Wie kam der Zweifel in Dein Herz? Wie war es möglich, ſo etwas zu denken, da bisher Kleopatra des Reichs Wohlfahrt beſorgte, und Du auch nicht einen Fehltritt von ihr vermutheteſt?

Ptolomäus.

So lange die Gefahr der Leidenſchaft uns unbekannt iſt, meine Schweſter, gehen wir an den Klippen vorüber, an denen ſie ſcheitert. Wenn wir ſie kennen, fürchten wir. Nur in Aegypten halte ich uns fernerhin ſicher; und da ich itzt zu genau weis, der Weiber Herz iſt nicht von Stein, da ich überzeugt bin, daß es Augenblicke giebt, wo ſie Königreiche, haben ſie ſie, verſchenken könnten, wo vielleicht des Antheils ſie nicht ſchonten, den Andre mit daran haben, ſo will ich auf meiner Hut ſeyn, dieſen Antheil nicht zu verlieren.

Ich habe daher, um Deiner Betrübniß über Caſars Abreiſe, die jemand behorcht haben will, wo man ſie nicht ſo zu verbergen brauchte, wie vor mir, nichts in den Weg zu legen, die Anſtalten unſrer Ueberſchiffung nach Africa übernommen, und meiner Sicherheit habe ich eine Leibwachzugelegt. Wenn Du genug geweint, meine königliche Schweſter, wirſt Du Dich ans Meer verfügen, wo ich Deiner harren, oder auch nicht harren werde, wenn Rom Dir beſſer gefällt, als Alexandrien.

Du, Minka, hatteſt einen weiſſagenden Geiſt, wie Du mich unterrichteteſt, ich würde Roms Freuden auch überdrüßig werden. Es iſt nunmehr geſchehen. (ab.)

Kleopatra.

Welche Erſcheinung! Iſt das ein Kind von funfzehn Jahren?

Minka.

Du ſiehſt nun, Königin, daß nicht immer das Alter die Kindheit beſtimmt. Die Entwicklung macht den Mann. Welch eine Thätigkeit iſt in das Kind gekommen! Und wie ſo ſchnell hat er begriffen, daß er trotz dem, daß er König iſt, Schutz bedarf! Auf römiſchem Gebiete mögteſt Du ſeine Leibwache nicht überwinden.

Kleopatra.

Ich will dem Kinde eine Falle noch legen, und fällt es nicht in dieſe, ſo ſterbe es.

Aegypten.

Alexandria.

Platz vor dem Königlichen Palaſt.

Kleopatra, Ptolomäus (kommen angefahren auf einem Wagen.) Viel Volk (drängt ſich um ſie her.)

Volk.

Heil dem Könige Ptolomäus! Heil der Königin Kleopatra!

Kleopatra.

Heil den Aegyptern, die Auletes Kinder noch ehren und lieben!

Ptolomäus.

Ihr ſeht uns wieder in Eurer Mitte, Aegypter, um nie Euch wieder zu verlaſſen. Der Pflichten eingedenk, die Herrſcher gegen ihre Unterthanen haben, wollen wir nur dann dieſer

Stadt und dieſem Lande den Rücken kehren, wenn die Vertheidigung deſſelben es erfordert. Dieſe Reiſe war nöthig, um unſre mächtigen Bundsgenoſſen, die Römer, uns feſter, unauflöslich uns zu verbinden. Itzt aber ſoll unſre Sorge ſeyn, uns auch von innen ſo zu verwahren, daß, wenn ein Heer der Feinde aller Welt uns angriffe, wir ihnen widerſtehen könnten. Wir wollen keines Pompejus und keines Cäſars mehr bedürfen, um unſres Reiches Ruhe herzuſtellen. Einigkeit ſoll unſer Bund heiſſen. Ich will regieren, daß meine Unterthanen mit mir zufrieden ſeyn ſollen; und ſie werden handeln, daß ich es mit ihnen ſeyn kann. Ich will mit meiner königlichen Schweſter, die Ihr liebt, und der Ihr Dank ſchuldig ſeyd, daß ſie die Regierung allein übernahm, da ich noch Kind war, mich nunmehr verbinden.

Volk.

Kleopatra! Erfülle Deines Vaters Willen, nimm ihn zu Deinem Gatten an. Laß ihn regieren, und regiere ferner an ſeiner Seite.

Einer aus dem Volk.

Seyd einig! Ptolomäus, als der Mächtigere, möge unſre Staaten ſchützen, Kleopatra mit Rath und That ihm beyſtehen. Ja, ihr Aegypter, glaubt es, dieſer König wird Euch gut regieren. Sein Fleiß ſchaffte ihm Kenntniß. Seine Reiſen Erfahrung. Sein Wille gegen uns iſt gut, und ſeine Handlungen werden unſer Glück befördern. Auch das ſeine wollen wir ſuchen. Du, Kleopatra, angebetete Königin Deines Volks! Du darfſt Dich nicht entbrechen, wie wir, hierzu mitzuwirken. Noch heute reichſt Du ihm Deine Hand; noch heute muß er Dich als ſeine theuerſte, ihm gewiß ewig werthe, Gemahlin umarmen.

Ptolomäus.

Ja, Schweſter, widerſetze Dich den Bitten dieſes Volks nicht. Erhöre ihr Begehren. Es iſt zu Dein- und meinem Beſten, es iſt zu unſerer treflichen Unterthanen Beſten.

Bedenke ſelbſt, wann wir unter einander vereint, wann wir mit ihnen vereint, Aegypten zu einer der glücklichen Herrſchaften machen können, welches Lob, welchen Lohn in jenem Leben wir von den Göttern zu erwarten haben. O laß den Wunſch Deines ganzen Volks, und Deines zärtlichen Bruders nicht unerfüllt!

Kleopatra.

Hört mich, ihr Völker Aegyptens! Hört mich, Aulethes getreue Unterthanen! Höre mich, Du aus einem Stamm mit mir entſproſſener geliebter Bruder! Bedarf es denn ſo vieler Worte, ſo vieler Aufforderungen, mich zu dem zu mahnen, was meine Pflicht iſt? Hab' ich bisher das Wohl Aegyptens nicht gehandhabt? Hat mir Aulethes Andenken nicht im Sinne gelegen? Trete auf, wer mich einer Vernachläßigung in der Regierung zeihen kann! Aber ich will nicht mit Euch zürnen. Wahr iſt's, daß Ihr meinen Gedanken zuvorgekommen. Ich wollte Euch und Ptolomäus überraſchen. Ich wollte von dieſem

Sitze Euch verkündigen, daß heute noch ich Aulethes Thron der Wirklichkeit nach mit Ptolomäus theilen will, den er bisher nur dem Namen nach beſeſſen. Ihr waret voll Eifers, dieß von mir zu fordern. Die Ueberraſchung haben die Götter mir verdorben, das mindert aber meinen Eifer nicht. Mein Vorſatz iſt feſt, und er wird ausgeführt. Heute mögen uns die Prieſter der Götter ſegnen; heute ſey das große Feſt fürs ganze Volk; heute denke man ſegnend an den Aulethes, der uns Zwey dem Königreiche gab. Seyd Ihr zufrieden, Völker? Und Du, Ptolomäus — biſt Du denn nun überzeugt, daß Kleopatra nur für allgemeines Wohl denken und handeln kann?

Ptolomäus.

Wenn Du dieſe nicht überraſchteſt, Schweſter, ſo haſt Du mich entzückt. Ja dieſes offne Auge, dieſe freye Stirn ſpricht Wahrheit. Vergieb dem kleinen Mißtrauen, das in meiner Seele gegen Dich aufſtieg. Nie ſoll es mich wieder überfallen, das leidenſchaftliche Gefühl gegen Dich. Heute, heute verſpreche ich Dir, Kleopatra, dauerndes Zutrauen.

Einer aus dem Volke.

Freuet euch, Aegypter! die Sonne iſt noch nicht ſo ſchön über Euch aufgegangen, als an dem heutigen Tage. Der Friede wird unter Euch wohnen, den Ihr lange entbehrtet. Jauchzet dem königlichen Paare entgegen! Laßt Jubellieder den Tag der ſchönen Einigkeit erfüllen!

Volk.

Es lebe Kleopatra! Es lebe Ptolomäus! Aegypten blühe unter ihnen fruchtbarer als je!

Aegypten.

Außer Alexandrien am Meere.

Luſtſchloß der Kleopatra.

Zimmer derſelben.

Kleopatra. Minka. Apollodorus,
Cäſarion.

Kleopatra.

Ich hatte alle meine Faſſung nöthig, mein ganzes Spiel nicht zu verderben. Wie ſchnell dieſer aufgewachſen iſt zu einem fürchterlichen Gegner.

Minka.

Ich fange an, Dich Meiſterin zu nennen, Aulethes Tochter; und ich ſehe nun aus der Erfahrung, daß es königliche Geſinnungen bey Königen giebt, die die vorhandene Gefahr weit ſchneller einzuflößen vermag, als alle vorhergegangene Ermahnungen. Wie haſt Du immer es ertragen können, ihn zu liebkoſen? Denn er erſchien am Morgen mit zufriedener Mine. Sein Inneres verrieth Vergnügen — und Flavia war ſehr feurig gegen ihn.

Kleopatra.

Ich habe ihn mit Wärme umarmt; aber hätte er während dieſer Umarmung in meine Seele blicken können, es hätte ihn ſiebenfacher Schauder überfallen müſſen. Ich verſagte meinem Körper nicht die Wolluſt, die ſein männlich ſchöner Bau mir verſtattete. — Zu dieſem Genuſſe bedarf man aber keines Königs. Hätte ich einen Dolch gehabt, im letzten Augenblicke des Gefühls hätte ich ihm denſelben ins Herz geſtoſſen. Aber gut war's, daß ich keinen hatte. Nein, ein andrer Weg muß ihn der Welt entnehmen, damit auf mich nicht eine Ahndung falle, und der Aegypter Rache mich nicht treffe, die er zu ſehr ſchon für ſich eingenommen; die ſeine Schmeicheley zu ſeinen Sklaven gemacht, und die die fortgeſetzte Bemühung von ihm, mir ganz entziehen würde; denn ſchon lieben ſie ihn mehr, als mich.

Apollodorus.

Woran Du noch weniger zweifeln würdeſt, Königin, wenn Du gleich mir in ihre Mitte treten könnteſt, hören könnteſt, wie alles den funfzehnjährigen Jüngling das Ebenbild des Vaters nennt; wie ſie ſchon mit Aulethes Weisheit ſeine wenigen Handlungen vergleichen; wie ſie ſein Regiment mit den goldnen Zeiten vergleichen, die unter ſeinem Vater waren. Wirklich, ich bin ſonſt nicht geneigt, zum Verderben zu rathen, aber die Gefahr für Dich, Kleopatra, ſcheint mir hier groß.

Kleopatra (Cäſarion auf dem Arme, hält ihm denſelben vor.)

Für dieſen größer. Wie lange kann es währen, ſo zieht er unter ſeine Vertrauten einen von denen, die um dieſes Helden Knaben Daſeyn wiſſen, und iſt das Kind dann nicht jeden Augenblick ſeinem Grimm ausgeſetzt? Erwarteſt Du, daß dieſer, der Cäſarn haßt, und forſchend es noch zu ergründen ſucht, ob Cäſar vor ihm bey Kleopatra genoß; daß er den leben laſſen würde, der ihm die Krone ſtreitig machen könnte, wenn einſt die Größe Cäſars wachſend in ihm zur weit höhern Stufe ſteigt. Wenn ich mit Cäſarn zürnen könnte, ich würde es darüber, daß er den Knaben nicht dem Volke gleich als ſeinen künftigen Beherrſcher vorſtellte, nicht gleich den Eid der Treue es ſchwören ließ. —

Minka.

Zu weit verlieren ſich Deine Einbildungen im Geſichte, die Dir zuträglich ſcheinen, und es nicht ſind; es nicht geweſen wären, wenn auch alles Deinen Wünſchen entſprochen hätte. Glaubſt Du denn, daß Deine Buhlſchaft mit Cäſarn, öffentlich bekannt gemacht, nicht gegen Dich ein Vorurtheil erweckt hätte, daß alle nicht dann, wie ſchon viele thaten, Cäſars Krieg gegen Ptolemäus eigennützig genannt haben würden? Wähnſt Du, daß während Deiner Anweſenheit in Rom, es hier ſo ruhig geblieben wäre, daß Du nicht mit bürgerlichen Unruhen zu kämpfen gehabt hätteſt, wenn ein Sproſſe aus Roms bürgerlicher Zeugungskraft, die Zügel des ägyptiſchen Regiments ergreifen ſollen?

Kleopatra.

Wo ich vielleicht zu kurz blicke, Minka, da blick'ſt Du viel zu weit. Genug von dem, was geweſen ſeyn könnte; und nun zu dem, was iſt. Hier iſt der Trank, den jene hundertjährige Sybille, die in Rom mir einen Tod prophezeihete, wie wenige freywillig ihn geſtorben, mir in die Hände gab. »Er enthält,« ſprach ſie: »das Leben und den Tod der Menſchen. Tropfen von ihm richten die verſchwundnen Kräfte raſch wieder empor.« Durch ſeine Hülfe hoffte ſie noch ein Jahrhundert zu durchleben. »Er erhält lange,« ſagte ſie, »Jugend und Schönheit.

Tod iſt er, wenn man die Lebenskraft mit ihm betäubt. Nicht bitter ſchmeckt er auf der Zunge. Nicht krümmt er in den Eingeweiden. Süßen Wohlgeſchmack giebt er allem, was wir genießen, und reizt zu mehrerem Gebrauch. Im Beſitz deſſelben, und mit ſeinen Kräften unbekannt, kann man dem Verlangen nach ihm nicht widerſtehen, und ſchlummert aus dem Leben, das man ſo in der Fülle genießen könnte, ohne es kaum gekoſtet zu haben.«

Minka.

Die Sybille Roms hat wahrlich einen großen Dienſt Euch erwieſen. Das Mittel zu erhalten, was man liebt, und zu verderben, was man fürchtet, iſt ein Geſchenk, welches dieſe Sybille ſelbſt nicht ohne große Verbindlichkeit von den Göttern erhalten haben kann.

Kleopatra.

Ich vertraue Dir es an, Apollodorus. Wer ſeine Freyheit der Liebe zu mir nicht vorzog, der iſt auch fähig, eine ſolche Koſtbarkeit bey ſich zu machen.

tragen, ohne einen Mißbrauch davon zu machen. Würze damit Ptolomäus Lieblingsſpeiſen. Und da ich von allem ſelbſt eſſen werde, wird jeder Verdacht wegfallen. Indeß mit meiner Mäßigkeit ich das Leben genieße, wird ſeine Begierde den Tod in ihm bereiten.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Ptolomäus Zimmer.

Ptolomäus. Dann **Sopater.**

Ptolomäus.

Ich müßte mein Gefühl verläugnen, wenn ich nicht ſagte, daß mehr Wonne ich gefühlt, als ich bey Flavia genoſſen. Allein, daß eben dieſes ſtärkere Gefühl von ihrer Seite mir nicht Beweis ſeyn ſollte, daß auch ſie ſchon lange die Geheimniſſe der Liebe kannte! — O Flavia! faſt zürne ich mit dir, daß du mich aus dem irrig ſchönen Traum geweckt, der mein Begleiter geblieben wäre, hätte ich dich nicht gekannt.

Aber, entbehrte ich dann vielleicht nicht noch, was ich itzt doch gefühlt — was eigentlich ſo manches Verſtändniß mir öffnete; was mich zum Könige und zum Liebling meines Volks gemacht —

Sopater (eintretend.)

Was Dich den weiblichen Banden entnommen, in welche verſtrickt, Du gleichſam am Gängelbande umher geführt wurdeſt. O König! wünſche Dir die Zeiten ja nicht zurück, wo Du zu Kleopatra's Füßen um einen Blick ſeufteſt, und einen Händedruck von ihr für Götterſpeiſe nahmſt.

Ptolomäus.

Erinnere mich doch nicht an dieſe Augenblicke. Ich kannte damals nur die Namen Weib und König, nicht einen damit verbundenen Begriff. Das in mir noch ſchmachtende Unentwickelte ließ mich im letztern nichts Befriedigendes, im erſtern unnennbare Wonne ſehen. Der Genuß der Liebe hat die Vorſtellung davon erreicht, und ich glaube nicht viel mehr zu erwarten zu haben. Der Begriff des Herrſchens, der weite Kreis, den ich hier überſchaue, hat Reize, hat Ausſichten erhalten, die zu glänzend ſind, als daß ſie nicht meine ganze Seele beſchäftigen ſollten.

Sopater.

Bey dieſem Deinem Streben brauch' ich freylich weiter keine Erinnerung des Vergangnen. Allein Du wirſt mir doch vergönnen, von der Zukunft etwas noch zu ſagen, Dich noch zu bitten, Deine Vorſicht auf alles zu wenden, was Dir zur Seite iſt. Mit einer Schweſter, die des Herrſchens ſchon gewohnt, die mir der Freude nicht minder daran zu finden ſcheint, als Du ſelbſt; die einen Bruder ſchon durch einen Liebhaber aus dem Wege zu räumen wußte, und der es bey den alles beſiegenden Reizen nicht an neuen Liebhabern fehlen kann; die mit einer Gunſtbezeigung einem Königreiche den Umſturz drohen kann — die endlich ſchon ein unter ihrem Herzen getragnes Pfand auch wohl zum Herrſcher Aegyptens beſtimmt haben könnte — die —

Ptolomäus.

Nicht weiter hier — Du träumſt, oder ich bin ſchändlich betrogen.

Sopater.

Das erſte nicht, und nicht das letzte. Allein es ſcheint mir itzt, als ob von einer Sache Du nichts wüßteſt, die in Aegypten kein Geheimniß mehr iſt. Wie ſehr, König, haſt Du über der Liebe die übrigen ſinnlichen Gefühle vergeſſen! Du kannſt doch wohl wiſſen, daß Cäſar ohne Genuß, Kleopatra nicht gegen ihren Bruder aufrecht erhalten habe; Du konnteſt wohl bemerken, daß ihre Augen wärmer ihn, als Dich anblickten; daß ihre Behandlung Dich als Kind, ihn als Mann betrachtete. Wenn Deine Ohren Du nur ein wenig auf ihre Geſpräche hätteſt lenken wollen, müßteſt Du vernommen haben, wie oft eines Cäſarions Erwähnung geſchah —

eines kleinen Abkömmlings dieſes Cäſars, der ſich in Auletes Nachkommenſchaft geſchlichen, und Roms deſpotiſches Blut nach Aegypten überzutragen gekommen iſt.

Ptolomäus.

Nun, bey den Göttern! Dieſe Neuigkeit iſt mir ganz neu, und ſo neu ſoll ſie auch eine neue Art von Rache der Beleidigung erfinden.

Sopater.

Was träumſt Du von Beleidigung und Rache? Dieß alles iſt geſchehen, ehe Du Rechte auf Kleopatra hatteſt, König, dieß alles darfſt Du gegen ſie nicht rügen. Laß, was geſchehen iſt, den Göttern über es zu richten; was nun geſchehen muß, das ſey Dein Werk. Läßt Du den Zorn über Dinge ſehen, die keiner Aenderung mehr unterworfen ſind; ſo wächſt aus dem Zutrauen, welches man zu Dir hat, eine Flamme des Haſſes empor, die Dich verzehren könnte. Folgſt Du meinem Rathe, ſo ſuchſt Du ſchmeichelnd Dir den Eingang zu Kleopatra's Vertrauen, und in einer ihrer ſchwachen Stunden ſuchſt Du den Aufenthalt Cäſarions von ihr zu erfahren, oder beredeſt ſie gar, in Deine Nähe ihn aufzunehmen, weil Du Dich ſeiner Erziehung annehmen wolleſt.

Ptolomäus.

Ich kann nicht heucheln, Sopater; ich würde dieſem Knaben, ſähe ich ihn, alle die Läſterungen entgegenwerfen, die Auletheſ Tochter verdient, daß ſie ſein königliches Blut mit dem eines gemeinen römiſchen Bürgers miſchte. Ich kann ihr nicht mehr freundlich thun.

Sopater.

So zittre für Anſchlägen zu Deinem Untergange, ſelbſt auf Dein Leben.

Ptolomäus.

Du kannſt die Angſt mir nicht größer machen, als ſie ſchon iſt. Vor öffentlichen Nachſtellungen bin ich ſicher. Der Aegypter Liebe hab' ich feſt. Vor heimlichen werd' ich mich zu hüten wiſſen.

Nach dem heutigen Mittagsmahle künde ich ihr die Trennung an. Sie kömmt von jenem Schloſſe am Ufer des Meeres, wo ſie bisher ſtets mehr ſich aufhielt, als bey mir. Was kann ſie dahin locken, als Cäſarion? Ich werd' ihr das gerade ſagen. Ich werde, wenn ſie nicht freywillig in die Trennung williget, das Volk zu Hülfe nehmen, das geſchändete Blut Aulethes demſelben vor Augen legen, ſie von der Regierung ausſchließen, und ihren Baſtard nach Rom ſenden, wo ſie aus dem eingeſchlichenen Bürger einen König machen können, wo ſie wollen, nur in Aegypten nicht.

Sopater.

Wenn ſo Dein Wille iſt, wenn Kleopatra's Reize ihn nicht verändern, ihre ſchmeichleriſchen Zauberkünſte den Vorſatz nicht erſticken können, dann bin ich auch das zufrieden.

Ptolomäus.

Du wähnſt eine ſolche Möglichkeit? Du vergißt, mein guter Sopater, daß ſie mit dieſen ihren Blicken Cäſarion angeſehen; daß ihre Hände ihn geliebkoſet, daß ihr Buſen ſeinem Vater noch entgegen wallt. Jetzt ſtehen ſie vor mir, ſo viele Bilder der Vorzeit, die ich zwiſchen ihr und ihm ſahe, damals die Freundſchaft ihren Schöpfer hieß. Jetzt aber kenne ich ſie beſſer; und Aegyptens Könige ſind nicht gemacht, um die Herzen ihrer Gemahlinnen mit Andern zu theilen, geſchweige denn ihr Bette von ihnen beflecken zu laſſen.

Sopater.

Glück zu, mein König! Sey aber ſehr auf Deiner Hut. Was Du thuſt, thue ſchnell; gewinnt ſie einen Schritt voraus, ſo iſt's um Dich geſchehen. Noch immer ſchwebt mir ihre Flucht nach Syrien vor Augen, die alles Unglück jener Jahre über uns brachte.

Aegypten.

Straße vom Meer nach Alexandrien.

Apollodorus (allein. Dann) ein Wanderer.

Apollodorus.

Ich weiß nicht, welch ein inneres Drängen mich zur Stadt treibt! Iſt es Ahnung, daß Kleopatra in Gefahr iſt? Sollte die Gegenwart meines Schatzes, ſollte die Beſchleunigung ſeiner geheimen Kräfte nothwendig ſeyn? Seitdem er die größere Macht der Regierung an ſich gezogen, habe ich keine Ruhe ihrentwegen. Meine Verbindlichkeiten gegen ſie ſind dauernd, ſie legen mir die Pflicht auf, ſie zu ſchützen, ſie zu warnen. (Er zieht ſein Fläſchgen aus der Taſche.) Dich hat ſie mir vertrauet! Kann ein Zutrauen größer ſeyn? Leben und Tod — das wäre noch nicht viel.

Aber Jugend, Geſundheit, Schönheit — das ganze Glück ihres Daſeyns? Man ſollte nicht glauben, daß ein Weib ſich von ſolchen Götzen trennen könnte; und ein Weib wie Kleopatra, die ſicher ihren Stolz darin ſetzt, die erſte unter den reizenden Weibern zu ſeyn. Welch ein Reichthum befindet ſich in dieſem Kleinode! O es zählt viele Tropfen!

Apollodorus! Zu welcher Stufe von Glückſeligkeit könnteſt du gelangen? Wie viele Königinnen würden alle ihre Koſtbarkeiten für wenig Tropfen dir opfern? Pfuy! weg mit dem Gedanken! Er könnte dich zu einer ſchlechten Handlung führen. Er könnte dich zum Abſcheu unter den Verräthern ſelbſt machen. Du machteſt Kleopatra elend, ſie, der du alles dankſt; ſie, die du im Stillen anbeteſt. Nein, und wäre ſie meine Schweſter, ich könnte ſie nicht inniger lieben. Was für eine Freundin der Götter muß aber dieſe Sybille ſeyn, daß man ihr ein ſolches Geheimniß anvertrauete? (Er ſieht ſich umher.) Dort kömmt ein Reiſender aus den Thoren Alexandriens. Ich will ihn fragen, was dort geſchieht, denn jede Minute mehret ſich meine Angſt.

Ihr kommt aus Alexandrien, guter Freund? Wie ſteht es da?

Wanderer.

Alles iſt in Bewegung. Der König hat dem Volke anſagen laſſen, man ſolle in den Nachmittagsſtunden vor ſeinem Palaſte ſich verſammeln, weil er Dinge von Wichtigkeit vorzutragen habe. Da läuft nun alles durch einander. Jeder ſucht zu errathen, was der König will. Der Eine ſpricht von einem Kriege, der Andere von neuen Geſetzen, die man geben will; und ins Ohre ſagt man ſich, er ſey mit der Königin unzufrieden, und wolle ſie beym Volke verklagen. Er habe entdeckt, daß einen Sohn vom Cäſar ſie bereits gehabt, und Auletes Blut befleckt.

Apollodorus.

Und wie nahm das Volk dieſe thörichten Nachrichten auf?

Wanderer.

Sie wütheten. Sie nannten Auletheſ Tochter eine Buhlerin. — Sie ſagten, wenn das ſich ſo verhielte, ſey ſie werth zu ſterben. Man rottete ſich in Haufen, und ſchmähete ſie.

Apollodorus.

Da muß ich doch eilen, um den Ausgang dieſer ſeltenen Begebenheit mit anzuſehen. Habt Dank, guter Freund — und nehmet meine beſten Wünſche mit auf Euren Weg.

Aegypten.

Alexandrien.
Königlicher Palaſt.
Speiſezimmer.
Königliche Tafel.

Ptolomäus, **Kleopatra** (an der Tafel, hinter ihnen) **Sopater**, **Minka**. **Apollodorus** (bringt die Speiſen.) Viele Diener und Wache.

Kleopatra.

Des Königs Auge ſcheint mir heute nicht ganz heiter. Auch finde ich nicht viel Eßluſt bey meinem Freunde und Gemahl. Du genießeſt nur das Wenige, was ich von meinen Lieblingsſpeiſen Dir vorlege. Was kümmert Dein Herz, Ptolomäus? Soll ich nicht mit Dir theilen, was Dich drückt?

Ptolomäus.

Ein Traum hat mir den Tag verdorben, und läßt mich furchtſam nur von allem koſten.

Kleopatra.

Der König theile ſeinen Traum mir mit, und ich will verſuchen, ihn aufzuheitern.

Ptolomäus.

König Auletheſ war bey mir, und frug mit wütender Geberde, ob es ſich zieme, einen Bürgerzweig auf ſeinen königlichen Stamm zu pfropfen. Er rieth mir ihn abzuſchneiden, und das Auge auszurotten, das ihn zu tragen kühn genug geweſen. (Kleopatra erblaßt.) Verändere Deine Farbe nicht, Kleopatra, wenn Du ſie damals nicht verändertest. Gieb Rath, was ſoll ich thun?

Apollodorus (reicht der Königin einen Becher.)

Nehmt dieſen Stärketrank, Königin. (leiſe.) Eſſet nur von ſeiner Lieblingsſpeiſe. Ich habe gut geahnet, und es iſt geſchehen.

Ptolomäus.

Recht ſo! Stärkt Euch, Königin, und dann beantwortet mir meine Frage.

Kleopatra.

Aulethes iſt mir nur zuvorgekommen, mein Gemahl. Ich werde Euch Rechenſchaft zu geben wiſſen, warum ich eine Entdeckung Euch bisher verhehlte, die Ihr einmal wiſſen mußtet. Uebrigens hat der König Aulethes nicht ſo ſehr zu zürnen Urſache, denn vielleicht iſt Cäſar itzt ſchon Herrſcher Roms. Ich kenne ſeine Plane, und kann für deren Ausführung bürgen. Nach der Tafel mehr davon. Ich werde Euer Herz ganz beruhigen. Nur itzt ſey fröhlich, Ptolomäus! Dort ſteht ja eine Deiner Lieblingsſpeiſen. Willſt Du ſie nicht verſuchen?

Ptolomäus.

Wenn mir Kleopatra Geſellſchaft leiſten will, ſehr gern. (vor ſich.) Itzt werd' ich ſehen, ob ſie wirklich mir auch nach dem Leben trachtete.

Kleopatra.

Warum nicht, mein Gemahl? (Sie legt ſich aus der Schüſſel vor, und ißt.) Sie iſt heute von ganz beſonderm Wohlgeſchmack, und Ihr werdet ſie gewiß auch ſo finden.

Ptolomäus (vor ſich.)

Ich hatte mich geirrt. (Er ißt.) In der That, beſſer, als ich erwartete. Sie iſt ſehr ſchmackhaft. (Er ißt die ganze Speiſe auf).

Apollodorus (vor ſich.)

Er hat meinen Wünſchen völlig entſprochen. Wir haben geſiegt.

Kleopatra.

Man ſende gleich auf mein Landhaus, und bringe mir Cäſarion. Ich werde dem Könige den Knaben ſchenken, und ſein lächelndes Geſicht wird ihn zum Mitleiden bewegen.

Ptolomäus.

Die Tafel iſt gehoben, und ich will mit Kleopatra allein ſeyn.

Kleopatra.

Ich weiß, mein Gemahl, daß Sopater Dein Zutrauen beſitzt. Ich bitte, Du wolleſt ihn bey unſrer Unterredung gegenwärtig ſeyn laſſen.

Sopater.

Euer Zutrauen macht mich zum glücklichſten Menſchen, meine Königin.

Nebenzimmer am Speiſeſaal.

Kleopatra. Ptolomäus. Sopater.

Ptolomäus.

Ich habe die Geſchichte Deiner Schwäche angehört, Kleopatra. Die Umſtände geben ihr keine Entſchuldigung. Auletes Tochter ſollte eher zu ſterben wiſſen, als die Ehre ihres königlichen Herkommens beflecken. Du haſt des Thrones von Aegypten Dich unwürdig gemacht.

Tödten will ich Dich nicht. Der Schweſter Blut ſoll meine Hand nicht färben. Allein ich trenne mich von Dir. Ich ſende Dich nach Aſien, dort kannſt Du leben im Verborgnen, und es bereuen, daß Du Dich vergiengeſt.

Kleopatra.

So hart wäre Dein Herz geworden, das ſo heftig für mich ſchlug? Ich will ja gern dem Antheile an der Regierung entſagen, nur, Ptolomäus, laß mich bey Dir bleiben. Laß mir den Schatten meiner Größe. Sopater, ich bitte Dich, Deine Königin bittet Dich, rede ein Wort für mich. Die Götter werden Dir es lohnen. Die Götter werden Dich nicht verdammen.

Sopater.

Du irreſt, Königin. Die Götter können Dich nicht ſchützen, denn Du haſt ſie beleidiget. Auletes Tochter mußte nicht ſchwach ſeyn, und Ptolomäus handelt gerecht.

Ptolomäus.

Auch hab' ich ſchon das Volk zuſammenberufen, um unſre Trennung ihm vorzutragen.

Kleopatra.

Du wollteſt das Volk gegen mich aufwiegeln — Du, mein Gemahl?

Ptolomäus.

Auletheſ fordert Rache. Ich kann ſie ſeinem Geiſte nicht verſagen.

Kleopatra.

Nun ſo bleibt mir nichts übrig, als der Schutz der Götter. In eure Arme werfe ich mich, ihr, die ihr über Aegypten wacht. Rettet die, die euch immer verehrte. That ich Unrecht, nun ſo laßt über mich ergehen, was ihr beſchloſſen habt; wenn aber Ptolomäus unrecht an mir handelt, o ſo ſtraft ihn. Erſtarret ſeine Glieder, daß er nicht vermöge mir zu ſchaden. Nehmt ihm ein Leben, das er zu Schändung eures heiligen Willens anwendet; und rettet Aegypten von einem Tyrannen, deſſen Tyranney bey ſeiner Gattin anhebt.

Ptolomäus.

An die Götter wendet Euch immer, Menſchen können Euch nicht mehr helfen. Itzt, Kleopatra, komm mit mir zum Volke. (Er will aufſtehen, und vermag es nicht.) Ihr Götter! was iſt das? Welch ein betäubendes Gefühl in mir? Sopater! Hilf mir aufſtehen.

Sopater.

Beym Zevs! Eure Hände werden Eis, mein König! Was iſt das?

Ptolomäus.

In allen meinen Adern kältet ſich's — ich höre auf, zu denken — zu fühlen — Wehe mir, ich ſterbe. — (Er ſinkt erſtarrt zurück.)

Sopater.

Aerzte! Hülfe! Der König ſtirbt! Minka! Apollodorus!

Kleopatra.

Und Du kannſt noch glauben, Sopater, daß Menſchen da retten können, wo die Götter richten? Oder glaubteſt Du vielleicht keine Götter? Siehe aus dieſem Beyſpiel, daß es Götter giebt; lerne aus demſelben, daß ſie der Menſchen Bitte erhören; und zittre, wenn Du die große Wahrheit nicht beſtätigeſt, die hier vorgegangen; denn alsdann muß ich ihren Zorn auch über Dich herabrufen.

Platz vor dem Schloſſe.

Viel Volks verſammelt.

Ein Aegypter.

Was zaudert denn der König, uns zu ſprechen, nachdem er uns herbeſchieden?

Ein Andrer.

Er wird noch an der Tafel ſeyn. Wir werden ſein erwarten, und ſeine Nachrichten hören.

Ein Weib.

Und ich hoffe, nicht befolgen, wenn ſeine Anſchläge wider Kleopatra gehen, wie ſo eben man mich verſichern wollen. Weinend iſt Apollodorus aus dem Palaſt gekommen, und hat es einigen ſeiner Freunde geklagt, daß man die Königin mißhandle. Wollt ihr undankbar an ihr handeln, Aegypter?

Ein Aegypter.

Wir wollen ſie vereinigen. Es ſoll nicht Uneinigkeit unter dem königlichen Paare herrſchen. Der Stamm Auletes ſoll vereint regieren, vereint das Wohl Aegyptens befördern.

Volk.

Wahr — vereint regieren! — Beide leben! — Beide uns glücklich machen!

Ein Andrer.

Aber Kleopatra hätte nicht ſollen das königliche Blut beflecken. Sie hätte keinen Römer ſollen in ihr Bette nehmen, hätte ihrem Bruder ihre Keuſchheit aufbewahren ſollen.

Volk.

Das iſt wahr — das hätte ſie thun ſollen — Sie that Unrecht — ſie hat gefehlt —

Ein Andrer.

Und das Kind ihrer Liebe muß fort — muß nie die Aegypter ängſtigen.

Volk.

Wahr! Es muß fort! — es darf nicht über Aegyptenland regieren.

Ein Andrer.

Und auch die Königin muß fortgeſchickt werden, wenn der König es will. Er braucht nicht mit Einer zu leben, die die Buhlerin eines Andern war. Er herrſchet aus dem Stamm Auletes, ſie würde den erſten beſten Buhlen über uns zum König machen.

Volk.

Weiſe geſprochen! — Die Königin iſt ſtrafbar! — Ptolomäus Wille geſchehe! —

Ein andres Weib.

Und alles vergeßt Ihr, was Kleopatra an Euch gethan? Wie ſie Euch vom ältern Ptolomäus errettete, der Euch ganz niederdrücken wollte, der Herrſchaft der Römer durch ihren Liebreiz Euch entzog. Ihr mögt ſchöne Begriffe von Dankbarkeit haben, daß Ihr das ihr zum Verbrechen anrechnet, was ſie aus Liebe zu Euch that. War der ſtolze Römer nicht ſchon in Euren Mauern? Hatte er Euch nicht ſchon überwunden? Hatte Eure Treuloſigkeit am Pompejus Euch nicht ſchon das Urtheil geſprochen, daß Ihr Knechte waret? Und befreyete ſie Euch nicht? Gab ſie ſich nicht ſelbſt preiß, um Euch zu retten? Aber die Größe eines ſolchen Opfers, wie vermag ein Mann die zu faſſen?

Ein Aegypter.

Was iſt das? Man ſchreit im Palaſt: Hülfe! Hülfe! der König ſtirbt.

(Die Vorderen drängen ſich in den Palaſt.)

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Zimmer neben dem Saale.

Ptolomäus (faſt erſtarrt.) Sopater. Kleopatra. Minka. Apollodorus. Dann Volk. Zwey Aerzte.

Apollodorus.

Nach Aerzten iſt geſchickt. Unglücklicher König! erwache doch! Er iſt wahrlich eiskalt.

Minka.

Noch einmal ſchlägt er die Augen auf. Königin! er ſcheint Euch zu winken.

Sopater.

O geht zu ihm, Kleopatra. Verſüßt ihm wenigſtens die letzten Augenblicke.

Kleopatra.

Bruder! Gemahl!! König! Du ſiehſt mich vor Schmerz außer mir. Aber ſprich ſelbſt — konnte ich anders handeln? War ich nicht verloren, wenn ich die Götter nicht zu Hülfe rief?

Apollodorus.

Das Volk wütet, lärmt, will eindringen — Minka! halte ſie zurück, die ins Zimmer wollen.

Kleopatra.

Nein — laßt ſie herein, ſo viel nur herein gehen. Warum ſollen ſie nicht ſehen, was hier vorgeht? Hier, ihr Aegypter, iſt Euer König! Er ſcheint mit dem Tode zu ringen, er iſt krank. Es iſt nach Aerzten geſandt. Wenn ſie ihn retten können, werden unſer aller Thränen über ihn ſich ſtillen.

(Zwey Aerzte treten ein.)

Ein Aegypter.

Ha! Königin! Wenn Du an dieſem Unheil ſchuld wäreſt! Wenn Du unſern guten König ermordet hätteſt! Dann Wehe über Dich von allen Aegyptern.

Kleopatra.

Noch lebt er. Fragt ihn ſelbſt. Ich bin beſtürzt, wie Ihr. Ihr Aerzte, tretet näher zu ihm. Tretet näher, Aegypter! Jeder kann mit ihm ſprechen.

(Die Aerzte reden mit dem Könige; man braucht verſchiedne Mittel; er erholt ſich etwas.)

Ptolomäus.

Aegypter! Ich fühle keine Schmerzen, man hat mir keinen Gift gegeben. Es iſt eine Strafe der Götter.

Erſter Arzt.

Es iſt eine Starrſucht, die ihn überfallen, die gefährlichſte aller Krankheiten.

Zweyter Arzt.

Die heftigſten Mittel haben kaum gewirkt, ihn etwas zu ſich zu bringen. Kaum hören wir damit auf, ſo kehrt der Zufall zurück. Hier iſt keine Rettung.

Ptolomäus.

Das Auge wird mir dunkel. Ich ſehe nicht mehr — Lebt — wohl — Ae — gypter — Die Götter —

(Er ſtirbt.)

Erſter Arzt.

Der letzte Hauch des Lebens hat ihn verlaſſen.

Kleopatra.

Aegypter! Laßt meinen Thränen einige Minuten ihren Lauf. Verlaßt dieſen traurigen Ort. Sopater! geh mit ihnen. Erzähle ihnen, was vorgegangen iſt. Ich beſchwöre Dich bey den Göttern, Wahrheit zu reden. Ich will nicht dieſes Volk durch Schmeicheleyen einnehmen. Von oben herab wirſt Du geſtraft werden, wenn Du Lügen vorbringſt. Auch nicht die kleinſte zu meinem Beſten. Dann will ich kommen. Dann mögen die Aegypter über mich richten.

Sopater.

Kommt, Völker Aegyptens! Dieſe iſt ein großes Weib! Sie ſteht mit den Göttern im Bunde. Deß bin ich Zeuge.

(Alle ab, bis auf die Aerzte und Diener, die bey dem Könige bleiben.)

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Kleopatra Zimmer.

Kleopatra. Minka. Apollodorus. Cäſarion.

Apollodorus.

Da iſt der Knabe. So eben hat man ihn gebracht.

Kleopatra.

Du! lächle Deine Mutter an. Sie hat Dich von einem großen Unglück gerettet. Rede, Cäſarion. Du kannſt es ja.

Cäſarion.

Liebe Mutter! Was hat man mir denn thun wollen?

Kleopatra.

Man wollte Dich verbannen, vielleicht gar tödten. Ich, Deine Mutter, bin Deine Retterin.

Cäſarion.

Ich verſtehe Dich nicht, Mutter! Ich that niemanden etwas zu Leide.

Kleopatra.

Deswegen eben wollte man Dich wegräumen. Den Guten macht man es ſo.

Minka (vom Fenſter.)

Das Volk ruft nach Dir, Kleopatra. Es iſt ein lautes lärmendes Freudengeſchrey. Man dankt den Göttern. Schnell, theure Königin, ſchnell heraus zu ihnen. Ihr Eifer iſt Flamme.

Kleopatra.

So komm, Knabe. (Sie nimmt ihn auf den Arm.) Itzt werd' ich Dich zu einer großen Menge Volks führen. Ich werde Dich in die Höhe halten, und Du wirſt rufen: Ich liebe euch, Aegypter! Willſt Du das?

Cäſarion.

O ja! Laut will ich ſagen: Ich liebe euch, Aegypter!

Kleopatra.

Des Vaters Geiſt ruhet auf Dir. Du biſt es werth, ſein Sohn zu heißen. Fort!

Aegypten.

Alexandrien.

Platz vor dem Palaſt.

Viel Volks.

Balkon am Schloſſe.

Auf demſelben Sopater. Kleopatra.
Minka. Apollodorus.
Cäſarion.

Sopater.

Hier iſt Eure Königin! Hier iſt die Freundin der Götter! Die Angebetete der Menſchen!

Volk.

Es lebe Kleopatra! Die Götter ſind gerecht. Friede über Dich! Du haſt Aegypten gerettet.

Kleopatra.

O meine Aegypter! Wie wonnevoll ſchlägt Euch mein Herz entgegen! Der Gattin Auge weint, aber der Königin gefühlvolle Seele iſt Empfindung für Euer Wohl. Ohne dieſe ſchnelle Hülfe war Kleopatra verloren. Ohne ſie war dieſes Kind ein Raub der Wütenden.

Seht hier, den Sohn Kleopatra und Cäſars. Beide müſſen Euch werth ſeyn, und alſo auch dieſes Kind.

Cäſarion (laut rufend.)

Ich liebe Euch, Aegypter! Ich liebe Euch von ganzem Herzen!

Einer aus dem Volke.

Da iſt Eingebung der Götter! Höret ſie, Aegypter.

Volk.

Es lebe Cäſarion, unſer künftiger König! aus einem tapfern Heldenblut entſproſſen!

Einer.

Es iſt Aulethes würdiger Nachfolger! Ein treflicher Knabe!

Volk.

Er ſey geweihet uns zum König. Kleopatra regiere, und einſtens er mit ihr!

Sopater.

Ihr wißt, Aegypter, wie ich Eurem Könige Ptolomäus anhing; und ich verhehle es Euch nicht, ich theilte ſeine Plane, Kleopatra zu unterdrücken. Ich habe dazu beygetragen, den Entwurf in ihm zu ſtärken, daß dieſer Knabe Aegypten nicht beherrſchen ſollte. Allein, ich ſtehe vor Euch reuevoll, und ich muß den Göttern danken, wenn ſie von meinem Haupte die Strafe wenden, die mir eigentlich gebührt. Ich weihe jeden Gedanken von dieſem Augenblicke an — ich weihe jeden Wirkungskreis, jede Kraft zu handeln der Königin und dieſem ihrem Sohne.

Volk.

Wir alle weihen uns ihr! Wir alle weihen uns ihm! Es lebe Kleopatra und Cäſarion!

Kleopatra.

Und ich weiß meiner Freude keinen Raum. Mein Herz iſt zu eng, ſie zu faſſen. Ich muß Euch verlaſſen, meine Freunde, meine Unterthanen. Aegypter, rechnet auf Eure **Königin**! auf ihre Liebe!

Aegypten.

Gegend bey Alexandrien.

Kleopatra Landhaus.

Ihr Zimmer.

Kleopatra. Minka. Hernach Apollodorus. Ein Römer.

Minka.

Nicht ganz entſprichſt Du meiner Erwartung, Kleopatra, nachdem Du itzt von aller Furcht befreyet auf Aegyptens Throne ſitzeſt. Sollte Dich Reue anwandeln, den aus dem Wege geräumt zu haben, der Dir das nämliche Schickſal bereitet haben würde? Was wäre denn Selbſterhaltung, wenn ſie in dieſem Falle nicht ſtattfinden ſollte?

Kleopatra.

Das macht mir keinen Kummer, Minka. Aber ein nie gefühlter Schauder iſt in meiner Seele, und es dünkt mir, als umſchwebe mich ein Schatten, der mich nahe angeht. Als ob Cäſars Schatten um mich wäre, ſo drängt ſich's mir zu — und vor wenig Tagen, als ich dieſen Knaben dem Volke zeigte, und Cäſars Namen nannte, war mir's, als ob es mir zuflüſterte: Cäſar iſt nicht mehr! Auch ſahe ich in den Augen des Kindes, da ich es hernach anblickte, etwas Trauriges. Mir ſchien es wenigſtens ſo. Gewiß aber iſt's, daß ich dieſen Knaben ſeitdem nicht anſehen kann, ohne daß mir Thränen in die Augen treten; und die unangenehmſten Gefühle begleiten mich jeden Tag und jede Stunde.

Minka.

Des todten Ptolomäus Anblick hat auf Dich gewirkt.

Apollodorus (tritt mit dem Römer ein.)

Hier iſt ein Römer, Königin. Er will aber ſeine Botſchaft nur Euch ausrichten. Er ſpricht, er werde nicht von Cäſar geſchickt.

Kleopatra.

Ach! meiner Ahnungen Erfüllung! Geſchwind! Kann Cäſar etwa keinen Boten mehr ſchicken?

Römer.

Ihr habt's getroffen, Königin! Er müßte denn aus den Gefilden jener Welt Euch einen ſenden. Wann Ihr ihn liebtet, große Frau, ſo weinet immer um ihn. Denn dieſen königlichen Mann hat man ſehr groß gemißhandelt. Meuchelmörder ohne Zahl ſchickten ihn ins andre Leben. Sechsundzwanzig Wunden endeten ſeine tapfere Laufbahn. Er, den der Feinde Schwert zu groß hielt, ihn zu tödten, er fiel durch der Freunde Schwert. Er glaubte ſich zutraulich unter Bekannten, ſicher im Schooße der Römer, denen er Siege erkämpfet; und er war unter Tiegern, die nach ſeinem Blute dürſteten.

Minka.

Um der Götter willen, was iſt Dir, Königin? Dein Auge iſt ſtarr. Ich bitte Dich, vergieße Thränen.

Kleopatra.

Laß mich; meine Freundin! Zum Weinen iſt dieſe Nachricht nicht — Ihre Wirkung könnte der Wirkung jenes Trankes gleich werden, wenn Kleopatra nicht leben müßte. Aber alles Gefühl muß ſie erſtarren. Die Lebenskräfte könnten vor ihr ſchwinden, bedürfte ich ſie nicht zur Rache. Aber äußern können ſie ſich nicht. Und doch — (ſie ſpringt auf) ich fühle es, mein Leben kehret wieder — auch kommen Thränen. O, dieſer Cäſar war ein großer Mann! Aber glaube mir es, Römer, keinem Menſchen auf dem weiten Erdball war er größer, als er mir war.

Römer.

Doch widerſprech' ich Dir. Denen, die ihn tödteten, war er größer. Du hätteſt ihn nicht getödtet.

Kleopatra.

Bringe mir den Knaben, Minka; er ſoll dieſem Römer ins Angeſicht ſchauen, und wir wollen ſehen, ob er nicht in Thränen ausbricht. (Minka ab.) Rede Römer, warum mordete man ihn ?

Römer.

Schon ſagt' ich Dir den Grund. Weil er groß, zu groß war. Nun ſagt man, er habe die Grundveſte der Republik erſchüttern, er habe König werden wollen.

Klopatra.

Da brauchte er nicht in Rom zu bleiben. Aegypten hätte ihn zu ſeinem Könige auf und angenommen In meinen Armen war er wahrlich beſſer aufgehoben, als unter ſeinen Freunden. Wie mordete man den Unüberwindlichen? Man muß ihn im Schlafe überfallen haben, ſonſt hätte ſein Blick alle zurückgeſchreckt.

Römer.

O Du irreſt ſehr! Man hat ihn im öffentlichen Rathe gemordet; in dem Hauſe, wo das Wohl der Republik abgehandelt wurde. Seine Freunde, oder Feinde — nenne ſie, wie Du willſt, ich vermag hier nicht zu entſcheiden — haben ſelbſt geſagt, an einem andern Orte habe es nicht geſchehen können — da habe es die Achtung gegen ſeine Verdienſte, die Ueberzeugung ſeiner geleiſteten Dienſte, und die Freundſchaft gegen ihn nicht gelitten. Auch geſtanden einige ſeiner Mörder, da würden ſie ſeinen Blick nicht ertragen haben. Aber dort, wo das Wohl des Landes ihr einziges Augenmerk ſeyn müſſe, dort habe ſie der Eifer für das allgemeine Beſte beſeelt, da hätten die Götter ihnen eingegeben, Freundſchaft, Wohlthaten und jedes Anhänglichkeit an ihn, jeden Werth ſeiner Verdienſte zu vergeſſen, und nur fürs allgemeine Beſte zu wirken. Da hätte ein innerer Geiſt ſie gezwungen, die Dolche gegen ihn zu wenden.

Kleopatra.

Ja, die Politik war immer die freſſende Seuche für alle edle Gefühle, für alle wohlthätige Empfindungen. O armer Cäſar, wie viel beſſer ruhte ſich's im Arm der Liebe! Aber, mein Freund, war denn niemand, der Cäſarn gewarnt hätte? Große Dinge, ſelbſt große Uebelthaten pflegen doch ſonſt ſich anzukündigen. Und hier war keine warnende Vorbedeutung? Die weiſen Augures Roms hatten auch nicht eine bittende Erinnerung ihm zu geben?

Römer.

O große Frau! was die Götter in ihren Beſchlüſſen zugelaſſen haben, werden die Menſchen nimmer hindern. Alles, was man erdenken mag, gieng vor Cäſars Tode vorher. Aber immer bleib' ich dabey, er war zu groß. Er war auch ſich ſelbſt zu groß. O er glaubte nicht, er wähnte nicht einmal, daß ihn das treffen könne. Eines Augurs Weiſſagung war am nämlichen Tage aus, und Cäſar mogte gerade dieſen Tag nicht mit dazu gerechnet haben, und lachte über ihn. Die feurigen Männer, die ſich in der Luft ſchlugen, die Flamme, die dem römiſchen Soldaten aus dem Handſchuh ſprang, und ihn doch nicht verletzte — dieſe und mehr ſolche Zeichen galten gewiß ihn. Er legte ſie ſicher anders aus.

Selbſt daß ſein Opferthier kein Herz hatte, rührte ihn nicht. Und ſeiner Gattin Träume hätten ihn doch wohl beunruhigen ſollen. Sein Haus hatte mit Bewilligung der Republik einen Giebel zur Zierde erhalten, und dieſe Zierde, träumte ſie, fiel herab.

Er war verloren. Er gieng in den Rath. Man hatte ſich ſchon ſo um ihn gedrängt, daß viele, die ihn warnen wollten, ihn gar nicht erreichen konnten. Ein warnender Brief ward ihm doch noch zugebracht, er las ihn nicht. Der Augenblick ſeines Unglücks war vorhanden.

Kleopatra.

Wär' ich in Rom geweſen, das wäre nicht geſchehen. Sorgſamer hätte ich über alles gewacht, was ihn angegangen, ſorgſamer hätte ich die Vorbedeutungen in Acht genommen. Aber er iſt einmal dahin — Man muß darauf denken, ihn zu rächen. Und halb Rom hat ſich nicht empört?

Römer.

Du ſagteſt eben — er iſt dahin! Und ſo ſprachen auch die Römer: Er iſt dahin! Sollte noch mehr Blut vergoſſen werden, nachdem das ſeinige geopfert war? Beſtürzt war man. Faktionen wurden.

Apollodorus.

Beruhige Dich, Königin. Ptolomäus hatte auch Freunde — Auch ſein Schickſal war immer bedauernswerth.

Kleopatra.

Apollodorus! Recht magſt Du haben; aber doch hab' ich das gewonnene Königreich theuer bezahlt.

Minka.

Der Knabe ſchlief ſo ſanft. Ich konnte ihn nicht wecken. Aber itzt ſchlug er die Augen freundlich auf; nichts ahnend von dem, was er erfahren ſoll.

Cäſarion.

Und, liebe Mutter, was ſoll ich denn erfahren? Iſt es traurig, ſo ſag' mir's lieber nicht. Denn ich bin immer noch um den armen Vater Ptolemäus traurig.

Kleopatra.

O ſo traure zehnfach, ja tauſendfach. Dein Vater Cäſar iſt todt. Sieh dieſem Manne ins Angeſicht, und weine nicht. Armer Cäſarion! Dein Vater Cäſar iſt nicht mehr.

Cäſarion.

Dieſem Manne ſoll ich entgegen weinen? Und er ſieht ſo freundlich aus? Nein, da kann ich nicht weinen! Er hat gewiß Cäſar'n nicht getödtet. Aber warum iſt Cäſar nicht bey Dir und mir geblieben? Doch, was hätte es ihm geholfen? Ptolomäus war bey uns, und iſt doch todt. Alſo hab' ich nun gar keinen Vater mehr? Und keinen habe ich geſehen, als den Einen todt. Oder ſoll ich Cäſar'n auch todt ſehen?

Kleopatra.

Bring' ihn hinweg, Minka. Er fühlt nicht, wie ich. (Cäſarion ab.) Faktionen wurden, ſagteſt Du?

Römer.

Die Verſchwornen liefen mit den blutigen Dolchen in der Stadt umher, aber niemand achtete ſehr auf ſie. Antonius und Lepidus, Cäſars innigſte Freunde, hatten ſich verborgen, um nicht gleich ihm ein Opfer ihrer Wut zu werden; und ſo ſtanden die Sachen, als ich Rom verließ.

Kleopatra.

Ich kann für Deine Nachricht Dir nicht danken; allein belohnen will ich Dich, daß Du mir ſie brachteſt. Ich werde Trauer anlegen, um Cäſar und um Rom. Gefällt es Dir in meinem Lande, Römer, ſo biſt Du Burger deſſelben, und Deiner Wahl der Ort Deines Aufenthalts und Deine Lebensart überlaſſen.

Römer.

Du thuſt mir eine Wohlthat, Königin. Ich mag das Land nicht wieder ſehen, wo man einen ſo großen Mann morden konnte. Ich kann nicht ruhig ſeinen Feinden, ſeinen Mördern ins Antlitz ſchauen.

Aegypten.

Scene.

Nach der Schlacht bey Philippi.

Lager der Triumvirs.

Antonius. Lepidus. Oktavianus.

Antonius.

Es iſt uns gelungen, dieſen Tod zu rächen. Eines ſolchen Mordes Mitſchuldigen muß auch nicht Einer ungeſtraft ausgehen. Ich rechne auf Kleopatra's Hülfe.

Lepidus.

Und Cäſars Wunſch, die Republik Roms in eine Monarchie zu wandeln, muß dennoch ausgeführt werden. Wir haben den Grund zum Sturze gelegt, und enden wir ihn nicht, ſo mögen die, welche nach uns kommen, dieſe Alleinherrſchaft vollenden.

Oktavianus.

Wir ſind von allen römiſchen Provinzen Meiſter, bis auf Sicilien, wo Sextus, Pompejus Sohn, ſich uns noch entgegenſetzt. Er hat kein Beyſpiel am Untergange ſeines Vaters genommen.

Auch ſind mir Deine Hofnungen, Antonius, auf Kleopatra verdächtig. Caſſius hat von ihr Hülfe erhalten, wie kann ſie als ächte Bundsgenoſſin von uns angeſehen werden?

Lepidus.

Caſſius nahm die vier Legionen Dolabellä, die ſie uns zu Hülfe ſchickte, weg. Davor konnte ſie nicht. Einer ihrer Statthalter hat wider ihren Willen dem Brutus Beyſtand geleiſtet, und auch das kann ihr nicht zur Laſt gelegt werden. Sie war vom Caſſius mit einem Einfall nach Aegypten bedrohet, und kaum wußte ſie ſich davor ſicher, ſo hat ſie eine Flotte auslaufen laſſen, die dazu beſtimmt iſt, mit uns ſich zu vereinigen.

Antonius.

Dennoch werde ich ſie zur Verantwortung ziehen, und ſo bald ich nach Aſien komme, ſie dahin beſcheiden. Man muß ihren Stolz demüthigen, um ſich ihrer deſto beſſer zu verſichern.

Nun, meine Freunde, laßt Euch das Wohl und den Fortgang unſrer Plane aufs beſte angelegen ſeyn. Jeder thue nach dem, was er zu thun übernommen. Jeder handle, wie unſre vereinte Kräfte es erfordern, und wir werden, was wir wünſchen, zum glücklichen Ziele bringen. Brutus iſt todt!

Lepidus.

Der Stolz der Republikaner iſt gedemüthigt.

Oktavianus.

Ihre Häupter ſind dahin! Ich habe gewirkt, ſie zu verderben nach Möglichkeit. In meiner Nähe mag auch keiner mit ſolchen Geſinnungen ſich blicken laſſen. Er wird ausgerottet, und ſollte ich zu meiner Augenweide, wie ich einſt that, Vater und Sohn um's Leben kämpfen laſſen.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Kleopatra. Minka.

Minka.

Den Göttern ſey es gedankt, Kleopatra, daß Du endlich einmal wieder eine heitere Mine ſehen läßt.

Kleopatra.

Nicht meine Thränen, und nicht meine Seufzer bringen mir ihn wieder, Minka. Ich mag darüber nachdenken, wie ich will, ich mag ſeine Eigenſchaften mir im helleſten Lichte vormalen, ich fange doch itzt an, zu fühlen, daß ich mir mehr ſchuldig bin, als ihm. Wenn er lebt, muß er einen glücklichern Wirkungskreis haben, als er hier ihn hatte; und deswegen ſoll ich mir mein Leben verbittern? Ich will ſein Andenken ehren; ich will ſeinen Freunden beyſtehen; unterſtützen, die ſeinen Tod rächen; aber ich will mein Leben genießen, denn das iſt mir Beſtimmung.

Minka.

So lieb' ich Dich wieder, Königin! Zwar als Regentin Deines Königreichs haſt Du nichts verſäumt; mitten in Deiner Traurigkeit ſah ich Dich am Wohl Deiner Staaten arbeiten; ſah Dich blicken allenthalben umher, wo Du wirkſam werden konnteſt.

Kleopatra.

Und warum ſollte ich dieſe Pflichten vergeſſen haben? Aulethes Andenken hätte ich geſchändet; ſeine Liebe zu mir, ſeine Ausſichten auf mich hätte ich gemißhandelt. Und warum, aus welchem Grunde hätten die Aegypter die Laſt mit tragen ſollen, die meine Leidenſchaft mir auflegte? Nein, ihnen habe ich manches freundliche Geſicht gezeigt, wenn meine Seele mit ſchwarzen Gedanken ſchwanger gieng. Sie mußten nicht leiden, wo ich litt. Nicht einmal meines Herzens Kummer hab' ich ihnen entdeckt, da Caſſius mir die Legionen nahm; nicht habe ich mich über des Statthalters Untreue beſchwert, der dem Mörder Brutus beyſtand. Ich habe gelitten im Stillen. Aber die Zeit hat meines Leidens Stärke gemindert. Itzt laß den Geſandten vom Antonius mir vorführen, ich bin gefaßt, ihn zu ſprechen.

Aſien.

Ländliche Wohnung an einem See.

Zimmer der Prinzeſſin Arſinoe.

Arſinoe. Antonius.

Arſinoe.

Ja, großer Feldherr, Du ſieheſt in mir die Stammtochter des Auletes; eine vom Schickſal übel mißhandelte, von den Freuden der Natur in ihren Schoos wieder aufgenommene Königin. Wunderbar war der Gang meines Lebens. Meine Geburt berechtigte mich zu einem größeren Looſe, als mit welchem ſich die letzten Jahre meiner Laufbahn ſchließen. Die Wiege ſahe mich in prächtigen Windeln, und als Kind beneidete man mich um meine Zukunft. Neid und Zwietracht trennten meine älteren Geſchwiſter. Mir leuchtete damals ein Stral der Größe.

Ein Heer rief mich zur Königin Aegyptens aus, aber das Glück wandte mir den Rücken. Die goldnen Feſſeln, die ich in Cäſars Gefangenſchaft trug, haben mir nicht mehr geſchmeichelt, als wenn es eiſerne geweſen wären. Ich habe im Triumphe einem ganzen Volke zum Schauſpiele dienen müſſen; dieſer Augenblick aber brachte mich zur Erkenntniß deſſen, was der Menſch iſt.

Man warf die Augen ſo gut auf mich, die Königin in Ketten, als auf den Diktator; und ich blieb zweifelhaft, ob man den Sieger mit größerm Wohlgefallen betrachtete, oder die Beſiegte.

Antonius.

Ich bewundre Dich, Arſinoe. Du biſt ein großes Weib. Du hätteſt verdient, eine Römerin zu ſeyn.

Arſinoe.

Iſt Römerin mehr, als Aegypterin? Iſt ſie in den Gaben der Natur, in den Vorzügen des Genuſſes mehr? Vermag ſie den Schlägen des Schickſals mehr zu widerſtehen, als jene? Ich ſahe in Rom Eure größten Weiber. Sie machten ſich ein Feſt daraus, die gefangne Königin zu beſuchen. Ich habe ſie mit einer gewiſſen Art von Achtung gegen mich ſprechen ſehen, und ich zweifle nicht, daß mehrere unter Euren Größeſten waren, die mit mir getauſcht hätten, nur um Königin geweſen zu ſeyn. Der Name hat ſo viel Anziehendes für die, welche ihn nicht tragen, und ſo oft iſt er denen beſchwerlich, die in ſeinem Beſitze ſind. Mir hat er nur wenige Augenblicke Wohlklang gedäucht.

Antonius.

Du ſollteſt Dich wirklich nicht zu ſeyn wünſchen, was Du geweſen? Arſinoe! ich glaube, Du blendeſt Dich nur ſelbſt, und Du thuſt wohl, wenn Du dadurch Dir Ruhe verſchaffen kannſt. Aber wenn man Dir in der Entfernung das Ziel wieder zeigte, und die Möglichkeit es erhaſchen zu können, Du liefeſt ſicher darnach.

Arſinoe.

Du irreſt, Antonius, ich thäte keinen Schritt mehr um Aegypten. Wie wollte ich auch, da ich itzt nur über Thiere herrſche, über Menſchen wieder herrſchen können? Und wie ſollte mir es einfallen, einen Stand zu begehren, der mir im erſten Augenblicke, da ich in denſelben trat, durch alle ſeine Unannehmlichkeiten verhaßt geworden?

Antonius.

Wenn ich alſo nach Aegypten käme, und Kleopatra's Treuloſigkeit gegen die Manen ihres Cäſars, meines Freundes, beſtrafte, ſo dürfte ich Arſinoe nicht erwähnen?

Arſinoe.

Du wirſt mich verbinden, wenn Du meinen Namen nicht nenneſt, wenn Du den Aegyptern gar nicht ſagſt, daß ich lebe, meinen Aufenthalt am allerwenigſten ihnen nenneſt. Es könnte ihnen doch einfallen, aus Auletes Stamme den letzten Zweig noch zu ſich zu fordern. Daß Ptolomäus ſchon Kleopatra's Opfer geworden, oder, wie Andre wollen, an einer ſchnellen Krankheit ſeinen Tod gefunden, vernahm ich durch einige von daher kommende Kaufleute, die mich nicht kannten. Daß Kleopatra ſelbſt nicht lange in Aegypten herrſchen wird, muß die Gerechtigkeit der Götter veranſtalten; denn ſchändlich hatte ſie ihr Vaterland an Cäſar verkauft, ihren guten Ruf mit ihm befleckt, und eine Tugend preißgegeben, um die es wahrlich Schade war. Wenn ihre Mutter, Feldherr, noch gelebt, und dieſe Tochter ſo verunehrt geſehen hätte, die Scham hätte ſie getödtet, mit einem doppelten Tode.

Antonius.

Du biſt ſehr ſtrenge gegen Deine Schweſter, Arſinoe.

Arſinoe.

Und ſage mir, Römer, was würdeſt Du thun, wenn Deine Schweſter zur Buhlerin herabgeſunken?

Antonius.

Mit dieſen Händen hätte ich ſie dann erwürgt.

Arſinoe.

Ha! recht! Das alſo könnte auf Dich Eindruck machen. So, alſo kannſt Du mir es nicht verdenken, wenn ich mich dieſer Schweſter ſchäme, die die Götter vergaß, und den Menſchen zum Scheuſal dient. Denn, glaube mir's, in Aegypten findeſt Du in allen Provinzen Menſchen, die von ihrer ſchlechten Aufführung aufs ſchlechteſte reden, die es verdrießt, daß ſie einer ſolchen Königin gehorchen müſſen.

Dem Volke in Alexandrien muß man nicht alle Thorheiten anrechnen. Pracht und Schwelgerey, an die ſie gewöhnt ſind, macht ihnen die Könige am angenehmſten, die ihnen mit gutem Beyſpiel vorgehen, und ſie in ihrer Lieblingsneigung zu erhalten wiſſen. Wer aber könnte beſſer ſchweigen, als Kleopatra? Ich will von ihrem ſittlichen Charakter ſchweigen. Seitdem ſie Cäſar verließ, hörte ich nichts davon; wer aber einmal ſinkt, wie könnte der wieder feſt ſtehen, beſonders in einer ſo kritiſchen Lage?

Antonius.

Du machſt mich in der That neugierig, dieſe ſonderbare Gattung von Geſchöpf näher kennen zu lernen; und wenn ſie meine Forderung nach Tarſen zu kommen ausſchlägt, ſo werde ich mich mit meinem Heere bey ihr einquartiren.

Arſinoe.

Du magſt nun gehen, oder nicht; Du magſt bey Dir ſie ſprechen, oder ſie ſelbſt in ihrem prächtigen Palaſte finden; Du magſt ihr verzeihen, oder ſie beſtrafen; Du magſt von ihren Reizen hingeriſſen werden, oder, was ſie iſt, die verachtungswerthe Buhlerin in ihr erblicken; Du magſt vom Throne Aegyptens ſie ſtoßen oder feſter noch ſie darauf befeſtigen; laß mich an dieſem allen, ſo wie an den folgenden Schickſalen des Königsreichs keinen Antheil nehmen. Ich will ſtill und unbeweint, aber ich will ruhig ſterben.

Antonius.

Ich gehe, bey den Göttern! mit Bewunderung von Dir hinweg. Ich wünſche, daß dieſe ländliche Gegend Dir zu einem wahren Paradieſe werde. Du biſt dreymal glücklich; einmal, im Schooſe der Natur vergnügt zu leben, dann, keine Neigung zur Rückkehr zu fühlen, hauptſächlich aber den Stricken entgangen zu ſeyn, die Könige gewöhnlich an den Mißbrauch ihrer Macht feſſeln. Du wirſt nicht die Thränen der Gedrückten zu verantworten haben, die man ſo oft nicht vermeiden kann, und ich preiſe Dich die ſeligſte unter allen Herrſchern und Herrſcherinnen. Ich will Deine Ruhe nicht ſtören. Durch mich ſoll kein ſo glücklicher Lebenswandel in einen unglücklichen verwandelt werden, und mein Ruf zieht Dich nie den Herrſchern näher.

Neun-

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palaſt.

Kleopatra Zimmer.

Kleopatra. Minka. Dellius.

Kleopatra.

Du biſt alſo der feſten Meynung, daß eine Reiſe zu dem Helden Roms ihn beſänftigen werde, daß ich es werde vertheidigen können, daß ich unſchuldig durch falſche Anklage litt.

Dellius.

Deine Worte, große Königin, gleichen einem ſpitzigen Widerhaken, und verwunden ſcharf. Ich ſage nicht, daß Du ſchuldig biſt, ich glaube vielmehr, Du biſt es nicht. Aber, wie kann der Feldherr das wiſſen? und geſetzt, er wüßte es auch, wie kannſt Du von einem ſtolzen Manne, der dem Herrſcher ſo nahe iſt, erwarten, daß er des ſüßen Gefühls ſich begeben ſoll, eine Königin Aegyptens vor ſich kommen zu ſehen, um ſich zu vertheidigen? Kannſt Du, Königin, bey Deiner Weisheit es überſehen, daß, wenn er auch nur den Schein von einer Beleidigung hätte, wenn er dieſen Schein auch nur auf irgend eine Art zu erfinden, und wahrſcheinlich zu machen wüßte, daß er dann nicht ſchon auf dieſe Huldigung ſeiner Größe dringen würde?

Kleopatra.

Und nun im Ernſt geſprochen, Dellius; wenn dieſer Stolze meine Bereitwilligkeit, ſeinem wahrlich ſchrecklich kühnen Befehle zu gehorchen, ſiehet, wird er nicht weiter gehen? Wird er nicht von mir verlangen, daß ich das mächtige Königreich Aegypten auch ihm entgegen tragen ſoll? Auch ich kenne den Stufengang der Größe und des Stolzes; und ich habe, da ich in der freyen Republik Roms war, mehr Bemerkungen darüber gemacht, als je vorher.

Antonius hat wahrlich keinen Unwiſſenden zu mir geſandt; und da ich's einmal gewagt habe, mich Dir ſo weit zu entdecken, ſo kann ich auch wohl ohne Furcht noch mehreres Dir ſagen, und Dir durch Beweiſe darzuthun, daß Aegypten wohl im Stande wäre, dem Sieger Einhalt zu thun, bin ich jede Stunde erbötig.

Ich weiß, daß Dellius auch mit dem Kopfe gearbeitet; ich weiß, daß er einer der Weiſeſten Roms, ich weiß, daß er Horazens, des edlen Dichters, großer Freund iſt. Dellius! Du mußt die Pflichten auch kennen, die ich gegen mein Vaterland und meine Unterthanen habe. Rätheſt Du mir dahin zu gehen, wo Untergang beiden bevorſtehen könnte? Oder ſoll ich, wann ja der Römer Heer in meine Provinzen zu dringen bereit iſt, aufbieten, was ich kann, um es vor dieſem Ruin zu beſchützen?

Dellius.

Zu ſehr hat der Königin Weisheit, und, erlaube mir immer das Geſtändniß, Kleopatra, auch Deine Schönheit auf mich gewirkt, als daß ich einen Rath ertheilen ſollte, der Dir nachtheilig wäre. Nicht bin ich Antonius Spürhund, um ſeiner Größe Gegenſtände zu ihrer Erweiterung aufzuſuchen. Ich bin ſein Freund und ſein Geſandter. Ich will nicht dem Freunde rathen, die Größe, die der ſeinen gleicht, in die ſeinige einzuflechten, und ſo den allgemeinen Ruhm des einzigen Großen ſich zuzueignen. Aber ich kann mich auch der Pflicht nicht entbinden, Deine Erſcheinung vor ihm zu bewirken, die eigentlich mein Auftrag iſt.

Kleopatra.

Die aber doch wohl immer mit meinem Willen erſt geſchehen kann.

Dellius.

Allerdings! Und da nun Deine Seele und körperliche Reize über mein Herz, meine Augen, und, ich mögte wohl ſagen, über meine geſunde Vernunft den Sieg davon getragen haben; ſo denke ich auf ein Mittel, wie ich Antonius zufrieden ſtellen kann, ohne Deiner Größe eine Verkleinerung zuzumuthen.

Und, Kleopatra, das Mittel iſt gefunden; Dich ſehen, und von Deinen Reizen bezaubert werden müſſen, iſt eins. Schnell entſchloſſen — und Du beſiegſt den Unbezwinglichen. Zwar, Königin, wird meinem ſchon verwundeten Herzen dadurch weh geſchehen; allein nicht kühn genug, zu Deiner erhabnen Sphäre herauf zu ſehen, beſcheide ich mich gern, zurück zu treten.

Kleopatra.

Du biſt ein Schmeichler, Dellius! Entferne Dich, und laß mich überlegen, was hier zu thun iſt. Find' ich Deinen Rath annehmlich, ſo befolg' ich ihn — und — nur zu gut weiß Dellius, daß reiſe Köpfe oft bey Weibern mehr gelten, als ſchön gebaute Männer.

Dellius.

Dank für das Wort. Wenigſtens darf ich nun nicht fürchten, daß die ſchönſte Königin mit

Widerwillen mein Gefühl in Anſehung ihrer vernommen.

(Er küßt ihre Hand, und geht ab.)

Minka.

Nun, bey den Göttern! Königin, wenn der nicht kühn iſt, ſo ſahe ich noch keinen kühnen Mann.

Kleopatra.

Er iſt nicht nur kühn, Minka, er iſt auch ſchön. Wenige hatten das Feuer, was ſein ganzes Weſen verräth. Der ihn übertraf, an den darf ich ja nicht mehr denken. O Minka, es iſt auch ſchön, von denen ſich gelobt wiſſen, die das Privilegium haben, zu loben und zu tadeln; die aus Königen ſelbſt machen, was ſie wollen; und in deren Griffel Gewalt es ſteht, Handlungen ganz anders zu ſchildern, als ſie gehandelt waren.

Minka.

Die aber Aegypten nicht zu betreten nöthig hatten, um einer Königin für ihrem Griffel bange zu machen. Kleopatra! ſo ſoll mein Rath wieder nicht befolgt werden, aufs Schwert ſich zu verlaſſen? Du willſt abermals auf Deine Reize Dein Heil ſetzen? Willſt einem Römer Dich überlaſſen, da doch Aegypten Männer genug hat, die Deiner werth ſind?

Kleopatra.

Und wenn ich Dir in allem Recht gebe, in dieſem nicht. Aegypter muß mein Auge meiden, keiner aus ihnen muß ſich rühmen können, einen ſchwachen Augenblick ſeiner Königin benutzt zu haben. Dieß würde ihm das Recht ertheilen, ſich über ſie zu erheben, und zu wähnen, er könne ſo gut, wie ſie, regieren.

Minka.

Und wenn der Römer Dich beleidigt? Wenn ſein Herz für Liebe nicht geſchaffen iſt?

Kleopatra.

Iſt das wohl eines Mannes Herz? Und habe ich nicht ſchon lange von dieſem Antonius und ſeiner verliebten Leidenſchaft gehört? Iſt er der Mann, den ich mir ihn denke, iſt er zur Zärtlichkeit geneigt — vermag er nicht der Menge meiner Feuerblicke zu widerſtehen; ſo iſt mein Sieg ja leicht, und die Folgen davon für Aegypten gut — iſt er der Mann nicht — ſollte er ſchwerer zu beſiegen ſeyn, als das Gerücht und ich ihn malen — nun dann ſtrenge ich doppelte Kraft an. Mein Muth, ihn zu beſiegen, wächſt deſto mehr, mein Sieg wird ſchöner, blendender — und noch vortheilhafter für mich und die Meinigen.

Minka.

Was bürgt Dir für den Sieg, den Deine Einbildung ſo leicht Dir darſtellt:

Klopatra.

Ich frage Dich: Was war Cäſar für ein Mann? Gab's einen feſtern — hatte einer mehr ſchon in der Kunſt ſich zu überwinden gethan, als er? Und bey mir ſcheiterte dieſe ſeine Kunſt. Und ich war damals noch ein unerfahrnes Kind —

ich kannte keinen von den Vorzügen, die unſerm Geſchlechte ſo allmächtig beſchieden ſind. Ich hatte es noch nicht in meiner Gewalt, durch Worte meine Forderungen an den Mann zu erhöhen. Was meynſt Du, wenn ich den Blick anwendete, womit ich einſt Roms Konſul irre machte, als er eben der Sittſamkeit eine Lobrede hielt; oden den, mit welchem ich des jungen Römers ganze Aufmerkſamkeit von ſeiner ſchönen Braut auf mich lenkte? Weißt Du noch etwas von der muthwilligen Laune, mit welcher ich Brutus Schweſterſöhne einſt das Hirn verrückte? Außerdem ſcheint meine Geſtalt nicht abgenommen zu haben. Der Kummer über Cäſars Tod hatte mir, ich glaube, immer zu meinem Vortheil, etwas von meiner Stärke genommen, und ich ſehe ſeitdem jünger aus, als vorher.

Minka.

Gegen Deine Reize, Gebieterin, läßt ſich keine Erinnerung machen. Gegen Deinen Willen zu ſiegen hab' ich auch keine; aber verzeihe mir, daß ich Dir ſage, ich traue dem Stolze und der Herrſchſucht nie. Es giebt Augenblicke, Königin, wo man jedes Genuſſes vergißt. Ich vergab den Auftritt mit Cäſarn. Er war in Deinem eignen Lande. Du hatteſt nicht ſo viel zu beſorgen. Itzt aber willſt Du Dich auf fremden Boden dem ausſetzen.

Kleopatra.

Du biſt eine grundloſe Zweiflerin; und weil Du zweifelſt, wird mein Vorhaben deſto feſter. Ich muß nun, hätte ich auch keinen andern Grund, Dich überzeugen. Ich will's mit meiner Erfahrung verſuchen, und meine Reize als Beyſtand gebrauchen. Die einzige Vorſicht, Minka, verſpreche ich Dir: Dellius ſoll mein Freund werden, und mir zum Hinterhalte dienen.

Aſien.

Einſames Ufer eines Fluſſes.

Theodotus Hütte in der Entfernung.

Theodotus (geht am Fluſſe auf und ab.)

Lange habe ich hier einſam zugebracht, und Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem ich kaum Menſchen geſehen. Ich dachte in dieſer Zeit wenigſtens durch die Natur ſo verſtellt zu ſeyn, daß man mich nicht mehr kennen ſollte. Aber wenn ich mich im Waſſer dieſes Fluſſes ſpiegle, bin ich immer noch, der ich war. Nichts hat ſich an mir verändert; und wenn ich Aegypten wieder betrete, ich wette, man kennt mich ſogleich. Und doch mögte ich ſo gern das Land wieder ſehen, wo ich ſo lange faſt unumſchränkt regierte; das Land, dem ich Könige erzog, und ſeinen künftigen Königinnen den Keim einpflanzte, mehr zu ſeyn, als die Könige. Denn ich, ich bin's faſt überzeugt, daß eine weibliche Regierung für Lieblinge weit beſſer iſt, als eine männliche. Die Weiber haben tauſend kleine Schwächen, deren zehn man ihnen eher ablernt, als einem Könige eine. Ihr natürlich ſanfterer Charakter macht ſie milder, und nachgebender in Fällen, die, weil man nicht gerade mit dem Kopfe durch kann, verunglücken. Ich habe mir dieſe Theorien in der Einſamkeit weiter aus einander geſetzt; und die in dieſen Jahren niedergeſchriebenen Beobachtungen würden einen Theil jener verunglückten Bücherſammlung, die ich mit Wonne gen Himmel lodern ſah, erſetzen. Aber ich muß ſie euch ans Tageslicht bringen, und ich ſelbſt muß wiederum ans Tageslicht.

Es kann doch in Aegypten nicht mehr ſeyn, wie es war; und ſind die Römer einmal dort weg, hat, wie ich ſicher hoffe, die reizende Kleopatra die Oberhand behalten, iſt Friede im Lande, und das Kind Ptolomäus weislich von ihr hinweggeſchafft, wie meine Lehren ihr denn ſorgfältig beybrachten, dergleichen Sprößlinge neben ihrer Hoheit als untaugliche Zweige eines fruchtbaren Baumes abzuhauen, ſo bin ich ſicher. Ihre Huld verläßt mich nicht; und dankbar, weil doch eigentlich ich der Erbauer ihrer Größe war, wird ſie mir vielleicht noch gewogner werden, als ich's mir je einbilden konnte.

Wen ich hierzu nun vollends noch die Lehren nehme, die ich aus meinen Abſtraktionen dieſer Jahre ihr geben kann; wenn ich die Stunden mir denke, die wir allein mit einander zubringen werden, dann iſt mir's doch lieb, daß meine Geſtalt ſich nicht verändert, und ich im Spiegel meines Fluſſes mir immer noch reizend vorkomme.

Ja, es iſt beſchloſſen; ich will meine Hütte verſchließen, und jenſeits des Fluſſes mir Menſchen ſuchen, die den Weg nach Aegypten mir zeigen können.

Jenſeit des Fluſſes.

Philipp. In der Entfernung einige römiſche Soldaten. Endlich **Theodotus.**

Philipp.

Pompejus! Wenn ich Deinen Namen nur ausrufe, wallt mein Herz höher. O du wareſt größer, als alle, die nach dir Rom zerrütten, indem ſie es zu erhalten ſuchen. Wäreſt du nicht durchs Schwert jener Schändlichen gefallen, das Glück hätte dir ſicher wieder zugelächelt, und du hätteſt die Republik erhalten. Ich bin nur ein elender Sklave, durch deine Güte zu einem freyen Weſen umgeſchaffen; allein ich fühle tief den Verluſt, den der Erdkreis durch dich erlitten. Ich irre ſeufzend umher, ſuche Ruhe, und kann ſie nicht finden.

Warum bin ich der Einzige, dem die Zeit das Leiden über dich nicht lindern will? Kornelia und Sextus haben aufgehört zu trauren, ich traure immer noch. Aber wahr, daß ſie noch

Anſprüche an die Welt hatten, die ſie befriedigen konnten. Ich hatte keine, nachdem der nicht mehr war, der mich zu einem freyen Weſen aus einem Sklaven umgeſchaffen. Du ſollſt gerächt ſeyn, ſagt man mir — Deine Mörder alle ermordet — Wer kommt denn dort? Das Geſicht ſoll ich kennen.

Theodotus.

Wohnſt Du in dieſer Gegend, guter Freund, und weißt Du mir den Weg zur nächſten Stadt anzuzeigen?

Philipp.

Nenne mich nicht, guter Freund, denn Du haſt ein abſcheuliches Geſicht, und Deine Rede ſtimmt nicht mit den Gefühlen meiner Seele.

Theodotus.

Du ſcheinſt ein Römer zu ſeyn, und vielleicht iſt Dir ein Aegypter zuwider?

Philipp.

Ha, dieſe Aegypter, ich haſſe ſie; denn ſie nahmen mir nicht viel — nur alles, was ich hatte. O ich hatte einen Herrn, er war mein alles, und den mordeten ſie. Er hieß Pompejus.

Theodotus.

Pom — pe — jus — (wahr ſtammelnd.) Den Namen hab' ich nie gehört.

Philipp.

Du biſt's! Du biſt's! Ich habe Dich ertappt; o Deine Stimme und Dein Geſicht waren mir bekannt, und das verräth Dich. Du biſt das Ungeheuer von einem Redner, welches die Aegypter anfeuerte — ich ſahe Dich wohl mit den Händen fechten — vom Schiffe ſah ich's. Damals konnte ich freylich nicht hören, was es war, aber nachher hat man mir's erklärt. Du Mörder Du! Du entſetzliches Ungeheuer —

(Er packt ihn an.)

Geſteh, geſtehe gleich, wie heiſſeſt Du?

Theodotus (etwas gelaſſner.)

Du verkennſt mich, guter Freund.

Philipp.

Bube! nenne mich nicht Deinen guten Freund. Ich mag's nicht ſeyn.

Theodotus.

So laß mich gehen. Du biſt wohl ein unfreundlicher Bewohner dieſer Gegend. Laß mich!

Philipp.

Ich Dich laſſen? — Ehe ſoll der Himmel über uns zuſammenfallen, ſchurkiſcher Mörder meines Herrn!

Theodotus.

So muß ich Gewalt gegen Gewalt ſetzen.
(Er will ſich loswinden.)

Philipp (laut.)

Hülfe! Hülfe! (die Soldaten laufen herzu.) Das iſt einer von den Mördern Pompejus.

Theodotus.

Er lügt! Er iſt raſend! Macht mich frey.

Ein Soldat.

Wir wollen Dich zum Statthalter führen. Da magſt Du Dich vertheidigen. Biſt Du von Pompejus Mördern, ſo ſorge nicht für Martern.

(ab mit ihm.)

Aegypten.

Ufer des Meers.

Große Flotte auf dem Waſſer.

Kleopatra Ruderſchiff.

Kleopatra. Dellius. Minka.
Apollodorus. Hauptleute.
Ruderer. Wache.

Kleopatra.

Glaubſt Du, Dellius, daß ich ſo als Königin von Aegypten erſcheinen kann?

Dellius.

Kleopatra wird Aufſehen erregen. Die Pracht, mit welcher Du erſcheinſt, wird das römiſche Heer in Verwunderung ſetzen; Deine Reize werden den Feldherrn beſiegen, und Deine Güte wird Alle Dir zu Freunden machen.

Minka.

Ich habe noch nie an ſolchen Siegen meiner Königin gezweifelt; allein Grund genug habe ich, an der Standhaftigkeit der Römer zu zweifeln. Es gab nur einen Cäſar, Dellius; und doch konnte auch dieſer Cäſar ſich nicht entſchließen, das ägyptiſche Reich in Ruhe mit Kleopatra zu beſitzen, und ſeinen übrigen Anſprüchen zu entſagen. Und was half es ihm itzt? Die Aegypter hätten ihn nicht ermordet, wie Eure Römer.

Apollodorus.

Nicht ungerecht, Minka. Hätten ſie ihn auch auf den Thron geſetzt, ſo lange noch ein Ptolomäus lebte? Und Cäſar ſtarb eher, als Ptolomäus —

Minka.

Hier zeigt Apollodorus ſich nicht in ſeiner gewöhnlichen Größe.

Apollodorus.

Still, Minka, von gewiſſen Dingen, die die Noth befahl, und die ohne Noth auch Apollodorus nie unternommen haben würde. Wer ſtets ſo handeln wollte, würde an ſeinem innern Richter einen widerwärtigen Begleiter haben — Und Dein eignes Urtheil über Cäſar war nie ſo, daß Du wünſchen müßteſt, oder hätteſt wünſchen können, ihn als König von Aegypten zu ſehen.

Kleopatra.

Ich nenne den keinen Weiſen, der über geſchehene Dinge ſich den Kopf zerbricht. Ich, Minka, will, wenn bey Cäſar'n ich gefehlt, bey Antonius das wieder gut zu machen ſuchen.

Ein Schiffshauptmann.

Der Wind iſt gut geworden, große Königin, ſollen wir die Anker lichten?

Kleopatra.

Je ſchneller, je beſſer — lieber Hauptmann. Sieh, Dellius, ich ſehne mich nach den

Römern. Sie ſcheinen mir nothwendig geworden zu ſeyn.

(Die Segel werden aufgezogen, man eilt davon.)

Volk am Ufer.

Die Götter begleiten Dich, Kleopatra! Kehre glücklich wieder.

Aſien.

Wohnung des römiſchen Statthalters.

Brutus. Philipp. Theodotus.
Wache. Henker. Zwey Aegypter.

Brutus.

Du bleibſt alſo dabey, Du biſt nicht Theodotus?

Theodotus.

Ich kenne nicht einmal den Namen dieſes Mannes. Entlegen von Alexandrien, in der einſamen Wohnung, die meine Aeltern, arme Landleute, bewohnten, hörte ich nichts von ihm.

Brutus.

Und woher hätteſt Du Deine Gelehrſamkeit, mit welcher Du gegen meine Leute prahlteſt, wenn arme Aeltern Dich erzogen?

Theodotus.

Erzogen haben ſie mich nicht, geboren nur. Ich kam in die Wohnungen der Prieſter, die an mir Talent bemerkten — und ihnen dank' ich alles.

Brutus.

Auch Deine Bosheit verdankſt Du ihnen? Elender Lügner! Dieſem Philipp iſt wahrlich mehr zu glauben, als Dir. Er ſteht da arm und unbeſcholten, immer noch weinend über den Verluſt ſeines Herrn. Was ſollte ihn wohl bewegen, Deinen Untergang noch zu wünſchen, wenn Du unſchuldig wärſt?

Philipp.

Gerechte Rache nur, Brutus, kann mich gegen ihn entflammen. Ich haſſe nicht die Aegypter. Ich kenne zween, die hier wohnen. Es ſind edeldenkende Menſchen. Warum ſollte ich ſie haſſen, weil einige unter ihrem Volke Böſewichter waren? Nein, ich kenne ihn nur zu genau. Ich ſtehe mit meinem Kopfe dafür, daß er es iſt. Gieb den Befehl, uns beide zu martern. Ich will den ſchmählichſten Tod darauf ſterben, daß er es iſt; und wenn ich mich habe zu Tode martern laſſen, dann wirſt Du doch nicht ſäumen, Rache an ihm zu nehmen. Ich liebe alle Menſchen, ich mögte allen das Leben erhalten; aber dieſem mögt' ich es auf die empfindlichſte Art nehmen.

Brutus (ruft einen von der Wache, und ſpricht mit ihm heimlich.)

Nun, Theodotus, oder wie Du ſonſt heißen magſt, ich bin nicht ungerecht genug, Dich oder Ihn vergebens martern zu wollen. Allein Du weigerteſt Dich, den Ort Deines bisherigen Aufenthalts anzuzeigen. Beweiſe genug ſind da, daß Du Dich lange in dieſer Gegend aufgehalten. Du haſt die mit Dir Geſandten irre geführt, Du haſt ihnen verſchiedenemal zu entwiſchen geſucht. Das alles zeugt wider Dich.

Theodotus.

Ich habe im Walde gewohnt, von Kräutern mich genährt, mein Lager war der Schatten eines Baums. Wie kann man da einen Aufenthalt haben?

Brutus.

Du lügſt! Du biſt der Mann, von welchem die umliegenden Landleute berichtet, daß er ihnen ihre Lebensmittel beym Vorbeyziehen am Wege theurer bezahlt, als ſie ſie in den Städten bezahlt bekamen. Man hat ſogar von einem Wunder der Götter reden wollen. Aber wenn Du Theodotus biſt, von dem man weiß, er hat der Schätze viel aus Aegypten mit ſich genommen, ſo bedürfen wir hier keines Wunders. Entkleidet ihn, ihr Henker, und verſucht einige Stufen eurer Martern an ihm, damit wir inne werden, ob er etwa ein übermenſchliches Weſen iſt.

Theodotus (vor ſich.)

Unſeliges Geſchick! Zu Martern bin ich beſtimmt, und ich muß ſie zu ertragen ſuchen. Entdecke ich mich, dann ſtehen mir noch größere Leiden; denn dieſer aufgebrachte Freygelaßne des

Pompejus wird nicht ruhen, bis er mich ganz zu Boden geworfen.

(Man entkleidet ihn, und brennt mit glühenden Eiſen ihn unter den Nägeln.)

Barmherzige Götter! rettet mich! Ungeheuer Ihr, und keine Menſchen! Müßt Ihr ſo mit einem Menſchen verfahren?

Philipp.

An Pompejus Kopf, mein guter Freund, war mehr gelegen, als an tauſend Köpfen Deinesgleichen.

Theodotus.

Das iſt nicht wahr. Die Natur ſchuf einen Menſchen wie den andern; gab jedem nur ein Leben, jedem nur ein Gefühl. Hier iſt mein Kopf. Ich reiche ihn für dieſe Martern willig dar. (Man zwickt ihn in den Nacken.) Verdammter Henker! trügeriſch beſabiſt Du mich im Nacken. Laß ab, Brutus — ich will ja gern ſterben.

Brutus.

Es wäre ungerecht, Dich zu tödten ohne Urſache — ungerecht, Dich loszulaſſen, ohne Bekenntniß. Ich will aber gerecht ſeyn. Bekenne, und Dein Bekenntniß richte Dich.

Philipp, (welcher indeß die Kleider durchſucht.)

Hier, Brutus, hab' ich einen Beweis ſeiner Treuloſigkeit gefunden. Sieh dieſes Kleinod, auf welchem der Name Kleopatra eingegraben iſt. Wie ſollte er es erhalten haben, ohne mit ihr bekannt zu ſeyn? Vielleicht ein Lohn für ſeine ſchändliche That am Pompejus.

Theodotus.

Glaub' ihm nicht, Brutus; ich weiß nicht, was ein Kleinod iſt. Der Bube hat es bey der Unterſuchung meiner Kleider ſelbſt hineingeſteckt.

Philipp.

Erlaube, Brutus, daß ich ihn für dieſen Buben ins Antlitz ſchlage.

Brutus.

Gemach, mein guter Philipp. Ich weiß, daß Du einer ſolchen Verrätherey nicht fähig biſt. Dem Himmel ſey es Dank, der Römer Pompejus wird gerächt werden! Immer mehr verrath ſich dieſer.

(Zwey Aegypter treten ein.)

Brutus.

Kleidet ihn wieder an. (Es geſchieht.) Tritt näher, unbekannt ſeyn Wollender. Und Ihr, als redliche Leute bekannt, in welchen kein Falſch iſt, redet die Wahrheit — Kennt Ihr dieſen? oder iſt er Euch nicht bekannt?

Ein Aegypter.

Da wollt' ich wohl mein Hab' und Gut verwetten, daß das der berühmte Redner Theodotus iſt.

Der Andre.

Es bedarf keiner Wette, mein Freund; ich war zugegen, wie er die ſaubre Rede wegen Pompejus Tode hielt, und dem ägyptiſchen Volke den ewigen Wurm zubereitete, die ewige Schande über ſein Haupt brachte. Ich war zugegen, wie Cäſar ihm die Strafpredigt wegen ſeiner Barbarey hielt; wie er von dem ehrwürdigen Haupte ſich wegwandte, und dieſem es prophezeihte, er würde der gerechten Rache nicht entfliehen.

Theodotus.

Ihr irrt Euch, liebe Landsleute. Zwey Menſchen können wohl einander ähnlich ſehen. Ich habe nie dieſen Pompejus erblickt, und weiß von ſeinem ehrwürdigen Haupte ſo wenig, als vom Cäſar, den Ihr nennt.

Ein Hauptmann (tritt ein.)

Hier, Brutus, ſind Dinge, die wir in einer Höhle im Walde jenſeit des Stroms gefunden haben. Wahrſcheinlich ſeine Wohnung.

Brutus (nimmt ein Papier und lieſt.)

»Ich Theodotus, ſollte, wenn die Götter gerecht wären, herrſchen in Aegypten; und ich ſchmachte hier in einer einſamen Höhle — nähre mich mit Mühe, und wirke nichts Großes.«

Was bedürfen wir weiteres Beweiſes? Er läſtert auch die Götter. Dir übergebe ich ihn, Philipp. Räche Deines Herrn Tod an ihm. Du haſt der Thränen genug um ihn vergoſſen.]

Philipp.

Jede ſoll er mir mit einem glühenden Blutstropfen zahlen. Ich will ihn zwingen, die Rede noch einmal zu wiederholen, die er vor dem Heere hielt; und jedes Wortes Buchſtabe ſoll eine neue Marter für ihn zum Lohne haben. O, daß eines Menſchen Leben ſo leicht hinwegfährt! denn meine einzige Sorge wird ſeyn: Er ſtirbt für meine erſonnenen Martern zu früh.

Cilicien in Aſien.

Stadt Tarſus.

Marktplatz daſelbſt.

Aufgerichtete Bühne.

Antonius Gericht haltend; ſeine **Diener** um ihn. Viel **Volks** und **Bürger von Tarſus**, die aber ſich nach und nach verlaufen. Hernach **Dellius** und ſeine Begleiter.

Antonius.

So, Bürger und Freunde, will ich es. Der Größere ſoll nie den Kleinern drücken, der Reiche nicht ſich über den Armen erheben. Er genieße ſeines Reichthums in Friede und Ruhe; er laſſe aber nie jenen durch Spott es empfinden, daß er es ihm nicht gleich thun kann.

Aber, was werde ich gewahr? — Alles verläßt mich. Ich ſehe die ganze Menge, die mir zugehörte, zerſtreut ſich entfernen. Was bedeutet das?

Ein Bürger.

Die Göttin Venus muß angekommen ſeyn, um hier mit dem Bacchus eine Zuſammenkunft zu halten. Es iſt vom Meere her eine Menge prächtiger Ruderſchiffe hereingeſegelt. Die herrlichſte Muſik ertönt von allen Seiten von denſelben. Der Duft des köſtlichſten Rauchwerks füllet die Luft, ſogar das Meer. Die Göttin befindet ſich auf dem Verdecke des größten dieſer Schiffe, unter einem Thronhimmel von Goldſtück, umgeben von Grazien, Nereiden und Liebesgöttern, die ihr Kühlung zuwehen. Siehe, Antonius, das iſt kein alltägliches Schauſpiel: und Du darfſt Dich nicht wundern, wenn die Tarſer, troß Deiner Weisheit und Gerechtigkeit, Dich einige Augenblicke verlaſſen.

(Er geht fort.)

Antonius.

Ich verſtehe ihn nicht. Die Göttin Venus ſollte hier gelandet ſeyn. Hat Thorheit ſich dieſer Menſchen bemeiſtert? Nein, es muß etwas anderes zum Grunde haben. Eilt, meine Getreuen! Seht, ob etwa ein geheimer Aufruhr herrſcht, fordert meine Leibwache zu mir.

Ein Diener.

Du kannſt ruhig ſeyn, Antonius. Es iſt hier, wie in der ganzen übrigen Welt. Es wird alles übertrieben. Man ſagte mir, die Königin von Aegypten ſey angekommen, und zwar in einem prächtigen Aufzuge.

Antonius.

So wird ſich's auch verhalten; und es iſt Zeit, daß ſie erſcheint. Ich habe verſchiedenemale ſie ſchon erinnern laſſen; und mit ziemlicher Kühnheit hat ſie verſchoben zu erſcheinen, bis es ihr ſelbſt gefällig war. Aber ihre Pracht wird ihre Vertheidigung nicht hindern; und ſie wird Rede und Antwort geben müſſen, von allem, was ich wider ſie zu erinnern habe. Wer kömmt dorther? Iſt es nicht Dellius, den ich ſandte, ſie zu fordern? Er wird zuerſt die Wirkungen meines gerechten Zorn erfahren.

Dellius.

Großer Feldherr! Ich zeige mich Dir wieder mit Deinem erfüllten Verlangen. Die Königin iſt hier.

Antonius.

Nur daß Du dieſes Verlangen ſehr ſpät erfüllt. Wenn ich einmal nach dem Tode zu ſenden habe, wenn meines Lebens Uhr ausgelaufen, und doch ich nicht gern ſterben mögte, ſo will ich Dich zu dieſer Botſchaft brauchen.

Dellius.

Ich glaube, der wird ungerufen kommen. Indeß ereifre Dich darüber nicht, Antonius, ſondern nimm von mir die feſte Gewißheit, ohne mich wäre die Königin nie gekommen.

Antonius.

So hätte ich ſie auf eine ſchreckliche Art ſelbſt beſucht. Meine Legionen hätten ſie dann wohl zwingen ſollen, wenn ſie in Gutem nicht die Reiſe angetreten.

Dellius.

Deinen Legionen hätte ſie zehnfach Unterthanen entgegengeſetzt, die ſie — nicht lieben — nein! anbeten. Kleopatra iſt in ihrem Reiche, wie in einer ſichern Mauer.

Antonius.

Sicher? Das iſt ſie auch bey mir. Ich hoffe nicht, daß Du in dieſem Punkte Zweifel ihr ſehen laſſen.

Dellius.

Sie wähnte ſie ſelbſt nicht einmal. Zu ſtolze Begriffe hat ſie von einem römiſchen Feldherrn, als daß ſie Mißtrauen in ihn ſetzen ſollte. Was ſie fürchtete, war, daß Du ſie nicht mit der einer Königin gehörigen Würde aufnehmen würdeſt, und das habe ich ihr verſprochen.

Antonius.

Du haſt viel zugeſagt; indeſſen ich will halten, was Du verſprachſt. Sie kam doch, ſich zu vertheidigen?

Dellius.

Das ſind die Königinnen von Aegypten nicht gewohnt. Auch iſt ſie unſchuldig. Sie hält es nicht der Mühe werth, ſich über etwas zu vertheidigen, was Du aus des gemeinſten Aegypters Munde erfahren kannſt; denn ſie hat die Legionen uns zugedacht, die Caſſius ihr nahm, und jenen Statthalter, der den Mördern Cäſars Hülfe ſandte, ſeines Dienſtes entſetzt. Sie bietet den Triumvirs ihre ganze Macht zu Hülfe; und wahrlich eine Macht, Feldherr, die Du nicht verachten darfſt.

Antonius.

Dir geht es wohl, wie Julius Cäſar, Du biſt gefeſſelt.

Dellius.

Hüte Dich, daß ihre Ketten nicht um Dich ſich ſchlingen.

Antonius.

Ich habe ſie doch wohl in Rom geſehen, und ſahe Schönere neben ihr. Sie glänzte, aber ſie war nicht die Glänzendſte unter allen. Kalpurnia, des Tibellius Tochter und —

Dellius.

Nenne mir nicht, was ich ſchon weiß, Antonius. Du haſt die Königin geſehen, das iſt wahr. Du haſt mit ihr geredet; allein die wenigen Worte konnten ihre Stimme und Stimmung Dir nicht ſo ganz enthüllen. Du haſt ſie nicht im Feuer der Rede, nicht im Reize des Umgangs gekannt. Das Liebliche dieſer Stimme, die in tauſend Modulationen dem Ohre immer angenehmer wird; das Heitere der Stimmung, welches uns gar nicht mehr im Zweifel läßt, daß die Götter ſie zur Verführerin des Menſchengeſchlechts gebildet; die reichen Kenntniſſe, die ſie ſich erworben, um ihre Unterhaltung zur ewigen Neuheit zu würzen; der ſcharfe Verſtand, mit dem ſie alles durchſchauet; der richtige Blick, mit welchem ſie die Wahrheit von allen ſie umgebenden Schleyern trennt; das macht ſie nicht bloß verehrungswerth, es bringt ſie unſerm Geiſte, unſern Neigungen näher, und wider unſern Willen, gezwungen huldigen wir ihr.

Antonius.

Du ſprichſt ſo ſehr viel von den guten Eigenſchaften dieſer Königin, daß ich mit Verlangen auf das Regiſter ihrer Schwachheiten warte; denn noch habe ich nicht mit ſo vielen Lobeserhebungen von ägyptiſchen Thronbeſitzern reden hören.

Dellius.

Auch irreſt Du, wenn Du ſie in die Claſſe jener Könige und Königinnen zählſt, die ihre Vorgänger waren, die die ägyptiſche Sprache nie zur Fertigkeit brachten, und ihre Mutterſprache, die macedoniſche, beynahe vergaßen. Sie wird Dich in ſieben Sprachen anreden, deren keine Du ihr zu erwiedern im Stande biſt.

Ich habe dieſer ſieben einſt von ihr gehört, da eben ſo viel Geſandte der Völker in ihrem Sprachzimmer waren. Ein Jude, ein Aethiopier, ein Meder, ein Parther, ein Syrer, ein Troglodite, ein Araber ſtanden vor ihr, und ſahen ſich ängſtlich nach dem Dollmetſcher um, der ihre Rede der Königin verſtändlich machen ſollte, und ihr Erſtaunen vermag ich nicht zu beſchreiben, als ſie jedem in ſeiner Sprache antwortete. Es iſt kein Wunder, wenn die Nachbarſchaft ſie anbetet; und noch einmal ſag' ich Dir's, in ihrem Reiche hat ſie eine ſichre Mauer, die nur der allgemeine Menſchenwürger zu durchbrechen fähig iſt.

Antonius.

Du machſt mich neugierig, dieſes Wunder recht bald zu ſehen. Du dort (er ruft einen aus ſeinen Dienern) der du der ägyptiſchen Sprache mächtig biſt, begieb Dich zu ihr, und lade ſie zu einem Feſte ein, welches ich ihr zu Ehren veranſtalten wolle. Rede zierlich mit der vermeinten Göttin, und verſichere, ihr ſolle königliche Ehre erwieſen werden. Ihr Uebrigen bereitet alles zum glänzenden Feſte, und laßt dabey nichts fehlen. Wir werden ſehen, Dellius, ob ſie Deiner feurigen Schilderung entſpricht.

Dellius.

Du wollteſt Schwachheiten von ihr wiſſen, Antonius, und ich werde Dich mit einer bekannt machen, von der Du auch Dich nicht ganz losſagen kannſt. Sie iſt der Liebe vertrauteſte Schweſter, wenn nicht etwa, wie Tarſus Einwohner nicht unrecht wähnen, Venus ſelbſt ſich in dieſen Körper verloren, um einmal wieder Männerliebe zu genießen. Aber ſie weiß zu wählen; und wenn ſie gewählt hat, Antonius, ſo iſt keine Erlöſung von ihren Ketten.

Antonius.

Du biſt ſehr feige, Dellius. Durch alles aber, was Du mir berichtet, haſt Du wenigſtens den Zorn, den ich Dir zugedacht, von Dir gewandt. Itzt komm, wir wollen ſelbſt Hand anlegen, damit ſie ſo empfangen werde, daß ſie nicht unzufrieden nach Aegypten zurück zu kehren Urſache habe. Da ſie ſich vertheidigen kann, ſo muß ſie, als römiſche Bundsgenoſſin, wohl empfangen werden.

Cilicien.

Vor der Stadt Tarſus.

Ufer am Meer.

Kleopatra. Minka. Apollodorus.
Ein Bote des Antonius. Viel Volks.

Kleopatra.

An dieſer reizenden Ausſicht will ich meine Augen erquicken, bis Ihr meine Zelte aufgeſchlagen habt. Sorge dafür, Apollodorus, daß nichts ihrer Pracht fehle — Ich hoffe, man wird mich hier beſuchen, wenn Dellius die Nachricht meiner Ankunft überbracht hat. Wenn irgend ein Zug, oder etwas dergleichen, das den römiſchen Triumvir anzeigte, ſich nähert, ſo melde man mir es ſogleich. Die Aufmerkſamkeit des hieſigen Volks gefällt mir ſehr. Sie haben mich empfangen, wie eine Göttin; ſie haben mir den ſchmeichelhaften Namen der Venus beygelegt. Apollodorus! man ſoll Geld unter das Volk werfen, damit es wiſſe, es habe eine Königin geſehen.

Minka.

Ein Bote von Antonius wünſcht die Königin zu ſprechen.

Kleopatra.

Ein Bote von ihm? Was wird er wollen?

Minka.

Wiſſen kann ich's nicht; allein der Römer wäre vielleicht ſtolz genug, mit einem Boten ſeine Bewillkommung abzumachen, und zu gleicher Zeit die Herrſcherin Aegyptens vor Gericht laden zu laſſen.

Kleopatra.

Dann ſchwör' ich bey den Göttern, ich fliege wieder nach Aegypten, ohne den Stolzen geſehen zu haben. Laß den Römer kommen. Bald wird ſich das Geheimniß ja enthüllen.

Bote.

Mich wählte Antonius zu dem Glücklichen, die große Königin Aegyptens zuerſt zu bewillkommen, weil ich der Sprache Deines Landes mächtig bin. Er ſendet Dir in ſeinem und des ganzen Roms Namen ſeinen Gruß und ſeine Ehrfurcht. Er iſt erfreut, die Herrſcherin Aegyptens ſo nahe zu wiſſen, er preiſt das Land ſelig, das ſeine Füße betreten haben, und wird ſich ſelig preiſen, wenn Kleopatra es ſich gefallen laſſen will, in ſeinem geringen Hauſe eine kleine Bewirthung anzunehmen, bis er die nöthigen Maaßregeln zu ihrer königlichen Behandlung ergriffen haben wird.

Kleopatra.

Melde dem Antonius meinen Dank, für ſeine Bewillkommung, und meine Freude, daß er mich gern hier ſieht. Doch melde ihm zugleich, daß, wo ſich Königinnen von Aegypten befänden, da befände ſich zugleich jede Bequemlichkeit. Es fehle mir an nichts; und da die

Geſetze der Artigkeit erforderten, daß das männliche Geſchlecht dem weiblichen den erſten Beſuch abſtattete, ſo bäte ich mir aus, den Triumvir Roms zu bewirthen, und erwarte ihn unter den Zelten, die Du dort ſchon gleich einer kleinen Stadt erwachſen ſehen wirſt. Ich laſſe den weltberühmten Antonius bitten, ſein ganzes Gefolge mit ſich zu bringen, weil für Alle Raum ſey; und wie Du ſiehſt, ſtehe ich mit dem Volke aus Tarſus ſchon ſo, daß ſie mir keinen Dienſt verſagen, wenn es mir ja an etwas fehlen ſollte. Für Deine Botſchaft aber nimm dieſes Kleinod.

Bote.

Große Königin! Ich vermag mein Erſtaunen nicht auszudrücken. Wohl hatten die Tarſer Recht, da ſie ſagten, eine Göttin ſey angelandet. Mein Mund wird keine Worte haben, wieder zu erzählen, was ich ſehe. Ich werde dem Antonius nichts melden können, als: Feldherr! Siehe ſelbſt, und auch Du wirſt ſtaunen!

(ab.)

Kleopatra.

Der Anfang, Minka, dächte ich, wäre ſo übel nicht, und verriethe nichts zu fürchtendes.

Minka.

Ich danke den Göttern, daß meine Ahnungen ungegründet waren.

Kleopatra.

Jetzt erhebe dich, Pracht Aegyptens! Laß hervortreten, Minka, aus den Bäuchen der Schiffe das Gold und Silber, welches ſie verbergen. Bitte die Tarſer, herbeyzuführen, was ſie köſtliches für den Gaumen haben, es ſoll ihnen doppelt bezahlt werden; und ich will dieſen Römern zeigen, wie man in Aegypten Gaſtmahle hält. So bald der Abend anbricht, mögen hunderttauſend Lampen das Ufer erleuchten. Die Gegend ſoll im Feuer zu ſtehen ſcheinen, und der Widerſchein tief ins Land verkündigen, hier ſey etwas den Gelagen der Götter ähnliches.

Aſien.

Brutus Wohnung.

Tiefes Gewölbe.

Marterkammer des Gerichts.

Philipp. Theodotus. Hauptmann der Wache — Wache. Henker.

Philipp.

Ha! Laßt mich dieſe Zunge noch ein wenig mit glühenden Stichen durchbohren, denn ihre Worte durchbohrten meinen armen Herrn.

Theodotus.

Haſt Du denn noch der Qualen nicht genug auf mich gehäuft, Barbar? Gieb aus Barmherzigkeit den Todesſtoß.

Hauptmann.

Laß Dich erweichen, Philipp. Zwar Brutus hat ihn Deiner Willkühr übergeben, und ich habe hier nichts zu befehlen — aber ich kann Dich doch darauf aufmerkſam machen, daß menſchlich ſeyn eine ſchöne Tugend iſt. Lege ſie nicht ganz ab, wann ſchon Deine Rache gerecht iſt.

Philipp.

Du haſt nicht unter dieſem Pompejus gedient, Hauptmann! Aber frage die dort unter Dir. Ich kenne ſie alle. Sie waren bey Pompejus Heer. Hätten wir Pompejus noch, o es wäre mit der Zerrüttung Roms nicht ſo weit gekommen. Du dort, Du haſt geſehen die Thränen und die Leiden ſeiner Gattin. Sie hat ihr Haar ſich ausgerauft, und ihren Buſen zerkratzt. O, Seelenangſt geht weit über körperliche Martern.

Ein Soldat.

Ich habe alles geſehen, und ich habe kein Mitleiden mit dieſem Böſewicht.

Ein Andrer.

Zähle die, die durch Pompejus Tod um al ihre Hofnungen kamen.

Philipp.

Und bedenke, Hauptmann, daß aller Kriege in Aegypten nicht gedacht worden wäre, wenn dieſe Unthat nicht geſchehen. Wie viel Blut iſt da gefloſſen, wie mancher tapfre Römer hat die Erde küſſen müſſen! Wie viel Waiſen und Wittwen, wie viel Bettler hat dieſer Bube gemacht! Und ſtarb nicht Ptolomäus auch durch ſeine giftigen Anſchläge? Ha! wenn ich ihm nur allen Angſtſchweis zu ſaufen geben könnte, der um ſeiner gottloſen Handlungen willen geſchwitzt worden iſt; wenn ich nur jeden wüthenden Schaum, den die Sterbenden von ſich ſprudelten, ihm in die Adern jagen könnte, um ihn ganz zu reinem Gifte umzuſchaffen.

Hauptmann.

Doch iſt Barmherzigkeit beſſer,

Philipp.

Doch — (er durchſticht ihn.) So fahre denn hin, Elender! und ſo ende ich meine Rache vor Pompejus.

Theodotus.

Und ich verfluche Dich noch im Todeshauche.
(Er ſtirbt.)

Philipp.

Siehſt Du den Verruchten? Er hatte noch mehr verdient. Schlaf' nun ſanfter, Pompejus!

Cilicien.

Vor der Stadt Tarſus.

Ufer am Meer.

Viele Zelte. Die Gegend blendend erhellet. Alles voll Menſchen, die die Freude in ihrer Mitte haben. Das Volk jauchzet laut.

Zelt der Kleopatra.

Große Tafel.

Kleopatra. Antonius. Die vornehmſten Tarſer mit ihren Weibern.

Antonius.

Und wenn Du den Zauberring älterer Zeiten beſäßeſt, Kleopatra, Du könnteſt nicht mehr leiſten, als Du hier durch menſchliche Macht geleiſtet. Du durchſchneideſt das Meer von Alexandrien hierher, um am Tarſiſchen Ufer ein

Feſt zu geben, was wir mit aller Anſtrengung nicht in der kleinſten Nachahmung erreichen können.‘

Kleopatra.

Lobe nicht ſo übertrieben, edler Triumvir, was keines Lobes werth iſt. Alles, was Du hier ſieheſt, reichte Aegypten mir; und was die Schiffe nicht herzubringen vermogten, hat eine Kiſte gemünzten Silbers mir im Augenblicke faſt von den Tarſern verſchafft. Wenn das Deine Verwunderung erregt, Du kannſt es täglich haben. Ich, Antonius, genieße nur eine Freude meines Herzens bey allem dieſem.

Antonius.

Und wollteſt Du mir ſie nicht erklären, daß auch ich Theil daran nehmen könnte?

Kleopatra.

Warum ſie Dir verhehlen? Sie beſteht darin, daß ich Dich gerade zu Deiner Zufriedenheit bewirthen können. Wie oft warſt Du in

Rom ſchon der Gegenſtand meiner heißeſten Aufmerkſamkeit!

Antonius.

Die Königin von Aegypten weiß ihren Gäſten fein zu ſchmeicheln. Ihr Tarſer, helft mir doch das erwiedern. Zu ſchwach bin ich, allein es zu vergelten.

Ein Großer aus Tarſus.

Zu viel geſegnet hat die Ankunft Kleopatra unſre Gegend, als daß wir's wagten, in ihrem Lobe zu überfließen. Schon hab' ich's in der Seele bedauert, daß wir keinen würdigen Dichter in Tarſus haben, der beſingen könnte, was hier geſehen und gehört worden.

Eine Tarſerin.

Was ſollen Dichter hier, die Worte ohne Gefühl niederſchreiben? Wir werden ihr in unſern Herzen ein Denkmal errichten, und ich wette, Kleopatra hat dieſes werther, als den Ruhm in Verſen.

Kleopatra.

Du ſprichſt getreu, ſo wie ich denke. Ich werde auch der Tarſer nie vergeſſen. Ihre Aufnahme, ihre Bereitwilligkeit mir zu dienen, die ſchönen theilnehmenden Seelen, die ich fand, das alles iſt mir unvergeßlich. Doch, ich ſehe, mein Gaſtmahl läßt viele hier noch unbefriedigt. Erhebt Euch — und mengt Euch in die allgemeinen Freuden. Laßt uns ſehen, ob die Menge um uns durch unſre ausgetheilten Schätze erfreuet wird. Lenkt Eure Gedanken von der Geberin ab, die kein weiteres Verdienſt hat, als auszutheilen, was die Götter ihr gaben. Fühlt mit mir die Wirkungen auf unſre Nebenmenſchen. Gieb mir Deinen Arm, Antonius!

(Alles erhebt ſich, und geht zwiſchen den Zelten umher. Antonius und Kleopatra zuſammen.)

Antonius.

Wahrlich man kann viel Wonne um ſich her verbreiten, wenn man, wie Du, unumſchränkt herrſchet.

Kleopatra.

Ich muß des Wortes lachen, deſſen Du Dich da bedienſt. Und bitter mögt' ich lachen. Sich dort, Antonius, den Tarſer und die Tarſerin, die zärtlich jeden Blick mit einander theilen, wo Eins nur in des Andern Auge ſeine Seligkeit ſucht. Sie ſchmecken voll der Liebe Seligkeit. Und die arme Königin Aegyptens, die unumſchränkt herrſchen ſoll, kann ſich keinen ſolchen Augenblick zuwege bringen.

Wenn Du das ganze Gebiet des Wollens und Könnens der Menſchheit durchſtreifeſt, und ſtößeſt dann auf einen Mangel, auf etwas, was wir wünſchen und nicht erreichen können, wie fallt da ſelbſt die königliche Macht, mit welcher wir prahlen, in Staub zurück!

Antonius.

Kleopatra! Dir könnte etwas fehlen, was Du wünſcheſt?

Kleopatra.

Kann ich denn Herzen zwingen, gegen mich zu fühlen, was ich gegen ſie empfinde? Weißt Du ein Mittel, Felſen zu erweichen? Wenn nun, ſeitdem ich Rom verließ, ein Bild von dorther mich ſtets begleitete; wenn ich dieſes Bild aus meinem Herzen zu verdrängen ſuchte; wenn ich mich mühete, den Mann, der kalt und ſtolz vor mir vorüber gieng, manchen, ſelbſt wider meinen Willen vom Herzen aus durchs Auge auf ihn gefallenen Blick unerwiedert hinnahm — dieſen Mann zu vergeſſen, vergebens deß mich mühete; wenn Trennung durch Meere mir ihn nur vollkommner darſtellten; wenn Cäſars Aufmerkſamkeit für mich, die ausgezeichnete Achtung, die er mir erwies, mich nicht ſchadlos halten konnte; wenn Cäſars Tod vollends die Wunde unheilbar machte; wenn alles dieß, Antonius, ich vor Dein Geſicht bringe, und Deinem Herze es zur Beurtheilung darlege, hältſt Du mich dann noch für glücklich?

Antonius.

Wie! Königin! Mitten in dieſem Ausbruch der Freuden, mitten unter dieſen Feſten, Dir zu Ehren gefeyert, wirſt Du von ſo quälenden Leidenſchaften gepeinigt? O, dann biſt Du die Einzige in dieſem großen Haufen, die unglücklich iſt; denn ich wette mit Dir, Schickſal gegen Schickſal, hier findeſt Du keinen Mißvergnügten. Wen Grillen plagen, der iſt hier nicht erſchienen; und ſo haſt Du ſie allein, die alle dieſe Freuden zuwege brachte.

Kleopatra.

Das eben kränkt mich, Triumvir, daß ich die Einzige bin, die hier leidet. O wenn nur eine ſchöne Seele mit mir litte! Es bleibt doch ein großer Troſt, Gefährten derſelben Unannehmlichkeiten zu haben!

Antonius.

Ich verſtehe Dich nicht ganz, Königin. Allein ich bewundre Dich. Aulethes Töchter ſind beſondre Weiber. Arſinoe traf ich in Aſien in einer unbegreiflichen Reſignation — und Dich —

Kleopatra.

Geſchwinde, laß uns zur Geſellſchaft kehren. Ich will ſehen, ob ich wieder froh werden kann. Wir wollen uns in die dickſten Reihen wälzen, denn leider fand ich noch die Ruhe nicht, die ich ſuchte.

Cilicien.

Stadt Tarſus.

Wohnung Kleopatra.

Minka. Apollodorus. Dann Kleopatra.

Apollodorus.

Der Morgen bricht bald an. Sie wird itzt erſcheinen. Du kannſt mir auf mein Wort glauben, Minka, unſer Aufenthalt wird hier nicht kurz, nicht unbedeutend ſeyn. Zu warm hab' ich ſie im Geſpräch mit dieſem Antonius belauſcht.

Minka.

Die Neuigkeit iſt mir nicht erwünſcht. Es ſtreitet wider mein Gefühl von ihrer Größe, daß ſie ihre Liebe den Römern anträgt, indeß die ſchönſten Aegypter darum buhlen würden.

O was hätte ich darum gegeben, wenn eben dieſer Antonius ſie ſchnöde empfangen hätte! Wenn ſie dann erzürnt den Befehl gegeben hätte, wiederum zur Abreiſe ſich zu rüſten; wenn ſie in ihr Schiff geeilt wäre, wie hätte ich die Ruderer antreiben wollen, ſchnell ſich zu entfernen, damit wir jedem Römergeſichte aus dem Blick gekommen wären!

Apollodorus.

Ob Du ſo ganz Recht haſt, weiß ich noch nicht. Kleopatra's Ruhm wird ſicher unter der Römer einmal errungenen Vorzügen hellglänzender. Wenn ſie ſie ſchön, wenn ſie ſie reizend, wenn ſie ſie königlich fühlen und verbreiten, ſo hat das Einfluß auf die ganze weite Welt, die ſie beherrſchen, und Dichter werden noch in ſpätern Jahren ſie beſingen, ſie preiſen, und ihren Ruhm erſchallen laſſen; ein Gedanke, der für Könige auch in dieſem ihrem Leben ſehr aufrichtend iſt, da wir mit der Gewißheit ſchlafen gehen, daß niemand nach unſerm Tode weiter an uns denkt, und mit dem Leben unſre ganze politiſche Laufbahn geendet iſt.

Kleopatra (eintretend.)

Seyd Ihr ſchon hier? Ich wähnte, niemand dächte noch daran, die Luſtbarkeit zu verlaſſen, als die einzige gekränkte Königin Aegyptens, die eigentlich am froheſten zu ſeyn, gar wohl verdient hätte.

Minka.

Wie, Königin, Du wärſt Cilicien und Tarſus ſchon überdrüßig? Da würd' ich Dich mit mir vereinen können. O gieb den Befehl, daß ſich die Schiffe zur Abfahrt bereiten ſollen, und in dieſer finſtern Nacht will ich ihn ohne Zittern ans Ufer des Meers bringen. Nie ſoll einer ſchneller ausgeführt ſeyn. Nie ſoll man ſchneller haben einpacken ſehen — nie ſollſt Du Deine Minka ſo fröhlich an Deiner Seite erblickt haben, als auf der Rückfahrt nach Aegypten.

Kleopatra.

Wie gern wollt' ich Dir dieſe Freude machen. Allein das kann ich nicht. Herz und Liebe feſſie mich hier. Ein ganz andrer Fall drückt mich zu Boden, Gefährtin meines Kummers und meiner Freuden.

Apollodorus.

Die Götter mögen Euch doch jeden Kummer nehmen, geliebte Königin! (Er will ab.)

Kleopatra.

Bleib, Apollodorus, und höre auch Du die ſeltſame kummerreiche Entdeckung. Daß ich nicht den Eindruck auf Antonius verfehlt habe, weiß ich, auch werdet Ihr dieſes überzeugt ſeyn. Im innigſten Geſpräch aber, im Augenblick, wo er zu bewundern anfing, wo dieſer ſichre Vorgänger der Liebe nicht ſchwach, nein, ſtark ſchon wirkte; welch einen Namen nannte er, und ſtellt Euch mein Entſetzen vor, als er ihn nannte!

Apollodorus.

Und welchen, Gebieterin? Ich wüßte keinen in der Schöpfung, der Euch fürchterlich ſeyn könnte.

Kleopatra.

Doch, doch. Beſinnt Ihr Euch auf eine gewiſſe Arſinoe?

Minka.

Arſinoe? Deine Schweſter? Aulethes Tochter?

Kleopatra.

Wozu dieſe verhaßte Benennung? — Ja, eben dieſe Arſinoe.

Apollodorus.

Die im Triumph in Rom mit aufgeführt wurde, und von welcher das Gerücht ſagte, ſie habe ſich mit ihren goldnen Ketten erdroſſelt?

Kleopatra.

Du ſprichſt eine angenehmere Sprache — Eben die. Allein das Gerücht ihres Todes iſt falſch. Ach, dieſer Antonius, eben der Triumvir — Götter! wie konnte ich es nur gelaſſen anhören —

Minka.

Antonius? Der Triumvir? Der Römer? Er liebt ſie?

Kleopatra (zornig.)

Wer ſagt, daß er ſie liebt? Wen kann Antonius anders lieben, als Kleopatra? Er hat ſie geſehen, geſprochen — ſie lebt im Stillen in Aſien.

Apollodorus.

So mag ſie ewig dann im Stillen leben, Königin. Wer kann ſie aus dem Dunkel hervorziehen, und wer vermag ſie wieder ans Licht zu rufen?

Kleopatra.

Du kannſt das fragen, Apollodorus? Eine Königstochter kannſt Du in eine Magd wandeln, und wenn man weiß, ſie iſt das, zieht man ſie aus einem Aſchenhaufen hervor. Mit der ärmſten und häßlichſten Königstochter läßt ſich mehr anfangen, als mit einem Dutzend der reichſten und ſchönſten Bürgerinnen Roms. Und dieſe — ach leider, hat ſie noch Reize und Verſtand.

Minka.

Und was fürchtet Kleopatra, da ſie im Beſitze ihrer Wünſche iſt? Kann ſie Dir etwas nehmen?

Kleopatra.

Kurzſichtige! Kann ſie das nicht? Wenn ich dieſen Antonius mir als von ihr gefeſſelt denke, wenn mich die Furcht ergreift, ihn nicht ſelbſt ſo in meine Bande zu verſchlingen, daß er ſie läßt, und mir mit ihr ein Opfer bringt; was hab' ich anders zu erwarten, als Krieg mit ihr, und was noch härter iſt, als Verluſt des Römers? Findet Ihr meine Beſorgniſſe gegründet?

Minka.

Für Deine Liebe, für Dein Reich nicht. O, Königin, wüßteſt Du die Ahnungen, die ich über dieſen Antonius habe, Du würdeſt gleich von ihm hinweg eilen; und laß Dich mit Krieg überziehen, für den Sieg bin ich gut.

Kleopatra.

Apollodorus! Wollteſt Du nicht dieſe Arſinoe aufſuchen?

Apollodorus.

Ich bin unter Deinen Befehlen, Königin, und zu Deinen Dienſten. Aber bedenke, was Du thuſt. Dieſe Arſinoe kann Dir nicht fürchterlich ſeyn. Wenigſtens prüfe erſt Antonius Neigung zu ihr, und iſt auch dieſe Dir nicht gefährlich, ſo erzürne die Götter nicht über Dich.

Cilicien.

Tarſus.

Antonius Wohnung.

Deſſen Schlafzimmer.

Antonius (allein.)

Sie kann mich gemeint haben. Es wird ſogar wahrſcheinlich, daß ſie mich gemeint hat, und bey den Göttern, Delius hat nicht zu viel von ihr geſagt. Sie iſt hinreiſſend, ſie kann entzücken, ſie muß feſſeln. Ich glaube ſie hat mich ſchon ſo feſt gebunden, daß ich nicht mehr loskommen werde. Welche Anmuth in ihrem ganzen Weſen! Welch ein Ebenmaaß in ihrem Gliederbau, den ich noch nie bemerkte! Wie ſüß fließen die Worte von ihren Lippen! Wie viel Sinn haben ſie! Wie unterhaltend weiß ſie jede Rede zu würzen!

Aber wenn ich's nun nicht wäre? Antonius! dann wärſt du unglücklich! Es kann mich peinigen, daß ich's nicht ſeyn ſollte, und doch — würde ſie mir das alles geſagt haben, wenn ich es nicht wäre?

Alſo in Rom ſchon? Dort war ich ſchon der Glückliche? Und ich konnte darüber wegſehen? Welch ein Triumph wär' es geweſen, über Cäſars geliebte Königin den Sieg davon zu tragen? Mehr wäre das geweſen, als alle ſeine Triumphe. Kluger Dellius! Du konnteſt das wohl vorher ſehen. Du wußteſt wohl, warum Du mich warnteſt. Sicher genug konnteſt du dieſe bringen, daß ich das ihr gegebne Wort von dir nicht bräche.

Ich muß aufbieten, was ich aufbieten kann, um morgen recht königlich ſie zu bewirthen. Aber gegen ihre Pracht wird das nur ein Schatten ſeyn.

Und wenn ich nun nicht es bin, den ſie ſich erſeufzt? O dann iſt's um meinen Verſtand geſchehen.

Fort! zu Raſt! Schlafen kann ich nicht, bis ich hierüber Gewißheit habe. (20.)

Cilicien.

Stadt Tarſus.

Antonius Palaſt.

Groſses prächtiges Gaſtmahl.

Antonius. Kleopatra. Dellius. Viel vornehme Tarſer und Tarſerinnen.

Das Gaſtmahl iſt eben gehoben, und man vertheilt ſich in einzelnen Haufen in die Zimmer.

Antonius.

Verzeihe, Kleopatra, daß der heutige Tag gegen den geſtrigen ſo klein erſcheint. Ich bin auf der Reiſe und in Kriegsgeſchäften. Die guten Tarſer haben aber gethan, was ſie vermogten.

Ein vornehmer Tarſer.

Auch würde es uns nicht einfallen, uns der Königin von Aegypten gleich ſetzen zu wollen

Uns hält die Ehre ſchadlos, die ſie uns erwieſen.

Eine Tarſerin.

Die macht die Pracht des Feſtes unübertreflich. Der Tag wird in unſern Jahrbüchern glänzen.

Kleopatra.

Auch mir wird er unvergeßlich ſeyn. Ich bin froh an demſelben.

Antonius (bey Seite mit ihr.)

Wenn ich das glauben dürfte, Königin! Ach, den armen Antonius plagt eine Laſt, die er ſo gern von ſeinem Herze wegzuwälzen wünſchte. Und das kann Kleopatra.

Kleopatra.

Iſt ſie allmächtig, dieſe Erdentochter?

Antonius.

Hier kann ſie's ſeyn. Drey Worte, und ich bin der Glücklichſte, den Aſien geſehen

Kleopatra.

Und die drey Worte wagt Antonius nicht auszuſprechen? Es iſt doch ſonderbar, Heere nicht zu fürchten, und vor Worten ſich zu ſcheuen.

Antonius.

Weil Lebens- oder Todesurtheil daran hängt.

Kleopatra.

Kennt mich Antonius von einer grauſamen Seite?

Antonius.

Es ſey gewagt — ich liebe Dich, Kleopatra, O, wenn Du ſprechen wollteſt —

Kleopatra.

Ich liebe Dich, Antonius. So deutlich mußte es ſeyn, um Dich zu beruhigen? Antonius, Du haſt mir bangere Stunden gemacht, als ich Dir. Doch itzt ſtill, bis wir einſam ſind.

Antonius.

Laßt dann Jubel und Freuden erſchallen. Dellius, wo ſind die Cymbeln und die Geigen?

Ich bitte Dich, laß es nicht ſo ſchläfrig zugehen.
Ihr Tarſer und Tarſerinnen, ſeyd doch froh!

Dellius.

Du glücklicher Antonius! Ich habe Dich verſtanden.

Kleopatra.

Das iſt ein weiſer Mann, Antonius. Doch auch ein ehrlicher Freund. Viel ſprach er ſchon zu Deinem Lobe.

Eine Tarſerin.

Auch verdient Antonius Lob. Viel haben wir ihm zu verdanken.

Ein Tarſer.

Er macht unſern Richterſtühlen und ſeinem Herzen Ehre.

Antonius.

Und fand bey Euch den Weg zum Gipfel ſeines Glücks.

Garten am Palaſt.

Grotte in demſelben.

Antonius. Kleopatra.

Antonius.

Nichts in der Welt kann mich höher bringen, als der heutige Tag. Das reizende Geſtändniß, welches Du mir gemacht, wirkt tiefer, wirkt mehr Wonne, als eroberte Königreiche. Laß mich meinen Willen zu Deinen Füßen legen, Kleopatra. Es war der ganze Stolz Antonius bisher, daß alles dieſem ſich unterwerfen mußte. Nun iſt er Dir unterworfen, und Du beherrſcheſt durch ihn die ganze Welt.

Kleopatra.

Allein ich werde dieſen Willen auf eine harte Probe ſetzen. Schon Cäſar unterlag derſelben; und wenn Du erfahren wirſt, wie Kleopatra lieben kann, ſo weißt Du auch, wie Kleopatra denkt, wenn ſie ſich beleidigt hält. Auch Cäſar legte ſeinen Willen mir zu Füßen, und that dennoch nicht, was ich wollte.

Antonius.

Heraus mit Deiner Probe, Kleopatra. Ich werde ſie gewiß erreichen.

Kleopatra.

Es iſt von einer ernſthaften Sache die Rede, mein Antonius. Du ſagteſt mir, Du wüßteſt Arſinoens Aufenthalt. Iſt dem ſo?

Antonius.

Ich weiß ihn. Willſt Du Deine Schweſter ſehen?

Kleopatra.

Ich ſie ſehen? Da mögen doch die Götter mich behüten! Ich ſie ſehen? Sie, der Cäſar ſchon den Tod geſchworen, und mir nicht Wort gehalten.

Antonius.

Den Tod? Der Unſchuldigen den Tod? Kleopatra! Wenn je ein Menſch auf Erden Dir ungefährlich war, ſo iſt es dieſe Schweſter. Arſinoe entſagt auf ewig jeder Hoheit; jeder Möglichkeit auf Rechte Anſprüche zu machen, die die Geburt ihr zugeſtand. Und wenn Du ihr den Thron Aegyptens antrügeſt, ſie würde verächtlich das Geſchenk von ſich weiſen. Sie begehrt nicht, daß man ihrer gedenke.

Kleopatra.

Antonius! Zum erſtenmal entdecke ich eine Schwachheit an Dir — zuerſt bemerk' ich itzt, wie wenig Du Menſchenkenner biſt. Auch Dich hat dieſe liſtige Schlange alſo bethört, wie ſie Cäſarn einſt bethört hatte. Auch da vermaß ſie ſich, nie nach Aegypten zurück zu kehren; und er ſchenkte ihr das Leben, obgleich ſie an der Spitze des Heers gegen ihn und mich gefochten hatte. Wo ſie auch nur lebt, Antonius, da hat ſie gewiß geheime Kundſchafter, hat ihren Anhang in Aegypten, und weiß dieſen wundervoll zu vermehren. Nicht an ſie denken, nicht von ihr reden, gebietet ſie; aber ſie weiß doch, daß man es thut; ſie will, daß man es thue; und wenn freylich ein Mann, wie Antonius, ihre Partey ergreift, wenn der von ihrer Enthaltſamkeit, von ihrer Seelengröße ſpricht, dann muß ſie wohl ſtatt zehn — tauſend Anhänger erhalten.

Antonius.

Dein Gemälde kömmt mit warmem Eifer aus Deinem Herzen, und wer kann den überredenden Worten, den beſtätigenden Blicken mißtrauen? Doch geſteh' ich's, ihre Ruhe kam mir nicht erkünſtelt vor; auch erſchrack ſie, als ich entdeckte, wer ſie wäre, wozu, ich geſtehe es, einige Aehnlichkeit mit Dir den Grund legte. Vielleicht hätte ſie ſich mir nicht einmal entdeckt, wenn ich nicht gedrohet hätte, den Statthalter aufmerkſam auf eine Perſon zu machen, die vielleicht mehr ſey, als ſie ſcheine, und die durch ihr Verborgenſeyn Unruhen befürchten laſſen könne.

Kleopatra.

Der ganze liſtige Gang, den dieß Geſchöpf von jeher mit ihren Unternehmungen zu verbinden wußte. Schon in der Kindheit verachtete ſie die Krone, mit der ſpielte, und ihr Vertrauter, Ganymed, wußte nur zu gut um ihre Wünſche, daß wir, all' ihre ältern Geſchwiſter, nicht ſeyn mögten. »Wäre ich nur die einzige Tochter des Aulethes,« ſo hat ſie oft geſagt, »dann wär' ich glücklich — Aber ſo muß ich theilen, und ein getheiltes Reich verwerf' ich.« Auf dieſe Art hat ſie die Gleichgültige geſpielt, wie ich mit Ptolomäus in Krieg verwickelt war, und wie ſie Gelegenheit fand, durch Ganymeds Hülfe zu entwiſchen, ſtellte ſie ſich an die Spitze des Heers, und fochte gegen mich und Cäſarn.

Selbſt ihre Aehnlichkeit mit mir, wird ein Fallſtrick für mich werden, und die Wahrſager Aegyptens haben mein Unglück aus ihr mir angedeutet. Leider ſehe ich es erfüllt, denn alles nimmt ſich ihrer an; und ich fühle es beſſer, ich ſterbe den Heldentod aus meiner Hand, als den Meucheltod von der ihrigen.

Antonius.

Wie! Thränen in den ſchönſten Augen? Nein, die ſollen nimmermehr durch meine Schuld fließen. Du haſt Recht, Kleopatra, gewiß Recht. Sie iſt eine Schlange. Sprich, was ſoll ich thun?

Kleopatra.

Nichts kann mich retten, als ihr Tod, ſonſt bin ich verloren.

Antonius.

Du verloren? Nein, bey den Göttern, das nicht! Morgen mit Tagesanbruch ſend' ich Männer, die ihren Tod beſchleunigen ſollen.

Kleopatra.

Dann, Antonius, hat meine Seele in Rom mir nicht gelogen, da ſie Dich mir als meinen künftigen Retter vormalte; dann bereue ich die Stunden nicht, die ich oft in Trauer zubrachte, daß Du mich nicht anzuſehen würdigteſt; dann bin ich ſchadlos gehalten für alles.

Antonius.

Wußte ich denn, daß ſo viel Seligkeit in Dir mir bevorſtand?

Gegend am Ufer des Meers.

Apollodorus (auf und abgehend; dann einige Männer.)

Apollodorus.

Sollte ich denn auch Unrecht gehabt haben, dieſen Ptolomäus aus der Welt zu fördern? Wie kömmt's, daß erſt itzt dieſe Zweifel mir einfallen, nachdem ich ſchon ſo lange mich darüber beruhigt — erſt itzt, da es ſcheint, daß eine neue That dieſer Gattung für mich im Werke iſt?

Arſinoe! Du warſt immer ein ſtilles, gutes, unſchuldiges Mädchen! Du haſt ja dieſe Kleopatra nie beleidigt. Wie man dich zum Heere ſchleppte, und an deſſen Spitze ſtellte, wußteſt du kaum, wie dir geſchah. Dein Herz war nicht dabey; du dachteſt, das müßte ſo ſeyn. Du bliebſt gleichgültig, und dadurch groß!

Wie Cäſar dich gefangen hatte, ſah ich dich gelaſſen vor ihm ſtehen. Dein Anſtand verläugnete nicht das königliche Blut Aulethes. Du ſaheſt der Buhlerin Kleopatra ins Geſicht —

(gleichſam erſchrocken.)

Ey, wie entfuhr mir denn das Wort von meiner Wohlthäterin? O Wahrheit! Wahrheit! Du kannſt dich doch nie verläugnen. Ach! Ptolomäus verdiente das doch wohl nicht?

(Die zwey Männer treten ein.)

Erſter Mann.

Apollodorus! Du biſt ein Aegypter, und wareſt ſtets um Deines Königs Aulethes Kinder.

Apollodorus.

Das war ich, ihr Männer. Erſt als Sklave, dann durch Kleopatra's Güte als Freygelaßner.

Zweyter Mann.

So weißt Du uns auch wohl von ihnen eine Schilderung zu machen?

Erſter Mann.

Und beſonders uns Arſinoen recht deutlich zu beſchreiben —

Zweyter Mann.

Uns zu ſagen, ob ſie ſo auszeichnende Aehnlichkeit mit Kleopatra hat.

Apollodorus.

Wie kommt Ihr denn auf dieſe Frage, Männer? Wohin ſteht Euer Sinn? Sucht Ihr Arſinoen?

Erſter Mann.

Freylich ſuchen wir ſie; und es iſt eigen genug, wie eines Menſchen Leben manchmal mit dem Leben eines andern Menſchen, den er nie gekannt, zufällig in Verbindung kömmt.

Apollodorus.

Ich bitte Euch, erklärt Euch deutlicher. Ihr könnt Euch mir anvertrauen, und wenn Ihr Zweifel habt, ſo will ich vorher bey allen Göttern einen Eid Euch ablegen, nichts zu Euerm Nachtheil zu thun.

Zweyter Mann.

Dein Wort iſt uns genug. Doch wirſt Du erſtaunen, wie wir erſtaunt waren.

Erſter Mann.

Wir wurden geſtern Nachts zu Antonius unſerm Herrn gerufen, und er befahl uns, die Prinzeſſin Arſinoe, deren Aufenthalt er uns beſchrieb, aufzuſuchen, und ſie zu tödten. Richten wir dieſes nicht aus, und kehren wieder, ſo iſt der Tod uns gewiß. Kehren wir nicht wieder, ſo werden wir aufgeſucht und getödtet.

Zweyter Mann.

So hat ein launiger Augenblick unſers Herrn unſer Leben und unſre Wohlfahrt an das Leben einer ägyptiſchen Prinzeſſin gefeſſelt, die wir nicht gekannt haben, und uns nicht hätten träumen laſſen, an ihr den Verſuch zu machen, ob wir mit kaltem Blute morden könnten.

Erſter Mann.

Man hat uns den Ort ihres Aufenthalts angezeigt, und ſollte ſie ihn etwa verlaſſen haben, ſo ſollen wir ſie aufſuchen. Man hat uns ſie beſchrieben, und beſonders die Aehnlichkeit mit Kleopatra uns eingeprägt.

Apollodorus.

Und Ihr wollt dieſe Ungerechtigkeit beginnen und ausführen?

Zweyter Mann.

Welche Frage? Hängt nicht unſer Leben und unſer Wohl davon ab?

Apollodorus.

Wie wollt Ihr vor den Göttern dieſe That verantworten?

Erſter Mann.

Die Götter machten uns zu Sklaven unſers Herrn. Sie mögen ihn dafür zur Verantwortung ziehen, oder es ſelbſt verantworten, weil ſie ihm die Macht gaben. Berichte Du uns nur, ob ſie ihr gleicht?

Apollodorus.

Sie gleicht ihr dem Körper nach — aber ihre Seele — bey den Göttern! — ihre Seele iſt gegen dieſe weis wie Schnee, und daran könnt Ihr ſie noch mehr erkennen.

Zweyter Mann.

Wir werden ihre Seele ſchwerlich zu ſehen bekommen.

Apollodorus.

O wenn Ihr ihr den Todesſtoß gebt, ſo habt nur Acht. Sie wird wie ein reiner Geiſt hinauf ſich heben; und ich will auf Kleopatra achten, wenn ihr böſer Genius ihr Geſicht fürchterlich verzerrt, dann muß der Mord geſchehen ſeyn. Gehabt Euch wohl, und wenn Ihr könnt, ſo berichtet mir, wie ſie ſtarb. (ſchnell ab.)

Erſter Mann.

Ein ſonderbarer Menſch — ſie muß ihn dauern — oder er hat ein böſes Gewiſſen.

Zweyter Mann.

Wir wollen ihr Apollodorus nennen, ſie wird ſich verfärben, und wir kennen ſie gewiß.

Erſter Mann.

Wenn wir die Unrechte ermorden, haftete der Mord auf uns.

(Beide gehen ab.)

Cilicien.

Stadt Tarſus.

Wohnung Kleopatra.

Ihr Putzzimmer.

Kleopatra. Minka.

Kleopatra.

Ich kann mich nicht genug ſchmücken, Minka. Ich habe geſiegt. Ich habe ihn ſo gefeſſelt, daß ich aus dem Helden ein Kind machen kann, ſo bald ich will.

Minka.

Und wirſt Du aus dem Kinde wieder einen Helden machen können, ſo bald Du willſt?

Kleopatra.

So bald ich deſſen bedürfen werde, wird er es ſeyn. Wenn ich über ihn gebiete, wie kann er mir den Dienſt verſagen? Er wird als Held ſo folgſam ſeyn, wie er als Kind iſt.

Minka.

Drum ſpielte er auch geſtern mit den goldnen Bechern, und den Steinen, mit denen ſie beſetzt waren. Sie gefielen ihm außerordentlich. Man ſollte gar nicht denken, daß ein Triumvir Roms, ein Rächer des Mords an Cäſar, mit ſolchen Kleinigkeiten ſich beſchäftigte.

Kleopatra.

Du ſiehſt mit Augen des Haſſes, Mädchen. Er hat Wohlgefallen an der ſchönen Arbeit gefunden, und ich habe ihm die funfzig Stück geſchenkt.

Minka.

Du haſt ihm ſeine Einweihung zum Kinde gegeben. Wenn Kleopatra ihn einmal von einer Schlacht abhalten wird, ſo hat er doch indeſſen etwas zu ſpielen.

Kleopatra.

Du ſprichſt wahrlich Räthſel. Was ſollte mich treiben, ihn von einer Schlacht abzuhalten, Minka?

Minka.

Die Liebe, Königin; die in Deiner Bruſt ſchon ſo ſehr überhand genommen, daß Du Dich bald ſo gut unter ſeiner Herrſchaft befinden wirſt, als er unter der Deinigen. Ich fürchte immer, Ihr werdet ein paar Kinder mit einander ſeyn; und der kindiſchſte Wille, der kindiſchſte Entſchluß wird bey Fällen, wo zu wählen iſt, unter Euch ausgeführt werden. Wer am läppiſchſten träumt, deß Traum wird erfüllt.

Kleopatra.

Du wirſt beleidigend, Minka. Ich vergeſſe nicht, was Du mir biſt; allein Du ſollteſt auch nicht vergeſſen, was ich Dir bin. Ich werde doch die Anwendung meines Vertrauens nicht bereuen müſſen?

Minka.

Nie, Königin! Allein vergieb, wenn ich dem Strome meines Herzens in der Liebe zu Dir zuweilen ſeinen freyen Lauf laſſe. Ich ſehe mit ungeblendeten Augen, und ſehe ſo richtiger. Das weiß ich, Kleopatra, daß Du jede Furcht in Anſehung Antonius fahren laſſen kannſt, aber bezähme Deine Neigung für ihn in etwas. Laß die Liebe von dem Stolze begleitet ſeyn, den Deine Geburt und Deine Würde fordern. Laß ihn nicht über Dich ſo viel Gewalt gewinnen, daß er Dich von den Pflichten gegen die Deinigen losreißt; daß er Dich minder aufmerkſam auf das Wohl Aegyptens, als auf die Befriedigung ſeiner Lüſte macht. Funfzig goldne Becher kannſt Du entbehren, aber oft Geſchenke dieſer Art wiederholt, Kleopatra, ſchwächen einen Schatz, den Du zum Beſten des Landes erhalten mußt.

Kleopatra.

Umarme mich, Minka! Du meinſt es gut, meine Freundin; aber Du weißt auch nicht, was ich dieſem Antonius ſchon ſchuldig bin. (Sie betrachtet ſich mit Wohlgefallen.) Du haſt mich heute wahrlich prächtig geſchmückt. Ich werde ihm gefallen; und heute, Minka, heute will ich ihm danken, daß er die Ruhe meiner Seele hergeſtellt. Konnte ich ſie haben, ſo lange ich Arſinoen noch fürchtete? Durch Antonius Hülfe fürchte ich ſie nicht mehr; und das iſt ein koſtbarerer Schatz, als alles Gold, was ich bey mir führe. Itzt hin zu ihm! (ab.)

Minka.

Arſinoe! Deswegen alſo war ſie ſo froh. Ich dächte, die Ruhe Deiner Seele müßte das wohl nicht befördern. Sie alſo nur noch übrig von den Früchten Aulethes? Das dachteſt du dir nicht bey deinem Tode, großer König, daß ſo bald dieſe Aeſte deines Baumes brechen würden. Wie lange kann es dauern, wenn ſie ſo fortlebt, ſo iſt auch ſie dahin! Zum erſtenmale fühle ich, daß es kein Glück zu nennen iſt, zu leben, wenn wir alles um uns her ſterben ſehen. Nicht blos die Menſchen: nein, die Wünſche, die Hoffnungen, die ſchönen Bilder der Zukunft ſterben dahin, und mit ihnen alle Freuden.

Antonius Wohnung.

Deſſen geheimes Cabinet.

Antonius. Ein Augur.

Antonius.

Schon wieder eine üble Conſtellation? Seit einiger Zeit bemerk' ich, Augur, daß Ihr nicht, wie ehedem, gute Dinge weiſſagt; und wenn auch ja einmal ein glückliches Geſtirn zu leuchten ſcheint, ſo wißt Ihr die gute Vorbedeutung mit ſo vielen Aber zu verſetzen, daß mir dabey bange werden muß. Alle Augenblicke fliegt Euch ein Vogel auf der falſchen Seite, Ihr werdet mit unreinen Opferthieren betrogen — die Sterne, die da glänzen ſollten, werden dunkel — Wie geht das zu, und wie erklärt Ihr mir's?

Augur.

Es iſt ſchwer, Feldherr, hierüber eine gewiſſe Auskunft zu geben. Aber ſo viel ſag' ich Euch, da ich nicht zu heucheln vermag — ſeitdem eine gewiſſe Perſon Euer täglicher Umgang iſt, verderbt mir das Bild derſelben alle meine Anordnungen. Wo ich Entſcheidung erwarte, da ſteht ſie ſtatt der Helle in Schleyer gehüllt. Auch hat ſie nie eine lächelnde Mine, immer ſieht ſie trübe in meine Anſtalten.

Antonius.

Wenn Ihr etwa den Zweck habt, Mann, mir eine gewiſſe Perſon zu verleiden, ſo thut Ihr ſehr Unrecht, denn Ihr werdet meine Neigungen doch nie zwingen, ſich nach Eurer Willensmeynung zu bequemen. Ihr kennt das menſchliche Herz. Ich habe meine ganze Zufriedenheit in dieſer Kleopatra gefunden, und ohne ſie je wieder ins Spiel zu bringen ſollt Ihr meine Schickſale beobachten.

Augur.

Iſt mir noch erlaubt, ſo frey zu reden, wie ich von je her mit dem Triumvir ſprach?

Antonius.

Warum nicht? Eben ſo. Ich fordre es ſogar von Euch. Wozu ſonſt eure Arbeit und Euer Rath?

Augur.

Euer ganzes Denken, Antonius, verliert ſich in dieſe Eure Liebe. Eure Wünſche ſind darin aufgelöſt, Eure Pflichten darin verloren. Eure Adern ſchlagen nur für ſie, Eure Sinne fühlen nur durch ſie. Wenn ſie bey Euch iſt, wirken Eure Handlungen nur auf ſie; iſt ſie von Euch entfernt, ſo beſchäftigt ſie Euer Angedenken. Und ich ſoll irgend etwas, was morgen oder übermorgen geſchehen ſoll, beobachten, ohne ſie dabey ins Spiel zu bringen? Da müßt Ihr mir erſt verſprechen, morgen oder übermorgen mit Kleopatra keinen Umgang zu haben, und, wohl gemerkt, müßt auch Euer Verſprechen halten.

Oder Ihr müßt die Schutzgeiſter, die mir dieſe Dinge offenbaren, dahin zu bereden ſuchen, daß ſie die Augen vor Kleopatra, und was ſie angeht, verſchließen.

Könnt Ihr das nicht, Antonius, ſo rathe ich, Euch einen andern Augur zu fordern, der beſſer lügen kann, als ich.

Antonius.

Verſtändlich redet Ihr, mein Freund. Auch ſehe ich wohl ein, daß Ihr Eurer Wiſſenſchaft gewachſen ſeyd, weil bisher ſo ziemlich alles eingetroffen iſt, was Ihr mir prophezeiht. Ich werde Euch wohl zugeben müſſen, daß Kleopatra ſich in meine Vorbedeutungen miſche, weil ich ſie ſelbſt von mir nicht trennen kann. Aber bedenkt nur ſelbſt, wie empfindlich es einem doch ſeyn muß, lauter unangenehme Dinge zu hören.

Augur.

Da müßt Ihr Eure Handlungen ſo einrichten, daß ſie angenehmer werden. Ihr wißt ſelbſt mehr als zu gut, wenn Ihr fehlt. Ich konnte lange das Geſtändniß nicht von Euren Lippen erhalten, daß Ihr Meuchelmörder nach Arſinoen geſchickt. Es reut Euch, ſagt Ihr, und doch widerrieft Ihr den Befehl noch nicht.

Antonius.

Ich verliere die Liebe der Kleopatra, wenn ich hier widerrufe.

Augur.

Jagt eine ſolche Liebe zum Orkus, die Euch mit den Göttern entzweyet.

Antonius.

Das kann ich nicht; die Leidenſchaft iſt ſtärker, als daß ich ſie mit menſchlicher Macht überwinden könnte, und die Götter verſehen mich dazu mit keiner beſondern Kraft.

Augur.

Du ſcheinſt ſie auch noch durch Spott herauszufordern. Hüte Dich, Antonius, ſie laſſen ſich nicht ungeſtraft ſchmähen. Sie legten den Keim in Dich zu großen Thaten. Sie werden täglich erzürnter auf Dich, und Du wirſt nicht enden, wie Du angefangen.

Antonius.

Hör' auf, mit Deinen unglücksſchwangern Ahnungen. Ich will ſie nicht.

Augur.

So nehm' ich Abſchied von Dir. Mögen die, die ich verehre, und um derer willen ich Dich verlaſſe, Dich auf beſſere Wege leiten! So viel zur Warnung noch: Hüte Dich für Alexandrien; und ſollte Dich Dein widriges Geſchick ja dahin führen, ſo laß wenigſtens dort das Ende Deiner Thorheiten ſeyn. (ab.)

Antonius.

Er iſt ein Lügner, wie ſie Alle ſind. Kleopatra ſieht ihn nicht freundlich genug an, und das verdrießt den Alten. Sie ſoll nun aus dem Wege, und ſeine Künſte zu dem Behufe anzuwenden, wird ihm nicht ſchwer.

Aſien.

Ländliche Wohnung an einem See.

Zimmer der Arſinoe.

Arſinoe. Lesbia. Dann Zwey Männer.

Arſinoe.

Ich bin heute nicht ſo ruhig wie ſonſt, Lesbia.

Lesbia.

Und doch iſt der Tag ſo heiter, ſo ſchön. Geht ein wenig am See ſpazieren, Prinzeſſin.

Arſinoe.

Noch immer kannſt Du die Benennung Dir nicht abgewöhnen, Lesbia, und doch weißt Du, wie viel Schaden Du mir damit thuſt. Ich bitte Dich, erſchüttre mein Gemüth nicht mehr durch das Wort. O, daß ich nie aus einem ſo unglücklichen Stamme entſproſſen wäre! Auch könnteſt Du mich verrathen, wenn es jemand hörte.

Lesbia.

Uns behorcht hier niemand. Seit einigen Tagen ſchon find' ich Euch nicht ſo munter.

Arſinoe.

Mir kommen die Menſchen, die ich ſehe, verdächtig vor.

Lesbia.

Seitdem der Römer Antonius bey Euch war, ſeyd Ihr nur ſo zaghaft.

Arſinoe.

Ich geſtehe Dir's, daß er einen fürchterlichen Eindruck auf mich gemacht. War er nicht ein inniger Freund Cäſars? Und ſollte Cäſars Eindruck auf Kleopatra verſchwunden ſeyn, wenn ſchon er todt iſt? Sollte ſein Freund nicht ihr wieder gefallig werden? Und weiß ſie, wo ich bin, wer ſchützet mich?

Lesbia.

Sagte nicht Antonius, er wäre mit Kleopatra unzufrieden, und wollte ſie zur Rechenſchaft ziehen?

Arſinoe.

Vergißt Du, daß Kleopatra eine Buhlerin iſt, daß ſie ſich preißgiebt? (Es wird angeklopft.) Sieh doch zum Fenſter hinab, es pocht jemand.

Lesbia (ſieht hinunter.)

Zwey Männer ſind's, Arſinoe.

Arſinoe.

Was wollen ſie bey mir? Ach, lange ſchon hätte ich von dieſem Orte Abſchied nehmen ſollen.

Lesbia.

Wir müſſen ſie ſehen. Setzt Euch hierher; und ſollte ihr Gewerbe ſo ſeyn, daß Ihr Gefahr ahnet, ſo geht durch dieſe verborgne Thüre hinab, und rettet Euch in dem Tempel Zevs, in jenem Haine. Vielleicht iſt ihre Botſchaft auch nichts weniger als verdächtig.

Arſinoe.

Ich will Dir folgen; aber ich wähne, die Jahre meiner ſchönen Ruhe ſind dahin, wenn ich nicht eine Gegend ſuche, wo niemand mich kennt. Oeffne ihnen die Pforte!

(Die zwey Männer treten ein.)

Erſter Mann.

Sie gleicht ihr in der That. Es kann nicht fehlen. Doch wollen wir uns erſt unterrichten.

Zweyter Mann.

Sie iſt ſehr ſchön; und Schade, daß ſie ſterben ſoll.

Arſinoe.

Was redet Ihr heimlich unter Euch, ihr Männer? Und überhaupt, was ſucht Ihr hier? Begehrt Ihr eine Zehrung, ſo ſteht Euch zu Dienſten, was ich habe. Viel iſt es nicht.

Erſter Mann.

Wir ſuchen keine Zehrung, ſchöne Frau. Doch bitten wir Dich, Deinen Namen uns zu nennen

Arſinoe.

Was nützt Euch mein Name? Auch ohne ihn kann Euer Begehren gewilligt werden.

Zweyter Mann.

Nicht leicht. Wir ſahen eine Königin, die Dir ſehr ähnlich war —

Erſter Mann.

Und mögten wiſſen, ob Du ihre Schweſter biſt?

Arſinoe.

Götter! Lesbia! Sie kommen vom Antonius.

Zweyter Mann.

Du weißt es ſchon? nun deſto beſſer; da haben wir wenig Worte nöthig. Du biſt alſo Arſinoe, die Schweſter der Königin Kleopatra in Aegypten, des Königs Auletbes zweyte Tochter?

Lesbia.

Ihr irrt Euch, Männer. Wer ſagte Euch das Mährchen?

Erſter Mann.

Ich bitt' Euch, Jungfrau, bemüht Euch nicht, ſie hat ſich ja ſelbſt verrathen.

Arſinoe.

Wenn Ihr's denn einmal wißt, ich bin es — bin die unglückliche Arſinoe. Iſt denn Antonius nicht mit Kleopatra in Krieg und Unfrieden?

Zweyter Mann.

Du träumeſt wunderliche Dinge, Königstochter. Freylich mußt Du am beſten wiſſen, wie Du mit Antonius ſtehſt, und wodurch Du ihn ſo ſehr beleidiget. Aber wir wiſſen wohl, daß er der wärmſte Freund von der Königin, Deiner Schweſter, iſt.

Erſter Mann.

Daß tägliche Gaſtereyen bey ihnen abwechſeln; daß die Liebe ſie feſt an einander gekettet —

Arſinoe.

O ihr Götter! ſo ſteht mir nichts Gutes bevor.

(Sie ſpringt zur Thür hinaus, vor welche ſich Lävia ſtellt.)

Zweyter Mann.

Sie iſt entſprungen. Wir müſſen ſchnell ihr nach, ſonſt iſt's um uns geſchehen.

Lesbia.

Ich laſſe Euch nicht. Ihr ſollt ihr nichts zu Leide thun.

Erſter Mann (ſtößt ſie auf die Seite.)

Beym Zevs, wir müſſen ſie tödten, ſo lautet unſer Befehl.

(Sie rennen ihr nach. Lesbia hinter ihnen her.)

Cilicien.

Ufer am Meer.

Flotte der Kleopatra.

Königliches Schiff.

Feſtliche Erleuchtung auf der ganzen Flotte. Es iſt noch Tag, und neigt ſich gegen Abend. Von allen Seiten ertönt Getümmel, Muſik und Freude.

Antonius. Kleopatra. Dellius. Plancus. Minka. Apollodorus. Tarſer. Tarſerinnen.

Ein Tarſer.

Nie ſahe man noch in Cilicien dergleichen, Königin.

Antonius.

Und ich muß ſagen, nie in Rom. Ich habe vielen Feyerlichkeiten beygewohnt; dieſem Feſte aber gleicht keins. Ich glaube, Königin, Du haſt die ganze Stadt bewirthet. Am Ufer wimmelt alles, und ihr Freudengeſchrey verräth keine bloßen Zuſchauer, ſondern Mitgenießende.

Kleopatra.

Ich habe allen Tarſern mein Andenken lebhaft zurück laſſen wollen — Deswegen lud ich Alle ein.

Eine Tarſerin.

Du haſt der ſilbernen Gefäße ſo viel hier, als in ganz Tarſus nicht ſind.

Kleopatra.

Es iſt nur ein Theil deſſen, was ich mit mir führe. Seht, meine lieben Gäſte, was hier iſt, ſchenke ich Euch. Theilt Euch darein. Ihr Diener, daß alles nach dieſer meiner Gäſte Befehl, und wohin ſie es wollen, geſchafft wird. Ich gebiete alles ohne Ausnahme ihnen verabfolgen zu laſſen.

Minka.

Welche ungeheure Verſchwendung! (zu Apollodorus.) Wie lange ſoll das währen, Apollodorus?

Apollodorus.

Das kann ich Dir in der That nicht ſagen, meine liebe Minka.

Minka.

Du antworteſt mir zerſtreut. Du biſt tiefſinnig.

Apollodorus.

Ach, Minka! eben denk' ich nach, ob Arſinoe wohl gern ſterben wird?

Minka.

O ſchweig von der traurigen Sache. Wir wollen unſern Kummer in unſern Herzen vergraben.

Antonius.

Nun, heute biſt Du doch nicht länger grauſam, Kleopatra?

Kleopatra.

Schwöre mir, daß Du, trotz Deinem Augur, keinen Gegenbefehl wegen Arſinoe gegeben!

Antonius.

Ich ſchwöre Dir's bey allen Göttern! Bey unſrer Liebe ſchwör' ich's Dir!

Kleopatra.

So ſollſt Du heute glücklich ſeyn, Antonius!

Aſien.

Hain neben einem kleinen See.

Kleiner Tempel Zevs.

Arſinoe. Dann Die zwey Männer.

Endlich Lesbia.

Arſinoe.

Rette mich, Gott der Götter! Vater der Menſchen! rette dein Geſchöpf! O es iſt grauſam, ſterben ſollen. Zwar hab' ich kein glückliches Leben. Aber leben — arm leben — vergeſſen leben, nur leben, und deine Schöpfung, deine ſchöne Natur noch genießen! O, Schweſter! grauſame Schweſter! warum mir das zubereiten?

(Die Männer dringen mit entblößten Schwertern ein.)

Erſter Mann.

Hier iſt ſie; hierher hat ſie ſich geflüchtet.

Zweyter Mann.

Schnell, ehe ſie uns wieder entflieht. Eil' und gieb ihr den Todesſtoß!

Erſter Mann.

Sie dauert mich. Sieh, wie ſie die Hände ringt, wie ſie ſich ängſtigt.

Zweyter Mann.

Denke an unſer Schickſal. Es iſt gewiß unſer Tod. Erſparen wir ihr längere Angſt.

Arſinoe.

Ihr werdet doch dieſen Tempel nicht entweihen? Ihr werdet mich nicht an den Stufen des Altars tödten? Scheuet wenigſtens die Götter, wenn Ihr gegen Menſchen kein Erbarmen fühlt.

Erſter Mann.

Wo wir Dich finden, lautet unſer Befehl.
(Er durchſtößt ſie.)

Zweyter Mann.

Stirbſt Du unſchuldig, ſo werden die Götter Dich rächen. (Er durchſtößt ſie.)

Arſinoe (ſinkend.)

Ich unterliege meinem harten Schickſal. Antonius! du haſt ſchlecht Wort gehalten. Aber

ich verzeihe dir. Still und beſcheiden waren meine Wünſche, Schweſter — Das hab' ich nicht um dich verdient — Auch dir verzeihe ich.
(Lesbia tritt ein.)

Lesbia — leb — wohl! (Sie ſtirbt.)

Lesbia.

Sie iſt dahin! Fluch der Hand, die dieſen Mord verüben ließ! Kleopatra! ich klage dich bey den Göttern an. Dein Ende ſey noch ſchrecklicher, als das ihrige.

(Sie wirft ſich über ihren Leichnam, die Männer ſpringen fort.)

Ende des zweyten Theils.

[illegible] hausen

Kleopatra,

Königin von Aegypten

Dramatiſch bearbeitet
von
Albrecht.

Dritter und letzter Theil.

Leipzig,
in der von Kleefeldſchen Buchhandlung.

Staatsbibliothek
[illegible]

301 399
5

Perſonen.

Männliche.

Antonius, }
Oktavianus, } Triumvirs.
Herodes, jüdiſcher König.
Amaliel, }
Iturus, } Herodes Vertraute.
Cäſarion, Sohn der Kleopatra vom Julius Cäſar.
Alexander, }
Philadelphus, } Söhne der Kleopatra vom Antonius.

Artabazes, König von Armenien, Gefangener des Antonius.

Canſ-

Canidius,
Plankus,
Miletus,
Titius,
Gallus,
Chryſus,
Dercetäus,
Feldherren und Officiere des Antonius.

Proculejus,
Kornelius Gallus,
Dolabella,
Officiere des Oktavianus.

Epimachus, Botſchafter von Herodes an Antonius.
Heuſipp, Kleopatras Liebhaber.
Chryſomus, Botſchafter von Oktavianus an Kleopatra.
Apollodorus, Kleopatras Freygelaſſener.
Seleucus, Kleopatras Feldherr.
Philotas.
Diomedes.
Epaphroditus.
Arius, Lehrer des Oktavianus.
Milen, ein ägyptiſcher Arzt.

Eros, Freygelaſſener und Vertrauter des Antonius.

Artabazes Kinder, Gefangene des Antonius.

Alexandriniſche Bürger.

Aegypter.

Römer.

Gefangene.

Volk.

Gäſte.

Ein Miſſethäter.

Ein Feldherr des Oktavianus.

Schiffshauptleute.

Schiffleute.

Hauptleute.

Soldaten.

Zwey römiſche Aerzte.

Ein Bote des Oktavianus.

Weibliche.

Kleopatra, Königin von Aegypten.

Minka,
Tuiska,
Nairas,
Charmion,
} Kleopatras Geſellſchafterinnen.

Oktavia, Antonius Gemahlin.

Kleopatra, die junge, Tochter der Kleopatra vom Antonius.

Artabazes Gemahlin, Gefangene des Antonius.

Aegyptierinnen.

Kleopatra,

Königin von Aegypten.

Dritter Theil.

Aegypten.

Stadt Alexandria.

Kleopatra Zimmer.

Kleopatra. Minka. Apollodorus.

Kleopatra.

Dein Auge iſt nicht heiter, Minka. Faſt biſt du ſo trübe, wie ich es an dem Tage war, da mich Antonius verließ.

Minka.

So? war ich damals heiter, Gebieterin? Ich freute mich der Trennungen, ſie hat wirklich auch über Aegypten großes Heil gebracht. Seit dieſer Zeit lebten wir wieder ruhig, und den Göttern gefällig. Da war von keiner Schwelgerey, von keinen Ungerechtigkeiten, von keinem ſchrecklichen Morde mehr die Rede.

Kleopatra.

Du mahn'ſt mich grauſam, Minka. Nun, und jezt —

Minka.

Jezt traure ich wieder. O daß ich das Wort wieder über meine Lippen bringen muß. Antonius iſt wieder angekommen.

Kleopatra.

Antonius iſt da! Der Halbgott wieder in Aegypten? und noch nicht hier?

Minka.

Man hat nur ſeine Seegel und ſein Zeichen dem Haven gegenüber geſehen.

Kleopatra.

Der edle Mann! O ich wußte es, er kann ohne mich nicht leben. Er hat ſeine Siege, ſeinen Triumph verlaſſen, um zu mir zu kommen. Fühlſt du das nicht?

Minka.

Ich fühle, daß er unwürdig an ſeiner Pflicht und ſeinem Volke handelt.

Kleopatra.

Du biſt mir unausſtehlich. Geh mir aus den Augen! Ich will Antonius entgegen.

Minka.

Um der Götter willen, Gebieterin, vergeßt euch nicht.

Kleopatra.

Ich will! Und ich bin unumſchränkte Beherrſcherin meiner Handlungen. Ich freue mich und ganz Aegypten ſoll ſich freuen. (ab.)

Minka.

O ja es wird ſich auch freuen. Denn deine Feſte, die Beluſtigungen, die du den Augen und den Ohren der Aegypter geben wirſt, werden ſie vergeſſen laſſen, daß ſie ein wollüſtiges Weib zur Königin haben.

Du wirſt ein Königreich aufopfern, wie du die Seltenheit Aegyptens damals opferteſt.

Apollodorus.

(Tritt ein) Weiſt du, daß er wieder gekommen iſt?

Minka.

Ja, leider weis ichs! Iſt nicht ſchon die Stadt des Jubels voll?

Apollodorus.

Wie man dem Mörder ins Angeſicht ſehen konnte. O Arſinon!

Minka.

Wenn der Name genannt wird, ſo wundere ich mich allemal, daß nicht der Götter Blitze herabfahren, nicht dieſen Pallaſt, nicht alles, was darinnen iſt, zerſtören. Sie muß ein ſehr gutes Geſchöpf geweſen ſeyn, dieſe Ariſtio, daß ſie jezt in näherer Vereinigung mit höhern Mächten noch für dieſe ihre ſchändliche Schweſter bitten kann, denn außerdem wäre ſie gewiß ſchon ein Opfer.

Apollodorus.

Du hielteſt immer noch auf deine Gebieterin. Jezt dieſe Worte aus deinem Munde?

Minka.

Siehſt du denn nicht Aegyptens Untergang? O die Götter laſſen michs ahnden, daß es den Römern zinsbar werden wird.

Und ich ſoll da nicht weinen? Soll ſie noch lieben, ſie noch loben? die ein ſo ſchönes freyes Land von ihrem Vater überkam, und es weichlich und ſklaviſch machte, die einen ſolchen Schatz Aegyptens vergeudete?

Apollodorus.

Du ſprachſt erſt von einer Seltenheit — Was war das?

Minka.

Zwey Perlen hatte Auletħas mit vielem Gelde und mit vieler Ueberredung von einem perſiſchen Handelsmanne gekauft, der ſie in ſein Vaterland bringen wollte. Er hatte ſogar Drohungen mit hinzugefügt, die endlich dieſen Mann noch ſtimmten, ſie ihm zu überlaſſen.

Aulethas hielt ſie für das höchſte von Werth, was er hatte, er pflegte zu ſagen: Wenn Aegypten einſt in Noth kommen ſollte, ſo kann es ſich mit dieſen beyden Stücken davon loskaufen. Sie wiegen ein Königreich auf.

Apollodorus.

Ich habe ſie geſehen, und davon noch mehr gehört. Auch ein dunkles Wort, ſie habe ſie verſchenket. Eine davon, denke ich.

Minka.

Wenn ſie ſie verſchenkt hätte, da hätten ſie wenigſtens für den einen Werth, der ſie erhalten. Aber nein! ſie hat ſie ihrem Stolze, einer unverzeihlichen Eitelkeit geopfert. Bey einem Gaſtmahl ließ ſie ſich Weineſſig bringen, und nahm das eine köſtliche Stück aus ihrem Ohr. Bald löſte dieſe Schärfe die Perle auf, ſie ſchüttete es in ihren Becher und trank es aus.

So trinke ich ein halbes Königreich auf Antonius Wohl, ſagte ſie.

Eben wollte ſie die andere auch ſo nehmen, als Plankus, der Römer, ſagte: Die Königin wird wohl thun, der Welt einen Beweis da zu laſſen, was ſie eigentlich auf einen Schluck opferte.

So ward die andere noch gerettet.

Apollodorus.

Unerhört! Die Rettung ihres Landes zu verſchlingen. Und doch, Minka, einmal haben wir ihr Gehorſam verſprochen, einmal iſt ſie der letzte uns noch übrige Zweig von Aulethes Hauſe, und wir wollen den Göttern die Sache überlaſſen. Wir wollen ſie von dieſem Antonius abzuziehen ſuchen, wenn es noch möglich iſt.

Minka.

Brenne den Aethiopier weiß. Lehre dem Krokodil Menſchlichkeit, befiehl dem Nil aus ſeinen Ufern nicht zu treten, und wirſt du das erreichen, was du wünſcheſt? Eben ſo wenig dies. Das Laſter wüthet in den Adern unſrer Königin. Der Römer Cäſar hat es dahin übertragen. Seitdem brennt es unaufhörlich; und niemand wird es löſchen. Auch geben ſich die Götter ſicher keine Mühe, dieſe zu beſſern. Sie haben ſie verlaſſen, denn ſie verließ ſie.

Apollodorus! Welches Glück hätteſt du über Aegypten gebracht, wenn du den Ptolomäus leben laſſen.

Apollodorus.

Haſt du mich damals denn gewarnt?

Minka.

Wähnte ich damals, daß wenn den einen Römer des Schickſals Hand geſchlachtet, der andere ſie wieder beſiegen würde?

Apollodorus.

So können wir nichts thun, als in Geduld tragen, was wir nicht mächtig genug ſind, zu ändern.

Wenn dir aber, Minka, Apollodorus Leben noch etwas gilt, ſo hüte dich von dieſer Geſchichte zu laut zu werden.

Doch wiſſe auch, daß ich zuweilen ſelbſt mich in Gefahr befinde, mich zu durchbohren, um in dem Staub vor dem Könige mich nieder werfen, und Verzeihung von ihm erflehen zu können.

Ä.

Alexandria.

Haven der Stadt.

Kleiner Pavillon am Ufer.

Kleopatra, Antonius.

Kleopatra.

Kaum wag ichs noch zu glauben? Biſt du es wirklich? Halte ich Selige den nehmlichen Antonius in meinen Armen, der ſo grauſam mich verließ? O du mir tauſendmal ſchätzbarer, ſo unerwartet mir wiedergekehrt.

Antonius.

Ich habe Plankus in Kleinaſien, und Sara in Syrien als Statthalter gelaſſen. Ich will meines Lebens Blüthe noch einmal genieſſen. Kleopatra iſt nicht aus meinem Sinne gekommen, ſeitdem ich von ihr getrennt gelebt.

Kleopatra.

Und Antonius ſoll nie, ſo lange die Welt ſteht, aus meinem Sinne kommen, und ich wünſchte um ſeinetwillen zu leben, ſo lange dieſe ſteht.

Antonius.

Ach! Ein Wunſch, den die Götter wohl erhören könnten, wären ſie gerecht! So liebte gewiß noch niemand, wie wir lieben. Engel meines Daſeyns! Leitſtern meiner Freude! Wie ſchön find ich dich wieder!

Kleopatra.

Dir ſchmeichelt deine Einbildung, denn wiſſe, alle die mich ſehen, ſagen mirs, der Kummer habe meine Wangen gebleicht, meiner Augen Feuer verzehrt. Allein ich werde ſchöner werden durch dich, Antonius!

Antonius.

Da müſſen die Götter eine neue Gattung von Schönheiten erfinden, wenn ſie dich ſchöner machen wollten, als du biſt. Bleib immer ſo, Kleopatra, und ich preiſe mich ſelig, dich ſo zu beſitzen.

Alexandria.

Hauptſtraße.

Verſchiedene Bürger.

Erſter Bürger.

Haſt du wohl recht auf das Geſicht unſrer Königin gemerkt, wie heiter es war, und wie ſo viel Feuer ſie auf den edeln Antonius warf.

Zweyter Bürger.

Das muß man ihnen laſſen, daß ſie ein vortrefliches Paar ſind.

Ein anderer.

Dem Körper nach. Mit ihren Seelen mag es anders ſtehen.

Erſter Bürger.

Warum? Denken ſie nicht edel für unſer Vergnügen und Wohl?

Zweyter Bürger.

Opfert nicht dieſer Antonius ſeinen Ruhm um ihr und unſertwillen auf?

Ein anderer.

Um unſertwillen? Das iſt ſehr lächerlich, mein Freund!

Erſter Bürger.

Würde je ein römiſcher Feldherr das gethan haben; Schmachtet er nicht in den Ketten unſrer Königin, und hat er nicht geſagt, er wolle uns ſchützen?

Der Dritte.

So lange er kann. Wähnſt du, der Römer tauſend Augen werden ſchlafen, oder ſeine Feinde werden nicht ſeine eigne Schlafſucht ſich zu Nutze machen, um ſeinen Ruhm zu untergraben?

graben? Und iſt der weg, ſo iſt auch er verloren.

Erſter Bürger.

So bleibt ihm unſrer Königin Hand, und ſie kann ihn glücklicher machen, als er in Rom es werden kann.

Zweyter Bürger.

Kann er dort König werden, wie hier, und liebt man ihn ſo?

Ein anderer.

Pfui des Aegypters, der ſichs wünſchen kann, einen Fremdling über ſich herrſchen zu ſehen. Ihr denkt, weil er der Feſte viel euch giebt, ſo iſt er auch werth, eure Herzen, und eure Huldigung zu empfangen.

Laßt ab von den Gedanken, oder ihr ſeyd nicht werth, Aegypter zu heißen.

Erſter Bürger.

Mein Freund! Wer gut regiert, der iſt dem Volke der beſte König, ſey er Fremdling oder einheimiſch.

Der andere.

Ein wahres, ſehr wahres Wort, Aegypter. Allein, weißt du, ob dieſer Fremdling gut regieren wird, und willſt Du auf Gerathewohl dich ihm übergeben? Willſt du dein Leben, dein Vermögen, deine häusliche Glückſeeligkeit bey dem aufs Spiel ſetzen, der dir mit weiter gar nichts verwandt iſt, als mit der Rechtſchaffenheit, die jeder Menſch gegen den andern beobachten muß? Das ſind Dinge, lieben Brüder, die wir wohl betrachten müſſen. Der Regent aus unſern Mitteln hat Enthuſiasmus ſchon für uns, der Aegypter darf die Aegypter nicht drücken. Der Fremde iſt ein Miethling, der unſer Geld und unſern theuern Schweis für ſeiner Lüſte Befriedigung dahin nimmt, und eben ſo wenig daran denkt uns zu beſchützen, daß er vielmehr das Mark uns ausſaugt, wenn die vaterländiſche Liebe in ihm erwacht.

Erſter Bürger.

Du mahlſt ein Bild, das beym Antonius nicht paſſend iſt.

Der andere.

Warum nicht? Jetzt fehlet ihm Kleopatra. Das ſchöne Weib kann ihre Gunſt verſchenken, oder ſie kann ſie behalten. Die Möglichkeit des letztern iſt etwas, was ihn ganz zu Boden drückt, wenn er ſich den Lüſten preis gegeben ſieht, die ihn verzehren und die er nicht befriedigen kann.

Gebt ihm Kleopatra zum Weibe, und ſie bleibt nur ein gemeines Weib für ihn.

Zweyter Bürger.

Du ſprichſt entehrend. Sie bleibt Königin.

Der andere.

Und er bleibt Römer. Die Königin giebt ihm das Königreich. Er giebts der Republik, welcher er ältere Pflichten ſchuldig iſt, als den Aegyptern.

Glaubt ihr indeſſen, was ihr wollt. Zieht ſeinen Feſten nach, labt euch am äußern Schein, womit er euch blendet, laßt ihn in euer Herz ſich einfreſſen. Der Wurm wird am Ende es zerfreſſen, und ihr werdet an der Auszehrung ſterben, die er euch zubereitet. Gehabt euch wohl, ich gehe, um über Aegypten zu weinen.

Erſter Bürger.

Laßt den Narren weinen. Das wird ihm keine frohen Stunden geben. Wir wollen hören, was heute für Luſtbarkeiten es giebt.

Eine Aegypterin.

Das kann ich euch ſagen. Ich bin von der weiblichen Verſammlung des Raths abgeſandt, und habe folgende Nachrichten eingezogen.

Erſt wird ein großes Mahl gehalten, wobey dem Volke Muſik von zwey Altanen der großen Höfe des Pallaſts gegeben wird.

In den Hauptſtraßen wird man Wein ſpringen und Gebacknes dazu austheilen laſſen. Das nimmt eine Stunde nach Mittage den Anfang.

Sobald die Dämmerung eintritt, wird der ganze Pallaſt erleuchtet, und der Name Antonius wird in buntem Feuer brennen.

Es werden auch güldene und ſilberne Münzen ausgeworfen. Die Königin iſt unbeſchreiblich froh, daß ihren Geliebten die Götter ihr wiedergegeben. Aber die anderen Aegypterinnen trauren, weil das Gefolge des Antonius ſo klein, und ſie doch gern ihrer Königin Beyſpiel nachfolgen, und den römiſchen Männern gefallen mögten.

Erſter Bürger.

Das wird doch nicht der Fall bey allen ſeyn?

Aegypterin.

Ich ſtehe nicht für deine Frau, du guter Mann; es iſt eine gar große Lockſpeiſe, das Beyſpiel einer Königin.

Ein Aegypter.

Auf! Laßt uns nach dem Pallaſt. Ich höre ſchon Trompetenſchall. Zur Freude und zum Jubel, ihr Bürger Alexandriens.

Aegypten.

Gegend vor Alexandrie

Ufer eines Fluſſes.

Viel Zelte.

Kleopatra, Antonius, Apollodorus, Min
Aegypter, Römer.

Antonius.

Unter allen Freuden, die du mir gewährſt,
götzt mich keine ſo, als der Fiſchfang.
kann Tage am Ufer verweilen, um zu ang
obgleich ich ſonſt unglücklich bin. Aber h
iſt mir das Glück recht ſehr gewogen.

Sieh einmal, Kleopatra, ſchon wiede
nen der größten Fiſche.

Kleopatra.

Ich muß in der That dein Glück bewundern. Es iſt ſchon der ſechſte in der Art. Und ſonderbar, daß es immer die nemliche Gattung iſt.

Ein Aegypter.

Die Fiſche ſehnen ſich darnach, vom Antonius gefangen zu werden. Sie ſpüren ſeine Größe unter den Waffen.

Ein Römer.

Du ſchmeichelſt etwas ſtark, mein Freund. Der Feldherr liebt das nicht.

Antonius.

Es iſt ſein Scherz, und im Scherz kann man ſchon etwas übertreiben.

Kleopatra.

Es könnte auch wohl Ernſt ſeyn. Mir iſt bey dir nichts unglaublich, Antonius. Die Götter ſchicken dir dein Glück gleichſam im Schlafe.

Etwas ſeitwärts.

Minka.

Welch eine edle Beſchäftigung von Reg
ten, Fiſche zu fangen. Sollten ſie denn v
Regieren der Angel wohl das Ruder des Sta
führen lernen.

Apollodorus.

Und wie er ſich das kindiſche Vergnügen m
chen kann, von Tauchern ſich die Fiſche an
Angel befeſtigen zu laſſen.

Ein Aegypter.

Mich würde dieſe langweilige Beſchäftig
anekeln.

Ein Römer.

Bey uns angeln nur die Menſchen, die
von leben müſſen.

Minka.

Bey euch tödtet man auch die Zeit ni
Man giebt ihr Leben.

Der Römer.

Hat Minka auch ſchmeicheln gelernt?

Minka.

Nein, Freund, bey allen Göttern, das hab ich nicht. Allein, ſeitdem ich von Rom wieder weg bin, kommen mir die Alexandrier wie Schlafmützen gegen die ſo thätigen Römer vor.

Zwar hier ſehe ich auch alles in Bewegung, allein ſie ſind es nur dann, wenn es etwas zu ſchmauſen, oder ſonſt einen Kitzel für Aug und Ohr giebt. In Rom ſahe ich ſie in Bewegung aufs Kapitolium zu laufen, um auch ein Wort mit über die wahren Angelegenheiten zum Wohl des Volks zu reden, oder wenigſtens zu hören, was man über daſſelbe beſchließt. Ich fange beynahe an zu wähnen, daß eine republikaniſche Regierung dem Volke zuträglicher iſt, als eine monarchiſche.

Der Römer.

Wenn der Monarch gut iſt, Minka, dann iſt ſie es mehr. Wenn er böſe iſt, da muß man freylich die Achſeln zucken.

Kleopatra.

(Nähert ſich Apollodorus) Hör einmal, lieber Apollodorus.

Apollodorus.

Ich bin zu eurem Befehl, mächtige Königin.

Kleopatra.

Laßt einen meiner Taucher einen getrockneten Fiſch an Antonius Angel heften. Hat er uns hintergangen, ſo wollen wir es auch ein wenig thun.

Apollodorus.

Sogleich. (allein.) Welch ein beleidigender Einfall für ihn, und welch ein glücklicher vielleicht für uns. O wenn doch dieſe Handlung ihn zurückſchreckte.

Sie hat es nicht bedacht, was ſie thun will, und wie theuer es ihr zu ſtehen kommen könnte. Ich will indeſſen den Auftrag ſo pünktlich ausrichten, er iſt mir ſo willkommen, und ich will auf ſeine Mienen mit ſolcher Herzensfreude acht geben, als ob ich ihn ſelbſt an die Angel bringen könnte. (ab.)

Minka.

Haſt du denn gute Regenten gekannt, Römer?

Der Römer.

Wenn ich ſie nicht gekannt habe, ſo habe ich mir doch ein Ideal gebildet, wie ſie eigentlich ſeyn könnten. Beſcheiden ohne Stolz und arbeitſam, immer in wachen Gedanken an ihres Landes Wohl, fühlend die Schwere der Laſt, die ihnen obliegt, nicht wähnend, daß ſie blos zur Befriedigung ihres Vergnügens da wären, liebevoll gegen jeden Unterthanen, keinen das Gehör verſagend, den Armen wie den Reichen ſchätzend, nicht verſchwendend des Landes Ihrige. —

Minka.

O ich bitte dich, halt ein! denn du haſt ſchon weit zu viel unglaubliches geſagt. Wo willſt du ſolch einen Mann finden?

Apollodorus.

Tritt näher, Minka, an das Ufer, denn uns ſteht große Freude bevor.

Minka.

Und welche denn? So ſprich, Apollodorus.

Apollodorus.

Du wirſt es ſchon erfahren. Nur Aug und Ohr geſpitzt.

Antonius.

Sieh hier, Kleopatra, ſchon wieder einen Fiſch, und von beſonderer Art.

Kleopatra.

(Betrachtet ihn) Ja wahrlich. Das kann nur mit einem Wunder zugehen, denn dieſen Fiſch hat ſchon einmal die Luft ſo durchzogen, daß er todt und getrocknet war. Nun iſt die alte Luſt ihm angekommen, wieder ſchwimmen zu lernen. Todt aber ſcheint er mir doch noch.

(Alle lachen, beſonders Minka und Apollodorus.)

Antonius.

Ich finde es ſonderbar, Kleopatra, mich dem Gelächter deiner Leute preis zu geben. Wenn ich auch die unſchuldige Freude mir machte, Fiſche an meine Angel hängen zu laſſen, ſo verdiente ich doch dieſe Beſchimpfung nicht.

Kleopatra.

Antonius wird doch nicht im Ernſt zürnen, daß ich den kleinen Scherz mit machte. Die Lacher hätten freylich können ſtille ſeyn. Auf ihre Beluſtigung war es nicht abgeſehen.

Antonius! Wer Menſchen, Städte, und Provinzen fängt, der muß ſichs nicht zur Schande rechnen, wenn auch kein Fiſch an ſeine Angel kömmt.

Wirf dieſe weg. Du biſt zu größern Dingen von den Göttern auserkohren, und laßt uns dann nicht über dieſe Sache weiter reden.

Zum Vergnügen iſts ein Zeitvertreib, allein Herrſcher haben wohl Dinge ſelbſt zum Zeitvertreib zu wählen, die ihrer Völker Wohl befördern, und die ihnen deswegen mehr Vergnugen gewähren müſſen.

Antonius.

Du errinnerſt mich zur rechten Zeit. Ich werde meine Legionen muſtern müſſen, und die Vergnügungen in Alexandriën auf einige Zeit entbehren.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Antonius Zimmer.

Antonius, Kleopatra.

Antonius.

Nicht den entfernteſten Verdacht, Kleopatra. Ich ſcheide ohne Groll von Dir. Ich laſſe Dir ein Pfand meiner Liebe zurück. Sorge für daſſelbe, daß wenn ich wiederkehre, ich es lebend, und die Mutter, wo möglich, noch blühender und ſchöner wiederfinde, als ich ſie verlaſſen habe.

Kleopatra.

Ich ſehe, daß der Parther Fortſchritte im Kriege dich rufen. Gehe, mein Antonius von den Göttern begleitet, unter ihrem Schutze, von den Flügeln der Liebe beſchattet, dahin. Du wirſt ſiegen, denn Kleopatra wird unaufhörlich zu den Göttern beten, und ihnen opfern, damit ſie jedes deiner Unternehmen krönen.

O mein Antonius! Ich glaubte die Liebe zu kennen, da ich Cäſarn liebte, aber ich habe ſie noch nicht gekannt. Jetzt kenne ich ſie erſt, und fühle, wie ſie ſüß iſt, kann ſie auch bitter ſeyn. Du guter Mann, laß mich nicht zu lange auf Deine Rückkunft ſchmachten, ſonſt mögteſt Du Kleopatra nicht wieder ſehen. Der Kummer könnte ſie verzehren, und Du ſtatt ihrer ein hohläugiges Gerippe wiederfinden.

Antonius.

Ich werde ſicher meine Schritte größer machen, um bald ganz Aſien zu bezwingen, um es dann zu den Füßen meiner Göttin niederzulegen.

Alexandrien.

effentliches Haus.

Verſchiedene Aegypter.

Erſter Aegypter.

Wenn doch Antonius ſchon wieder da wäre!
as Leben hat uns verlaſſen, ſeit er weg iſt.
an geht in Alexandrien, wie in einer Gra-
sſtille. Die Königin iſt nicht mehr, die ſie
ar. Ihre Beſchäftigung iſt Tempel zu beſu-
en, und für des Feldherrn Wohl zu opfern.

Zweyter Aegypter.

Saat, für ihres Gatten Wohl. So nennt
e ihn. Und er iſt es auch. Hat ſie nicht Ale-
andern, ihren Sohn, von ihm als rechtmäßig
rklärt?

Dritter Aegypter.

Wohl iſt er ihr Gemahl zu nennen. Ich habe Nachrichten aus ihren geheimſten Kabinetten, wo ſie Gelübde gethan hat, nie eines Mannes weiter zu gedenken.

Vierter Aegypter.

Gelübde, die ſie ſchwer halten wird.

Erſter Aegypter.

Antonius iſt jetzt in der freylich edeln Beſchäftigung ganz Aſien zu beſiegen, ſolches ihr zu Füßen zu legen, und dem Königreich Aegypten einzuverleiben.

Vierter Aegypter.

Um alles dann wieder der römiſchen Republik einverleiben zu können. Dieſe ungenügſame Gebieterin am Umfange des Weltkreiſes wird nicht unterlaſſen, gut zu heißen, was Antonius thut, ſo lange er ihr verſichert, daß er es für ſie thue, ſo lange er genugthuende Beweiſe davon giebt.

Allein ſie wird auch nicht ermangeln ſeinen
Siegen ſchnellen Einhalt zu thun, ſobald ſie hört,
aß er von ihr abtrünnig wird.

Zweyter Aegypter.

Wie wollteſt Du das behaupten? Ich däch-
e, Beweiſe von dem leztern hatte er ſchon ge-
geben.

Dritter Aegypter.

Jener hat ſo unrecht nicht, denn davor war
uch Oktavianus ſchon gegen ihn aufgetreten,
nd hatte ihm genug zu ſchaffen gemacht.

Vierter Aegypter.

Und der weiſere Antonius, der das Unge-
itter kommen ſahe, hat ſich mit ihm vereinigt,
erſöhnt, und ſeine Schweſter dafür zum Wei-
e genommen.

Erſter Aegypter.

Zum Weibe? Was ſagſt Du? Ein Weib
eben Kleopatra. Fort, fort, das muß unter-
erſucht werden! Wie wäre da Kleopatra be-
ldiget.

Königlicher Pallaſt.

Kleopatras Zimmer.

Kleopatra, Minka, Apollodorus.

Kleopatra.

Zu wahr nur das Gerücht. Sein Brief beſtätigt es ſelbſt. Im Tempel der Götter hat er Oktavien ſeine Hand gegeben. Er ſagt, er liebe ſie nicht. Nothwendigkeit habe es von ihm gefordert.

Minka.

Und meine Königin könnte nach einer ſolchen Beleidigung noch etwas für ihn fühlen, noch entſchuldigen den, der ihre Hand verachtet, und einer Bürgerin ſie giebt, die nicht den Sohn aus königlichem Stamme achtet?

Apollodorus.

Königin! Beſänftige das Volk! Es iſt kein Aufruhr unter ihnen, allein es ſtrömt alles doch zum Pallaſt. Sie wollen eine Nachricht erfahren haben, daß Antonius ſich vermählt. Sie halten dies für eine Beſchimpfung deiner Größe. Sie wollen ſchlechterdings, man ſoll die Schmach durch einen Krieg rächen.

Kleopatra.

Sie lieben mich, die guten Menſchen! O ich will zu ihnen, und ihnen dafür danken. Ich will ſie bald zufrieden ſtellen. (ab.)

Apollodorus.

Iſt denn die Neuigkeit gegründet, Minka?

Minka.

Zu ſehr nur, und vielleicht zu Aegyptens Wohl. O daß ſie noch ihn vergeſſen könnte, und noch wäre alles wieder gut zu machen.

Apollodorus.

Gewiß! Sie hat die Götter noch nicht wider ſich. Seitdem Antonius weg iſt, genießen wir der Ruhe, und das Volk begiebt ſich nach und nach in ſeine arbeitſame Laufbahn. Die Schätze ſtrömen wider unſerm Pallaſt zu, und nehmen ihren Weg nicht wie ſonſt in die Hände der Römer und der ägyptiſchen Speichellecker, die unſere Tafel ſonſt belagerten, ſondern ſie gehen in den Schatz, wo ſi für die künftigen Hoffnungen, und die künftige Ruhe Aegyptens aufbewahret werden.

Minka.

Ich hoffe, ſie ſoll fühlen, welchen Schimp man ihr dadurch gethan. Ich hoffe, ſie ſo ſich nicht irre leiten laſſen, zu denken, daß noch zu ihr zurückkehren werde. Zwar meld er, er liebe Oktavien nicht, allein wenn er ſ auch nicht liebt, ſo wird man ihn ſchon lehre ſie zu lieben, und ihr Bruder Oktavianus m ge es ihm übel lohnen, wenn er wieder Kleopatra ſeine Gedanken hienge.

Apollodorus.

Die Bewirthung, die Feſte und die Sch ze Kleopatras ſind aber große Lockungen.

deſ

deſſen wollen wir das beſte hoffen. Wenn noch ihre Leidenſchaft gegen ihn zu beſiegen iſt, wenn noch ſie ſtandhaft bey der Regierungsart bleibt, die ſie angefangen, wenn die Aegypter unter ihrem Zepter ſo glücklich bleiben, wie ſie ſie in dieſen letzten Monaten machte, ſo bereue ich es nicht, zu Ptolomäus Tode beygetragen zu haben, denn was ſeine Leiden anbetrifft, ſo werden ſie ihm von den Göttern hinreichend erſetzt ſeyn, und jenſeits des Todes muß man immer glücklicher ſeyn, als auf dieſer Erde, wenn wir ſie ſo verlaſſen, wie er.

Großer Vorhof des Pallaſ

Viel Volk verſammlet.

Altan am Pallaſte.

Kleopatra (auf dem Altan). Das Volk (unt

Eine Aegypterin.

Was? Unſere Königin in Thränen! Das
dert Rache.

Kleopatra.

Dieſe Thränen fordern ſie nicht, männlic
Weib. Es ſind Thränen der Freude über
Aegypter Liebe zu mir. Es ſind Thränen
Dankbarkeit, daß ihr ſogleich herbeyeilt, m
zu tröſten, da ihr eine trübe Nachricht
fahren.

Ein Aegypter.

So iſt ſie wahr, die Botſchaft, die wir hörten? So hat der Treuloſe unſre große Königin verſchmäht. Er muß ſterben.

Kleopatra.

Sterben? Er, den ich liebe? Nein, Aegypter, das würdet ihr an eurer Königin nicht thun. Er ſchreibt mir noch den zärtlichſten Brief. Er meldet mir, um ſeiner und um meiner eignen Ruhe willen ſey er gezwungen geweſen, einen heimlichen Feind durch dieſe Heyrath zu verſöhnen.

Und warum ſoll Antonius denn nur ein Weib beſiegen? Und ſoll ich ſie beneiden die Bürgerin, die er wohl dort halten kann, und ſie in meine Nähe nicht zu bringen ſich getrauen wird?

Ja, hätte er eine Königin, hätte er ein großes mächtiges Weib mir an die Seite geſetzt, ich würde geſagt haben, ich verabſcheue ihn, ich will ihn haſſen.

Aber ſoll dies meinen Stolz rühren? Nein, Aegypter — er nehme noch zehn Bürgerinnen, und ich bin ruhig. Und ſollte eine unter ihnen Macht gewinnen, von der Königin ihn abzulenken, was verliere ich? Dann nur einen Elenden.

Ein Aegypter.

Du ſprichſt vortreflich, Königin. Wir müſſen ſtets von dir lernen. Du biſt groß genug, deine und der Aegypter Ehre zu vertheidigen, du biſt weiſe genug dazu, und ſo beruhigen wir uns auch, und wollen lieben, was du liebſt, verachten, was du verachteſt.

Kleo-

Kleopatra's Zimmer.

Schlafkabinet derſelben.

Kleopatra, Minka.

Kleopatra.

Sie wird genießen jetzt. Ja, es iſt zum Raſendwerden.

Minka.

Sie wird ihm Vollgenuß der Liebe geben.

Kleopatra.

Entflamme mich noch mehr! Ja, ſie wird es, das weiß ich. Ich kenne ſeine Begierde, befriedigt ſeyn zu wollen. Es wird eine Nacht für mich ſeyn, ſchwerer, als ich ſie je durchwacht, durchtraumt.

Aber, wenn ſie ihn auch ſättigen könnte, wird ſie dann ihre Reize zu erneuern wiſſen? Hat ſie ein Königreich in ihrer Macht, und kann ſie Haufen von Schätzen aufbieten? Stehen ihr Millionen Menſchen zu Gebot?

Armſelige Liebe! die nicht den Ekel nach dem Vollgenuß im Augenblick zu nehmen, nicht die Begierde zu erneuern weiß.

Minka.

Oft thut das auch die Unterhaltung, und der Geiſt, die Sanftheit, und die Schmeicheleyen, womit man Männer ſo geſchickt körren kann.

Kleopatra.

Du machſt dir ein Vergnügen, wie es ſcheint, meine Eiferſucht zu vermehren. Minka! ich möchte dich nicht gerne hämiſch nennen, und doch muß ich es faſt.

Minka.

Nichts weniger, meine Gebieterin. Ich wünſche euch nur zu heilen.

Kleopatra.

Meine Krankheit läßt keine Heilung zu. Ich habe ſeinen Brief noch zehnmal geleſen, und finde ihn immer noch warm genug für einen neuen Ehemann. Ich habe geſucht, jede Leidenſchaft bey ihm verſchwunden zu finden, aber jemehr ich mir Mühe gebe, es zu finden, deſto weniger kann ich es.

Minka.

Ein Beweis, daß eure Einbildungskraft reichlich würkt, und euch den Mann in einem ſchmeichelhaftern Lichte darſtellt, als in welchem er von euch betrachtet zu werden verdient. Ich dächte, Kleopatra vergäße ihn, und wählte unter den Aegyptern einen König ſich. Wenn aus Auletha's Stamme ſchon keiner mehr übrig iſt, ſo giebt es doch noch Männer, deren Vorfahren auch auf Thronen geſeſſen.

Kleopatra.

Leg dich ſchlafen, Minka, und träume von den Dingen, die dich als eine ganz irdiſch geſinnte nur beſchäftigen können.

Ich habe mit dem Antonius Götterwonne genoſſen, und meine Ahndungen ſagen mir, er wird wiederkehren. Mein Herz ſagt mir, dieſe Römerin wird nur kurze Zeit Macht über ihn gewinnen, und meine Feder ſoll ihm Züge ſchreiben, die bis in ſein Herz dringen, dort felſenfeſt ſich einprägen, und ihn gewiß zu mir treiben ſollen.

Griechenland.

Stadt Athen.

Antonius Wohnung.

Antonius, Oktavia.

Antonius.

Ich ſehe deine Augen oft trübe, Oktavia, und gebe dazu keine Urſach.

Oktavia.

So giebt ſie mir mein Herz. Ich zittre jeden Augenblick, wenn Briefe aus Aegypten kommen, daß ſie mir meinen Gemahl entführen.

Antonius.

Die Briefe aus Aegypten werden es nicht thun, aber der nahende Sommer und die Arbeit des Krieges.

Oktavia.

Und warum läßt mich Antonius nie einen dieſer Briefe ſehen, die von der Königin Kleopatra er erhält. Soll ich von dieſem Mißtrauen nicht übles ahnden?

Antonius.

Die Geſetze der Freundſchaft müſſen uns ſo heilig ſeyn, wie die Geſetze der Liebe. Kleopatra hat königliche Geheimniſſe, und ſie verrathen, wäre ſchändlich.

Oktavia.

Und ſollte unter dieſen Geheimniſſen nicht auch das Fortdauern der Anhänglichkeit ſich mit befinden?

Antonius.

Und wenn auch! Würdeſt du die Liebe nicht ehren, die ſo ſich zu erhalten wüßte? Oktavia,

tavia, du biſt ein gutes Weib, allein deswegen giebt es auch noch mehr gute Weiber, als dich allein. Sollte es dir nicht ſelbſt ſchmeichelhaft ſeyn, daß eine vorige Geliebte gegen deinen Gemahl die alte Anhänglichkeit behält?

Oktavia.

Schmeichelhaft, aber gefährlich. Werde ich dich auf deinem Feldzuge begleiten?

Antonius.

Nein, Oktavia, du wirſt nach Rom zurückkehren.

Oktavia.

O ſo bin ich verloren! Antonius, du liebſt mich nicht mehr.

Antonius.

Deine Umſtände erfordern Ruhe, und die kannſt du in dieſem wilden Tumulte des Krieges nicht finden. Du mußt auch wieder in die Arme der Deinigen.

Oktavia.

Antonius! Du antworteſt mir auf meine Ausrufungen nicht. Ich bin verloren, ſag' ich dir. Du liebſt mich nicht mehr.

Antonius.

Wie kann ich dir auf etwas antworten, was ich nicht begreiſe? Ich gebe dir tägliche Beweiſe meiner Liebe, und dich ſetzt ein Phantom in Furcht. Denn ich muß das ein wahres Phantom nennen, daß die Königin von Aegypten dich beunruhiget. Von ihrer Liebe bin ich geheilt, und ihre Freundſchaft iſt mir nützlich.

Dieſe Freundſchaft muß ich um der Republik willen fortſetzen.

Oktavia.

Und was ſchadet dieſe Freundſchaft meiner Mitreiſe?

Antonius.

Ich muß Aegypten ſehen. Ich bedarf der Hülfe Kleopatras, um Syrien zu unterjochen, um zu Paaren zu treiben die aufrühreriſchen Provinzen.

Oktavia.

So bin ich abermals, und noch einmal verloren. Du wirſt ſie ſehen, und von Liebe zu ihr wiederum entzündet werden.

Nimm mich mit dir, und die Würkungen auf dich werde ich dann hintertreiben.

Antonius.

Kleopatra iſt ſtolz, Oktavia. Ich wette, ſie wird nicht thun, als ob ſie mich gekannt, und forderte es ihr eigner Vortheil nicht, mit der Republik es zu halten, ſie würde lange ihr entſagt haben.

Oktavia.

So laß mich ihre Briefe leſen. Nur einen, lieber Antonius, und das ſoll ſchon Ueberzeugung für mich ſeyn.

Antonius.

Wie geſagt, ſie enthalten Geheimniſſe, die niemand wiſſen darf, und die ich auch ſogar

dir verhehlen muß, weil ich der Republik
Eid darüber geleiſtet habe.

Ich merke, daß es nicht gut iſt, wenn
Staatsmann ſich verheyrathet. Er kömmt
in die Verſuchung, ſeine Pflicht zu übertret

Dies iſt mein letztes Wort: du gehſt n
Rom, ich nach Aegypten, und nach einem h
ben Jahre ſehen wir uns wieder.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Zimmer Kleopatras.

Kleopatra, Minka, (dann) Henſipp.

Minka.

Nun wird die Königin doch wohl bald überzeugt ſeyn, daß Antonius ſeine ſchönen Floskeln nur ſchreibt, um Kleopatra etwas weis zu machen, woran ſein Herz nicht denkt.

Kleopatra.

Woraus will Minka denn das ſchließen?

Minka.

Oeſnet dir die Verehrung nicht das Verſtändniß, mit welcher man Oktavien in Athen behandelt? Iſts nicht, als ob eine Göttin da wäre? Ich, wenn ich mich an Kleopatras Stelle befände, würde dem kühnen Freier ſchreiben, er könne nur bleiben, wo er wäre. Ich würde dadurch mir den Verdruß erſparen, mich zu ärgern, wenn er nicht kömmt.

Kleopatra.

Minka meint alſo doch, er werde nicht kommen?

Minka.

Gewiß nicht, meine Königin. Oktavia müßte eine Thörin ſeyn, ihn wegzulaſſen, da ſie die Uebermacht der Reitze Kleopatras über die ihrigen ſehr wohl weiß.

Kleopatra.

Und ich bin ſo gewiß, daß er kömmt, daß ich dem guten Heuſipp heute ſeinen Abſchied mit einer Statthalterſchaft ertheilen werde.

Minka.

Ich will nicht hoffen, meine Gebieterinn, daß das dein Ernſt iſt. Heuſipp iſt ein ſo treu ergebner Liebhaber, wie irgend einer es dir geweſen. Du würdeſt ihn zur Verzweiflung bringen.

Kleopatra.

So verzweifle er. Ich nahm ihn nur als Zeitvertreib.

Minka.

Und dann verdenken wirs den Männern, wenn ſie über uns ſchreyen.

Heuſipp.

(Tritt ein) Willkommen, meine Königin!

Kleopatra.

Willkommen, Heuſipp! Ich habe heute wieder Grillen.

Heuſipp.

Die ich ſehr oft ſchon an der liebenswürdigſten ihres Geſchlechts bemerkte.

Kleopatra.

Und ich habe die ſonderbare Grille, nicht mehr lieben zu wollen.

Heuſipp.

Da werden wohl Träume von Antonius Rückkunft vorhergegangen ſeyn.

Kleopatra.

Heuſipp! Wir ſind geſchiedene Menſchen. Dergleichen verträgt Kleopatra nicht von einem Könige, geſchweige denn von einem Unterthan.

Heuſipp.

Die Liebe, Königin, kennt kein Verhältniß. Im Augenblicke, da du mich derſelben würdigteſt, war ich dir gleich. Sie ſiegt über die Thronen, und ſie ſiegt auch über unſer inneres Gefühl. Ich würde mich nicht mehr kennen, wenn meine Geliebte mir verachtungsvoll begegnen wollte.

Kleopatra.

Wenn ſie die Königin nur noch iſt, dann auch.

Heuſipp.

Dann würde wahrlich ich zu ſterben wiſſen.

Kleopatra.

Lebe! und wähle dir eine Statthalterſchaft, wo du wilſt.

Heuſipp.

Daß man auf den belohnten, aber abgedankten Liebling mit Fingern weiſe! Daß man mich den erſchlichenen Statthalter nenne!

Ich liebe dich noch, Kleopatra, ſonſt würde ich Aegyptens nicht mehr bedürfen.

Kleopatra.

So tröſte dich damit, daß ich dich nie geliebt.

Minka.

Königin! Hat Heuſippus das verdient? Siehſt du, wie die Verzweiflung an ſeiner Stirn geſchrieben ſteht? wie ſeine Muskeln den Kampf verrathen?

Heuſipp.

Noch einmal, Königin, iſt das dein Ernſt?

Kleopatra.

Das iſt er allerdings. Ich pflege nichts zweymal erſt zu beſtätigen.

Henſipp.

So ſpreche ich denn den Fluch über dein ganzes Geſchlecht aus. So möge dich dieſer Fluch tief aus meinem Herzen emporgehoben zuerſt treffen! Verdammt müſſeſt du ſeyn, von niemand mehr geliebt, verachtet von jedem Manne zu werden, dem du dich näherſt! Antonius müſſe deine Wollüſte zurückweiſen, und vergebens müſſeſt du deine Liebreize anwenden, ihn wieder zu erobern! Einſt, wenn deines Lebens Blüthe noch nicht vorüber iſt, müſſeſt du geängſtigt den Tod ſuchen, und ihn nicht finden!

Kleopatra.

Deine Zunge iſt nicht übel bewandert in der Kunſt deß Verwünſchens, und ich hätte wohl gethan, Aegypten einen ſolchen König zu geben.

Henſipp.

Jede Zunge dieſes Königreichs ſollte deinen Fluch ausſprechen. O wie froh bin ich, daß ein Augenblick mich von der unedlen Leidenſchaft geheilt, die ich gegen dich fühlte! Ach! ich konnte ein Ungeheuer verehren, das den ganzen väterlichen Stamm ausgerottet, das ſich den Feinden dieſes Stammes, den Feinden ſeines eignen Landes zur Wolluſt Preis gegeben, das eine unglückliche Schweſter auf die ſchändlichſte Art tödten lies — einem Weibe, welches heucheln konnte, um Wolluſt zu genießen, Liebe heucheln!

Kleopatra.

Minka! laß mir den Raſenden wegführen, und ihn tödten!

Minka.

Nein, Gebieterin, ihr werdet nicht Uebel mit Uebel vermehren, ihr werdet nicht noch dieſen zu denen geſellen, die eure Hand ſchon unglücklich machte.

Kleopatra.

Auch du, Minka, biſt reif zum Verderben.

Heuſipp.

Um daran nicht ſchuld zu ſeyn, daß ſie auch noch dein Opfer wird, verlaß' ich dich. Sie verdient weit eher auf dem Throne zu ſitzen, als Kleopatra. Was du etwa noch von mir von der Schändlichkeit deiner Handlungen hätteſt hören ſollen, das wird dir dein Gewiſſen ſchon ſagen. Mich findeſt du nicht, es müſte denn einmal einer deiner Buhler, wie Antonius die Arſinoe, mich morden laſſen, um dadurch deiner Gunſt ſich zu verſichern. (ab.)

Minka.

O Kleopatra! welchen gerechten Verwürfen giebſt du dich Preis?

Kleopatra.

Ich verachte den Elenden. Mag er in die weite Welt gehen, und ſehen, ob eine Statthalterſchaft ihm zu Theil wird.

Syrien.

Syrien.

Schloß Leucekome.

Kleopatras Zimmer.

Kleopatra, Antonius.

Antonius.

Erinnerſt du dich noch der Zeiten des Mistrauens, wo du von mir wähnteſt, ich würde nicht wiederkommen?

Wenn ich noch die herzbrechenden Briefe leſe, die du mir damahls ſchriebſt, in welchen du Verzweiflung athmeteſt, meine Kleopatra, die ich immer mit der größten Sorgfalt vor Oktavien verbergen muſte, damit ſie deiner Schwäche nicht lachte, ſo ſtelle ich mir meine eigne Schwermuth vor, mit welcher ich doch ein lächelndes Geſicht machen mußte.

So war mir auch jetzt wieder zu Muthe, da du abweſend warſt. Ich konnte nicht ohne dich leben, nur daß ich jener unangenehmen Verſtellung nicht bedurfte, ſondern ſehen laſſen konnte, welch Gefühl meine Seele quälte.

Kleopatra.

Und ich, Antonius, kam auch gleich zu dir, und ſcheuete nicht die Beſchwerden einer ſo weiten Reiſe. Ich habe auch deinen Soldaten Kleider mitgebracht, und Gold für ſie, welches du ihnen in meinem Namen austheilen kannſt. So ſind auch ſie für die Beſchwerlichkeiten belohnt, die ſie auf einer 300 Meilen langen Reiſe gehabt, und ich kann ſagen, ich habe Antonius und die Seinigen glücklich gemacht.

Allein nun muß Antonius mir auch wieder erſetzen, was ich für ihn that.

Antonius.

Mit meiner Liebe, meinſt du? O meine Königin, wenn eines Menſchen Herz je voll davon, wenn eines Geiſtes Denken dahin ſich lenkte, wenn eine Sehnſucht nach dem geliebten Gegenſtande es gab, ſo wareſt du es, die alles dieſes hervorbrachte. Dem Tage deiner Ankunft habe ich mit einer Wonne entgegen geſehen, wie ich ſie nicht gehabt haben könnte, und wenn ich im Triumph in Rom eingezogen wäre.

Kleopatra.

Es iſt nicht einzig Liebe, die ich von dir will, Antonius. Wahr, daß ſie das erſte, köſtlichſte, größte Geſchenk iſt, das ich von dir fordre.

Allein wir müſſen auch auf die Zukunft denken. Kleopatra gab alles her, was ſie vermogte. Man muß nun die Kaſſen wieder füllen, man muß ſich neue Kräfte und neuen Zuſchuß auf die Zukunft geben, und Syrien iſt dazu ein vortreffliches Land.

Antonius.

Vergieb, Kleopatra, daß ich nicht lange daran dachte, daß ein großer Haufe auch kleiner wird, daß Schätze ſich vermindern, wenn man ewig unaufhörlich von ihnen zehrt, und daß du ſeit den Zeiten unſrer Bekanntſchaft bewirkt haſt, daß ich der Römer Verſchwendungen für einen Punkt gegen die Maſſe deines Aufwands hatte.

Gieb mir nur Mittel, wie ich wieder erſetzen kann, was ich koſtete.

Kleopatra.

Sie liegen in deinem Willen, die Hülfe in deiner Macht. Die Syrer ſind reich, und ihre Vergehungen, ihre Empörungen machen viele unter ihnen des Todes ſchuldig. Du wirſt da zu gleicher Zeit gerecht ſeyn, und deinen Nutzen befördern. Zum Beiſpiel dieſer Lyſanias, Mennäus Sohn, der das unermeßliche Vermögen beſitzt, und durch daſſelbe ſo viele Macht in Händen hat, daß er dich und die Deinigen aufreiben könnte, hat mit den Parthern in ein Bündniß ſich eingelaſſen.

Antonius.

Das iſt ein Verbrechen gegen die Republik. Er ſterbe, und ſeine Güter fallen Kleopatra für die Dienſte anheim, die ſie eben dieſer Republik geleiſtet hat, die er verrathen will. Die Befehle will ich gleich geben.

Kleopatra.

Ich danke dir Antonius. Ich will dir eine kleine Liſte derer bringen, die alle es verdienen, daß ſie ausgerottet werden. Denn Reichthum gehört nur Fürſten, und Privatmänner werden durch ihn zu leicht verleitet, abtrünnig zu werden, und Verräther ihres Vaterlandes zu ſeyn.

Antonius.

Du haſt ſehr recht. Wir wollen Syrien von den Menſchen ſaubern, die es uns wiederum entreißen könnten, und einen Theil der Schätze mit uns nehmen, die uns nur nachtheilig ſind, wenn wir ſie zurück laſſen.

Syrien.

Kleopatras Wohnung.

Deren Zimmer.

Minka, Philetas, Kleopatra.

Minka.

Hier bring' ich einen Mann, der ſich nicht hat wollen abweiſen laſſen. Er beſtand in Gegenwart deiner Leibwache darauf, daß für Könige es ſich zieme, jeden vor ſich zu laſſen, der ſie ſprechen wolle. Ich habe ihm dich als eine gerechte Frau geſchildert. Entſprich nun meiner Darſtellung.

Kleopatra.

Wer biſt du, Mann, und was iſt dein Begehren?

Philetas

Philotas.

Ich bin der Gefährte und Buſenfreund Lyſanias. Man hat dieſen Mann, der für die Königin Kleopatra eine unausſprechliche Hochachtung von jeher trug, nur daß er ihr die Vorliebe für Römer Männer verdachte, man hat dieſen edel denkenden Mann gefangen genommen.

Kleopatra.

Ich weiß davon. Man hat ihn eines Verſtändniſſes mit den Parthern, den Feinden des römiſchen verehrungswerthen Volkes, überzeugt.

Philotas.

Ueberzeugt? Laß mich eine Frage an dich thun, Königin. Glaubſt du, daß man unglücklich iſt, wenn man der Götter Gnade verluſtig wird?

Kleopatra.

Das glaub' ich allerdings, und daß man alles anwenden muß, um dieſen Schatz, den einzigen, der unſre Ruhe befördern kann, ſich zu erhalten.

Philotas.

So erkläre ich denn hiermit vor dem Angeſicht der größten Königin, die einſt beym Weltgericht der Götter mich daran mahnen kann, daß ich nie einen Theil an dieſer Gnade verlange, daß ich verworfen ſeyn will von ihrer Güte und den Folgen derſelben, daß ich ein Scheuſal ſein will für ewige Zeiten, wenn meine Seele einſt als Geiſt fortlebt, wenn dieſer gute Lyſanias irgend ein Verkehr mit Parthern oder irgend andern Feinden der Republik gehabt, wenn er nicht mit Wärme und Thätigkeit an ihren Vortheilen gehangen, und ſie befördert.

O Königin! Ich wollte mit vieler Wahrſcheinlichkeit ein ähnliches von ſo vielen behaupten, die man jetzt grauſam behandelt, ich wähne, weil ſie reich ſind, allein ſo wie ich es von dieſen ſagen kann, kann ich's von ihnen nicht

Allein ich war es, der jeden ſeiner Tritte mit ihm ging, der jede ſeiner Handlungen mit ihm überlegte, der jeden Gedanken, ſo zu ſagen, mit ihm theilte. Er iſt der unſchuldigſte Menſch, den Syrien gehabt.

Kleopatra.

Was du mir ſagſt, ſetzet mich in Erſtaunen, Philotas. Man hat alſo einen Unſchuldigen gemordet, denn da kann ich nicht ſagen, Gerechtigkeit geübt.

Philotas.

Was ſagſt du? Lyſanias wäre ſchon todt?

Kleopatra.

Weißt du es nicht, daß alle dieſe Beſchuldigte in dieſer Nacht die Strafe ihrer Laſter gebüßt?

Philotas.

Und dieſe Nacht hat können ſo ſtill vorüber gehen? Und die Götter haben nicht laut ihren Unwillen zu erkennen gegeben? haben nicht Wunder ſehen laſſen?

O Königin! dann muß es dort gewiß noch etwas viel beſſeres geben, was dieſe hier entſchädigen kann! aber wehe denen, die ihm zu viel thaten! Die an dieſem Morde ſchuld ſind, ob die auch wohl heute geſchlafen haben? Du haſt doch keinen Theil daran, Kleopatra?

Kleopatra.

Behüten mich die Götter! und ich werde die Richter, die das Urtheil fällten, dafür zur Verantwortung ziehen.

Philotas.

Leb wohl, Königin, und bedaure einen Menſchen, der nun weinen wird, ſo lange er noch auf dieſer Erde wallet. (ab)

Kleopatra.

Der hättemir noch dieſen Fang entziehen können, wenn er lauter geſchriern hätte. Aber hier in der Stille hörte ihn niemand.

Minka.

Iſt denn Lyſanias ſchon würklich todt?

Kleopatra.

Nein! Heute wird in aller Stille das Urtheil erſt vollzogen. Liebe Minka, daß alles ja zum heutigen Feſte recht glänzend iſt. (ab)

Minka.

O wie verkehrt ſie ihre ſchönſten Eigenſchaften täglich mehr in Laſter! Ich dächte doch, ſie wäre ſonſt weich geweſen. Mitleid war ihr nicht unbekannt. Gerechtigkeit nannte ſie nicht, ohne ſie zu wünſchen. Und jetzt? Wahrlich, es iſt entſetzlich! Sie iſt dürſtend nach Grauſamkeit. Sie kennt kein Maaß mehr in der Uebertretung aller Naturgeſetze. Sie wird ein ſchreckliches Ende nehmen.

Schon ſind die Syrer fürchterlich gegen ſie aufgebracht. Seit ihrer Ankunft zog das Wetter über ihre Großen ſich zuſammen, und zerſchmetterte die meiſten von ihnen.

Wenn ſie noch lange weilen, dieſe Tieger, die in fremdem Blute wühlen, ſo kann ſie und uns alle das Unglück eines Aufruhrs treffen.

Rom.

Oktaviens Wohnung.

Ihr Zimmer.

Oktavia, Oktavianus.

Oktavia.

Ich müſte wider meine Ueberzeugung reden, wenn ich nicht ſagte, ich liebe ihn noch, allein ich wäre doch weit glücklicher, wenn ich ihn nie geliebt hätte.

Oktavianus.

Wie kann meine Schweſter, ſo weiſe, ſo erfahren, und ſo reines Herzens, ſich wünſchen, daß ein Gefühl, welches ihr einſt Freude machte, nicht geweſen wäre?

Oktavia.

Du kennſt nicht, Bruder, die Bitterkeiten,
ie darauf folgten. O ſie übertreffen das Gute
ieſer Liebe ſo weit, ſie ſind dem Geiſte, der
uch die feſteſte Entſchloſſenheit beſitzt, ſo herbe
ertragen, daß nichts über das Bewuſtſeyn
ht, man habe ſchöne Tage gehabt, deren Er-
nerung ſogar ſchmerzhaft iſt.

Oktavianus.

Und Oktavia, mit ihrem Kopf und Herzen,
it allen den Vorzügen, die ſie ſo ſehr auszeich-
n, geſchmückt, im Reize gewis der Buhlerin
chts nachſtehend, ſollte nicht, wenn ſie ſelbſt
n Antonius willen ſich ihm nahete, es über
n davon tragen? ſollte nicht dieſe fade, elende
uhlerin ausſtechen, und das Herz des Man-
s wieder an ſich ziehen können, der Kopf und
alent genug hat, um den Unterſchied des Gei-
s wichtig zu bemerken, nachdem er den Ge-
ß körperlicher Wolluſt ſatt haben muß?

Oktavia.

Weiſt du gewiß, daß er das hat? Und kennſt du denn die Künſte etwa nicht, die eine Buhlerin vor einer ehrlichen Frau voraus hat, und womit ſie alles machen kann, was den Epikurer feſſelt?

Oktavianus.

Mußteſt du ihn denn verlaſſen, Oktavia?

Oktavia.

Du kennſt die Rechte, die die Natur dem Manne über das Weib zugeſtand, wenn ich auch annehmen wollte, daß, die die Geſetze ihm erlauben, oft von ihr an ſich geriſſen werden.

Ich habe zu viel Achtung für das Kleinſte, was die Natur fordert, als daß ich, um meines Nutzens willen, es verachten ſollte. Ich folgte meines Mannes Willen, weil ich fühlte, es ſey recht, ihm zu folgen.

Oktavianus.

Aber die Natur ſchrieb auch in deine Seele ein Gefühl, und eine Kraft, dies Gefühl anzuwenden, welches dich treiben muß, den, den du liebſt, auf der Tugend Wege zu erhalten. Alſo friſch auf, und mit dieſem ſchönen Gefühl zu ihm. Er wird dir ſicher Gehör geben. Er wird gewiß von der ablaſſen, die ſo wenig mit dir zu vergleichen iſt. Wenn er Oktavien in aller der Würde ihrer Tugenden wird vor ſich ſehen, ſo wird ſein Auge ein höheres Weſen erblicken, und verächtlich wird ihm werden jene, die ſo gar nichts von dem hat, was ein Weib verehrungs- und wünſchenswerth macht. Gehe mit mir, Oktavia.

Oktavia.

Es ſey! Ich will deinem Winke folgen. Ich will die Götter bitten, daß ſie mein Vorhaben ſegnen, und wenn ich Antonius wieder mein nenne, ſo will ich dich meinen Schutzengel laut verkündigen.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Kleopatra, Antonius.

Antonius.

Ich finde dich würklich blaß und entſtellt, Kleopatra. Dein Brief, ſo voll Zärtlichkeit, ſo voll Liebe für mich, hat mich ſogleich zu dem Entſchluß gebracht, zu dir nach Alexandrien zurückzukehren.

Kleopatra.

Könnte ich ohne Antonius leben, ich würde ihn nicht auf der ehrenvollen Laufbahn aufhalten, auf welcher er gegen die Parther entgegenrückt. Ich würde aufhalten, wenn meines Lebens Licht nicht zu verlöſchen ſchiene, ſo bald er von mir entfernt iſt. Ich habe dich daher, Antonius, zurückkehren laſſen, nicht um dir alle dieſe ſchönen Ausſichten für die Zukunft, die deine gewiſſen Siege dich hoffen laſſen, zu entreiſſen, nein, ich will nur noch einmal an deinem Anblick mich ergötzen, und dann zum Tode mich bereiten.

Antonius.

Denke mir nicht an den Tod, Kleopatra. Laß doch um aller Götter willen die ſchwarzen Gedanken fahren, die dich quälen, und wenn du kein anderes Mittel weißt, deine mir ſo koſtbare Geſundheit zu erhalten, ſo bitte ich dich, begleite mich auf allen meinen Reiſen.

Du wirſt doch einen treuen Mann finden, dem du Aegyptens Wohlfarth anvertrauen kannſt, und der in deiner Abweſenheit dem Lande vorſtehen kann.

Kleopatra.

Und wenn ich mit dir gehe, guter Antonius, ſo ſteht ein ſchrecklicheres Schickſal mir

bevor. Dann würdeſt du vielleicht mit Schim
noch die Geliebte, die alles dir opferte, zurüc
ſenden.

Antonius.

Woher dies Spiel der Phantaſie, w
ſchlechterdings kein guter Genius dir in de
Herz gegeben haben kann? Woher dieſes leide
ſchaftliche Aufbrauſen, und welcher Dämon ſetz
dir ſo ſchlechte Begriffe von mir in den Sinn

Kleopatra.

Weißt du denn nicht, daß ſchon Oktav
mit ihrem Bruder in Athen angelanget iſt, u
vollends zu dir zu eilen? Die rechtmäßige Fr
wirſt du dann der Buhlerin nicht nachſehe
wirſt nicht dieſe ihr vorziehen. Du würde
mich zum Spotte deines Heeres ſo ſehr mach
wie ich zu Zeiten deſſen Augapfel war. D
würdeſt die Geſtalt nicht ſehen können, die de
ner Gattin ein Dorn im Auge ſeyn müßte.

Nein, Antonius, lieber laß mich hier ſterbe
wo ich nicht verachtet es bereuen werde, daß i

lieb

liebe. Den letzten Blick deiner Zärtlichkeit, und dann eile in ihre Arme.

Antonius.

Da ſollen die Götter mich bewahren, daß ich einen ſolchen Lohn der Liebe ſchenkte. Schon kam von Rom mir das Gerücht, daß mir Oktavia entgegen reiſen wollte, von ihrer Ankunft in Athen weiß ich noch nichts.

Kleopatra.

Hier dieſe Briefe meines Bevollmächtigten daſelbſt mögen dich überzeugen, daß ich keine Unwahrheit dir geſagt.

Antonius.

Und ſogleich ſoll ein Schiff nach Athen abgehen, und dieſer Verwegnen befehlen, dort mein zu harren. Es iſt kein Opfer mir zu ſchwer, ich bringe es dir. Deine Thränen rühren mich.

Kleopatra.

Auch würde ich der Verweiſe genug bereit haben, wenn meine Bitten dich nicht erweichen können, und gewiß, ich that alles, Antonius, um dich mir zu erhalten. Ich habe verſchleudert, was die Schätze Aegyptens vermag, aber ich habe nichts verſchleudert, wenn du mich ferner liebſt.

Und wenn dieſe gerechten Verweiſe nich auf dich wirken könnten, nun dann, Antonius dann würde ich ſterben.

Kleopatra iſt noch ſtark, der Liebe, die ih über alles geht, ſich aufzuopfern.

Antonius.

Und was ſollte aus Cäſarion, des großen Cäſars Sohn, und was aus den Kindern werden die ich mein nenne?

Laß mich, Kleopatra, ich kenne nur ein Gattin, die biſt du, und jene nehme man wi der von mir. Du begleiteſt mich.

Kleopatra.

Nur bis an den Euphrat, dann gehe ich wi der zurück, und bereite in Alexandrien dir de Triumph, wenn du als Sieger von Parthi zurückkehrſt.

Athen.

Oktavianus Wohnung.

Deſſen Zimmer.

Oktavianus, Oktavia.

Oktavianus.

Eine Thräne in deinem Auge, Oktavia? Das iſt etwas ſeltenes.

Oktavia.

Es ſollte eigentlich nicht ſeyn. Meine Feſtigkeit ſollte ſtark genug ſeyn, über den Undankbaren keine zu vergießen.

Oktavianus.

Gilt das Antonius? Haſt du Nachrichten von ihm?

Oktavia.

Mit dem Befehl, von Athen nicht weiter zu reiſen, und hier ihn zu erwarten. Mit Bitterkeiten über meinen Entſchluß.

Oktavianus.

Ha, der Unwürdige! Nein, das ſoll ihm nicht ungeſtraft hingehen. Nun bin ich Feind von ihm, bin der entſchiedenſte, den er je gehabt, nun will ich ſehen, wer von uns beyden dem andern es zuvorthut. Du gehſt mit mir zu ihm, Oktavia, und ich will ſehen, ob er die Dreuſtigkeit hat, uns übel aufzunehmen Ich wähne, er könne das nicht thun.

Oktavia.

Meinen Stolz, mein Bruder, beugſt du nicht dazu. Auch will ich nicht, daß einer ſeiner Befehle von mir ungeſchehen bleiben ſoll. Kein Vorwurf ſoll mich von ihm treffen, der gegründet wäre. Daß ich aus Rom hierher ging, vertheidigt meine Liebe. Seinen Befehl, nicht weiter zu reiſen, kann ſie nicht verletzen.

Auch ſollſt du, Oktavianus, nicht zu ihm. Allein und unbeſchützt, könnte er mir den Bruder, die einzige Stütze, die ich noch habe, rauben, und dann wäre ich ganz verlaſſen. Wenn aber du mit einem Heere ihm entgegen kommſt, wenn du, der Sieger über ihn, ihn von Kleopatra hinweg mir bringſt, dann, Oktavianus, habe ich nichts dawider, dann will ich, wenn er kömmt, ihm ſagen: die Götter ſtehen der gerechten Sache bey, und du, Antonius, biſt nicht unüberwindlich.

Oktavianus.

Laß dieſen ſchönen Gedanken mich erſt faſſen, und dann zur Reiſe ihn bringen. Er hat in meinem Herzen Wurzel geſchlagen, und ſoll zur Frucht gedeihen, um den Antonius damit zu vergiften.

Ufer des Euphrats.

Antonius Lager.

Kleopatras Zelt.

Kleopatra, Antonius.

Kleopatra.

Wenn du Herodes, König von Judäa, und Malchus, König von Arabien, noch aus dem Wege räumteſt, Antonius, und dieſe beyden Reiche dann ich noch erhielte, ſo würde ich meine Monarchie in dieſer Gegend ründen, und meinen Wünſchen weiter nichts übrig bleiben.

Antonius.

Kleopatra! Du könnteſt die Welt von mir fordern, wenn ich ſie zu verſchenken hätte, und ich gäbe dir ſie gern.

Ich habe dir bewieſen, daß Länder mir um deinetwillen nichts ſind. Ich habe, weil wir hier am Euphrat weilen, die Cyrene, Cypern, Cöleſyrien und Phönicien, ich habe dir ein großes Stuck von Cilicien und Creta geſchenkt.

Ich habe nichts dawider, daß deine Ehrbegierde um ſich greifend iſt, daß ſie gern noch das haben möcte, was du begehrſt. Allein ich kann dir nicht einmahl auf dem Scheinwege des Rechts das verſchaffen. Ich muß dich bitten, abzuſiehen.

Kleopatra.

Du liebſt mich nicht mehr, Antonius.

Antonius.

Ich dich nicht lieben? Verſündige dich nicht an den Göttern, die von mir über die Beweiſe meiner bisherigen Liebe wohl noch Rechenſchaft fordern könnten. Ich kann den Gedanken nicht mehr ertragen, Menſchen zu tödten, um dich zu erſättigen.

Kleopatra.

Wie hart du biſt, Antonius, daß du mir Vorwürfe der Art machſt! Habe ich nicht jedesmahl die Gründe dir geſagt, warum du tödten ſolleſt, und haben ſie nicht allemahl mit den politiſchen Verhältniſſen der römiſchen Republik Einen Schritt gehalten?

Auch jetzt ſage ich: Herodes und Malchus ſind nicht die Männer, die du genau kenneſt, du weißt nicht, ob ſie für die römiſche Republik jemahls vortheilhaft denken oder handeln werden. Von mir biſt du es überzeugt. Du weißt, daß ich eine der treuſten Bundesgenoſſinnen bin.

Antonius.

Aber auch jene haben ſich noch keiner Untreue, noch keiner Verrätherey ſchuldig gemacht, und auf die Möglichkeit derſelben verdammt man nicht, ſonſt müßte man dich auch verdammen.

Kleopatra.

Mögten ſie meinetwegen leben, wenn i
von Arabien den Strich nur hätte, der a
Aegypten grenzt, und von Herodes Gebie

Jerich

Jericho und die Balſamgärten. Ach die ſchönen Balſamgärten! Wenn ich ſie nicht bekomme, ſo ſterbe ich. Antonius wünſcht und will meinen Tod.

Antonius.

Du weinſt? Wohlan! Was du jetzt begehret haſt, ſoll dein noch ſeyn. Ich will ſogleich den beyden Königen im Namen der Republik den Befehl geben, daß ſie die Striche dir abtreten ſollen.

Nun aber ſetze deinen Wünſchen Schranken, Königin, denn mehr kann ich wahrhaftig nicht für dich thun. Der kleinſte, den du noch äußern ſollteſt, würde mich in die Verlegenheit ſetzen, dir alle abzuſchlagen.

Kleopatra.

Ich bin zufrieden. Auch will ich auf dem Rückwege meinen Weg über Jeruſalem nehmen, und mich bey Herodes ſelbſt bedanken, als ob er mir das Geſchenk gemacht.

Antonius.

Thue das, Kleopatra, und
durch den Flecken, der auf mein
fällt.

Judäa.

Jeruſalem.

Königlicher Pallaſt,

König Herodes Zimmer.

Herodes, Amaliel, Iturus.

Herodes.

Soll denn der Zorn beym Menſchen Grenzen kennen, wenn er in dieſer Art behandelt wird? Iſt denn der Unverſchämtheit eine größere Gattung möglich, als eines Stücks ſchönen Landes mich zu berauben, und dann noch ſelbſt zum Beſuch bey mir ſich anſagen zu laſſen? Und das, um mir zu danken für etwas, was ich gezwungen geben muß?

Iturus.

Die römiſche Republik wird es ihm ſchwe
lich Dank wiſſen, daß er die Balſamgärten v
ihrem Gebiet getrennt.

Amaliel.

Wenn du willſt, Iturus, ſo that er eigen
lich weiter nichts, als daß er dieſes Stück v
einer Provinz an die andere brachte. De
wenn du glaubſt, daß dieſe Königin, ſo ſtolz
ſich noch als Selbſtherrſcherinn Aegyptens den
vom Joche der Römer frey iſt, ſo irreſt du.

Antonius Liebe wird ſie noch einige Zeit
halten, und dann wird man dieſem verſchwen
riſchen Feldherrn durch einen andern die Ma
nehmen laſſen, die er beſitzt, und ſie w
wohl noch zum Triumph nach Rom müſſen

Iturus.

Nur davon jetzt nicht laut. Denn noch iſt
ſowohl für ſich zu mächtig, als auch zu mäch
über den Sieger, als daß ſie es nicht räch

ſch

ſchrecklich rächen würde, wenn man es hörte, und ihr hinterbrächte.

Herodes.

Neugierig bin ich doch zu hören, was ſie ſagt, und ich werde ihr zwar der Republik Befehle gemäß Jericho und die Balſamgärten ausliefern, allein ich werde Vorſtellungen dagegen in Rom einreichen, und hört man mich, mit gewafneter Hand ſie mir wieder zu verſchaffen wiſſen.

Amaliel.

Hört, die Trompeten zeigen ihre Ankunft an.

Herodes.

So will ich ihr entgegen, und meines Herzens Bitterkeit in heuchleriſche Freundſchaft hüllen, weil ich es muß.

Judäa.

Jeruſalem.

Königlicher Pallaſt.

Garten an demſelben.

König Herodes, Königin Kleopatra.

Herodes.

Da alles, was ich habe, von den Befehlen der Republik abhängt, und ich einſehe, wie ſchätzbar dieſer die ſo mächtige Bundsgenoſſenſchaft der Königin Kleopatra ſeyn muß, ſo würde ich, befähle ſie es, gern mein ganzes Königreich ihr zu Füßen legen.

Kleopatra.

Herodes iſt ein feiner Mann, und ich habe mir dieſe Unterhaltung und dieſe glückliche Bekanntſchaft in Jeruſalem nicht verſprochen.

Herodes iſt auch ein ſchöner Mann, und ich hoffe, es ſoll mich nicht gereuen, ihn beſucht zu haben.

Herodes.

Die Königin erhebt mich zu ſehr. Wenn ſie ihren Abſchied nimmt, und es ihr bey mir gefallen hat, bin ich zufrieden.

Kleopatra.

Der König ſollte keinen andern Wunſch kennen, als den? Nun, der begriffe denn wohl noch nicht, daß ich auch ihm gefallen.

Herodes.

Meine Verehrung, meine Bewunderung hat Kleopatra ganz.

Kleopatra.

Damit iſt ihrem Wunſche kein Genüge geſchehen. Ein Mann, wie Herodes, kann es wohl wagen, weiter in ſeinen Gefühlen zu gehen, und wenn dann dieſe Gefühle von Forderungen ſprächen, ſo würde vielleicht kein zorniger Blick ihn ſtrafen, wenn er ſie würklich wagte.

Herodes.

Von jeher, Königin, war ich Freund der Beſcheidenheit.

Kleopatra.

Wo aber dieſe Freundin nicht verlezt wird, wo der Verzeihung Gewißheit vorher man verſpricht, wo eines ſchönen Mannes ſchönere Wünſche ſchöner noch erwiedert werden ſollen, da wäre es Hochverrath an den Gefühlen, in dieſem Grade der Beſcheidenheit zu bleiben.

Herodes.

Das Zeichen zur Tafel, meine Königin. Dann wollen wir auf jenem Teiche eine kleine Waſſerfarth, die des Beyfalls meiner ſchönen Gebieterin nicht verfehlen ſoll, halten.

Pavillon am Ufer des Teiches.

Herodes, Amaliel, Iturus.

Herodes.

Ich bin ganz außer mir. Die Buhlerin hat es drauf angelegt, zur Wolluſt mich zu verführen. Mein Abſcheu mehret ſich für ſie mit jedem Augenblicke. Iſt es nicht unverſchämt genug, mir Antonius zum Feinde zu machen, will ſie auch noch mich ſelbſt mir zuwider machen?

Wenn ich den ſchändlichen Antrag, den ſie heute ſchon im Garten ziemlich deutlich mir gab, den ſie jetzt mit dürren Worten wiederholte, annähme, ich wäre der verworfenſte Menſch, den man je geſehn.

Sie hat ſich niedergelegt, und bedenkt nur, Iturus, Amaliel! ſie hat mir aufgetragen, ſie zu beſuchen

Ja ich will ſie beſuchen. Aber wißt ihr, wie? Mit dieſem Dolche. Tödten will ich das Scheuſal der Erde, damit es nicht noch mehr Unglück ſtifte.

Iturus.

Bedenke wohl, König, daß du dann wider die Geſetze der Gaſtfreundſchaft handelſt, die alle Menſchen, am meiſten Könige, ehren müſſen.

Amaliel.

Daß du Antonius tödtlichen Haß auf dich ladeſt, und ſeiner Rache nicht entrinnen kannſt. Daß bey dem Schein des Unrechts, welche hier auf deiner Seite bleibt, du noch an Ehr und Namen gebrandmarkt wirſt.

Herodes.

Ihr habt recht, Freunde. Mag der Himmel ihre Schande ſtrafen, und ihre That rächen, ich werde mich nicht darein miſchen. Ich will mit Kälte ihr und mit Zurü haltung begegnen, wenn wir allein ſind, u

ha

habe ich Zeugen, ſo will ich meine Aufführung ſo einrichten, daß ich keiner Beſchuldigung von ihr bezüchtigt werden kann, die die Hochachtung verletzt hätte. Ich will bis an die Grenzen ihres Königreichs mit Pracht und Ehrfurcht ſie geleiten.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Palla

Kleopatra, Minka.

Kleopatra.

Es iſt doch alles auf morgen zum triumphi
den Einzug des Antonius bereitet? Es m
doch an keiner Pracht fehlen?

Minka.

An keiner, als an der, daß man nicht K
patra, ſondern Antonius, für die erſte P
des ſchönen Schauſpiels halten wird.

Kleopatra.

Und das kann dich noch kränken, Mi
Was dieſem meinen Geliebten geſchieht,

K

ſchieht es nicht auch mir, und iſt es möglich, daß ich einen Vorzug vor ihm behaupten kann?

Wird er nicht bald der Welteroberer ſeyn? Werd' ich dann nicht die Welt beſitzen? Denn hat er etwas, was er mir nicht gäbe?

Minka.

Wenn du hören könnteſt, Königin, was die Aegypter oft von dieſer eurer beyderſeitigen Liebe und Vereinigung ſprechen, du würdeſt anders reden, du würdeſt ſagen: Antonius! halte deinen Einzug als mein Feldherr!

Kleopatra.

Du biſt wohl raſend, Mädchen. Er mein Feldherr? Nein, wiſſe im Vertrauen, morgen erklären wir uns dem Volke als ihre Götter.

Er nimmt den Namen Oſiris, ich Iſis. Wir werden hinführo uns dem Volke nur in dem Schmucke zeigen, der dieſen beyden eigen iſt.

Minka.

Da können denn die Folgen nur von zweyerley Gattung ſeyn. Entweder das Volk wird lachen, oder es wird einen Aufſtand erregen.

Kleopatra.

Keins von beyden. Es wird uns als das anerkennen, wird niederfallen, und uns anbeten.

Wer weiß dann, ob der Römer Herrſchaft noch länger fortdauert, und ob Antonius Oſiris und Kleopatra Iſis nicht dieſe Republik mit allem, was ſie beſitzt, verſchlingen, und ſich eigen machen würden.

Minka.

Ihr Götter, welche Plane! Kleopatra, ich ſehe dich an dieſen ſcheitern.

Kleopatra.

Mit nichten! Morgen müſſen alle meine Kinder mit erſcheinen. Denn da wir Götter ſind, ſo wollen wir Könige ſchaffen. (ab)

Minka.

Iſt ihr Verſtand dahin, oder hat ſie würklich ſo kranke Ideen? Wenn die Aegypter dazu ſtille ſchweigen, ſo will ich ſagen, ſie verdienen die ſtärkſte Sklaverey.

Aegypten.

Alexandrien.

Großer Marktplatz.

Aufgerichtetes Gerüſte mit zwey güldnen Thronen. Viele Gerüſte für Zuſchauer.

Kleopatra, Antonius, Cäſarien, Alexander, Philadelphus, (die junge) Kleopatra, Artabazes, deſſen Gemahlin und Kinder, Geſangne, Römer, Aegypter, Volk.

Antonius.

(Steigt vom Triumphwagen ab, vor welchem die Geſangenen vorweg geführet waren.)

Willkommen, Königin, doch nein, willkommen, Göttin!

Kle.

Ja, ihr Völker Aegyptens! ſehet hier in dieſer nicht mehr Kleopatra, die Erdenkönigin, ſeht in ihr Iſis, die Himmelskönigin! Ich, Oſiris unter Antonius Geſtalt, ſie, Iſis, in Kleopatras Körper gehüllt, wir haben uns dieſer Körper zwar noch nicht entledigt, weil irdiſche Sterbliche uns ſonſt nicht erblicken könnten, aber wir ſtehen als himmliſche Weſen vor euch.

Laßt jeden andern Gottesdienſt fahren! Betet nur uns an! Wir ſind eure wahren Götter.

Ein Aegypter.

(Zu ſeinem Nachbar) Hat der Römer den Verſtand verloren? Wir ſollen ihn für Oſiris halten, ſie für Iſis?

Ein anderer.

Er will uns ein Schauſpiel geben, und da wird er ſich ſo verkleiden. Im Ernſt kann er das doch wohl nicht meinen. Er hat ſo viele Schwachheiten, und ſogar nichts Göttliches.

Ein anderer.

Wir müſſen doch die Sache abwarten. Wir bekommen heute auf ſeine Koſten etwas zu lachen. Da kommen die Kinder von ihm und Julius Cäſar.

Ein Römer.

Wenn die Republik erfährt, daß er Triumphe, worüber Rom allein das Vorzugsrecht hat, an andern Orten hält —

Ein anderer.

Daß er für einen fremden Gott ſich ausgiebt, und als einen ſolchen ſich verehren läßt —

Ein anderer.

Daß er hier mit Königreichen, wie ihr gleich ſehen werdet, wie mit dem elendeſten Spielwerk umgeht —

Der erſte.

So wird ſie ein Heer ſchicken, um ihn zu züchtigen.

Antonius.

Seht hier den Sohn, den Julius Cäſar mit Kleopatra erzeugt. Sie war ſeine rechtmäßige Gemahlin, er iſt beyder rechtmäßiger Sohn. Ich mache, als Oſiris, ihn zum Könige von Aegypten und Cypern. So lange ſeine Mutter Iſis noch als Kleopatra auf Erden zu wallen Luſt hat, wird ſie mit ihm gemeinſchaftlich regieren.

Dann er allein, denn dieſe Königreiche ſchenk' ich ihm.

Ein Aegypter.

Es iſt ein munterer Jüngling, dieſer Cäſarion.

Ein anderer.

Wir werden bey ihm beſſer uns befinden, als bey der Mutter Kleopatra, der jetzigen Pſeudo-Iſis.

Antonius.

Und nun kommt ihr her, meine Kleinen, von Oſiris und Iſis erzeugt, ganz göttlichen Geblüts, doch Menſchen nur.

Ich mache euch hiermit zu Königen der Könige.

Du, Alexander, ſollſt Armenien, Parthien, Medien beſitzen, und ich will dir die Morgenländer noch vom Euphrat bis nach Indien erobern und verehren. Du, meine Tochter Kleopatra, ſollſt über Lybien und Cyrene herrſchen, und Philadelphus ſoll Cilicien, Syrien, Phönizien, Kleinaſien, vom Euphrat bis zum Helleſpont regieren.

Cäſarion.

Ich halte mich am glücklichſten, Aegypter, mich den euren zu nennen. Von meines Vaters Geiſte, hoffe ich, ſoll ſo viel auf mir ruhen, daß ich euer Glück befördern werde, ſo wie eure Zufriedenheit mit mir mein herzlichſter, einziger und ſehnlicher Wunſch iſt.

Aegypter.

Cäſarion ſoll leben. Cäſarion iſt weiſe, und will kein Gott, und kein König der Könige ſeyn.

Volk.

(Lacht) Wir ſtimmen alle bey.

Antonius.

Nun, Königin und Göttinn, einen andern Auftritt! Hier ſiehſt du Artabazes, Armeniens König, den meine Waffen überwunden. Ich habe ihn, und ſeine Gemahlin, und ſeine Kinder in güldne Feſſeln geſchlagen, wie es königlichen Perſonen geſchieht. Ich bringe ſie zu dir, und noch eine Menge vornehmer Gefangener. Ich opfere ſie dir als die Zeichen meines Triumphs, und alle die folgenden beladenen Wagen ſchenk' ich dir.

Kleopatra.

Du überhäufſt mich, mein Antonius. Allein, wenn ich bedenke, daß du Oſiris biſt, was ſind da ſolche Geſchenke dir? Ich nehme ſie mit Dank, und will als Kleopatra das benutzen, was mir als Iſis verächtlich iſt. Du biſt mein Gott, mein König und mein Herr!

Antonius.

Tritt näher, Artabazes, und beuge deine Kniee vor dieſer vortreflichen Frau, vor dieſer Göttin und Königin, du und alle die Deinigen.

Artabazes.

Näher treten will ich, mein Sieger, denn ich bin ſo gut König, als dieſe Königin iſt. Aber meine Kniee beugen, das thue ich nimmermehr.

Es ziemt einem Monarchen nicht, das zu thun, und keine menſchliche Gewalt ſoll mich dazu zwingen. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, dem Aeuſerſten, womit ihr mir drohen könnt. Ich ſterbe gern und zufrieden, daß ich nie eine Schändlichkeit begangen habe, die ich mir vorzuwerfen hätte.

Wenn aber du einmal, Antonius, dein Leben überdenkſt, wenn deinem Geiſte dann die That an mir begangen einfällt, wenn dir die eidlichen Verſicherungen, der Zuruf an die Götter, wo du mir betheuerteſt, mich nie als

Gefangenen mit dir zu führen, vor dein Angeſicht tritt, und du dich als einen Eidbrüchigen erblickſt, dann wirſt du nicht ſo da ſtehen, und deinen Tod ohne Ahndung eines Unrechtes erwarten.

Kleopatra.

Laß dieſen ſtolzen König, Antonius! Ich liebe es, auch noch im Unglück groß ſeyn, und deswegen mag er Verzeihung für die Beleidigungen haben, die er dir und mir angethan.

(Alles erhebt ſich, und der Zug geht nach dem Pallaſt.)

Weg nach Parthien.

Fluß Araxes.

Ufer an demſelbe

Antonius Zelt.

Antonius, Canidius.

Antonius.

Mit welcher Botſchaft kommſt du, Feldhe
Dein Geſicht ſiehet verſtört, und in dei
Mienen ruhet ein widriges Geheimniß.

Canidius.

Ich komme mit einer Nachricht, die
in Schrecken und Beſtürzung ſetzen muß.
will dir keine Vorwürfe über ſo manche D
machen, die du zur Unzeit vornahmſt, oder
deine Thorheitsliebe dich unternehmen ließ.

A

Antonius.

Du ſprichſt ſehr frey, Canidius.

Canidius.

Du gabſt mir einſt die Erlaubniß. Nimmſt du ſie mir wieder, ſo rede ich nichts mehr, allein dann haſt auch du keinen Freund mehr.

Antonius.

So will ich denn dir fernerhin vergönnen, alles zu ſagen.

Ich mögte Canidius nicht gern einbüßen. Ich mögte nicht gern den Mann, der in ſo vielen Stürmen meine Stütze war, beleidigen.

Aber ſo rede doch, und mache meiner Erwartung ein Ende.

Canidius.

Man iſt in Rom äußerſt gegen dich aufgebracht. Die Haltung deines Triumphs hat alle Gemüther erbittert. Die Schenkungen, die du der Königin Kleopatra gemacht, ſind als ein Raub, an der Republik begangen, angeſehen worden. Beſonders hat Oktavianus darzu beygetragen, die kleinſten Haufen aufzuhetzen, und alles fluchet dem Antonius.

Er hat dir es zum größten Verbrechen ausgelegt, daß du die Königin Aegyptens als rechtmäßige Gemahlin Julius Cäsars erklärt, und ſeinen Sohn zum Könige ausrufen laſſen.

Antonius.

Und das wundert dich, Canidius? Mich nur, daß es erſt jetzt geſchehen. Ich erwartete dieſe Nachricht ſchon lange.

Canidius.

Aber das doch nicht, daß Oktavianus bereits die Zurüſtungen geendet, und mit einem Heere dir entgegengehen wird.

Antonius.

So muß ich freylich die parthiſche Unternehmung fahren laſſen, und darauf denken, ihm zu begegnen.

Nimm daher, Canidius, ſechzehn Legionen, gehe damit an die Küſten des ioniſchen Meeres. Ich will nach Epheſus, um dort bey der Hand zu ſeyn, wenn ein öffentlicher Bruch mit der Republik erfolgen ſollte.

Canidius.

Ich werde deinen Befehlen Folge leiſten.

Nehmliches Zelt.

Wenige Stunden hernach.

Antonius, Plankus, Miletus, Titius.

Antonius.

So habt ihr unſern Aufbruch ſchon von Canidius erfahren?

Plankus.

Erfahren, und ſogleich, daß du den Zug recht ſchnell befördern möchteſt, gebeten. Aber Kleopatra wirſt du doch nicht mit dir nehmen?

Miletus.

Sie würde auf der Reiſe dir nur beſchwerlich ſeyn. Sende ſie doch nach Alexandrien zurück.

Antonius.

Ich will ihr den Vorſchlag machen.

Milet

Miletus.

Ueberhaupt, Antonius, wünſchte ich, du zögeſt dich von ihr etwas zurück. Außerdem, daß ſie nun einmahl dich ſtets von deinen Pflichten gegen die Republik abzieht, traue ich ihr auch nicht einmahl die Liebe gegen dich zu, welche du ihr beylegſt.

Antonius.

Miletus! Ich fand dich noch nie auf einer Lüge, oder daß du mir etwas geſagt hätteſt, was deinem Herzen nicht Ernſt geweſen wäre.

Du mußt Beweiſe von dem haben, daß du es vorzubringen wagſt.

Miletus.

Die hab' ich allerdings. Wenn du die Nachrichten ſehen ſollteſt, die von Jeruſalem ich erhalten, wo ſie den König Herodes zu verführen ſuchte, und außer ſich vor Wolluſt, ich will den ſchlimmern eigentlichen Namen nicht einmahl nennen, ihm Anträge machte, die die Verworfenſte ihres Geſchlechts nicht von ſich würde haben hören laſſen; wenn du dieſe Nachrichten läſeſt, ſo müſte deine Verwunderung aufs äußerſte ſteigen.

Antonius.

Sie iſt es ſo, mein Freund.

Plankus.

Und ich will dich nur einen Blick auf ihre Denkungsart thun laſſen, und du mußt erſchrecken. Sie mordet, lieber Antonius, wenn ſie ſatt hat. Wenn Minka, die getreue Seele, nur nicht ſo heftig noch an ſie ſich kettete, wenn ſie reden wollte, du würdeſt bald ſehen, daß du in der nehmlichen Gefahr ſchwebſt, in der alle ihre Liebhaber ſind.

Titius.

Ein raſcher Augenblick, in welchem ſie glaubt, einen andern mehr lieben zu können, als dich, ein ſolcher raſcher Augenblick macht ſie fähig, in deinen Wein, in deine Speiſen dir eine Würze zu thun, die dich dem Schlafe übergiebt, der das Erwachen vergeſſen läßt.

Antonius.

Ich will, meine Freunde, dieſes euer Geheimniß in meinem Herzen behalten, ich will es aber ſorgfältig unterſuchen, und find' ich Spuren, ſo will ich mich vorſehen, daß mich ihre Hitze nicht treffe.

Titius.

Du ſprichſt von Hitze, wo von Vergiftung und Tod die Rede iſt.

Nehmliches Lager.

Kleopatras Zelt.

Kleopatra, Antonius, Plankus, Titius, Canidius.

Kleopatra.

Die Feldherren haben alſo beſchloſſen, daß Kleopatra nicht dieſen Feldzug mitmachen ſoll. Sie ſoll nach Alexandrien zurück.

Plankus.

Soll ich die Wahrheit ſagen, Kleopatra? — und in der Lage, worin wir jetzt ſind, da die römiſche Republik gegen uns ſich auflehnt, iſt's wohl am beſten, die Wahrheit ganz zu ſagen — du hälteſt unſern Antonius zu viel ab, ſeinen Pflichten nachzukommen. Du verwickelſt ihn zu ſehr in Zerſtreuungen, und nimmſt ihn dadurch der Tapferkeit und den Siegen.

Titius.

Ich geſtehe dies, er iſt nicht mehr der Antonius, den wir mit aus Rom brachten, er iſt ein weicher Wollüſtling geworden.

Kleopatra.

Und du duldeſt das, Antonius?

Antonius.

Sieh nur, Kleopatra, es ſind meine vertrauten Freunde, die all mein Gutes wiſſen, aber auch auf meine Fehler merken.

Und man muß in der That immer jemanden haben, der auf des Menſchen Fehler ſieht, damit man ſich beſſre. Sag' aber deine Gründe mir, warum du mit mir ziehen, und nicht lieber in Alexandrien in Ruhe leben willſt.

Kleopatra.

Mein Hauptgrund ſey die Liebe zu meinem Antonius. Warum ſoll ich ſie nicht allen andern vorſetzen? Aber ſie bey Seite — iſt es nichts, daß ich zwanzig tauſend Talente zu dieſem Kriege vorgeſchoſſen? Iſt es nicht billig, daß es mir erlaubt ſeyn, auch Theil an der Unternehmung zu haben, die ich mit ſo großen Koſten gemacht? Rede einmahl, Canidius, findeſt du meine Forderung unbillig?

Canidius.

Nein, große Königin, ich finde ſie vielmehr äußerſt billig.

Auch würde deine Abreiſe die Aegypter muthlos machen. Sie wiſſen, daß dieſe Königin keinem Fürſten an Muthe etwas nachgiebt, ſo wenig als an Klugheit. Sie wiſſen, daß Antonius auf ihren Rath viel bauet, daß er ihm folgt, ſich mehr feſt darauf verläßt, als wie auf ſeine eigne Maasregeln.

Titius.

(zu Plankus) Ich wette, daß Kleopatra ihn beſtochen.

Plankus.

Gewiß hat ſie das. Daß er beſtechbar iſt, weiß ich.

Kleopatra.

Das heißt ein Feldherr, der mit ſeinem Herrn gut es meint.

Ihr aber, die ihr ſo betroffen über dieſen Rath da ſteht, ihr wähntet wohl, ihr wolltet gern allein ihn haben, um den Römern ihn zu verkaufen, wenn mein wachſames Auge ihn nicht mehr beſchirmte?

Aber ſo wahr ich einſt im Capitolio Geſetze noch zu geben hoffe, ſo wahr werde ich ihn nie verlaſſen, weil ich ihn nirgends ſicherer wähne, als bey mir.

Titius.

Wenn dieſe noch im Capitolio regieren will, ſo werd' ich mich von dir hinweg, Antonius. Ich kehre nach Rom zurück.

Plankus.

Ich thue ein gleiches, Antonius. Es ziemt dem Römer nicht, dergleichen Schmähreden anzuhören.

Kleopatra.

Und wirſt du dieſes dulden, Antonius? Laß ſie fahen, und ins Gefängniß werfen. Sie haben dich gemißhandelt, haben dich beleidigt.

Antonius.

Nein, Kleopatra, ich kann freye Römer nicht halten. Dieſes Vorrecht haben ſie, daß ſie gehen oder bleiben können. Das iſt der Stolz ihrer Geburt.

Aber ſie werden mir nicht verdenken, daß ich meine Königin nun mit mir nehme, nachdem die Gründe, die ſie mir dazu aufgeſtellt, ſo wichtig ſind.

Auch habe ich, Kleopatra, Oktavien von Athen bereits entfernt, und ſie nach Rom zurückgeſendt. Ich habe ihr befohlen, dort in Ruhe abzuwarten, was ich über ſie und ihren Ungehorſam beſchließen würde, und wir wollen nun ſelbſt in Athen der Freuden genießen, die unſerer warten.

Kleopatra.

O ja, mein Geliebter, nach Athen. Dorthin, wo ſie, meine Nebenbuhlerin, eine ſo große Rolle ſpielte, wo ſie vom ganzen Volke geehrt und geſchätzt wurde; wo öffentlich man ſie gleich einer Göttin pries, und ihr zu Ehren Feſte begann. Antonius ſoll aber befehlen, daß man mir zu Ehren noch ſchönere Feſte anſtelle. Mein Einzug ſoll feyerlicher ſeyn, als ihr ganzer Aufenthalt es war.

Antonius.

Ja, Königin, das ſoll geſchehen. Dort wollen wir einhohlen, was der beſchwerliche Marſch uns hier verſäumen ließ. Auf alſo, ihr Feldherren, auf mit den Völkern, daß wir die Gegenden erreichen, wo unſer Gegner uns gefährlich werden könnte. Ihr beyde, Titius und Plankus, werdet ſchon Kleopatra verzeihen, was ſie in der Hitze des Streites ſagte, und du, Leitſtern meiner Seele, komm mit mir in mein Zelt zum

Mittagsmahle, und nach Tiſche erfolge unſer Ausſpruch.

(Er geht mit Kleopatra und Canidius ab).

Titius.

Wenn er ſo weichlich fortfährt, wird er nimmermehr Oktavianus Sieger.

Plankus.

Wie ſich der ſaubere Canidius fortſchlich, damit er unſere Vorwürfe nicht zu hören brauchte, daß er das Geld Kleopatras ſich blenden laſſen, und eine einem Römer unanſtändige Handlung begangen.

Titius.

Ich würde mich ſchämen, jemahls in Geſellſchaft dieſes Antonius vor Oktavien zu erſcheinen, ich würde mich nicht den Thoren Roms nähern können, wenn ich nicht das Bewuſtſeyn in mir fühlte, da ich ihn unverbeſſerlich ſahe, ihn gleich verlaſſen zu haben, und ſeiner Buhſerin Schmähungen, ihre Drohungen nur einmahl ungeſtraft geduldet zu haben, würde einen Römer mit Recht des Bürgerrechts der Republik verluſtig machen.

Plankus.

Die Herrſcherin im Capitolio ſoll noch wohl einſt im Triumph dahin geführt werden. Antonius wird von der Höhe ſinken, auf der er ſtand. Dies Weib, die in ihm einen Herrſcher der Welt zum Sklaven der Wolluſt umgeſchaffen, wird ihn vollends zu Grunde richten, und auch ſein Nachruhm wird ſo ſchlecht bleiben, wie ſein Leben es war.

Titius.

Wir ſind als Römer verbunden, treuen Bericht der Republik abzuſtatten. Sie fälle dann das Urtheil, was aus ihm werden ſoll.

Griechenland.

Stadt Athen.

Wohnung Antonius.

Antonius (allein).

Bey den Göttern! Mir hat die Liebe ſehr übel mitgeſpielt. Ich habe mich in ein Meer zu erfüllender Wünſche geworfen, die mit jedem Tage ſich erneuern, und die mich zuletzt ertränken werden.

Gewiß, daß, wenn es weiter geht, wenn ich nein zu dem ſagen muß, was ſie begehrt, wenn meine Kräfte für ihre Forderungen erſchöpft ſind, daß ich dann ſelbſt Opfer ihrer entſetzlichen Grauſamkeit werde. Entſetzlich! ſage ich. Iſt denn dieſe Grauſamkeit nicht mein ſo gut geweſen, als ſie die ihrige war? Wer hat die Arſinoe tödten laſſen? Sie wollte es, aber ich thats.

Und ſo gut, wie die Schweſter ſie nicht verſchonte, wird ſie mich auch nicht verſchonen, wenn ich ihr erſt zuwider bin.

Meine Freunde könnten doch wohl recht gehabt haben, mich vor ihr zu warnen, und ich muß auf meiner Hut ſeyn. Ich werde nichts genießen, wovon ſie nicht erſt koſtet, und werde nur mit ihr aus einer Flaſche trinken.

Wahr, daß ſie in Athen weit freundlicher gegen mich iſt, als ſie je es war, allein kann nicht in dieſer verſtellten Freundlichkeit eben der Keim zu meinem Verderben liegen?

Sie ſieht es, daß das Glück nicht mehr ſo auf meiner Seite iſt, wie es ehedem geweſen, ſie weiß, daß Oktavianus wider mich im Anzug, daß er ein ſchöner Mann und ihrer Aufmerkſamkeit nicht minder werth iſt, als ich. Wer weiß, ob ſie nicht den, den das Glück zu verfolgen ſcheint, lieber hätte, als den, den es verläßt.

Athen.

Athen.

Wohnung Kleopatras.

Großer Saal.

Kleopatra, Antonius, viele Gäſte.

(Man ſitzt zu Tiſche.)

Antonius.

Dies iſt ein feyerliches Gaſtmahl, Kleopatra. Du haſt mit Kränzen ausſchmücken laſſen, und ich ſehe hier manchen Gaſt, der mir noch nicht bekannt iſt.

Kleopatra.

Ich will, mein lieber Antonius, dich nach und nach mit den ausgezeichneten Männern Athens bekannt machen. Nach der Tafel, wenn

der Wein uns fröhlich gemacht, will ich jed
bey dir aufführen, denn ſie brennen alle v
Verlangen, von dir gekannt zu ſeyn.

Ihr aber, meine lieben Gäſte, laßt es e
ſchmecken. Dies iſt der köſtlichſte Cyperw
der in den königlichen Vorräthen Alexandri
iſt. Setzt allemal eine Flaſche zwiſchen z
Perſonen, und eine für mich und Antonius.

Ich merke, daß meinem Geliebten es n
ſchmeckt, wenn meine Theilnehmung es n
verſüßt. Antonius! Auf dein Wohl!

Alle Gäſte.

Ja, auf Antonius, des tapfern Feldh
Wohl!

Kleopatra.

Ich werfe meine Blumen in den B
wir wollen über unſre Kränze trinken,
kettet die Freundſchaft ſtärker. (Sie wirft
men in den Wein.)

Antonius.

Ja, das wollen wir. (Er wirft ſeine Blumen hinein und will trinken)

Kleopatra.

(Hält ihn zurück) Still! ſetze deinen Becher nieder. Hört mich alle, die ihr zugegen ſeyd. Schon lange hatte dieſer Mann, den ich ſo unausſprechlich liebe, einen Verdacht auf mich geworfen, als ob ich ihm nach dem Leben ſtehe. Ich bemerkte dieſes täglich deutlicher, weil er von keiner Schüſſel mehr aß, wovon ich erſt nicht koſtete, keinen Becher trank, der nicht aus meiner Flaſche war.

Er wähnt, ich habe keine andern Mittel, ihm nachzuſtellen, als dieſe. Antonius! wenn ich dich nicht liebte, wenn nicht mein Herz warm für dich ſchlüge, in dieſem Augenblicke hätte ich dich todt zu meinen Füßen ſehen können.

Deine Blumen ſind vergiftet. (Zu den Aufwärtern) Laßt den Miſſethäter eintreten, und dieſen Becher hier gleich trinken.

(Ein Miſſethäter tritt ein, trinkt den Becher, und fällt ſogleich in Zuckungen nieder.)

Antonius.

Verzeihe mir, Kleopatra. Ja, ich geſtehe es, ich habe dich in Verdacht gehabt. Allein dieſer auffallende Beweis ſoll mich für ewig heilen. Von nun an will ich keinem mehr Gehör geben, Freund oder Feind, der deine Liebe und deine Treue mir in Zweifel ziehen will. Du ſollſt mein Zutrauen beſitzen, wie du es nie noch hatteſt.

Ich will morgen die Häupter meiner Parthey zuſammenrufen, ich will die vornehmſten Athenienſer dazu einladen.

Ich will da das Verfahren Oktaviens aus einander ſetzen, ich will beweiſen, daß Oktavianus nicht wider mich ziehen könnte, wenn ſie es hätte hintertreiben wollen. Sie verdient meine Verachtung, verdient die ſtrengſte Beſtrafung. Ich ſende ihr einen Scheidebrief. Ich laſſe Bevollmächtigte nach Rom gehen, die ihr den Weg aus meinem Hauſe zeigen ſollen, und mit Gewalt ſie ihn nehmen laſſen, wenn ſie in Güte es nicht will.

Ins künftige, Kleopatra, will ich nie ohne dich erſcheinen. Wenn auf dem Markte ich Gericht halte, ſollſt du neben mir ſitzen, ich nenne dich meine Königin und gebietende Frau.'

Stadt Aktium.

Wohnung Antonius.

Antonius, Canidius, (dann) Kleopatra.

Canidius.

Man iſt ſehr weiſe in Rom geweſen, Antonius. Man hat den Krieg nicht dir, man hat ihn blos der Kleopatra angekündigt. Dadurch hat man deine Freunde, deren du in Rom wahrlich noch genug haſt, zum Stillſchweigen gebracht.

Wenn dieſe ſich erhoben, und das Wort für dich genommen hätten, wenn man den Krieg gegen dich als ein unrechtmäßiges Verfahren gegen einen römiſchen Bürger erklärt, es wäre nicht dazu gekommen, daß man ihm dieſe Macht in die Hände gegeben, dem ſtolzen Oktavianus.

Antonius.

Er iſt ergrimmt, daß ihm die Erbſchaft Julius Cäſars durch Cäſarion ſtreitig gemacht worden. Allein Kleopatra iſt einmal meine Bundsgenoſſin. Das wiſſen ja die Römer. Und folglich ihre Kriegserklärung gegen ſie iſt nicht die gültige, wenn ſie mir nicht vorher Nachricht davon ertheilten.

Canidius.

Nicht gültig oder gültig, Antonius, iſt hier gleich viel. Genug der Krieg iſt erklärt, iſt ausgebrochen, und wir müſſen ſehen, daß wir mit Ehren uns herausziehen. Noch zweifle ich nicht, daß die Proteſtation, die du nach Rom geſchickt, nicht einige Wirkung auf die Gemüther daſelbſt hervorbringen ſollte; noch weiß ich nicht, ob eben dieſer Schritt die Sache nicht gütlich vergleiche.

Ich will dir keine weitern Vorwürfe machen, daß du den ſchönſten Zeitpunkt verſäumteſt, wo Oktavianus gar nicht im Stande war, dir zu widerſtehen, wo du ihn ſo ganz hätteſt aufreiben können. Ich will nur von dem jetzigen reden. Unſer Kriegsglück war bisher getheilt, wir haben noch nichts verloren, aber der Seeſchlacht das ganze Glück dieſes Feldzugs überlaſſen wäre Verwegenheit.

Kleopatra.

Und worin beſtände denn dieſe Verwegenheit, Feldherr, die ich bey meinem erſten Eintritt gleich zur Erwiederung auf meinen Rath erhalte?

Canidius.

Wenn das ganze Wohl auf dem Spiele ſteht, Königin, ſo muß man mit der Wahrheit nicht hinterm Berge halten. Eure Schiffe machen den größten Theil der Flotte aus, und ich traue dieſen nicht.

Ueberdieß iſt unſre Landmacht dem Feinde weit überlegen. Zur See iſt er ſtärker, als wir. Ich weiß es gewiß, Königin. Ich habe ſeine Macht erforſchen laſſen.

Kleopatra.

Ihr zaget, Feldherr, ſonſt würdet ihr den Muth der Aegypter nicht verkleinern, und ſie in Antonius Augen verächtlich machen wollen.

Canidius.

Das will ich nicht. Allein dieſe Vorwürfe ſind meine gerechte Strafe dafür, daß ich einſt euer Gold nahm.

Hätte ich euch damahls nicht mit zum Heere gehen laſſen, und es ſtand in meiner Macht, ſo würde ich heute nicht ſehen, daß die ganzen ſchönen Hofnungen auf eine vortheilhafte Zukunft zu Grunde gingen. Thut, was ihr wollt, Antonius, ich ſchweige nun zu allem. (ab)

Kleopatra.

Laß dieſen alten Murrkopf dich nicht blenden, zu glauben, daß wir verlieren werden. Nein, Antonius, ich ſtehe für meine Aegypter, und meine Flotte iſt in der beſten Lage. Was dir Canidius ſagt, hat ſicher keinen Grund. Er will den Sieg zu Lande, weil er unter ſeiner

Anführung geſchieht, lieber haben, als den zu Waſſer, den du und ich regieren, und deſſen Ehre wir davon tragen.

Wenn wir zu Lande erſt ſchlagen, und ſiegen auch, ſo kann das Heer ſich immer auf die Schiffe retten. Hingegen ſchlagen wir zur See zuerſt, ſo bleibt den Landtruppen gar kein Weg, ſie ſind verloren.

Antonius.

Dein Rath iſt weiſe, Kleopatra, und er ſoll befolgt werden. Ich will ſogleich Canidius von der beſſern Seite dieſes Vorſchlags unterrichten, und kehre wieder, um von der ganzen Einrichtung der Schlacht dir Nachricht zu geben. (ab)

Kleopatra.

Und wenn wir ja geſchlagen würden, ſo können wir zu Waſſer immer eher fliehen, als zu Lande.

Ich weiß nicht, welche Furcht mir dieſer Oktavianus einjagt, allein es muß wohl eine böſe Ahndung ſeyn, die mich treibt, ihn für den zu halten, der meinen Untergang befördern wird.

Mündung des Ambraciſchen Meerbuſens.

Gegend der Stadt Aktium.

Flotte der Aegypter und Antonius auf einer,
auf der andern Seite Flotte Oktavianus
und der Römer.

Antonius.

Wir haben noch nichts verloren. Haltet euch nur an den Wind. Gebt das Zeichen, daß keines der Schiffe ſich verliere, und ſeitwärts gehe.

Kleopatra.

(auf ihrem Schiffe) Welch ein fürchterliches Getöſe! Wie krachen die Wurfmaſchienen! Wie iſt der Lärm der Fechtenden ſo groß! Es betäubt mich. Es macht mich ängſtlich, muthlos. Antonius! Wenn du beſchädigt würdeſt!

Oktavianus.

(auf ſeinem Schiffe) Ich ſehe meine Hoffnung auf die ſchlechte Art, wie die Aegyptiſche Flotte ſich hier beträgt. Wenn dieſe thäte, was Antonius thut, ſo würde es um meinen Sieg übel ausſehen. Er iſt ſelbſt unter dieſen Umſtänden noch zweifelhaft. Ich muß, da jene ſechzig Schiffe den Vortheil, den ſie jetzt vor Augen haben, nicht benutzen, ſuchen, ſie in Unordnung zu bringen, und dadurch den tapfern Antonius ebenfalls muthlos zu machen.

Kleopatra.

Sehe dort, der Römer Schiffe kommen auf uns zu. Antonius muß in Noth ſeyn, und ſich nicht retten können. Kommt, laßt uns fliehen!

Ein Schiffshauptmann.

Mit nichten, Königin! Antonius hält ſich tapfer, und wir können mit leichter Mühe die wenigen Schiffe, die ſich uns hier nähern, zurückwerfen.

Kleopatra.

Du mußt mit Blindheit geſchlagen ſeyn, Hauptmann. Es iſt ja alles in Unordnung bey Antonius Flotte.

Hauptmann.

So nehmt doch nur das Sehrohr, Königin, und ihr werdet erblicken, wie er auf ſeinem Schiffe ſich ſo wohl hält.

Kleopatra.

(ſieht dahin) Er iſt im tiefſten Gefechte, in der größten Gefahr. Ich will ihn nicht verlieren. Ich werde mein Schiff wenden, und mit meiner Flotte bey dieſem guten Seitenwinde fortſegeln. (Sie giebt die Befehle.)

Antonius.

Was iſt das? Ich ſehe die Aegyptiſche Flotte fliehen, die noch kaum im Gefechte war. Auch Kleopatras Schiff. Die Römer verfolgen ſie. Wenn dieſe mir in den Rücken kommen, ſo bin ich ja verloren.

Ich muß ihr nach, ich muß ſehen, was ihr wiederfahren iſt.

Ein Hauptmann.

Wie? Unſer Feldherr wendet ſein Schiff, da müſſen wir alle fliehen. Wer weiß, was ihm wiederfahren iſt. Die Aegypter ſind auch ſchon geſchlagen.

(Alles fliehet in der größten Unordnung.)

Oktavianus.

Unſre Liſt iſt gelungen, Freunde. Sie weichen alle. Nicht eines bleibt mehr. Das iſt der Anfang meiner Siege und meiner Rache. O könnteſt du ſehen, Oktavia, wie wir hier ſchon gerächt da ſtehen! Nur nach, tapfre Römer, und noch von ihren Schiffen erbeutet, was euch möglich iſt.

Laconien.

Hafen Tänarus.

Kleopatras Schiff.

Vordertheil deſſelben.

Antonius, Kleopatra, Minka, Apollodorus, Schiffleute.

Ein Schiffmann.

Der arme Feldherr! Er ſitzt ſo lange ſchon hier, und beſeufzet ſein Unglück.

Apollodorus.

Ich fühle ſelbſt Mitleiden, Minka. Er nimmt ſo lange ſchon nicht Speiſe und Trank zu ſich. Er hat beynahe vergeſſen, daß er lebt.

Du ſollteſt doch Kleopatra zureden, wieder zu ihm zu gehen. Ich will es mit ihm verſuchen.

Minka.

Zwar leugn' ich nicht, daß ich auf beyde ſehr erzürnt bin, weil beyde ſich in dieſer Sache gleich unbeſonnen benommen haben, allein der Leiden Ziel muß auch geſteckt ſeyn, und ſo unglücklich, wie ſie jetzt beyde ſind, muß man Mitleid mit ihnen haben. Ich will zu Kleopatra gehen. Auch der Reſt der Flotte wird muthlos, wenn ſie ſich nicht zeigen, und mit einer Schlacht iſt doch nicht alles noch verloren.

Antonius.

(vor ſich) Ha! Wie er triumphiren wird, der ſtolze Römer! wie er jauchzen und Siegeslieder ertönen laſſen wird, daß er es über mich davon getragen!

Und warum floh ſie denn? War das der Grund, weswegen ſie die Ausführung begleiten wollte? War das der Grund, weswegen ſie mir folgte? Warum blieb ſie denn nicht zurück?

Apollodorus.

Verzeihe, Feldherr, wenn ich in deinem Selbſtgeſpräch dich unterbreche. Du ſollteſ doch, ehe du klagſt, die Urſach hören, warun Kleopatra die Flotte wenden ließ. Mir ſchein es, ſie müſte gegründete Urſachen dazu gehab haben. Denn ſonſt hätte ſie ſich dir wohl ſcho genahet, und um Verzeihung dich gebeten.

Antonius.

In deinen Worten wenigſtens iſt Sin Laß mich nachdenken!

Minka.

(zu Kleopatra) Gebieterin! daß du ſog den Rücken deinem Geliebten wendeſt, iſt e ſetzlich. Dich trift doch immer die mei Schuld, und wenn du es ertrotzen willſt, d er über deinen Fehler dir noch gute Worte ge ſoll, ſo thuſt du unrecht.

Was ſoll aus euch beyden werden?

Sieh, Antonius erhebt ſich; wenn ſo auf halbem Wege du ihm entgegen gingſt?

Kleopatra.

(begegnet dem Antonius) Mein Feldherr und mein Gatte, zürne nicht. Mich ſchreckte ein entſetzliches Bild, von dem ich kaum dir Rede und Antwort geben kann. Allein ſo viel: es war eine Warnung von den Göttern. Das Gefecht hätte ſich wahrſcheinlich mit deinem Siege, aber auch mit deinem Tode geendigt.

Antonius.

War es nicht beſſer, ſterben, Kleopatra, als ſchändlich fliehen? Zwar was will ich dir Vorwürfe machen, da ich ſelbſt floh? Ich hätte ſollen bleiben, und eher mich tödten laſſen. Aber da trieb mich blinde Liebe zu dir, daß ich dir nacheilte.

Kleopatra.

War das denn nicht der Fall bey mir? Ich konnte ohne meinen Antonius nicht leben, und da mein Geſicht mich vorherſehen ließ, daß ich dich retten würde, wie konnte ich da widerſtehen? Ich muſte wider meinen Willen fliehen, und ſchäme mich nicht, es gethan zu haben.

Antonius.

Was ſoll ich deiner Zärtlichkeit erwiedern? Ich muß ſie anbeten.

Ein Schiffmann.

Auch hat die Königin ſehr recht gethan, uns den Mann zu erhalten, an dem doch alles liegt. Haben wir gleich viel verloren, ſo iſt um eines Treffens willen doch noch nicht alles dahin. Wir werden ſchon die zerſtreuten Schiffe wieder ſammlen, und einen neuen Verſuch wagen, der beſſer gelingen ſoll.

Antonius.

So laß uns ans Land gehen, meine Theure. Ich will dir neue Beweiſe meiner Liebe geben, und will dein Glück aufrufen, daß es an die

Stelle meines Unſterns trete. Dann ſollſt du nach Alexandrien, und ich will in Lybien die Truppen des Scarpus an mich ziehen.

Lybien.

Grenze von Aegypte

Ehemaliges Lager des Scarpus.

Antonius, wenige Hauptleute, einige Hauſ
Soldaten.

Antonius.

Welche Beſtürzung unter euch! Hat Sc
pus ſein Lager von hier weggeſchlagen? Si
Feinde in der Nähe, und macht ihr die Vor
ſten?

Ein Hauptmann.

Antonius, dies iſt der Reſt von deinem g
zen ſchönen Heer. Kein Feind hat es geſc
gen, kein Unfall es vertrieben. Verräth
hat ſich ins Innerſte deſſelben geſchlichen,

a

alles iſt zum Oktavianus übergegangen, bis auf die wenigen Getreuen, die hier vor dir ſtehen.

Antonius.

Zum Oktavianus übergegangen? Ha! Scarpus! Hab' ich das an dir verdient? Iſt das der Lohn für meine Liebe, meine Treue, die Anhänglichkeit, die ich zu dir hatte? O dann iſt der Menſch wohl am meiſten verlaſſen, wenn er nicht mehr auf ſeine beſten Freunde rechnen kann! Dann iſt er wohl der elendeſte, wenn ſeine Lieblinge ihm abtrünnig werden! Ihr ſtaunt gewiß, wie ich.

Ein Soldat.

Wir ſtaunten, Feldherr, da Scarpus uns den Antrag machte. Wir alle, wie du uns hier ſieheſt, waren einmüthig beſchäftigt, den Vorſatz ihm aus dem Sinn zu reden. Wir verſprachen mit einem Eide, daß wir dir das böſe Vorhaben nicht verrathen wollten, damit er in ſeinen Würden bleiben könnte.

Allein er war unerbittlich. Wir wollen di
nicht wiederſagen, was er für Gründe anführ
te, deine Freundſchaft hintenan zu ſetzen, abe
ſie waren von der Art, daß wir ihm unſre Ver
achtung nicht bergen konnten.

Wir ſpotteten ihm noch, und ich glaube
wenn er unſre Tapferkeit nicht gefürchtet, e
hätte uns alle niedermachen laſſen, um nu
keinen rechtſchaffenen Zeugen dieſer ſeiner ſchänd
lichen Behandlung zu haben.

Antonius.

Ich bin euch Dank ſchuldig, und ich ſehe
man findet doch noch Freunde in der Welt,
wenn auch der große Hauſe es nicht iſt.

Kommt alle mit mir nach Alexandrien, da
will ich euch nach Würden belohnen, welches
ich hier nicht kann. Kleopatra wird auch es
euch danken, daß ihr bey mir feſt hieltet.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Kleopatra, Antonius.

Kleopatra.

Biſt du wieder da, Menſchenhaſſer? Wird endlich dieſe Einſamkeit dir langweilig? Du wollteſt dich vor allen Menſchen, beſonders aber vor mir verbergen, um nicht zu zeigen, daß Unglücksfälle auf dich wirken können.

Antonius.

Wahr, daß ichs nicht verbergen kann, ſo gern ichs möchte. Ich halte mich von Menſchen und von Göttern verlaſſen. Ich glaube nicht, daß noch von irgend einer Seite mir Glück gedeihen wird, denn alles ſcheint ſich wider mich verſchworen zu haben.

Kleopatra.

Nicht minder gegen mich, Antonius. Ich ging eben mit dem Unternehmen um, meine noch übrigen Schiffe von hier über die Erdenge von ſiebenzig Meilen zu Lande nach dem rothen Meere führen zu laſſen, um ſie mit der dort habenden Flotte zu vereinigen. Allein da erhalte ich unvermuthet die Nachricht, daß die Araber jener Küſten mir dieſe Flotte ſchon verbrannt haben.

Nun habe ich dieſen Plan aufgegeben.

Antonius.

Und wozu ſollte dieſer Plan denn dienen?

Kleopatra.

Oktavianus wird uns ſicher hier verfolgen, und da hätten wir denn doch einen Ort zur fernern Flucht gehabt, um in einem andern Orte uns niederzulaſſen.

Antonius.

Nun das muß ich geſtehen. Wenn wir ſiegen, ſiegen wir recht, wenn wir aber auch anfangen, furchtſam zu werden, ſo werden wir es ganz.

Kleopatra.

Vielleicht ſchlägt bald die Stunde unſers Muths wieder. Ich bin froh, daß die der Liebe wider mein Erwarten ſo ſchnell wiederum geſchlagen hat.

Aegypten.

Alexandrien.

Antonius Zimmer,

Antonius, Epimachus.

Antonius.

Was bringſt du gutes neues aus Jeruſalem, mein Freund?

Epimachus.

Neues genug, ob gut, das weiß ich nicht. Sehr herzlich läßt euer Freund, der König Herodes, euch grüßen, und ſagen, daß er nur ein Mittel wiſſe, aus der faſt unhülfbaren Verlegenheit, in welcher ihr euch befändet, euch zu retten.

Antonius.

Immer dachte König Herodes nicht übel, und noch hat ſein Rath mir nie geſchadet, alſo will ich dieſen auch hören.

Epimachus.

Kleopatra, ſpricht er, war euer Untergang. Kleopatra hatte euch in Netzen gefangen, welche ihr nicht bemerktet, bis euch die Schlinge über dem Haupte zuſammengezogen war, bis ihr nicht mehr zurück konntet.

Eure Liebe zu dieſem Weibe hätte euch, ſagt er, um die Oberherrſchaft der Welt gebracht, und da ſie euern Untergang vollends ganz befördern wird, ſo könnt ihr nichts angelegentlicheres thun, als ihr zuvorkommen, und den ihrigen befördern. Es ſind der Urſachen zu viele, die euch dazu zwingen. Nur die eine: wenn ſie eures Feindes Herz gewinnen könnte, ſo würde ſie euch an ihn verrathen.

Antonius.

Kleopatra liebt mich, mein Freund — Kleopatra hat mir die ſtärkſten Proben davon gegeben.

Epimachus.

Sie liebte auch den König Herodes. Auch ihm machte ſie die ſtärkſten Aufforderungen, daß er ſie wieder lieben ſollte, und mit einer Dreuſtigkeit, welcher außer ihr kein weibliches Geſchöpf fähig geweſen wäre.

Antonius.

Hätteſt du mir nicht dieſen Grund angeführt, vielleicht hätte ich dich doch noch für einen guten Bothſchafter gehalten. So nehm' ich dich für einen übeln.

Du machſt mir das verdächtig, was meine einzige Stütze iſt. Du willſt die bloße einzige Freundin meines Lebens mir verdächtig machen, und warum das?

Epima-

Epimechus.

Weil ich, oder der König, in deſſen Namen ich rede, es gut mit dir meinen, weil wir es nicht gern mit anſehen wollen, daß du ein Opfer der Betrügereien eines ſolchen Weibes wirſt.

Erkennſt du unſre Theilnahme nicht, ſo haben wir das unſrige gethan. Stirbt Kleopatra, ſo biſt du Herr Aegyptens, und der römiſchen Provinzen, die dir noch anhangen, und kannſt mit dieſer Macht deinen Feind zu Boden drücken, denn du biſt guter Feldherr, und vermagſt die Kräfte, die du haſt, recht zu lenken.

Aber Kleopatra verdirbt mit ihren unzeitigen Schwachheiten und unſinnigen Projekten dir alles.

Thue nun, was du willſt, wir thaten das unſrige nach unſrer Pflicht.

Antonius.

Melde meinem Freunde Herodes, ich wollte nicht zum Undankbaren an derjenigen werden, welcher ich Dank ſchuldig bin.

Zo

Ich überließe mich den Göttern, ſie
über mich beſchließen, was ſie wollten
ich fühle mich reiner, wenn ich nicht
an Kleopatra handle.

Epimachus.

Du haſt Herodes Liebe, ſein Kö
und ſein Leben ausgeſchlagen, denn al
er dir geopfert.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Kleopatras Zimmer.

Kleopatra, Minka, (hernach) Antonius.

Minka.

So weit muſte es kommen, daß nicht eher du Antonius Unglück einſaheſt, bis du ſeinem Sieger dich zu Fuße werfen muſteſt. Liebſt du ihn noch?

Kleopatra.

Ich weiß es ſelbſt nicht, Minka. Indeſſen habe ich für den Oktavianus insgeheim einen Seſſel, Scepter und Krone von Gold bereit gelegt.

Minka.

Blut möchte man weinen, daß du deine Herrſchaft über Aegypten ſo von dir ſchleudern muſt? Zeigt dies nicht an, daß du ſie dahin geben willſt?

Kleopatra.

Gab ich ſie nicht Antonius auch hin? Ich habe ſie nie gehabt.

Minka.

Nur zu wahr geſprochen! Hätteſt du noch vor einem Jahre das bedacht, Königin!

Antonius.

(tritt ein) Ich habe den Zuſtand unſrer Sachen überlegt, Kleopatra.

Kleopatra.

Und was hat Antonius gefunden, was für unſre Lage das beſte iſt?

Antonius.

Vor unſerm Sieger uns zu demüthigen. Ihm einen Vergleich anzubieten, daß er uns

Aegypten laſſe, und alles übrige an ſich nehme.

Oder, wenn er auch dieſes nicht will, Kleopatra — die Liebe iſt ja unſer ſchönſter Augenmerk — ſo wollen wir als Privatleute in Athen oder einem andern Orte leben, nur ſoll er deinen Kindern das Königreich überlaſſen.

Minka.

(vor ſich) Der Niederträchtige! Was das für Vorſchläge ſind! Nachdem er alles ihr genommen, will er ſie nun in ein Privatleben führen. Mit dem Glücke hat er auch den Muth verloren, er will lieber elend leben, als groß ſterben.

Kleopatra.

Ich bin alles zufrieden, was mein Antonius will. Ich kann für ihn leben, und kann für ihn ſterben. Er befehle über mich.

Antonius.

Ich wüſte keinen beſſern zum Boten an dieſen Oktavianus, als deinen treuen Apollodor.

Ich werde ihn in allem unterrichten, was er zu ſagen hat. Ich ſehe dich heute noch wieder. (Er geht ab.)

Kleopatra.

Ja, Apollodor, du ſelbſt mein Bote werden. Erforſche mir dieſen Oktavianus wohl. Siehe zu, an welcher Seite ihm beyzukommen iſt, und ob es möglich, daß ich mich ſeiner Perſon durch meine Reize, oder durch irgend ein anderes Mittel verſichern kann. Ich gebe dir völlige Vollmacht, in meinem Namen abzuhandeln, wie du willſt. Du kannſt dem Sieger, den nun einmahl das Glück verfolgt, Städte, du kannſt ihm Länder verſprechen, nur zwey Bedingungen: er muß Aegypten mir laſſen, und muß meinem Geliebten das Leben verſichern.

Minka.

O daß er längſt getödtet wäre, er — alles Unfugs Anfang.

Kleopatra.

Er hat mich doch ſehr geliebt. Er könnte der Welt Sieger ſeyn, war ich nicht.

Apollodor.

Und du der Welt Königin, wenn er nicht war. Wenn das keine Wirkung auf dich macht, Kleopatra, ſo laß den Vorſchlag gelten, ein Privatleben mit ihm zu leben, und entſage aller deiner Größe.

Kleopatra.

Das kann ich nicht, wenn er ſchon es könnte und wollte. Ich bin aus Aulethes Blute. Nein! Vom Königreiche ſollſt du nicht abſtehen, Apollodor.

Apollodor.

Ich würde es auch ohnedem nicht thun. Mit der Vollmacht, ihm das Königreich zu übergeben, brächteſt du mich nicht zu ihm hin.

Syrien.

Oktavianus Lager.

Deſſen Zelt.

Oktavianus, Apollodor, viele Römer.

Oktavianus.

Sage deiner gebietenden Frau, daß ſie ſehr übel ihre Macht und ihre Schätze angewendet, indem ſie dieſem Antonius ſie preis gegeben.

Ich ſey zu ſehr im Glück, als daß ich daran denken könne, im Namen der Republik ſie ungeſtraft den Bund wider das römiſche Volk brechen zu ſehen.

Sie ſoll ihre Waffen niederlegen, und mit ſich und ihr Königreich auf Gnade und Ungnade ergeben, dann will ich ſehen, ob Mitleiden oder Schärfe ſie verdient.

Römer.

Das iſt recht, Oktavianus. Du mußt der Republik nichts vergeben, mußt dir das ſtärkſte Opfer bringen laſſen.

Apollodor.

Und der edle Oktavianus könnte ſo an einer freyen Königin handeln, die kein Geſetz band, und die mit dem Ihrigen ſchalten konnte, wie ſie wollte?

Das Recht des Siegers giebt dir immer kein Recht, grauſam zu ſeyn. Sie iſt in deinen Händen, Oktavianus, noch nicht ſo gewiß, als du vielleicht es wähnſt. Das Kriegsglück iſt ſo manchem Wandel ausgeſetzt, und Aegypten noch nicht ſo erſchöpft, daß man nicht ein Heer aufbringen ſollte, welches dem Oktavianus wohl fürchterlich werden könnte. Verzweiflung wirkt oft beym Menſchen heftig.

Oktavianus.

Setze jede Drohung bey Seite, lieber Apollodor. Ich gehe nicht von meiner Bedingung ab. Hier haſt du deine Beglaubigung.

(allein zu ihm) Doch kannſt du der Kleopatra ſagen, daß, wenn ſie den Antonius tödten wolle, ich ihr ihr Königreich laſſen werde.

Aegypten.

Alexandrien.

Kleopatras Zimmer im königlichen Pallaſt.

Kleopatra, Chryſomus, (hernach) Antonius.

Kleopatra.

Du redeſt Dinge, Chryſomus, die ich nicht glauben kann.

Chryſomus.

Traurig gewiß, daß Kleopatra nicht glauben kann, daß bey dem dritten Römer der nehmliche Fall iſt, der ſchon bey zweyen war.

Wenn deine Reize Oktavianus ſchon damahls bewunderte, da du in Rom warſt, wenn er ſiehet, welche Liebe du zu einem Manne, wie

Antonius, hegſt, der doch bey weitem dir nicht ſeyn kann, was er dir ſeyn würde, und dadurch ſeine Hochachtung gegen dich wächſt, ſo kannſt du doch wohl denken, daß alle dieſe Gefühle ſich in Leidenſchaft verlieren können, und daß dieſe Leidenſchaft, wenn du ſie zu erwiedern fähig wäreſt, dein Glück ſeyn müſte.

Kleopatra.

Du magſt mir nun ſo ſchön das alles mahlen, wie du immer willſt, ſo kannſt du doch verſichert ſeyn, daß meine Zweifel in ihrer Stärke bleiben.

Einmahl iſt Oktavianus der Bruder jener Oktavia, die Antonius verließ, und es kann nicht fehlen, die Schweſter muß den Bruder zur Rache, und zur ſchrecklichen Rache anfeuern.

Dann habe ich von Oktavianus Ehrgeiz viel gehört, und dieſer läßt ſchwer Liebe zu.

Chryſomus.

Wenn freylich Kleopatra keiner meiner Verſicherungen Gehör geben will, ſo kann ich weiter nichts thun, als meinen armen Herrn bedauern, der in der Liebe Glut untergehen muß.

Kleopatra.

Wenn denn er dieſe Liebe würklich fühlt, wenn ſeine Geſinnungen ſo ſind, wie Chryſomus ſie vorträgt, warum iſt er nicht ſelbſt gekommen, und hat mir dieſe Leidenſchaft entdeckt? Aus Furcht? O Chryſomus, bey mir hat Liebe nichts zu fürchten, ſo wie ſie muthig ſeyn muß, wenn ſie mir gefallen ſoll.

Ich ſelbſt ließ einſt verborgen mich zum Julius Cäſar tragen, und meine Liebe ſiegte über jede Bedenklichkeit bey ihm.

Chryſomus.

Ich werde dies dem Oktavianus melden —

Antonius.

(tritt ein) Und Oktavianus wird kein ſolcher Thor ſeyn, und es befolgen. Allein ich werde ſeinem Botenträger eine kleine Ermahnung

nung geben laſſen, die er ihm auch hinterbringen kann. Ihr Diener, nehmt ihn, und ſendet ihn wohl gegeißelt zurück.

(Euryſomus wird abgeführt.)

Kleopatra.

Wie, Antonius? Du wollteſt das Völkerrecht verletzen? Du wollteſt dieſen Boten des Octavianus beleidigen?

Antonius.

Was hat die Verſührung mit dem Völkerrechte zu thun?

Kleopatra.

Und wenn er nun in die Schlinge gefallen wäre, welche Vortheile hätten wir nicht von einer ſolchen Eroberung gehabt? Ihn in unſern Händen!

Antonius.

Du hätteſt Vortheile davon haben können, Kleopatra, ich nicht. Ich will den Burſchen geißeln ſehen, und dann wollen wir aus einan-

der

r ſetzen, was am beſten in einer ſolchen Sa-
e zu thun iſt. (ab)

Kleopatra.

Er neigt ſich zur Grauſamkeit, und das iſt
rt für mich. Um nicht ſelbſt ein Opfer zu
erden, werde ich ihm ſchmeicheln, und Okta-
anus Eroberung aufgeben müſſen, ſo warm
e ſich auch einzuleiten ſcheint.

Wenn ich nur nicht Peluſium, die feſte Stadt,
ereits ihm übergeben laſſen! Wenn das Antonius
rfährt, ſo wird er außer ſich kommen. Und
einer Klugheit iſt es wirklich anzurathen,
ichts ſich merken zu laſſen, daß ich Theil daran
abe.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Minkas Zimmer.

Minka, Apollodorus, Seleucus.

Seleucus.

Es iſt entſetzlich! Sie ſelbſt hat mir befohlen, die Stadt Peluſium dem Feinde zu übergeben, und nun ſchickt ſie mein Weib und meine Kinder dem Antonius, um an ihnen die ſogenannte Verrätherey beſtrafen zu laſſen.

Wenn hier geſtraft werden muß, ſo iſt ſie doch wohl die einzige, welche Strafe verdient, ſie die einzige, die treulos an ihm handelt.

Ich werde zum Antonius gehen, und das ganze Verhältniß dieſer Sache ihm eröfnen.

Minka.

Was willſt du thun? Antonius iſt nicht zu überreden, daß ſie es böſe mit ihm im Sinne hat. Und ich mögte auch nicht, daß er überredet würde, denn wenn das wäre, würde er ſich hüten, und nicht den Lohn empfangen, den er eigentlich empfangen muß.

Apollodorus.

Ich hoffe, Seleucus, daß Antonius gerecht und mild an deinem Weibe und Kindern handeln wird. Wer weiß noch, ob er ſo verfährt, wenn du Kleopatra ihm noch verdächtig zu machen ſuchſt? Verſchiedene wurden ſchon dadurch unglücklich.

Seleucus.

Es muß ein ſchlechtes Ende mit allen beyden nehmen. Sie haben ihre Hände in Aulethes Blut getaucht. Und die dort oben, die zürnenden Götter, werden wahrlich es nicht gelaſſen anhören, wenn er, Aulethes, vor ihnen ſteht, und ihnen dieſes alles klagt.

Ich übertrage ihnen denn auch meine Sache. Entſtehe, was da wolle, ich will mich nicht rächen, will ruhig abwarten, wie es das Schickſal über mich beſchließt.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Kleopatra (allein).

Ich bin mit mir ſelbſt nie mehr einig. Alle Augenblicke verändern ſich meine Gedanken. Ich möchte dieſes Oktavianus Bewerbungen um mich annehmen, und auf der andern Seite wieder ſtellt er ſich mir mit der fürchterlichen Vorſtellung dar, daß er mich nur beſchwatzen will, um dann mich zum Triumph in Rom zu gebrauchen.

Und ich, Kleopatra, ich im Triumph nach Rom? Ich, die ich dort gleichſam ſchon als Königin herrſchte, ich, der man ſo viel Ehre erwies, erwirbt, ich ſollte allen dieſen Gewaltigen nun zum Spotte dienen, allen dazu dienen, die mich vorher mit ſo demüthigen Verbeugungen begrüßten?

Cäſars Geliebte, Cäſars einzige Geliebte im Triumph in Rom? Nein! Das hieſſe des Mannes Aſche ſchänden. Cäſar! ehe ſterbe ich — ſterbe durch meine eigne Hand.

Sey auf deiner Hut, Kleopatra! Du mußt ihn wohl ergründen, den Mann, der jetzt das Glück der Siege auf den Händen trägt.

Denn daß mit dieſem Antonius es aus iſt, daß ihn das Schickſal ganz verlaſſen, iſt ſicher. Weil aber er noch mächtig hier iſt, ſo muß ich jede Verſtellungskunſt hervorſuchen, um ihn zu hintergehen, damit er mich nicht erſteche.

Retten kann ich ihn nicht, und wenn auch Liebe und Dankbarkeit mich zehnmal ſtärker dazu aufforderten, ich bin zu ſchwach, mich ſeinem Unglück in den Weg zu werfen.

Rom

Nemlicher Pallaſt.

Terraſſe vor Kleopatras Zimmer.
Bekränzter Säulengang auf derſelben.

Kleopatra, Antonius.

Antonius.

Laß wegreiſſen alle Kränze, Kleopatra. Keine Blume müſſe man hier ſehen.

Kleopatra.

Warum denn das, mein Theurer? Wer wollte gleich verzagen, wenn uns des Schickſals Hand gerade nicht alles nach unſerm Willen gehen läßt?

Antonius.

Peritonium, der Schlüſſel von Aegypten, dahin auf immer. Peluſium verloren. Ich habe Seleucus Angehörige geben laſſen, was ſoll mir Rache an Weibern?

Kleopatra.

Und wenn das Unglück uns auch noch ſo ſehr verfolgt, Antonius, ſo laß uns doch deswegen nicht kleinmüthig werden. Wir können beſiegt werden, aber der Schande werden wir immer doch entfliehen.

Ich habe zu meinem Denkmal nahe beym Tempel der Iſis alles bringen laſſen, was von Koſtbarkeiten ich hatte. Ich habe dort einen Scheiterhaufen errichten laſſen von köſtlichem Holze und Rauchwerk, und mit Flachs und brennbaren wohlriechenden Gummen ihn durchſpicken, und da will ich mich und meine Schätze verbrennen, ehe ich in des Wüterichs Hände falle, der meinen Antonius verderben will.

Er fürchtet dieſen meinen Entſchluß auch. Er ſendet täglich freundliche Botſchaften, um mich zu bitten, daß ich ihn nicht vollführen, daß ich mich ihm überliefern ſoll. Er ſchmeichelt mir immerfort mit ſeiner Liebe und meinem Königreich.

Antonius.

Und wird, bekömmt er dich in ſeine Hände, zur Schau dich aufſtellen, zur Schau ſo vielen Römern, denen du ſo lange ſchon ein Dorn im Auge warſt. Es wird noch nie ein Triumph glänzender gehalten werden ſeyn, als der ſeinige, wenn du dabey biſt. Es werden alle, die ehemals Cäſars Feinde waren, die jetzt Antonius Feinde ſind, ihr Müthchen an dir kühlen, es werden tauſend Spottreden auf dich fallen, man wird dich als die Königin, als die Geſetzgeberin des Kapitoliums lächerlich genug krönen, und dich Monate lang zur Beluſtigung des Volks ausſetzen.

Kleopatra.

Nein, das wird, das ſoll man nicht. Ich ſterbe,

Antonius.

So laß das wechſelſeitige Verſprechen uns ablegen, wenn eines von uns umkömmt, ſo ſtirbt das andre mit.

Kleopatra.

Heilig will ich dir dies Verſprechen geben.

Antonius.

Und ich mit einem Schwure es bekräftigen, daß ich es halte.

Aegypten.

Gegend vor Alexandrien.

Oktavianus Lager.

Oktavianus, Chryſomus.

Oktavianus.

Was du für mich gelitten, kann ich nicht von dir nehmen, allein nach meinen Kräften will ich dir dafür Genugthuung verſchaffen.

Chryſomus.

Und am Antonius werd' ich mich rächen, wenn der Himmel mich nicht an ihm rächt. Auch jene treuloſe Königin ſoll meiner Rache Stärke fühlen, denn wenn ſie geheime Botſchaft annehmen will, muß ſie die Oerter wiſſen, wo den

Lauſchern der Zutritt verſagt iſt. Sie hatte ſicher ihn dahin beſchieden, damit er ihre Weigerungen hören ſollte.

Oktavianus.

Sie wird meinem Triumphe nicht fehlen, und dann will ich ſie deiner Rache preis geben, in welcher Art du willſt. O wie freue ich mich ſchon auf die Augenblicke, wo Oktavia mit ihren Ketten ſpielen, und ſie fragen wird, ob dies Geſchmeide ihr nicht beſſer gefällt, als das, welches ſie bey Antonius Triumphe in Alexandrien trug! Dann ſoll ſie jede wollüſtige Stunde mit Antonius verlebt ihr vorerzählen, und für jede ſoll Oktavia ſie peinigen.

Chryſomus.

Ich will mit der feinſten Klugheit, Oktavianus, euch beyſtehen, damit ſie meinem Garne nicht entwiſche. Schon habe ich zwey Aegypter auf meiner Seite, die den Antonius haſſen, wie den Erbfeind Aegyptens, die mir von allem Nachricht geben werden, was dort vergevorgehet, die ſie beſehen werden, ihre Truppen und ihre Schiffe allemal vom Antonius hinweg weichen zu laſſen, wo er auch ficht, damit er nie den Sieg davon trage.

Oktavianus.

Das wird ihn wütend machen, und da er ſieht, er wird zu Grunde gehen, ſo wird der römiſche Stolz ihn treiben, den Tod zu ſuchen, ehrenvoll ihn zu ſuchen.

Aegypten.

Alexandrien.

Früher Morgen.

Gegend des Havens.

Antonius, Canidius, Miletus.

Antonius.

Ich hoffe heute vor den Göttern Gnade zu finden, und endlich Oktavianus noch zu demüthigen. Meine Flotte übertrifft noch die ſeinige, und wenn mein Landheer nur mit etwas Muthe fechten will, ſo werden wir jenem die Spitze bieten.

Miletus.

Doch mußt du hinzuſetzen, Antonius, wenn die Aegypter nicht wieder treulos ſind. Denn geſtrigen Ausfall, dächte ich, hätteſt du es deutlich ſpüren können, daß ſie mit Vorſatz dich verließen. Nicht wahr, Canidius?

Canidius.

Geſtehen muß ichs, Feldherr, ich wähne ſelbſt Kleopatra im ſchändlichen Verſtändniß mit deinen Feinden. Ich habe bis jetzt es noch nicht geglaubt, es wird mir aber glaublich. Es ziehen im Pallaſt in ägyptiſcher Kleidung Römer ſehr oft umher, die man in Alexandrien bisher nicht geſehen haben will, und die, wenn man ſie anhält, beſondern Schutz der Königin vorzeigen.

Antonius.

Warum mir denn Kleopatra verdächtig machen, meine Freunde? Warum meinen Augen abſtreiten, was ich täglich ſehe, daß der Kummer über meine Unfälle ſie ſo gut zu Boden drückt, wie mich?

Wenn ihrer Völker manche treulos handeln, wenn ſie unzufrieden über das Glück meiner Feinde ſind, was kann ſie dafür? Was küm-

mert

merkt ſie es, daß es treuloſe Unterthanen unter den ihrigen giebt, und ſoll ſie dafür büßen?

Seyd billig, meine Freunde, werft nicht zu viel Laſt auf einmal auf meine Schultern! Wenn ſie und ich nicht mehr einig ſind, dann fällt ja alles zuſammen. Dann bin ich nicht mehr, und ſie iſt es nicht.

Canidius.

Und wenn die Götter nun beſchloſſen hätten, daß alles dies zuſammen fallen ſollte, und wenn Kleopatra das Reich verlieren ſollte, was ſie, laß uns aufrichtig reden, Antonius, ſo ſchlecht verwaltete, daß ſie es nicht verdient, wird dein Muth und deine Tapferkeit ihr wohl das Reich retten können, in dem ſich alle Unterthanen gegen ſie auflehnen, gegen ſie ſelbſt, wenn ſie denn nicht, mit ihnen einverſtanden, ihre Flucht gut heißen ſoll?

Antonius.

Canidius! Störe mich nicht in meinen Hoffnungen zum Siege. Du könnteſt mich ſonſt muthlos machen, und ich wünſche das nicht zu werden.

Offne See.

Gegend bey Alexandrien.

Oktavianus Flotte.

Deſſen Schiff.

Oktavianus, ein Feldherr des Landheeres.

Feldherr.

Viele von ihren Leuten ſind ſchon zu uns übergegangen, Oktavianus.

Oktavianus.

So hält ſie Wort zu Lande, wie zur See. Ich habe alle ägyptiſche Schiffe ſchon bey mir, und Antonius iſt mit den wenigen Römern bereits nach dem Lande umgekehrt. Ich habe ihm zwar nachſetzen laſſen, allein er hat einen zu ſtarken Vorſprung.

Feldherr.

Auch muß man ihm die Freude laſſen, daß er beym Landheer eben die Zerſtörung findet, die er hier wahrgenommen.

Oktavianus.

Daß er einſieht, wie übel er gethan, von der Römer ſtolzen Geſinnungen abzuweichen, und an Barbaren und ihre Gebräuche ſich zu halten.

Feldherr.

Und wenn er lebendig in deine Hände fällt, ſo muß auch er, trotz dem, daß er ein Römer iſt, im Triumph aufgeführt werden, weil er den Römern eine Königin aufs Capitol bringen wollen.

Oktavianus.

Dem wird er zu entgehen wiſſen. Wenn nur Kleopatra nicht auch verloren geht, bin ich zufrieden.

Jetzt aber, Feldherr, raſch ans Werk. Zu Lande und zu Waſſer auf die Stadt zu, damit wir ihrer Meiſter werden.

Alexandrien.

Innere Anhöhe in der Stadt.

Antonius mit ſeinem Gefolge, ein Soldat vom Heere.

Antonius.

Hier ſtand mein Heer. Wo iſt es? Rede, Menſchenkind!

Soldat.

Es iſt zu deinen Feinden übergegangen.

Antonius.

Wie kam es? Hat das Heer es gewollt, oder die Anführer?

Soldat.

Die Anführer thaten dem Heere zu wiſſen, daß auf Kleopatras Befehl ſie ſich zum Octavianus ſchlagen müſten. Sie ſetzten noch hinzu, da es doch mit Antonius einmal aus ſey, ſo ſey es beſſer, ſich zu retten.

Es war mir ſchaudernd, alle dieſe, die den Eid der Treue dir geſchworen, ſo treulos zu dem Feinde übergehen zu ſehen. Ich blieb und wollte dir die Nachricht geben, daß, die deine beſte Freundin ſchien, deine tödtendſte Feindin iſt.

Antonius.

So iſt es doch wahr? Kleopatra doch untreu? Sie meine Verderberin? So ſoll denn auch mein Grimm keine Grenzen mehr kennen, geopfert ſey ſie meiner Rache. Ich will wütend in ihrem Pallaſt ſie aufſuchen, wutend ſie tödten. Ich will die ſchändliche von der Erde vertilgen, und dann den Oktavianus zu einem Zweykampfe fordern. Mag er mir denn das Leben nehmen, was mir die Sirene zu meinem größten Kummer noch übrig ließ.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Kleopatras Zimmer.

Kleopatra, Minka, Tuiska, Apollodorus.

Tuiska.

Rette dich, rette dich, Königin. Antonius kömmt wütend auf den Pallaſt zu. Er hat geſchworen, dich zu morden, weil er des Heeres Uebergang zum Feinde erfahren. Es kann ſich niemand dem Raſenden widerſetzen.

Kleopatra.

Er würde mich auch tödten. Geſchwind, Minka, begleite mich.

Minka.

Wohin, meine Gebieterin? Wäre es nicht beſſer, ihn hier zu erwarten, und durch Bewaffnete des tollen Lebens ihn zu berauben?

Kleopatra.

Nichts! Nein, ich kann zur Mörderin an ihm nicht werden. Folgt mir nur an mein Denkmahl. Dort ſchließe ich mich ein.

Apollodor! Du kannſt ihm ſagen, daß er ſicher auf meinen Tod rechnen kann.

Apollodorus.

Noch beſſer, ich ſage ihm, ihr hättet euch ſchon umgebracht. Der erſten Wuth entgehe ich aber auch. (alle ab)

Nehmliches Zimmer.

Nach einer Pauſe.

Antonius, Apollodorus, ein Bote, Er

Antonius.

Ich finde ſie im Pallaſt nicht, und
Wuth hat etwas ſich gekühlt. O wir ſin
de unglücklich, ſehr unglücklich! Wer weiß
ob ſie ſogar ſchuldig iſt, ob man nicht ihre
men gemißbraucht hat? Eros! du wirſ
tödten müſſen.

Apollodorus.

(Tritt ein) Vergieb, Antonius, we
dir eine trübe Nachricht bringe. Eine
doch der Bote ſeyn.

Antonius.

Wo iſt die Königin? Auch zu dem Feinde übergegangen?

Apollodorus.

Zu ihrem beſten Freunde, glaube ich. Sie ruhet im Arme des Todes.

Antonius.

Die Königin todt? Todt Kleopatra? Meine Geliebte? Wer that das?

Apollodorus.

Sie wollte nicht die Schande einer Gefangenſchaft überleben, ſie hat in jenem Denkmahl ſich ſelbſt entleibt.

Ein Bote.

(Tritt ein) Oktavianus thut dir zu wiſſen, Antonius, daß deine Ausforderung ihm lächerlich vorgekommen. Auch hat das ganze römiſche Heer ſie als ein Werk der Verzweiflung betrachtet. Er läßt dich bitten, zu bedenken, daß, wenn du deines Lebens überdrüßig ſeyſt, es in Alexandrien Stricke und Dolche genug geben würde. Feldherren, meint er, wären nicht geſchaffen, ſich umzubringen, ſondern mit Heeren gegen einander zu kämpfen. Dies iſt mein Auftrag. Uebrigens verehre ich Antonius auch in ſeinem Unglück. Gehab dich wohl. (ab)

Antonius.

Auch dieſer Bote muß mir noch Demüthigung bringen. Laß mich allein, Apollodorus, du haſt mein Herz zerfleiſcht. Deine Nachricht war die herbeſte.

Apollodorus.

Ich folge deinem Befehle. Ich wünſche dir Faſſung in deinem Unglück. (Im Abgehen vor ſich) Ich glaube, er wird geendet haben.

Antonius.

Nun, Eros, fordere ich einen Dienſt von dir, den du mir lange verſprochen. Du wirſt dich es erinnern, daß du einſt ſagteſt, wenn alles Unglück über mich zuſammenſchlüge, ſo wollteſt du mich tödten. Jetzt fordre ichs von dir. Du ſollſt mich tödten.

Eros.

Herr! wenn ich dies verſprach, und es iſt eine dunkle Erinnerung in meiner Seele, daß ichs that, ſo verſprach ich zu viel. Ich vermag dich nicht zu tödten. Hier ſiehe mein Schwerdt. Meine Hand zittert bey dem Gedanken, dich zu tödten, aber ich muß dir beweiſen, daß ich dennoch Muth habe, und ſo tödte ich mich. (Er erſticht ſich)

Antonius.

Auch das muſte ich noch erleben. Doch du haſt mir ein ſchönes Beyſpiel gegeben, und mein Muth ſoll nicht geringer ſeyn. So fahret denn hin, ihr Hofnungen alle, die ich hatte, groß zu werden. Fahre hin, Gedanke, den Römern einſt Geſetze vorzuſchreiben. Fahret hin, ihr kuhnen Plane, daß die Welt von mir, als dem gröſten Helden und Eroberer, reden ſollte.

Ja, ich geſtehe mirs im Augenblicke vor meinem Tode, ich geſtehe mirs in dieſer letzten Stunde, ich war ſchwach. Ein Weib hat mich bezwungen. Aber dies Weib iſt mir vorangegangen, und dort, dort will ich ihr die Vorwürfe machen, die ſie verdient. (Er ſtürzt ſich in ſein Schwerdt.)

O weh! Ich habe ſchlecht getroffen, ich fühle mich noch.

Nehmliches Zimmer.

Antonius (in ſeinem Blute ſich wälzend),
Gallus, Chryius, Dercetäus
(treten ein).

Antonius.

Erweiſe mir die letzte Wohlthat, Gallus. Ende das Werk, welches ich angefangen habe; tödte mich.

Gallus.

Nein! Nimmermehr, Antonius. Du biſt feige geweſen. Du hätteſt muthvoll uns noch in einen Haufen der Feinde führen ſollen, und da wären wir alle mit dir eines ehrlichen Todes geſtorben.

Chryſus.

Ich liebe dich, Antonius, allein das will ich für dich thun, ich will Kleopatra, die in ihrem

Denkmahl wie in einer Feſtung ſich verſchan
es berichten, daß du dich ſelbſt getödtet. (ab

Dercetäus.

Und ich will dieſes blutige Schwerdt d
Oktavianus bringen, daß er ſich daran wei
daß er ſeinen Feind ſo leicht verloren. (ab)

Antonius.

Kleopatra noch lebend? O ihr Gött
Welch ein Schickſal! Und doch, wenn ſie m
trauriges Loos hört, vielleicht iſt ſie die einz
die Mitleid mit mir hat, vielleicht die einz
die mich bedauret. O könnte ich meinen letz
Odem in ihren Armen von mir geben!

Aeg

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Minkas Zimmer.

Minka, Diomedes.

Minka.

Sie war nicht abzuhalten. Sie wollte ihn noch einmahl ſehen. Ich mußte durch die verwirrten unterirdiſchen Gänge vom Denkmahl bis hierher, um ſelbſt zu unterſuchen, ob er noch lebt.

Diomedes.

Indeſſen iſt er ſchon bey ihr. So wie ich nur den Nahmen Kleopatra nennte, ließ er ſeine Wunde, die jedoch tödlich iſt, verbinden. Er ſeufzete ſelbſt nach ihrem Anblick. Wir brachten ihn ans Denkmahl, und da ſie, Verrätherei befürchtend, ſich nicht getrauete, es öfnen zu laſſen, ſo muſten wir an Stricke ihn binden, und ſo zog ſie und Tuiska unter unſäglicher Arbeit und Thränen ihn durchs Fenſter hinauf. Er ſtreckte ſeine Hände ihr entgegen. Es war ein Anblick zum Erbarmen, Minka.

Minka.

So wie alles in Alexandrien jetzt ein Anblick zum Erbarmen iſt. Das ſchöne Königreich, wie iſt es hingerichtet worden! Und das alles hat die Liebe gethan.

So will ich denn auch das letzte Schauſpiel dieſer Liebe mit anſehen, die wahrlich kaum ſo genannt zu werden verdient, denn er betrog ſie, und ſie ihn.

Vor Alexandrien.

Oktavianus Lager.

Deſſen Zelt.

Oktavianus, Proculejus, Dercetäus.

Dercetäus.

Hier iſt das blutige Schwerdt. Ich ſelbſt zog es aus der Wunde.

Oktavianus.

So iſt er todt, und Todte muß man ehren. Antonius, du warſt ein großer Mann, konnteſt ein weit größerer werden, warſt aber ſchwach. Friede ſey mit deiner Aſche, da dein Körper keinen Frieden kannte.

Ich habe den einzigen Feind verloren, den ich noch hatte, aber ich will mich auch darüber rechtfertigen, daß ich ihn zu Grunde richtete.

Ich will allen meinen Freunden und Bekannten die ſtolzen Briefe vorleſen, die dieſer Römer mir ſchrieb, und die mich wohl zum Kriege gegen ihn anfeuern mußten.

Du, Proculejus, gehe in die Stadt, und ſuche Kleopatra lebendig gefangen zu nehmen. Kornelius Gallus mag dich begleiten. Sey nicht zu ſchnell im Verſprechen. Ueberwundne geben vieles nach, auch ſie wird nachgeben.

Begegne ihr aber mit ausgezeichneter Achtung. Königinnen kann man durch dieſen Weg zu allem geneigt machen. Eitelkeit trägt immer den Sieg bey ihnen davon.

Aegypten.

Alexandrien.

Denkmahl der Iſis.

Innerer Theil deſſelben.

Antonius, Kleopatra.

Kleopatra.

Du ſiehſt den Schmerz meiner Seele, und die Menge meiner Thränen muß dich überzeugen, daß ich tief ihn fühle.

Wer wagte es, dir eine ſo falſche Nachricht von mir zu geben? Lebend und geſund wollte ich dich, ſo wie jetzt ſterbend, wenn alles verloren war, zu mir bringen laſſen, und durch unterirdiſche Wege mit dir fliehen. Es waren noch Ausſichten und Hofnungen fur uns vorhanden, wo nicht fur unſre Herrſchſucht, doch für unſre Liebe.

Antonius.

Halt ein mit deinen Klagen, ſie brechen mir das Herz. Ich muß einmahl ſterben, und ich ſterbe ruhig, denn ich ſterbe ja in deinen Armen. Ich ſchäme mich nicht, daß ich überwunden bin, denn ich bin von einem Römer überwunden.

Du aber, Kleopatra, dauerſt mich. Sterbend wiederhole ich dir es: Oktavianus hat gewiß Böſes im Sinn. Traue keinem von ſeinen Leuten außer dem Proculejus. Der könnte noch gut es meinen.

Rette, wo möglich, dir und deinen, ach! auch meinen Kindern das Königreich Aegypten. Wenn du es aber nicht retten kannſt, wenn alles verloren iſt, ſo gieb dich wenigſtens nicht der Schande Preis! O Kleopatra! daß du mit mir begraben werden könnteſt, daß wir einander zur Seite liegen, und unſer Ueberreſt vereint bleiben dürfte, wie wir es im Leben waren! (Er ſtirbt)

Denkmahl der Iſis.

Platz vor demſelben.

Proculejus, Kornelius Gallus.

Proculejus.

Ich habe meine Beredtſamkeit angewandt, Gallus, und ſie hat nicht gefruchtet. Sie verlangte das Königreich für ſich und ihre Kinder, dann wolle ſie alle ihre Schätze in unſre Hände liefern. Das konnte ich ihr nicht zugeſtehen.

Gallus.

Und ſo lange ſie in dieſem feſten Orte iſt, wird ſie auch nicht anders denken lernen. Wir müſſen auf Mittel ſinnen, ihrer Perſon uns zu bemächtigen, dann wird das übrige ſich geben.

Proculejus.

Wohl, daß du meinem Plane beytrittſt! Indeſſen ſie unten mit dir durchs Thor redet, und nicht hören kann, was eben vorgeht, will ich durch eine Leiter mit einigen Gehülfen den Weg zu ihr mir bahnen. Wenn ich ſie da von innen überfalle, kann ſie die unterirdiſchen Wege nicht mehr gehen, die dieſer Ort gewiß verbirgt. So können wir ſie in unſre Gewalt bekommen, ſo allein.

Gallus.

Nimm alſo deine Maasregeln. Ich hebe das Geſpräch mir ihr an.

Denkmahl der Iſis.

Inneres deſſelben.

Kleopatra (dem vor dem Thor ſtehenden Cornelius Gallus antwortend), (dann) Proculejus, Wache.

Kleopatra.

(Von innen) Hat denn der Sieger nicht genug an dem, was er bereits beſitzt? Will er das einzige mir noch rauben, was ich habe, meine Freyheit, und die Hoffnung, meine Kinder zu verſorgen?

Cornelius Gallus.

(Von außen) Wenn nur die Königin bedenken wollte, daß Oktavianus ein Mann iſt, dem Verzeihen und Großmuth zunächſt am Herzen liegt! Wenn ſie ſich nur mit vollem Vertrauen ihm in die Arme werfen wollte, ſo würde ſie bald ſehen, wie viel beſſer ſie handelte, als ſich ihm zu widerſetzen.

Wenn einmahl er Gewalt gebrauchen muß, um ſie ſeine Gefangne zu nennen, ſo muß ſie dann nicht erwarten, daß er ſo glimpflich mit ihr umgehe, wie er es außerdem gethan haben würde.

Noch iſt es Zeit, Kleopatra! Gieb mir das Wort, und öffne mir die Thür.

Kleopatra.

(Von innen) Nein, Gallus, eher begrabe ich mich in den Ruinen dieſes Denkmahls, zerſtöre es mit mir zugleich, ehe ich freywillig Cäſarn mich ergebe.

Proculejus.

(Mit Wache eindringend) So mußt du es gezwungen.

Kleopatra.

(Zieht einen Dolch) Noch habt ihr euch verrechnet, Treuloſe.

Procu

Proculejus.

(Entwindet ihr den Dolch) Nicht ſo, Königin. Nimm dir nicht das Leben, und ich ſchwöre dir, es wird dich nicht gereuen. Wenn die erſte Heftigkeit deiner Leidenſchaft vorüber ſeyn wird, ſo wird dichs nicht gereuet haben, einem Sieger, wie Oktavianus, dich zu überlaſſen. Er iſt ein edler Mann, er wird auch edel gegen dich denken.

Kleopatra.

Ha! der Schande! So iſt denn nun Aulethes Stamm ganz vernichtet? Den letzten Zweig von ihm hat Schande getroffen.

Proculejus.

Nein, Königin! Es ſoll dir mit der vollen Achtung begegnet werden, die dein Stand erfordert. Es ſoll deine Seele mit keiner Demüthigung betäubet werden. Oktavianus wird dich königlich behandeln; er will zur Freundin dich, nicht zur Gefangnen. Setze dein ganzes Vertrauen auf Güte und auf Huld des Siegers.

Vergieb, daß ich genauer unterſuche, ob du noch ein tödtendes Gewehr oder einen Gifttrank bey dir trägſt. Die erſte Hitze könnte zu dem Schritte dich wiederum verleiten, den du jetzt wagen wollteſt, und ſiehſt du erſt, wie Oktavianus es mit dir meint, wird Frohheit deine Seele wiederum erfüllen.

Epaphroditus, den du hier ſiehſt, wird jetzt bey dir bleiben. Man wird mit königlicher Achtung dich behandeln, und nur deswegen dich bewachen, damit kein übereilter Entſchluß dich uns raube.

Aegypten.

Alexandrien.

Großer Markt.

Oktavianus, Arius, viele Aegypter.

Oktavianus.

Aegypter! Ich bin als Sieger in eure Hauptſtadt eingezogen. Allein euch will ich nichts zu leide thun. Ich achte euch um eures Gottes Serapis willen, ich liebe euch um Arius, eures Mitbürgers, willen, der mein Lehrmeiſter war.

Die Größe und Schönheit eurer Stadt hat mich hingeriſſen, ich will nichts darin zerſtören, alles ſoll bleiben, wie es war. Ich will euch lieben, als die meinigen.

Arius.

Ja, theure Mitbürger, aus dieſem Oktavianus redet Wahrheit. Zur Wahrheit habe ich ihn erzogen. Er muſte dieſes Antonius Feind ſeyn, der ſeine Schweſter gemißhandelt, und durch Kleopatra, die Buhlerin, beleidigt, ſahe er ſich gezwungen, gegen ſie zu kriegen.

Dennoch will er ihr wohl. Schon hat er ihr auf ihre Bitte vergönnt, Antonius Begräbniß mit aller Pracht der Aegypter zu feyern.

Ein Aegypter.

Ich danke Oktavianus im Namen aller meiner Mitbürger. Wir ſchätzen ſeine Huld und Gnade. Wir wiſſen es, daß dieſe unſre Königin nichts weniger als eine Vertheidigerin unſerer Gerechtſame war. Sie hatte ſich und uns an den wollüſtigen Antonius verkauft, und wir ſtehen lieber unter dem edlen Oktavianus, als unter ihm. Er nehme unſre Huldigung!

Oktavianus.

Ich nehme ſie an, und will euch Vater und Verſorger werden.

Alexandrien.

Denkmahl der Iſis.

Kleopatras Krankenzimmer.

Kleopatra (im Bette), ein ägyptiſcher Arzt,
zwey römiſche Aerzte.

Kleopatra.

Ich habe dich, Milen, rufen laſſen, damit du deine Königin von Schande retten ſollſt. Es ziemt Aulethes Tochter nicht, als Oktavianus Gefangene länger zu leben. Das Fieber, welches mich überfallen, kann mir zum Vorwand dienen, keine Nahrung zu mir zu nehmen. Ich werde den ſanftern Tod, als den des Hungers, ſterben, wenn deine Mittel mich befördern.

Milen.

Das ſollen ſie. Ich habe Gefühl genug, um dich in dieſem Augenblicke groß zu ſehen, und es ſoll nicht an meiner Mühe fehlen, bald dir zu einem beſſern Looſe zu verhelfen, und unter die Götter dich zu bringen, wo alle große Regenten einſt glänzen.

Kleopatra.

O du biſt ein wahrer Freund, ein ächter Patriot! Das Schickſal hat mich nicht ganz verworfen, denn ich fand noch eine Seele mit mir gleichgeſtimmt, noch einen Mann, der meine Größe anerkennt.

(Zwey römiſche Aerzte treten ein)

Erſter Arzt.

Uns ſendet Oktavianus. Er hat der Königin Unpäßlichkeit vernommen, und will, daß wir für ihre Geſundheit Sorge tragen ſollen.

Kleopatra.

Ich habe einen Arzt, meine Freunde. Die Römer ſind nicht mit dem Klima der Aegypter, nicht mit den Mitteln bekannt, die ihre Krankheiten fordern.

Zweyter Arzt.

Wir waren beyde in Aegypten, wir haben unſre Kunſt hier ſtudirt, und ſind hier völlig mit den Gebräuchen, der Behandlung und Kurart der Krankheiten bekannt.

Kleopatra.

Ich beachte aber keinen andern Arzt, als den ihr hier ſehet. Ich habe zu ihm Zutrauen, und werde doch meines Körpers und meiner Geſundheit Herr ſeyn.

Erſter Arzt.

An beyden nimmt Oktavianus den lebhafteſten Antheil, und da er ſich verbunden glaubt, alles anzuwenden, um dieſen Antheil zu zeigen, ſo können wir nur ſeiner Vorſchrift gemäß handeln.

Zweyter Arzt.

Und dieſe lautet ſo ſtrenge, daß, wenn die Königin uns nicht Folge leiſten ſollte, wir die traurige Bedingung melden müſſen, daß ihre Kinder es dann entgelten würden. Sie werden

für

ihre Widerſetzlichkeit, ihre Geſundheit zu
angen, beſtraft.

Kleopatra.

Leider ſehe ich wohl, daß eine Gefangene
ne Rechte hat. Ich werde mich in euren
illen fügen. Meldet das dem Sieger, nicht
n Menſchen Oktavianus.

Erſter Arzt.

Sprich das nicht ſo bitter aus. Du kennſt
n noch nicht. Er hat zugleich uns aufgetra-
n, daß wir dir berichten ſollen, er wolle ſelbſt
h ſehen, ſobald deine Geſundheit wieder her-
ſtellt ſey.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Kleopatras Zimmer.

Kleopatra, (hernach) Dolabella, (endlich)
Oktavianus, Seleucus.

Kleopatra.

Er will mich alſo ſehen. Die Aerzte hatten dennoch wahr geredet. Zwar hat mein Blick nicht mehr das Feuer, welches er ehedem hatte, zwar blüht nicht mehr der ganze Jugendreiz auf meiner Wange, mit welchem ich den Cäſar und den Antonius überwand, allein doch könnte es noch ſeyn, daß ich dem Sieger auch gefiele.

Hat Dolabella doch der Liebe ganze Macht noch gegen mich behalten, und warum ſollte denn dieſer Oktavianus Stein, gegen meine Reize ſeyn?

Dolabella.

(Tritt ein) Dein Sieger kömmt, Kleo-
ra! Ich zweifle aber, daß du etwas über
vermögen wirſt. Ich verſprach dir von al-
Nachricht zu geben, was dich beträfe, und
thue es, ſo traurig auch die Nachricht iſt.
ine Abreiſe iſt in drey Tagen feſt geſetzt. In
em Fahrzeuge ſollſt du mit deinen drey Kin-
n nach Rom voraus geſchickt werden, damit,
nn der Sieger kömmt, alles in Bereitſchaft

Kleopatra.

Ich danke dir für deine Nachricht. Sie
hüttert meine Seele. (vor ſich) Aber noch
e ich doch den Muth nicht auf. Er iſt nur
enſch, und ſchwach gewiß, wie alle Männer.

Oktavianus.

(Tritt von Seleucus geführt ein) Wo iſt
lethes Tochter?

Kleopatra.

Hier iſt ſie, zu den Füßen ihres Siegers. So hat noch keine Königin Aegyptens ſich erniedriget, allein ich thue es vor dem vollkommenſten Mann, den die Erde trägt. Ich danke dir, Oktavianus, für deinen ſchönen Beſuch. Er erweckt neue Höffnungen in mir, die leider deine bisherige Kälte ſchon hatte entſchlafen laſſen.

Oktavianus.

Stehe auf, Frau, ſey gutes Muths. Es ſoll dir niemand etwas leides thun.

Kleopatra.

Und Oktavianus ſchauet mir nicht einmahl ins Geſicht? Du ſiehſt mit ſtarrem Blick auf den Boden? Ich habe nichts giftiges in meinen Augen, Oktavianus.

Oktavianus.

Meine Vorgänger ſind daran verblindet, und fürchte ich ſchon dieſes nicht, Kleopatra, ſo ſchäme ich mich doch in ihrem Nahmen.

Kleopatra.

Nicht ſanft geſprochen, Oktavianus. Doch du biſt Sieger, und ich kann dir nichts vorſchreiben. Ich könnte vielleicht ſagen, Kleopatra verdient wohl noch ein Zeichen von Oktavianus Achtung. Sie würde es mit mehrerem erwiedern.

Doch jetzt nur eins. Zur Dankbarkeit für deinen Beſuch überlaſſe ich dir meine Schätze. Siehe hier das Verzeichniß derſelben.

Seleucus.

Vergiß aber nicht, dem Oktavianus zugleich zu entdecken, daß du die beſten deiner Schätze für dich behalten.

Kleopatra.

(reißt ihn zornig bey den Haaren umher) Du liebedieneriſcher Hund! Haſt du denn ganz vergeſſen, daß ich deine gebietende Königin war, wenn ich auch ſchon es nicht mehr bin? Wer heißt dich in meiner Gegenwart ſo ehrenrührig reden?

Hier haſt du Streiche von einer königlichen Hand, deren du eigentlich nicht einmahl werth biſt. Du ſollteſt von einer entehrten ſie erhalten.

Oktavianus.

Ereifre dich nicht, Kleopatra. Die Sache bedarf keiner Erläuterung.

Kleopatra.

O ja, ſie bedarf derſelben wohl. Es iſt entſetzlich, daß, da du ſo gütig biſt, in dieſem meinen Zuſtande mich zu beſuchen, meine eignen Bediente ſich erfrechen, in deiner Gegenwart ſo ſchnöde mich zu beſchimpfen. Sie wähnen, das Unglück berechtige ſie dazu.

Es iſt wahr, ich habe einige Juwelen zurückbehalten, doch nicht, um ſie deinem rechtmäßigen Beſitze zu entziehen, ſondern, um damit deiner Gemahlin Livia und deiner Schweſter Oktavia Geſchenke, und mir ſie gleich zu Freundinnen zu machen.

Oktavianus.

(zu Dolabella) Nun dieſe denkt gewiß nicht an den Tod. Darüber können wir ruhig ſeyn. Ich werde nicht nach allem dieſem fragen, Kleopatra.

Kleopatra.

(vor ſich) O ſeine Falſchheit entgeht mir nicht. Seine Kälte iſt zu auffallend. Ich habe nicht über ihn geſiegt. Wir müſſen auf andere Mittel denken.

Ich habe eine Bitte noch an dich, Oktavianus, die du mir nicht abſchlagen mußt.

Oktavianus.

Wenn ſie in den Grenzen meines Gebens liegt, ſo ſey ſie dir gewährt.

Kleopatra.

Ich will noch einmahl mich feſtlich mit meinen Freunden letzen. Vergönne mir, ein Mahl mit ihnen zu halten.

Oktavianus.

Es ſey dir gewährt, und alle deine Leute dazu zu deinem Dienſt.

Anderer Morgen.

Nehmliches Zimmer.

Kleopatra, Apollodorus, Epaphroditus.

Kleopatra.

So hätten wir für alles geſorgt. Den Nachtiſch wirſt du nicht vergeſſen, Apollodorus. Das köſtlichſte, was zu erhalten. Komm her — wegen der Feigen —

(etwas leiſe) Du wirſt ſchon ſorgen, daß Auletheſ Tochter nicht geſchändet wird. Du kennſt die kleinen Nilſchlangen, die ſo gern am Feigenbaum ſich ſchlängeln. Ein Paar davon in den Korb, und du wirſt mich zum ſchönen Ziele bringen.

Apollodorus.

Sorgt nicht, Königin. Ich will die größten und fetteſten ausſuchen, die zu finden ſind. Ich will euch ſie ſo herrlich bringen, daß ihr euch neues Leben daran eſſen ſollt. Ich werde den Korb mit Feigenblättern verwahren, damit die Früchte nicht trocken werden.

Epaphroditus.

Schon recht, ich eſſe auch gern Feigen, ich will euer Gaſt ſeyn.

Kleopatra.

Jetzt laß mich noch ein wenig ſchlafen, Epaphroditus. (Er geht ab)

Ich ſchlafen? Ja, bald werde ich den Todesſchlaf ſchlafen, und ihn ſchlafen, iſt köſtlicher, als hier auf dieſen Betten ruhen. Dies Geſchmeide — bald ſoll ich es mit Sklavenketten vertauſchen. Nein, den Triumph ſollſt du doch nicht haben, Oktavianus.

Wie freu' ich mich! O könnte ich nur ſehen, wie er ausſieht, wenn er todt mich findet!

Nur weiß ich nicht, wie ich den Epaphroditus auf Augenblicke entferne. Doch jetzt fällt mir es ein. Ja, ich werde gewonnen Spiel haben.

Kleopatra! Du kannſt nicht mehr Königin ſeyn, wie ſollte es dir da ſchwer werden, zu ſterben? Komm! Süß iſt er, der holde Retter von allem Elend. Er bringe mich, wohin er will, er kann mich zu keinem elendern Looſe bringen, als das, wohin dies Leben mich gebracht.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Großer Saal.

Kleopatra, Epaphroditus, Iras, Charmion, viel Aegypter und Aegyptierinnen (alle an der Tafel).

Kleopatra.

Ich fühle doch, daß ſelbſt im Elend es noch fröhliche Tage geben kann.

Ein Aegypter.

Und wir ſind doppelt fröhlich, daß wir unſre Königin noch ſo heiter ſehen.

Eine Aegyptierin.

Daß das Leiden nicht deine immer ſo ſchöne Laune unterdrückt.

Kleopatra.

Nein, wahrlich nicht. Nie noch bemächtigte ſich meiner ein ſo ſicheres Gefühl von Lebensliebe. Ich war lange nicht ſo überzeugt, daß auch bey verlohrnem königlichen Glanze Natur und Menſchheit und Freundſchaft beſonders Köſtlichkeiten für uns hat.

Ich weiß nicht, warum, aber ich denke mir meine Zukunft ſo ſchön, ſo reizend. Ich habe hierüber auch meine Gedanken dem Oktavianus ſchriftlich mitgetheilt, und will zu dieſem Briefe noch ein Paar Zeilen ſetzen, wenn ihrs vergönnt. (Sie ſteht auf zu ſchreiben)

Ein Aegypter.

Wir ſehn in dir noch immer unſre Königin.

Eine Aegyptierin.

So war ſie nie, da ſie noch mit dem Antonius ging.

Epaphroditus.

Ich freue mich heute ſelbſt dieſer ſchönen Laune. Es iſt der erſte heitere Strahl in ihrem Leben, ſo lange ich ſie bewache, und Octavianus Freude wird die meinige noch weit übertreſſen, wenn ich ihm dieſes berichte.

Kleopatra.

Säume nicht damit. In dieſem Briefe, Epaphroditus, ſind Dinge von der erſten Wichtigkeit enthalten, die ich dem Octavianus nur in einer ſolchen Stunde melden konnte. Wenn er dies lieſet, wird ſein Angeſicht ſich mächtig heitern. Ich überlaſſe mich ihm nun ganz und freywillig. Mir iſt an ihm jetzt ſo viel gelegen, als an mir ſelbſt.

Eile, und bringe uns bald Nachricht, wie ſein Geſicht dazu ausgeſehn.

Epaphroditus.

O das will ich. Auf Windesflügeln will ich zu ihm eilen. Schön iſt ja meine Botſchaft.

Er wird mir dafür lohnen, denn er wünſchte nur immer deine Heiterkeit. (ab)

Kleopatra.

Jetzt, meine Gäſte, gehe ich auf einige Augenblicke in mein Gemach. Ihr, Nairas und Charmion, folgt mir. (mit beyden ab)

Ein Aegypter.

Was mag ſie immer wollen, daß ſie uns verläßt?

Ein anderer.

Wenn ſie will, was ich denke, ſo will ſie etwas ſehr gutes, und rettet ganz Aegyptenland von Schande. Dieſe Heiterkeit, meine Freunde, war verſtellt.

Ein anderer

Sollte man dem Octavianus nicht davon Nachricht geben?

Der vorige.

Willſt du Aulethes Haus auch noch beſchimpfen?

Kleop.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Kleopatras Schlafgemach.

Kleopatra, Nairas, Charmion.

Kleopatra.

Freundinnen! freut euch mit mir, meines Lebens ſchönſter Augenblick iſt da!

O ich kann ſterben! Und ich will es. Ich kann der Schande des Triumphs entgehen. Der ſtolze Römer wollte mich in Ketten zur Schau ausſtellen. Er wird es nicht.

Ihr Götter Aegyptenlands, habt Dank für dieſe Gnade!

(Sie nimmt den Feigenkorb)

Seht hierher, Nairas! Charmion! Seht, wie meine Retter hier ſo lebhaft ſich umherwinden, als ob ſie es fühlten, ſie ſollen einer Königin einen ſchönen Dienſt erzeigen.

Nairas.

Und du willſt dich würklich tödten, Königin?

Kleopatra.

Du zweifelſt noch, Nairas. Zweifelſt du auch, Charmien?

Charmien.

Ich ſterbe mit dir, Königin. Ich theilte deinen Schmerz, und theile deinen Tod.

Nairas.

Auch ich fürchte mich nicht, mit dir zu ſterben. Der Schmerz wird auszuhalten ſeyn.

Kleopatra.

Träumt nicht von Schmerz! Hier iſt von keinem Weh, von keiner Unruhe die Rede. Dieſe freundlichen Thiere befördern nur einen ſanften Schlaf, indem man hinſchlummert in ein beſſeres Leben.

Antonius! Du haſt mich doch ſehr geliebt, mehr als ich dich. Dein Nachfolger hat mich verachtet. Du aber biſt für mich geſtorben. Du wollteſt ja, ich ſollte mich der Schande nicht Preis geben. Ich folge dir. O du wirſt ſchon da ſtehen, und meine Umarmung erwarten.

Wie ſchön iſts, meine Freundinnen, ſo muthvoll dem Tode nahen zu können! Er iſt ein großer Befreyer von aller Trübſal. Er führt uns hin in das Land der Freyheit, wo keine Klagen tönen, wo keine fehlgeſchlagenen Hoffnungen uns niederdrücken.

(Sie nimmt eine Schlange)

Winde dich um meinen Arm, freundliche Tröſterin, du ſollſt einen beſſern Platz haben. An Kleopatras Buſen ſollſt du ruhen. Da ſollſt du ihr den ſüßen Todesſchlaf gleich ins Herz gießen, damit ich im erſten Augenblick ihn ganz ſchlafe, und kein ſchwerer Traum mich ſchreckt.

(Sie entblößt ihren Buſen)

So hätte ich mich nicht rächen können, und wenn ich an der Spitze eines Heeres Octavianus geſchlagen hätte. So vollkommen nicht, denn das erwartet er jetzt gar nicht. Ich nehme ſeinen allerſchönſten Hoffnungen die Wirklichkeit. Ich tödte ſeiner Seele Freude.

Die Nachwelt! Was wird ſie von mir ſagen? Sie wird ſagen, ich habe Liebe genoſſen. O ja! War ich denn nicht dafür geboren?

Sie wird ſagen, ich habe mein Königreich verloren. Kann ich wider der Götter Willen, wider der Götter Macht? Mögen ſie das auf ihre Rechnung nehmen.

Sie wird ſagen, ich bin groß geſtorben. O ja! Und dieſes ſtärke mich denn in dieſem Augenblicke. Komm, kleines liebes Thier. Gieb meinem Herzen Ruhe.

Ha! Ein Schauder! Was war das? Nein, Kleopatra, ſey ſtandhaft! Sträube dich nicht, verzogene Natur! Tod iſt ja unſre Looſung — Tod iſt mein Glück!

(Sie legt die Schlange an)

Es iſt geſchehen! Schon fühl' ich mich betäubt. Ha! Oktavianus! Meine Rache iſt ſüß! Siehe das Schauſpiel — ſchäume vor Wuth — bewundre mich — Antonius! Antonius!

(Sie ſtirbt)

Voriger Gaſtſaal.

Alle Gäſte noch verſammlet.

Oktavianus, Epaphroditus, Minka, Apollodorus, Aegypter.

Oktavianus.

Wo iſt Kleopatra? Was hätte ſie mir noch wichtiges zu entdecken?

Ein Aegypter.

Sie ging mit zwey Dienerinnen gleich nach Epaphroditus Abſchied in ihr Zimmer. Wir haben ſeitdem ſie nicht geſehen.

Oktavianus.

Wie? Hätteſt du dich etwa hintergehen laſſen, Epaphroditus?

Apollodorus.

(zu Minka) Er hat es, und ſie hat gewiß geſiegt.

Minka.

So wird ſie wenigſtens dort von Aulethes mit freundlichem Geſicht empfangen werden.

Oktavianus.

Auf alle! Mir nach in ihre Zimmer. Ich muß ſehen, was ihr widerfahren iſt. Wenn ſie mir geheuchelt hätte — wenn ſie — (ab)

Ein Aegypter.

Sie hat — Ich habe wahr geredet, und ſie hat unſern Schimpf verhindert. Mag immer Aegypten eine Provinz der Römer ſeyn, ſo wird es doch nicht heißen, ſeiner Regenten einer hat im Triumph zu Rom gedient.

Eine Aegyptierin.

So war ſie doch ein großes Weib, und wir haben ſie verkannt.

Ein Aegypter.

Die Wolluſt war ihr einziger Fehler. Hätte ſie ſich davon heilen können, ſo war ſie größer, als Aulethes.

Ein andrer.

Er ließ ſich durch Schurken beherrſchen, ſie durch die Liebe.

Eine Aegyptierin.

Und noch wäre es nicht ſo ſchlimm geworden, wenn Antonius nicht zu ſchwach geweſen wäre. Seine Größe wäre auch die ihrige geblieben.

Viele.

Friede mit ihr! Wir wollen an ihrem Grabe weinen.

Aegypten.

Alexandrien.

Königlicher Pallaſt.

Kleopatras Schlafzimmer.

Kleopatra (todt da liegend), Nairas, Charmion (beyde ſterbend), Oktavianus, Epaphroditus, Minka, Apollodorus, Aegypter.

Oktavianus.

Wie? Todt? Du todt, die erſte Zierde meines Triumphs in Rom? Das hätte ich nicht erwartet. Aber du biſt dir doch im Tode treu geblieben. Haſt geheuchelt bis ans Ende deines Lebens.

Minka.

(Wirft ſich auf ihre Gebieterin) O meine Kleopatra! Jetzt mir erſt wieder groß und werth! Ich habe dir dieſen Muth nicht zugetrauet. Du hatteſt ihn aber, und ich ſegne dich dafür. Kannſt du herabſehen, mit welcher Wonne ich deinen erblaßten Körper umarme, du mußt dich freuen. Du haſt noch die Ehre von Aulethes Blut gerettet, und die Römer werden dich nicht im Triumph in ihren Mauern ſehen.

Oktavianus.

Daß du mich auch noch daran erinnern mußt. Heiß wurde mein Blut, und hoch klopfte mein Herz, wenn ich daran dachte, wie ſie auf dem Wagen ſitzen würde, die ſtolze Königin, einſt in Rom angebetet.

Apollodorus.

Und doch würde mancher Römer wohl geſagt haben: Oktavianus hätte das unterlaſſen können.

Minka.

Wie beneide ich euch, Nairas und Charmion! Wäre ich zugegen geweſen, auch ich wäre mit ihr geſtorben, auch ich hätte Theil an ihrem ſchönen Uebergange in jenes Leben genommen.

Epaphroditus.

Nein, ſo iſt mir noch nichts erſchienen. Sie war die Heiterkeit ſelbſt. Sie ſprang ſo fröhlich noch umher, daß ich dachte, ich würde ſie heute noch tanzen ſehen. So hat ſie mit dem Tode getanzt.

Oktavianus.

Merk dirs, Alter, und gieb in Zukunft beſſer Acht. Du haſt in deinen Jahren noch etwas neues gelernt.

Jetzt will ich auch offen euch geſtehen, Aegypter, es war ein großes Weib.

Aber nun ſoll auch meine Rache aufhören.

Begrabt ſie nach eurer Sitte aufs prächtigſte. Legt ſie zum Antonius in ein Grab [illegible] mag das Schickſal es entſcheiden, ob ſie beym Erwachen, wenn ſie ſich wieder ſehen, ſeel oder vorwurfsvoll ſich in die Augen blicken.

862 . 4

Neueste Reisen
ins
Thierreich
fabelhaften Inhalts.

Vom
Verfasser des Pansalvin.

Germanien

1796.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Erinnerung.

Wer auch noch nicht mit der innern Einrichtung des Thierreichs bekannt iſt, wie ſolches in der Fabel, die Regenten des Thierreichs dargeſtellt wird, der darf deswegen, wenn ſonſt ſein Hang ihn nicht dahin trägt, und er mit den neuern Begebenheiten dieſes weitläuftigen Gegenſtandes nur bekannt ſeyn will, jenes Buch nicht gerade vorausleſen. Wer es beſitzt, ließt hier die Fortſetzung von jenem.

Dieſe Reiſen werden ihn mit dem ganzen Syſtem vertraut machen; er wird alles darinn finden, was zu einer vollſtändigen Geſchichte heutiger Zeiten gehört.

Was nothwendig aus der vergangenen Epoche vonnöthen, wird ſo kurz beygebracht werden, daß es ihn in dem Laufe der jetzigen Ueberſicht nicht hemmt.

Wenn wir den Gedanken älterer Zeiten immer mit dem der jetzigen verbinden wollten, ſo könnten wir aus der Geſchichte ſelbſt unſrer Reiche kaum eine Idee uns darſtellen, geſchweige denn ein Ganzes ſtudiren. Wir müſſen uns daher eintheilen. Einer nimmt dieſes Studium, der andre ein anders.

Daß übrigens das Reich der Thiere einen unendlich größern Umfang hat, als das Reich der Menſchen, wird jeder leicht einſehen. Nach

Quadratmeilen läßt es ſich ſchon einmahl nicht berechnen, und die Bevölkerung deſſelben zu zählen iſt eine vergebne Mühe.

Man unternehme nur einmahl die Zahl der Mücken in einem einzigen ſumpfigen Wäldgen anzugeben, und jeder Mückenſtich iſt doch eine Vertheidigung fürs Vaterland.

Wer wagt es, die Quadratmeilen auszumeſſen, die die Stubenfliegen inne haben, und die ſich mit jedem neuen Bau des Menſchen vermehren, mit jeder Einäſcherung eines Hauſes vermindern?

Wer würde es unternehmen in die Wohnungen der Erdgewürme ſich zu verlieren, oder wie viel Blanchards bedürften wir, von den gefiederten Bewohnern der Luft nur die Arten anzugeben?

Giebt es Taucher, die das Waſſer von Fleck zu Fleck bereiſen können, oder erſtreckt ſich ihre ganze Kunſt weiter, als auf einen viertelſtündigen Blick, der mit ſteter Todesgefahr verbunden iſt?

Menſch! Menſch! Wenn die Thiere nicht gütig gegen dich wären, wenn ſie ihr Uebergewicht benutzen wollten, was würde aus dir werden? Glaubſt du einem Mückenhaufen entgehen zu können, wenn er deinen Tod befördern wollte? Kann eine einzige eigenſinnige Fliege, die deine Naſe nicht verläßt, dich in Wuth bringen, was würde aus dir werden, wenn ſie ſich vornähmen, von Kopf bis zu den Fußſohlen dich zu bedecken?

Vergiß nie, daß die Roſſe, die dein Zügel lenkt, dein Leben immer in Händen haben, und daß es noch unzählige Thiere giebt, derem Anblicke du ausweichen würdeſt, wenn du ſie nur zu Geſichte bekämeſt.

Du ſtaunſt über Revolutionen der Erde und und Menſchen, wunderſt dich, was ſie hervorzubrinbringen vermögen. Im Reiche der Thiere giebt es deren weit mehrere.

Im ſiebenjährigen Kriege wurde nahe an eine Million Menſchen weniger. Frage, wie viel Millionen Thiere es koſtet, wenn du einen Fluß ableiteſt, einen See trockneſt, einen Wald fälleſt?

Und biſt du etwa der Meynung, eines Thieres Leben ſey weniger als das Deinige? Oder der Mechaniſmus einer Mücke, die du mit den Augenliedern zerdrückſt, nicht ſo künſtlich, wie dein Bau?

Wage es, die Inſekten eines einzigen Baumes zu zählen? Was biſt du gegen eine Mücke, und was gegen einen Wallfiſch? Weiſt du es gewiß, daß die Thiere nicht denken? gewiß, daß ſie keine Syſteme haben? Oder muthmaſeſt du es nur, und erwarteſt du von der Zukunft, die dich weiſer machen wird, eine Aufklärung hierüber?

Sobald du von dir ſelbſt ausgeheſt, um zu ſchließen, ſo ſind deine Schlüſſe gewiß nichtig. Gehe vom großen Ganzen aus, und dann wirſt du richtig urtheilen.

Dann wirſt du dich für den Punkt anſehen, der du biſt.

Erſte Reiſe

aus dem

Weiſſenſchneeiſchen Gebiete,

durchs Reich Miſchmaſch

nach

Kreuz und Quer.

Erſte Epoche.

Von der übel ausgefallnen Veränderung in Kreuz und Quer.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt. Geht die Leſer ſpeciatim an.

Zweiter Abſchnitt. Antritt der Reiſe. Ankunft im Weiſſenſchneeiſchen Gebiet. Bemerkungen ins allgemeine.

Dritter Abſchnitt. Erſter Schritt. Durchs Reich Miſchmaſch nach Kreuz und Quer.

Vierter Abſchnitt. Zweyter Schritt. Durchs Reich Miſchmaſch nach Kreuz und Quer.

Fünfter Abſchnitt. Dritter Schritt. Durchflug durch die Brumbrummiſchen Lande.

Sechſter Abſchnitt. Vierter Schritt. Erſter grauſer Anblick im Lande verlohrner Ill.

Siebender Abſchnitt. Wer erweckte das Feuer der Zwietracht? Wer wollte es dämpfen? Warum konnte er es nicht, ſo edel und geſchickt er dazu war?

Achter Abſchnitt. Wie ſucht man die Thierpotenzen zu vertheidigen, die zum Untergange Kreuz und Quer beytrugen?

Neunter Abſchnitt. Wie urtheilten die Thiere in Kreuz und Quer. Allgemeine Erinnerungen über Thiere und Thierweisheit?

Zehnter Abſchnitt. Sind Ausſichten da, daß es ſo bleiben wird, oder ſind Veränderungen zu erwarten?

Erſter Abſchnitt.

Geht die Leſer ſpeciatim an.

Ich will, lieber Leſer, mit dir eine Reiſe ins Thierreich machen, wie ſchon verſchiedene gemacht wurden. Die Lage der Dinge in demſelben iſt wichtig, iſt anziehend. Beym Tode des großen Phönix, der den Frieden über daſſelbe bringen wollte, den Krieg aber dahinbringen mußte, verließ der Verfaſſer der Regenten des Thierreichs dieſes Land. Wir folgen ihn auf dem Fuße. Wir wollen verſchiedenes berichtigen, was er mit ſeinem Auge nicht ganz ſcharf durchſahe; wir wollen die ſchärfſten Blicke auf daſſelbe werfen, jedes Individuum nach ſeinem Innern betrachten.

Keine Partheylichkeit ſoll unſre Relationen makeln. Sie ſollen rein vor dir da ſtehen, daß du deine Freude dran haben ſollſt, wenn du anders ſelbſt ein Freund der Unpartheylichkeit biſt.

Du aber, der du in ewigen Hinbrüten lebſt, wie du allem was Böſe iſt, einen guten Anſtrich geben, du, der du allem Guten gern einen böſen Makel anhängen mögteſt, weil dein Herz falſch, deine Wünſche Eigennutz, dein Hoffen allgemeines Verderben iſt, damit man deine Fehler nur nicht ſehe, du der du die Fußſohlen der Groſen leckſt, und auf den Schedel der Niedern ſchlägſt, als wären ſie deine Sklaven! für dich ſchreiben wir dieß Büchlein nicht.

Wenn du ſo weit geleſen, und fühlſt, du biſt dieſes Geiſtes Kind, ſo lege die Schrift ſchnell aus deinen Händen, denn zweyerley Uebel werden für dich entſtehen. Einmahl wirſt du unſern ſauren Arbeiten fluchen, und das dürfte dir einſt in einem andern Leben theuer zu ſtehen kommen;

und dann wirſt du Bauchgrimmen bekommen, ob der dürren Wahrheit, die wir dir predigen, und die in allen Gliedern dich reiſen wird.

Für deinen Schnabel iſt in dieſen Reiſen nichts gewachſen. Es müßte denn ſeyn, daß du das Bösartige, was wir nicht ganz davon zu trennen vermochten, aufklauben, und aus der Thiere Verderbtheit noch etwas nehmen wollteſt, deine eigne zu verſtärken, oder zum Heucheln dich bedecken wollteſt mit dem Mantel, deſſen ſie ſich zuweilen bedienen, um ihre Tücke in den Hinterhalt zu legen, oder lehren wollteſt unter den Menſchenkindern Verderben, wie es auch unter ihnen eingeriſſen iſt.

Hier würdeſt du ſchwerlich mehr finden, als wenn du deine Augen unter deinem eignen Geſchlechte umherwürfeſt, und thäteſt wohl, nicht zu beſchnüffeln die Thaten und Handlungen der Thiere, ſintemahl ſie oft reiner ſind, als der Menſchen.

Für dich, mein lieber gefühlvoller, edeldenkender Freund unter den Menſchen, der du deinem

Nächſten das Beſte gönneſt, was du dir ſelbſt nur gönnen könnteſt, der du mit einem Herze voll warmer Theilnahme an allgemeine Glückſeeligkeit deine Gedanken ſchmiegſt, deine Handlungen dahin lenkſt, für dich iſt gewiß auch das Gute in der Republick der Thiere, wie in der Menſchenrepublik eine lachende Ausſicht. Für dich daher ſchreiben wir. Du, der mit gleich ſcharfem Beobachtungsgeiſt den Regenten durchſchauet, wie den ſchlechteſten Bürger des Staats, der im erſten die Kunſt zu regieren, wenn er ſie echt und glücklich machend findet, achtet und bewundert, und im letzten den Fleiß nicht verkennt, und ſo nöthig wie jenes Regierung ihn anſiehet, du biſt es, dem dieſes Wort und Thaten ſchwangre Bild aus dem Reiche der Thiere angehört.

Nimm es ehrlich, nimm es aber auch nachſichtsvoll in deine Hände; lobe das Gute, welches du darin findeſt, das Tadelnswerthe halte zu Gute. Wir ſind alle irrig. Wohl uns, wenn wir hören, daß du Wohlgefallen an uns fandeſt.

Zweyter Abſchnitt.

Antritt der Reiſe. Ankunft im Weiſſenſchneeiſchen Gebiet. Bemerkungen ins allgemeine.

Herumgetrieben hatten wir uns lange im Reiche, welches das Menſchenreich genennt wird, hatten geſehen, gehört, Dinge, die auf der einen Seite herzliche Wonne uns machten, auf der andern Schauder uns erregten, hatten erfahren, daß ſeine Gedanken über dieſe Dinge zu ſagen, nicht ſo ganz frey dem freyen Menſchen ſtände, daß zwar in einem Lande mehrere Freyheit hierin ſtatt finde, als in dem andern, daß aber doch auch da zuweilen der Fall eintrete, daß man ſage: Es iſt beſſer, einer ſterbe, denn daß das ganze Volk leide, ein Grundſatz, der, weil die Zeiten einmahl verderbt ſind, kein Biedermann tadeln kann, und wird.

Weil aber doch jeder ſeine eigne Haut nicht gern zu Markte tragen läßt, lieber ſie behält, ſo wollten wir auch unſre Urtheile über das, was wir geſehen und gehört, lieber nicht an den Tag geben, wandten uns weg vom Menſchengeſchlechte, und traten die Reiſe ins Reich der Thiere an.

Daß wir ein geheimnißvolles Dunkel über die Art und Weiſe dahin zu reiſen behalten, wird uns niemand verdenken, der da weiß, wie viel Auflaurer es heut zu Tage in der Welt giebt, die das bißgen Verdienſt, was etwa anhaltender Fleiß und Mühe bringt, ſo gern zu Waſſer machen, wenn ſie es nicht ſelbſt mit einem theilen können.

Kurz wir reißten und langten an. Es war im Weiſſenſchneeiſchen Gebiete, wo wir unſern Fuß hinſetzten, und wir nannten das Land geſegnet, wo wir rechte Jll der Thiere antrafen; wo die Regenten des Landes, denn auch Jll Thiere müſſen einmahl regiert ſeyn, ſey es von vielen oder wenigen Köpfen, unter der Anführung eines vortreflichen Uhus, eines der erſten Köpfe im ganzen Thierreiche, dem ſie große Macht und Gewalt übertragen, und deſſen Rathes ſie ſich in allen zweifelhaften Fällen bedienten, ihr Land und alle Thiere deſſelben ſo glücklich machten, daß man ſie unter andern jetzt lebenden Thieren, ſelbſt die in Süſüſüß der erneuerten Ill geweſen, bey weiten für die glücklichſten, geſegneteſten, und beneidenswertheſten hielt.

Von allen Seiten hatte der vortrefliche Uhu, der Weiſenſchnee nebſt denen ihm im Lande Miſchmaſch zugehörigen Provinzen vorſtand, geſorgt, daß jedes Thier Gelegenheit fand, ſich fortzuhelfen, wenn es ſonſt nur fleißig und ordentlich ſeyn wollte. Kein Thier hatte hier zu fürchten, daß die Rangthiere ihm den Rang ablaufen würden.

Die Regenten hatten nicht aus ihrem Lande entfernt, Rang, Titel, und Zeichen der Würden.

Es gab unter den Thieren daſelbſt Gracthiere, Blinkthiere und Himmelsthiere. Aber Verdienſte machten ſie dazu, und wer keine Verdienſte hatte, mochte dieſes alles ſeyn, er durfte deswegen an keine Beförderung denken, wenn ein verdienſtvolleres leeres Subjekt da war, war es ſchon nur ein gemeines Thier.

Es war in dieſem vortreflichen Lande unter dieſen vortreflichen Miniſterthieren dahin gediehen, daß Meynungen ganz frey waren, daß jedem überlaſſen wurde, ſie ſich zu bilden, wie er ſie ſeiner Lage am zuträglichſten hielt, wenn nur er in ſeinen Handlungen den rechtſchaffenen Bürger nie vergaß, und ſo ſie einrichtete, daß ſie weder dem Lande noch ſeinen Nebenmenſchen ſchaden konnten.

Es war jedem Uhu und jeder Eule vergönnt, was ſie ſelbſt dachte, und was ſie an anderer Handlungen und Denken aufzuſetzen hatte in Baumrinden einzugraben, und der Welt es bekannt zu machen. Dieſe Freyheit war uneingeſchränkt, ſobald ſie nicht gegen das höchſte Weſen, gegen den Staat, und gegen die guten Sitten ſtieß.

Uebrigens hatte man nicht einmahl ſeine eigne Landesregierungen, irgend eine Staatsverordnung zu ſchonen nöthig, ſobald gerechter Tadel es war, den man zum Vorſchein brachte. Vielmehr wußte man ſelbſt dieſes den Belehrenden Dank.

Ueber den Anfang unſrer neuen Laufbahn freuten wir uns freylich recht innig, mein Freund und ich. Und ehe ich meine Leſer mit meinem Freunde bekannt mache, will ich vorher einiges, was im Gebiete des glücklichen Weiſſenſchnee Erfahrung und Forſchen uns lehrte, mittheilen.

Manches kam uns unerwartet. Wir hörten, daß kurz nach unſerer Abreiſe aus dem Thierreiche die Zeiten ſich gewaltig verändert, daß die Beſitzer der Ill in Süſüſüß zu einer wunderbaren Höhe und Macht angewachſen, daß ihre Energie über tauſend Hinderniſſe, die ihnen von innen gelegt worden, geſieget, daß ihre Standhaftigkeit und Weisheit in den Anordnungen ihrer Heere es über alle andre Potentaten davon getragen, daß ſie die Flecken voriger Zeiten, in Anſehung ihrer Muthloſigkeit, die doch nicht in ihrer Thiernation ſondern bloß in den Zufällen lagen, die ſie leiteten, ganz wieder gut gemacht, und es im Ruhme anhaltender Tapfer-

und feſter Unerſchrockenheit bis zum Muſterſeyn gebracht.

Freylich wären ſie, beſonders was ihre innern Einrichtungen beträfe, noch immer mangelhaften unterworfen, das ſey doch aber auch bey allen andern Regierungsformen zu finden. Kurz, es ließe ſich an, als ob ſie ihr Syſtem durchſetzen wollten, und würden, und daß ſie die wichtigen Eroberungen, die ſie gemacht, ſchwer wieder herausgeben würden.

Wichtige Eroberungen? fragten wir ganz verwundert, wer hätte dieſe ihnen zugetraut?

Mein Gefährte konnte ſich darin gar nicht finden. Ich habe immer gedacht, ſagte er, ſie würden froh ſeyn, wenn ſie behielten, was ſie hätten, wenn ſie ihre Freyheit, und den Aal behielten, der ſo großmüthig ſie ſchützen wollte.

Und ſie wiſſen nichts vom Schickſaale des Aals und der ſchönen Schlange? Fuhr man uns an.

Wir hörten mit erneuerten Erſtaunen, daß beyde ein Opfer theils der Maasregeln, die ſie, mißgeleitet, genommen, theils der Wuth der Partheyen, und eines nahen Verwandten geworden, der dieſe Partheyen größtentheils geſtimmt, der aber ſelbſt hernach gefallen.

Wir erfahren, daß ſogar das weiſe Lieberlieber ſich überreden laſſen, abermahls in eine Sache ſich zu verwickeln, die nicht minder nachtheilig ihm werden konnte, als die mit dem Mor' irlande.

Unglückliche Zeiten! riefen unſre Erzähler aus, die alles gegen einander empörten, da Thiere Thiere mordeten, da der Anfang des Krieges keine Urſach hatte, und ſeine Fortſetzung Erbitterung war! O warum erſchienet ihr zum allgemeinen Verderben! Es iſt erſchöpft das Thierreich. Die Blüthe ſeiner Jugend iſt gefallen, die Poſſibilitäten ſind dahin.

Es war ein weiſſer Rabe und eine beſonders vernünftige Krähe, von welchen wir dieſe Ausſagen erhielten. Sie machten uns noch mit allen den Vorzügen dieſes Landes bekannt. Wir ſahen, wie allgemein Handel und Wandel hier betrieben wurde, und nie weniger erſchwert war, wie alle die Vorſteher dabey ſelbſt ſich freuten, wenn die Thiere, die ihn führten, etwas verdienten, wie man das fremde Thier hier gleich dem Einheimiſchen ſchätzte, wie man ohne Anſehen der Perſon jedermann Schutz und Zufluchtsort verſtattete, wenn er nur ein guter Bürger des Staats war.

Weiſe hatte man nebſt ſeinem nachbarlichen Freunde Eiſanſeis, deſſen voriger Regent auch ein trauriges Ende erlebt hatte, ſich verbunden, in dieſem allgemeinen Aufſtande gegen Süſüſüs gar keine Parthey zu nehmen, und aus dieſer Unpartheylichkeit die beſtmöglichſten erlaubten Vortheile für ſich zu ziehen. Dieſe beyden Mächte hatten ſich auch durch dieſe weiſe Aufführung den allgemeinen Beyfall des ganzen Thierreichs und die Achtung aller richtigen Beurtheiler der Handlungen der Thiere erworben. Sie erzählten uns noch, daß die Hyäne in Kakerlak auch bey dieſer Gelegenheit nicht verſäumt hatte, ihren bisherigen Karakter beyzubehalten, daß ſie viel verſprochen, und nichts gehalten, daß ſie das unglückliche Kreuz und Quer noch unglücklicher gemacht. Das indignirte uns ſehr, und wir machten uns auf die Reiſe, um ſelbſt zu ſehen, zu hören, uns zu überzeugen, und ins Detail dieſer Sache einzudringen.

Dritter Abſchnitt.

Erſter Schritt. Durchs Reich Miſchmaſch nach Kreuz und Quer.

* * *

Nachdem wir die kleine Excurſion in einige Theile von Weiſſenſchnee, das uns nun ſo berühmt geworden, gemacht, begaben wir uns durch das Reich Miſchmaſch. Wir fanden gleich in der Provinz, die zu Liederlieder gehörte, Spuren, daß die Beyfallklatſchenden Menge in dieſem Lande abnehme, und man daher Maaßregeln ergreiſe, aus fremden ſie wieder herbeyzulocken. Wir können aber nicht umhin einzugeſtehen, daß

wir es äußerſt hart finden, auf reiſende Thiere d
Fluch zu wälzen, der durch die Thorheiten Lieb
liebers auch mit über die Provinz Waſſe
ſprung gekommen war. Jedes reiſende Th
muß eine gewiſſe Quantität Poſſibilitäten zahl
um dafür von einem Orte bequem zum ande
geleitet zu werden. Dieſes Poſſibilitäten Qu
tum, welches ehedem ſehr mäßig geweſen w
war jetzt auf das Doppelte erhöhet, und we
man in vorigen Zeiten die Reiſeanſtalten in W
ſerſprung ſegnete, weil man für ſeinen Po
bilitäten - Vorrath da einige Oekonomie fand,
ſchreyet man jetzt Ach und Weh, weil einem
Fell über die Ohren gezogen wird.

Wir fragten ein paar Reiſevorſteher, wie
zugienge, von denen der eine uns ganz tre
ſagte: Die Dogge in Lieberlieber habe
ſo befohlen, der andere aber uns in einen W
kel zog, und entdeckte, daß wir ja wohl ſe
einſehen würden, daß die jetzigen Convenien
Poſſibilitäten erforderten, daß man daher von
len Seiten möglich zu machen ſuchte, was m

ſich zu machen wäre, daß zwar die Lieberlieberianer, wenn man ihnen ſagte, es geben von Waſſerſprung Poſſibilitäten nach Lieberlieber, ſich gewaltiglich erzürnten, weil ſie glaubten, ſie bedürften keines fremden Beyſtandes, und hätten des Zeuges im Ueberfluß.

Allein wir ſollten gewiß überzeugt ſeyn, daß die ſogenannten Poſſibilitäten-Haufen und Barren, die in der Haupthöhle von Waſſerſprung liegen ſollten, nur in der Einbildung der Lieberlieberianer hiengen, daß die Einkünfte der Provinz ſo gut nach der Inſel hinüberſpazierten, wie es in andern Regierungen gebräuchlich ſey, und daß das Muſterthier ein Lieberlieber, welches immer für Poſſibilitäten ſorgen müſſe, daß es oft nicht wiſſe, wo aus noch ein, nur mit gar zu leiſetigen Pfoten nach dem Vorrathe griffe, der hier zuweilen, und beſonders in dieſer Zeit aufgeklärt würde.

Wir hatten alſo auch das unſre zu dieſem unſeligen Kriege durch unſer Reiſequantum kontribuirt, und es ſollte uns ſehr leid thun, wenn durch die Menge unſrer Poſſibilitäten etwa ein gutes Thier aus dem Thierreich befördert würde. Im Verfolg unſrer Reiſe bemerkten wir, daß die Provinz ſich doch weidlich gebeſſert, daß die Cultur des Landes durch den Fleiß der Thiere ſehr emporgekommen; wir fanden ganze Strecken Landes, die wüſte geweſen, angebauet, und mit Einwohnern beſetzt. Wir hatten daher auch die Hoffnung, und ſetzten den Schluß, daß die Rangthiere, welche bisher hier ſo deſpotiſch mit ihren untergebenen Halbſklaventhieren umgegangen, nun doch zur Vernunft gekommen ſeyn, und bedacht haben müſſen, daß die Thiere ſo gut von der Natur, wie ſie, zum Genuß und zur Nutzung ihrer Gaben beſtimmt wären.

Wir kamen nun in die Hauerhöhle der Provinz Wurſthauſen. Geſtehen müſſen wir, daß wir hier ſehr überraſcht wurden. Wir hörten nichts als lauter Jubel. Man war wegen der Rückkunft des Regententhiers aus dem Ill-Kriege ſehr vergnügt, und beſonders wegen der Anſtalten, die er getroffen, ſehr erfreut. Er hatte jeden Stolz des Herrſchers, dem er ſchon von jeder nicht zuwider gewieſen war, vollends beyſeite geſetzt, und viele ſagten, daß ſey deswegen geſchehen, weil der Stolz des Helden, dem er bisher nicht ganz mit Unrecht beybehalten, in dieſem Kriege etwas gedemüthigt worden; nicht, daß er nicht noch der nämliche Held wäre, der er geweſen war, ſein Muth gelitten, oder ſeine Kenntniſſe ſich verläugnet, ſondern weil er inne geworden, daß auch des größten Heldenthiers Kopf und Muth ihm nichts helfen, wenn er gegen eine Sache ficht, die nicht ganz in den Gründen der Gerechtigkeit ruhe, wenn er von Kabalen umgeben würde, die ſeine Größe bey aller Anſtrengung zu verdunkeln ſuchen.

So wie man unter den Thieren manchen ſatyriſchen Kopf findet, ſo fehlte es denn auch hier nicht: verſchiedene wollten behaupten, daß der edle Thierregent ſehr im Bereuen über ein gewiſſes Baumblatt begriffen, unter deſſen Entwurf er ſeinen Namen ſetzen laſſen, und welches vor der Thierwelt ſeine ſonſtige Weisheit ſehr herabgeſetzt und darnach trachte, den Ruf wieder gut zu machen, den er dadurch würklich verloren.

Daß dieſes Blatt aber ſeinen Nachtheil beförderte, werden wir in der Folge hören.

Fehler gut zu machen, iſt aber immer die edelſte That des Regenten, und ſo verließen wir ſeine Reſidenzhöhle mit der größten Bewunderung, weil wir Anſtalten da getroffen, die das Glück ſeiner Länder unwiderſprechlich feſtſetzten, gefunden, daß er jedes Thier mit der Art behandelte, als ob es ſeines Gleichen wäre, daß er Gerechtigkeit bis auf das unbedeutendſte Mitthier ausdehnen ließ, und ſeine eigne Oekonomie in Anſehung des Poſſibilitäten Aufwandes ſo einſchränkte, daß er ſeinen Unterthieren nicht zur Laſt fallen konnte.

Wir nahmen uns vor, ſein denn in Ehren auch zu gedenken, wenn wir der Epoche jenes famöſen Bannblattes erwähnen müßen, wo er ſich und ſeine Würde etwas zu vergeſſen ſchien.

Wir kamen nun noch durch einige Oerter dem groſen Hoho angehörig, die wir ſtillſchweigend vorüberzogen, und uns in den Urukreis begaben, den wir beſuchen mußten, wenn wir auch nicht den Weg dadurch hätten nehmen müſſen, weil wir von den Geſinnungen des Straußen, der dort regierte, nähere Nachricht einnehmen mußten, ehe wir das uſurpirte Kreuz und Quer betraten.

Wir reißten über die große Handelshöhle im Urukreiſe, und wir können nicht leugnen, daß bey wenigerm Guten als unſre Vorfahren im Bereiſen des Thierreichs davon ſagen, wir weit mehr Schlimmes darinn beobachteten, als jene wahrgenommen. Der geſchickte Uhu, der ſo vieles zur Verſchönerung der Höhle beygetragen, war auch noch Thiervorſteher in derſelben, und regierte ſie faſt unumſchränkt.

Es hatte dieſes ſeinen Grund darinn, weil er einen andern Uhu in der Reſidenzhöhle des Urukreiſes zur Unterſtützung nicht allein, ſondern zum nahen Freunde hatte. So ſehr dieſer Uhu in der Reſidenzhöhle zu preiſen war, daß er viel Gutes dort ſtiftete, und dem Strauße, der das Land beherrſchte gewiß viel Anſchläge gab, die zum Beſten des Landes gereichten, ſo ſehr war er zu tadeln, daß er eine ſo ſchwache Nachſicht gegen den Uhu in der Handelshöhle hatte, alles was derſelbe that, gut hieß, und was er wollte und wünſchte, unterſtützte.

Dadurch bewirkte er, daß es viele Thiere gab, die mit Recht klagen konnten, daß in der Handelshöhle nicht alles nach der ſtrengſten Gerechtigkeit, ſondern nach Gunſt gehandhabt würde.

Wider den Kopf dieſes Uhu, der der berühmte auch ſtolze und für ſich eingenommene Thürvorſteher der Handelshöhle war, finden wir gar nichts einzuwenden. Wir erkennen ihn an, ſeine innern und äuſern Anlagen bewieſen ihn, und er zeigte bey manchen Gelegenheiten, daß ſeine Intrigue die feinſte ſey, die man nur finden konnte.

Aber er war nichts weniger als gut von Herzen. Rachgierde gehört gewiß nicht in das Kapitel des guten Herzens, und hievon hatte er die deutlichſten Beweiſe gegeben. Er hatte Menſchen verfolgt, die ihm nur ihr Menſchenrecht in den Weg geworfen. Er hatte Unternehmungen vereitelt, die die beſten Zwecke hatten, wahrſcheinlich, weil er dachte, dieſe Unternehmungen könnten manches aufdecken, was er lieber unter dem Schleyer verborgen liegen laſſen wollte.

Manche behaupten ſogar, er habe evidente Ungerechtigkeiten gut geheiſſen, wo nicht gar befördert.

Uebrigens war der gröſte Theil der Thiere in der ganzen Handelshöhle ihm zuwider, weil ſie ihn fürchten muſten, da es doch die gröſte Seeligkeit für einen, der den Landesvater machen kann, ſeyn muß, geliebt zu ſeyn. Auch wäre es ihm bey der Macht, welche er hatte, ſo leicht geweſen, ſich beliebt zu machen.

Daß er ſelbſt übrigens nicht ohne Furcht war, bewieß und beweiſt die Aengſtlichkeit, mit welcher dieſer Uhu auf jeden Acht haben ließ, der nur von Ihm laut wurde. Selbſt in der Reſidenzhöhle wurde frey über gewiſſe Dinge geſprochen, und man ſahe ſich nicht in Unruhe, wenn man etwa einmahl ſeine Herzensgedanken zu laut werden ließ, und ſeiner Seele Empfindungen über die Gegenſtände des Tages Freunden enthüllte.

Allein in dieſer Handelshöhle war es ſchlechterdings ſo voll Spionthiere, daß man nicht einmahl in ſeinen eignen vier Pfählen ſicher war, und ein gewiſſer poſſierlicher und ſehr beluſtigender, wie man behaupten wollte, aber hämiſcher Affe, der die Regie über eine Anzahl recitirender Thiere hatte, hatte einer Eule, die mit recitirte, und einen freyen Sinn ohne Anſehen der Perſon und Sache zeigte, verſichert, dieſer nehmliche vorſtehende Uhu, habe unter den Oeffnungen der kleinen Landhöhle, in welcher ſie wohnte, horchen laſſen, was in ihrer Behauſung geſprochen würde.

Daß er übrigens, ſey es nun Furcht oder Achtung geweſen, allgemein ſcheut wurde, läßt ſich denken, und die Uhus und Eulen getraueten ſich von ihm wenig in Rinden oder Blätter zu kratzen, weil ſie ſeine Rache fürchteten. Da wir uns aber ſchlechterdings vorgenommen haben, bey dieſen Reiſen der Wahrheit ganz getreu zu bleiben, ſo haben wir auch hier nicht ſchmeicheln wollen, in Hofnung, der verſchiedene Uhu, ſollte er auch ſelbſt dieſes zu Geſicht bekommen, werde, wenn er auch ſtolz genug wäre, das Geſchehene nicht wieder gut machen zu wollen, doch von andern Unſchuldigen in Zukunft ſeinen Haß hinwegnehmen, und ſie nicht nach den aufwallenden Neigungen ſeines Herzens behandeln.

Vierter Abſchnitt.

Zweyter Schritt. Durchs Reich Miſchmaſch nach Kreuz und Quer.

Ehe wir die große Handelshöhle im Umkreiſe verließen, erkundigten wir uns nach dem Zuſtande des daſigen Handels, und der Sammlungswochen fürs Thierreich insbeſondre, die immer das Wichtigſte derſelben ſind.

Wir erfuhren denn, daß man nicht ſehr mit dem Handel zufrieden, weil er ſich mehr auf die Nothwendigkeiten und Bedürfniſſe der Thiere einſchränkte, an welchen freylich nicht ſo viel zu verdienen ſey, als an denen Dingen, die zum Luxus der Thiere gehörten.

Ueberdem habe die Handelsſtühle an den Kakerlakianern und Kreuz und Querianern viele Forderungen, und wenn auch den letztern, wegen ihrer unglücklichen Lage, man das Nichtzahlen zu gute halten wollte, ſo ſey es doch von der Hyäne in Kakerlak unerlaubt, daß ſie nicht dafür ſorge, daß in ihrem Lande die Gerechtigkeit des Wiederbezahlens, wo man geborgt habe, wenigſtens wegen derer beobachte, die es ohne ſich Schaden zuzufügen thun könnten, die da verſchwendeten und verpraßten das Gut, welches ſie andern abgenommen, und mit dem Vorſatze oft abgenommen, nicht zu zahlen.

Wir konnten den Handelsthieren im Umkreiſe hierin nicht unrecht geben.

Wir fanden bey der Bereiſung dieſes Kreiſes, daß allerdings da ſo viele Fabriken, Manufakturen und Anlagen und Bearbeitungen von Poſſibilitäten mancher Art ſich in dieſem Lande befänden, die durch ihren Fleiß ſich vorwärts zu bringen ſuchten, daß es da hart ſey, ſich ſeinen Verdienſt vor dem Munde wegnehmen zu laſſen.

Man berichtete uns auch, daß die Thiere, die die ſchwarzen Haare unterm Kinn hätten, hauptſächlich darauf ausgiengen, die Urhöhlen-Bewohner zu bezwacken, und daß wie ſie die wucherndſten Thiere wären, ſie auch in dieſem Fall die betrüglichſten zu nennen, und wir konnten uns des Wunſches nicht enthalten, daß die Regententhiere doch endlich einmahl ihr Augenmerk darauf richten möchten, dieſen Thieren durch Gleichſtellung mit den übrigen, alle Urſach zu Entſchuldigungen zu benehmen, dann aber auch jeden ihrer Kniffe nach Würden zu beſtrafen.

Denn es iſt fürchterlich, wie viele Thiere durch dieſe ſich auszeichnende Gattung unter ihnen zu Grunde gerichtet werden, und es iſt ein verkehrtes Projekt für die Poſſibilitäten der Regenten, wenn ſie von dieſen Thieren mehrere Präbenden nehmen, damit ſie hernach das Recht ſich anmaßen, die übrigen Thiere zu ſchinden. Was ſie hier gewinnen, geht ihnen wahrlich an andern Orten zehnfach verloren, und die ſchlimmſte Frucht iſt, daß ſie arme Unterthanen, und reiche Wucherer in ihrem Lande behalten. Daß aber dieſe letztern nichts zu ihrer Staaten Aufnehmen beytragen, wird niemand bezweifeln. Alſo entweder fort mit der Brut, oder ſie zu rechtſchaffenen Thieren gezwungen.

Wir kamen in die Reſidenzhöhle des Urfuchſes, und fanden den allgemein beliebten, weiſen, edlen Strauß immer noch ſich ähnlich, herzlich gemeint, aller Thiere, über die er regierte, Glück zu befördern, immer nachdenkend und beſchäftigt, das in Ausübung zu bringen, aber auch zuweilen noch, wie ehedem, nicht ganz von dem unterrichtet, was in ſeinem Kreiſe vergieng.

Eigentlich ſollte man Mangel an Mißtrauen keinem Tadel unterwerfen, eigentlich iſt es eine ſo ſchöne lobenswerthe Eigenſchaft, jedes lebende

Geſchöpf ſo lange für gut zu halten, bis man vom Gegentheile durch Handlungen, die das widerſprechen, überzeugt iſt. Allein bey einem Regenten iſt es in der That dienlich, daß er mit ſeinem unbedingtem Zutrauen ſo lange zurück hält, bis er gewiß iſt, es kann das Subjekt, dem er es ſchenkt, es durch Heucheley nie mißbrauchen.

Hiezu gehöret freylich, daß der Regent ſich ins Detail ſeiner Regierung einläßt, denn wie will er ſonſt Mißbräuche entdecken, die unter ſeinem Namen vorgehen. Des Straußen Pünktlichkeit und Rechtſchaffenheit machte, daß er alle, denen er Stellen und auch Brod, davon zu leben, gab, eben der Pünktlichkeit und Rechtſchaffenheit nicht nur fähig hielt, ſondern auch wirklich glaubte, ſie beobachteten ſie. Daher wähnte er denn, alles in ſeinem Lande gienge ſo wie er es wünſchte, und um nicht ſaure Geſichter zu bekommen, ließen die Thiere, die ihm Bericht abſtatten mußten, ihn auch in dem Wahn, es wäre ſo, wenn ſchon manches nicht ſo war.

Wenn der Strauß nur von der ewigen Länge der Gerechtigkeitspflege bey Streitigkeiten über Poſſibilitäten Nachricht erhalten, wenn ihm einer nur einmahl das Verſtändniß darüber geöffnet, daß oft die Thiere, welche dieſe Streitigkeiten ausfechten, und die Thiere, die ſie richten ſollten, das ganze Vermögen der Streitenden verzehrten, und am Ende der Beklagte nichts hätte, wovon er den Kläger bezahlen ſollte; wenn er nur ein einziges mahl von den oberſten Gerichtsſtellen ſich einen Auszug hätte geben laſſen, was in tauſend Wochen die ſtreitenden Thiere für ein Poſſibilitäten Quantum blos um der Führung ihrer Streitigkeiten willen, ausgegeben, ſo würde er gewiß darauf gedacht haben, die armen Thiere dieſen Bedrückungen nicht länger auszuſetzen, ſondern eine andre Geſetzordnung einzuführen.

Wenn ihm jemand trocken unter die Augen zu ſagen ſich getrauete: Strauß! Du haſt unrecht, daß du Thiere, die von dir ſelbſt rechtmäßig Poſſibilitäten zu fordern haben, dich ſelbſt erſt verklagen läſſeſt, um zu erfahren, ob ſie auch recht haben, da du doch der oberſte Richter in deinem Lande biſt, und in deiner eignen Sache wiſſen mußt, was du zu thun und zu laſſen haſt —

wenn dieſes irgend ein Thier ihm ins Geſicht zu ſagen, oder nur zu ſeiner Wiſſenſchaft zu bringen ſich getrauete, der edle Regent würde gewiß gleich alle ſeine eigne Streitigkeiten nach ſeinem Gefühl beylegen, und nicht erſt auf die zerrende Gerechtigkeit des Miſchmaſch Reichs gerichts warten.

Lieber guter Strauß! Wären doch die dich zunächſt Umgebenden ehrlich genug, dir zu ſagen: Dein Land iſt es, wo es jetzt am übelſten im ganzen Thierreiche mit der Gerechtigkeitspflege ausſieht, durch Eigennutz, Kabalen, und Pfiffe der Thiere, ſo übel ausſieht, die der Rechts pflegen ſollen, du würdeſt erſchrecken, aber du würdeſt helfen.

Wir erhielten in der Reſidenzhöhle auch einige nähere Nachrichten von jener Zuſammenkunft, welche die drey großen Potenzen in der kleinen Landhöhle des Urukreiſes gehalten, Mimi, Brumbrum und Uru.

Freylich hatte der Strauß itzt Urſache ſich ſehr zu erfreuen, daß er ſo ſtandhaft die Herrſchaft über Kreuz und Quer ausgeſchlagen, wenn nicht alle Thierpotenzen willigten, denn man ſahe wohl, wie **Kakerlak** nimmermehr es zugegeben haben würde, und der Strauß hätte ſich theils müſſen auslachen laſſen, theils hätte er ſich in Weitläuftigkeiten verwickelt, die ihm viel Sorge gemacht haben würden.

Auch hatte er, wie wir nun gewiß überzeugt ſind, nicht in das vorgelegte Projekt gewilligt, direkte mit den **Süſüſüſianern** ſich in Krieg zu führen, und als ihren Feind ſich zu erklären, weil ſie ſich der Alleinherrſchaft des Aals entzogen. Er hatte behauptet, wenn auch dieſes für ihn, als einen Freund des Aals, empfindlich wäre, ſo habe er doch keine Verbindlichkeit, ſeinen Thieren, und deren Poſſibilitäten um jener willen läſtig zu fallen.

Die Folge hat gelehrt, wie weiſe der **Strauß** handelte, daß er ſich ſo bey dieſer Sache nahm. Und eben wie wir die Reſidenzhöhle deſſelben wieder verließen, erfuhren wir, daß Unterhandlungen zwiſchen dem Strauße und dem Thiervolke in **Süſüſüß** im Werke wären, zum Frieden, denn der Leſer wird hören, wie der Strauß ſich dennoch genöthigt ſahe, ſeiner Kriegsthiere einen Theil gegen die Beförderer der Ill zu ſchicken.

Er that es aber mit der Mäßigung, die keine Partheylichkeit verräth, that nicht einen Schritt mehr, als er nach der Pflicht eines Mitgliedes des Miſchmaſchreichs thun mußte, und mogte in ſeinen Herzen wohl den Wunſch hegen, daß dieſes Reiches Einrichtungen gar nicht da wären, damit er ſich nicht in eine Sache miſchen müßte, von der nichts zu erwarten ſtand.

Fünfter Abſchnitt.

Dritter Schritt. Durchflug durch die Brumbrumiſchen Lande.

Um den Weg nach Kreutz und Quer zu vollführen, ging unſer Weg uns durch die Lande des anſehnlichen Hahns in Brumbrum. Wir bereiſeten verſchiedene groſe Höhlen, ſelbſt die Reſidenzhöhle des Landes.

Wir fanden Jubel und Freude in Menge, denn das Land hatte Friede.

Friede! Friede mit den Süſüſüſianern! riefen alle uns entgegen, die wir ſahen, alle waren entzückt über die Weisheit des anſehnlichen Hahns und ſeiner Miniſter, alle waren hingeriſſen von ihren Ausſichten für die Zukunft. Wir erwarten ſchon, ſchrien ſie täglich den Süſüſüſiſchen Geſandten, ſchon iſt er ernannt, es iſt ein anſehnlicher Rabe, kein Raubthier, kein Grosthier, kein Himmelsthier. Ein Thier, wie wir alle ſind, ſagten einige gemeine Thiere, die ſich in der Wirthshöhle befanden, in der wir eingekehrt waren.

Ihr Enthuſiasmus gieng noch weiter. Der anſehnliche Hahn, ſagten ſie, hat ſeinen Zweck vollkommen erreicht, er hat ſein Eigenthum vergröſert, er hat ſeine Thiere die Beſchwerden des Krieges wenig fühlen laſſen, ſeine Poſſibilitäten haben einen kleinen Abgang erlitten, aber theils iſt dieſer ſchon wiederum erſetzt, theils wird er es werden, ſobald wir nur erſt die neu eroberten Länder in den Stand geſetzt, ihre geldigen Poſſibilitätenhaufen abzuliefern.

Wir konnten hierzu nichts ſagen, wir erbaten uns aber die Geſellſchaft eines Uhu, und eines Steinmarders, die an einem beſondern Tiſche ſaßen, und während allen dieſen Erzählungen die Köpfe gewaltig geſchüttelt hatten.

Wir glaubten daher nicht unrecht zu urtheilen, daß ſie vielleicht beſſer vom eigentlichen Verhältniſſe unterrichtet wären, und die freundlichen Thiere nahmen unſre Einladung ohne Weigerung an.

Freylich, ſagten ſie, als wir uns allein befanden, hat die Sache einen ſchönen Namen, und man weiß, was jetzt auf den Namen ankömmt. Der Schein regiert mehr als jemahls, allein er iſt auch mehr als jemahls in Gefahr, umgeſtürzt, und in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt zu werden.

Es iſt wahr, fuhr der Uhu fort, denn der Steinmarder hatte bisher geredet, es iſt wahr, daß der anſehnliche Hahn in ſeinen Projekten vorwärts gekommen, wir wollen aber nicht ſagen, in ſeinen Projekten, ſondern in denen ſeiner Großen, ſeiner Lieblinge, die ihm das, was er that, von der beſten Seite vorſtellten.

Der poßierliche Affe, den er allenthalben umhergeſandt, der allenthalben ſich einzuniſten, alles zu überreden wußte, hat ſich nicht geſcheuet, bald ſo, und bald wieder anders eine Sache vorzutragen, den Mantel nach dem Winde zu drehen, woher er allemahl kam, und wo er ſich ſchützen wollte, und er hat ſich nicht geſcheuet hin und wieder die Ehre des anſehnlichen Hahns ſelbſt zu kompromittiren, wovon dieſer freylich ſich nichts träumen, nicht einmahl wähnen konnte, daß das denen möglich wäre, die er mit ſeinem Zutrauen beehrte.

Iſt es aber eine große That, einer ſchwächern Theilpotenz, die man noch dazu mit Verſprechungen hintergeht, welche man nie zu halten willens iſt, die man erſt glauben macht, man meine es ganz mit ihr, eine Provinz wegzunehmen, indem man ſich auf einmahl als ihren Feind zeigt? War es denn eine ausgemachte Sache, daß, welches man zur Entſchuldigung nahm, die

Einwohnenden Thiere dieſer Provinz glücklicher unter des anſehnlichen Hahns Regierung ſeyn wurden, als unter der des prächtigen Faſans?

Und wenn dieſes wirklich wahr geweſen, wie konnte man denn vorher es billigen, daß eben dieſer prächtige Faſan eine Veränderung unternommen hatte, die zum allgemeinen Wohl abzwecken ſollte, wenn man gleich darauf ſie mißbilligen wollte? Warum dieſes nicht gleich gethan? Warum ſich bey einer Macht der Herrſchaft, Schlingen bedient, um Thiere zu fangen, deren Legung man nicht einmahl dem gemeinſten Privatthiere erlaubt haben würde?

Warum hat man den anſehnlichen Hahn nicht vorher recht berichtet, warum mahlte man ihm das alles ſo ſchön, warum nimmt man ihm nicht jetzt noch die Binde von den Augen, damit er ſich vor der Thierwelt rechtfertigen kann? Gewiß, er denkt zu gut, um nicht das geſchehene Unrecht in Recht zu wandeln, er iſt zu edel, um nicht einen Weg zu ſuchen, wenn der gewöhnliche ihm auch verſperrt wäre, der die armen Thiere da ſchadlos hielte, wo ihnen zu viel geſchehen iſt.

Sie reiſen nach Kreuz und Quer, mein Herr? O ich wünſche Ihnen viel Glück dazu! Sie werden liebe Auftritte dort finden, die Ihnen das Herz im Leibe umwenden müſſen.

Ereifern ſie ſich nicht zu ſehr, theurer Freund, ſprach der Steinmarker, da er des Uhus Heftigkeit ſahe. Der Erfolg wird allerdings ihre Rede beſtätigen. O es ließe ſich noch viel ſagen. Es iſt wahr, ein Theil unſerer Aufopferungen iſt durch **Lieberlicherſche** Poſſibilitäten wieder erſetzt. Aber leiſteten wir das, wofür wir ſie erhielten? Und ſollte ein Thier nicht dem andern leiſten, was es verſpricht? Warum wird denn hierüber von beyden Seiten geſchwiegen? Der anſehnliche Hahn ſchweigt, weil man ihm es glaubwürdig zu machen geſucht, daß er geleiſtet, was er zu leiſten verſprochen; und die Dogge oder vielmehr ihre vertretenden Thiere ſchämen ſich, etwas lautes darüber zu ſagen. Freylich ſchreyen verſchiedene Verſammlungsthiere dort, die den Mund eben nicht zu halten gewohnt ſind, aber ihr Geſchrey wird unterdrückt, denn die Hofthiere wiſſen ſie immer zu überſtimmen.

Das Kreiſchen ſo mancher Eule wird verſpottet, und man ſchreyt ſich die Kehlen heiſer, ohne von ihnen geachtet zu werden, weil ſie nun einmahl über den Punkt der Verbeſſerung unerbittlich ſind.

Richtig alſo, daß wir unter dieſen Umſtänden gewonnen haben, unleugbar richtig. Aber wird der Gewinn uns bleiben? Wird er nach doppelter Seite betrachtet, uns bleiben? Werden wir, von deſſen Unrechtmäßigkeit überzeugt, nicht ſelbſt endlich in uns gehen, und einſehen, wir thaten dort zu viel? Wird nicht der Nachbar uns einſt fragen: Wer gab euch das Recht, dieſe Thierhaufen von ihrem Mutterlande zu trennen, und ſie euch unterthänig zu machen?

Und iſt es nicht ſehr möglich, daß hieraus ein neuer Thierkrieg entſteht, daß dieſer Jubel, den wir bey Ochſen, Kälbern, Hengſten, Affen und gefiederten Bewohnern unſerer Höhle wahrnehmen, ſich einſt in lautes Wehklagen umwandle, und zum Verderben der Baumkratzmiauer mehr die Folge beitrage als die Jtzzeit ſie hat gewinnen laſſen. Allein, was kümmern ſich die Thiere darum, die izt am Ruder ſitzen, und die den anſehnlichen Hahn belagert halten.

Und am Ende, fiel der Uhu, der ſich wieder erholt hatte, in die Rede, am Ende, wenn auch der anſehnliche Hahn es einſehen ſollte, wenn auch jemand ſich ihm zu nähern wagte, der es ihn einſehen lehrte, der Schritt wär nicht, der er ſeyn ſollte, wie kann er ihn zurückthun? Iſt es unter den Thieren gebräuchlich, ſich ein Dementi zu geben? Zerreißt nicht der Stärkere lieber den Schwächern, ehe er ſeinen Fehler gegen ihn eingeſteht?

Kurz, es ſieht mit dem Thierreiche übel aus, liebe Fremdlinge. Eilet, es zu durchwandern, und referiret euren Mitbrüdern, was ihr ſahet. Sollten ſie nicht Urſach haben, ſich damit zu tröſten, daß es an andern Orten auch ſo zugehe, wie bey ihnen? Freylich iſt der Troſt nur ſchwach, und keine Hülfe.

Wir konnten zu weitern Geſtändniſſen dieſe beyden Thiere nicht bringen. Wir erfreuten uns den Abend mit ihnen, und ſetzten am andern Tage unſre Reiſe aus der Reſidenzhöhle fort.

Auf dem übrigen Wege durch die Brummbrummiſchen Staaten beobachteten wir hauptſächlich, ob nicht noch ein mächtiger Eindruck vom groſen Löwen zurück geblieben wäre, bey deſſen Tode man doch des Weſens ſo entſetzlich viel gemacht; und wir fanden zwar, daß es noch eine anſehnliche Menge Thiere gebe, die mit der innigſten Ehrfurcht ſeiner gedachten, und bey gewiſſen Neuerungen ſeufzten, daß aber doch eine weit größere Anzahl kaum mehr ſein eingedenk waren, die Vorzeit ganz aus ihrem Sinne vertilgt hatten, und nur dem heutigen Tage ſich widmeten, daß ſie die Lage der Regierung hoch prieſen.

Und auch wir hatten nichts dagegen, daß ſie als treue Unterthanen ihren Thierregenten alles zum Beſten kehrten, und von ihrer Seite ebenfalls daran arbeiteten, Ruhe und Frieden allgemein zu machen.

Wir wünſchten Seegen über ſie, und näherten uns den Grenzen Kreuz und Quers.

Sechſter Abſchnitt.

Vierter Schritt. Erſter grauſer Anblick im Lande verlohrner Ill.

Stehe uns bey, ſchützende Macht des Thierreichs! ſtehe uns bey zu ſchildern das ſchreckliche Bild, welches in unſerm Auge ſich mahlte, als wir ſahen die Haupthöhle von Kreuz und Quer, als unſer Fuß in derſelben eintrat!

Nein, nimmermehr hätten wir von Thieren, die Natur doch nicht verleugnen ſollten, die ſo ſelten Natur verleugnen, es erwartet, daß ſie hier ganz aus den Schranken treten würden, die dieſe liebevolle Beherrſcherin ihnen gezogen. Noch fährt ein Schauder über unſer ganzes Weſen, wenn wir deſſen gedenken.

Lange ſind wir zweifelhaft geweſen, ob wir mahlen ſollten den Unfug, ob wir nicht ſchonen ſollten des Ruhms der Thiergeſchlechter, ob wir nicht verbergen ſollten Handlungen ſo grauſam als widrig.

Aber wir haben es verſprochen, unpartheyiſch darzuſtellen, was wir ſahen, und Wort, Wort wollen wir halten.

Rauchend noch, flammend noch zum Theil ſahen wir die Wohnungen der Thiere in dieſer Haupthöhle, aber rauchende Wohnungen, flammende Höhlen waren uns ſchon oft vorgekommen.

Wenn wir nur nicht hätten im Blute der Thiere waden müſſen! Wenn nur nicht auf jedem Schritte ein verſtümmelter Thierkörper uns entgegen gekommen wäre, wenn wir ihn nicht hätten überſchreiten, oder gar betreten müſſen!

Kannſt du es glauben, du, der dieſes lieſet, daß das Gehirn junger Thiere zuſammt den Häuten ihrer zarten Häupter noch an den Wänden klebte, kannſt du dir es denken, daß man Mütter mit ihrer Frucht nicht verſchont hatte. O ihr barbariſchen Thiere Kakerlaks! was hatte euer

Blut ſo erhitzt, was eure Wuth ſo raſch angefeuert? Wenn eure Potenz, wenn ſie euch auch den Befehl gab, für ſie zu erobern, dieſes Land, dieſes ſchon ſo oft zerſtückelte Land, wenn ſie auch nicht leben, nicht fortathmen konnte, ohne dieſen Theil des Thierreichs zu beſitzen — ſagt an — gab ſie euch denn auch den Befehl, jedes Nächſtengefühl zu verleugnen, Raub, Mord, Brand euch zur Seite gehen zu laſſen, die Verzweiflung zur Gefährtin eurer Feinde zu machen?

War ihr Ausſpruch es, nicht zu ſchonen des Thiers im Mutterleibe, zurückzurufen die Zeiten barbariſcher Thörverwüſtungen, die Zeiten der Finſterniß, des Mangels an Aufklärung? Wollte ſie, daß ein ſolcher Ruf von ihr erſchallen ſollte?

Nein, gewiß nicht — das war nicht ihr Wille. Und du, Befehlshaber dieſer Thiere, du Wolf aus gefühlloſen Gegenden, hatteſt du denn Wonne an dieſem Betragen deiner Kriegsthiere?

Glaubſt du dich damit vertheidigen zu können, daß du ihnen nicht Einhalt zu thun vermochteſt? Nein, das ſchützet dich nicht. Du konnteſt dieſe

Scenen vorher ſehen, du ſaheſt ſie gewiß vorher, und arbeiteteſt nicht an ihrer Milderung?

Es iſt nicht ſo ſchwer, als man es wähnt, ſelbſt dem wildeſten Kriegsthiere ein Gefühl beyzubringen, es warm gegen das Nächſtenthier zu machen, ihm darzuſtellen, wie es ſelbſt ihm zu Muthe ſeyn würde, wenn ſein Feind es beſiegte, und gefühllos es behandelte.

Freylich wäre es ſehr gut, wenn die Urſache der Kriege beym Thiergeſchlechte immer ſo beſchaffen wäre, daß, ohne darüber zu erröthen, die Befehlshaber ſolche den Kriegsthieren bekannt machen könnten. Da aber dieß der Fall immer nur auf einer, gewöhnlich auf keiner Seite war, ſo ſollte man wenigſtens ſie immer in dem gegenſeitigen Verhältniſſe zu erhalten ſuchen, ſollte ſie wenigſtens nicht als Todtfeinde, ſondern als Brüder, die für eine gegenſeitige Vereinigung fechten müſſen, vorbilden, und wie es bey den meiſten geſitteten Kriegsthieren auch ſchon gebräuchlich iſt, nur da ſie tödten und Blut vergießen heißen, wo es unumgänglich erfordert würde.

Aber hier — hier, wo es gar nicht erfor
derlich war — hier, wo Liebe und Güte ſowoh
angewendet geweſen wäre, hier, wo man den Ent
zweck hatte, zu behalten, was man erober
und alles darauf ankam, um gute Thiere zu U
terthanen zu haben, ſich Zuneigung bey ihne
zu verſchaffen, hier hätte gar nicht gemord
werden ſollen.

Denn Mord iſt Tod der Unſchuld zu nenne
Tod des Unbewehrten iſt Uebelthat.

Wenn man die Thiere, welche man mit d
Waffen in den Pfoten angetroffen, hingeſtre
hätte, ſo würde niemand das Verfahren mil
genannt haben, aber man hätte es nicht mit d
Namen einer Ungerechtigkeit belegen können. L
der waren hier noch ſchrecklichere Beweiſe der le
tern, als wir ſchon angeführt.

Wir kamen in die Wohnungen und auch h
war das ruhige Bürgerthier, vom blutigen St
niedergeworfen, mit raſcher Keule zerſchlage
auch hier waren Mütter und junge Thiere
Blute erblaſſet, der Beweiß, wie unverzeyhl
man zu Werke gegangen.

Sichtbar, ſehr ſichtbar waren hier die Proben, daß man nicht bloß auf Sieg, daß man auf Rache, daß man auf Verderben ausgegangen war, daß man hinterlaſſen wolle ein grauſendes Denkmahl dieſer Zeiten.

Aber erwirbt dieſes Denkmahl Liebe, die dem Thierregenten wie dem andern nöthig iſt, wenn er ruhig regieren, wenn er ſagen will: Fraget jeden, den ich beherrſche, ob er klagen kann?

Oder iſt es Principium, erſt Grauſamkeit fühlen zu laſſen, und dann Milde ihr folgend zu machen? Was erſetzt dem Thiere, welches den Druck der Grauſamkeit fühlte, Glück, Vermögen, Leben? Wie kann der es ihm nahm, dadurch gerechtfertigt werden, daß er ſeinen Nachkommen vielleicht eine Gnade erzeigt, die höchſtens ſein Leben friſtet, nothdürftig ihn ſich erhalten, und jedem mit Kummer an ſeiner Vorfahren erſte Lage, und mit Abſcheu an die Grauſamkeit an ihnen verübt, zurückdenkt?

Sollte man ins Detail der Folgen gehen, die dieſes für einzelne Thiere in Kreuz und Quer hatte, ſollte man alle die verarmten reichen, alle die zur Verzweiſlung gebrachten mittleren Thiere zählen, das würde ins Unendliche gehen.

Wie manchen edlen Kreuz- und Querlaner machte die Wuth zum Böſewicht, und ließ ihn an andern üben, was man an ihm gethan, den andern ſuchen, was man ihm ſo widerrechtlich genommen hatte.

Wir wollen den Vorhang vor die Scene ziehen, und zur Urſach und Geſchichte derſelben übergehen.

Siebenter Abſchnitt.

Wer erweckte das Feuer der Zwietracht? Wer wollte es dämpfen? Warum konnte er es nicht, ſo edel, und geſchickt er dazu war?

Der prächtige Faſan hatte den Kreuz- und Querlanern den Mund nach einer neuen Einrichtung wäſſerig gemacht, die er ihnen zu geben verſprach, und wodurch ſie unleugbar ſehr glücklich geworden wären.

Die ihm untergebnen Thiere hatten ihn bereits dafür geſegnet. Sie träumten ſich in der glücklichſten Lage von der Welt, und hoften nun endlich einmahl dahin zu kommen, daß ſie als ein ſelbſtſtändiges Reich nicht mehr von andern abhängig und den Launen ihrer Nachbarn ausgeſetzt, ſich vertheidigen, und widerſtehen könnten großen und kleinen Thierpotenzen, die feindſeelig ſie zu behandeln drohten.

Wir wiſſen, daß es nicht unbekannt war, daß eben dieſer prächtige Faſan hauptſächlich ſein Reich der Hyäne in Kaderlak zu verdanken hatte; wir wiſſen, daß er immer noch mit einigen geheimen Wohlgefallen an dieſe ſeine alte Wohlthäterin gekettet war; aber das wähnte kein Thier ſelbſt in ſeinen Beſitzungen, daß bey dieſer Gelegenheit noch ein mögliches Verſtändniß zwiſchen ihr und dem Regenten von Kreuz und Quer obwalte.

Das muthmaßte auf der andern Seite kein Thier, welches auch ſehr wohl von der Schwierigkeit unterrichtet war, die bey dieſer Unternehmung überwunden werden mußte, daß der prächtige Faſan keinen Muth haben würde, durchzuſetzen, was er einmahl angefangen, daß er mitten auf dem Wege ſtehen bleiben, und ſeine Thiere unverantwortlich preisgeben würde. Wenigſtens ließ keine über eine ſolche Muthmaßung ſich heraus.

Denn eines der Nationalthiere aus Kreuz und Quer, ein Adler von edler Bildung und noch edlerem Herze, ein echter wahrer patriotiſcher Vogel, hatte das Geheimniß des Faſans völlig durchſchauet, und wußte nicht allein, daß er ſelbſt keineswegs die Fähigkeiten hatte, eine ſolche Sache zu Ende zu bringen, ſondern auch, daß ſeine Schwäche ſo groß war, daß er opfern würde, wenn es darauf ankäme, das ganze angefangene Werk, und alle die ſich mit ihm verbunden hatten, es durchzuſetzen, die erſten, tapferſten und edeldenkendſten Thiere im Lande.

Dieſer Adler hatte dem Thierreiche ſchon gezeigt, was Geiſtes Kind er war. Er hatte bereits im Nordirlande, da man dort gegen Lieberlieber ſeine Rechte vertheidigt, ſich als einen tapfern vortreflichen Helden gezeigt, und er nahm ſich vor, ſeiner Mitthiere Retter zu werden. Nicht genug, daß dieſes Vornehmen von ihm im Innern vorbereitet wurde. Hier eröfnete er es denen Thieren, von denen er wußte, ſie hatten Muth und Kraft ihm beyzuſtehen, auszuhalten, und nicht wetterwendiſch zu werden, wie er wußte, der Faſan würde es in jedem Fall.

Auch gab es würklich Thiere, auf die er rechnen konnte. Ein Bär, der einſt dem ſpaßhaften Affen derb die Wahrheit geſagt, als er über eine ſouveraine Thierpotenz perſönlich loszuziehen ſich erdreiſtete; Ein junger Wolf der mit dreiſter Stirn eins der erſten Ehrenzeichen einer fremden Potenz ausgeſchlagen, und geſagt, er werde nie ein ſolches Zeichen tragen, weil er das Verdienſt nicht in äußerm Schmuck, ſondern in innerm Werth ſuchte: ſolche Thiere und ihres gleichen waren es, die der edle Adler vorbereitete, um, wenn er von allen Seiten die gehörigen Maaßregeln getroffen, auf ihre Vermittelung rechnen zu können, und durch ihren Beyſtand den Zweck zu erreichen.

Auf der andern Seite ſahe er wohl ein, daß bey den verſchiedenen Unterjochungen, unter welchen ſein Vaterland ſchmachtete, ihm dort der Hinderniſſe zu viel in den Weg gelegt wurden, um die Mittel aus dieſen eignen Beſitzungen derer, für die er ſo edel handeln wollte, zu nehmen.

Er wußte, es mußte für die Sache der Ill in Süſüſäß eine willkommne Hülfe ſeyn, wenn er von dieſer Seite eine Diverſion machte, und er ſuchte daher bey dieſen Mitbrüdern ſeiner Denkungsart Hülfe, die er auch zum Theil erhielt. In wiefern ſie wichtiger hätte ſeyn können, werden wir weiter unten ſehen, ſo wie in der Folge, in wiefern man gar nicht ſo handelte, wie man in Süſüſäß hätte handeln ſollen.

Wir müſſen hier den Leſer auf die zweyte Reiſe verweiſen, weil ſie den Zeitpunkt enthält, der nach und nach Süſüſäß zu der Veränderung brachte, welcher es unterlag, damit man dieſe Hülfe rechtmäßig verlangen konnte.

Der Grund alſo, warum der Adler dieſes alles unternahm, war der, weil er lange ver-

der

her ſehe, daß die vertretenden Thiere des anſehnlichen Hahns nicht mit der Aufrichtigkeit zu Werke giengen, die Unterhandlungen dieſer Art beleben ſollten, daß es über lang oder kurz zu einer ſchrecklichen Deklaration kommen müſſe, und daß dann ſeiner Mitthiere künftiges Heil unwiederbringlich verloren ſeyn müſſe.

Er wußte, daß er auf der andern Seite zwar einen redlichen Nachbar in Mimi habe, aber die dritte Seite, Kakerlak nemlich, war ihm in aller möglichen Art verdächtig.

Wie dieſes alſo, als die erſte Quelle der erneuerten Zwietracht auftrat, wie dieſe Thierpotenz mißbilligte und mißbilligen ließ alles was in Anſehung Kreuz und Quer geſchehen war, wie ſie verlangte und verlangen ließ, Aufhebung alles deſſen, wie der anſehnliche Hahn, oder vielmehr ſeine vertretenden Thiere ſahen, daß hier etwas zu verlieren, und nichts zu gewinnen war, wenn ſie bey der Thierparthie blieben, welcher ſie ihre Hülfe zugeſagt, daß hingegen vieles zu gewinnen, offenbar zu gewinnen, und folglich nichts zu verlieren ſey, ſo gaben ſie ihren Bundsgenoſſen den heilſamen Rath, ſie möchten ſich lieber den Forderungen der Hyäne nicht entgegenſetzen, als in eine gefährliche Poſition ſich ſtellen, die für ſie doch immer noch unglücklich ablaufen könnte. Zu mächtig ſey die Hyäne, als daß ſich ihr Widerſtand leiſten ließe, und wenn der anſehnliche Hahn ſchon damals ſeine Hülfe verſprochen hätte, ſo ſey es doch gewiß, daß er izt in ſolche Weitläuftigkeiten wegen Süſüſüß und des Miſchmaſchreichs verwickelt wäre, daß er aus der Noth eine Tugend machen, und ſeinen Beyſtand verſagen müßte.

Die Beſtürzung war freylich allgemein. Oeffentlich ſagten ſichs die Thiere, wie eine ſolche Treuloſigkeit bey ihrer aufrichtigen Behandlung nur ſtatt haben könne, nur die, welchen der Adler ſchon vorläufig von der zu erwartenden Kataſtrophe geſagt, waren weniger beſtürzt, und munterten die andern auf, ſolchen Vorſätzen ſich eifrig entgegen zu ſtellen, und da nun der Adler auch wieder erſchien, da er alles mit neuem Muth belebte, ſo bekam die Sache einen ſchönen Anſtrich.

Die Poſſibilitäten, welche die Süßſüßſianer hergegeben, waren glücklich durch die Länder der mit ihnen in Fehden begriffenen Thiere hindurch und richtig in Kreuz und Quer eingetroffen, und das trug freylich vieles dazu bey, daß der durch Kakerlake, und beſonders Brummbrums Aufführung betroffene und erhitzte Kreuz- und Querianer den Muth noch mehr wachſen ließ. Auch hatte alles eine unbegrenzte Ehrfurcht für den klugen und tapfern Adler.

Wenn er gleich nicht auf ein völlig eingerichtetes Heer, wenn er nicht auf die dabey erforderlichen Waffen rechnen konnte, ſo rechnete er deſtomehr auf ſeine gerechte Sache, und den Muth, an welchem es ihm dabey nicht fehlen konnte, weil er größtentheils eingebohrne Thiere hatte, denen ſeine vielvermögende Gnade es wohl begreiflich machen konnte, daß ſie mit ihrem Unterliegen zugleich alle ihre erlangten Freyheiten, alle Vortheile ihrer neuen Einrichtungen verlören, und unterthänige Thiere einer fremden Peterz würden.

Denn bereits waren die Kriegsthiere des anſehnlichen Hahns nicht freundlich und helfend, wie ſie verſprochen hatten, ſondern feindlich und verderbend, wie ſie nie hätten thun ſollen, in die Staaten von Kreuz und Quer eingerückt. Es war unter andern ein Pantherthier mitgeſandt, welches ein Heer Kriegsthiere anführte. Dieſes Pantherthier war nicht etwa Raubthier, wie ein gewöhnlicher Panther, in ſoweit dies zu ſeines Leibes Nahrung und Nothdurft erforderlich, ſondern es war der Abſchaum aller Panther im ganzen Thiergeſchlechte. Er hatte ſchon ſo viel Unthaten begangen, daß man vor ſeinem Namen bebte.

Man hatte ihm ſo wie man oft ſchwächlich und fälſchlich dem Morden und Brennen Ehrenzeichen giebt, auch ein Ehrenzeichen gegeben, und ſelbſt dieſes, welches ihm doch immer Erinnerung hätte ſeyn ſollen, daß er eigentlich Verdienſte haben müſſe, hatte ihn auf keinen beſſern Weg gebracht. Dieſer Panther war ſo voll des Raubens, Brennens und Mordens, daß die edelſten Thiere in Kreuz und Quer ihm unterlagen, und von ihm gleichſam durch Henkershand aufgeopfert wurden. Ohne Beweiſe, ohne Gehör litten ſie oft den ſchmählichſten Tod.

Und doch waren eben dieſe es, die, als ſie hernach in ihren Händen ihn hatten, ſein ſchonten, nicht an ihm vergolten, was er an ihnen verſchuldet, und als er an ſeinen in der Schlacht empfangenen Wunden ſtarb, ihm ein ehrenvolles Grab, nach den Würden, die er ſo unverdient beſeſſen hatte, zuleſſen.

Wer hätte es ihnen verdenken können, wenn ſie ihn in Stücken zerriſſen, alle Abſcheulichkeiten an ihm geübt hätten, da er mit ihnen nicht beſſer verfahren war.

Menſchen! Menſchen! Lernet von den Thieren, daß es oft edel iſt, Rache nicht üben, daß, den Feinden gutes thun, eine Eigenſchaft iſt, die ſich ſelbſt belohnt, und von Mitlebenden und Nachkommen geprieſen wird!

Von Seiten Kakerlaks waren große Heere im Anzuge, kleine ſchon in der Nähe der Haupthöhle von Kreuz und Quer. Dieſe hatten am meiſten zu fürchten. Der Adler hatte es freylich drauf angeſehen, auch ſie zu vertheidigen, aber im Grunde, wenn ſie auch verloren gienge, war deswegen noch nicht alles verloren.

Der patriotiſche Adler handelte in ſeinem Verfahren ganz nach den Grundſätzen einer reifen Weisheit. Der prächtige Faſan hatte ſich nicht ſo betragen, daß ſeine Landesthiere auf ihn Zutrauen ſetzen, oder erwarten konnten, daß er ſie ferner gegen feindliche Ueberfälle bewahren würde, wenn er ſie auch nicht ſchützen konnte. Wenn er wenigſtens auf ihrer Seite geblieben, wenn er an ihre Spitze getreten wäre, und geſagt hätte: Mitthiere! Brüderthiere! die ihr zutraulich die Wahl euch zu beherrſchen auf mich fallen ließet, ſehet mich bereit für euch zu ſterben, wenn ich für euch nicht leben kann, o wie würden alle ihm entgegen gejubelt haben!

Aber ſo verſteckte er ſich vor ihren Blicken, denn er ſchämte ſich ſeines Verfahrens, er muſte auch fürchten ihre Rache. Er hatte ſich mit Kakerlak mit dem gebohrnen Feinde dieſer Thiernation in neue Unterhandlungen eingelaſſen, und da man ſchon wuſte, ſchon voraus beſtimmen konnte, daß der Truthahn, Beherrſcher eines kleinen Diſtriktes zwiſchen Kakerlak und Kreuz und Quer, mit Hülfe und unter Vermittelung einer gelehrten Kreuzſpinne ſich Kakerlak unterwerfen würde, ſo bekam man dieſen Nachbar ſo nahe auf den Leib, daß freylich Bemühung, Anſtrengung, Redlichkeit, und Aufopferung einer bequemen Lebensart dazu gehörte, um nicht all dieſe Uebermacht gerade ſich auf den Leib kommen zu laſſen.

Zu allem dieſem fühlte ſich der Faſan nicht geſchickt, und dachte, es ſey beſſer unter einem Scepter ruhig zu leben, als ſelbſt einen Scepter zu führen, und ſich damit umherzuſchlagen.

Dennoch, obgleich der patriotiſche Adler dieſes ganze Unternehmen kannte, obgleich er wußte, daß der Faſan dieſer Meynung war, ſo wollte er ihn doch nicht ganz zu Boden ſtürzen, noch ſich an dem vergreifen, den ſeine Landesthiere einmahl zum Oberhaupt erkohren; aber weiſe ſchränkte er ihm ſeine Macht ein, weiſe hielt er ihn von allem zurück, was er zum Schaden der Thiernation unternehmen konnte.

Ohne ihn gerade unter ſeine Befehle zu bringen, mußte er doch ſeinen Rathgebungen folgen.

Indeſſen machte der patriotiſche Adler durch Muth und kluge Einrichtungen mit wenigen Kräften mächtige Fortſchritte, und es gewann das Anſehen, als ob ſeine Sache ſich gut endigen würde. Die Kreuz und Querianer ſammelten ſich mehr und mehr um ihn. Die halbe Thierwelt betete für ihn, und ängſtigte ſich für ihn, denn die halbe Thierwelt ſahe die Ungerechtigkeit ein, mit welcher man dieſes Thierländlein behandelte.

Aber im Laufe ſeiner Thaten wurde er gehemmt. Er konnte nicht vollführen, wozu er edel und geſchickt genug war. In einer Schlacht mit dem Kakerlakſchen Heere ward er gefangen, und der patriotiſche Adler gerieth ſelbſt denen in die Hände, welchen er ſeine Mitthiere entreiſſen wollte.

Indeſſen, ſo grauſam ſonſt Kakerlak in dieſer Feindſeligkeit ſich betrug, ſo hatte man doch Achtung für ein ſo edles Thier, und führte ihn nur gefangen fort, ohne ſeiner Ehre und Leben nachzuſtehen.

Achter

Achter Abſchnitt.

Wie ſucht man die Thierpotenzen zu vertheidigen, die zum Untergange Kreuz und Quers beytragen?

Wenn das Haupt fällt, wie ſollen die Glieder ferner widerſtehen? Es iſt zwar gewiß, daß es noch edle Thiere genug in Kreuz und Quer gab; auch waren einige, die es verſuchten, länger der eindringenden Macht Kakerlaks, und dem ſiegreichen Waffen des Naſhorns, welches dieſe Kriegsthiere anführte, zu widerſtehen.

Aber der gröſere Theil der Thiernation hatte doch auf den patriotiſchen Adler allein ſeine Hofnungen geſezt, und wie konnte man alſo noch erwarten, daß die vorigen Erwartungen erfüllt würden.

Die gemeinen Kriegsthiere hatten den Muth ganz verloren, und begaben ſich haufenweiſe wieder in ihre Haushöhlen zurück.

Es wurde daher dem Nashorn ſehr leicht, die noch übrigen Völker zurückzutreiben, zumahl der Panther aus Brumbrum auf der andern auch verdrang, und wenn ſchon die Brumbrumianer ſich der Grauſamkeiten nicht ſchuldig machten, die den Kakerlakianern zur Laſt fielen, ſo waren und blieben ſie doch immer ein großer Grund, daß alles das vorgieng.

Da wurden denn alle die Greuel vollbracht, welche wir unſern Leſern beym erſten Eintritt in Kreuz und Quer bekannt machten, und die in uns unvergeßlichen Schauder hervorbrachten.

Es gab zwar Uhus und Eulen, die auf mancherley Weiſe, theils gedungen, weil ſie dafür bezahlt wurden, theils ungedungen, weil ſie aus falſchen Urſachen ſchloſſen, die Rechte dieſer Mächte auf Kreuz und Quer zu beweiſen ſuchten, die es ſogar unternahmen, das jetzige Verfahren von Brumbrum zu vertheidigen.

Es war allerdings, ſagten ſie, der Wille des anſehnlichen Hahns, daß er den Kreuz- und Querianern beyſtehen wollte, und wenn die Sache in der Ordnung gegangen wäre, wenn ſie den Strauß im Ilm zum Nachfolger des prächtigen Faſans gewählt, wenn ſie in allen Stücken ſich nach den geheimen Planen gerichtet hätten, die ihnen vorgeſchrieben waren, ſo würde der Bruch zwiſchen dem anſehnlichen Hahn und ihnen nie erfolgt ſeyn.

Nun freylich, wenn man von Geheimniſſen ſpricht, ſo muß wohl der dritte, der davon nichts wiſſen kann, ſchweigen. Aber ſollten jene Großen der unterdrückten Nation, die laut genug über Gewalt geſchrieen haben, nicht geſchwiegen haben, wenn ſie ſich etwas zu Schulden kommen laſſen, was ſie nicht erfüllt hätten?

Und ſollten auf der andern Seite die Brummbrumiſchen Miniſter nicht laut geſprochen haben, wenn ſie etwas rechtmäßiges jenen vorzuwerfen gehabt hätten, ehe ſie ein ſo lautes Mißvergnügen der Thierwelt ertragen?

Ja, heißt es, man muß ſich um eines ſolchen vorübergehenden Gerüchts willen nicht bloß geben, ſich nicht immer in die Karte ſehen laſſen, und verrathen, was man etwa noch für geheime Dinge in ſeinem Buſen hat.

Ein vorübergehendes Gerücht alſo iſt es, wenn die Welt dergleichen Dinge mit Recht behaupten kann?

Nein, ihr guten Thiere, der Nachruhm bleibt ewig. Die Geſchichten der Zeiten ſind voll von den Thaten der Großen, nur was ſie thun, intereſſirt das Ganze, die Denkmähler werden insgeheim aufgeſtellt, und wenn auch die Itztzeit etwas zu verdecken ſucht, ſo ſtellt die Zukunft die nackte klare Wahrheit dar.

Aber wir hatten darauf gerechnet, ſprachen andre, daß Kakerlak mit in unſre Sache einſtimmen ſollte. Wir hatten von dieſer Seite Billigkeit erwartet, und deſſen Nichteinſtimmen, ja ihr Widerſpruch mußte uns zu andern Planen bringen, weil jeder doch immer ſich ſelbſt der Nächſte iſt. Wir hatten es ſehr gut mit den Thieren in Kreuz und Quer gemeint, da aber das Schickſal ſelbſt unſre Güte nicht erkennen, und ihr nicht beytreten wollte, da von einer andern Seite ſogar dieſes Schickſal ſich uns ganz entgegenſetzte, ſo blieb uns nichts übrig, als einen Baum vor unſer gänzliches Verderben vorzuſetzen, und das thaten wir, indem wir eine Provinz mehr uns eigen machten, durch welche Kakerlak in Zukunft erſt dringen mußte, ehe es uns auf den Hals kommen konnte.

Denn daß Kakerlak mit ſeiner Macht Kreuz und Quer überwinden mußte, daß dieſe ihm nicht entſtehen konnten, und daß auch wir mit unſerer Hülfe ihren Untergang auf die Länge nicht hintertreiben konnten, das war nach unſern beyderſeitigen Verhältniſſen vorauszuſehen.

Nicht, als ob wir nicht mächtig genug wären, gegen Kakerlak aufzutreten, ſondern weil wir befürchten mußten, von andern Seiten angegriffen zu werden, und auch bereits jetzt einen großen Theil unſrer Kriegsheere nicht in unſern Landen hatten. Ehe Kakerlak alſo alles nahm, das ganze Kreuz und Quer unter die Bothmäßigkeit einer bey weitem doch nicht ſo milden Regierung wie die unſrige kann, ſo wollten wir lieber einem Theile dieſer Unglücklichen ein beſſeres Loos verſchaffen, und mit unſern Staaten ſie vereinigen.

Nun wahrhaftig, das war doch noch gut gedacht. In ſo bewandten Umſtänden, müſſen die Thiere in Kreuz und Quer ſich wohl einer reellen Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter befleißigen, ſo wie auch die Brumbrumianer den weiſen Vorkehrungen der miniſtrirenden Thiere ein Opfer bringen müſſen, weil im Fall eines Angriffs von Kakerlak auf Brumbrum nunmehro nicht ſie, ſondern jene Unglücklichen wieder den erſten Anfall auszuhalten hätten.

Es giebt hier doch wenigſtens immer noch einige Scheingründe, die man allenfalls in Betrachtung ziehen kann, aber wenn die redenden Thiere die Kakerlak vertheidigen wollen, mit alten Rechten auftreten, die daſſelbe auf dieſes Reich haben ſoll, wenn ſie mit der Nothwendigkeit vortreten, dieſe Provinzen zur Schutzwand gegen benachbarte Einfälle zu machen, ſo lächeln ſelbſt diejenigen, die auch ſonſt des weitläuftigen

Reichs beſte Freunde ſind, und Thiere, die ſich im Stande für daſſelbige lange demüthigten, zucken die Achſeln, ſobald man dieſes Punkts erwähnt.

Laſſen wir lieber die Meynung die Oberhand gewinnen, daß die Hyäne gar zu gern ein kleines Lieblingsthier dort zum Regenten gewählt gehabt hätte, und da ſie dieſes nicht durchzuſetzen im Stande war, einen andern Weg ſuchen wollte, um zum Zwecke zu gelangen. Vielleicht klärt die Folgezeit hierinn mehr auf.

Neunter Abſchnitt.

Wie urtheilten die Thiere in Kreuz und Quer. Allgemeine Erinnerungen über Thiere und Thierweisheit.

Daß bey der bekannten Grauſamkeit der Kakerlakianer bey dieſen Siegen, ſobald die erſte Wuth, wo nichts geſchont wurde, vorüber war, hernachmohls ſehr gewählt diejenigen zur Strafe gezogen wurden, die mit des patriotiſchen Adlers Geſinnungen am meiſten harmoniſch geweſen waren, läßt ſich denken.

Seine getreueſten Anhänger verloren zum Theil das Leben, zum Theil wurden ſie zu ewiger Gefangenſchaft in weite entfernte Höhlen Kakerlakiſchen Diſtrikts verurtheilt.

Nur wenige waren niedrig genug den Patriotiſmus zu verleugnen, zu kriechen, und ſich zu demüthigen, und dieſe wurden denn auch zu Gnaden angenommen, indeſſen die rechtſchaffenen Thiere im Lande ſelbſt ſie verachteten.

Nun beſtanden denn die Einwohner des Reichs noch aus denen, die zwar an des patriotiſchen Adlers Unternehmungen auch Antheil genommen hatten, aber doch nicht in dem Maaſe, daß ſie darüber ſo ſehr zur Rechenſchaft hätten können gezogen werden, aus ſolchen, die unter das Kakerlaiſche Joch ſich ſchmiegten, und aus ſolchen, die gleichgültig die Sache anſahen, und gelaſſen erwarteten, wie ſie ſich enden würde.

Viele unter dieſen letztern hatten wenig Intereſſe dabey, und dieß daher, weil ſie ſich die Folgen einer Veränderung noch nicht denken konnten, weil ſie vielleicht wähnten, ihre Lebensart würde dieſelbe bleiben, ob Löwe oder Bär, Eſel oder Affe über ſie regierte. Ein anderer Theil, beſonders durch die Emiſſarien des patriotiſchen Adlers bekehrt, welche ihnen das Verſtändniß über ihre künftige weit beſſere Lage geöfnet, beſeufzten in der Stille, daß das groſe Werk, zu ihrer Vervollkommnung angehoben, nicht zu Stande gekommen.

Sie ſeufzten aber in der Stille, und das von Rechtswegen, denn bey ihnen wäre es eine eben ſo groſe Thorheit geweſen, wenn ſie jetzt ihre Unzufriedenheit hätten zu erkennen geben wollen, als es von denen klein gedacht war, die ſie einmahl ſchon zu erkennen gegeben, und nun ſich ſelbſt aufs Maul ſchlugen.

Im allgemeinen herrſchte unter den Thieren des Landes Kleinmuth. Die gutdenkenden fürchteten ihre Feinde, und die ſchlechtdenkenden waren für ihrem eignen Gewiſſen bange, und ſagten, über kurz oder lang würde einmahl wieder ein Schlag kommen, der ſie zu Boden ſtürzte, denn gut konnten ſie ihr eignes Betragen ohnmöglich nennen.

Diejenigen, welche feſt in ihrem Herze dem neuen Bunde treu geblieben waren, die nicht den kleinſten Verwurf ſich zu machen hatten, kamen wohl zuweilen noch zuſammen und berathſchlagten, was wohl zu thun ſey, um die Sache auf den alten Fuß zu bringen, und wenn ſie denn fanden, hier wäre nichts auszurichten, und wenn nicht etwa ein Engelthier wie der Adler erſchiene, und mit dieſer Erſcheinung das Glück von jenem verbände, ſo begnügten ſie ſich in träumeriſche Ideen ſich zu wiegen, wie es geweſen ſeyn würde, wenn alles nach Wunſch gegangen.

Wenn ſie ſich dann ihre Thiere alle ſo glücklich mahlten, und ſich ſelbſt am allerglücklichſten, ſo ſtrömten dem einen wohl die Thränen aus den Augen, und der andre fluchte der hämiſchen Nachbarthiere, daß ſie in ihrer Untreue und Gefühlloſigkeit ſo weit gegangen.

Aber einen andern Ton führten ein großer Theil der ausgewanderten patriotiſchen Thiere, die jetzt freylich nicht mehr das waren, was ſie geweſen, die ihrer Poſſibilitäten Menge mit dem Rücken angeſehen, die aber doch edel genug waren, ſich nicht wieder zurückzuwünſchen, und wenn ſie alles wieder erlangen könnten, wenn ſie unterworfen einem Scepter ſeyn ſollten, welches ſie einmahl haßten.

In allen Ländern ſchweiften dieſe glücklichen Unglücklichen umher, unglücklich weil ſie aus reichen Thieren arme Wandernde geworden, glücklich, weil ſie ſich nicht verläugnet, weil ſie das Bewußtſeyn großer Handlungen in ſich hatten, weil ſie genügſam auch in ihrer Armuth nicht murrten und klagten, ſondern immer ihre eigenthümliche Würde beybehielten, die ſie denn auch allen auswärtigen Thieren ſchätzbar machten.

Ueberhaupt kann der Menſch ſich kaum einen Begriff davon machen, wie groß bey den Thieren das Gefühl auf innere Standhaftigkeit, und feſte

Befolgung ihrer einmahligen Meynungen iſt. Man wähne ja nicht, daß wenn ſie zuweilen unter dem barbariſchen Bügel der Menſchen erliegen, daß das etwas anders, als Mitleiden mit der Schwäche deſſelben ſey. Ich nehme die ſchwächern aus, die dieſer ſogenannte Gott der Erde mit den Fingern zerdrücken kann, und die denn doch, wenn ſie ihre ganze Macht zuſammen nehmen wollten, empfindlich genug ihn morden könnten.

Aber das ſtärkere Thier, welches oft mit einer Bewegung ſeines Körpers ihn zu Boden treten könnte, denkt ſicher ſo edel, daß es ihn nicht verderben will, ſicher ſo weiſe, daß der nachgebende Theil der bey weitem klügere iſt.

Warum die Natur den paradoxſcheinenden Satz einmahl feſtgeſetzt, daß manche Thiere anderer Thiere zu ihrer Nahrung bedürfen, läßt ſich freylich nicht auseinander ſetzen, denn in die Geheimniſſe der Natur und ihres Schöpfers zu dringen, iſt uns nicht gegeben, wenn ſchon wir in die der Thiere einzudringen ſtark genug ſind.

Aber entſchieden iſt dieſer Satz auch noch nicht einmahl. Der Saame zum Böſen ruhet ſo gut im Thiere, wie in dem Menſchen, und es iſt immer unbillig, daß Verderbtheit deſſelben die Quelle davon iſt, ſo wie wir überzeugt ſind, daß es dem Menſchen möglich wäre, vom Ertrage des Feldes und den Produkten der Thiere zu leben, ohne ſie ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner Aufopferung zu machen.

Daß wir wenigſtens ſelbſt die Prolifikation vieler lebendigen Weſen befördern, um deſto mehrere lebendige Weſen zerſtören zu können, davon zeugt wohl jede ſogenannte Oekonomie.

Aber der Text wäre zu weitläuftig, um ſich darin zu verlieren, und würde allein ein Buch, wir können ſagen, ein Buch von der größten Wichtigkeit geben, wenn wir uns darauf einlaſſen wollten, auf die Grundgeſetze der Verhältniſſe der Menſchen gegen die Thiere, die Pflichten derſelben gegen dieſelben, zurückzugehen.

Wir bleiben lieber dießmahl im Thierreiche bey dem Betragen der Thiere gegen einander und gegen die Menſchen ſtehen, und hier haben wir, ungeheuchelt ſey es geſagt, wichtige, merkwürdige, anſehnliche Vorzuge gefunden.

Wir wollen der Standhaftigkeit hier gedenken, welche die Thiere beym Tode ihrer Mitthiere haben. Wie jammert der Menſch über den Tod des Menſchen! Wie klagt er, wenn ein Freund durch des unerbittlichen Schickſals Hand ihm von der Seite geriſſen wird! Und das Thier? Siehet es nicht mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit auf die Leiche ſeines Mitbruders? Hat es wohl eine andre Sorge, als daß deſſen Ueberreſt ihm nicht ſchädlich werde? Es weiß gewiß, den beſſern Theil von ihm trift es irgendwo an.

Aber freylich kann das Thier hierüber auch viel ruhiger ſeyn, als der Menſch. Denn es hatte nie mit hämiſcher Argliſt ſeinem Bruder wehe gethan; was es ihm je zu leide that, das war Nothwehr, des Hungers oder irgend einer Art der Vertheidigung. Daß es nicht auch ausgeartete unter den Thieren geben ſollte, läßt ſich nicht behaupten, aber daß Boßheit Grundgeſetz bey ihnen würde, wie bey manchen Ständen unter den Menſchen es wird, das iſt nicht anzunehmen.

Iſt es nicht Weisheit der Thiere zu dulden, wo ſie ſehen, der Menſch würde dulden, wenn ſie nicht duldeten? Müſſen ſie nicht einen beſſern Begriff von einem andern Leben haben, da ſie mit ihren Kräften gegen den gezwungenen Tod entgegenarbeiten könnten, und es doch nicht thun?

Freylich ſprechen wir: Sie wiſſen nichts davon. Wir rechnen ihre Weisheit zur Dummheit ihnen an. Sind wir überzeugt, daß dem ſo iſt? Sind wir ſo ſtark, etwas feſtes darüber beſtimmen zu können? Haben die größten Philoſophen aller Zeiten hierüber feſtgeſetzte Theſen gehabt, und iſt es nicht ein unglaubliches Vornehmen, wiſſen zu wollen, was in Körpern vorgeht, in denen wir nicht ſind, da wir nicht einmahl wiſſen, was in unſerm vorgeht, in dem wir ſind? Können wir den kleinſten Beweiß von dem geben, was in uns, uns unbekannte Schmerzen verurſacht, und iſt das Thier nicht unendlich weiter in der geheimen Kraft ſich zu helfen, als wir?

Haben wir die Enthaltſamkeit dem zu entſagen, was uns nicht bekommen möchte, wie das

Thier alles verſagt, wenn es ſich krank fühlt, und ſind wir dadurch vollkommen, daß wir dieſe Macht nicht haben, oder iſt das ein Theil unſrer größern Mangelhaftigkeit, und der größern Weisheit jener?

Zehnter Abſchnitt.

Sind Ausſichten da, daß dieſes ſo bleiben wird, oder ſtehen Veränderungen zu erwarten?

Wenn wir ſchon weit mehreres von den Verhältniſſen der Thiere gegen die Menſchen, und dem der Menſchen gegen die Thiere ſagen könnten, ſo würde uns doch dieſes nur zu weit von dem vorgenommenen Zwecke ableiten.

Wir kehren daher zurück und im Bedauren des Schickſals, welches die vortreflichen Einwohner von Kreuz und Quer betroffen, überſehen wir mit dem Leſer, ob ſie zu erwarten haben, daß ihr Elend ewig daure, oder ob Ausſichten für ſie da ſind, daß es einſt mit einer glücklichen Wendung auch ſie wieder glücklicher machen werde.

Wir wiſſen, daß die Zeit, die wir nicht anders als durch den fortgehenden Lauf der Begebenheiten definiren können, faſt alles in dieſer Welt Veränderungen ausſetzt, daß ſie Dinge gebiert, von welchen niemand geglaubt hätte, ſie könnten geboren werden, daß ſie aus gegründeten Reichen Wüſteneyen, aus dieſen blühende Monarchien gemacht. Wir wiſſen, daß Einwohner eines Landes nicht ewige Einwohner deſſelben ſind, daß ſie nach Menſchenaltern ſich verändern, nach Thieraltern folglich auch im Thierreiche, wo andere Thiere zugegen ſind, ſich die Geſinnungen, die Launen, die Umſtände verändern, und da wie hier oft die entgegengeſetzten Phänomene deſſen erſcheinen, was vorher war.

Aber wir gehen nicht auf das hinaus, was nach tauſend und aber tauſend Wochen ſich zutragen könnte, was das Buch des Schickſals der jetzigen Thiergeneration verborgen hält, was im Laufe der Zukunft vielleicht, und vielleicht nicht geſchehen könnte. Wir wollen die nächſten Folgen, wir wollen das beobachten, was die izt lebende Generation und die der Natur nach in die Kreuz = und Querſchen Angelegenheiten verwickelten Thiere davon urtheilen, dagegen oder dafür handeln würden.

Und wähnt man denn vor allen Dingen, daß Mimi, ein Staat, der ſo anſehnlich dabey intereſſirt iſt, hier ſtill ſeyen, und ruhig anſehen wird, daß zwey ihm gleich gefährliche Potenzen ſo ſehr über daſſelbe die Oberhand gewinnen, daß ſie gleichſam einen Schatz unter ſich theilen, der allein, wenn er gehörig verwaltet würde, ihn in Furcht ſetzen könnte, nehmen die beyden Potenzen auch nicht ihre übrige Macht dazu?

Und was könnte denn wohl der Grund ſeyn, daß Mimi hiebey ſo ſtill geſeſſen?

Hier müſſen wir wohl etwas weiter zurückgehen. Ob die ehemahlige Verbindung mit Kakerlak gegen Pipſipapſi, welche freylich ihren Hauptzweck dieſes zu demüthigen verfehlte, nicht noch Verbindlichkeiten zurückgelaſſen, die ohne große Emotionen, wenigſtens ſo lange nicht gebrochen werden können, als die Hyäne noch am Leben iſt, wagen wir zwar nicht feſt zu behaupten, aber es hat für uns Wahrſcheinlichkeit.

Daß der Haß der Pipſipapſier gegen die Mimianer eine ausgemachte tief gewurzelte Wahrheit iſt, wird niemand beſtreiten, und daß in der jetzigen Verfaſſung des Mimiſchen Staats, den, ohne Rückſicht auf das, was ſeine Gröſe gutes ſtiftet, alle Potenzen gern demüthigen mögten, eine Fehde mit Kakerlak und Pipſipapſi, welche denn doch, ſo wenig es auch wahrſcheinlich ſich darſtellt, einmahl ſich vereinigen könnten, weil ſie nach der Unterdrückung Mimis niemanden mehr zu fürchten hätten, daß eine ſolche Fehde bey den fortdauernden Unruhen mit Süßſüß dieſem Staate äuſerſt gefährlich hätte werden können, iſt eine erwieſene Sache.

Indeſſen, wenn man die Augen zuthut, ſchläft man nicht, und ſo lange Mimi ſeine

Einwilligung in das alles noch nicht gegeben hat, was in Kreuz und Quer vorgefallen, ſo lange kann man auch noch nicht ſagen, daß jene im Beſitz deſſelben ſind, vielmehr ſteht zu erwarten, daß wenn von dieſer nicht ſo zerrütteten Potenz, wie man es wähnt, verſchiedene andre Streitigkeiten, ſo gut es ſich thun läßt, beygelegt ſind, ſie auf ihre näheren Nachbarn die Augen richten, und ihre Handlungen ſo durchſchauen werde, wie ſie ihrem Intereſſe angemeſſen ſind.

Daß dieſer Zeitraum nicht weit entfernt ſeyn kann, läßt ſich mit eben der Gewißheit beſtimmen. Die Folgen werden uns lehren, daß die Zwiſtigkeiten mit Süßſüß ſich endigen müſſen, daß weder der eine noch der andre Theil dieſe Unkoſten, die auf eine ſo außerordentliche Art den Krieg begleiten, länger zu tragen im Stande ſey, und eine Vereinigung von jener Seite wird eine Entzweyung auf dieſer gewiß zuwege bringen.

Aber auch von innerer Seite ſteht zu erwarten, daß der Geiſt der Nation eine Unterdrückung

von

von ſo barbariſcher Art nicht lange geduldig ertragen wird. Wenn wir annehmen, wie viele Thiere in dieſe Sache mit verwickelt waren, die alles fürs allgemeine Wohl zum Opfer brachten; wenn wir dieſe Thiere in der ganzen Größe ihrer Seele als immer fortarbeitend für die Befreyung ihrer Mitthiere in geheim erblicken, wenn wir annehmen, daß im Innern von Kreuz und Quer nicht allein die patriotiſchen Geſinnungen noch verborgen liegen, ſondern deswegen immer mehr fortwuchern, weil das grauſame Betragen der Eroberer ihnen keine Liebe verſchaffen kann, ſondern Haß verſchaffen muß, auch verſtärken ihn muß, ſo können wir doch auch wohl denken, daß bald — nicht entfernt der Zeitpunkt ſich nahen muß, wo dieſe patriotiſchen Gedanken wieder zu Thaten aufleben, und die Mitthiere des vortreflichen Adlers aus ihren Mitteln wieder ein Subjekt auffinden werden, welches ſeine Gröſe ſich zu erwerben ſucht.

Edle Thiere wachſen, je mehr Hinderniſſe ſich ihnen in den Weg ſetzen, ihren Edelmuth nicht in Ausübung zu bringen. Jeder Tag mehrt ihre innere Kraft, jede Stunde, die ſie im patriotiſchen Eifer verdenken, läßt ſie neue Einſichten ſammlen, ihren gedrückten Mitthieren aufzuhelfen, und am Ende tritt der Schutz des Himmels, der die gerechte Sache noch nie verlaſſen hat, mit ins Spiel, und bringt zuwege, daß ein Funke eine Flamme wird, daß eine Kleinigkeit zur groſſen Sache ſich erhebt, ſo wie er aus Ruinen Palläſte entſtehen, und Palläſte aus Ruinen werden läßt.

Ueberdem iſt ja der patriotiſche Adler noch nicht todt. Vielleicht fügt es die Hand des Schickſals, denn was iſt dieſem wohl unmöglich, daß er einſt wieder in ſein Vaterland zurückkehrt, daß ſeine Mitthiere ſich wieder um ihn ſammlen, daß er noch einmahl das Schwerd zu Vertheidigung ihrer Rechte ergreift.

Feſſeln ſelbſt ſind nicht unzerbrechlich, und oft wird auch das Herz groſer Thiere gerührt, und ſie ſcheuen ſich, über gewiſſe Dinge ein Urtheil zu ſprechen, worüber ſie vielleicht einſt unerwartet Rechenſchaft geben müſſen.

Alſo immer nicht verzagt, du kleines Hänſlein! Wirf deinen Kummer in den Schooß der alles rächenden, alles aufklärenden, alles verändernden Zeit. Sie wird für dich ſorgen, wenn du ſelbſt nicht ſorgen kannſt. Die Triebfedern des ganzen werden wirken, wo einzeln man nicht zu wirken vermag. Aus Unbekannten wird die Gerechtigkeit des Himmels deinen Feinden wieder Feinde erwecken, und dein Triumph wird gewiß noch einmahl um ſo ſtärker glänzen, je tiefer du unterdrückt wurdeſt.

Zweyte Reiſe.

Reiſe durch Käſiana,
bis zur
Haupthöhle von Süſüſüß.

Zweyte Epoche.

Hält ſich hauptſächlich mit Gegenſtänden in Süſüſüß beſchäftigt.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt. Fünfter Schritt. Fahrt auf Fiſchen nach Kiſiana.

Zweyter Abſchnitt. Sechſter Schritt. Abreiſe von Kiſiana. Geleit von Fiſchen.

Dritter Abſchnitt. Siebenter Schritt. Ankunft in Süſüſüß. Schönes Land. Edle Thiere.

Vierter Abſchnitt. Offnes Bekenntniß der Landthiere in den Provinzen von Süſüſüß.

Fünfter Abſchnitt. Von einer beſondern Freude der gemeinen Thiere in Süſüſüß, und Beweiſen ihrer verſchönerten Denkart.

Sechſter Abſchnitt. Vorbereitungen vor der Reiſe nach der Haupthöhle. Bemerkungen voriger Zeiten, zu wiſſen nöthig.

Siebenter Abſchnitt. Meynungen der ſüſüſüſchen Thiere von ihren ausgewanderten Mitthieren

Achter Abſchnitt. Achter Schritt. Reiſe in die große Haupthöhle des Landes Süſüſüß.

Neunter Abſchnitt. Was die Thiere der Karavane unter ſich ſprachen, ehe ſie wußten, daß die Reiſenden ſie verſtänden, und ihren Reden aufmerkſam zuhorchten?

Zehnter Abſchnitt. Wie die Thiere der Karavane ſich benahmen, da ſie hörten, ihre Begleiter verſtünden ſie, und wüßten ſelbſt über ihre Einrichtungen ſo manches.

Erſter Abſchnitt.

Fünfter Schritt. Fahrt auf Fiſchen nach Käſtana.

Wir hatten anfangs uns zwar vorgenommen, unſern Weg von Kreuz und Quer nach Kakerlak zu nehmen, weil wir dieſem Lande würklich izt näher waren, als wenn wir andre Gegenden vorher bereiſeten. Wir bedachten aber auf der andern Seite, daß dieſes Land eben nicht die wichtigſten Auftritte und Aufklärungen in Anſehung der jetzigen politiſchen Thierverhältniſſe liefern könnte, und da unter allen Merkwürdigkeiten der Thierwelt, dieſe izt unſre erſte Aufmerkſamkeit an ſich zogen, nahmen wir anſtatt deſſen den Weg zu der ſchönen Handelshöhle See-

wärts,

mäctes, welche der große Löwe ſchon ſo gern gehabt hätte, und der anſehnliche Hahn nunmehr erhalten, und da hier einige Fiſche, die ſich ein angenehmes Geſchäft daraus machten, Reiſende über die Meere zu befördern antrafen, ſo ſetzten wir uns auf dieſelben, und traten die Reiſe nach Käſiana an.

Wir hatten auf der Fahrt ſelbſt wenig Bemerkenswürdiges. Es begegneten uns viele Fiſche, die zu Kakerlak gehörten, allein es waren lauter Poſſibilitätenkramfiſche, denn die Kriegsfiſche, die die Hyäne bis jetzt immer noch zum Lieberlieberſchen Fiſchheere ſtoßen zu laſſen, verſprochen hatte, waren bis Dato nur noch in ihrem Munde, und nicht in der That.

Wir giengen wieder durch einen Theil des Weiſſenſchneeiſchen Gebiets, und langten ohne weitere Unglücksfälle in der Haupt-Waſſerhöhle des Reichs Käſiana an.

Wir fanden hier alles mächtig verändert. Der gutwillige Hünerhund war nicht mehr zugegen. Wohl hatte er ſich es nicht träumen laſſen, da er durch ſeinen Freund, den anſehnlichen Hahn das erſtemahl von der Macht der patriotiſchen Thiere gerettet wurde, daß er zum zweytenmahle ganz der Hülfe dieſes ſeines Freundes entbehren müßte, und daß nicht wieder ein Heer bereit ſeyn würde, ihn gegen die Anfälle ſeiner Unterthanen zu ſchützen.

Es lag aber dieſesmahl nicht in dem politiſchen Syſteme des Brumbrummiſchen Staats, den Hünerhund zu ſchützen. Er hatte einen Stillſtand mit Süſüſüß, vielleicht einen Vergleich, den er hernach machte, ſehr vonnöthen, um ſich auf einer andern Seite ſicher zu ſetzen, und ſeine Nachbarn ſich ungefährlich zu machen. Dieſer aber konnte nicht zu Stande kommen, wenn er nicht von dem Vorſatze abſtand, Käſiana in den Händen ſeines Freundes gelaſſen wiſſen zu wollen.

Die Heere von Süſüſüß hatten eine günſtige Witterung wahrgenommen, die ihnen den ſonſt ſo ſchweren Zutritt zu Käſiana erleichterte, und waren bis ins Innere dieſes Landes gedrungen. Da ſie viel mit ihnen ſelbſt gleichdenkende Thiere angetroffen, da ſie mit dieſen wahrſcheinlich ſchon vorher in geheimer Verbindung geſtanden, ſo waren ſie großmüthig genug, Käſiana nun nicht als ein erobertes Land, ſondern als eine mit ihnen verbundne Thierprovinz anzuſehen. Da der größere Theil der wohnenden Thiere in Käſiana ſich in ihren Willen fügten, einen großen Theil von Poſſibilitäten, zu ihrem Behuf hergaben, und dadurch einen Theil der mehr für als wider ſie aufgewandten Kriegskoſten erſetzten, ſo brachten ſie es zuletzt auch dahin, daß der Hünerhund die Flucht nach Lieberlieber nehmen mußte, daß auch die bisher diſſenirenden Thiere der allgemeinen Stimme nachgaben, und ſich im ganzen vereinigten, den gemachten Einrichtungen in Süſüſüß beyzutreten.

Da wir weiter unten von dieſen hören werden, ſo erwähnen wir ihrer hier nicht weiter, ſondern führen nur an, daß bis auf jenen unter ihnen gemachten Vergleich eines Beytrags, die Kriegsthiere in Süſüſüß eines jeden Privat-Eigenthum ſchonten, nur die Poſſibilitäten des Hünernerhundes wurden als Beute erkannt, und auf dieſe Weiſe behandelt.

Gewiß iſt es, daß wir alles ziemlich vergnügt fanden, und wenn auch wirklich manche der hier befindlichen Handelsthiere behaupteten, die Veränderung wäre ihnen nicht gar zu behaglich, ſo ſagten ſie es doch nicht laut, ſondern behielten es für ſich.

Ein weit größerer Theil fanden, daß ſie in der Vereinigung mit Süſüſü; ein ſehr vortheilhaftes Mittel gefunden, in Zukunft vor allen Anfällen ſicher zu ſeyn. Viele zweifelten gar, daß, wenn dieſe Veränderung ſich nicht zugetragen, es doch endlich dahin gekommen wäre, daß der Hünerhund ſouverain über ſie geworden, und es könne wohl des anſehnlichen Hahns einſter Wille geweſen ſeyn, es endlich dahin zu bringen.

Wir wollen dieſer Meynung weder geradezu beyſtimmen, noch ihr auch gänzlich widerſprechen, weil der Thiere Gedanken wunderlich ſind, und in dieſem Reiche unter den Groſen würklich der Begriff, oder das Vorurtheil herrſchte, daß je unumſchränkter ein Thier regierte, deſto glücklicher wären ſeine Unterthanen.

Wenn

Wenn Ill im Handel eine Hauptſache iſt, um ihn blühend zu machen, ſo hatten die Käſianer in der That gewonnen, denn daß ſie damit nun freyer waren, als je, iſt nicht zu beſtreiten. Daß, was ſie vielleicht durch die zu erwartenden Einſchränkungen von Lieberlieber verloren, ſie an Süſüſüß gewannen, iſt ebenfalls wohl keinem Zweifel ausgeſetzt, und um die ſichere Ausſicht, daß bey einem Vergleich unter allen Thierpotenzen jede Laſt, die der Thierkrieg auf ſie gelegt, aufhören müſſe, das war ein Gewinn, der ſie auf immer ruhig machen konnte.

Wir zweifeln freylich, daß die übrigen Thierpotenzen je geglaubt hätten, daß die Käſianer dieſen Weg wählen würden, noch weniger ſich gedacht, daß die Süſüſüſianer ſich hier ganz im ſchönen blendenden Lichte zeigen würden. Die allgemeine Meynung war wohl, man würde das Land wie eine eroberte Provinz behandeln, und ſich ſo den Haß deſſelben zuziehen. Hierinn lag ein Irrthum der vielleicht ſelbſt mehr an dem Frieden mit Brumbrum Schuld war, als die Nothwendigkeit oder die Politik.

Es war auch ordentlich, als wenn die Veränderung auf die patriotiſchen Thiere in Käſiana eine glückliche Wirkung gehabt; Seelen arbeiten ſich wirkend und handelnd durch die ſonſt ihnen alles verdämmende Fettigkeit hindurch, und man ſahe manchen Rath geben, den man von einem Käſianer nicht erwartet hätte.

Es gieng auch übrigens alles in Ruhe und Friede ab. Beyde Thierprovinzen vereinigten ſich zu gemeinſchaftlicher Beyhülfe, und die wenigen Strafbaten waren ein Beweiß, wie wenige im Grunde gegen das neueingeführte Syſtem geweſen waren.

Denn wo das Gegentheil der Fall iſt, und beſonders Verluſt der Poſſibilitäten mit eintritt, da pflegt ſich der Eifer in Ausgelaſſenheit zu verwandeln, und der Exceſſe gehen unter den Thieren ſo viel vor, wie unter den Menſchen.

Wir hatten mit einigen der erſten Handelsthiere in Käſiana eine Unterhaltung über dieſe Gegenſtände, und fragten einen beſonders ehrlichen Hamſter, uns aufrichtig zu ſagen, ob die Witterung, die den Truppen von Süſüſüß den

Sieg über Käſiana verſtattet, nicht den reichen Thieren eine ſehr widrige Erſcheinung geweſen, und ob der Verluſt, den Lieberlieber ihnen beſonders an Fiſchthieren, und im Handel thäte, nicht troz ihrer Verſtellung äuſſerſt empfindlich wäre?

Allein dieſer Hamſter verſicherte uns: Gerade die reichen Thiere wären es, die hierbey am meiſten gewönnen. Was ſie an Poſſibilitäten zu den allgemeinen Vergleichsſummen beytragen müſten, ſey gegen ihr Vermögen eine Kleinigkeit, und die weit mehrere Freyheit des Handels brächte ihnen das in einem Jahre wieder ein.

Den Verluſt, den ſie an Lieberlieber erlitten, gewönnen ſie im allgemeinen an Süſüſüß. Was die Fiſche beträfe, ſo ſey dieſes leztere weit mehr darauf eingerichtet, Fiſche wegzunehmen, als das erſtere und der jezt geführte Waſſerkrieg ſey der deutlichſte Beweiß davon, als in welchem Lieberlieber ſehr den Kürzern in dieſem Punkte ziehe.

Wenn Süſüſüß die Parthie ergriffe, daß es ſich in keine Fiſchſchlachten einließe, ſondern

ble

blos einzeln dieſe an ſich zu bringen ſuchte, ſo könne das Inſelland nicht dabey beſtehen.

Wir fragten weiter, ob denn der Verluſt des Hünerhundes ihnen nicht nahe gienge?

Einem Theile, die in ihm hiengen, erwiederte er, gehe es gewiß nahe, ob aber nicht ſein ganzes Betragen in dieſem letzten Kriege allenthalben die Wurzel des Haſſes gegen ihn tiefer getrieben, und manches vom vorigen nicht ganz zu billigenden in der Thiere Gedanken wieder emporgebracht, dafür könne er nicht ſtehen.

Man wird ihn wieder zurückberufen, ſagte mein Gefährte. Brumbrum wird ſchon dafür ſorgen.

Der Hamſter lachte. Wenn für Brumbrum, ſprach er, etwas bey uns zu holen wäre, ja, dann möchte er wohl ſich wieder hier zeigen. Aber ich glaube ſchwerlich, daß dies der Fall ſeyn kann. Es ſollte mich auch ſehr wunder nehmen, fügte er hinzu, wenn bey dem letzten Kriege der anſehnliche Dahl die Koſten ſo ganz aus Groſmuth fahren laſſen. Es hat wohl damals etwas dahinter geſteckt, was wir nicht erfahren haben, und was die neuere Konvenienz hintertrieben hat.

Der Hamſter war übrigens ein ſcharfſichtiges Thier, und können wir ſeine Muthmaaſung gleich nicht beweiſen, ſo können wir doch billig glauben, daß er Gründe gehabt habe, ſie zu wähnen.

Zweyter Abſchnitt.

Sechſter Schritt. Abreiſe von Käſiana. Gefecht von Fiſchen.

Wir waren mit unſerm Aufenthalt in Käſiana übrigens nicht unzufrieden. Im ganzen genommen, waren die Thiere in dieſer Provinz ein ehrlicher Schlag, die den Verdienſt, den ſie machten, ſich ſauer genug werden ließen, da ſie Tag und Nacht arbeiteten, und mehr arbeiteten, um andern nützlich zu werden, als um ſelbſt ein bequemes gemächliches Leben zu führen. Wenn wir da gegen Handelsthiere an andern großen Handelsorten betrachteten, ſo ſuchten ſie mehr ihren Verdienſt, um recht hoch zu leben, viel Aufwand zu machen, um ihren Mitthieren Sand in die Augen zu ſtreuen, daß ſie ihren Poſſibilitäten Vorrath für noch größer hielten, als er es würklich war. Ehe man ſichs denn einmahl verſahe, waren ſie nicht im Stande, die Thiere, welche ihnen ihre Poſſibilitäten vertraut hatten, zu befriedigen, und machten viel Thiere arm, und das zwar vorſätzlich.

Das war in Käſiana ſehr ſelten der Fall. Geſchahe es ja einmahl, ſo war die Konnexion der Umſtände daran ſchuld, und ſolchen Thieren legten andre dann ihre Pfoten unter, ſo daß ſie ſich bald wieder erhoben.

Wenn in andern Handelshöhlen, die größten Poſſibilitätenthiere auf der faulen Haut lagen, wenn ſie ſchwärmten und ſchmauſten, ſo ſahe man in Käſiana noch bey ſpäter Nacht die größern Thiere in ihren Handelshöhlen beſchäftigt, um ihre Rechnungen in Ordnung zu bringen, und vorſichtig zu ſpekuliren, daß kein Unfall über ſie käme, und ſie wie andre in den gefährlichen Zeiten zertrümmerte.

Denn es war nichts natürlicher, als daß in den ſo gefährlichen Zeiten für die Thiere, bey den ſo allgemein kriegeriſchen Ausſichten, und dem Mangel der Nahrung viele Thiere zu Grunde gehen, und daher auch nicht im Stande ſeyn konnten, ihre Freunde, die mit Poſſibilitäten ſie unterſtützt hatten, zu befriedigen.

So ſehr nun die Käſianer von allen Seiten hierdurch litten, ſo war doch ihre Proſrikuität ſo groß, daß ſie ſelbſt immer durch Fleiß und Mühe ſich erhielten, und ob ſchon ihre Provinz mit ein Schauplatz des Krieges war, und der Hünerhund es nicht fehlen ließ, Thiere und Poſſibilitäten dem Lande, wie er ſagte, zu deſſen Vertheidigung zu entziehen; obgleich zuletzt die Provinz vom Feinde unterjocht, mit dem ſie hernach ſo ſehr Freund wurde, viel Laſt zu ertragen hatte, ſo ſieht man ſie doch heut zu Tage immer noch in dem blühenden Wohlſtande, den Fleiß und Arbeitſamkeit ſelbſt bey vielem Unglück erhalten.

Da wir auf unſerm Rückwege die Provinz wieder zu beſuchen bedacht waren, ſo verfielen wir auf die Idee, manches Merkwürdige bis dahin aufzuſchieben, und ließen uns von einem geflügelten Fiſche, der uns dieſen Dienſt antrug, über das Waſſer an die Küſten von Süſuſuß tragen, wohin unſer Sinn ganz ſtand, und welches wir zu erforſchen, die feſteſte Abrede genommen hatten.

Wir wählten aber wohlbedächtig einen neutralen Fiſch, dem von keiner Parthey ein Unfall zuſtoßen konnte, und wir merkten bald, daß wir ſehr weiſe daran gethan, denn wir waren kaum wenige Stunden vom Ufer entfernt, als wir das Schnauben, Brauſen und Toben auf einander erbößter Fiſche aus Lieberlieber, und Süſüſüß gewahr wurden, die nicht allein von weitem ſich fürchterlich beſprützten, und alle ihre Kräfte anwandten, durch künſtliche Würfe ſich zu ſchaden, welchem Manöuver, um nicht dabey zu ſchaden zu kommen, wir ſelbſt ausweichen mußten, ſondern wir ſahen ſie auch erhitzt und feurig, da ſonſt Kälte und Waſſer ihr Element

ment iſt, ſich einander nähern, und viele von ihnen mit einander baß kämpfen, und ſich verwunden.

Wenn wir über den Krieg der Thiere zu Lande, den wir in Kreuz und Quer angetroffen hatten, in Verwunderung gerathen, ſo war das Schauſpiel doch noch unendlich fürchterlicher, welches wir auf dem Waſſer antrafen, und wenn dir, lieber Leſer jemahls vergönnt wäre, wie uns, dieſem tumultuariſchen Verfahren zuzuſehen, du würdeſt dein Erſtaunen ſo wenig mindern können, als wir.

Denn es umgab die ganze Parthey dieſer Thiere ein Staub, den ſie um ſich her ſprühten, daß man ſie nicht zu ſehen vermochte, und wenn aus ihren feurigen Augen Blitze brachen, ſo machten ſie tödtliche Wirkungen auf die ihnen entgegenarbeitenden Fiſche. An die großen hiengen ſich dann kleinere in unendlicher Zahl, und manchmahl wenn ein groſer von einer feindlichen Macht in die Höhe geworfen wurde, ſo ward ein ganzes Heer mit hinauf gerückt, und kam zerſtückt wieder herab. Manchmahl verſank auch ein ganzes Heer, und die Landthiere, die ſich mit auf

dem

den groſen Fiſchen befanden, und auf ihnen kämpften, mußten jämmerlich vor den Augen ihrer Kammeraden ertrinken.

Kurz es war ſchrecklich anzuſehen, und füllt uns noch bey dem Gedanken daran mit Schaudern. Das Geſchrey der ſterbenden Thiere, das Wuthgeheul der lebenden, das Praſſeln ihrer Würfe, das Krachen, wenn ſie zuſammenſtießen, der Anblick der verſtümmelten Körper, die in die Luft geſchnellt waren, alles dieſes war faſt mehr als Herz und Gefühl ertragen konnten.

Es war, als ob es darauf angelegt wäre, der Thierheit den Garaus zu ſpielen. Denn wenn man bedenkt, daß ſchon auf dem feſten Lande, es hart iſt, Blut fließen zu ſehen, wo doch mit keinem andern Elemente zu kämpfen iſt; ſo muß es auf jenem ſchlüpfrigen Ebenen noch härter ſeyn, die oft in Berge ſich verwandeln, und alles verſchlingen, was vorher ruhig auf ihrer Fläche ſpielte. Wenn denn während des Streits ein ſolcher Sturm entſteht, ſo ſchlägt er Freund und Feind zu Boden, und Wunder wäre es nicht, wenn der Himmel dieſes zuließe, weil er ſiehet, ſehet, daß Thiere, die er zu einem friedlichen Leben erſchuf, ſo feindſeelig mit einander umgehen.

Wir ſahen in der Folge noch einige kleine Fiſchſchlachten der Art, welche aber nur Fiſche waren, die auf Raub ausgiengen, und von jedem Kriegführenden dazu berechtigt werden, ſeinen Feinden Abbruch zu thun.

Endlich kamen wir von dieſen unruhigen Gegenſtänden ab, und näherten uns der Küſte, wohin unſer Lauf beſtimmt war.

Dritter Abſchnitt.

Siebenter Schritt. Ankunft in Süſiſiſi. Schönes Land, edle Thiere.

Ich weiß nicht, welch ein Gefühl mich auf einmahl durchſtrömt, ſagte mein Reiſegefährte, wie er dieſe Küſten erblickte, da ich ein Land

ſahe,

ſache, welches in der Geſchichte des heutigen Thierreichs, eine ſo auſſerordentliche Epoche macht, daß es, man möchte wohl ſagen, kein einziges Thier mehr giebt, welches nicht von ſeinen Schickſalen ſpricht, da für oder da wider redet, und ſeinen Antheil zu ſeinem größten Schaden manchmal laut zu erkennen giebt.

Ich will nicht davon reden, fuhr er fort, daß die Epoche gerade in jedem Stücke vortheilhaft für daſſelbe wäre. Es hat Geſchichtſchreiber hin und wieder gegeben, die dieſe Thierrevoluzion und ihre daher entſprungene Jll. als äußerſt häßlich, verderblich und ja elendwerth geſchildert. Es hat Uhu und Eulen, ſelbſt in Hölen, wo man Gelehrſamkeit unter den Thieren zu verbreiten ſuchte, und wo folglich der höchſte Grad des hellen Lichts ſeyn, und nichts behauptet werden ſollte, was man nicht ganz ſicher vorher unterſucht hatte, ſelbſt da hat es Uhus und Eulen gegeben, die ſich nicht entbrochen haben, auf die elendeſte Art eine ganze Thiernation zu ſchimpfen, reſpektwidrig von ihnen zu ſprechen, da ſie doch einen großen Theil des allgemeinen

Thierſyſtems ausmachten, und die ſie ſo behandelten, nur einzelne Individua waren, die da hätten bedenken ſollen, daß ſie auch nur über einzelne Individua ihr Urtheil fällen konnten, und ſich nicht unterfangen dürften, eine ganze Nation anzugreifen.

Dagegen giebt es wieder andre, ſagte er noch immer im vorigen Eifer, welche alles was in dieſem neuen Thierſtaate geſchehen iſt, ohne Unterſchied billigen, ſelbſt das Tadelhafte lobenswerth finden, und die ſchrecklichſten Scenen, welche dazumahl vorfielen, als Uſurpatoren ſich höherer Gewalt bemächtigten, als ihnen gegeben, und erlaubt war, ſebſt die mordſüchtigen Ausfälle auf unſchuldige, oder doch nur ſchwach gravirte Perſonen, als etwas zum Guten des Staats beytragendes anſahen, und ſich nicht ſcheuten, Thiere, die doch immer nur nach dem ſchwachen Geiſte der Thiere handeln konnten, für Weſen höherer Art auszugeben, und vorgaben, daß bey ſolchen tumultuariſchen Umwälzungen, das der Fall gar nicht ſeyn kann.

Beyde giengen zu weit, erwiederte ich meinem Freunde. Wir kommen nun jezt dahin, wo wir von Thieren, die Augenzeugen bey der Sache waren, uns alles erzählen laſſen, wo wir beyde Partheyen hören, und von dem richtigen Verlauf ſowohl, als von den Fehlern und Schwachheiten, die dabey vorgiengen, Red und Antwort zu geben im Stande ſind.

Eine Sache, die uns einen groſen Theil der ziemlich langen Reiſe beſchäftigt hatte, war die, wie wir den erſten Anblick daſelbſt finden, und in Anſehung des erſten Augenmaaßes urtheilen würden.

Es waren auch hier ſo viele und häufige Widerſprüche bey den Nachrichten, die wir erhalten hatten. Einige wollten behaupten, in den Provinzen des Thierſtaats Süſüſüß ſey das Elend größer, als man ſichs denke. Es ſey eine Entvölkerung in Anſehung der ſtarken Kriegsthiere vorhanden, es ſey ein Mangel an allen Poſſibilitäten, ſowohl derer des Genuſſes, als derer, ſich Genuß dadurch zu verſchaffen. Es ſey nichts weiter, als daß ein Elend mit dem andern vertauſcht worden wäre.

Andere wieder brachten goldne Zeiten zum Vorſchein, hatten uns geſagt, das Landthier lebe in einem beneidenswerthen Ueberfluße, gleiche den ehemahligen großen Thieren des Landes, und häufe Poſſibilitäten.

Wir hatten uns auch hier einen Mittelweg abſtrahirt, aber ganz Mittel war er nicht, er neigte ſich mehr zum letztern.

Wir waren in einer Seehöhle gelandet, in welcher ehedem einiges Blutvergießen vorgefallen, und welche wohl von den feindlichen Thieren belagert, aber nicht in ihre Hände gefallen war.

Nach der Zufriedenheit zu urtheilen, die wir in dieſer Höhle allgemein wahrnahmen, muſten wir ſchon auf das Ganze verbeſſerte den Schluß machen. Mein Geſährte war ehedem ſchon in Süſüſüß geweſen, aber er ſagte, er könne noch nicht urtheilen, denn wir wären eigentlich noch nicht da, wo der meiſte Druck geherrſcht hätte. In dem größern und bewohntern Höhlen hätte

hätte man auch damahls wohl vergnügte Geſichter geſehen, und man könne überhaupt eine Provinz in dem Thierreiche nie nach den Haupthöhlen beurtheilen.

Beſonders fände dies ben der Haupthöhle im Reiche Süſüſüß ſtatt, weil da eine ſolche Menge verſchobener Thiergeſtalten, Thierdenkungsarten, Thierverhältniſſe, und Thierchikanen zuſammen kämen, daß dieſer Hauſe gar nicht mehr als Nation zu betrachten ſey, ſondern ein wildes unbeurtheilbares Gemengſel ausmache.

Und wenn ſchon alles was zum Beſten des ganzen behandelt und beſchloſſen würde, darinn ſich zutrüge, und des Volks Wohl ſeinen Grund da fände, ſo wäre dies doch nur von der kleinen Anzahl Thiere, die ihre Zeit für das Bearbeiten dieſes Wohls aufopferten, und von dem übrigen ganzen großen Hauſen der Höhlenbewohner ſey der kleinſte Theil national. Wenigſtens ſey es zu der Zeit ſo geweſen, wie er ſich da befunden.

Uebrigens ſchien er eine Art von Solidität ſchon hier bey dieſen Thieren zu finden, die ihnen ſonſt gemangelt hätte.

Wir hielten uns nicht lange auf, und machten, daß wir in die anmuthigen Provinzen der andern Seite dieſes Landes kamen, von welchen eine vortrefliche Eule uns eine ſo reitzende Schilderung geliefert, die alle die ſie angehört entzückt. Freylich wäre auch hier zu wünſchen geweſen, daß dieſe Eule in den zuletzt beſchriebenen Baumrinden ſo intereſſant geblieben wäre, wie in den erſten, welches aber aufrichtig geſagt, dieſes mahl nicht der Fall war. Wir hoffen, daß bey einer etwanigen Fortſetzung ſie wieder in das Gleis kommen wird, welches ſie vielleicht aus Eigenliebe für ihre kleinen Fata verlaſſen, da auſſerdem Vortrag und Einkleidung bey ihr ſo ſchön iſt, daß ſie Bewunderung verdient.

O wie ſchön wurden auch wir bey jedem Schritte überraſcht, den wir durch dieſes vortrefliche Land thaten! Wie ſtrömten uns die Zeichen der Fröhlichkeit, wie dir Beweiſe des ganz verſcheuchten Unmuths aus allen Thieren entgegen! Sie hüpften und ſprangen alle um uns herum, um uns zu ſagen, daß ſie eine Glückſeeligkeit gefunden hätten, ſie ſich kaum zu träumen einer von ihnen ſich unterfangen.

Nicht, daß wir reich geworden wären, ſagte ein Sperber, welcher zierlich ſich uns nahte, und uns einige der ſchönſten Früchte brachte. Nein wir haben des glänzenden Poſſibilitätenkrams eben ſo wenig, als wir ehedem hatten, und wir wünſchen auch gar nicht, daß er unter uns zu gemein werden, und den Keim der Unſchuld und einfachen Sitten durch Neid und Habſucht verdrängen ſoll. Vielmehr wollen wir recht gern, das, was wir aufübrigen, noch dem Staate geben, damit er davon die Kriegsthiere erhalte, und bey den vortreflichen Eigenſchaften unſrer neuen Einrichtung uns ſchütze, wenn fremde Thiere ſich unterfangen wollen, unſre Glückſeeligkeit zu beeinträchtigen.

Vierter Abſchnitt.

Ofnes Bekenntniß der Landthiere in den Provinzen von Süſuſuß.

Der Sperber wurde abgerufen. Er ſtand in einem öffentlichen Amte, und mußte eben eine ſeiner obliegenden Pflichten vollziehen. Alle Thiere die zugegen waren lobten dieſen vortreflichen Vogel. Das Amt eines Richters unter uns, welches er bekleidet, ſagten ſie, hat er aus Liebe zu uns, und aus Enthuſiaſm für die gute Sache angenommen. Er iſt ein vermögendes Thier, und was er eigentlich an Poſſibilitäten bekömmt, das hat er zum fortzuſetzenden Ill - Kriege geſchenkt.

Er wollte es erſt den armen Thieren unter uns geben. Aber ſeit der neuen Einrichtung haben wir keine armen Thiere mehr, das heißt, ſeitdem wir zu leben haben.

Wir waren neugierig genug, nach den eigentlichen Vortheilen zu fragen, die ihnen dann geworden wären, da wir nicht wahrnahmen, daß ſie ſich ſchmückten, noch daß ſie reicher wären.

Ey ey, ſagte ein bejahrter ſchwarzer Fuchs, der aber nicht mehr zu jenem Stande gehörte, ſondern ſich von demſelben losgeſagt hatte, ihr müßt gar nicht auf das Acht gehabt haben, was euch der Sperber geſagt, wir wollen nicht reich, nicht geſchmückt, nicht vornehm ſeyn. Aber ſind denn das keine Vortheile, daß dieſe armen Thiere alles eſſen dürfen, was ſie erbauen, daß ſie alle Poſſibilitäten, die die Natur uns giebt, genieſſen können, ohne darinn ſo eingeſchränkt zu ſeyn, wie ſie ehedem es waren, wo das Amtmannsthier alles vor dem Munde ihnen wegnahm. Und was dieſes nicht nahm, das nahmen dann die unerſättlichen ſchwarzen Thiere.

Ohne uns mit dem Menſchen gerade in Vergleichung ſetzen zu wollen, welches wir uns nie unterfangen, können unſre Landthiere ſich ohngefähr des Sprichworts eurer Bauern bedienen, wie ſie bey Abſchaffung der Klöſter ſagten: Gottlob! nun eß ich meine Kälber, und mache meine Kinder ſelber.

Es war warlich nicht ſchön, wenn ein ſchwarzer Marder ſich berechtigt glaubte, bey eines andern Marders zärtlicher Gemahlin auch zu genieſſen, was ihr Marder genoß.

Ja, hub ein Kalkrabe mit einem weiſſen Schweife an, dieß iſt ſchon ein weſentliches Stück, was wir gewonnen. Und dann können wir auch manchmal jemanden auf einen guten Käſe zu Gaſte bitten, da wir ſonſt die guten alle abliefern mußten, und nur die elendeſten für uns behalten durften.

Ein goldgelber Fuchs meinte, man habe ſonſt keine reife Traube genießen dürfen, aus Furcht, in dem Fall die Abgaben nicht bezahlen zu können, und eine geſchmeidige Katze meinte, die reifen Oliven ſchmeckten auch beſſer, als die dürren Spätlinge. So hatte jedes etwas von Vortheilen zu ſagen, die es bey der Veränderung erhalten, aber bey allen bezog es ſich auf nothwendige Bedürfniſſe, bey keinem auf Ehre oder Glücksgüter.

O ihr glücklichen Thiere! die ihr in einer ſo edlen Einfalt noch lebt, daß ihr außer den ſchönen reichen Gaben der Natur keine weitern Bedürfniſſe kennt! Der gütige Himmel ſegne euch doch in dieſer eurer Reinigkeit und laſſe euch nicht aus den Schranken treten, in denen eigentlich alles leben ſollte, was einen lebendigen Odem hat!

Ja, rief mein Freund, ja es iſt eine ausgemachte Sache, in Süſſäſäß lebt das Landthier glücklicher, als es vor dem lebte. Die armen Thiere ſind reich geworden, denn man hat ihnen die Natur wiedergeſchenkt, welche man ihnen vorher genommen hatte. Man hat ſie dadurch zur größten Seeligkeit beſtimmt.

O, ſetzte er hinzu, und wandte ſich zu mir, was haben wir nöthig weiter zu gehen? Was ſollen wir noch die Haupt- und Reſidenzhöhlen beſuchen, was ſollen wir Uebel ſehen, wo wir hier in tauſendfachem Guten bleiben können. Siehe nur einmahl um dich, und betrachte jedes

Thier, was hier zugegen iſt! Lacht nicht die Fülle der Freude aus allen? Iſt ein einziges da, von dem du ſagen könnteſt, es wäre traurig, niedergeſchlagen? Siehſt du irgend eine Sehnſucht?

Nun, erwiederte ich meinem Freunde, traue nicht immer dem Anſchein. Er trügt. Sollte es nicht demohngeachtet hier gnug geben, die traurige und wehmüthige Gefühle in ihrem Herzen hätten? Sollten ſie nicht um den Frieden ſeufzen? Sollten ſie nicht ihre Verwandten und Bekannten, die der Krieg ſchon opferte, betrauern?

Eine ſchneeweiße Kuh, die mir zur Seite ſtand, erhob ihre Stimme, und ſagte; Sie bedauere uns, daß wir nicht eine beſſere Meynung von ihrer Vaterlandsliebe hätten. Was den Frieden beträfe, ſo wären ſie allerdings nicht in Abrede, daß ſie ihn wünſchten, weil er dem ganzen Lande Freude und Seegen bringen würde. Aber ſie wären auch eben ſo gewiß überzeugt, daß wenn es rathſam wäre, ihn zu machen, ſo würden diejenigen, die ihnen die Glückſeeligkeit verſchaft, die ſie itzt genößen, darauf denken jene, die ihnen ſo wünſchenswerth wäre, zu befördern. So lange aber dieſe auch noch für gut fänden, dieſen Krieg fortzuſetzen, ſo wären ſie nach aller ihrer Macht und Kräften verbunden, ihr Vaterland darinn zu unterſtützen, und nicht nur alle ihre Poſſibilitäten zu dem Endzwecke herzugeben, ſondern auch ſich nicht zu ſchonen.

Sie habe drey Brüder, die ſchon in dieſem Thierkriege umgekommen, ſie habe aber über keinen geweint, ſondern ſie habe ſie glücklich geprieſen, daß ſie den Todt fürs Vaterland geſtorben. Sie dem Staate verſagen, hieße, ſein eignes Unglück wieder befördern, und herbeyrufen wollen.

Wir mußten hier bewundern, wenn wir auch nicht gewollt hätten. Wir hatten auf der ganzen Reiſe durch Süſüſüß nicht bemerkt, was ſo manche Reiſende uns verſichern wollen, daß ſo viele Ländereyen in dieſen Provinzen um die Höhlen der Thiere wüſte lägen, daß man keine arbeitenden Geſchöpfe mehr fände. Aber wir fanden gerade das Gegentheil. Weibliche Thiere, die jüngſten Thiere halfen mit alles in Ordnung bringen.

Kurz alles beſtrebte ſich die Lücke der abweſenden Kriegsthiere zu erſetzen. Wohin wir kamen, fanden wir allgemein Freude und Jubel bey dieſer Beſchäftigung, und die Worte die man dabey hören ließ, und in den Geſang miſchte, zeugten von der allgemeinen Zufriedenheit mit den Einrichtungen der vorſitzenden Thiere.

Denn unſre Leſer wiſſen noch nicht, daß der Aal und die ſchöne Schlange nicht mehr waren, die Folgezeit wird ſie davon unterrichten, wenn wir vorher noch etwas über die Gefühle der Süſüſäßianer ſo wie ſie von der Mutter Natur ihnen eingeprägt, nach geendetem Drucke in ihnen wieder erwacht waren, werden gehöret haben.

Kunſ:

Fünfter Abſchnitt.

Von einer beſondern Freude der gemeinen Thiere in Süſuſüß, und andern Beweiſen ihrer verſchönerten Denkungsart.

Ueber ſeines Mitthiers Glück und Wohlſtand Freude zu fühlen, und lebhaft dieſe Freude ſehen zu laſſen, iſt wohl eine Eigenſchaft, die man ſelbſt an einem Thiere bewundern und hoch ſchätzen muß. Aber wenn man dieſe Eigenſchaft nun bey einer ganzen Thiernation gewahr wird, wenn dieſe ſich es als ein unvergeßliches Wonnefeſt aufzeichnet, wenn in einer von ihnen weit entfernten Gegend eine Gattung Thiere, die bisher unter einem fürchterlichen Druck gelebt, der nicht blos an Grauſamkeit, der an Verleugnung jeden natürlichen Gefühls ſich feſt angeſchloſſen, wenn dieſe Unglücklichen auf einmahl einer mildern Behandlung überlaſſen, und in Rechte eingeſetzt werden, die ſie bisher nicht hatten, ſo muß das unſre Seelen bis ins innerſte rühren, und wir müſſen ſagen, ihre Veränderung ſey ſegenreich geweſen.

Lange ſchon war es die Gewohnheit aller derer Thiere, die ſich in neue in Beſitz genommene Provinzen wagten, daß ſie um dieſe theils ehedem verwüſteten, theils noch unbebaueten Gegenden zu bauen und Nutzen daraus zu ziehen, Thiere aus noch entferntern Ländern um andre Poſſibilitäten an ſich kauften, und dann ſie mehr als eine verworfne Race, als wie vernünftige Thiere behandelten.

Nicht allein, daß ſie ihnen jede Möglichkeit, Ill wieder kennen zu lernen, nahmen, ſondern ſie belegten ſie auch noch mit ſo ſchweren Bürden, daß ſie ſie kaum zu tragen fähig waren, und ſehr oft unter der Laſt erlagen.

Eingeſperrt, und nur wenn ſie zur Arbeit mußten, aus den Kerkern geführt, dann bey dieſer Arbeit mishandelt, und der Laune eines

übe

eines über ſie geſetzten Thiers ganz preis gegeben, welches, wenn es boshaft war, ſie aufs ſchändlichſte behandeln konnte, wurden dieſe armen Thiere oft ihres Lebens ſo müde, daß man ſie ſich umbringen ſahe.

Viele angeſehene Eulen und Uhus hatten ihre Meynung über dieſe Crauſamkeit laut genug zu erkennen gegeben, man hatte das widerrechtliche Verfahren in viele Bäume eingekrazt, ſo daß es von jedermann zu leſen war.

Aber was half das? So lange die erſten regierenden Thiere keine Vorſtellung trafen, ſo lange ſie nicht dieſen ganz unerhörten Thierhandel öffentlich verboten, ſo lange konnte darinn keine Aenderung getroffen werden.

Denn ſelbſt die Meynung, daß man zuviel Beſitzer der Güter in fremden Beſitzungen in Verlegenheit ſetzen daß man die Staatseinkünfte ſchwächen würde, fand in den Augen der Miniſter der Staaten ſo vielen Beyfall, daß die Thiere die jener Linderung des Schickſaals dieſes Unglücklichen willen täglich ihre Lungen in Bewegung ſetzten, nichts mehr auszurichten vermogten.

ten. Sogar in Lieberlieber, in welchem Lande man doch immer noch freyer ſprechen durfte als in jedem andern Staate, hatte eine große Dogge und ein kleiner engliſcher Hund beyde ganz mit Macht und Nachdruck in den öffentlichen Staatsverſammlungen gegen dieſes Verderben der thieriſchen Natur geſprochen, und behauptet, daß es der Lieberlieberſchen Thiernation zu ewiger Ehre gereichen würde, wenn ſie zuerſt dieſen Keim des Verluſts edler Geſinnungen erſtickten, und den der allgemeinen Milde wider hervorſuchten, nach welcher man jedem Thiere den Gebrauch der Natur und ihrer Rechte verſtatten müßte.

Allein ihre auf ſo ſchöne Gefühle und ſo ſchöne Grundſätze gebauten Aeuſſerungen hatten zwar Eindruck genug gemacht, wenn aber eine Hofparthey in irgend einem Staate einmahl etwas durchſetzen will, ſo weiß ſie auch Mittel zu finden, ſolches zu thun, und wenn die reelſten Thiere ſich gegen ſie ſetzten. Beſonders, wo es auf Stimmen ankömmt, da weiß ſie es immer ſo einzuleiten, daß deren größte Anzahl auf ihrer

Seite ſind. Denn die Art wie Poſſibilitäten auf die Thiere wirken, iſt gerade dieſelbe, wie ſie auf uns Menſchen wirken, mit dem Unterſchiede, daß wir Geld erhalten, gern nehmen und dafür nicht blos fremde Menſchen, ſondern zuweilen unſre eigenen Verwandten und Mitbrüder verkaufen.

So war es auch in Lieberlieber. Die Stimme der Milde drang bey den Hofthieren nicht durch, und die guten Mitglieder des Landes hatten den Schmerz zu ſehen, daß eine nachbarliche Nation den Ruhm davon trug, den ſie eigentlich hätte erhalten ſollen, wenn es auf die Gefühle des größern Theils, freylich nicht ihrer Repräſentanten angekommen wäre.

Es war der Nation der Süſüſüſianer vorbehalten, dieſes große Werk zu enden. In ihren Verſammlungen geſchah der Vortrag, ihre Brüderthiere in jenen Gegenden, da die Natur ihnen gleiche Rechte gegeben habe, auch ſich ſelbſt gleich zu behandeln. Mit allgemeinem Beyfall wurde er angenommen, wurde zur würklichen Ausführung gebracht. Tauſende wurden aus den

Kerkern gelaſſen, und ſtaunten ihre Brüderthiere ſelbſt ob der ſchönen edlen That an.

Wie hätten die armen Geſchöpfe wähnen können, daß ihnen das begegnen würde! Sie, die nur der Schläze und der Arbeit gewohnt waren, die keine Freuden gewohnt, ſie ſollten ſich wieder freuen. Sie ſollten Gottes Sonne ſehen, ohne Pein und Mißhandlung zu erwarten. Sie ſollten einmahl einen ſchönen Abend unter freyen Himmel auf der kühlen Erde in reiner Luft erleben können, da bißher ein heißer ſtinkender abſcheulicher Kerker ihr ewiger Aufenthalt geweſen war! O wie entzückte, ſie das! Wir genoſſen ſie ſo ganz was ihre Mitbrüder ihnen wieder ſchenkten! Wie ſegneten ſie ſie und wie bemühten ſie ſich ihnen das zu vergelten.

Wir haben Thiere geſprochen, die gerade zu der Zeit in dem Lande geweſen waren, wie die erſte Nachricht von dieſer ſchönen Entſchließung gekommen war, wie ſie bekannt gemacht, und ausgeführt wurde.

Sie konnten uns nicht genug beſchreiben, wie groß dieſer Thiere Vergnügen geweſen.

Wie man ihnen es vordeklamirte, und ihnen ſagte, ihres Drucks Ende habe ſich genahet, nicht wieder ſollten ſie die nächtlichen Kerker betreten, nicht wieder ſollten harte Aufſeher ſie mißhandeln, ſie ſollten Gottes freye Natur genießen, wie ihre Herren, ſie ſollten an den Tagen der Ruhe frey und ungebunden herumgehen können, und nach ihrer Weiſe ſich erlußigen, man hoffe aber dagegen ſie würden auch ihre Arbeit nicht dadurch vernachläßigen, und ihrer Herren Wohl aufs Beſte befördern, da ſahen ſie ſich verwunderungsvoll an, fielen ſich in die Arme, und ſagten: Ach, da ſind wir ja wieder in unſerm Mutterlande. Dieſe verlaſſenen und nun wieder in die Thiergeſellſchaft aufgenommenen Thiere, deren größerer Theil eine Gattung ſchwarzer Affen waren, weil dieſe ſich zur Arbeit ſehr gut brauchen ließen, ſprangen umher, tanzten, frohlockten, nie würden ſie undankbar gegen dieſe ihnen erwieſene Wohlthat ſeyn. Ihr ganzes Leben ſollte vom Danke ertönen.

Brüder, Mütter, Väter, Schweſtern, alles was bisher getrennt geweſen war, und nach der weiſen Politik der Herrenthiere nie zuſammengedurft hatten, damit ſie nicht zu Meutereyen Anlaß gäben, wenn ſie zu ſehr untereinander einig würden, das konnte ſich jetzt ſehen, ſprechen, durfte ſich lieben.

Und freylich hatte man da von Meutereyen nichts zu befürchten, wo man Wohlthaten auf ſie herabfließen laſſen. Sie wurden nun ſelbſt arbeitſamer als ſie vorher geweſen waren, und da ſie mit andern Thieren umgiengen, die Kopf und Herz am rechten Orte hatten ſo bekamen ſie ſelbſt Aufklärung des Kopfes und Herzens, und lernten einſehen, daß es gegenſeitige Pflichten der Thiere gegen einander gäbe.

Ewigen Seegen über die Thiernation in Süſüſüß daß, ſie ein ſo erhabnes, ſchönes Beyſpiel des Sieges über Vorurtheil und Grauſamkeit gegeben, daß ſie eine Einrichtung verbannt, die zur Schande jeder Empfindung gereichte; und die nun andre Thiernationen nachahmen müſſen, wenn ſie nicht wollen, daß jene gedrückte Thiere die von dem Glücke ihrer Nachbarn gewiß hören, ſich empören ſollen, um auch der tyranniſchen Herrſchaft ihrer Henker los zu werden.

Allenthalben, wo wir durchreiſten, erfuhren wir etwas von den Wonnefeſten, die man dieſer allgemeinen Entfeſſelung der Mitthiere wegen angeſtellt, und wenn wir dieſen einzigen großen Zug in der Geſchichte der Veränderung in Süſüſüß nehmen, ſo wiegt er ſchon allen Nachtheil auf, den eben die härtern Epochen derſelben zuwege gebracht, und die grauſamſten Uſurpatoren, die ſich in derſelben emporſchwangen, zuſammengenommen, haben nicht den zehnten Theil von Thieren unglücklich gemacht, die bloß durch dieſes ſchöne Beyſpiel glücklich geworden.

Wir fanden aber auch noch von andern Seiten Beweiſe der edlen Denkungsart, und wir möchten faſt ſagen, veränderter Denkungsart der Süſüſüſianer. Wo wir hinkamen, waren faſt Kriegsthiere vertheilt, die in dieſem verderblichen Kriege von den Feinden zu Gefangnen gemacht waren, und wir können nicht läugnen, daß die Behandlung der Süſüſüſianer gegen dieſe Thiere ſehr edel war. Sie lebten unter ihnen, als ob ſie zu ihnen gehörten, ſie waren mit ihnen verwebt, und manche ſo eingewohnt, als wenn ſie von Ewigkeit her bey ihnen geweſen wären.

War das nicht ſchön zu nennen? War der Beyſtand, welchen die einheimiſchen Thiere jenen Auswärtigen leiſteten, nicht ehrenvoll? Freylich muſten dieſe ein wenig ſich in die Landesart jener Thiere zu ſchicken wiſſen, nicht gerade ihnen nach dem Munde reden, denn das verlangten dieſe Thiere nicht, die eines jeden andern Thiers Meynung ihm ließen, und ſie nicht beſtritten, ſondern es muſte ein ſolches gefangnes Thier nur nicht ſeine Meynung jenen aufdringen, und ſie von irgend einer Pflicht gegen ihre eigne Nation abhalten wollen.

Aber was die Süſäſüſianer ewig verehrungswürdig machen wird, iſt die Verſorgung der armen Thiere unter ſich. Mann kann itzt durch dieſes Land reiſen, und man trift kein Thier an, welches ſo Noth litte, daß es nicht dürftigen Lebensunterhalt hätte. Da iſt alles bereit, den zu unterſtützen, der ſelbſt ſich nicht durchdringen kann. Wir wollen nicht behaupten, daß dieſe Thiernation nicht ſchon ehedem die Eigenſchaft in Seele und Handlungen gehabt hätte, allein ſie hatte damahls nicht die Kraft dazu. Wenn man freylich jedem Thiere das nahm, was es zu ſeiner eignen Unterſtützung bedurfte, wie wollte es da andern beyſtehen können. Jetzt aber, wo es alles im Ueberfluß beſaß, wo es bauete, da konnte die Eigenſchaft der Mildthätigkeit ſehr gut eintreten, und wenn wir nun dieſen Vortheil von der neuen Veränderung annehmen, ſo war er ſchon ſo wichtig, daß wenn nur in jeder Landhöhle einige ſonſt umgekommene Thiere dadurch erhalten wurden, ſchon tauſende dem Schickſal ihrentwegen Dank abſtatten, und ſie einſt in der Reihe der Staatenveränderungen glänzen muß.

Kein Reiſender, der die Diſtrikte von Süſüſü als aufrichtiger Beobachter und Kenner ihres vorhergehenden Zuſtandes bereiſet, wird in Abrede ſeyn, daß es ein ganz anderer Anblick daſelbſt iſt. Und ſo wird er mit uns die allgewaltige Hand ſegnen, die eine ſo große Anzahl ihrer Geſchöpfe aus der ſorgenvollen Miene des Kummers zur erheiternden der Fröhlichkeit, aus ſklaviſchen Seelen zu Weſen voll reiner Ill erhob.

Sechſter Abſchnitt.

Vorbereitungen vor der Reiſe nach der Haupthöhle in Süſiſüß. Bemerkungen und Begebenheiten voriger Zeiten, aber zu wiſſen nöthig.

Wir ſind nun, ſprach mein Gefährte zu mir, den größern Theil dieſer Provinzen durchzogen, und wenn ich ſchon einmahl äußerte, daß die Haupt- und ehemahlige Reſidenzhöhle keine Reize für mich habe, ſo fange ich doch an zu wünſchen, den Unterſchied zwiſchen ihr, und den glücklichen Gegenden, in denen wir itzt geweſen, und noch ſind, wahrzunehmen.

Ich dachte wohl, erwiederte ich ihm, daß dieſes Verlangen wiederkehren würde. Es würde uns auch von allen, denen wir von unſrer Reiſe Rechenſchaft abzulegen verbunden ſind, verdacht werden, wenn wir den Ort, aus welchem der ganzen Thiernation das gute entſprang nicht einmahl beobachtet hätten. Da wo wir eigentlich die Quelle des Glücks finden ſollen, werden wir ſie freylich von manchem ſchwammigen und fauligen Sumpfe umgeben finden, allein das thut nichts, wir müſſen uns hindurch ſchlagen, und bis zu dem Beſſern uns hinzudrängen ſuchen.

Ich muß geſtehen, erwiederte mein Gefährte, daß es mir grauerlich wird, wenn ich an dieſe Hölle nur denke. Die Beſchreibungen davon ſind doch ſo gar fürchterlich, und es wäre ſchmerzhaft, wenn der gute Eindruck, den wir bisher erhalten, ſo ganz vernichtet und aufgehoben werden ſollte.

Freylich, was wir hier ſahen, werden wir in der Haupthöhle nicht ſehen. Einheit der Denkungsart, und Einfachheit der Sitten, ſind nur bey den Thieren zu finden, die auf dem Lande leben. Wir müſſen uns denken, wir kommen in eine ganz neue Welt. Wir müſſen uns ſchlechterlings vornehmen, nicht nach dem äuſſern Scheine zu urtheilen, ſondern gerade aufs Innere, auf die Wahrheit zuzugehen, und dort Belehrung zu ſuchen.

Wenn wir in das große Gewühl eintreten, ſo müſſen wir denken, wir befinden uns in einer Geſellſchaft maskirter Thiere, wovon der eine dies der andere das vorſtellen will, was er doch nicht iſt. Wir ſind genothdrungen ihre Krimaſſen mit anzuſehen, aber uns daran zu kehren, oder mit ihnen einzulaſſen, nicht. Wir ſind einmahl ſo weit in der Kenntniß der Thiere gekommen, daß wir ſehr bald entdecken werden, was gute und was falſche Waare unter ihnen iſt.

Wir werden wahrhaftig ſchnell über die Thiere weggehen, die uns bald für ihr Intereſſe da zu arbeiten ſcheinen, und ihren Wirkungskreis nicht aufs allgemeine Beſte erſtrecken. Sicher werden wir bis zu dem Mittelpunkte kommen, der hier doch einmal befindlich iſt, und von dem Licht, Güte und Weisheit durch alle die Narren hindurch ſtrahlt, die als dicke Wolken um ihn ſich herſetzen, und deren Schwarm, ſo ſchlecht er auch ſeyn mag, doch zu irgend etwas gut iſt, und ſollte es nur ſeyn, um das Gute deſtomehr zu erheben.

Mein Freund gab mir recht, daß auf dieſe Art wohl noch etwas wichtiges dort zu entdecken wäre, was andre überſehen.

Indeſſen, ſetzte ich hinzu, wollen wir uns doch noch ehe wir uns in die Haupthöhle machen nach einigen Bemerkungen über Begebenheiten voriger Zeiten erkundigen. Ich habe bemerkt, daß man hier in den Provinzen um alles, was das politiſche Thierſyſtem in der Haupthöhle betrift, ſich genau bekümmert, genau alles ſich erklären läßt, und man thut recht daran, weil man doch wirklich eigentlich ſelbſt mit an der Regierung theil nimmt.

Ich wähne nun, daß wir hier die Sachen weit reiner beleuchtet, weit weniger verfälſcht erhalten werden, als ſie uns dort gegeben werden können, da wir manches nicht hören würden, weil man ſichs zu ſagen nicht getrauet, manches aber auch durch Verſchönerung oder Verſchlechterung und anders dargebracht werden würde, je darnach Wille oder Laune oder Parthey des Erzählenden ein Opfer von ihm erfordert.

Da mein Gefährte nun gleicher Meynung mit mir war, ſo nahmen wir keinen Anſtand, einige der Landthiere, bey denen wir uns aufhielten, und deren verſchiedene ſelbſt zu jenen Haupt-Kummerzeiten in der Haupthöhle geweſen waren, zuſammen zu bitten, und ſie zu erſuchen, uns doch über dieſes und jenes, was in ihrem Lande bisher vorgegangen einige Aufklärung zu geben, die wir hier, wir geſtänden es aufrichtig reiner erwarteten, als in der Haupthöhle.

Es war ein anſehnlicher Dachs, ein ſchöner Haushahn, und eine zierliche Wieſel, die wir zu dieſem Endzweck auserſahen, und unter dieſen hatte beſonders die Wieſel bisher mit ihren Aeuſſerungen uns ganz hingeriſſen, weil ſie mit einer auſſerordentlichen Naivität das richtigſte Urtheil immer zu verbinden pflegte.

Da würklich das Geſpräch ziemlich wichtige Gegenſtände betraf, ſo entbrechen wir uns nicht, das ganze Geſpräch mitzutheilen.

Ich. Wir ſind neugierig, liebe Freunde, über verſchiedne Dinge die Vorzeit betreffend, eure Meynung und Bericht zu hören.

Wiſel. Wir ſtehen dem Herrn gern zu Dienſte, in ſoweit unſre Kenntniſſe reichen. Dürfen nur fragen.

Gefährte. Beſonders liegt uns es am Herze, zu wiſſen, was die Nation eurer Thiere über des Adlers Mord denkt?

Hahn. Mord — mögte nun wohl etwas zu hart seyn. Hier verdient es wohl den Namen Hinrichtung. Unſer Aal ſtarb freylich, und ich möchte keine Stimme zu dieſem Sterben gegeben haben. Es regt ſich wohl ein Gefühl in uns, wenn wir dergleichen thun ſollen. Selbſt einem Thiere, das eine groſe Miſſethat verbrochen, ſpricht man nicht gerne das Todesurtheil, geſchweige einem Thiere welches man ſelbſt gewählt hat, zu herrſchen.

Ich. Gab man denn aber dem Aale nicht auch Verbrechen ſchuld, da man ſo hart vor aller Augen ihm begegnete?

Dachs. Das that man allerdings, und will behaupten man habe deſſen genug auf ihn gebracht. Er ſoll mit den Feinden unſrer Thiere ſich in eine Art von Verbindung eingelaſſen, er ſoll den Plan gehabt haben, ſich wieder zu ſeiner erſten Höhe empor zu ſchwingen.

Wie ihm dieſes alles bewieſen worden, darüber ließe ſich wohl vieles ſagen.

Ich. Und ſagtet denn ihr auf dem Lande nichts dazu, wie ihr die traurige Nachricht hörtet.

Wieſel. Daß wir ſie nicht mein lieber Herr, wie die Klötze angehört, kann er ſich wohl denken. Allein da, dachten wir auch wieder, es ſey dem lieben Aal zwar recht unglücklich gegangen, aber die müßten es doch verantworten, und zu verantworten wiſſen, die es gethan, da ſie allgemeines Machtwort zu allem hätten, was ſie thäten.

Freylich gabs eine Menge Thiere, die vor Freuden lermten, ſchrieen und froh waren. Aber dieſes waren doch nicht alle. Die meiſten giengen traurig, niedergeſchlagen, denn es iſt bey alle dem eine entſetzliche Sache.

Und ſo meine aufrichtige Meynung zu ſagen, man muß jetzt wohl zu einer geſchehenen Sache das beſte reden, da ſie vorbey iſt, und nicht wieder hergeſtellt werden kann, aber es werden viele mehr dabey gedacht haben, es iſt doch nicht recht, und kein Thier iſt daran ſchuld, das verſichere ich euch, ihr Herren, als der verfluchte Stockfiſch, der gerne ſelbſt hat regieren wollen, und von dem verdammten Hurenſohn hat ſich auch das ehrbare Kollegium, was an des Landes Wohl arbeiten ſollte, beſtechen laſſen. Denn das wißt ihr doch, daß das Thier ſich einen Schuppenfiſch geheißen, weil es ſich aus dem Stamm lügen wollte.

Ich. Wahrhaftig, das iſt nicht übel, aber ich denke, er hat auch ſeinen Lohn bekommen.

Wieſel. Richtig bekommen, und daraus könnt ihr urtheilen, was an ihm war, denn wie die Nachricht von ſeiner Todesſtrafe im Lande erſcholl, da hat alles laut gejubelt, und man hat allgemeine Freuden angeſtellt.

Dachs. Aber auch die Thiere, die über den Aal das harte Urtheil ausgeſprochen, ſind nicht ſonderlich weggekommen. Wenn ihr in die Haupthöhle kommt, ſo laßt euch einmahl die Liſte von jenen Thieren zeigen, und ſeht, wie viele von denen, die würklich geſtimmt haben, noch am Leben ſind?

Hahn. Daß übrigens Germanier gegen den Aal waren, die nicht zum Wohl des Landes gereichten, iſt gewiß. Wir geben aber zu, daß er ſich hat anführen laſſen. Der Abgeſandten von dem lebhaften Hecht, und dem langen Scheelfiſch, als den ausgewanderten Grakthieren war ja kein Ende, und man machte ihm Wunder weiß, was er für eine Hülfe von auswärtigen Regententhieren zu gewarten hätte.

Auch war er ſicher von genug Thieren um ſich her belagert, die es ihm in den Kopf ſetzten, er müſſe ſein Recht ſuchen, und ſich nicht unterdrücken laſſen. Wenn er wieder die vorige Macht ſeiner Regierung habe, ſo ſtehe es doch allemahl bey ihm, daß er eine Einrichtung mache, die auch den bedrückten Unterthan ſchone, und ſo könnte ohne ſeine Erniedrigung das ganze gut werden.

Dachs. Dieß alles zuſammen genommen, und die nicht zu vergeſſende auswärtige Correſpondenz, die er durch ewige Boten unterhielt, ſtellte ihm die Sache leichter vor, als ſie war; und ſeine Handlungen waren immer doch tadelhaft, da er nicht ganz nach ſeinem einmahl gegebenen Verſprechen handelte. Daß eine andre Art, ihn zurecht zu weiſen vielleicht noch ſtatt gefunden hätte, und man ihn zum Beſten des allgemeinen Rufs erhalten können, iſt wohl gewiß.

Gefährte. Und hätte vielleicht einen blutigen Thierkrieg abwenden können.

Wieſel. Vielleicht aber auch einen deſto empfindlichern Bürgerkrieg erregen, und unter uns ſelbſt weit mehr aufräumen müſſen. Denn im Vertrauen, mein Freund, ohne äußern Krieg war unſre innre Ruhe noch nicht ſo befeſtigt, wie ſie es jetzt iſt, und die auswärtigen Thiere konnten zu unſerm eignen beſten gar nichts beſſers thun, als daß ſie den Krieg mit uns anhuben. Wir haben daraus unſre Stärke erſt einſehen lernen. Wir haben gefunden, was wir vermögen. Und nun wirs wiſſen, werden unſre Thiere ſchon ſo klug ſeyn, eine ſo große Gewalt nicht einem einzigen zu vertrauen, und ihm die Macht zu geben, unſre ſchönen Kräfte auszuſaugen.

Hier wurden die Thiere abgerufen, weil ſie einen Sprecher wählen ſollten, um in der Haupthöhle die Dankſagung über verſchiedne neue nutzbare Einrichtungen in den Provinzen abzuſtatten.

Ich meinte, ob man nicht am beſten thäte, die Wieſel dazu zu erwählen, die uns eine beſondre Gnade zu haben ſchien, allein man entgegnete mir, daß es nicht gebräuchlich, Thiere weiblichen Geſchlechts zu Abgeſandten zu machen.

Sie-

Siebenter Abſchnitt.

Meynungen der ſüſüſüſiſchen Thiere von ihren ausgewanderten Mitthieren.

Unſre Freunde, die ſo redlich als angenehm uns mit allen bekannt machten, was ſie von der Geſchichte der Revolution in ihrem Vaterlande wußten, kehrten bald wieder zurück. Sie hatten einen Truthahn nach der Haupthöhle abgeſandt, deſſen angenehmer kollernder Ton eine reitzende Wirkung auf alle diejenigen hatte, die ihn hörten. Hierzu kam nun noch ſeine Kenntniß von allem, was ins politiſche Fach ſchlug, und beſonders ſein vieles Wiſſen, in Anſehung ſeines Vaterlandes.

Er hatte erwähnt, daß man zugleich der Haupt-Verſammlung der deputirten Thiere Glück wünſchen müſſe, daß ſie ſich aus den Klauen einer Menge von Böſewichtern gerettet, die nur darauf ausgegangen waren, Verwirrung zu verbreiten, und ſelbſt Mord für nichts gehalten hatten, um zu ihren Zweck zu kommen.

Ich. War es denn ſo ſehr ſchlimm, daß man Unſchuldige mordete?

Dachs. Wir ſchweigen davon lieber, als daß wir reden ſollten. Wir ſind freylich, allzumahl Thiere, die nicht Engel ſind, und daher können wir auch andern Thieren nicht ins Herz ſehen, wie ſie es meinen. Wenn nun einer mit unbeſchreiblicher Verſchlagenheit ſich ſo einzuſchmeicheln weiß, daß man ihn für den ehrlichſten, redlichſten, beſtmeinendſten hält, ſo wie ein gewiſſer Kibitz es that, wenn er nichts als Patriotiſmus von ſich hören läßt, wenn er die erſte Zeit mit der Gewalt, die man ihm in die Hände gab, gut umgeht, dann aber mit derſelben aufs unverantwortlichſte verfährt, doch immer noch thut, als wenn die Grauſamkeiten, die er begeht, zum Beſten des Ganzen nothwendig und nützlich wären, bis man endlich gewahr wird, wohin ſein Streben geht, daß es auf eine Alleinherrſchaft gerichtet iſt, die ihm doch vielleicht erſt in den Sinn kam, nachdem er ſchon die Gewalt in Händen hat; was kann da die Verſammlung den Gutmeinenden weiter thun, als beklagen, daß ſie ſich irrte, und den Irrthum wieder gut machen?

Gefährte. Von dieſem Kibitz der nun den Lohn ſeiner Thatem empfangen hat, werden wir in der Haupthöhle noch genug hören. Izt wünſchten wir mehr von euch guten lieben Thieren, und eurer Denkungsart zu wiſſen, und beſonders liegt es mir am Herze zu erfahren, was ihr denn eigentlich zu den ausgewanderten Mitthieren denkt.

Wenn ihr auch nicht gerade Verwandte unter ihnen habt, ſo giebt es doch gewiß welche unter euch, die mit jenen verbunden waren, ſeys durch Freundſchaft oder Verwandſchaft. Selbſt die Untergebnen hatten doch gewiß oft viel Liebe für ihre Herren, wenn ſie nicht gar zu rauh mit ihnen umgiengen.

Hahn. Ich wollte, liebe Herren, euch wohl ein ſchönes Lied vorkrähen, wenn ich euch erzählte, wie bunt es alle dieſe Herren mit uns gemacht haben, wie ſie ſo prächtig, und kräftig gelebt, und uns kaum das liebe Brod übrig gelaſſen. Dennoch haben viele Thiere es wohl gut mit ihnen gemeint, und meinen es auch troz allem geweſenen Drucke wohl noch gut mit ihnen, würden, wenn ſie wieder zu ihnen kämen, gern einen Theil ihrer Habſeeligkeiten ihnen abgeben.

Aber im allgemeinen denken wir als treue, gute Vaterlandsthiere: Wer nicht da bleiben will, der gehe ſeiner Wege. O ja es giebt Fälle, wo wir es einem Thiere nicht verdenken, wenn es auswandert, und wo es wohl Recht dazu haben kann, und mag. Aber gleich wenn einem nicht alles nach dem Kopfe geht, mit Keulen drein ſchlagen, und fortgehen, um gegen ſein Vaterland ſich zu retten, und es zu bekriegen, damit man wieder in ſeine alte Rechte eingeſezt werde, und ſchwelgen und ſchmarozen könne, wie in vorigen Zeiten, das iſt ſehr unrecht, und da mögen ſie lieber bleiben, wo ſie ſind.

Wieſel. Könnts uns glauben, ihr Herrn, daß da wohl manches rechtſchaffene biedere Thier drunter iſt, was ungern ſeinen Heerd verlaſſen, und nicht gedacht hat, daß es ihn auf ewig verlaſſen ſollte. Sie dachten wohl ans wider kommen, und hoften das, vielleicht auch nicht gerade mit dem Untergang des Landes.

Aber der bey weitem größere Theil der Thiere gieng blutdürſtig hinaus, beſonders, die Titelthiere, und wollten ſich das rächen, daß ſie von nun an gleich ſeyn ſollten, unſer einem, dem gemeinern Thiere, und ſollten ſich nicht mehr zieren mit Zeichen und Bildern, um dadurch mehr Ehre zu haben, als unſer eins.

Es iſt ihnen aber ſchlecht bekommen, daß ſie ſich den Geſetzen der lieben Natur widerſetzen, und uns nicht überlaſſen wollten, worauf wir vor Gott und Recht ſo viel Anſpruch haben, wie ſie. Es iſt zu Trümmern gegangen ihre Hofnung, daß ſie ſelbſt einſt wieder hier regieren wollten, wie ſie bisher regiert hatten, es iſt zu Boden geſchlagen ihr Stolz edlere Thiere ſeyn zu wollen, als wir, es ſind zerrüttet alle ihre elenden Beweiſe darüber, und wenn ſie ja wieder zu uns kommen, und Vergebung ihnen auch von unſrer Milde verſtattet wird, ſo dürfen ſie nie etwas anders ſeyn wollen, als wir.

Dachs. Sie müſſen froh ſeyn, wenn wir ſie noch einſt wieder dulden, und ſie werden auch froh ſeyn. Das heißt, der größere Theil unter ihnen. Denn welches Land wird ſie aufnehmen, und ihnen das milde Clima geben, daß ihnen hier ſowohl behagte. Und wenn auch ſie, die Thiere, welche ſich entfernten, wenn auch ſie den Eigenſinn beybehalten ſollten, lieber unter fremden Thieren ſich herumzuſchlagen, als ſelbſt gedemüthigt, das große Glück ihrer Mitthiere anzuſehen, ſo könnt ihr doch gewiß glauben, in ihren Kinderthieren wird die Sehnſucht wieder rege werden, und ſie werden zurückkehren zu den Hütten, die zu den Zeiten ihrer Urväter Palläſte waren, und werden lieber in dieſen Hütten wohnen, als wenn man ihnen auch in fremden Landen Höhlen wie Palläſte bauete, welches man doch wird bleiben laſſen.

Ich. Ihr habt Recht, ihr Freunde brüderlicher Eintracht. In euren kleinen Höhlen wohnt sichs gut, bey eurer Gastfreyheit lebt man glücklich. Wenn die Jungen von euren Mitthieren einst wiederkehren, und sehen, wie ihr lebt, so werden sie sagen: Welche Thiere waren unsre Väter ein Land zu verlassen, in welchem man erst wieder anfieng das Thiergeschlecht in seinem ursprünglichen Stand zu schätzen, und Gebräuche entfernen, die Eitelkeit und Habsucht zu Gebährerinnen und Erzieherinnen hatten.

Wiesel. Wohl gesprochen, lieber Fremdling. Und so versichre ich euch auch, es giebt hier Söhne, die als Väter die ausgewanderten Thiere bedauren, als Patrioten sie verachten. Es ist hart, seinen Vater erschlagen zu müssen, allein wenn in diesem Kriege es geschieht, so schwöre ich auch, dem Thiere, welches es in der Hitze der Schlacht that, wird kein Augenblick kummervoll darüber.

Wohl, meinte mein Gefährte, es sey hart, wenn das geschähe, und wünschte doch lieber, daß das Thierreich ſolche Beyſpiele von Patriotiſmus nicht gerade bedürfe.

Aber die Wieſel bewies noch in einer ſehr langen Moral, die wir unſern Leſern nicht wiederholen wollen, daß jede Art von Geſchöpfen ſolchen gewaltſamen Belehrungen zuweilen unterliegen müſſe, wenn Glückſeeligkeit bey ihnen ſich erhalten ſolle. Sie ſchien auch von ihren Grundſätzen ſo eingenommen, daß ſie keine Einwendungen dagegen annahm.

Achter Abſchnitt.

Achter Schritt. Reiſe in die große Haupthöhle des Landes Süſuſuß.

Außer der Bekanntſchaft, die wir mit dieſen drey erwähnten ſehr klugen Thieren gemacht hatten, waren wir auch mit andern zwar einfachern, aber doch auch ſehr guten Thieren bekannt geworden,

den, deren häusliche Lebensart, allgemeine Freundlichkeit und Behülflichkeit wir sehr bewundert, und uns in ihren ländlichen Höhlen des reinsten Vergnügens rühmen konnten.

Aber es war Zeit zur Abreise. Nur ungern ließen uns die Thiere von sich. Sie hatten sich selbst schon so sehr an unsern Umgang gewöhnt, und waren so zufrieden mit uns, daß sie sagten: Wenn die fremden auswärtigen Thiere, die so oft ihr Land besuchten, sich so betrügen, wie wir uns gegen sie betragen, so würde die Thürversammlung in der Haupthöhle nie daran gedacht haben, irgend einem fremden Thiere etwas in den Weg zu legen.

Jetzt sey dies freylich einigemahl wohl geschehen, und für fremde Thiere das Reisen in Süsüß nur denn anzurathen, wenn sie sich ihrer Unschuld ganz bewußt, auch ihre Zunge sehr im Zaum halten zu können gewiß wären.

Aber unser Betragen sey so beschaffen, daß wir uns gewiß, so lange wir wollten, in der Haupthöhle aufhalten könnten, ohne daß man uns im geringsten scheel ansehen würde. Auch

nahm

nahm es der Sperber, deſſen wir ſchon einmahl Erwehnung gethan, über ſich uns Empfehlungen mitzugeben, die in Verſicherungen über unſre Denkungsart und Gefühle beſtanden.

Wir hatten vorher deliberirt, ob wir mit einer Thierkaravane, die wöchentlich zweymahl von dem Orte nach der Haupthöhle gieng, uns auf den Weg machen, oder die Reiſe vor uns allein unternehmen wollten.

Wir wurden bald über das erſtere einig, weil wir da mehr Gelegenheit hatten, reine Bekanntſchaften unter den Thieren welche mitgiengen, zu ſchließen, und da dieſe faſt alle aus den Gegenden des Reichs waren, vernehmen konnten, wie es auch dort ſtände, und dadurch mehr Einſicht in den Gemeingeiſt bekämen.

Wir giengen daher nach höflich und zum Theil zärtlich genommenen Abſchiede von unſern bisherigen Freunden hinweg, und kamen an den Verſammlungsort der Karavane. Wir fanden da einen rothen Ochſen, einige weiße Schaafe, einen Hengſt, einen Steineſel, zwey Geyer, vier Raben, und einen Trappen, die alle die

Reiſe nach der Höhle machen wollten. Der Trappe und der Hengſt waren Deputirte ihres Diſtrikts. Die vier Raben hatten gehört, daß an einer gewiſſen Gattung von Poſſibilitäten, die aber nur Poſſibilitäten vorſtellten, und den Werth in der Einbildungskraft hatten, viel zu verdienen ſey, und hatten deswegen andre Poſſibilitäten mit ſich genommen, um dadurch reich zu werden. Der rothe Ochſe war vom Heere, und brachte einige vortheilhafte Nachrichten. Die zwey Geyer waren Kaufleute die einen Transport Waaren vorausgeſchickt hatten, die den Luxus betrafen, mit denen ſie in der Provinz nichts mehr anfangen konnten, aber von der Haupthöhle hörten, daß man da noch thöricht genug ſeyn würde, ſie zu kaufen.

Die weiſſen Schaafe waren Fabrikanten einer gewiſſen Materie, zu den Kriegsbedürfniſſen unumgänglich nothwendig, und ich getraue mir wohl zu behaupten, daß ſie unter uns allen die beſte Aufnahme gefunden haben.

Wir hatten, bis wir mit ins Geſpräch geriethen hier mancherley zu hören, welches wir unſern Leſern im folgenden Abſchnitt mittheilen wollen."

Neunter Abſchnitt.

Was die Thiere der Karavanen unter ſich ſprachen, ehe ſie wußten, daß die Reiſenden ſie verſtanden, und ihren Reden aufmerkſam zuhorchten.

Die vier Raben ſchnatterten Anfangs ſehr viel unter ſich über ihren Handel. Sie erzählten, daß die Poſſibilitäten, die blos einen eingebildeten Werth hätten, ſehr überhand genommen, ſo daß um den würklichen Werth dafür zu erhalten, man ihrer eine groſe Menge weggeben müſſe. Nun wäre aber doch zu erwarten, daß die Thiernation, welche die Poſſibilitäten garantirt, dereinſt auch ſie wieder mit guten Poſſibilitäten verwechſeln müſſe, und wenn dieſes auch nicht grade in dem ganzen Werth geſchähe, den ſie anzeigten, ſo müßte es doch immer in einem viel größern ſeyn, als für den man ſie jetzt erhalten könne.

Die goldnen Berge, welche ſie ſich aber von dieſem Handel verſprachen, machten eben auf niemand Eindruck. Es ſchien vielmehr, als wenn die meiſten der übrigen, dieſe Art ſich zu bereichern misbilligten, und einer von den Geyern meinte, man habe jetzt eine ſcharfe Verfahrungsart gegen alle Thiere, die ſich mit dieſem Handel abgäben. Sie müßten dazu berechtigt ſeyn, und auſſerdem ſich auch noch hüten, daß ſie ſich auf keinen falſchen Wege antreffen ließen.

Die weiſſen Schaafe wandten ſich indeſſen an den rothen Ochſen, und da ſie ſelbſt mit Dingen zu thun hatten, die zum Kriege gehörten, ſo wollten ſie doch auch gerne wiſſen, wie die Sache bey den Heeren ſtänden.

Die ſtehen ſehr gut, ſprach der rothe Ochſe, der von ſeiner Seite mit der äußerſten Gefälligkeit alles beantwortete. So ſehr ſonſt das Kriegsglück zu wechſeln pflegt, ſo hat es doch würklich jetzt das Anſehen, als ob das unſrige ein feſtes Werk ſey, und wenn wir noch ein Weilgen ſo fortſiegen, ſo bleibt uns bald nichts mehr zu beſiegen übrig.

Verſteht ſich von dem, was wir beſiegen wollten, ſetzte er hinzu, denn die Welt iſt freylich groß, und wir machen es darinn nicht, wie andre Thierpotentzen, die nie genug kriegen können; ſondern immer nur mehr um ſich greifen, und mehr einnehmen wollen. Indeſſen ſind wir nicht allmächtig und nicht unüberwindlich. Wir beſcheiden uns auch, daß wir einmahl unglücklich seyn könnten, und ſehen uns vor, daß es uns dann ſo wenig als möglich, drücke.

Der Friede iſt freylich im ganzen eine gute Sache fuhr er fort, wir müſſen ihn aber nur mit Schande erkaufen. Unſer Friede mit den Brumbrummianern, und mit einer Provinz des Reichs Miſchmaſch iſt ſehr gut, ſo werden wir einen Theil unſrer Feinde los, und mit den andern deſto leichter fertig.

Aber **Lieberlieber** und **Mimi** ſind ein paar hartnäckige Socii. Da iſt das eine Thier in der Haupthöhle ſo verteufelt hartnäckig, daß es troz ſeinem offenbaren Schaden doch nicht einmahl vom Frieden reden will, und die ſcheue Dogge, was kann ſie thun, als durch die Finger ſehn? Sie weiß ſelbſt zu wenig davon, und muß ſich auf andre verlaſſen.

Nun hat ſie ſich freylich mit Mimi aufs genaueſte vereinigt, und Kakerlak hat ihr auch eine Menge Hülfe an Fiſchen und Mannſchaft verſprochen. Aber es iſt auch beym Verſprechen geblieben.

An Werdeklug hatten wir einen gewaltigen Feind, der uns viel zu ſchaffen gemacht haben würde wenn er ſeine ganze Stärke eingeſehen hätte. Aber das konnte er nicht, und das war unſer Glück.

Sein Friede iſt auch nicht etwa aus Furcht erfolgt, ſondern vielmehr in der Abſicht, das Meer dort freyer zu erhalten und unſre Fiſche vor Uebrfall zu ſchützen, die uns um ſo nothwendiger werden, da gewiſſe Poſſibilitäten, die zum Lebensunterhalt gehören, wir, um ſie hinreichend zu haben, aus den Ländern ihrer Nachbarthiere ziehen, deswegen auch mit ihnen gute

Freunde ſeyn müſſen, und die Sicherheit der großen und kleinen Fiſche die ſie uns übers Meer bringen befördern müſſen.

Die Schaafe erkundigten ſich ſehr ſorgfältig, wie es denn käme, daß die jetzigen Heere von Säſüſüß einen ganz andern Ruf hätten, als ihn die ehemahligen in den Kriegen voriger Zeiten gehabt, ob der Grund davon die Thierrevolution würklich ſey, oder ob es in etwas anderm liege, und den Grund in der damahligen ſchlechten Aufführung etwa habe?

Der Ochſe war bereit hierauf zu antworten. Er ſagte, daß alles beydes hier als Grund anzunehmen ſey. Mehrentheils hänge vom Feldherrn der einen Haufen Thiere anführe, es ab, wie er ſie leite, gebrauche, gewöhne, wie er mit Beyſpiel ihnen vorgehe, oder nicht dazu beytrage, daß ſie ihre Schuldigkeit verrichteten. Wenn aber dieſer vollends gar, wie es das Beyſpiel in vorigen Thierkriegen gegeben, beſtechbar ſey, wenn er ſtatt vorwärts zu kommandiren rückwärts ſie führe, oder wenn er, wie andre Fälle wieder gelehrt, gar nichts vom Kriegshandwerk verſtehe, und ſelbſt bey Annäherung des Feindes zittern, ſo könne man wohl nicht begehren, daß alsdann der gemeine Krieger beſondern Muth zeigen, und die Thiere, denen befehlen würde, da ſtehen ſollten, wo die befehlenden lieſen.

Es ſey aber auch der Grund der jetzigen gröſſern Feſtigkeit der Thierheere in Süſüſüß größtentheils in dem Patriotiſmus zu ſuchen, mit welchem ſie für Jll des Vaterlandes fechten. Es ſey eine große Menge Freywillige bey dem Heere, die ſichs zur Ehre rechneten, wenn Noth ſey, für das Vaterland zu ſterben.

Auch die Feldherrn der Süſüſüſianer wären nicht gewöhnt, ſich von den Gefahren zurückzuziehen, und für ihr eignes Leben ſo ängſtlich beſorgt zu ſeyn; ſie wiſſen, daß wenn ſie auch fielen, andre geſchickte Thiere mit eben dem Eifer und Muth ihre Stelle erſetzen würden, und wenn ſie eine Schlacht dadurch entſchieden ſähen, daß ſie itzt ſelbſt in dem feindlichen Haufen eindrängen, ſo glaubten ſie nicht dem Vaterlande mehr in ihrer Perſon, als in einer gewonnenen Schlacht zu dienen.

Auch ſey es gewiß, daß die Verſorgung der Thiere, bey den Heeren, die möglichſte Sorgfalt für Bedeckung, Nahrung, Bequemlichkeit, die faſt zärtliche Sorgfalt für die Verwundeten, und Kranken, die Bemühung, aus dem Getümmel der Schlacht gleich die kranken Thiere herauszubringen, und ſie für die Zukunft zu erhalten, daß alles dieſes hinwiederum die Krieger zu Dankbarkeit und Erkenntlichkeit anfeure.

Zehnter Abſchnitt.

Wie die Thiere der Karavane ſich benahmen, da ſie hörten, ihre Begleiter verſtänden ſie, und wüßten ſelbſt über ihre Einrichtungen ſo manches.

O ja! rief hier mein Gefährte aus, dafür iſt gewiß jeder Krieger dem Erfinder Dank ſchuldig, daß er nicht mehr leicht verwundet, von den übrigen zum Krüppel getreten, oder ſchon Krüppel geworden, den unnatürlichen Tod duldet.

Verwunderungsvoll ſahe uns hier der rothe Ochſe an, und alle Thiere, die mit uns reiſten, thaten ein gleiches. Wir waren bisher ſtill geweſen, und hatten uns ſelbſt untereinander nicht unterredet, daß ſie etwa aus unſern Geſprächen hätten merken können, wir verſtänden ihre Sprache.

Es iſt mir in der That unerwartet, aber auch angenehm zu finden, daß ſie uns verſtehen, meine Herren, es iſt mir lieb, daß ſie meine Meynungen gehört haben, ohne daß ich wuſte, ſie verſtänden mich.

Ich betheuerte dieſem biedern Thiere, daß ich ſicher entzückt von ſeiner ſo edlen Denkungsart ſey, daß es mir unendliches Vergnügen machen würde, wenn er ſeine Erzählungen fortſetzen wollte, und daß ich und mein Gefährte, die wir das ſonderbare Geheimniß gefunden, die Bedeutung der Thierleute zu verſtehen, blos uns immer mit dieſen in Geſellſchaft befänden, um Wahrheiten von ihnen, unſern Brüdern zu berichten, und gute und böſe Handlungen derſelben zum Muſter ihnen darzuſtellen.

Alle Thiere der Karavane bezeugten uns itzt ihre Zufriedenheit mit unſrer Aufmerkſamkeit, ohne jedoch gerade in Schmeicheleyen und Komplimente überzugehen, die den Thieren in Süſüſüß ſonſt ſo eigen ſind, und die ſeit der Zeit der letzten Veränderung in ihrem Reiche ſich in eine anſtändige Artigkeit und Höflichkeit verwandelt haben.

So gerne wir den rothen Ochſen über den Krieg ſeine Berichte hätten erzählen hören, ſo war es uns doch nicht möglich die vier Raben zum Schweigen zu bringen, die ſchlechterdings nicht eher mit uns zu diskurriren aufhörten, bis ſie uns von den Preiſen aller möglichen Poſſibilitäten unterrichtet, und uns beſonders eifrig gebeten hatten, wir möchten uns nicht mit der Verwechslung klingender Poſſibilitäten, gegen Poſſibilitäten von eingebildetem Werthe einlaſſen. Sie mochten glauben wir möchten ihnen Abbruch thun, und erzählten uns all die ſchändlichen Arten von Verfälſchungen, welche mit dieſen Poſſibilitäten vorgenommen würden, und daß man, kennete man ſie nicht genau, jederzeit damit betrogen wäre.

Dies brachte uns auf die Frage, wie es denn möglich wäre, daß der Preis dieſer Waare, die doch von der Regierung ſelbſt beſtätigt wäre, ſo ſehr herabgeſetzt wäre, ſo ſehr herabgeſetzt werden könnte, wie er es würklich ſey?

Die Raben konnten uns hierüber nicht die geringſte Red und Antwort geben. Sie hatten blos das lucrum im Kopfe und hatten ſich weder um die Art und Weiſe, wie ihrem armen Nebenthiere Schade geſchähe, bekümmert, noch hatten ſie unterſucht, ob überhaupt dieſer Handel ein rechtſchaffener, und nicht von den geſetzgebenden Thieren, blos deswegen geduldet würde, weil ſie auf einmahl ihn zu unterdrücken nicht vermochten.

Unſere Bemerkungen hierüber ſchienen auch bey ihnen ſehr in den Wind geredet, und ſie ſchienen ſie gar nicht zu verſtehen.

Der rothe Ochſe nahm itzt wieder das Wort. Waſchen ſie ihnen einmal ihre Schwärze ab, meine Herren, ſagte er, ſie werden das nie zu Stande bringen. Eben ſo wenig werden ſie ſie bekehren. Sie gehören einmahl zu dem groſſen verbundenen Haufen, der jetzt in der Hauptböhle zum Wucher ſich zuſammenrottet, ich verſpreche aber auch Thieren und allen eures gleichen einmahl das ſchlechteſte Ende.

Sehen ſie, fuhr er gegen uns fort, es klingt abſcheulich, wenn man ſieht, daß man nur den hundertſten Theil und vielleicht noch weniger für den Werth einer Sache zählt. Wenn aber dieſer Werth nur eingebildet iſt, ſo wird das Verhältniß immer daſſelbige bleiben, welches angenommen wird. Wenn die Regierung für die reellen Poſſibilitäten, die ſie bedarf, den Werth in eingebildeten ſo hoch bezahlt, ſo wird nur eine Cirkulation im Lande bewirkt, welche den Umlauf der reellen Poſſibilitäten mehr im Kreislauf bringt, und die welche ſie braucht, ihr zuführt. Wer reelle Poſſibilitäten hat, und vermöge ſeines geizigen Temperaments nicht zu bewegen iſt, ſie herzugeben, wird doch durch den Anſchein eines ſo groſſen Gewinnſtes verleitet, damit heraus zu rücken, und hilft mit dem wahren Werthe den er beſitzt, den Bedürfniſſen ab, des eingebildeten Werthes aber bemächtigt er ſich, und es kann dem Staate einerley ſeyn, ob er dieſen eingebildeten Werth in größerer oder kleinerer Menge hat. Interim aliquid fit. Der reiche Vater ſtirbt, und das Thier, welches ihn beerbt, iſt verſchwenderiſcher Natur. Der eingebildete Werth fließt auf eine oder die andre Art wieder in die Hände der Regierung.

Auswärtige Thiere ſind zu furchtſam zu der Zeit, wenn ſie handeln ſollten, ſich in den Handel mit dieſen Peſſibilitäten von eingebildetem Werth einzulaſſen, und wenn der Zeitpunkt kommen wird, wo ſie aufhören werden furchtſam zu ſeyn, ſo werden die einheimiſchen Thiere ſchon Sorge tragen, daß nichts an ſie kömmt.

Und nun laſſen ſie auch, wenn Ruhe und Friede wieder hergeſtellt iſt, in unſern Thierprovinzen eine unſinnige Menge ſolcher Peſſibilitäten von eingebildetem Werthe ſeyn, ſo werden Staatsſchulden daraus gemacht, und die Regierung zieht einen Theil der Abgaben ihnen als Zins zurück, zahlt mit andern das Kapital ab, und erhält ſich reife und wohlhabende Bürgerthiere.

Wir fanden die Bemerkungen des politiſchen Ochſens richtig, bis auf den Punkt der in fremde Provinzen übergegangenen Poſſibilitäten von eingebildetem Werth.

Darüber ſagte unſer Freund, werden dann Verträge geſchloſſen, und keine auswärtige Macht kann mit Recht verlangen, daß das für voll angenommen werde, was nicht für voll empfangen worden iſt.

Auch dies fanden wir vernünftig, und dankten unſerm Lehrer. Wir ſahen jetzt die Wolke die über der Haupthöhle des Landes ſtand, und die man aus dem Dienſte der vielen ſie bewohnenden Thiere herleitet.

Dritte Reiſe.

Nach der

Haupthöhle von Süſüſüß,

nebſt

den Begebenheiten in derſelben.

Dritte Epoche.

Beſchäftigt ſich theils mit der Reſidenzhaupthöhle von Süſüſüß, theils mit dem Lande und deſſen Einrichtungen.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt. Neunter Schritt Eintritt in die Haupthöle von Süſüſüß.

Zweyter Abſchnitt. Die Deputation erſcheint vor der großen Thierverſammlung.

Dritter Abſchnitt. Wie von der allgemeinen Thierverſammlung der Deputation begegnet wird, was für ſchöne Dinge ſie vorbringen, und was für herrliche Lehren daraus zu ziehen ſind.

Vierter Abſchnitt. Vom veredlen Kibitz, deſſen unter das Schlachtſchwerd gebrachten Opfern, und ſeinem furchtbaren Tode.

Fünfter Abſchnitt. Der Dromedar ſpricht auch einige Worte vom ſchlechten Trappen, und vergleicht ihn mit dem Fiſchkrannich.

Sechſter Abſchnitt. Ein neues patriotiſches Thier erſcheint. Der Haaſe unterrichtet die Reiſenden über wichtige Dinge.

Siebenter Abſchnitt. Was werden die Thiere in Süſüſüß ins künftige für Rechte und Verhältniſſe haben?

Achter Abſchnitt. Von den fernern Pflichten, die die Verwalter des allgemeinen Beſten ſich für daſſelbige, und zum Nutzen deſſelben aufgelegt haben.

Neunter Abſchnitt. Gewöhnlicher Gang der Geſchäfte in der Haupthöle, und Irrthum auswärtiger Thiere über dieſelbe.

Zehnter Abſchnitt. Reelle Fortſchritte der Süſüſüſiſchen Nation. Ihre Hofnungen auf die Zukunft.

Erſter Abſchnitt.

Neunter Schritt. Eintritt in die Haupthöhle von Süſüſuß.

Wenn die Höhle, die wir jetzt betreten, lieber Leſer, wenn ſie dir erzählen könnte von Anbeginn ihrer Entſtehung, bis auf den heutigen Tag, und das merkwürdigſte, was in ihrem Bezirk ſich zugetragen, du ſollteſt traun! erſtaunen, ſo lange zuhören zu müſſen, ſo emſig zuhören zu müſſen, daß deines Lebens Lauf dir wie eines kleinen Raumes Länge dahinfließen würde.

Du würdeſt manchmahl vor Freude dich kaum mäßigen können, du würdeſt vor Schmerz dann wieder bittre Thränen vergießen, und oft vor Schaudern und Entſetzen zuſammen fahren.

Wenn du aber der mächtigen Herrſcher die hier unter den Thiergeſchlechtern regierten, Leben und Thaten durchgiengeſt, wenn du das Bild ihrer Handlungen in Paralelen gegen einander aufgeſtellt ſäheſt, du würdeſt einen ſo reichen Schatz von Erfahrungen finden, daß du genug darüber nachzudenken, und zu entwickeln hätteſt, und dein Leben möchte auch vom Gange des ſonſt unerbittlichen Schickſals auf tauſend Jahre verlängert werden.

Hier fändeſt du einen kühnen mächtigen Löwen, den Stolz ſeines Landes, an Großmuth reich, wie an Tapferkeit, Vater ſeiner Kinder, nicht ohne alle Temperamentsſchwächen — wer hätte ſie nicht? aber immer voller Bewunderung deines Erſtaunens würdig. Aber wenn du freylich dagegen eine Menge Schaafe, Eſel und Sperlinge ſäheſt, die nicht vielmehr als ein Schwamm auf das Land gewürkt, wie dieſer es ausgeſogen, ſo würde dein Geiſt traurig ſeine laufenden Augen niederſchlagen, und wünſchen, lieber nichts geſehen zu haben.

Aber das Bild der Regenten unter den Thieren, von denen wir nun einmahl wiſſen, ihre Lieblinge vertreten mehrentheils an ihrer Statt die Pflichten, die ſie ihrem Volke ſchuldig ſind, dieſes Bild iſt auch immer der ſchwächſte Eindruck. Ihre äuſerliche Pracht, der Glanz und Schimmer den dieſe Thiere ihren Nebenthieren zum Voraus wegnehmen, fällt im Grabe zuſammen, wo das Fürſtenthier und der Erdwurm gleich ruhen.

Aber dieſe Höle, jetzt vielleicht bald der Sitz ruhiger Gleichheit und Zufriedenheit, dieſe Höle iſt unter Privatthieren auch der erſte Sitz der Ueppigkeit und aller nur erdenklichen Wollüſte geweſen, die man unter dem Thiergeſchlecht finden kann.

Auswärtige Thiere reiſten zu ihr, um die Künſte zu lernen, und holten gewöhnlich beym Lernen ſich ſchon den Untergang. Dieß war die Höle, wo ein großer Theil der Thiere den Tag in Nacht, und die Nacht in den Tag umſchuffen.

Wenn man ſich die Menge derer da wohnenden Geſchöpfe, wenn man die Verſchiedenheit der

der Denkungsart einer Million Thiere, die eins durch das andere Nahrung ſuchen, wenn man den Reichthum der Poſſibilitäten bedenkt, die theils durch die reichen Thiere, die alle hierher zogen, aufgehäuft, theils durch fremde, die ohne Poſſibilitäten in Menge hier nicht durchkommen konnten, hergebracht wurden, bedenkt, ſo kann man ſich das Urtheil fällen, daß es unter ihnen auch Thiere gab, die an den Werken der Finſterniß mehr Freude fanden, als an Thaten, wo ſie des Lichts bedurften.

Entfernt von allem Geräuſch lebte aber auch mitten in dieſem Taumel von Wollüſten oft die arme Unſchuld, tugendhaft, einſam und vergeſſen, und nährte ſich lieber kümmerlich ihrer Hände Arbeit als daß ſie ſich dem Laſter preis gegeben, um ihm zu fröhnen, wie ihre Nachbarinnen rechts und links, des Laſters Schweſtern und Brüder.

Pracht war in dieſer Höle geweſen, wie ſie höchſtens Thiere anderer Welttheile, die größern Reichthum an Schätzen hatten, dem Werthe nach gehabt, allein der Verfeinerung nach hatte nie etwas in der Welt ſie übertroffen. Vergebens hatten die Hauptthöhlen in Liebelieber und Kakerlak gewähnt ſie erreichten ſie.

Nein! Sie war der Sammelplatz von allen Erfindern im Thierreiche geweſen, und hatte auch ein Auswärtiger die Ehre erſter Erfindungen, hier wurde ihnen erſt die Vollkommenheit gegeben. Hier wurden für eine halbe Welt Pracht und Putz aller Thiere geordnet, was nicht aus dieſer Höle kam, war nichts, Wüſtlinge aller Provinzen hatten ihr gefröhnt, und verſchwenderiſche Thiere jeder Gattung und jedes Reiches hatten ihr einen Zoll ihres Temperaments abgeſtattet.

Oft war ſie die Geſetzgeberin für andre Reiche geweſen. Sturz oder Umſturz war auf den Ausſpruch derer angekommen, die in ihr regierten, und wenn ſie dem Unglücklichen beyſtand, war er gerettet.

In ihr blüheten alle Künſte und Wiſſenſchaften, deren die Thiere nur fähig und mächtig waren, ſie hatte die ſchätzbarſte Sammlung aller ſeltenen Poſſibilitäten des Erdbodens, alles was ältere Zeiten im Thierreiche vorzügliches aufzuweiſen hatten, das war bey ihr geſammlet, das wurde hier erklärt, wenn es ſonſt unerklärbar war.

Dieſe Höle hatte die ſolideſten Gelehrten aller Thiere gehabt, und wenn in den letzten Zeiten dieſes ſich etwas umgeändert hatte, und an deren Statt nun ſchöne Geiſter und Romanhelden unter den Thieren zum Vorſchein gekommen waren, ſo war doch jetzt Aufſicht und Hofnung da, daß die echten Wiſſenſchaften wieder zum Vorſchein kommen, und ſich mehren würden. Auch ſahe man der Zukunft wegen der ſchön eingerichteten Erziehung der Jugend mit Sehnſucht entgegen, und hofte eine Erndte voll der ſchönſten Früchte. Die Thierkultur ſollte nicht mehr vernachläßigt werden. Das war das, was wir von den Landthieren ſchon gehört hatten.

Sie hatten uns aber auch nicht verheimlichet, daß wenn der erſte Luxus dieſer Haupthöle beſonders unter den betittelten Thieren ſtatt gefunden, daß er dagegen jetzt unter den reichen Gleichheitsthieren ſeinen Sitz aufgeſchlagen.

Man fände meinten ſie, jetzt beſonders bey den Thieren, die mit Lebenspoſſibilitäten handelten,

ten, und daher den meiſten Nutzen hätten, und am reichſten würden, daß das weibliche Geſchlecht unter ihnen mehr in Putz und eitlen Dingen verſchwendete, als ehemahls die Gemahlin der Baum, Gras, und Himmelsthiere.

Auch hatten wir hernach bald Gelegenheit, dieſes ſelbſt inne zu werden, weil wir, wenn wir uns erkundigten, wer dieſes oder jenes geputzte Dökgen ſey erfuhren, es ſey die Liebſte eines Ziegendecks, oder Mühleſels oder irgend eines andern mit einem einträglichen Gewerbe beſchäftigten Thieres, oder es ſey eines Fiſches ſtolze Ehegattin, die nachdem ſie vorher in der Halle Waſſerroſſibilitäten veräuſſert, um den übrigen Theil das Anſehen eines vornehmen Thiers haben wollte.

Dergleichen hofte man aber auch in der Folge abgeſchaft zu ſehen, und ſo wie ein Thier nach dem andern bey dieſer Nation immer mehr zur Einfachheit zurückgienge, ſo wie die Regierung derſelben ſich damit beſchäftige, immer mehr zur Einfachheit, zur Näherung der Natur alle zurückzuführen, ſo würde auch zuletzt die Haupthöhle

mit

mit ihren noch verwöhnten Thieren einſehen, daß bey dieſem Tauſche Vortheile zu erwerben wären, und würde ſich bequemen, alles was über die Natur gienge, lächerlich zu machen.

Das waren Aeuſſerungen, die wir noch vernahmen, ehe wir ſelbſt dieſe berühmte, angeſtaunte, von manchen ſogar angebetete Höhle betraten.

Zweyter Abſchnitt.

Die Deputatation erſcheint vor der großen Thierverſammlung.

Sonderbar genug war der Eindruck vom erſten Anblick der innerlichen Höhle. Da ſie eine gewaltige Weite einnahm, hin und wieder über überbauet und wieder nicht überbauet war, ſo konnte man nicht ſehr vor ſich ſehen, ſondern nur kurze Weiten bemerken. Hierzu kam, daß dieſe mit Thieren ganz angefüllt waren, und man genug zu thun hatte, ihnen auszuweichen, da alle in einer ängſtlichen Geſchäftigkeit immer vor ſich hingiengen, und jeder nur auf ſich und nicht auf ſeinen Nachbar blickte. Man mußte glauben, alle Geſchäftsthiere von ganz Europa wären hier zuſammengekommen. Man mochte ſich auch drehen, wohin man wollte, ſo war das der Fall, und wer nicht mit volkreichen Thierhöhlen bekannt war, der hätte gewiß geglaubt, daß jetzt erſt die Staatsveränderung vor ſich gehen ſollte, weil alles ſo durch und wieder einander gieng, und hätte gewähnt, jeder müßte zur geſetzten Zeit ohne Verſäumen an dem ihm beſtellten Orte ſeyn.

Wir hatten uns aber ſchon vorher einen kleinen Begriff machen laſſen, was wir zu erwarten hatten, hatten auch ſchon andre große Thierhöhlen geſehen, ſchlugen uns ſo gut durch, als wir konnten, und bis auf einige Thiere mit langen Haaren unter dem Kinn, die uns anliefen, und uns zum Handel von Poſſibilitäten von eingebildetem Werth reitzen wollten, fiel nichts beſonders uns an.

Wir kamen in eine öffentliche Höhle, wohin die Thiere zu gehen pflegten, um Neuigkeiten zu erfahren, und den Saft einer gewiſſen Pflanze einzuſaugen, die zwar nicht einheimiſch war, ſondern die ſie von ihren Beſitzungen im andern Welttheile kriegten, die aber doch ſo einheimiſch bey ihnen geworden waren, daß ohne dieſe Pflanzen kein Thier mehr zu leben ſich getrauete. Das war nicht allein ein in Süſüſüß eingeriſſenes Uebel, auch in andern Ländern.

Der ſtarke Löwe hatte einmahl den Verſuch gemacht, in Brumbrum es abſchaffen zu wollen, allein es war nur palliativ gewesen, und nichts dabey effektuiret worden.

In dieſem Hauſe fanden wir eine Menge Thiere, die von nichts als politiſchen Dingen redeten, wozu ſie freylich anſehnliche Gegenſtände hatten. Baumrinden länger als Ellen lagen da, die ganz von Neuigkeiten ſtrotzten, die aus allen Weltgegenden angekommen waren. Der eine ſprang vor Freuden laut auf, weil die bewafneten Fiſche der Süſüſüſiſchen Nation eine Menge mit Lebensvoſſibilitäten, und Koſtbarkeiten beladene Lieliebersche Fiſche weggenommen hatten. So muß er doch noch ſelbſt, ſagte ein Lamm; das Brod für die Thiere hergeben, die er ſchlechterdings hat wollen verhungern laſſen. Es meinte das Miniſterthier jenes Staates, welches wirklich dieſen ſcheußlichen Plan gehabt, und nicht bedacht hatte, welch ein hartes Herz dazu gehörte. Wenn wir nach Lieberlieber kommen, werden wir mehr von dieſem Thiere hören, daß an Grauſamkeit wie an Liſt, ſeine Zeitgenoſſen übertrift.

Ein anderes kam in die öffentliche Höhle, und rief laut: Es lebe der Fiſchkranich! Wir erkundigten uns wer das ſey, und bekamen zur Antwort, es ſey der weiſe mäßige und glückliche Anführer ihrer Heere. Er habe jetzt einmahl wider einige Vortheile davon getragen. Das wäre all gut, rief ein Maulthier welches in einer Ecke ſeine Baumrinde las, das wäre all gut, wenn wir nur im Innern Einigkeit hätten. Indem ſummte ein Mückenſchwarm zur Höhle hinaus. Das ſind eben die verdammten Kerls, rief das Maulthier. Die verfluchten Mücken machen ſo viel Geſings und Geſangs und iſt am Ende nichts dahinter. Sie ſind gerade ſo wie ein Profeſſorthier, das viel Worte macht, und wenig kann, und doch gern das erſte in der Welt ſeyn möchte. Da hats ein wenig Auſenſeite, und das Herz taugt doch den Teufel nichts.

Was kümmern euch denn aber auch die Mücken, ſprach eine anſehnliche Tygerkatze, laßt ſie ſummen.

Ey was, ſie ſummen den klugen geſetzgebenden Thieren die Köpfe weg, erwiederte das Maulthier.

Ein Jagdhund, der an einem Caminfeuer lag, ſtand auf, gieng auf das Maulthier zu, und ſagte; Es wird jetzt beſſer werden, gieb dich nur zufrieden. Der letzte Sieg iſt erkämpft, die verfluchten Kabalen haben ein Ende. Das Thier in Lieberlieber iſt in der größten Verlegenheit. Die neue Einrichtung hat ihm einen Stich in den Unterleib gegeben.

Ja rief ein Dragonerpferd, welches mit einem lahmen Fuße aus dem Feldzuge zurückgekommen, wenn wir unſern Fiſchkranich und jenes Miniſterthier ſo mit einander in Paralele ziehen, was kann wohl daraus werden? Iſt der eine nicht wie ein Gott, und der andere wie ein Satan. Aber es wird ihm wahrlich nicht ſo hingehen, daß er ein tauſend Thiere nach dem andern auf die Schlachtbank liefert. Er wird noch bluten müſſen, bluten! rief er noch einmahl, und ſtampfte mit dem geſunden Fuſſe, daß der Boden ertönte.

Jetzt, meine Freunde, hub es zu mir und meinen Gefährten an, jetzt iſt die Haupthöhle in Sicherheit. Denn die letzte Rotte, die noch ihr Haupt emporheben wollte, um die Volksparthey ganz zu unterdrücken, iſt zerquetſcht, man wird in den nächſten Tagen einige Köpfe von Tygern, Luxen, und Hyänen fliegen ſehen, und es wird denen, die noch nicht ganz rechtſchaffen denken, ſchon vergehen, weiter etwas vorzunehmen. Ernſt muß man ſehen laſſen, ſo verkriechen ſich die tückiſchen Spione der Deſpoten unter andern Thiernationen, und die Bosheit geht ſchlafen.

Jetzt drängte ſich alles nach der Thür, denn es ward ein Lermen vor der Höhle gehöret, und und da wir begierig waren, auch zu ſehen, was

es

es ſey, ſo machten uns alle Thiere ſehr artig Platz, indem ſie behaupteten, ſie hätten das ſchon oft geſehen.

Es war eine Anzahl deputirter Thiere, welche der allgemeinen Verſammlung Glück wünſchen ſollten, daß ſie ein neues Ungeheuer von Aufruhr unterdrückt hätten, die ihr danken ſollten für die neuen Einrichtungen, welche ſie abermahls zum Beſten des ganzen ſuſuſuſiſchen Thiergeſchlechts vorgenommen.

Sie zogen in der ſchönſten Ordnung, voran Muſik, und dann paarweiſe angefaßt, je wie ſich die Thiere beſonders durch Freundſchaft an einander gekettet haben. In ihren eigenen Höhlen ward man gar nichts von dem Gehäſſigen gewahr, welches ſie wohl gegen einander blicken laſſen, wenn ſie unter uns leben.

Ein großer Bullenbeißer gieng einem artigen Kätzgen zur Seite, und zween Mäuſe ſpazierten gerade vor dieſer hin, ohne daß ſie irgend einen Appetit nach ihnen hätte blicken laſſen.

Der Redner dieſes Zuges, war ein ſchöner Wolf, der erſt vor kurzem aus den Pyreneen angelangt war, und in dieſer Höle ſich feſthaft gemacht, ein Thier, dem Freundlichkeit und Milde aus den Augen ſtrahlten, und der gar nicht das zurückſcheuchende hatte, was dieſen Thieren ſonſt ſo eigen iſt, und womit ſie uns ganz vertreiben.

Aber, wie ſchon erwähnt, es iſt ein ganz anderes Weſen, wenn man im Eigenthum de Thiere kömmt, und wenn ſie ſich in unſrer Sklaverey befinden, wo ſie gar keine Geſetze mehr kennen, ſondern blos nach ihrem Inſtinkt handeln.

Ich ſahe auch in der ganzen Menge, die hier vor uns vorbey defilirten, nicht ein einziges, welches nicht ernſthaften Anſehens geweſen wäre, denn das Geſchäft, welches ſie vorhatten, war ihnen wichtig, es betraf die ganze Thiernation, und forderte Ruhe, Würde und Ordnung.

Da wir uns gegen verſchiedene Nachbarn merken lieſen, daß wir wohl Luſt hätten, Ankunft und Reden ſolch einer Deputation mit anzuſehen, ſo erbot ſich gleich ein ſchwarzer Spitz und eine weiſſe Henne, uns dahin zu geleiten.

Wir

Wir nahmen unſern Weg hinter dem Zuge und fürchteten ſchon, wir würden vor dem Gedränge der Thiere, unter welchen doch viel größere waren, als wir, nichts zu ſehen bekommen. Allein wie ſehr irrten wir. Alle machten uns Platz. Wir bemerkten allgemein, daß dieſe Höflichkeit nicht allein gegen uns als Fremde angewandt wurde, ſondern daß auch unter einander die Thiere die größte Billigkeit beobachteten, indem man theils die kleinern vorweggehen ließ, theils wurden dieſe von den größern aufgenommen, ſo daß Pferde, Ochſen, Eſel, Kameele, Elephanten, u. ſ. w. ganz mit kleineren Thieren beſetzt waren.

Wir wollten bey einem ſo ſchönen Schauſpiel auch kein übles Beyſpiel geben, und ich ließ ein paar Eichhörnchen auf meine Schultern ſetzen, indeß ein Specht auf meinem Haupte zu ruhen ſich die Freyheit nahm, das ich auch geduldig litt.

Dritter

Dritter Abſchnitt.

Wie vor der allgemeinen Thierverſammlung den Deputirten begegnet wird, was für ſchöne Dinge ſie vorbringen, und was für herrliche Lehren daraus zu ziehen.

Alles das gieng mit möglichſter Stille zu. Die Verſammlung war wieder in einer weiten Höle, und es war ein herrlicher Anblick hier viele hundert Thiere zu ſehn, deren jedem es an den Mienen anzuſehen war, daß Wohlwollen fürs allgemeine Beſte, in ſeinem Herze ſey, und aus demſelben durch ſeine Handlungen wirkſam werde.

Ich ſagte dieſe Bemerkung einem bey mir ſtehenden Dromedar, der mir erwiederte, es ſey nicht alles Gold, was glänzte, und er habe in dieſer Verſammlung ſchon manche geſehen, die den Schaafpelz nur gezeigt, und im Herze reiſende Wölfe geweſen wären. Es wären leider viele ſchon aus dieſer Verſammlung den Tod von den Händen des Henkerthiers geſtorben, und wenn auch manche in der That rein und gut in dieſe Verſammlung gekommen, ſo wiſſe man doch wohl, wie groß die Verführung innerlich beym Thiere ſey, und daß Projekte und Ausſichten zu großen Dingen, das edle Thier nur zu leicht in ein unedles verwandelten. Wir wollen nachher davon mehr reden, ſprach er.

Jtzt ſahe ich einen majeſtätiſchen Adler, der eben jetzt den Vorſitz in der Verſammlung führte, auf den Wolf zueilen, und ihn brüderlich bewillkommen. Es wurde dieſem ein Polſter angewieſen, auf welches er ſich ſetzte, und nun mit aller Anmuth eines Redners ſeine Worte vorbrachte.

Sie nachzuſagen, bin ich zu ſchwach, aber er ſchilderte die Freude, der ganzen Thierſektion, welche ihn zu ihren Sprecher erwählt hatte, wie jedes Mitglied dem höchſten Weſen gedankt hätte, daß es die Gefahr der ſüſüſüſiſchen Nation durch die edlen Mitthiere hätte abgewendet. Er fügte hierauf noch hinzu, daß man die ganz neue Einrichtung der Geſetze vortreflich fände, daß man ſich bemühen wolle, jedem Wunſche der Verſammlung ſo Gehör zu geben, ſo ihn zu erfüllen, daß die ſo häufigen Arbeiten der Thierrepräſentanten endlich aufhörten, und ſie auch einmahl an ihre Ruhe, die ſie nach ſo emſiger Anſtrengung wohl verdient hätten, denken könnten.

Unendlich beklagte der Redner noch zuletzt im Namen aller den Verluſt eines edlen Thiers, welches von den Böſewichtern aufgerieben worden, und deſſen Andenken nie unter den gutdenkenden Thieren vergeſſen werden würde, ſondern ewig als ein Opfer für das Ganze verehrt und geſchätzt werden ſollte.

Dies alles mit einer Kunſt, und doch zugleich einer Einfachheit vorgetragen, die das unaffektirte des Gefühls verrieth, wirkte auf alle Zuhörer, die laut ihren Beyfall zu erkennen gaben.

Gleich einfach und rührend, antwortete der Vorſteher der Verſammlung, ließ ſeine und aller ſeiner Mitglieder Freude über dieſes Gefühl ſeiner Mitthiere deutlich ſehen, und verſicherte keine Mühe und Arbeit wäre der Verſammlung zu beſchwerlich, als daß ſie ſie nicht gern übernehmen ſollte.

Mit einer brüderlichen Umarmung wurde wieder Abſchied genommen, und der Auftritt war ſo ehrwürdig und ſchön, verrieth ſo viel beyderſeitiges Vertrauen ſowohl von Seiten der Thiernation, als ihren Repräſentanten, war ein ſo redender Beweiß von der künftigen Feſtigkeit dieſer National Einrichtung, daß in dieſen Augenblicken mir alle kleinliche Künſte ſo vieler Thiere dieſer Höle als etwas gar nicht bemerkbares vorkamen, denn es ſchien mir unglaublich, daß wo in einer Thiernation ſolche Auftritte zu erhabenen Geſinnungen anfeuerten, daß da viele Subjekte ſeyn könnten, die dieſem gerade widerſprechend handelten. Und die wenigen die da wären, könne man ja wohl ausrotten, und die Wucherbrut vertilgen, die vor alle Thiere ſo verderblich ſey.

Jetzt gieng die Deputation wieder und wir wollten auch umkehren, aber der Dromedar, welcher an meinen Aeuſſerungen Vergnügen zu finden ſchien, bat mich noch zu bleiben, weil es erlaubt ſey, hier mit anzuhören, was zum allgemeinen Beſten vorgetragen würde. Ich blieb ſehr gern, und ich müßte die Unwahrheit reden, wenn ich ſagen wollte, ich hätte eine Rede gehört, die nicht mit Kraft und Nachdruck für das allgemeine Beſte geweſen wäre.

Von allen Seiten kamen gute, edle, liebe, volle Vorſchläge jeder noch daurenden Noth abzuhelfen, jeden Mißbrauch abzuſtellen, die Böſewichter zu entlarven, und dem Zwecke des guten näher zu kommen.

Hier ſprach einer von der drückendſten Noth verſchiedener Bürgerthiere, und ſogleich waren alle einſtimmig bereit, die nöthige Hülfe zu ertheilen. Dort redete ein anderer über die Nothwendigkeit alten gedienten Thieren ihre Jahrgelder nicht länger vorzuenthalten, und es ward beſchloſſen, dieſen würdigen Thieren zu geben, was ihnen von Rechtswegen gehörte. Es wurde vielen das ganze welches ſie noch rückſtändig zu fordern hatten, zugeſtanden.

Es kamen Berichte, welche die Verletzung von Thierrechten in verſchiedenen Provinzen anzeigten, und es wurden die Urheber dieſer Verletzung aufs ſtrengſte verurtheilt. Kurz was ich hörte, enthielt Gerechtigkeit, Thierliebe, Billigkeit, allgemeine Wohlfarth, und war nach dem Ebenbilde des großen Meiſters, der alles geſchaffen.

Ich bewunderte gegen den Dromedar beſonders die Stille, mit welcher dieſes alles verhandelt wurde. Und deswegen ſehen ſie mich auch jetzt hier, ſagte er. Denn es iſt noch nicht gar lange, daß es hier immer einen fürchterlichen Tumult gab. Da ſchrien die Redner, und die widerſprechenden heulten, weil ſie anders nicht zu Worte konnten. Es fehlte wahrhaftig oft nicht viel, daß die Partheyen ſich nicht in die Wolle und am Kragen kamen; und ein paarmahl ſoll es würklich geſchehen ſeyn, wobey ich aber nicht zugegen geweſen. Seitdem alles ſo hübſch ordentlich und ſtill zugeht, bin ich auch wieder hier, und habe meine Freude, wenn von Tage zu Tage das Gute zunimmt, und ich nun ſehe, daß das große Werk von unſrer Thiernation angefangen, endlich ſeinem Zwecke ſich nähert.

Es lud mich dieſes treffliche Thier ein, mich mit in ſeine Höhle zu begeben, wo er mir, da ich es wünſchte, über verſchiedene Dinge noch nähere Auskunft ertheilen wollte. Ich nahm dieſes Erbieten ſehr gern an, und fand, daß der Dromedar allerdings nicht allein ein geſcheutes ſondern auch ein Gaſtfreyes Thier ſey.

Nachdem er mich aufs beſte bewirthet, welches ich mit allem Dank erkannte, nahm die Unterredung ihren Anfang.

Er ſchilderte mir den kläglichſten Zuſtand des Landes vor der jetzigen Revolution als einen der traurigſten, und mit ſo grellen Farben, daß ich davor erbebte. Ich habe geglaubt ſagte ich, daß ich etwas davon erfahren, allein ich merke wohl, die Beſcheidenheit dieſer Thiere auf dem Lande iſt immer noch zu groß geweſen, und ſie haben lange nicht das ganze Bild ihrer Leiden gemahlt. Sie waren zufrieden, ihr voriges Unglück los zu ſeyn.

Sie hatten zu ſchöne Zeiten, um durch die Schilderung der Vergangenen ſie zu verſchlechtern.

Vierter Abſchnitt.

Vom beredten Kibitz deſſen unter das Schlachtſchwerdt gebrachten Opfern, und ſeinem furchtbarem Tode.

Nachdem der Dromedar mit den Darſtellungen des Landes vor den jetzigen Unruhen fertig war, ſo kam er auf den Gang dieſer letztern, und ſchilderte erſt die entſetzlichen Verſchwendungen des Thierregenten, und aller ihm Angehörigen. Er ſagte, ich ſolle mir eine Vorſtellung davon machen, daß der lebhafte Hecht nicht weniger als zwanzig Lieblinginnen ſich gehalten, deren jede ihm ungeheure Poſſibilitäten gekoſtet, weil eine jede eine beſondre Dienerſchaft ſich gehalten, und einen Aufwand gemacht, als ob ſie ſelbſt die Gemahlin des lebhaften Hechts wäre.

Die Dienerſchaft des Thierregenten des Aals und der ſchönen Schlange beſtand aus einer ſolchen Menge Müßiggängern, daß ſie beynahe ein Thiervolk ausmachten, und da ſie alle wiederum kleine Herren ſpielten, und wieder von Thieren umgeben waren, die ihnen dienten, und die ebenfalls in einem ewigen Müßiggange ſich befanden, ſo wurde dadurch eine ſo unendliche Menge von Thieren der Arbeitſamkeit entzogen, daß dieſes nur gewiß eine halbe Million Thiere zwang, die Lebenspoſſibilitäten aus fremden Ländern zu nehmen.

Wenn man überhaupt, auch noch jetzt, ſagte der Dromedar darauf ſähe, alle Müßiggänger, die mit ihrer Arbeit eigentlich zum Beſten des ganzen nichts beytragen, aus dieſer großen Haupthöhle aufs Land zu verweiſen, wo es hin und wieder an Händen zur Arbeit fehlen kann, ſo würde die Regierung nicht nur eine große Menge Mäuler los werden, die ſie jetzt vergebens füttert, ſondern ſie würde auch durch jeden ſolchen

Arbeiter noch einige andere mit ernähren, die itzt wenn ſie ihr auch nicht zur Laſt fallen, doch dem reellen Werthe des Staates dadurch etwas entziehen, daß ſie ihre Lebenspoſſibilitäten aus fremden Ländern ziehen, und Realia dafür hingeben, da ſie dieſes fehlende ſelbſt ziehen, und die Realia behalten könnten.

Doch ich entferne mich von meinem Endzweck ihnen die Geſchichte der heutigen Zeiten bekannt zu machen.

Nach den tauſenderley Unruhen, die es in Süſüſüſük gegeben hatte, nach denen von dem Aal und der Schlange gemachten Verſuchen zu entfliehen, nach dem vom Stockfiſch durchgeſetzten Todesurtheile des Aals und der ſchönen Schlange, nach dem Fall dieſes ſo unnatürlich denkenden Freundes von beyden, der auf eben die Art erfolgte, wie er ihm dem Aale zubereitet, ſchien es nun wohl, als ob eine Zeitlang es Ruhe werden wollte unter den Thieren.

Es wurde mit vielſeitigem Bedauren, des ſo nothwendig gebrachten großen Opfers ein neuer Entwurf gemacht, nach welchen nun nach verlohrnen Oberhaupte die Thiere in völlige Jll geſetzt, und jedem Süſüſüſianer das Recht gegeben wurde, mit für das Wohl ſeiner Mitthiere zu wachen; vermöge der neuen verfaßten Einrichtung blieb alle Gewalt in den Händen des Volks, die um die Richter, die hinfort richten ſollten, zu wählen, aus jedem Diſtrikte ihren Stimmhalter ſandten, und ſo immer es ihnen frey blieb einen andern Stimmhalter zu wählen, wenn dieſer ihre Wünſche nicht ſo handhabete, wie ſie ſolche gehandhabt wiſſen wollten. Die Stimmhalter waren es dann die wählten, und aus den Thieren des Ganzen wurde gewählt.

Wenn jetzt Privatrichter der Thiere gewählt wurden, ſo geſchahe das auch von den Privatverſammlungen in jedem Diſtrikte, und ſo konnte auch jeder, der nur die Geſchicklichkeit zu dem Amte hatte, welches er bekleiden wollte, dazu gelangen, ohne einen andern Vorzug in Namen, Rang oder Poſſibilitäten zu haben.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die Thiere im ganzen Lande itzt glücklicher waren, daß ſie fühlen mußten, ſie wären es, daß die Einrichtung die vortreflichſte geweſen wäre, wenn ſie hätte ſo rein, wie ſie angefangen war, fortgeführt werden können.

Allein es erhob ſich am politiſchen Himmel unſers Landes noch ein entſetzliches Ungewitter. Alles, was bisher geſchehen war, hatte nicht ohne Blutvergießen geſchehen können. So wie es auf einer Seite Thiere gab, die für ihre Sache den Enthuſiaſmus bis auf Tod und Leben trieben, ſo gab es auf der andern ähnliche, und ſo waren viele ſchon Opfer theils ihres eignen Vorwitzes, theils der Wuth erhitzter Thiere geworden. Es hatte nicht an Grauſamkeiten gefehlt, die die Geſchichte dieſer Zeiten immer berühmt und ſchaudervoll erhalten werden.

Lämmer hatten Blut getrunken, und Tauben ſich mit dem Umdrehen der Hälſe ihrer Mitthiere beſchäftigt. Wo Schwäche nichts ausrichten konnte, da hatte die Menge der Angreifenden das Fehlende erſetzt.

Aber alles dieſes waren Wirkungen aus der Natur der Thiere, ſie leiteten ſich aus erhitzter Fantaſie her, und deswegen fand eine Art von

Verzeyhung bey ihnen ſtatt. Man konnte dem leidenſchaftlichen Ausbrucke wohl Dinge vergeben, die auf Rechnung des verblendeten Augenblicks ſehr oft zu ſchreiben waren.

Itzt aber entſtand eine Epoche in unſrer Haupthöhle, die um ſo ſchrecklicher und angreifender war, je ſchwärzer und abſcheulicher der angelegte Plan, je kälter und verbedachter deſſen Ausführung war.

Es ſchien würklich, als ſollte das bisher ſo ſchön angefangene Syſtem gänzlich umgeworfen werden, aber dieſes ſchien auch nur, denn das war gewiß, daß die Bosheit es nur bis zu einer gewiſſen Höhe bringen konnte. Da muſte ſie ſich deutlich darlegen, da muſte ſie entlarvt und da mußte ſie auch zu Boden geſtürzt werden.

Aber ſo weit ſie auch drang, ehe ſie dieſe Höhe erreichte, ſo weit bezeichnete Blut ihren Pfad, kalt, grauſam, und größtentheils unſchuldig vergoſſen, Blut, daß um ſo ſtrenger um Rache ſchrie, da es in einem Zeitpunkte vergoſſen wurde, wo jedes Thier dem Staate um ſo nöthiger war, der es ferner zur Arbeit ſowohl als Vertheidigung brauchte.

Und dieſes grauſamſte Syſtem gieng von einem kleinen ſonſt verächtlichen Thiere aus."

Ein Kibitz wars, ein elender Kibitz, der eine Menge der beſſern Thiere aus dieſem Leben hinwegriß. Dieſer Vogel, der bey einer übrigens ganz mäßigen Kenntniß, aber einem intrikaten, erfinderiſchen Kopfe, einen Anſatz von Beredtſamkeit beſaß, der bey der Gelegenheit öffentlich ſich hervorzuthun, bald in eine Vollkommenheit ausartete, wußte durch den Schein, den er ſich gab, als ob in ihm der Quell alles Patriotiſmus befindlich wäre, die ganze Verſammlung der Volksvertreter ſo einzunehmen, daß ihm die Einrichtung verſchiedener Dinge überlaſſen wurde, die zu den wichtigſten gehörten.

Er wußte nun auch außerdem ſich Anhänger im allgemeinen Thierhaufen zu verſchaffen, welches um ſo leichter war, da er ſie haben konnte und es unter dem allgemeinen Haufen immer doch noch feile Seelen gab, welche ſich zu Unthaten erkaufen ließen. Er hatte bald verſchiedene Be-

fehls

fehlshabende Poſten, die aus verſchiedenen Mitgliedern beſtanden, ganz allein mit ſeinen Creaturen beſetzt, und fieng nun an, den Plan merken zu laſſen, den er im Schilde trug, und der nichts weniger war, als wieder eine Alleinherrſchaft, jedoch unter jenem erborgten Namen zu erhalten.

Da er dies aber nicht laut ſagte, ſondern nur ins Geheim forſchte, wer wohl wieder ein ſolches Projekt am nachdrücklichſten ſich ſetzen, und etwas dagegen einwenden, und unternehmen möchte, ſo wußte man auch von ſeinem Plane noch gar nichts, als ſchon eine Menge der edeldenkendſten und das Wohl des Ganzen aufrecht erhaltende Thiere, vom Geſetze, freylich nur einem Geſetze, das er insgeheim gegeben hatte, ihr Leben verloren.

Den redlichſten Thieren giengen ſo ihre beſten Freunde verloren, und wenn ſie nun von den verrätheriſchen landesverderblichen Abſichten hörten, um derentwillen dieſe den Tod gelitten, ſo konnten ſie das mit ihrer Kenntniß von ihrem Karakter gar nicht reimen, nach welchem ſie ſie ſo eifrig fürs allgemeine Beſte gekannt.

Allein es durfte nur einer von denſelben laut über einen ſolchen Gedanken von Verdacht werden, ſo hatte man dieſes Thier gewiß den andern Tag ſchon ins Gefängniß gebracht, denn der Kibitz beſoldete eine Anzahl Spione die auf alle Worte der Thiere acht gaben, und gewiß auch auf ihre Gedanken acht gegeben hätten, wenn es ihnen möglich geweſen wäre, dahin zu bringen. Dieſe Behandlung bewirkte aber doch ſo viel, daß jedes Thier ſich jetzt in acht nahm ſeine Gedanken laut werden zu laſſen. Denn jetzt erkannte man noch gerade, wes Geiſtes Kind der Kibitz ſey, allein die Gewalt war einmahl in ſeinen Händen, und überdem gab es doch noch eine Menge Thiere, die daran zweifelten, daß die ganzen Gerichte, welche voñ ihm, und der Thierverſammlung niedergeſetzt waren, ſo ſchlecht ſeyn ſollten, nach ſeinem Willen das Blut ihrer Mitthiere ſo unſchuldig fließen zu laſſen.

Es kam ſo weit, daß man oft vom Eſſen in die Gerichtshöhlen gerufen wurde, wo man glaubte etwa ſchnell einen Zeugen abgeben zu ſollen, und lange warteten die Freunde noch auf die Rückkunft, wo das Thier ſchon durch des Henkers Hand in ein andres Leben übergegangen war. Endlich mußten die Augen geöfnet werden, und gerade noch zur rechten Zeit wandte man gewaltſame Mittel an, den Kibitz zur Strafe zu ziehen, denn um eine halbe Woche ſpäter, wäre vielleicht die ganze Thierverſammlung bis auf die ihm Getreuen ein Opfer geworden, und es hätte eine ſolche Begebenheit einen Einfluß auf das ganze Land, und edle Heere haben können, der Feind hätte ſie benutzt, und viele Wochen wären erforderlich geweſen, alles wieder ins vorige Gleis zu bringen.

Wie das böſe Thier ſich entdeckt ſahe, machte es allerhand Verſuche, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, aber man verhinderte es daran, und es wurde zum Schreck aller ſeiner Freunde, und zu warnungsvollem Beyſpiel aller, die auf Alleinherrſchaft Anſpruch machen würden durch des Henkers Hand vom Leben zum Tode gebracht.

Fünfter Abſchnitt.

Der Dromedar ſpricht auch einige Worte vom ſchlechten Trappen und vergleicht ihn mit dem Fiſchkrannich.

Vom Sturze dieſes Thiers her ſchreibt ſich der eigentliche Zeitpunkt der Feſtigkeit des neuen Syſtems. Es wurde nun immer noch mehr verbeſſert, und nachdem den gottloſeſten ſeiner Gefährtenthiere ebenfalls ihr Recht geſchehen, und den übrigen in der Hofnung ihrer Beſſerung verziehen worden war, wurde man aufmerkſamer und vertrauete nicht einem zu viele Gewalt an.

Man unterſuchte ſorgfältiger die Denkungsart der zu wählenden, man ſetzte das Leben der

Thiere nicht auf ſo ein ungewiſſes Spiel, daß es im Augenblick entſchieden werden konnte.

Das Unthier, der Kibitz, denn wahrhaftig, ſo kann man ihn nennen, zu den Thieren gehört er nicht, das Unthier hatte jedes andre Thier gleich ſeiner Freyheit beraubt — nein! itzt wird die Freyheit des Thiers höher geachtet, und die Richter ſelbſt konnten ohne Beweiſe des Verbrechens ſie ihm nicht nehmen.

Ich fiel hier dem Dromedar ins Wort. Ich ſagte, ich habe doch gehört, daß es noch vor kurzem in der Thierverſammlung einen Aufſtand gegeben, der auch nicht ganz leicht geweſen, und blutige Folgen gehabt.

Leider, erwiederte der Dromedar, gab es noch einen ſolchen Auftritt. Es war einer der beſten aus dem Reiche unſrer Thiere, ein Leopard, der einer unſerer tapferſten Krieger geweſen, und mit ſeiner Tapferkeit zugleich einen groſſen Grad gefühlvoller Liebe zu ſeinen Mitthieren verbunden hatte. So wie er auf der einen Seite keine Gefahr ſcheuete, ſo bat er auf der andern jedem ſeiner Untergebenen, mild mit dem Feinde zu verfahren, wenn er einmahl in ihrer Gewalt wäre, und kein Thier zu beleidigen, welches ihnen ohnbewafnet entgegen käme.

Ein andres Thier voll patriotiſchen Sinnes, ein Wölfgen von großer Beredtſamkeit hat eine vortrefliche Darſtellung ſeiner Thaten, Handlungen, und ſeines ungerechten Todes geliefert, und ihn dadurch bey den künftigen Generationen der Thierwelt unvergeßlich gemacht.

Dieſes hoffen wir aber auch, ſoll der letzte Streich des Schickſaals gegen uns ſeyn. Die Rotte der Böſen vermindert ſich ja von Tage zu Tage, und ſie fallen in ihr eignes Schwerdt, das heißt, ſie verrathen ſich durch ihre böſen Handlungen, und werden dann gleich der Verachtung und der Entfernung von allen öffentlichen Aemtern preis gegeben.

O ſagte er, wir haben eine Menge kluger und tiefgelehrter Thiere gehabt, welche, wenn ſie, anſtatt auf ſich ſelbſt zu denken, auf das Wohl der ſüſüſüſiſchen Thiernation gedacht hätten, ſchon lange eine vollkommene Herſtellung des ſchönen goldnen Zeitalters zuwege gebracht hätten, aber ſo verleitete ſie Stolz oder Eigennutz ſich vom Plane der Ehrlichkeit zu entfernen, und unredlich mit der ihnen anvertraueten Macht umzugehen. Unſrer Exminiſter viele, meine Freunde, werden es tief bereuen, daß ſie ſich verdächtig machten, denn anſtatt in Ehren zu ſeyn, leben ſie itzt in Schande, theils bey uns, theils auswärts, anſtatt daß wir ſo viele redliche Bürger in dieſer Thierhöhle haben, die bey allem ihren einfachen Anſehen ſtolz auf das ſeyn könnten, was ſie fürs allgemeine Beſte gethan, und ſie ſind es nicht.

Bedenken ſie nur jenen ſchändlichen Streich eines unſrer Thieranführer beym Heere, der ſchändlich floh, nachdem er ſich vorher einen ſo großen Ruhm erworben. Aber was hilft es, wenn ich zehn Jahre meinem Vaterlande treu gedient, und werd im eilften zum Verräther an ihm. Da iſt das gute aller zehn Jahre dahin, und mit Recht vergeſſen ſeine edeln Handlungen, denn die eine macht ja alle andre ungeſchehen.

So gieng es unſerm Helden auch. Schlacht auf Schlacht hatte er gewonnen. Sein Ruhm erſcholl ſchon in alle einheimiſche und fremde Lande, und der Name des Trappen, denn ein ſolcher Vogel war es, wurde nicht genannt, ohne daß alle Thiere von Süſüſüß ihm Leben riefen, und ohne daß die auswärtigen, ſelbſt Feinde ihn bewunderten.

Aber eben dieſer Feinde Gold blendete ihn, weil man ihn zu ſehr fürchtete, wollte man ihn aus dem Wege haben, und der Thor verkaufte einen ſo blendeten Ruhm gegen ein Stück Poſſibilitäten von gelben Metall. Konnte er denen davon beſſer leben, als er als ehrlicher Feldherr ſeines Vaterlandes lebte? Sorgte dieſes etwa nicht für alle ſeine Bedürfniſſe? Ließ es ihm etwas fehlen? War es karg ihn zu belohnen?

Jetzt irret dieſes Thier in Gegenden umher, die es vorher nicht betreten hätte, und wechſelt aus Angſt nicht betroffen zu werden, ſeine Geſtalt alle Augenblicke. Die Höhle wo es geboren wurde hat den Namen verändert, damit die Nachwelt es vergeſſe, daß in ihr ein ſo ſchändliches Ungeheuer geboren wurde. So haſſen ihn die Thiere ſeines Landes, und die Feinde verachten ihn ſelbſt. Keiner wagt es, einem offenbar treuloſen Aufenthalt zu geben. Wo er ſich hineinſchleicht, da duldet man ihn nur aus Mitleiden weil er ſich nicht nennt, und ſobald er dieſes thäte, jagte man ihn.

Er hat der Welt weis machen wollen, er wäre ſeit der Zeit einmahl incognito in der Haupthöhle des Süſüſüſiſchen Reichs geweſen, aber ich bitte ſie, wie hätte der ſchurkiſche Vogel einen Augenblick unerkannt geblieben ſeyn ſollen? Er trägt gewiß das Zeichen der Verrätherey an der Stirn, und der erſte der beſte Hund auf der Straße hätte ihn niedergeriſſen. Die Trappen haben es darinn übel, denn ſie werden gewaltig angeſehen.

Da lob ich mir unſern Fiſchkrannich, der jetzt die Heere an dem Fluſſe kommandirt, der unſer Land von Miſchmaſch trennt. Der iſt ein edles biedres Thier, welches nie anders redet als es ſpricht. Es iſt nur ärgerlich, daß er zuweilen mit Thieren elenden Gelichters umgehen muß.

Da war er neulich mit einem Hirſch aus der groſen Handelshöhle im Urukreiſe zufällig zuſammen gekommen. Dieſer Hirſch iſt eines der elendeſten Thiere auf Gottes Erdboden, denn er nimmt durch ein kleines buntes Steinſpiel das eigentlich ſtark verboten iſt den andern Thieren die Poſſibilitäten weg, ein Handwerk, wofür der Himmel jedes edle Thier bewahren wolle! Nun nehmen ſie einmahl den Fiſchkrannich und ein ſolch Geſchöpf bey einander?

Der ſchlechte Strauß, der unſre Thierheere anführte, hatte aber noch einen weit ſchlechtern Streich gemacht, als den, daß er ſelbſt die Flucht nahm. Er hatte ein edles biederes Thier, welches, nachdem man einigen Zweifel in ſeine Rechtſchaffenheit ſetzte, ihm das Kommando der Heere abnehmen ſollte, hinterliſtiger Weiſe gefangen, und den Feinden der Nation, nebſt den Begleitern, die dieſes Thier von Seiten der Verſammlung der Thiere hatte, überliefert.

Das war ſchändlicher, als man etwas finden kann. Die Jahrbücher der ganzen Nation hatten gewiß dergleichen nicht aufgeſchrieben. Eine ſo niedrige Handlung des Trappen verdiente allgemein und laut bekannt gemacht zu werden, damit wo er auch wäre, jedes Landes [illegible] Thier voll Verachtung gegen das ſchlechte Gefühl ihn nicht duldete.

Allenfalls könnte man ihn in einen Käfig ſperren, um ſo lange er lebte, von andern Thieren als ein Beyſpiel der elendeſten Undankbarkeit gegen ſein Vaterland betrachtet zu werden.

Könnte er auch gezwungen werden, die heimlichen Stifter anzuzeigen, die zu einer ſolchen Handlung ihn verleitet, könnte er den Gang der Maſchienen bekannt machen, die da in Bewegung geſetzt wurden, ſo würde das alles um ſo lehrreicher ſeyn, und immer mehr den ſchlechten Kniffen, der an manchem Staatsruder ſitzenden Thiere Einhalt thun, die oft ohne ihrer Herren Wiſſen Dinge anſpinnen, die mit Gerechtigkeit und Billigkeit ſchlecht beſtehen.

Sechſter Abſchnitt.

Ein neues patriotiſches Thier erſcheint. Der Haaſe unterrichtet die Reiſenden über wichtige Dinge.

Wie der Dromedar ſo weit gekommen war, trat ein Haaſe, ein Rammler der erſten Größe in die Höhle, und der Dromedar bewillkommte ihn mit außerordentlicher Freundlichkeit. Er war ſo zu ſagen entzückt, ihn wiederzuſehen, und betheuerte ihm, er habe geglaubt, daß bey ſeiner Lebhaftigkeit er ſich zu weit wagen, und ein Opfer ſeines Enthuſiaſmus werden würde. Aber der Rammler führte ihm zu Gemüthe, daß er ihn ſchon mehr in Fährlichkeiten der Art geſehen, und wohl immer überzeugt geweſen wäre, daß er die Klugheit bey dem Muthe nie aus den Augen geſetzt.

Jetzt wurde der Haaſe vom Dromedar unterrichtet, daß wir zum Menſchengeſchlechte gehörten, denen die ſeltne Gabe die Thierſprache zu kennen, zu Theil geworden, daß wir Mittel gefunden, ihr Reich aufzufinden, und der Haaſe unterließ nicht uns wegen unſers Glücks verſchiedenes angenehmes zu ſagen.

Er kam eben als Courier aus den Gegenden des ſüſüſüſiſchen Reichs, wo der Einfluß des Liberlieberſchen Hauptthiers nächſt dem Regenten, noch ſo ſtark wirkte, wo noch immer die verblendete Thiernation in ihrer Mitte Aufwiegler hegte, die ſie vom neuen Syſteme abwendig machen wollten. Indeſſen verſicherte er, lange könnte es nicht mehr dauren. Die Anzahl dieſer verblendeten nähme von Tage zu Tage ab, und viele würden denn doch auch durch Vernunft und Umſtände auf den rechten Weg zurückgeleitet. Da die Maasregeln, die man von Liberlieber aus genommen, um das Feuer des Aufruhrs in dieſem Theile zu erhalten, alle fehlſchlügen, und ſchief giengen, da ſie überhaupt mehr darauf abzuzwecken ſchienen, ſich der häufig dahin geflüchteten ſüſüſäſſchen Thiere auf eine gute Art zu entledigen, ſo ſey nichts weniger zu erwarten, als daß die Einwohner dieſer Provinzen nicht endlich einſehen ſollten, daß es auf ſie gemünzt ſey, und das Beſte ihrer Feinde, die ſich ihre Freunde nennten, erreicht werden ſollte.

Wir wandten uns zu dem Haaſen, und ſagten, daß wir ſelbſt nicht zweifelten, daß dieſe Irrungen in jenen Provinzen dem allgemeinen guten Zwecke der Nation keinen weitern Schaden zufügen würden, daß wir aber doch nicht läugnen könnten, daß wir die Nation als eine äußerſt grauſame Handhaberin der Geſetze betrachten müßten, wenn wir uns an die Greuel erinnerten, die bey der Unterdrückung der Anführer vorgegangen, und die doch oft Unſchuldige mit den Schuldigen betroffen hätten.

Wir können allerdings, ſprach der Haaſe nicht in Abrede ſeyn, daß das Verfahren bey vielen dieſer erfochtenen Siege über die Aufrührer, und denen nachher entſtandenen Strafgerichten, alles

Gefühl übertrift, welches wir bisher bey den blutigen Auftritten haben mußten, die unvermeidlich waren; daß es das Blut in den Adern ſtarren machte, daß es zu den Abſcheulichkeiten des Zeitlaufs unſrer 5000 Wochen gehört.

Allein man würde ſehr unrecht thun, wenn man dieſes auf Rechnung unſrer Nation ſchreiben wollte, oder wenn man der Thierverſammlung die ſie gewählt um ſie zu regieren, die Grauſamkeiten aufbürden wollte.

Sie hatte dem Befehlshaber der Heere freye Macht gegeben, nach ihrem beſten Wiſſen und Gutdünken zu handeln, ſo wie dieſes viele Thierpotenzen auch gethan, und noch immer thun. Sie hatte in ihre Mitte immer allgemein von Aufrechthaltung der allgemeinen Thierrechte geſprochen, ſie hatte dieſe zu beleidigen, unterſagt, ſie hatte geboten Milde und Strenge in gehörigem Maaße.

Daß die abgeſchickten Heerführer grauſamer waren, als je Thiere geweſen, daß ſie Ingrim und Rache ſich zu weit hinreißen ließen, daß ſie darüber die natürlichen Rechte der Thiere aus den

Augen ſetzten, das kam warlich nicht auf die Rechnung derer die es ſo gut meinten, und die Unglücklichen, die dadurch gelitten haben, konnten von ihr nicht mehr verlangen, als ſie gethan hat. Sie hat die Frevler, die es verübten geſtraft.

Es fällt dieſer Zeitpunkt überhaupt mit dahin, wo die allgemeine Strafe des Schickſaals auf der ſüſüſüſiſchen Nation ruhete, und wir hoffen, daß die Zeiten auf immer vorbey ſind, in welcher ſolche Uebel unſer armes Vaterland treffen ſollen.

Haſt du, ſchloß der Haaſe und wandte ſich zum Dromedar, haſt du, die Herren bereits mit dem neuen Projekt unſer kommenden Einrichtungen in der Staatsverfaſſung bekannt gemacht, und was ſagen ſie zu dieſem Entwurfe ſo vieler klugen, edlen, zum allgemeinen Beſten vereinten Thiere?

Sieben-

Siebenter Abſchnitt.

Was werden die Thiere in Süſüſüß ins künftige für Rechte und Verhältniſſe haben?

Ich war noch nicht bis dahin gekommen, erwiederte der Dromedar, und es iſt mir lieb einen Gefährten zu haben, der mir hin und wieder zur Hand gehen kann, wenn anders unſern neuen Freunden daran liegt ſich es erzählen zu laſſen, wie hinführo in unſerm Staate jedes Thier in gleichem Rechte mit dem andern ſtehen, und in gleichem Maaße die Theilnahme an allen allgemeinen Vorzügen genießen ſoll.

Wir konnten nicht umhin, uns dieſer zu erwartenden Erzählung laut zu freuen, und unſere neuen Bekannten zu bitten, ſie uns nicht länger vorzuenthalten. Der feurige Haaſe meynte, da die Witterung ſo vortreflich ſey, ſo könnten wir dieſes am beſten bey einem Spaziergange thun, da es ihm immer widerſinnig vorgekommen wäre, eine ſchöne Zeit, die man der Natur widmen könne, in einer dumpfen Höhle zuzubringen, und es ſey ihm eine ganz unmögliche Erklärung, wie gewiſſe Thiere die ſchönſten Stunden mit bunten Steinſpielen zubringen, und in einem ſolchen gleich unnützen als ſchädlichen Zeitvertreib mehr Freude finden könnten, als in der Unterhaltung mit der ſchönen Natur.

Wir waren zu allen bereit, und den Dromedar zur rechten, und den muntern Haaſen zur linken Seite, begaben wir uns in einen Spaziergang, der mitten in der Haupthöhle lag, und zwey Haupttheile derſelben von einander trennte. Wir fanden hier noch eine Menge Thiere von allerhand Gattungen, die ſich mit Umhergehen beluſtigten, und die zwar etwas beſonders darinn fanden, uns hier in ihren Zirkeln zu ſehen, aber doch nicht neugierig oder gar unverſchämt uns anblickten, oder gar in unſer Geſpräch ſich zu miſchen ſuchten, ſondern man ließ uns ungeſtört unſre Reiſe fortſetzen.

Der muntre Haaſe behauptete, daß dies auch Vorzüge der jetzigen Einrichtung wären, daß in vorigen Zeiten man in dieſen Gängen kaum gehen können, ohne von naſeweiſen Thieren angeſprochen zu werden, die jede neue Erſcheinung für das Eigenthum ihrer Beluſtigungen angeſehen hätten. Es wäre aber gar keine Frage, daß man im Ganzen dem Karakter der ſüſüſüſiſchen Nation mehrere Solidität und Ernſt anſehe, wenn ſchon das heitere Weſen, welches ihr leichtes Blut, und ihr vortrefliches Clima mit ſich bringe, immer hervorſchimmerte.

Der Dromedar fieng jetzt ſeine Erzählung an, da wir aufs neue in ihn drangen, uns ſelbige nicht länger vorzuenthalten, weil ſie unſre Neugierde mehr reizte, als alles das Gewühl, welches wir hier erblickten.

Der große Zweck, ſagte er zu welchem unſre vom Volk erwählten Vertreter ſich vereinigt haben, um ihrer Wahl Ehre zu machen, iſt die Rechte der Thiere im allgemeinen, und der in eins verbundenen Bürgerthiere feſtzuſetzen.

Vermöge dieſes großen Zwecks erkennen ſie, daß das geſellige Leben, oder die Vereinigung verſchiedener Thiere das Glück aller zum Gegenſtande habe. Sie erkennen, daß ſie als Geſetzgeber gewählt worden, nicht um eigne Privatvortheile zu beſorgen, ſondern allein ihre Rechte zu erhalten, daß ſie Richter ſeyen um jeden ſeine Forderungen an dieſen allgemeinen Rechten gültig zu machen, wenn er darinn verletzt werden ſollte.

Rechte der Thiere ſind Jll, welche darinn beſteht, daß jedes Thier handeln kann, wie es will, ſobald ſeinem Nebenthiere darinn kein Nachtheil geſchiehet, daß es denken kann, wie ſein inneres Gefühl es ihm lehret, daß es ſeine Gedanken und Meynungen frey und öffentlich bekennen darf, ſind Molab, welche darinn beſteht, daß einem Thiere wie dem andern, reich oder arm gleiche Gerechtigkeit zu Theile werde, das Geſetz mag nun beſchützen oder ſtrafen.

O edler Zug des Charakters eurer Volksvertreter, fiel hier mein Gefährte dem Sprecher in das Wort. Dies iſt der wahre Weg, wodurch eine Verbindung Feſtigkeit erhält. Denn da das Geſetz der Ausdruck des allgemeinen Willens iſt, da jedes Thier welches die Stellvertreter anerkannte, zugleich dieſem Geſetze, welches ſie gaben, ſich unterwarf, ſo war jedes Thier durch ihre Anordnungen, was es thun und laſſen ſoll, ſo wird jedes Thier nicht, nie verhindert werden, zu thun was das Geſetz nicht verbietet, nicht, nie gezwungen werden zu thun, was es nicht gebietet.

Das iſt der wahre Sinn, ſprach der Dromedar, und nach dieſem wahren Sinne, wenn er befolgt wird, werden die Thiere in Zukunft glücklich ſeyn. Ein anderes Recht geſellſchaftlicher Thiere iſt aber auch Sicherheit. Dieſe kann jedes einzelne Mitglied der Geſellſchaft vom Ganzen derſelben begehren, und man muß ihnen dafür haften. Deswegen müſſen Geſetze übertreten ſeyn, wenn der Uebertreter vor Gericht gezogen wird, er muß es nur in den Fällen und nach der Ordnung, wie das Geſetz ſie vorſchreibt. Dann aber muß jedes Thier der Aufforderung des Geſetzes gehorchen, oder es wird durch dieſe Weigerung ſtrafbar. Wer außer dem Geſetze einem Thiere zu nahe tritt, wird ſtrafbar.

Strafe und Gerechtigkeit, ſprach der Haaſe itzt, können aber auch nur an Thieren vollzogen werden, wenn ſie gehört und ſich vertheidigen zu können, zugelaſſen. Ungehört zu verdammen, iſt abſcheulich.

Weiſe! ſehr Weiſe! rief ich. O daß es auch unter uns Menſchen ſo wäre, daß auch bey uns niemand klagen dürfte ungehört verdammt zu werden. Thiere! Ihr dienet uns hier zum nachahmenswerthen Beyſpiel.

Wähne nicht, lieber Freund, entgegnete mir der Haaſe, daß es im ganzen Thierreiche ſchon ſo ſey. Gehe in andere Gegenden, und du wirſt genug deren ſehen, die ungehört in Feſſeln ſchmachten. Und iſt in Feſſeln ſchmachten laſſen, nicht verdammen? Iſt es nicht die ſtrengſte Strafe das Thier ſeiner körperlichen Ill zu berauben? Des erſten Geſchenks, was ihm die Natur gegeben? O wie viele haben auf dieſe

Art unter uns geſchmachtet, ehe wir in dieſem Stand kamen? Haſt du nicht von unſrer ſchrecklichen Höle gehört, die wir zerſtörten? Und wie viel unglückliche Thiere in derſelben ihr Leben ungehört und unſchuldig mögen verloren haben, das wird einſt, wo die große Geſchichte der Thiere aufgedeckt da liegen wird, enthüllt werden.

Ein anderes unverkennbares und unverletzliches Recht in der Geſellſchaft der Thiere iſt das Recht des Eigenthums, fuhr der Dromedar fort. Jedes Thier muß darinn beſchützt werden. Alles was es ſich durch ſeinen Fleiß, ſeine Künſte ſeine Fähigkeiten erwirbt, iſt ſein, und dabey muß man ihn ſchützen.

Deswegen darf kein Thier je ſich ſelbſt verkaufen, denn es gehört ſich ſelbſt nicht an, es gehört perſönlich der Geſellſchaft an, zu welches es ſich begeben; dieſe Geſellſchaft muß es mit ſeiner Perſon vertreten und ſchützen, dafür erhält er wieder von ihr Schutz, aber ſeine Arbeit, Kenntniſſe, Fähigkeiten, weil ſie ſein Eigenthum ſind, kann es andern verkaufen, bis das allgemeine

meine Beſte ſie verlangt, wo dieſes allen andern vorgehen muß.

Dann aber, ſprach der Haaſe ſorgt auch das allgemeine Beſte davor, daß es eine ſeinen Dienſten, oder ſeinen Aufopferungen gleichförmige Belohnung erhalte, denn es wird nie etwas zum Schaden des einzelnen verlangen.

Vortreflich! rief hier mein Gefährte. Wenn das allgemeine Beſte ſo gegen jedes einzelne Individuum aus ſeiner Mitte denkt, ſo wird nie der Fall eintreten, daß es Verſprechungen macht, und ſie nicht hält; dann wird jedes Thier, welches ein Mitglied der Geſellſchaft, gern und willig, alles und im Nothfall auch ſeine eigne Perſon beytragen, um das Ganze zu erhalten. O wie viele unter uns ſeufzen darüber, daß bey eintretenden Nothfällen, die Vertreter des allgemeinen Wohls ſo leicht mit Verſprechungen waren, die ſie nie zu halten gedachten!

Dagegen, fuhr der Dromedar fort, wird auch jedes Mitglied der Geſellſchaft ſichs gefallen laſſen, ein beſtimmtes Quantum von Poſſibilitäten beyzutragen, um die Ausgaben und Bedürfniſſe, die zum Beſten des Ganzen zu machen ſind, zu beſtreiten. Zu dieſem wird eine der hauptſächlichſten die gerechnet werden, arme Thiere zu unterſtützen, beſonders dahin es zu bringen, daß ſie keine Noth an Lebenspoſſibilitäten haben. Es wird ſeine hauptſächlichſte Sorge ſeyn laſſen, für jedesmahlige hinreichende Sicherheit in Anſehung dieſer Lebensbedürfniſſe Sorge zu tragen, und zu verhindern, daß aus Mangel kein Thier an der Arbeit und Möglichkeit für die ganze Geſellſchaft gehindert werde.

Achter Abſchnitt.

Von den fernern Pflichten, die die Verwalter des allgemeinen Beſten ſich für daſſelbige und zum Nutzen deſſelben aufgelegt haben.

Es hatten ſich jetzt, weil wir uns vor der letzten Erklärung des Dromedars etwas niedergeſetzt hatten, verſchiedene Thiere um uns verſammelt, und ſchienen uns aufmerkſam zuzuhören.

Ich frug den Dromedar, ob es ihm auch lieber wäre, daß wir in ſeine Wohnung zurückkehrten, und ob die Verſammlung dieſer Thiere um ihn her, ihm etwa unangenehm ſey.

Nein, mein Freund, erwiederte er, ſie iſt mir angenehm, denn ſie iſt mir ein Beweiß, daß ich gut rede, das heißt, daß ich meinen Vortrag nach den Geſetzen, die unſre neuen Einrichtungen geben, mache. Denn da pflegen gutmüthige Thiere, die ſelbſt für das Wohl des allgemeinen Beſten beſorgt ſind, gern zuzuhören, weil ſie ſich immer genauer mit den Pflichten bekannt machen, welche ihnen zu ihrem und der Mitthiere künftigen Glück obliegen.

Wenn ich aber, welches ich doch wohl könnte, denn welches Thier iſt nicht dem Zorne unterworfen, wenn ich fehlerhaft und wider den Sinn der Geſetze redete, ſo würde mir kein Thier zuhören, ſo würden ſie ſich ſchnell von mir wenden, und ich würde einſam mit meinen Gäſten daſtehen.

Verſchiedene dieſer Thiere nickten ihm Beyfall zu, und der Dromedar fuhr fort:

Eine der hauptſächlichſten Pflichten, die die Stellvertreter des ganzen ſouverainen Thiervolks ſich aufgelegt, iſt die Bildung der jungen Thiere zu denen Pflichten, die ihnen, als künftigen rechtſchaffenen Mitgliedern der Geſellſchaft obliegen. Da bisher die ſchlechte Erziehung der jungen Pflanzen, auf deren Denkungsart das ganze künftige Wohl und Weh des allgemeinen beruhet, ſo viel Unheil geſtiftet, ſo war es allerdings ein löblicher Vorſatz, dieſe Punkte ſelbſt unter eigne Aufſicht zu nehmen. Alle Inſtitute für junge Thiere, die öffentlich angelegt ſind, werden öffentlich durch lehrende Thiere beſetzt, und der Staat ſorgt dafür, daß arme und unvermögende eben ſo gut, und des nehmlichen Unterrichts theilhaftig werden, den Reiche erhalten, daß folglich Erziehung nicht der Fehler iſt, den das arme Thier dem Staate vorwerfen könnte, wenn es nicht zu den Aemtern des reichen Thiers zu gelangen vermöchte.

Jedes kann dazu gelangen, wenn es den gehörigen Fleiß anwendet, um die Eigenſchaften, welche dazu erforderlich ſind, zu beſitzen. Jedes kann Anſprüche auf einen Poſten bis zum höchſten im Lande machen, denn jedes Thier ohne Ausnahme kann nach den Geſetzen ihn bekleiden.

Eine andre Sorge, welche der Staat über ſich genommen, iſt auch die Verſorgung der jungen Thiere, wen deren ſo viele ſind, daß die Alten mit ihrer Arbeit ſie nicht ernähren können, und die Natur in ihren Beſitzungen nicht ſo viel hervorbringt, daß ſie ſich ſelbſt ernähren können. Dann trägt der Staat väterliche Sorgfalt, und zieht ſich dadurch junge ſaftige Stämme zu künftiger Erhaltung des Staats, zu künftiger Vertheidigung deſſelben gegen ſeine Feinde.

Eben ſo ſorgfältig hat der Staat darauf Rückſicht genommen, daß keine Verbindung unter dieſer Thierart mehr exiſtire, die auf Lebenslang ein unverbrüchliches Geſetz auflegt, mit einander zu leben, wenn man nicht mehr mit einander zu leben wünſcht. Es gab Verbindungen, die von gewiſſen Gebräuchen ſanktionirt wurden, und die zwey Thiere mit einander eingiengen, um auf lebenslang mit einander vereint zu bleiben. Dieſes war eine Laſt, die empfindlich, drückend, oft unausſtehlich war. Man hat ihre Art und Weiſe umgeſchaffen, weil man den großen Schaden davon einſah. Izt werden ſolche Verbindungen auch eingegangen, können aber nach Maasgabe der Umſtände ſehr leicht wieder getrennt, und andre eingegangen werden, und das iſt zum Wohl der Thiere.

Damit aber auch nicht gar zu leichtſinnig über dieſen Punkt der Verbindung man weggehe, ſo wird der Staat, auf die dauernden Zweybänder dieſer Art beſondre Prämien ſetzen, und nach Recht und Billigkeit diejenigen vorziehen, und zu Aemtern befördern, welche am längſten in einer ſolchen Verbindung gelebt haben.

Verſteht ſich, wenn ſeine übrigen Eigenſchaften mit dem Amte harmoniren, und weil man, im Fall zwey gleichgeſchickte Thiere darnach ſtrebten, immer voraus ſetzt, es müßte derjenige, der das Band einer ſolchen Vereinigung zu erhalten gewußt, auch häusliche Tugenden beſitzen, die allemahl dem Thiere ehrenvoll ſind, und der beſſern Beförderung es werth machen. Doch alles nach Billigkeit und Recht.

So wie es die Pflicht der Theilnehmer der Geſellſchaft, und eines jeden Individuums iſt, ſobald Noth vorhanden, das Ganze der Geſellſchaft zu beſchützen, ſo wie eines jeden Arm dazu, ſobald es erfordert wird, bereit ſeyn muß, ſo müſſen auch auf der andern Seite die Stellvertreter dafür ſorgen, daß wenn ſie die Arme brauchen, ſie den Körper nicht leiden laſſen. Zu dem Ende ſie nicht allein die den Thieren nöthigen Waffen zur Vertheidigung der Geſellſchaft bereit, ſondern auch genug Poſſibilitäten in Vorrath haben müſſen, um keine Hemmung der Tapferkeit des kriegführenden Thieres ſich zu ſchulden kommen zu laſſen.

Dagegen muß jedes Thier ſich vorläufig in ſeinem Diſtrikte in den Waffen üben, damit wenn es einmahl aufgefordert wird, es ſogleich dem Vaterlande nützlich werden könne, und es nicht erſt der Uebung bedürfe, es dazu geſchickt zu machen. Durch dieſe Uebungen wird auch das Thier vom Enthuſiaſmus angefeuert, da es mit dem Umgange mit den Waffen von Jugend auf ſchon den Begrif von wahrer Tapferkeit verbindet, ſo wird die Nation zugleich kriegeriſch und arbeitſam, und wenn es auch Eroberungsſucht als eine zu fliehende Leidenſchaft verachten lernt, ſo ſteht es ſich doch nie der Unannehmlichkeit ausgeſetzt, in ſeinem eignen Lande ſich angegriffen, und verfolgt zu ſehen, ohne der Vertheidigung und ich möchte wohl ſagen, der Ueberwindung ſeiner Feinde vergewiſſert zu ſeyn.

Wem ſollte dieſe Einrichtung nicht auffallend, nicht ſchön erſcheinen, ſagte der Hanſe. Wenn man noch hiezu nimmt, wie viel die Thiernation dadurch erſpart, daß ſie in nicht kriegeriſchen Zeiten nur wenigere Kriegsthiere zu halten, und zu beſolden braucht; daß ſie alsdenn die Summen, die hierzu erfordert werden, und die einen großen Theil der Poſſibilitäten wegnehmen, auf die Verbeſſerung des Landes wenden kann, ſo leuchten die Vorzüge wohl vielfach in die Augen, beſonders, da man gewöhnlich bemerkt, daß die Kriegsthiere, wenigſtens viele unter ihnen, dem Müſiggange ſtark nachhängen, und dadurch eine Menge guter arbeitender Thiere dem Lande entzogen werden.

Man hat, ſetzte er hinzu, eine ſehr unglaubliche und faſt thörichte Fabel unter unſern Feinden ausgebracht, welche darinn beſtand, daß man wähnte, wenn unſre Kriegsthiere einmahl in ſolcher Menge, wie wir ſie jetzt haben, ins Land zurückkämen, ſo würden unſre Provinzen durch ihre Räubereyen aufgerieben werden.

Man hat unſerm neueingerichteten Syſteme alsdann den völligen Umſturz prophezeyht. Aber, wenn wir auf dieſe Bedingungen nur den Frieden ſo erhalten hätten, wie wir ihn wünſchten, ſo würden ſich unſere Feinde gewaltig geirret haben. Wie viele von unſern Kriegsthieren ſind nicht ſchon zurückgekommen, und andere an ihre Stelle zu den Heeren abgegangen? Alle dieſe ſind in ihre Heymath gekommen, und haben da gearbeitet. Rauben gehört nicht zum Nationalcharakter unſrer Thiere. Das ſind Auswüchſe, die es thun, und dieſe Auswüchſe werden von den einwohnenden Thieren, welche alle Waffen zu führen wiſſen, bald zu paaren gebracht. Aber was bey unſern Heeren iſt, kennt keinen Raub, und wird nie ſo ausarten.

Während dieſen Geſprächen war der Abend herangekommen. Unſre angenehmen Geſellſchafter führten uns noch durch einige Gänge, wo Handelsthiere beym Scheine von Fackeln in ihren kleinen Höhlen, Waaren und Poſſibilitäten feil hatten. Wie wir über alles, was wir noch ſahen uns verwunderten, ſoll der Leſer im folgenden Abſchnitt erfahren.

Neunter Abſchnitt.

Gewöhnlicher Gang der Geſchäfte in der Haupthöhle, und Irrthum auswärtiger Thiere über dieſelbe.

In einer Höhle, in welcher man im Auslande nichts als Waffengeräuſch, Zwiſt und Uneinigkeit glaubt, wo man kein Thier ſich denkt, welches nicht von irgend einer Parthey in derſelben wäre, und mit ſolcher Heftigkeit in das politiſche Fach eindränge, daß es darüber ſeine übrigen Angelegenheiten verſäumte, in dieſer Höhle Thiere zu finden, die mit der größten Behaglichkeit ihren Abend in Spatzierengehen mit Schönen, in Beſichtigung von Waaren zubrächten, eine Menge andre blos von Putz und Luxus ſprechen zu hören, das war uns neu und unerwartet.

Aber unſre Begleiter halfen uns bald aus dieſem Traum. Es giebt, ſagten ſie, Gegenden, wo man gar in dieſer Höhle nichts von allem dem weiß, was vorgeht, bis man es durch hören ſagen erfährt.

Welch ein unſinniger Lerm und Verwirrung würde auch daraus entſtehen, wenn eine Million Thiere alle in die politiſchen Angelegenheiten ſich miſchen wollten? Wie könnten dieſe denn betrieben werden?

Nein, der bey weitem größere Theil der Thiere geht in der Ordnung ſeiner Arbeit nach, und läßt ſich weder rechts noch links von dem

Wege ableiten, welchen es einmahl gewohnt iſt. Der zweyte Hauſe von Thieren, die an Poſſibilitäten Ueberfluß haben, leben ihre gewöhnliche Art in Sauſen und Schmauſen fort, und kehren ſich eben ſo wenig an das, was in der Veränderung der Regierungsform vorgeht. Jetzt geben doch nur Poſſibilitäten dem einen oder dem andern ein eingebildetes Uebergewicht, denn reel kann dieſes bey unſern angenommenen Grundſätzen nie werden, und alle die Stolzen, die Rang und Ehre ſonſt dazu machten, ſind verbannet.

Diejenigen, die ſich um die Staatsverfaſſung bekümmern, ſind entweder ſolche Thiere, die würklich damit zu thun haben, oder ſolche, die gern damit zu thun haben möchten, und die wir dabey nicht brauchen können.

Dieſe letztern ſind es denn auch, die zuweilen noch eine kleine Unordnung hervorbringen, welche aber, da die mehreren Höhlen Thiere Ruhe und Ordnung lieben, denn auch bald wieder gedämpft werden.

Die Einrichtung eines ſo neuen Planes kann ohnmöglich auf einmahl jede Unordnung heben, welche bey den Veränderungen dieſer Sache vorgehen müſſen. Es währt allemahl lange, ehe eine aufgeregte Thiernation wieder ſo beſchäftigt wird, daß nicht noch unruhige Köpfe, die im Anfang gute Dienſte thaten, es auch vergeſſen lernen, daß die Zeit ihrer tumultuariſchen guten Dienſte aufgehöret, und daß ſie ſich nun gewöhnen müſſen, wenn ſie wieder dem Ganzen nützlich werden wollen, ſtill und ordentlich zu leben.

Fragen ſie einmahl in unſern entlegenen Provinzen nach. In mancher iſt ein ewiger Friede geblieben, in denen am meiſten, wo man ſich der Natur am meiſten genähert. Je einfacher unſre Thiere lebten, deſto ſeeliger war der Einfluß dieſer Veränderung. Da ſahe man wegen den geringen Bedürfniſſen die dieſe Thiere kannten, daß die Vermehrung ihrer wenigen nothwendigen Poſſibilitäten, ihnen eine Seeligkeit ohne gleichen verſchafte.

Wo ſahe es am gefährlichſten aus? Wo war der Geiſt des Aufruhrs gegen das allgemeine Beſte drängender und hartnäckiger, als da, wo unſre Erbfeinde, die Lieberliederſchen Thiere Einfluß hatten, Einfluß behielten?

In unſre würklich gutgeſinnten Thiere kam da der ſchreckliche Gift herüber, und was hat es; denn jenen geholfen? Viele tauſend Thiere ſind unter unſern Waffen geblieben, und hat man auch manchmahl zu grauſam mit ihnen verfahren, ſo war es doch allemahl ihre erſte eigne Schuld.

Was hat es den ausgewanderten Thieren geholfen, daß ſie ſich nicht in die Zeit ſchicken wollten, die nun einmahl für ihre hochfliegenden Fahne nicht ſtimmte? Sie haben alle Ausländer mit einem Irrthum angeſteckt, den dieſe gewahr werden, ſobald ſie nur unſern Gränzen ſich nähern, gar nicht einmahl ſie betreten. Sie haben eine Menge Thiere gegen uns aufgehetzt, und was haben dieſe nun davon, daß ſie ſich gegen uns ſtellten? Sie haben uns Gelegenheit gegeben unſre Waffenkenntniß ihnen zu zeigen, zu beweiſen, was brüderliche Vereinigung unter uns vermocht, was eine andre es iſt, Krieg zu führen, wenn man für Ill und Eigenthum, oder wenn man für die Rechte eines andern ſtreitet.

Jetzt werden ſie wohl anders von uns denken und die Thiere, welche am eifrigſten darauf waren, unſre Macht zu zertrümmern, haben die Heere ſchon wieder verlaſſen, weil ſie fühlten, hier ſey nicht aufzukommen.

Zehnter Abſchnitt.

Reelle Fortſchritte der Süſüſüſiſchen Nation. Ihre Hofnungen auf die Zukunft.

Wir wurden in alle Theile der Höhle herumgeführt, man ließ uns alle öffentliche Anſtalten ſehen, man machte uns mit den Maasregeln über den Krieg in die Zukunft bekannt.

Man bewies uns ſehr deutlich, daß das Syſtem der Poſſibilitäten von eingebildetem Werth einen würklich richtigen Einfluß auf die Führung des Krieges gehabt; daß die Nation für einer Schuld nicht zu erſchrecken brauche, die größtentheils im Innern ihrer Länder beſtehe, und die auf eine oder die andre Art gehoben werden würden.

Wir hatten das Vergnügen unſern alten Bekannten, den rohen Ochſen noch einigemahl zu ſehen, der ſehr geehrt wurde und ſich bereit machte, wieder zum Heer an den Fluß zu gehen, der das Reich Miſchmaſch trennt.

Er betheuerte, daß die Vortheile, welche, wie man ſagte, der Süzüſiſiſchen Nation von den Feinden entriſſen wären, nicht ſo groß ſeyen, als man ſie mache und er hatte in der Haupthöhle alles wieder darüber beruhiget.

Wir hatten auch eine kleine Freude, die ein wenig an Schadenfroheit gränzte. Die vier Raben, welche wir auch zu Begleitern aus den Provinzen gehabt hatten, und die ſich des Wuchers wegen nach der Haupthöhle begaben, waren bey ungerechtem Handel mit Poſſibilitäten von eingebildetem Werth ergriffen worden, und man hatte ihnen ihren ganzen Vorrath abgenommen. Sie ſchlichen mit geſenkten Flügeln und Schweif.

Eine der wichtigſten Unterredungen, welche wir noch vor unſrer Abreiſe aus der Haupthöhle mit unſern beyden Freunden aus dem Thierreiche hatten, betraf die Ausſichten des Reichs Süſüſüß in die Zukunft, und ihre Verbindungen und Verhältniſſe gegen andre Thierpotenzen, beſonders die, mit denen ſie es bisher zu ſchaffen hatte.

Die Erleichterung, welche uns durch die Verſöhnung mit dem anſehnlichen Hahn in Brumbrum zugewachſen, iſt zwar wichtig, ſprach der Haaſe, aber doch lange nicht ſo wichtig, als die mit dem Stier in Werdeklug. Da wir immer noch in Fiſchen die ſchwächere Parthey ſind, ſo muſſen wir ſuchen, uns hier von einer Seite Luft zu machen, und die Art wie wir gegen Lieberlieber den Fiſchkrieg führen, durchzuſetzen, war dieſe Maasregel äuſerſt nothwendig.

Mit den kleineren Potenzen des Reichs Miſchmaſch würden wir, wie wir ſchon mit einigen gethan, gern Verſöhnung annehmen, allein ſie ſind wahrlich theils indiſcret genug, immer noch mit kleinen Corps bewafneter Thiere das Mimiſche Heer zu vermehren, theils iſt das Thier, welches ihre Beſchlüſſe in Ordnung bringt, und aus ſo vielen Köpfen beſteht, ein ſo träges und zeremonieuſes Geſchöpf, daß mit demſelben gar nichts anzufangen iſt.

Wir müſſen alſo wohl, mit einigen noch in Unfriede bleiben, ſo gern wir es entübrigt ſeyn wollten.

Mit Lieberlieber hat es keinen Anſchein zur Verſöhnung, eher noch mit Mimi. In dem erſtern Lande ſcheint es, will man den Druck ſo weit treiben, daß eine Nachahmung unſers Weſen daraus wird.

Es iſt gewaltig, daß die Dogge ſich nicht davon überzeugen will, daß verſchiedene Schaaleuthiere es ganz entſetzlich irre mit dem Beſten des Landes und ſelbſt dieſes Hauptes meinen.

Eisaufeis iſt unſer Freund, und Weiſſenſchnee handelt mit einer Unbefangenheit bey der ganzen Sache, die ihm Ehre macht. So lange Kakerlak mit dem Munde gegen uns ſtreitet fürchten wir es gar nicht, und ſeiner

Entlegenheit wegen, wenig, wenn es würklich anfienge, zu handeln.

Pipſipapſi können wir auch keine Vorwürfe machen. Reel uns zu dienen konnten wir in der kritiſchen Lage, in welcher es ſelbſt ſich befindet, nicht von ihm verlangen, und zuwider that es uns nichts.

Vom Mordirlande hätten wir wohl mehr erwarten können, und es iſt das einzige, über welches wir uns zu beklagen Urſach hätten. Es hat es in etwas vergeſſen, was es uns zu verdanken hatte, da wir für ſeine Ill auftraten. Ich will eben nicht ſagen, daß die Zwecke, welche man damahls hatte, die edelſten waren, aber ſeyn ſie geweſen, welche ſie wollten, der Ausgang war gut, und das entſchied doch immer.

Unſre nächſten Hofnungen ſtehen nun darauf, daß wir mit dem Reiche Miſchmaſch in Ruhe kommen. Mag denn der Krieg mit Lieberlieber und Mimi dauren ſo lange er will. In unſre Grenzen rücken uns die Feinde gewiß nicht. Wir haben im Mordirlande unſre Beſitzungen zurück, wir haben noch andre dazu genommmen,

haben

haben einen ſchönen Theil von Werdeklug abgetreten bekommen, und befinden uns dort in einem fürchtbaren Zuſtande.

Wenn man nun alles das zuſammennimmt, was wir in der Hauptſöhle vernommen, ſo müſſen wir doch würklich geſtehen, daß der Zuſtand in Süſüſüß jetzt einer der reitzendſten iſt, daß jeder, der in dieſem Lande lebt, für ein ausgezeichnet glückliches Thier zu halten iſt, und doch ſelbſt die Geiſter derer, die bey dieſer Veränderung geopfert wurden, geſtehen müſſen: — wir haben unſer Leben eingebüßt, aber es iſt etwas gutes daraus entſprungen.

Vierte Reiſe.

Von
Süſüſüß nach Lieberlieber,
nebſt
deſſen Provinzen, und Aufenthalt
darinn.

Vierte Epoche.

Behandelt Lieberlieber nach allen ſeinen Verhältniſſen und Ausſichten.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt. Zehnter Schritt. Reiſe zur Thiernation von eingebildeter Jll in Lieberlieber.

Zweyter Abſchnitt. Erſte Betrachtungen auf Lieberlieberſchem Grund und Boden. Eines Heupferdes Erinnerungen und Urtheile über ſein Vaterland.

Dritter Abſchnitt. Fortgeſetzte Betrachtungen des muntern Heupferdes über ſein Vaterland.

Vierter Abſchnitt. Eilfter Schritt. Eintritt in die groſe Hauptreſidenzhöhle des Landes Lieberlieber.

Fünfter Abſchnitt. Von den kleinern Verſammlungen in der Hauptreſidenzhöhle.

Sechſter Abſchnitt. Zwölfter Schritt. Ein Querzug durch die Halbinſel Berglieber und die Inſel Goldreich.

Siebenter Abſchnitt. Dreyzehnter Schritt. Reiſe durch den lieberlieberſchen Staat, dieſes eigentlichen Namens.

Achter Abſchnitt. Vierzehnter Schritt. Ende der Reiſe, und Rückkunft in die Haupthöhle.

Neunter Abſchnitt. Begebenheiten in der Reſidenzhöhle. Jſt eine neue Konſtitution für Lieberlieber möglich?

Zehnter Abſchnitt. Entſchluß, Lieberlieber wieder zu verlaſſen, und Werdeklug zu beſuchen.

Erſter Abſchnitt.

Zehnter Schritt. Reiſe zur Thiernation von eingebildeter Ill in Lieberlieber.

Wie neubeſeelt verließen wir die Haupthöhle in Süſüſük, denn wir hatten dort würklich Thierglück aufkeimen ſehen, wenn ſchon nicht ganz es gegründet war. Aber die Schwierigkeiten, welche ſich hier noch in den Weg legten, hatten ſie doch, zu überwinden, die Stellvertreter des ganzen Volks.

Auf unſrer Reiſe, die nach Lieberlieber beſtimmt war, konnten wir nicht umhin, den Ort zu beſuchen, welcher das Grab einer ſo großen Menge ausgewanderter Thiere geweſen war, wohin das Thier, welches in Lieberlieber alles lenkte, ſie geſandt, und aufgeopfert hatte.

Wir ſahen hier den Felſen, von welchem ein irregeleiteter Wolf ſich herabgeſtürzt hatte, um nicht in die Hände derer zu fallen, bey denen er doch den Tod hätte dulden müſſen. Wir ſahen den Platz auf welchen die Lieberlieberſchen Thiere geworfen hatten, ohne Rückſicht zu nehmen, ob ſie die ausgewanderten Thiere, die doch jetzt ihre Freunde waren, oder ihre Feinde träfen. Sie hatten grauſamlich beyde mit einander aufgeopfert.

Wir hörten vieles über einen Hirſch, der außerordentlich tapfer gefochten, endlich aber doch gefangen werden, und ſo jung und tapfer er war, ein Opfer des Geſetzes wurde, welches bey ihm gar keine Ausnahme zuließ, da er mit den Waffen in der Hand gegen ſein Vaterland gefunden worden.

Wir hörten auch von der Tapferkeit eines andern Thiers, eines Mauleſels, welcher eigentlich das Oberkommando führte, und eine prahlende Baumrinde in die Thierwelt geſchickt, nach deren Inhalt er alles verzehren wollte, was ſich ihm widerſetzte, nun aber da es zum Ernſt kam, davon lief, wie er nur die entfernteſte Gefahr ſahe.

Dieſem Mauleſel ſollte die Süſäſäſiſche Nation eine Denkſäule ſetzen laſſen. Ehrenſäule würde ſie freylich nicht ſeyn, aber ſie würde die Schande doch bis auf die Nachwelt bringen.

Wir werden das Lieberlieberſche Thier, welches eine hämiſche Kreuzſpinne, eine von denen war, die ſogar hinter die Altäre ihr Gewebe ziehen, und alles was ſie auch dort finden für ihr Eigenthum halten, näher in der Haupthöhle Lieberlieber kennen lernen. Sie hatte große weitreichende Beine, und wußte ſie ſo geſchickt zu drehen, daß ſie ſich ſelbſt oft eine ganz andre Geſtalt gab, als ſie von Natur würklich hatte.

Wir wurden hin und wieder noch kleine Partheyen gewahr, die von dem alten Syſteme Vertheidiger waren, da aber die Karavane, mit welcher wir auch hier reißten, gut bewafnet, und mit allen verſehen war, was zu des Vertheidigers Nothdurft gehörte, ſo hielten ſie ſich in den Wäldern verborgen, wo unſere begleitende Thiere nun auch eben keine Luſt hatten, ſie heraus zu holen, da es ihres Auftrags nicht war.

Wir ſahen auch viele verwundete Thiere aus den letzten Gefechten mit denen aus Lieberlieder, die ſtolz auf ihre Wunden den Lobgeſang, den man gewöhnlich zum Preiſe des Fortgangs der Süßſüßiſchen Sache ſang, und der in ſich enthielt, daß alles die beſte Wendung nehmen würde, laut dieſen ſangen, und für das allgemeine Wohl zu ſterben nochmals gelobten, auch gleich mit den ihnen übrigen geſunden Gliedmaaſſen gefochten haben würden, wenn es die Noth erfordert hätte.

Rührend war es anzuſehen, mit welcher Ehrfurcht alle die übrigen Thiere diejenigen betrachteten, welche verwundet, um der guten Sache willen verwundet waren, wie ſie ſich mit Eifer beſtrebten in der Pflege derſelben es ſich hervorzuthun, und es ihnen ſo zu vergelten, daß ſie um ihrentwillen gelitten hatten. Ueberhaupt hatten wir dieſes in allen Provinzen des Reichs bemerkt,

merkt, und da die Kriegsthiere in Süſüſüß Gefühl für Ehre immer mehr in ſich lebendig werden laſſen, ſo kann man ſich das unglaubliche erklären, daß dieſe Thiere je Raubthiere werden könnten. Nun! Wenn ſie wieder aus dem Felde zurückkehren, wenn ſie wieder in ihre Heymath kommen, wenn ſie dann den übrigen Thieren auf den Händen getragen werden, wenn man ſie als die Retter anſieht, ſie als ſolche ehrt, dann werden ſie freudig an andre Berufsgeſchäfte gehen.

Hier, rief einer der Verwundeten aus, hier in Süſüſüß giebts keine Krüppelthiere, die zu Betteln umherſchleichen, und von Allmoſen leben müſſen, hier werden alle Thiere dieſer Art geſchätzt, und erhoben.

In ſo ſeeligen Gefühlen reiſeten wir ſelbſt weiter, und kamen an den Ort wo man nach Lieberlieber überzuſchwimmen pflegt. Mit Hülfe eines neutralen Fiſches thaten wir denn das auch, und landeten bald an der Küſte des im Thierreiche wegen ſeiner Ill ſo berühmten Lieberliebers.

Zweyter Abſchnitt.

Erſte Betrachtungen auf Lieberlieberſchem Grund und Boden. Eines Heupferdes Erinnerungen, und Urtheile über ſein Vaterland.

So viel hört man von dir, längſtgewünſchter Boden, den meine Füße itzt betreten, ſprach mein Gefährte, als wir den erſten Schritt vom Fiſche ans Land traten. Gebe der Himmel daß ich nur den zehnten Theil von dem würklich antreffe, als man mir geſchildert, nur den zehnten Theil der mir gemachten Ill, des Edelſinns, der Thierliebe.

Aber leider, was wir in Süſüſäß von Euch gehört, Bewohner dieſes ſchimmernden Erdreichs,

reichs, was wir von euren Thaten dort erfahren, das zeuget nicht für euch, für euer Gutes, es müßte denn ſeyn, daß nur die Großen die euch leiten, verwirrt wären, und die ihnen folgten, die ſich ihnen verdungen, und daß ihr edlerer Hauſe der Kleinern nicht in die Grauſamkeiten einſtimmtet, die jene begiengen.

Nein, rief ein Heupferd, das haben wir nicht, und wenn ihr hier die ihr ſo philoſophirt über etwas, was ein höheres Weſen auch entdeckt haben muß, wenn ihr ſehn ſolltet, wie wir uns oft krümmen, wenn ihr mich verſtehen könntet, und hören, was ich zur Vertheidigung des größten Haufens ſagen könnte, ihr würdet bald anders denken.

O wir verſtehen dich, lieber Freund, ſprach ich zu dieſem deklamirenden Heupferde.

Es verwunderte ſich des Zufalls, und nöthigte uns ins Gras zu ſetzen, und ihm zuzuhören.

Wir erfüllten ſeine Wünſche gern, denn es war uns nicht gerade darum zu thun, ſchnell in die Hauptreſidenzhöhle von Liederlieder zu komkonnten, ſondern wo wir Erfahrungen ſammlen, und als Reiſende lernen konnten, da waren wir zufrieden.

Wir hatten es mit keinem gemeinen Thiere zu thun; unſer Heupferd war ſchon zweymahl Mitglied der Hauptthierverſammlung in der Reſidenzhöhle geweſen, und hatte als dieſes Mitglied allemahl heftig den Mitgliedern ſich widerſetzt, die mit zu vielem Eifer und Heftigkeit für die Regententhiere und deren Parthey geſtritten.

Da das Heupferd uns mit der unbefangenſten Art zu überzeugen wußte, daß ein ſehr großer Theil der Lieberlieberſchen Thiere alles, was in Anſehung des Krieges mit Süſüfüß vorgenommen wurde, ſo wie den Krieg ſelbſt aufs äußerſte mißbilligte, ſo konnten wir wieder unſre Verwunderung nicht bergen, daß denn doch alles ſo ruhig mit angeſehen würde, und frugen ihn wieder ſehr ernſtlich, was es denn eigentlich für eine Beſchaffenheit mit der Ill der Thiere in Lieberlieber habe.

Meine theuren und ſcharfſinnigen Freunde, ſagte hier das Heupferd. Ich ſehe wohl man kann ihnen ſchon etwas mehr ſagen, als man ſonſt, weil man mit in der Thierverſammlung ſitzt, gern gerade heraus ſpricht, denn man will ſich doch nicht gern zum Gegner des Volks der Thiere machen laſſen, in welches Geſchrey man leicht kommen kann.

Die Sache iſt alſo dieſe: Wir leben unter dem Buchſtaben des Geſetzes, und wenn unſre Thiere dieſem Buchſtaben des Geſetzes einmahl Folge geleiſtet zu haben, verſprechen, ſo müſſen ſie das auch halten.

Jetzt iſt durch den Buchſtaben des Geſetzes die große Thierverſammlung ihre befehlgebende Obrigkeit, was dieſe nun ſagt, und will, und was darinn beſchloſſen wird, das müſſen ſie thun. Da kümmern ſie ſich freylich nicht darum, ob die Stimmen in dieſen Thierverſammlungen erkauft ſind, oder ob ſie natürlich gegeben werden.

Kurz, was darinn beſchloſſen wird, das geſchieht. Und wenn die Kreuzſpinne die jetzt oben am Brete iſt, es durchſetzt, daß kein Thier ſehen ſoll, ohne es zu bezahlen, ſo thut der, welcher es nicht bezahlen kann, die Augen zu, und ich verſichre euch, daß alle Heupferde ſich ſchon aufs Lahmachen gewöhnen, weil ſie fürchten, auf das Hupfen werde eine Auflage gelegt werden. Bey dem Lahmgehen und Augenzuthun geht denn auch manches Geſchäft lahm, und manches gute Werk wird überſehen, welches bey ofnen Augen ausgeführt werden könnte, und in Weſten und Oſten ruft man wohl aus: Jetzt hinkt es in Lieberlicher auf dem Lande, und zur See ſogar fängt man an ſchief zu ſehen, und läßt die Kauffiſche aus den Augen, indem man auf die Kriegsfiſche ſieht.

Die Unterhaltung des Heupferdes ergötzte uns ſehr, wenn ſchon es gewaltig mit Satyren um ſich warf, welche wir doch alle in der Folge wahr fanden, und alſo ſie nicht als Pasquille auslegen konnten.

Die Wirkung der fatalen Expedition mit den Ausgewanderten war bekannt, und wir hörten auch auſſer dem Heupferde allerhand Gloſſen darüber, von denen die lieblichſten ohngefähr den Klang hatten: Ja, es iſt ganz fein, ſich unangenehangenehmer Dinge ſo zu entladen: — Ungebetne Gäſte ſchickt man auf die See; — Thiere die überläſtig ſind läßt man ins Eiſen laufen.

Weil dem Thiere in Liebetlieber es aber freygeſtellt iſt, ſeine Meynung allgemein zu äuſſern, ſo hörten wir auf trocken genug die Kreuzſpinne einen verdammten Doll! ein gewöhnliches Sprichwort, heiſſen, und viele Thiere verſicherten, wenn ſie ihn da hätten, würden ſie ihn mit Dreck todtwerfen.

Wir erkundigten uns beym Heupferde, ob denn das auch wohl ſo wahr wäre, und wenn die Kreuzſpinne würklich ſich hier befände, ob wohl die beſagten Thiere ſie wohl ſo behandeln würden?

Allerdings würden ſie das, erwiederte uns das Heupferd, denn ſie haben ja letzthin den ſchönen Doggen unſern Regenten ſogar gemißhandelt. Und wahrlich, wenn ich wüßte, wie wir von der guten Parthey es muthmaßen, daß die Parthey der dem Regenten zugethanen ſelbſt dazu Veranlaſſung gegeben, wir würden das ſchrecklich rächen. Wir würden endlich einmahl Gelegenheit finden, durchzudringen, und unſre Rechte geltend zu machen.

Das Heupferd machte uns eine kleine Idee vom Charakter der regierenden Kreuzſpinne. Sie iſt, ſagte es, eins der intrikateſten Thiere, die es immer auf dem ſchwimmenden Lande gegeben haben kann. Sie hat Kenntniſſe, und nicht blos oberflächliche, ſondern ſie iſt tief in alles eingedrungen, was zu politiſchen Kenntniſſen gehört.

Wenn ſie das Talent, welches ſie würklich hat, wenn ſie dieſes angewandt hätte, wie ſie es am Anfange anwandte des Thiervolks Rechte zu vertheidigen, ſie wäre ein großes Objekt in der Geſchichte von Lieberlieber geworden. Itzt kann man nicht mehr beſtimmen, was ihr Ende ſeyn wird, da man ſie fürs allgemeine Beſte für verlohren hält.

Wenn ſie allenfalls ſieht, daß ſie nicht mit ihren Plänen durchkommen kann, ſo wird ſie ſich zurückziehen, und ſich zur Ruhe begeben. Da wird man ſie denn gehen laſſen, weil der Buchſtabe des Geſetzes ſie ſchützt, und man einen andern Gegenſtand haben wird, an den man ſich reibt.

Denn Einigkeit bey unſrer Thiernation zu finden, dürfen wir nicht hoffen. Die Jll, die auſſer dem Buchſtaben des Geſetzes beſteht, und welche freylich nicht gar weit her iſt, macht unſre Thiere ſtets gegen einander verhetzter, und bringt Partheyen über Partheyen hervor.

Miniſterthieren geht es überhaupt gewöhnlich ſo, daß ſie ſich in die Sachen hineinarbeiten, ohne zu wiſſen, wie ſie ſich wieder herauswirren ſollen. Da machen ſie ihre Pläne, ohne auf vorher zu ſehende Zufälle geſchweige denn auf unvorhergeſehene Rückſicht zu nehmen. Sie glauben, weil ſie die Macht in Händen haben, haben ſie auch das Schickſaal in Händen. Ein ſolches Thier, dem die richtige Bilanz des Poſſibilitätenzuſtandes doch immer obliegt, berechnet es nicht, was ein Sturmwind ſeinen Fiſchen, ein Miswachs ſeinen Magazinen vor Schaden zufügt, berechnet es nicht, wie lange es daran arbeiten muß, die Koſten eines geführten Krieges der Thiernation erträglich zu machen.

Dritter Abſchnitt.

Fortgeſetzte Betrachtungen des muntern Heupferdes über ſein Vaterland.

Das Heupferd, welches troz der Befürchtung einer Auflage auf das Springen, immer ſehr munter umherhüpfte, und ſich nicht in ſeinen Freuden irre machen ließ, weil es allenfalls der Poſſibilitäten noch ſo viel hatte, daß es die Auflage entrichten konnte, hatte uns in eine niedliche Landhöhle, die es beſaß aufgenommen, und darin uns vortreflich bewirthet.

Aber auf der andern Seite, war die Geiſtesunterhaltung bey ihm eben ſo angenehm, als die leibliche. Er kam von dem Miniſterthiere, von deſſen eitlen Plänen, und ſtarker Neigung zum Deſpotiſmus er uns geſagt, auf die Potenz, nemlich den Doggen, und die Dögalein.

Er behauptete mit allen vernünftigen Thieren, daß die Dame des Regententhiers die Liebe welche man gegen ſie hege in einem ganz beſonders hohen Grade beſitze, aufs äußerſte verdiene, und daß es ihr vielfältig mit zuzurechnen ſey, daß es noch nicht viel ſchlimmer mit den Aktien in Lieberlieber ausſähe, denn man verſichere, daß ſie das Miniſterthier, die langbeinige Kreuzſpinne oft vornähme, und manchen dummen Streich ihr aufrücke.

So hatte ſie es auch damahls gemacht, als der Lieblingsſchöps, die Mordirprovinzen ſo verworfner Weiſe aufgeopfert. Allein es hatte nichts gefruchtet, ſo wie es jetzt auch nichts fruchten will, und ſo wie der Lieblingsſchöps ſich einſt viele Wolle ausgerauft, vor Aerger, ihrem Rathe nicht gefolgt zu haben, ſo würde auch dieſe Kreuzſpinne ſich einmahl ein paar Beine abfreſſen, weil ſie ſogar keine Rückſicht auf ihre Ermahnungen genommen.

Dieſe kluge Thierdame ſey auch, ſo ſtolz ſie auf ihre Doggen und Dögglein zu ſeyn Urſach habe, was ihre äuſere Geſtalt beträfe, doch ſehr unzufrieden mit der innern Expreſſion ihrer Leidenſchaften die nicht allerdings nach ihrem Guſto war, da ſie eines ſehr gemäßigten, ich möchte faſt ſagen, frommen Temperaments war.

Das älteſte Dögglein hatte ein wenig ſtark in die Poſſibilitätenhaufen gehaufet, welche man ihm gegeben, mehr darinn gehaufet, als er es eigentlich hätte thun ſollen. Dieſes Dögglein fand nun wohl, da es ſchon zum Nachfolger der Dogge gewählt war, da es ſeines anziehenden Aeuſſern wegen, welches Ernſt mit Anmuth verband, ſehr hinreiſſend geliebt und geſchätzt wurde, Gelegenheit, dem öftern Poſſibilitäten-Mangel durch die Gutwilligkeit andrer Thiere abzuhelfen.

Aber dieſe Thiere, wie denn die Anleihe ſolcher Poſſibilitäten immer mit Eigennutz verknüpft iſt, pflegten auch nicht gern lange zu warten, und da durch die Leichtigkeit des Erhaltens und Schnelligkeit des Loswerdens das Dögglein in kurzem die Poſſibilitätenſummen anſehnlich erhöht hätte, ſo wurde mit einigem Ungeſtüm, die Zurückgabe erfordert. Da ſahe nun freylich das Döglein wohl ein, daß es etwas zu geſchwind gelebt, es ſchränkte ſich nun ein, dachte auf Mittel zu Wiederherſtellung ſeiner Oekonomie und fand, daß dieſe nicht ſo ſchnell gefunden wäre, als jene die Poſſibilitäten wieder unter die Thiere zu bringen.

Das Döglein nahm ſeine Zuflucht zur Thiernation, die freylich einen großen Haufen hatte, und wohl ſo viel hergeben konnte. Allein die Sache mußte bey der Thierverſammlung doch erſt vorgetragen werden, und da gab es manches naſeweiſe Thier, welches meinte, das Döglein habe wohl vorher mit ſeiner Bilanz zu rathe gehen können, ehe es die Ausgaben ſo groß gemacht. Es habe allerdings hinreichend zu leben, und es ſey nicht nur ſo eine Sache Poſſibilitäten aufzunehmen, und ſie dann für ſich wider bezahlen zu laſſen.

Eine andre Parthey brachte ſein in Bewegung, daß die Dogge ſelbſt während der kleinern Jahre des Dögleins und des noch nicht möglichen Aufwandes wandtes das Reſiduum der dem Dögglein angehörigen Poſſibilitäten an ſich genommen, und daß es nun da dieſes Reſiduum gewiß ſtärker angewachſen, als die Schuldenſumme, dieſe Poſſibilitäten Anleihen des Söhnleins entrichten könne.

Es fielen, wie denn das in ſolchen Fällen gewöhnlich, verſchiedne Sticheleyen und Spitzfindigkeiten vor, es wurde ſatyriſirt, und gekannegießert, man machte ſich über die Thierpotenz und das Thierpotenzgen verblümt, luſtig, und wie es zum Treffen kam, und geſtimmt wurde, ſo war die Mehrheit für die Bezahlung der Poſſibilitäten Anleihen, und die Thiernation bezahlte ſie nach dem Buchſtaben des Geſetzes für das Dögglein.

Dergleichen hatte das zweyte Dögglein, ein eben ſo muntres, und nur nicht mit dem charakteriſtiſchen Ernſt begabtes Thierlein zwar nicht gemacht, aber es hatte auch theils nicht die Gelegenheit zu ſo vielen Poſſibilitäten Verſchwendungen, theils war es ſchon eben ſo ſehr bey wenigern Ausgaben mit Einkommen verſehen.

Es hatte bereits im Reiche Miſchmaſch eine gewaltige Stelle, welche immer mit einem ſchwarzen Thiere beſetzt wird, und es war ein ſchwarzes Dögglein. Daher hatte man es gewählt. Es gehörte zu der Sekte der ſchwarzen Thiere, die ſich Weiblein zulegen dürfen, und es war auch dem ſchönen Thiergeſchlechte ſo wenig gram, daß es, wo es hinkam ſich mit demſelben abgab, und allenthalben Eroberungen machte. Es war aber auch ein bildſchönes ſchwarzes Thier, und beſonders in der Reſidenzhöhle von Waſſerſprung hatte ſich ein feines Hündlein weiblichen Geſchlechts ſo in das Dögglein verliebt, daß ſie ihm nachgieng, bis ſie ſein habhaft wurde, und ſie nahm das Dögglein ſo mit, daß es ordentlich dabey abnahm, und von Fleiſche gerieth. So zehrt Platonik und Unplatonik auch im Thierreiche wie unter dem Menſchengeſchlechte, die beſten Kräfte von dannen.

Nachdem das Dögglein im Reiche Miſchmaſch wacker ſich umgeſehen, und vielleicht manches lebendige Andenken an ſich zurückgelaſſen, verband es ſich mit einem feinen Möpſlein aus

Brumbrum, welches ein kapitales Thiergen an Verſtand und Güte des Herzens iſt.

Allein nun erhob ſich eine Epoche, wo das ſchöne Dögglein auch ſeinem Vaterlande ſeine Dienſte zuvor vermelden ſollte. Der Krieg mit Süſüſüß war aufgebrochen, und man vertraute dem Dögglein ein ſtarkes Heer Kriegsthiere an, um den Feind in den Gegenden von Käſiana und Waſſernacht Einhalt zu thun und da ſie zu vertreiben.

Aber was that das Dögglein. Anſtatt ſeiner Sache vorzuſehen, und Obhut über die ihm anvertrauete Heerde zu halten, ſpazierte es auf die Jagd, und ſuchte ſich ein Häslein, und dadurch ward einer der größten Coups von den Süſüſianern ausgeführt, denn ehe das junge Herrlein von der Jagd heimgeholt wurde, war ſein ganzes Thierheer ſchon vor den Süßmännern gelaufen. Ob ſie auch auf die Jagd gehen wollten? Man pflegt zu ſagen: Qualis rex talis grex.

Auch hatte dieſes Dögglein die Marotte, daß es die Freyheit der Meynungen nicht leiden konnte, ſobald ſie mit ſeinem deſpotiſchen Geiſte nicht harmonirten, und beſonders durften die Thierbefehlshaber kaum es denken, daß die Süſüſſianer auch tapfer und menſchlich ſeyn könnten.

Denn als das Dögglein einmahl einen dergleichen Gedanken von einem ſehr feinen Spitzhunde berühmten Namens aus der Waſſerſprungſchen Armee vernahm, ſo wuſte er deſſen Dienſtentlaſſung gleich zu karten, und dieſer Spitzhund mochte Gerechtigkeit ſuchen, wie er wollte, er fand ſie nicht. Selbſt die liebe Gerechtigkeit wollte ſich dem Dögglein der Potenz aus Lieberlieber nicht mit Gewalt widerſetzen.

Der Spitzhund entſchloß ſich, dieſe Geſchichte in eine rothe Baumrinde graben zu laſſen, die ein Mann in einer großen Handelshöhle an einem ſchiffreichen Fluſſe im Reiche Miſchmaſch vervielfältigen ließ, und die dadurch von vielen biedern Thieren geleſen wurde, die das Verfahren des Döggleins ſehr eigenmächtig nannten.

So artig unterhielt ſich das Heupferd mit uns, und faßte zuletzt noch den Entſchluß, uns ſelbſt in die große Reſidenzhöhle zu begleiten, wo er ſeinen Platz in der Hauptthierverſammlung einnehmen,

nehmen, und einmahl wieder ſehen wollte, wie der Buchſtabe des Geſetzes Vernunft und Billigkeit verdränge.

Vierter Abſchnitt.

Eilfter Schritt. Eintritt in die große Hauptreſidenzhöhle des Landes Lieberlieber.

Wenn es uns aufgefallen war, wie wir in die Haupthöhle von Süſüſüß eintraten, dort einen ſo großen Wirrwarr von Thieren zu ſehen, ſo war uns hier der düſtere Anblick einer Rauchwolke unangenehm, die der Dampf gewiſſer brennbarer Materien, deren man ſich in dieſer Höhle bediente, hervorbrachte, die auch ſo heftig war, daß wir lange Mühe hatten zu erkennen; ob es würklich viel Thiere hier gäbe.

Endlich aber merkten wir wohl an den Stößen, die wir erhielten, daß wir zur Rechten und Linken, vor und hinter uns umgeben waren, und wie unſre Augäpfel ſich nach und nach in dieſer Dunkelheit erweiterten, wurden wir denn auch gewahr, daß es viele ſehr viele Thiere da gäbe, und ein äußerſt komiſcher Anblick zog unſre Aufmerkſamkeit auf ſich.

Zwey Böcke verſuchten mit ihren Hörnern ſich zu verletzen, und um ſie her hatte eine große Menge andrer Thiere ſich verſammlet, die mit vieler Aufmerkſamkeit ihnen zuſahen.

Beyde fochten mit unbeſchreiblichem Muthe, bis endlich einer eine unglückliche Parade machte, während welcher der andre ihm einen Stoß verſetzte, daß er zu Boden fiel. Da lachte die ganze Menge unſinnig, und riefen dem Sieger ein Freudengeſchrey entgegen. Einige zählten ihm Poſſibilitäten hin, und wir ſahen überhaupt eine große Geſchäftigkeit mit Poſſibilitäten rings um ſie her.

Wir wollten eben nach der Auslegung uns erkundigen, als wir auf einer andern Seite ein paar Stiere das nehmliche Manöuver machen ſahen, wovon auch einer darnieder lag, und gleich drauf thaten ſich zwey Affen in der Kunſt hervor.

Denn bald wurden wir benachrichtigt, daß dies die edle Kunſt des Balgens ſey, welche hier allgemein im Brauch, und auch publice unter den Thieren exerziert, ja bisweilen gar für Poſſibilitäten gehandhabt würde.

Die Umſtehenden waren theils Neugierige, theils Thiere, welche, da ſie einen Ueberfluß an Poſſibilitäten haben, ſie auf einen oder den andern Kämpfer gegeneinander ſetzen, und dann mit der größten Gleichgültigkeit verlieren.

Wenn auch die Poſſibilitäten nicht gleich da ſind, ſo geht doch jedes Thier ſolche Verträge gern, auf Credit ein, weil es in Liederlieber ein Ehrenpunkt iſt, ſolche Verträge zu entrichten, und man lieber hungern würde, als nicht für eine ſolche Zahlung ſorgen, die bey ihnen ſo vieles auf ſich hat.

Man verſicherte uns, daß dieſes oft ſehr reiche und geehrte Thiere thäten, und daß manches Miniſterthier deswegen nicht durch die Gänge der

Haupthöhle zu Fuße ginge, um nicht zu einem ſolchen Kampfe aufgefordert zu werden, den es mit Ehren nicht ausſchlagen könnte, und wobey es doch wohl heftige Rippenſtöße abſetzen möchte.

Auf dieſe Art, ſagten wir, hat das Volk in Lieberlieber täglich Schauſpiele umſonſt, die man an andern Orten theuer bezahlen muß, und fanden es nicht übel, daß es Heldenthiere gab, die ſo ſich aufopferten.

Uebrigens fanden wir viel lärmendes, fanden würklich eine Art von Ill, die ziemlich handgreiflich war. Das Lieberlieberianiſche Thiervolk prätendirt, jedes fremde Thier welches zu ihnen kömmt, ſoll die nehmlichen Manieren annehmen, welche es ſelbſt an ſich hat, und wenn es dieſes nicht thut, ſo ſoll es ſich von ihnen auslachen, ausziſchen, und wohl gar mißhandeln laſſen. Denn ſo artig ſind dieſe Thiere ſchon, daß ſie einen mit allerhand Unſauberkeiten bewillkommen, wenn man ihnen nicht ihres gleichen ſcheint.

Außerdem iſt das Thier in dieſer Haupthöhle nicht ſehr einladend, oder zuvorkommend, denn es iſt ſtolz. Man wähnt hier, man ſey etwas beſonders, weil man es gerne ſeyn möchte, und nimmt eine Miene an, die doch ſo wenig mit den Thaten zuſammentrift. Man ſcheint ſich in ſich ſelbſt gekehrt, weil man apart ſeyn will, und man iſt im Grunde kleinlich. Man hält einen Fremden ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth, weil man ſagt, daß man ſeiner nicht bedarf, und vergißt, wie man mediate ihn haben muß, wenn gleich nicht unmittelbar.

Daß die Thiere in Lieberlieber durch ihren weitläuftigen Handel den Fremden mehr von ihrem Reichthum an allerhand Poſſibilitäten ſchuldig ſind, als ſich ſelbſt, iſt wohl eine ausgemachte Sache, und warum alſo dieſe ausgezeichnet gegen ſich verachtet? Warum der Eigenliebe ſo viel gefröhnt, daß man andere Nebenthiere nicht gelten laſſen will, was man ſelbſt ſich dünkt?

O ihr Thiere in Lieberlieber! Wenn eure Mine etwas ſtolzes hat, hat es denn immer auch euer Herz? Wahr, daß das äußere Anſehen der feinern Klaſſe unter euch hinreißt —

wahr, daß auch ſo manches edle gutherzige Thier unter euch Thaten thut, die beneidenswerth ſind — aber glaubt ihr deswegen, daß keine andre Thiere in fremden Gegenden auch gutmüthig ſind? Aber es wird nicht ſo bekannt. Und ſollte dieſes auch vielleicht daran liegen, daß ihr eure guten Thaten mehr und vorſetzlicher laut werden laſſet, als die Thiere andrer Gegenden, die mehr im ſtillen gutes thun?

Wir haben der vortreflichen Züge wohl viel bey den Völkern der Thiere in Süſüſüß gefunden, und doch ſeyd ihr Erbfeinde dieſer Thiere, und wo ſie ſich nur bey euch ſehen laſſen, da ſucht ihr irgend einen Fleck ihnen anzuhängen, da ſind ſelbſt die Gebildetern unter euch bereit ihren Gift auf ſie auszulaſſen.

Legt dieſen Stolz ein wenig ab, und ihr werdet wahrhaftig liebenswürdige Thiere ſeyn, denn es ruhen in euch die köſtlichſten Eigenſchaften.

Unſre Leſer werden begierig ſeyn, zu vernehmen, wie man im allgemeinen mit der Fehde gegen Süſüſüß in dieſer Hauptreſidenzhöhle zufrieden

war,

war, und da müſſen wir geſtehen, daß es nicht ſo ganz damit beſchaffen, wie das Heupferd uns von dem größern Theile der Thiere in Lieberlieber verſichert hatte.

Freylich hier, wo diejenigen die die Regentenparthey hielten, weit zahlreicher waren, als die Anhänger der Volksparthey, hier war ein lauter Jübel über alles, was etwa den Vortheil der Süſüſüſianer befördert hatte.

Im Stillen, und in den öffentlichen Höhlen nahm freylich die kleinere Parthey der Volksfreunde auch kein Blatt vor den Mund, und wenn von einer Seite die weſentlichen Vortheile der Kriegsfiſche über die der Feinde auspoſaunt wurden, ſo waren auf der andern die Thiere nicht faul, die Liſte der verlohrnen Handelsfiſche herzuerzählen, und den Nachtheil lebhaft genug darzuſtellen, der aus dem einen gegen das andre genommen, entſprang.

Fünftes

Fünfter Abſchnitt.

Von den kleinern Thierverſammlungen in der Hauptreſidenzhöhle.

Bey unſerer Ankunft in die groſe Hauptreſidenzhöhle war gerade ein groſer Zwiſt zwiſchen verſchiedenen Partheyen der Thiere, die die ſogenannten kleinen Privatverſammlungen ausmachten.

Von jeher war es in Lebelieber gebräuchlich geweſen, daß die Thiere die Jll hatten, einzelne Geſellſchaften, zum Beſten des Ganzen ſich darin zu berathſchlagen, zu halten. Von dieſen aus wurden dann Aufſätze an die gröſere Geſellſchaft, an die Hauptverſammlung der Thiere, auch wohl an den Regenten ſelbſt gemacht, in welchen man geziemend darlegte, daß man dieſes oder jenes zum Beſten des allgemeinen Wohls überlegt, entdeckt, oder enthüllt habe, daß man es nicht vorenthalten wollen, und nun bäte Rückſicht darauf zu nehmen.

Dergleichen wurde denn auch gewöhnlich in Betrachtung gezogen, weil zuweilen tauſend Thiere ſich da unterzeichnet hatten, und eine ſolche Menge, größtentheils angeſehene und vermögende Thiere, wohl auch wenn man ihre gute Vorſchläge nicht anhörte im Zorn für das Land ſchädlich, ſich vereinigen können.

Es waren dieſes Kompoſitionen, ſo nannten ſie ſich, die zuweilen unter freyem Himmel gehalten wurden, wobey denn die Thiere zu vielen Tauſenden hinzuſtrömen, um, wenn auch keinen Theil daran zu nehmen, doch zu hören, was dieſe unter einander beſchlöſſen.

Eine unter den jetzt am unruhigſten war, die Baumrindenwechſelkompoſition, die ſich verſchiedener Ausdrücke bedient haben ſollte, die der Parthey der Regierungstheilnehmenden anſtößig geweſen, und von welchen man behaupten wollte, ſie führten Aufruhr im Sinn. Dieſe hatte auch wohl die meiſte Gelegenheit gegeben, daß man von Abſeiten der Regierung den Untergang der Kompoſitionen beſchloſſen hatte.

Eine gemäßigtere Kompoſition war die derer Wighs, welches zwar alles Thiere waren, die Volksfreunde waren, die aber doch eine groſe Ehrfurcht gegen ihre einmahl angenommene regierende Obrigkeit hatten, und ſehr zu gemäßigten Geſinnungen gegen den Hof und die groſe Thierkompoſition geneigt waren.

In dieſen beyden Kompoſitionen befanden ſich auch Mitglieder der groſen Thierkompoſition, und deren mehrere, wodurch denn alles was die Kompoſitionen wünſchten, in der groſen Thierverſammlung angebracht wurde.

Weil aber auch dieſe Thierkompoſitionen faſt das einzige waren, was den Thieren von ihrer Ill nach dem Buchſtaben des Geſetzes noch übrig blieb, weil ſie der einzige Zaum noch waren, der die am Ruder ſitzenden etwas in Schranken halten konnte, ſo gaben ſich dieſe alle mögliche Mühe, um einmahl dieſes Gebiſſes los zu werden, und es wurde in der Thierkompoſition der erſten Größe darauf angetragen, daß die Zuſammenkünfte dieſer Thierkompoſitionen aufgehoben und verboten werden ſollten.

Da gab es denn freylich ein ſehr lautes Geſchrey, welches nicht allein in der großen Thierkompoſition von den Mitgliedern die aus dieſen Kompoſitionen darinnen waren, erhoben wurde, ſondern nun ſich durch alle Gegenden verbreitete, wo die Hauptkompoſitions-Zuſammenkünfte waren.

Alles rief laut, man wolle das Wenige, was von der Ill der Thiere, ihnen noch übrig ſey, vollends zu Boden drücken, man wolle alle Thiere zu Sklaven machen, und unbedingt ſie zwingen, ſich nicht einmahl ſelbſt einen guten Rath zu geben. Wo nur im geringſten ein Stand ſich beleidigt fand, da kamen die Glieder deſſelben zuſammen. Die Thiere welche redneriſches Talent hatten, traten auf, und bewieſen in wohlgeſetzten Wortfügungen, daß das Ende des Illſyſtems in Lieberlieder vorhanden, der jüngſte Tag aller Vorrechte des Thiervolks erſchienen ſey.

Wir wurden in einige Verſammlungen dieſer Thierkompoſitionen mitgenommen, wo wir geſtehen mußten, daß, was die Thiere, wie die Redner machten, vorgebracht, mit einer Energie, mit einer Wahrheit vorgetragen wurde, die nichts zu wünſchen übrig ließ, daß es unmöglich war, daß die Menge der Umſtehenden nicht hingeriſſen wurde, und da jeder, ſo wie die Redner aufhören, laut ihre Freude zu erkennen gaben, ſo erſchallete die Luft von allerhand Thierſtimmen, die aber doch alle in eine Art von Harmonie gebracht waren.

Auch reckten ſie faſt alle die Häupter in die Luft, und zogen die freye Luft in ſich, zum Beweiſe, daß ſie Anhänger der Ill bleiben wollten, ſo lange ſie lebten. Dieſe Thiere führten ſich übrigens ſehr ordentlich auf. Satyren wurden von allen Seiten vorgebracht, und daß manchmahl einer einen etwas derben Ausfall that, iſt nicht zu leugnen. Allein es kam zu keinen Unordnungen, nicht einmahl zu einem reſpektwidrigen Ausdruck gegen die geſetzmäßige Obrigkeit.

Sogar der Doppelkampf mit Hörnern und Krallen kommt hier nicht zum Vorſchein, der doch ſonſt allenthalben gäng und gebe war. Man war zu ernſthaft dazu. Es betraf würklich das Wohl des Ganzen. Man ſprach hauptſächlich von der Nothwendigkeit des Friedens. Wir ſind ſchon arm, ſagte ein Schmalthier, welches ſehr gründlich redete. Wir ſind arm, ſo reich wir uns auch zu ſeyn dünken. Was ſoll aus uns werden, wenn wir noch ein paar hundert Wochen die Laſt eines ſolchen Aufwandes tragen müſſen, beſonders da es unſern Armen an Poſſibilitäten des Lebens zu mangeln anfängt.

Es iſt wahr, fuhr dieſes Schmalthier fort, es iſt wahr, die Einwohner von Süſäſäß waren unſre abgeſagten Feinde. Aber warum waren ſie es? Weil dieſe Thiere unter dem Joch der Sklaverey ſich beugten. Nun aber haben ſie ſich davon befreyt, ſie haben ſich Ill zu verſchaffen gewußt, wie wir. Sind ſie nicht dadurch unſre Freunde geworden? Sind ſie nicht unſrer Denkungsart und unſerm Herzen näher gekommen?

Soll etwa der Handel uns abhalten, mit ihnen freundſchaftlich umzugehen? Müſſen wir nicht leben und leben laſſen? Wollen ihre Kräfte nicht ſo viel ſagen, wie die unſrigen? Oder vielmehr, wollen ſie nicht mehr ſagen?

Haben die, welche uns in dieſen Krieg verwickelt haben, nicht etwa die Sache von einer zu leichten Seite angeſehen? Haben ſie nicht den Verblendeten, die ihr Vaterland zu leichtſinnig verließen, zu ſchnelles Gehör gegeben?

Iſt nicht etwa die Meynung derer, die am Ruder ſitzen, daß ſie lieber die Sache aufs äußerſte kommen laſſen, als zugeben wollen, ſie haben gefehlt? Sie denken, wenn wir uns nur durcharbeiten, unſre Nachkommen mögen auch ſehen wie ſie fortkommen. Iſt das edel gedacht? Und brandmarken ſie nicht ihr Amt, wenn ſie auch ihren Namen nicht brandmarken?

Alſo rüſtig auf, meine Mitthiere! rüſtig auf zum Kampf gegen ſie, die die letzten Rechte des Thiervolks mit Füßen traten, die es dahin bringen wollten, daß ſie durch Deſpotiſmus ſich noch eine Zeitlang vom Falle aufrecht erhalten, der ihnen doch einſt bevorſtehen muß. Rüſtig auf, und die Pläne der Scharde für uns vernichtet!

Ja, wir wollen unſrer edlen Dogge ſtets Gehorſam erhalten, wir wollen uns nicht weigern, dem Buchſtaben des Geſetzes Genüge zu leiſten, das uns verpflichtet, ihm treu zu dienen.

Aber um dieſes zu können, um nicht als Memmen, die ſich Ketten anlegen laſſen, da zu ſtehen, wollen wir um unſrer Rechte willen den feſten Muth zeigen, und dadurch, daß wir ihn erhalten, dem Regenten beweiſen — wir vermögen ihn zu beſchützen. Er ſoll auch unſers ewigen Schutzes verſichert ſeyn.

So redete man in mehreren Konverſationen. Es wurden Vergleiche von vorigen und jetzigen Zeiten angeſtellt, und ſehr groß der Unterſchied gefunden. Ja der Söldner gieng auch wohl noch mit zu Felde, und gab den eignen Leib her, weil er ihn verkaufen mußte. Aber aus Nationalismus wollte keiner fechten, da hingegen die Feinde faſt lauter Freywillige hatten, die angeflammt für die gerechte und gute Sache, Habe und Hof verließen, um das Vaterland zu retten.

Dennoch beſtand die Kreuzſpinne auf ihrem Kopf. Sie wollte ſchlechterdings alle Kompoſitionen aufgehoben wiſſen, ſie wollte dieſen Willen durchſetzen, und trug in der Hauptthierverſammlung darauf an.

Es kam gerade der unglückliche Zufall, daß der Thierregent einige Unannehmlichkeiten erfuhr, die bey der Lage der Sachen in Lieberlieber nun wohl ausgemacht zu den Ungezogenheiten der Thiere gerechnet werden mußten. Dieſe, welche zuverläßig nicht von der Parthey der Kompoſitionen herrührten, wurden doch dahin geſchoben, und wenn ſchon jene Kompoſitionen auch dagegen behaupten konnten, dieſe Beſchuldigungen wären eben ſo gegründet, als ſie ſolche der Parthey der Kreuzſpinne machen könnten, ſo war doch der Wirkung, die dieſer letztern Hülfsmittel auf die Mitglieder der Hauptthierverſammlung machten, nichts entgegen zu ſetzen, und ſie konnte durch die meiſten Thierſtimmen in allem durchdringen, was ſie vorhatte.

Dadurch wurde alſo die allgemeine Aufmerkſamkeit ſehr erregt. Da alles ſich in Gefahr glaubte ſo ſuchte alles ſich auch der Gefahr zu widerſetzen, und der Kompoſitionen wurden, ſtatt weniger zu werden, mehrere. Wenn ſie ſchon den Namen derſelben völlig nicht annahmen, ſo war doch die Wirkung gleich, denn wo man in den Gängen zwiſchen den Thierhöhlen gieng und ſtand, da ſahe man Partheyen, die ſich in die Ohren flüſterten, und wenn man das Geſpräch dieſer Thiere vernahm, ſo betraf es die Aufhebung ihrer Rechte. An andern Stellen war man lauter, und ſchwur ſich nichts entreiſſen zu laſſen. Alle Eulen und Uhus, und beſonders die Thiere, die ihre eingegrabenen Nachrichten vervielfältigten, verſammelten ſich, und berathſchlagten, ob nicht dieſe Eingriffe in die Volksrechte der Thiere auch zuletzt ihren Rechten Einhalt thun könne, und die Möglichkeit ward von Rechtswegen bejahet.

Da gieng es denn aber auch mit Macht auf die Kreutzſpinne los, ſie wurde nach allen ihren Thaten beſchrieben, und es wurde ihr kein gutes Haar gelaſſen. Man ſetzte ihre giftigen

Theile aus einander, und nannte ſie eine Plage des Landes, welche es unternehmen wolle ſich auf einen Stuhl zu ſetzen, der neben dem Thron des Doggen ſeine Stelle haben, und ihn zum oberbefehlenden Thiere machen ſolle.

Sechſter Abſchnitt.

Zwölfter Schritt. Ein Querzug durch die Halbinſel Berglieber, und die Inſel Goldreich.

So ſtanden die Sachen in der Hauptreſidenzhöhle von Lieberlieber, als wir ſie verließen, und eine kleine Reiſe in die übrigen Beſitzungen des Doggen in dieſen Gegenden machen wollten. Wir wandten uns zuerſt in die Provinz Berglieber, welche zunächſt an Lieberlieber grenzt, und wohin wir ſehr ſchnell gelangten.

Es war als ob wir aus einem großen Gewirre in eine ſtille Heymath kämen, ſo ſehr war das geräuſchige jener Thiere von dieſen entfernt. So unpolirt dort fremde Thiere empfangen wurden, ſo herzlich und bieder nahm man ſie hier auf. Freylich fanden wir hier nicht die Pracht und die Liebe zum Großen, wie bey jenen, davor war das einfache und ungekünſtelte dieſer Thiere aber reichliche Schadloshaltung.

Wir fanden nicht die ſchöne Natur durch Kunſt verſchönert, aber hingegen fanden wir ſie auch nicht durch Kunſt verhunzt, ein Uebel, welches ſo groß, als jenes Gute vielleicht eindrucksvoll ſeyn könnte.

Hier reichte uns der Bewohner der Berggegenden, alles was wir bedurften, mit freyer offener Stirn, wenn wir dort mit dem vorlieb nehmen mußten, was Landesſitte war, wenn es uns eigentlich auch nicht behagte. Wenn man weiche Eyer zu genießen Luſt hat, und mit Gewalt Roſtbeef eſſen muß, ſo iſt das eben ſo unangenehm, als wenn man ſtatt eines Eyerkuchens, halbrohes Kalbfleiſch verſchlucken muß.

Wenn euch das nicht gefällt, ihr lieben Gäſte, ſagten die Thiere in Berglieber, ſo wollen wir euch etwas anders geben, anſtatt daß man in Lieberlieber ſagte: Wenn ihr das nicht wollt, ſo ſeht zu, wo ihr etwas kriegt.

Je tiefer wir ins Land kamen, deſto reiner wurde die Luft. und deſto angenehmer der Thierumgang. Wir fanden von allen Seiten mehr Behaglichkeit. Die Thiere tanzten, ſprangen, unterredeten ſich, und es dachte faſt keines an politiſche Angelegenheiten, weil ſie dieſe Sorge den Lieberlieberianern überließen, die ſie in geheimen Zirkeln Narren nannten, daß ſie ſich vergebens im Stande der Ill zu ſeyn dünkten.

Wir waren, aufrichtig geſagt, in dieſem Lande froher, als wir es in jenem geweſen waren, denn bey der Armuth der es bewohnenden Thiere, wenn man Natur arm nennen kann, fühlten wir den ſchönen Anfang des Lebens, ehe Konvenienzen es verderben, wieder zurückkehren.

Jn den heftigen Gebirgen freylich ſahen wir hin und wieder Mangel — aber keinen Kummer, und wo Zufriedenheit das Leben würzt, da kann man es wohl nicht ſchlimm nennen.

Iſt der Schlaf auf dem Polſter mehr werth, als der unter Gottes freyem Himmel auf der grünen Aue? O der letztere erquickt unendlich mehr, während der erſte mit ſorgenvollen Träumen verbunden iſt.

Manche edle Thierſorte in Lieberlieber durch Konvenienz ganz beunruhigt, gäbe einen Theil ihrer Poſſibilitäten darum, eine Stunde den Schlaf zu haben, deſſen der in den Bergen wohnende ſich freut. Wenn er dann beym Erwachen erquickt an ſeine Arbeit geht, ſo dankt dieſes genügſame Thier dem Schöpfer für die Macht die es ihm zur Arbeit hat wieder finden laſſen, ohne ſich erſt den Kopf darüber zu zerbrechen, wie es ſich heute durch Partheyen und Kabalen hindurchſchlagen will. Da ſeine Sorge einfach iſt, ſo iſt auch ſeine Maſchine ruhiger, und in dem Genuſſe der Natur und ihrer Gaben ſieht er jeden Tag jede Stunde ſeines Lebens mit einer Freude gewürzt, und ſollte es nur die ſeyn, heute gut geſchlafen, oder die, mehr als ſonſt gearbeitet zu haben.

Keine Zufälle vom üblen Ausgang außer ihm kümmern ſeine Nerven, und ſo wird ihm keine kleine Wonne ſeines Daſeyns dadurch verwürzt, anſtatt, daß jenes Thier, welches ſich in einen weitläuftigen Taumel wirft, durch einen Nebenumſtand am richtigen ſchönen Gefühle für ſo viel einfache Freuden gehindert, zuletzt ſtumpf für alles wird, was die Natur gab, und nur nach dem ſich ſehnet, was die Kunſt aprobirt, und übermäßig reizbar gemacht, welches dann die Empfindung immer ſtumpfer und ſtumpfer macht; bis von ihr nichts mehr da iſt.

Wer in den Haupthöhlen freut ſich wohl noch der aufgehenden Sonne, die dem Landthiere ſoviele ſüße Gefühle erweckt, und faſt möchte man ſagen, einige wenige ausgenommen, genießen auch die Landthiere dieſer nicht mehr in ganz Lieberlieber; denn ſo wie ſie aufgeſtanden ſind, bekümmern ſie ſich um die Geſchichte des Tages und verbringen den lieblichſten aller Tage in politiſchen Schwärmereyen.

Wir fanden dagegen die Thiere in Bergslieber beneidenswerth, und mögen wohl den Wunſch vor ſie thun, daß ſie wie in dieſer Einfachheit bleiben, und nie politiſche Sehnſucht ihr Glück ſtören möge.

Wir begaben uns von ihnen nach der Inſel Goldreich, einer Provinz, die mit Lieberlieber vereinigt iſt, die äußerſt wichtig für dieſe Thierpotenz, und in welcher ſich allemahl ein Thier befindet, das perſönlich die Stelle des Regententhiers vertritt, denn da die Goldreicher Thiere ihre eigne Landeseinrichtungen haben, da ihre Haupt- und Oberthiere eine eigne Thierverſammlung bilden.

Da ſie ſchlechterdings ſich nicht unter die Lieberlieberianer wollten miſchen laſſen, ſo ſind ſie auch von Generation zu Generation darauf bedacht, den jungen Thieren es einzuprägen, daß ſie ja nicht den Rücken unter das Joch bringen ſollten, welches man ihnen ſo gern umwerfen möchte.

Die Beſchlüſſe, was dieſe Provinz, welche ehedem ein eignes Reich war, für Lieberlieber thun wollen, werden daher auch bey ihnen ſelbſt entworfen, geordnet, und zur Ausführung gebracht.

Man hatte in Lieberlieber wohl oft beſchloſſen, daß man dieſe Provinz ganz vereinigen wollte, und eben unter der langbeinigten Kreutzſpinne waren Pläne dazu angelegt, allein der Krieg mit Süſüſüß vereitelte ſie, weil man der Beyhülfe der Goldreicher gar zu ſehr bedurfte, und die Zeitläufte, auch die natürliche Unruhe dieſer Provinz, die ſich doch eben ſo gut wie iede andre dünkte, befürchten ließen, daß vielleicht eine Revolution unter den Thieren daſelbſt ausbräche.

Nachdem man alſo einige rechtſchaffene Thiere, die das Wohl des Landes in der nähern Vereinigung mit Lieberlieber aber auch zugleich in der Aufrechthaltung ihrer Rechte zu erhalten ſuchten, ihrer Würde beraubt und unglücklich gemacht hatte, ſo beſchloß man ſo viel möglich nachzugeben. Allein es iſt eine große

Frage ob man dadurch ſeinen Zweck erreicht hat Die Abſetzung des einen Thiers, welches die Thiere in Goldreich ganz beſonders geliebt hatten, war dieſer Thiernation ein Dorn im Auge, und vielleicht kömmt noch nach langen Wochen die Folge dann, wenn die Kreutzſpinne nicht mehr am Ruder iſt, ſo ſchwer über Lieberlieber, daß es darüber goldne Thränen vergießt, wie einſt beym Verluſt des Mordielandes.

Kurz vor unſrer Ankunft hatte ſich in einer Gegend dieſes Strichs die Begebenheit ereignet, daß man eine gewiſſe koſtbare Poſſibilität, welche alle Thiere äußerſt hochſchätzen, den größten Werth darauf ſetzen, und allgemeines zum Gegenſtande ihrer Leidenſchaften machen, in großen Haufen daſelbſt fand.

Es lockte dieſes alle Thiere der Gegend zum Suchen, und da ſie alle andre Poſſibilitäten bekommen konnten, wenn ſie dieſe eine beſaßen, ſo verließen manche ihre Arbeit, um dieſem ſchnellen Gewinn nachzugehen.

Da ſie von allen Seiten gleich Käufer fanden, ſo vermehrte das ihre Begierde. Zwar wollten diejenigen vornehmern Thiere, denen, wie ſie behaupteten, der Grund und Boden gehörte, einige Einwendungen dagegen machen, aber vor dießmahl waren die Landthiere nicht gefällig genug, und ſetzten mit Gewalt, wo es in Güte nicht gieng, ihren Gewinn fort.

Im Ganzen ſind die Goldreicher nicht die glücklichen Thiere, die wir in Berglieber antrafen. Sie ſind ſchon vervielfachter in ihren Wünſchen und Begehren, ſie ſind ſchon verwickelter in politiſche Partheyſucht, und daher entſteht es denn, daß ſie ſich alle in andern Sphären wünſchen, als worinn ſie ſind.

Dieß iſt das gewöhnliche Schickſaal der Thiere, daß ſie immer eine Stufe weiter ſich wünſchen, als ſie ſchon ſind, und da denn dieſer Stufen immer mehrere kommen, und die letzte des Regenten doch nur ein Thier erſteigen kann, ſo iſt der größere Theil dieſer Thiere, bis auf die wenigen in der Natur genügſamen, unzufrieden.

Wir trafen in der Hauptreſidenzhöhle des Landes Goldreich viel Nachahmung von der Höhle in Lieberlieber an, und da der Tumult dort nicht ſo groß war, wie hier, ſo müſſen wir geſtehen, daß ſie uns noch beſſer gefiel. Wir fanden viel gute Thiere, die nicht die Prätenſion hatten, wie die in Lieberlieber bey jeder Gelegenheit blicken ließen. Wir fanden auch fremde Thiere beſſer aufgenommen, als dort, man machte ſie nicht lächerlich, und wenn ſie auch andere Gebräuche und Manieren hatten.

Wir kamen mit einem ſchönen blauen Fuchs, und einem geſiegerten Wolf in genaue Bekanntſchaft, die einige der vornehmſten Beyſitzer der Thierverſammlung auch mit in unſern Umgang zogen. Wir wurden da gewahr, daß es ihnen wohl viele Mühe koſten müſſe, ſich nur ſo gegen die Lieberlieberſchen Projekte zu erhalten, daß man ihnen keine Rechte ſtreitig machen konnte.

Wir haben, ſagte der blaue Fuchs ein volles doppeltes Syſtem nöthig. Das eine, um immer von den Verhältniſſen mit andern Thier-

poten,

potenzen unterrichtet zu ſeyn, und dazu das zu ſagen, was wir für das Beſte halten. Dann aber mußten wir auch ein ganzes eignes Syſtem unſrer Verhältniſſe gegen Liederlieder ſtudiren, und zwar ein ſehr intrikates Syſtem, weil wir jeden Angriff den ſie auf uns machen könnten vorherſehen müſſen, um nicht unvorbereitet zu ſeyn, wenn der Zeitpunkt erſcheint, da er auf uns gemacht wird, indeſſen wir im Stillen uns nur vertheidigen, indem wir der angreifende Theil gegen jene nie zu werden wagen können.

Der getiegerte Wolf fiel hier dem blauen Fuchſe lächelnd in die Rede. Geſtehe nur, Herr Bruder ſagte er, daß wir in unſrer Vertheidigung ſehr oft der angreifende Theil werden. Wir machen den Herren genug zu ſchaffen, wenn wir ihnen dieſe oder jene Einwilligung geben ſollten, und wenn es darauf ankömmt, daß ſie einen dummen Streich machen wollen, den ſie mehr fühlen als wir, ſo bieten wir ihnen ſchnell beyde Hände dazu.

Die Glieder der Thierverſammlung beſtätigten uns das, und wir ſahen daraus die Wichtigkeit aller Arten von Thierregierungen; ohne auf das Wohl des Landes zu ſehen, ſuchte eine die andre zu unterdrücken, und Feinheit der Intriguen fand mehr Platz, als Biederkeit ofner und redlicher Behandlung. Freylich war alles nur reciprociſch zu betrachten, und wer kann es mir verdenken, daß ich dem der mir ein Bein ſtellt, das meinige auch verholte?

Uebrigens fanden wir die Inſel Goldreich als ein fruchtbares, ſchönes, und wohlbevölkertes und wohlbebauetes Land, und wir fanden den Aufenthalt ſo, daß wir ihn verlängert hätten, wenn uns nicht unſre Geſchäfte wieder nach Liederlieber zurückgerufen, wo wir das Heupferd in Verlegenheit geſetzt haben würden, wenn wir nicht bald zurückgekommen wären.

Siebenter Abſchnitt.

Dreyzehnter Schritt. Reiſe durch den Lieberlieberſchen Staat, dieſes eigentlichen Namens.

Das Heupferd wartete in der Hauptreſidenzhöhle auf uns, um eine Reiſe ins Innere dieſer Halbinſel zu machen. Dieſe gute Gelegenheit durften wir bey dem Verſtande und übrigen guten Eigenſchaften dieſes biedern Thiers nicht vernachläßigen. Es empfieng uns mit warmer Zärtlichkeit.

Unſre erſte neugier'ge Frage war, wie die Sache mit den Kompoſitionen abgelaufen.

O, ſagte es uns, da können wir unſre Reiſe endigen, ehe dieſe zum Schluß kömmt. Man iſt dafür und dagegen daß die Kreutzſpinne die Sache durchſetzen wird, iſt faſt nicht zu zweifeln, denn ſie glaubt eines Theils große Vortheile und viel Ruhe dadurch zu erlangen, andern Theils aber wäre es ja ſchimpflich, wenn ein ſolches Miniſterthier nicht recht behalten ſollte, und lieber mag ein ganzes Thiervolk zum Teufel gehen.

Wir meinten, das Heupferd ſpanne die Sayten wohl etwas zu hoch, und ſo ſchlimm werde es von Seiten der Kreutzſpinne nicht zugehen. O, erwiederte es uns, wir haben die That am Mordirlande geſehen, und geben ſie auf meine Prophezeyhung acht, wir verlieren noch, was wir in jenem Lande übrig haben. Haben ſie etwa nicht die Gährung in Goldreich bemerkt. Auch davor will ich noch nicht gut ſeyn, daß dieſe Thiere nicht ſelbſt ſich wieder uns ſetzen, und in kurzen, glauben ſie mirs, in kurzen werden wir auch Auswanderungen genug bey uns haben, denn die Thiere werden ſich hüten, da zu bleiben, wo Revolutionen bevorſtehen.

Und was haben wir denn größere Thaten gethan, in dieſem Kriege als unſere Feinde? Daß wir die Kriegsfiſche unſrer Feinde ein wenig zu paaren getrieben? Davor haben ſie unſern ganzen Handel auf der Liſte des Ruins. Haben wir es denn einmahl dahin bringen können, daß wir den Platz der Käſianer, der doch gewiß nicht ſo unüberwindlich iſt, und an der Spitze des Welttheils liegt, den wir umfahren müſſen, erobert hätten. Liegen nicht unſre Kriegsfiſche immer noch vergebens dort?

Haben wir das Land, wo die Thiere unſre Feinde, ſo häufig waren, ausgehungert, wie wir ſchändlich genug den Plan gemacht? Haben die aufhetzenden Emiſſaire in die Seehöhlen etwas gewonnen? Iſt uns nicht alles, was wir dabey lucrirten mit Schande wieder abgenommen? Haben die Landungen der Fiſche geholfen? Hat der junge Dogge, der viel verſprach, wohl auch nur das geringſte gethan?

Ich will die Sache mit zwey Worten erläutern: Wir haben Unrecht, deswegen fällt unſer Glück.

Wenn wir Recht hätten wir würden bald ſiegen. Wendet man mir ein, wir haben den Krieg nicht angefangen, die Thiere von Süſüſüß haben ihn uns angekündigt, ſo ſage ich — ſie konnten nicht anders. Denn hatten ſie nicht recht, daß ſie auf eine Erklärung drangen, und da ſie dieſe nicht bekamen, nicht recht, daß ſie dem Uebel zuvorkamen, was dann weit größer auf ſie gewartet hätte?

Konnten ſie von unſrer Thiernation, die freylich nur von einigen Großen ſo geleitet wird, nicht erwarten, daß es beſſer ſey, mit ihnen in offenbarer Feindſchaft zu leben, als von ihrer heimtükiſchen Neutralität einen Schlag zu erhalten, der ſie tödtete? Und kann man denen, die eine ganze Thiernation aushungern wollten, wohl zutrauen, daß ſie es gut mit irgend jemand meynen?

Der Eifer mit welchem das Heupferd ſprach, ließ uns weder an dem Durchgedachten ſeines Vortrags, noch auch, leider an der Wahrheit zweifeln, wodurch eine Thiernation, welche bisher als die edelſte den Ruhm davon getragen hatte, nun in einem ſehr unedlen Lichte erſchien, und die gutdenkenden mit den ſchlechtdenkenden ein Loos, das der Verachtung tragen mußten, wenn ſchon ſie dieſe nicht verdienten.

Wir fiengen unſre Reiſe, in dieſer traurigen Stimmung an, und wurden, da wir nicht weit gekommen waren, abermahls durch einen trüben Zufall unterbrochen, denn ein Raubvogel fiel unſer Heupferd an, um ſich einiger Poſſibilitäten zu bemächtigen, die es bey ſich führte. Wir verhinderten dieſes indeß, und jagten den Raubvogel fort, der über die beſondre Erſcheinung daß wir ihm eine Strafpredigt hielten, in eigene Verlegenheit gerieth, und ſich beſchämt hinweg begab.

Wir konnten nicht bergen, daß uns in einer Provinz, wo für die übrigen Bequemlichkeiten eines Reiſenden, ſo viele Sorge getragen wird, nicht einmahl deſſen Sicherheit in Obacht genommen werde.

Das rührt alles, ſagte unſer freundliches Heupferd von dem Buchſtaben des Geſetzes her, den wir haben. Denn vermöge dieſem findet das raubende Thier, wenn es nicht gerade auf der That ertappt wird, immer Ausflüchte, und Hülfe.

Wird es freylich ertappt, ſo iſt es gleich ein Opfer des Todes. Aber was macht man ſich in dieſem Lande aus dem Tode. Man giebt ihm ſich ſelbſt, wenn man des Lebens überdrüſſig iſt.

Neugierig zu wiſſen, woher dieſe Stimmung der Thiere in Lieberlieber rühre, baten wir unſern Geſellſchafter um ſeine Meynung deswegen, und er gab uns folgende Gründe an:

Es ſammlen ſich beſonders um die Haupthöhle des Landes und beſonders in derſelben eine gewaltige Menge geringer unvermögender Thiere, welche hier höher zu kommen gedenken, als ſie ſind. Wem es gelingt, der verhält ſich ruhig; wem es nicht gelingt, der wird unruhig, weil er auch geglaubt hat, es könne ihm nicht fehlen, er müßte ſeinen Zweck erreichen. Wer ſich von dem Gipfel ſeiner Hofnungen herabgeſtürzt ſieht, wird allemahl gleichgültig gegen das Leben. Verworfene Seelen unter den Thieren widmen ſich denn den elendeſten Gewerben, und ſo wird mancher Raubthier.

Was feinere Seelen ſind, die ſuchen in der Zurückziehung in ſich ſelbſt Befriedigung, finden ſie da nicht, und da ſie für ſich ſelbſt ſchon todt ſind, wie ſollten ſie für die übrigen Thiere leben? Sie gehen alſo.

Das finden ſie in allen Ständen, denn in allen Ständen hat man Hofnungen, die unerfüllt bleiben. Es brauchen eben nicht Poſſibilitäten Hofnungen zu ſeyn. Wir haben Thiere gehabt, die ſich umbrachten, weil ſie nicht wußten, ihre Poſſibilitäten ſo los zu werden, wie ſie es wünſchten, wir haben andre gehabt, die ſich des Lebenslichts beraubten, weil ſie es nicht dahin bringen konnten, zur großen Thierverſammlung gewählt zu werden; wir haben ihrer gehabt, welche erklärten, daß ſie in der Welt nichts mehr zu genießen wüßten, und deswegen ſie verließen.

Im ganzen trägt die dicke Luft, die unſre Provinz wegen ihrer Lage hat, vieles dazu bey, daß Phlegma und Schwermuth im Thiere erzeugt werden.

Bey einem ſo belehrenden Reiſegefährten, mußten wir wohl zufrieden ſeyn. Jeder Schritt wurde uns um ſo nutzbarer, den wir vorwärts thaten, denn er war in allen bewandert.

Achter Abſchnitt.

Vierzehnter Schritt. Ende der Reiſe, und Rückkunſt in die Hauptreſidenzhöhle.

Eine Reiſe, unter dem Thiervolke in *Lieberlieber* kann man mit einem Spatziergange vergleichen. Man fühlt, außer den obenerwähnten Raubthieren, vor welchen man ſich in Sicherheit zu ſetzen ſuchen muß, keine von den Beſchwerlichkeiten des Reiſens in andern Reichen.

Aber man muß einen Vorrath von Poſſibilitäten haben, denn wo man unterweges in Wirthshöhlen kömmt, zahlt man gut, oder man iſt

Unannehmlichkeiten ausgeſetzt. Die Thiere, welche ſich in Lieberlieder auf dieſen Nahrungszweig legen, verſtehen es meiſterlicher, als die aller übrigen Reiche, fremden Thieren recht hübſch viel abzunehmen, und ſie ſchonen dabey ſelbſt ihrer Landsleute nicht, wie man doch bey andrer Nationen Thieren, der Art bemerkt haben will.

Wir hatten auch von dieſer Seite keine Inkommodität. Das Heupferd, ein mächtiges anſehnliches Thier in dieſem Lande, Mitglied der Hauptthierverſammlung, und dieſe kennt jeder, beſonders jedes Wirthsthier ganz genau, hatte theils ſo viele Bekannte, bey denen wir mit ihm einkehrten, theils war es ſtrenge drauf, uns ſogar in öffentlichen Wirthshöhlen, als ſeine Gäſte zu betrachten, daß wir dagegen gar keine Einwendung vorbringen durften.

Auch erleichterte uns dieſes ſehr die Kenntniß des Charakters der Thiernation. Denn wenn ſie gegen Fremde gleich nicht offenherzig ſind, ſo waren ſie es doch gegen das Heupferd, und begegneten uns theils ſeinetwegen artiger, theils hörten wir manches, woven ſie glaubten, wir verſtänden es nicht.

Hin und wieder begegnete es uns wohl, daß irgend ein Thier davon lief, wenn es uns erblickte, auch mitten aus einer Geſellſchaft, in welche wir traten, und ein Wehrwolf, deſſen vortrefliche Anlagen zu Verarbeitung verſchiedener Poſſibilitäten wir gern geſehen hätten, ließ uns nach viermaliger Begrüßung ſchlechterdings deklariren, er wolle ſie uns nicht zeigen, und ſo mußten wir den mürriſchen Socius auch gehen laſſen, denn wer kann ein freyes Thier zwingen?

Aber im allgemeinen trafen wir auch viel liebenswürdige, gaſtfreye und umgängliche Thiere an. Wir fanden, daß wenn das Thier in Lieberlieber einmahl ſich eröfnet, einmahl ſein Herz aufſchließt, das es denn auch ganz Freund ſeyn kann, daß es dann eine neue Bekanntſchaft zu ſchätzen weiß, und daß es, wenn man ihm nur erſt Gründe dafür gezeigt hat, auch gegen ausländiſche Thiere großmäthig ſeyn kann, wie es ſolches gegen ſeine eignen Landesthiere ohne allem Antrieb iſt.

So wie wir in den Provinzen umherzogen, glaubten wir in lauter blühenden Gärten zu ſeyn. Selbſt die Felder waren alle ſo nett arrangirt, daß ſie mehr jenen glichen. Allenthalben überraſchten uns prächtige Landhöhlen, die mit Gruppen von Gehölzen umgeben waren, ſchöne helle Flüſſe, rieſelnde Bäche und auf den Feldern fanden wir denn doch hin und wieder Thiere, die von dem gewöhnlichen Ernſt der Nation ſich entfernten, und heiter in den Himmel ſahen, anſtatt daß wir in mehreren prächtigen Landhöhlen die einwohnenden Thiere, die dort alle Gemächlichkeit des Lebens zu genießen ſchienen, in düſtere Schwermuth verſunken ſahen.

Wir giengen auch auſſer dem Innern des Landes noch in die Seehöhlen, wo die Kriegsfiſche ſich aufhielten, und in die Rüſtkammern, die ihre Bewafnungen verwahrten, und wir müſſen geſtehen, daß kein Anblick leicht mit dem zu vergleichen iſt, daß die Kriegsfiſche Erſtaunen und Ehrfurcht einflößten, daß eine ſolche Bewafnung derſelben ein paniſches Schrecken erregen muß, welches nicht ſo heftig iſt, wenn man auf der See wirklich ſieht, was ſie thun, als wenn man ſo ſich vorſtellt, was ſie thun könnten, wenn nicht die Macht des Waſſers und die Zufälle über ſie mehr zu gebieten hätten, als ihre Geſchicklichkeit.

Nachdem wir alles überſehen hatten, nahmen wir unſern Rückzug zu der Hauptreſidenzhöhle, ſehr zufrieden mit des Heupferds Betrachtungen.

Neunter Abſchnitt.

Begebenheiten in der Reſidenzhöhle. Iſt eine neue Konſtitution für Lieberlieber möglich?

Dieſes hatte uns wirklich überzeugt, daß Lieberlieber ein Staat ſey, welches mit ſeinem innern Reichthum, mit den Wirkungskräften, mit der Stimmung der Thiere, die in ihm wohnen, Wunder wirken könnte, wenn er immer Regenten hätte, die nicht ſelbſt eine Kabale gegen die Landesthiere haben müßten, weil ſeine und ihre Vortheile und Verhältniſſe ſich immer entgegen handeln, und ſie auf eine oder die andere Art von einander abhängen, welches keinem von beyden Theilen recht gelegen ſcheint.

Aber wenn denn nun wirklich von beyden Seiten eine Art von Unzufriedenheit herrſcht wenn es eine angenommene Sache iſt, daß die Parthey des Regenten ſich des ſo übelberüchtigten Gebrauchs der Erkaufung der Stimmen bedienen mußten, um ihre Wünſche durchzuſetzen, warum machte man nicht von Seiten der Regierung Anſtalt, alles in eine andre Form zubringen, warum machte man nicht von Seiten der Thiernation Vorſchläge, wie andre Einrichtung zu treffen, die nicht ſo vielen Zänkereyen und Streitigkeiten unterworfen wäre.

Wir hatten eines Abends in einer Höhle, wo wir einen in dieſem Lande ſehr gewöhnlichen angenehmen Trank in Geſellſchaft verſchiedener Thiere von Kopf und Herz zu uns nahmen, einen lebhaften Streit über dieſen Fall.

Es waren ein Windſpiel, ein Leckfinke, und eine Waſſermaus, die ſich zu dem Heupferde geſellet hatten. Der Lockfinke war auch ein Mitglied der großen Thierverſammlung. Man gab dieſem Finken eigentlich das Beywort, weil er es meiſterlich verſtand alle Thiere zu ſeiner Meynung zu überreden, und man ihm ſchwer widerſtehen konnte, wenn er einen von einer Sache überzeugen wollte.

Das Heupferd ſelbſt, ſonſt nicht mit dem Lobe andrer freygebig, hatte von ihm behauptet, es könne niemand ihm wiederſtehen, als die Poſſibilitätenhauſen der Kreutzſpinne, welche allein die Gemüther gegen ihn leiteten.

Wir brachten auch hier im freudigen Zirkel die Meynung vor, ob es nicht beſſer wäre, die ganze Thierkonſtitution des Landes Liederlieber umzuformen, und eine Vereinigung beyder zur Zufriedenheit beyder Partheyen zu bewirken.

Was würde denn das helfen, ſagte der Lockfinke, nachdem er die Geſundheit aller ehrlichen Thiere getrunken. Es müßten doch wieder neue Verträge zwiſchen beyden gemacht werden, und dieſe Verträge würden immer Grenzen zwiſchen ihnen feſtſetzen. Dieſe Grenzen würden bald einem und dem andern läſtig werden, und jeder würde ſuchen ſie gewiſſermaaßen zu überſchreiten. Es würde dieſes immer zu Fehden und Unordnungen Anlaß geben wie jetzt, es würde jeder Theil ſuchen, ſeine Parthey zu vermehren, um den Weg vorwärts zu gehen.

Ja, fiel das Heupferd ein, wenn eine Moderation ſtatt fände, die das Regententhier mit dem Unterthan gleich denckend machte, ſo wäre die Sache gewiß bald geendet. Allein zu gut befindet ſich dieſes und alles was es umgiebt dabey, daß die Landesthiere alles, was es wünſcht bewilligen, nur damit ſie das Regententhier dahin bringen, immer ſeine Pflicht zu thun.

Das Windſpiel erwähnte außerdem noch, daß es eine unſägliche Mühe koſten würde, denen Thieren im Lande, die das Drückende der jetzigen Konſtitution nicht ſo ſehr fühlten, es begreiflich zu machen, daß eine neue Einrichtung für ſie beſſer ſeyn würde. Man würde ſich tauſend Schwierigkeiten mehr dabey denken, als dabey wären, und diejenigen Thiere auch ausgenommen, die mit dem Grundſatze für Alterthum und ehemahliges Herkommen alles betäuben würden, wäre es doch glaublich, daß die ſich bey der jetzigen Einrichtung Wohlbefindenden nichts ungeſucht laſſen würden, um alles mit in ihre Meynung zu ziehen, und ſo einen Haufen gegen die Sache zu bewerkſtelligen.

Die Waſſermaus, welche einen großen Ruf als Anführerin von Kriegsfiſchen hatte, machte die Bemerkung, daß das dann eben ſo gut als eine Revolution wäre. Ueberhaupt liefere die Geſchichte, außer wenig Beyſpiele, daß ſeitdem man von Thieren Thaten aufgeſtellt, eine gänzliche Veränderung in einem Staate, eine völlige Umformung ohne Revolution zuwege gebracht worden wäre.

Und dieſe ſagte ſie, wollen wir uns dann doch wahrlich nicht wünſchen. Denn wenn ſchon dieſes Uebel für den Staat Süſüſüß eine vortheilhafte Wendung genommen hat, ſo ſind doch eine unzählige Menge Thiere traurige Zeugen daß ein ſolches wohl theuer erkauft wird. Und unſer Land, meine Freunde, hat nicht die Erholungsmittel in ſich, die jener Staat hat, ſondern es muß ſie außer ſich ſuchen.

Wehe deßwegen unſrer armen Thiernation! ſagte das Heupferd, wenn unſre Miniſterthiere hartnäckig auf den Krieg beharren, und Frieden verwerfen, der uns jezt noch retten kann. Eine Revolution bey uns würde fürchterliche Rache für die an Süſüſüß begangenen Frevelthäten ſeyn

Je mehr die Thiere mit einander den Zuſtand ihres Landes und ihre Verhältniſſe überlegten, deſtomehr fanden ſie, daß es unmöglich ſey, eine Rettung für ſie zu bewirken, wenn nicht vor allen Dingen die Nation im allgemeinen für den Frieden geſtimmt würde, daß es nothwendig ſey, daß eben die ganze Nation den Regenten um den Frieden anſprechen müßte, daß alle Verbindungen, welche Lieberlieber um den Krieg fortzuſetzen, eingienge, nur darin beſtänden, daß ſeine innere Macht um ſo mehr zerrüttet, und ſeine Poſſibilitäten zerſplittert würden.

Denen die am Ruder ſäßen, ſey es nur darum zu thun, ſich, ſo lange ſie lebten zu erhalten, möchte es nach ihrem Tode, oder unter ihren Nachfolgern denn auch zugehen, wie es wolle.

Dazu freylich wären die blendenden Bündniſſe, die den Leuten Sand in die Augen ſtreuten, recht gut, und die Hülfe die man mit dem Munde von andern zugeſagt erhielte, wäre wenigſtens ein Kappzaum für die Unzufriednen, wenn ſie auch nie gegeben würde.

Allein, wenn dieſe einmahl aufwachſen, wenn alle die es fühlten, daß das nur Paliativkur wäre, einmahl mit Ernſt auf die Reſtitution in integrum dringen ſollten, dann würde das Feuer ſchrecklich zuſammenbrechen, und alles mit einmahl über den Haufen werfen.

Zehnter Abſchnitt.

Entſchluß, Lieberlieber wieder zu verlaſſen, und Werdeklug zu beſuchen.

Wir waren dem Heupferde und ſeinen Freunden gewiß für alle ihre gegebne Winke und Unterricht mit herzlichem Danke verbunden. Allein jetzt kehrte daſſelbe aufs Land zurück, und erſuchte uns zwar ſehr, mit ihm zu gehen, allein wir hatten noch zu wenig geſehen, um unſre Zeit in Ruhe hinzubringen. Wir dankten ihm für ſeine Freundſchaft und forderten noch den letzten Rath, wohin wir uns zuerſt begeben ſollten. Unſer Vorſatz war, Kakerlak, und Werdeklug zu ſehen. Wohin nun zuerſt?

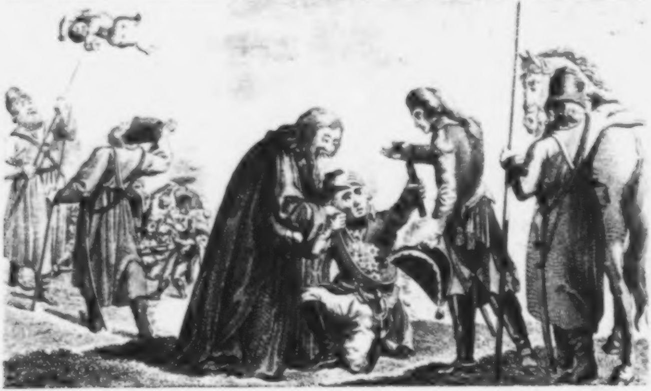
Sie haben in beyden Ländern Gegenſtände, die ihre Aufmerkſamkeit anziehen, ſagte das Heupferd, der Unterſchied zwiſchen beyden iſt, daß in dem einen ſie die Folgen beobachten, die die jetzige Epoche, aus welcher es ſich klüglich herausgezogen auf daſſelbe gewirkt, in dem andern aber Vorausſetzungen machen, was Epochen, die dort bevorſtehen, bewirken werden. Nun kömmt es drauf an, haben ſie mehr Luſt in die Zukunft zu blicken, oder in der Jetzzeit ſich umzuſehen. Meine Meynung wäre für das letztere.

In **Kakerlak**, ſetzte er hinzu, ſind jetzt gewiß Auftritte nahe, wo es nicht ganz rathſam ſeyn wird Augenzeuge zu ſeyn, weil es da der blutgierigen Thiere wohl geben könnte, die einen für den unrechten anſähen, und trift die Epoche nicht gerade ein, ſo müßten ſie auch die kälteſten Zuſchauer abgeben, und erhaſchen vielleicht nicht einmahl etwas von dem, was wahrſcheinlich bevorſtehen mag. In der Zeit vor ſolchen Auftritten iſt alles Geheimnißvoll, weil niemand weiß, wie er ſich zu nehmen hat.

Hingegen in Werdeklug haben ſie die ſchöne Gelegenheit zu ſehen, wie der Friede angewandt wird, wahrzunehmen, was eigentlich die Beſchleunigung deſſelben zuwege gebracht, und ob die Zukunft für die Ruhe der benachbarten Thiernation fruchtbringend ſeyn wird, oder ob ohne Dauer.

Wir gaben dem Heupferde ein Wahl- und Beurtheilungsrecht, und beſchloſſen nach Werdeklug zu gehen. Da wir aber doch uns merken ließen, daß wir den Ausgang des Streits, wegen der Kompoſitionen gern wiſſen möchten, ſo erbot ſich das Heupferd in einem ſchnellfliegenden Stoßvogel einen Kurier uns mitzugeben, der hin und wiederfliegend immer die neueſten Nachrichten holen und bringen ſollte.

Mit dieſem Werkzeuge zur Allwiſſenheit verſehen, machten wir uns mit dem Heupferde wieder auf den Weg nach der See zu, wo wir noch einige Tage bey ihm verharreten, und dann uns nach einem neutralen Kriegsfiſche begaben, welches uns nach Werdeklug bringen ſollte.



Der

Todten-Tanz

bei

Ismael.

KÖNIGLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Geſchichte
einer Bluthochzeit,

nebſt dem Leben

des

Bräutigams.

Mit einem Kupfer.

St. Petersburg
1803.

Kakodämon

der

Schreckliche.

Erſtes Kapitel.

Eine kakodämoniſche Scene aus dem kakodämoniſchen Krieg. Schlachtgetümmel und Kanonendonner. Gemetzel unter den Gefangenen.

(Kakodämon, Oberbefehlshaber der bojariſchen und aſtraliſchen Truppen — Anirt, ſein Adjutant. Burſow, ein bojariſcher General. Macer, ein aſtraliſcher Major. Perend, ein gefangener utopiſcher Officier.)

(Der Schauplatz iſt im Lande Rumalien, wo der Krieg zwiſchen den bojariſch-aſtraliſchen Truppen geführt wird. Auf einer großen, freyen Ebene ſchwärmen zerſtreute Corps umher. Nahe bey dem Flecken Crema befindet ſich der Oberbefehlshaber Kakodämon mit einem auserleſenen Corps, welches ſich auf einer Wieſe hinter einem Wäldchen gelagert hat. Um ihn herum ſind die eben genannten Perſonen. Vierhundert gefangene und entwaſnete Utopier ſind von achthundert bojariſchen Soldaten eingeſchloſſen, und ſollen transportirt werden. Aus der Ferne hört man zuweilen Kanonenſchüſſe.)

Anirt (kommt von der Seite hergeſprengt:) Großer Kakodämon! Der Feind iſt von allen Seiten aus ſeiner Poſition zurückgedrängt, und denkt nicht daran, noch einen Angriff auf unſer Lager zu wagen. Die Aſtralier ſind noch auf dem linken Flügel mit ihm engagirt; doch haben ſie ihn ebenfalls eine retrograde Bewegung zu machen genöthigt.

Kakodämon. Hurrah! Das iſt ein guter Anfang! Doch es muß noch beſſer kommen. Jetzt, Soldaten, macht Euch fertig, die utopiſchen Hunde niederzuſchießen.

Macer. Niederzuſchießen? Ich will nicht hoffen, daß Ew. Excellenz — —

Kakodämon. (lachend:) Sich werden befehlen laſſen. Nicht wahr Herr Major? Sie haben gehört, was ich befohlen habe.

Macer. Ich höre und ſtaune! Nie wurde bey unſern Truppen ein ſolcher Befehl gegeben. Wir behandelten die Feinde, die in unſere Hände fielen, als Kriegsgefangene, mußten ſie an einen entfernten Ort bringen, um ſie dann gegen die Unſrigen wieder auszuwechſeln.

Kakodämon. Das iſt viel zu methodiſch und taugt nichts. Man muß dieſen Hunden ein paniſches Schrecken einflößen. Ich will ſie ganz auf den Fuß behandeln, wie die Othonier, deren Schrecken ich war. — Alles nieder, was vor die Klinge kommt! Alles nieder!

Macer. In der Schlacht und beym Sturm, da bin ich ſelbſt der Meynung — aber Gefangene. —

Kakodämon. Werden erſchoſſen. Das iſt nun einmal meine Maxime, von der Sie, Herr Major, mich nicht abbringen werden. Was ſollten wir auch mit den Beſtien anfangen? Sie zehren uns nur die Lebensmittel auf und erfordern brauchbare Truppen zum Eſcordiren und Bewachen — alſo fort mit ihnen!

Macer. Ew. Excellenz verzeihen — aber, wenn die Feinde es nun eben ſo mit ihren Gefangenen machen, ſo entſteht ja ein wahrer Vernichtungskrieg.

Kakodämon. Als ob das ein Unglück wäre! Das Loſungswort des Kriegs iſt ja einmal: Vernichtung! Ob vier Wochen früher oder ſpäter, das thut nichts zur Sache. Meine Truppen wiſſen das nicht anders. Laſſen ſie ſich fangen, ſo mag der Feind mit ihnen machen, was er will. Doch wir verlieren nur die Zeit mit reden. Anirt! hole mir den feindlichen Officier her.

(Der utopiſche Officier Perend wird herbeygeführt).

Perend. Was wollen Sie von mir, Herr Feldmarſchall?

Anirt. Man ſpricht hier zu Lande: was befehlen Sie. Ein wenig mehr Reſpekt, Bürger Perend, wenn ich bitten darf. Die republikaniſche Sprache iſt hier nicht Mode.

Perend. Das höre ich. Und dennoch werde ich ſie führen. Uebrigens rede ich nicht mit Ihnen, ſondern mit dem Herrn Feldmarſchall und erwarte von ihm, daß er über unſere Truppen, die in Gefangenſchaft gerathen ſind, verfügen werde.

Kakodämon. Das werde ich ſogleich.

Macer. (für ſich:) So verfügen die Cannibalen!

Perend. Wenn und wohin ſollen wir executirt werden?

Kakodämon. Wenn? Jetzt gleich; und wohin? in den Orkus.

Perend. In den Orkus? Ich verſtehe Sie nicht, Herr Feldmarſchall!

Kakodämon. Ich ſollte meynen, das wäre ſehr leicht zu verſtehen. Haben Sie noch nichts vom Orkus gehört.

Perend. O das wohl; aber eben deswegen verſtehe ich Sie nicht. Erklären Sie ſich deutlicher.

Kakodämon. Sehr diktatoriſch geſprochen, Bürger Perend! Nun gut, ich will Euch deutlicher erklären.

Alſo: die Gefangenen werden erſchoſſen.

Perend. Sie ſcherzen, Herr Feldmarſchall!

Kakodämon. Ich ſcherze nie, am wenigſten mit einem utopiſchen Bürger.

Perend. Ich bin ſtolz darauf: Doch diesmal dürften Sie doch wohl eine Ausnahme machen. Denn wir führen den Krieg hoffentlich mit Menſchen, und nicht mit Barbaren, die alle Menſchenrechte mit Füßen treten.

Burſow. Das Wort Menſchenrechte darf bey uns nicht gebraucht werden. Unſer gnädigſter Monarch hat es verboten, weil es ein revolutionäres Wort iſt.

Perend. Aber Menſchen ſeyd Ihr doch, oder wollt es doch wenigſtens ſeyn?

Burſow. Welche Sprache! Uns per Ihr anzureden! Der Burſche thut nicht anders als ob er unter ſeines Gleichen wäre!

Perend. Es würde ein hoher Grad von Illuſion dazu gehören, um ſich das einzubilden.

Kakodämon. Kein Wortwechſel weiter. Es bleibt bey der Reſolution: die Gefangenen werden erſchoſſen.

Perend. Iſt's möglich, daß ein Menſch einen ſolchen Befehl geben kann!

Kakodämon. Sie hören's ja, und werden's ſogleich auch ſehen.

Perend. Sie wollen alſo wirklich eine ſolche Schandthat begehen? Nun gut, wir ſind in Eurer Gewalt — aber wiſſe, Barbar, für das Blut, das Du hier ſo unſchuldig vergießeſt, bleibſt Du der Menſchheit verantwortlich!

Die große Nation wird dieſe beyſpielloſe Verletzung des Kriegsrechts an dir und deinen barbariſchen Horden ſchrecklich zu rächen wiſſen. Du läßt mich doch mit erſchießen?

Kakodämon. Das verſteht ſich. Doch halt! Nein, du mußt am Leben bleiben, um Zeuge davon zu ſeyn, wie wir mit den Königsmördern verfahren. Ich werde dich, wenn der Aktus vorüber iſt, wieder an die Truppen der großen Nation ausliefern, damit du ihnen die ſchreckliche Nachricht bringen kannſt: Kakodämon iſt da!

Perend. Schreckliches Ungeheuer! Schandfleck der Menſchheit. —

Burſow. Halt's Maul, verdammter Königsmörder — oder (er zieht ſeinen Säbel).

Perend. (tritt unerſchrocken vor ihn) O ich fürchte dich nicht! vollziehe deine Drohung, ſchändlicher Fürſtenknecht!

(Burſow iſt im Begriff, ihn niederzuhauen.)

Kakodämon. Halt, General Burſow! Verſchieben Sie ihre Rache auf eine andere Zeit. Jetzt liegt mir daran, daß er verſchont bleibe.

Burſow. (ſteckt ſein Schwerdt wieder ein.) Ich gehorche Ihrem Befehl!

Verend. Kakodämon, wenn Du noch einen Funken menschlichen Gefühls haſt, ſo laß mich das Schickſal meiner unglücklichen Waffenbrüder theilen! Ich mag, ich kann ihr Schickſal nicht überleben — gewähre mir dieſe Bitte!

Kakodämon. Es bleibt bey meiner Ordre.

Macer. Darf ich's wagen, Herr Feldmarſchall, um Gnade für die Gefangenen zu bitten?

Kakodämon. Herr Major, ich verbitte mir Ihre Einreden! Ich will's ſo, und damit Baſta!

Macer. (für ſich): Schrecklich, ſchrecklich! daß ich dieſem Barbaren gehorchen muß! Doch ich will wenigſtens nicht Zeuge dieſes abſcheulichen Auftritts ſeyn. (geht ſchnell ab).

Kakodämon. (zu Anirt, Burſew und Perend.) Ihr verzieht hier. (er tritt zu den Soldaten.) Jetzt Cameraden, macht Euch fertig, die Königsmörder niederzuſchießen! Sie, Herr Hauptmann, rangiren die Grenadire und commandiren zum Schuß.

(Die bojariſchen Grenadire werden in Ordnung geſtellt und geben drey Salven auf die utopiſchen Gefangenen. Der Platz iſt mit todten, verſtümmelten Körpern bedeckt. Man hört das Röcheln der Sterbenden und das Aechzen der Verſtümmelten Tiefe Stille umher).

Kakodämon. Iſt alles nieder? Daß ja nicht etwa einer von den Hunden davon kommt.

Der Hauptmann. Alles nieder. Nur hie und da zappelt noch einer; aber es ſind die letzten Todeszuckungen.

Perend. Ich wiederhole meine Bitte, Kakodämon: Laß mich auch umbringen! O laß mich tödten!

Kakodämon. Nichts! Sie, Herr Hauptmann, laſſen ihn durch einen Mann bis an die utopiſchen Vorpoſten bringen und dort abliefern. (zu Perend) Du erzähl' dann deinen Landsleuten, was vorgegangen iſt; ſag ihnen: Kakodämon iſt da und wird Euch vernichten! Hörſt du? Sag ihnen das.

Perend. Ich werde es ihnen erzählen, und wehe Euch, wenn wir zur Rache unſerer gewürgten Waffenbrüder kommen.

Kakodämon. Laß ſie kommen! Laß ſie kommen! Jetzt marſch!

(Perend wird abgeführt).

(Zu Burſow) Sie, Herr General, begleiten mich und Anirt in's Quartier, wo ich die weitere Ordres ſtellen werde.

(Sie gehen ab.)

Zweytes Kapitel.

Kakodämons Jugendgeſchichte.

„Das Wölfchen fühlt des Wolfes Trieb.“
Lichtwehr.

Das Alterthum will, daß ſich bey der Geburt jedes berühmten Mannes etwas Wunderbares ereigne. Es geſchehen Zeichen am Himmel und Zeichen auf der Erde, um die Ankunft des neuen

Helden zu feyern. Die Erde erbebt, der Donner brüllt am hellen Himmel, Sonnenfinſterniſſe entſtehen außer der ewigen Ordnung, das Meer durchbricht die Schranken, die es vom Continent trennen, Ströhme und Seen vertrocknen, feurige Drachen, Roſſe und Hunde werden geſehen, Ströhme von Blut ergießen ſich, furchtbare Meteore erſcheinen am Firmament, jauchzende, krächzende oder winſelnde Stimmen ertönen, Engel, Geiſter, Waſſer- Wald- und Feldteufel hüpfen und flattern umher — kurz die ganze organiſche und nichtorganiſche Natur geräth in Aufruhr und Bewegung. Wenn ein Alexander der Große geboren wird, ſo läßt ſich der königliche Adler über der

Wiege des Helden-Knaben ſehen, ſo erſcheinen der Olympias Götter, Genien und Nymphen, ſo geht in Perſien eine allgemeine Revolution vor, welche den nahen Umſturz des colloſſaliſchen Reichs verkündet. Wenn ein Marcus Tullius Cicero den ſublunariſchen Schauplatz betritt, ſo ertönen die Roſtra von durchdringenden Stimmen, um den großen Redner und Conſul Roms zu inauguriren. Wenn Simſon der Starke, die Zahl der unſterblichen Sterblichen vermehrt, ſo erbebt der Dagon zu Ekron, ſo klirren die Becken zu Askalon, ſo heult es im heiligen Hain und auf den heiligen Höhen von Gibrat, um das Schrecken der Philiſter zu verkündigen.

Wunder müſſen nun einmal bey der Geburt großer und furchtbarer Menſchen geſchehen.

Die Ereigniſſe bey der Geburt unſers Helden ſind zwar nicht ſo außerordentlich und portentös, aber doch immer ominös und merkwürdig genug. Ob die hohe Pforte von Eſtambul erzitterte, ob der Turban des Beherrſchers der Gläubigen auf dem Haupte wankte und ob die große Rächerfeder von demſelben herabfiel, ob die Wälle von Iſpael von Blut floſſen, ob die Weichſel Legionen von Schatten⸗Leichnamen mit ſich fortführte, ob die Eulen in Volhyniens Wäldern ein trauriges Todtenlied anſtimmten, ob am Taurus und Caucaſus das Getümmel der Schlacht und der Donner der Kanonen gehört wurde, ob das Utopien cimeriſche und ägyptiſche Finſterniß deckte — dies alles, geliebter Leſer, können wir nicht mit Gewißheit ſagen, da uns die geſchichtlichen Quellen hierüber fehlen, und da wir dir nicht gern unverbürgte Sagen und Märchen ſtatt hiſtoriſcher Wahrheiten mittheilen möchten.

Wir geben daher nur das, was wir verbürgen können. Es ſind in Betracht jener großen Vorbedeutungen freylich nur Kleinigkeiten; aber auch dieſe ſind in dem Leben ausgezeichneter Perſonen wichtig. Wenigſtens ſind ſie es für den Biographen derſelben von der allergrößten Wichtigkeit. Doch wir kommen gleich zur Sache.

Am Tage der Empfängniß unſers Helden hielt der Vater deſſelben, ein ſtattlicher Cavalier, eine allgemeine Reviſion ſeines Hausweſens, das heißt, er prügelte ſeine ſämmtliche Dienerſchaft, vom Kammerdiener Johann an bis zum unterſten Jagdhund Caro, einem der treueſten Diener und Begleiter ſeines Herrn, ſo cavaliermäßig durch, daß man ſich ſeit einigen Jahren keiner ſo energiſchen Execution auf dem Rittersitze zu Breskatelko, ſo hieß das Landgut, wo ſich das Aelternpaar unſers Kakodämon damals aufhielt, entſinnen könnte. Zwey tatariſche Pferde waren ſchon des Morgens, auf einem kleinen Spatzierritte, todt geritten worden, und der Bediente, der das Unglück hatte, ſeinen geſtrengen Herrn bey dieſem Plaiſir nachzureiten, hatte einen ſo ungeſchickten Sturz gethan, daß zwey Rippen, erſt nach einem ſchmerzhaften Lager von 6 Wochen, wieder geheilt wurden. Warum der geſtrenge Herr diesmal ſo außerordentlich heſtig war, darüber ſind die Meynungen ſehr getheilt, da einige die Urſache davon in dem Verweis, den Sr. hochgräfl. Excellenz Tages vorher von einem hohen Obern empfingen, andern hingegen in dem Umſtande finden wollen, daß dieſelben in einer fatalen Partie am l'Hombre-Tiſche die Kleinigkeit von vierhundert

Ducaten verloren. Andere glauben, der Kopf des Herrn Grafen ſey noch von der reichlichen Quantität Arak, die Sie zu ſich nahmen, erhitzt geweſen.

Dem ſey wie ihm wolle, genug die vorhin beſchriebenen Fakta ereigneten ſich, und an dieſe reihte ſich bald noch ein anderes Faktum an, deſſen wir jetzt erwähnen wollen. Durch die ſo eben beſchriebene Reviſion des Hausweſens und die in demſelben vollſtreckte Execution, ingleichen durch den obgedachten etwas heftigen Morgen-Spatzierritt, war der Herr Graf etwas abgemattet und bedurfte nach ſo vielen Strapatzen, einer kleinen Stärkung. Dieſe ſuchte und fand er denn — wie er ſie denn ſchon oft mit glücklichem Erfolg in ähnlichen Fällen geſucht und gefunden hatte — in einigen Bouteillen Arak. Dieſe thaten denn, wie gewöhnlich, ihre Wirkung, und unſer Herr Graf gerieth in einen ſolchen Zuſtand, wo er aller ſeiner Sinne, mit Ausſchluß des ſechſten, völlig beraubt wurde.

Seine Frau Gemahlin war eines ſolchen Zuſtandes ſchon viel zu ſehr gewohnt, als daß ſie hätte darüber erſchrecken ſollen. Ja, ſie war vielmehr erfreut darüber, weil die gute Dame nur dann dasjenige erlangen konnte, was ſie ſo ſehnlichſt wünſchte. Ihr Herr Gemahl war nämlich nur dann zum ehelichen Geſchäfte geneigt und tüchtig, wenn er ſich, nach dem Brownſchen Syſtem, das freylich damals noch nicht erfunden in der Praxis aber ſchon längſt als bewährt befunden war, dazu vorbereitet hatte.

Zum Glück für ſie ging nicht leicht eine Woche ohne eine ſolche Vorbereitung und das, was darauf zu erfolgen pflegte, vorbey, und oft wurde D. Martin Luthers bekannte Forderung an einen Ehemann noch übertroffen. Sie war daher nur ſelten in die Nothwendigkeit verſetzt, für die vis inertiae, welche ſich im nüchternen Zuſtande, bey ihrem Herrn Gemahl äußerte, anderwärts Entſchädigung zu ſuchen.

Freylich iſt dies nicht ſo zu verſtehen, als ob ſie einer ſolchen Entſchädigung überhaupt gar nicht bedurft hätte, — denn wer wollte einer Dame von Stand eine ſolche Reſignation und Entbehrung zumuthen? — nein, ſie bedurfte ihrer allerdings und ſuchte und fand ſie auch wirklich. Wozu ſollte auch einer Dame von Stand die große Menge von Kammerdiener, Laquayen, Laufern, Kutſchern u. ſ. w. nützen, da der äußere Dienſt mehr nicht als höchſtens die Hälfte derſelben erfordert und in Aktivität ſetzt?

Mancher Leſer dürfte vielleicht hiebey auf die Vermuthung gerathen, als ob wir, bey der angeblichen Paternität des Herrn Grafen, an eine Subſtitution und Sublevation durch die Dienerſchaft und an die ſonſt ſo gewöhnliche Compaternität dächten — allein dies iſt nicht der Fall, und wir würden, wenn wir dieſes glaubten, oder es den Leſern glauben machen wollten, von der obigen Vorbereitung nichts gemeldet haben. Wir bitten daher, in gegenwärtigem Falle, von der Verſtellung einer Einwirkung des aufwartenden Kammerdieners ꝛc. durchaus zu abſtrahiren.

Ob und inwiefern aber jener Zuſtand des Herrn Grafen bey der Erzeugung unſers Helden als ein Omen betrachtet werden könne, müſſen wir der eignen Beurtheilung der geneigten Leſer anheimſtellen. Minder zweifelhaft indeß ſind die Träume und Phantaſien, welche der Frau Gräfin nicht nur während des vorhin eingeleiteten Aktus, ſondern auch während der Schwangerſchaft und Geburt vorſchwebten. Da es nicht nur ihr ſondern auch ihres Herrn Ehegemahls ſehnlichſter Wunſch war, einen männlichen Nachkommen aus ihrer bisher unfruchtbaren Ehe zu erzielen, ſo iſt es wohl leicht begreiflich, daß ſie der Gedanke an einen Sohn fortwährend werde beſchäftiget, und daß ſich ihre Phantaſie die ſchönſten Bilder von demſelben werde entworfen haben. Allein, daß es gerade dieſe Bilder und Vorſtellungen waren, das ſcheint doch nicht blos das Werk des Zufalls geweſen zu ſeyn.

Wie oft erblickte ſie nicht im Traum und wachend den Sohn, den ſie gebähren ſollte, als einen zukünftigen Helden, den der ganze Erdkreis mit Bewunderung anſtaunen ſollte! Sie erblickte in ihm die Stütze und den Stolz ihrer uralten Familie, den Schild des bojariſchen Reiches und die eherne Vormauer gegen die fürchterlichen Feinde von Eſtambul und Ucopien. Sie ſah im Geiſte die Ströhme Bluts bey

Iſpael und Perga fließen, ſah das gezückte Schwerdt in den Eingeweiden der Gefangenen wüthen, hörte das Röcheln der Sterbenden, das Angſtgeſchrey der Verwundeten, hörte den Kanonendonner, und das Gebrüll der Schlacht. Und alle dieſe grauſenden Bilder und Geſichte ſchreckten ſie nicht, denn ſie betrachtete ſie als die Verherrlichung ihres Erſtgebornen. Ihre amazoniſch-heroiſche Seele beſiegte die ſchwache Weiblichkeit und ſie ſegnete, wie eine zweyte Olympias, die Stunde, welche ihrem Alexander das Daſeyn geben ſollte.

Und ſie erfolgte endlich, dieſe ſehnlichſt gewünſchte Stunde, in welcher ſich der Himmel verfinſterte, in welcher der Sturmwind wüthete und die Thore von Eſtambul und Sibaris zitterten. Ganz Brekkatello ertönte vom Jubel über die Ankunft des zukünftigen Helden und ſelbſt der, wie gewöhnlich, betrunkene Vater ſtammelte Töne der Freude hervor, als er hörte, daß ihm ein Sohn geboren ſey. „Das ſoll — ſoll — ſoll ein rechter, echter — — He — Hel — Kerl werden — ja — der — ſo — ſoll — trinken — trink — en — trinken — ja — jagen — und — und prügeln — wie ich — —“ Die Leſer haben hier zugleich einen Begriff davon, wie ſich der alte Graf auszudrücken pflegte, wenn er in dem Zuſtande ſich befand, den wir ſo eben geſchildert haben.

„Man nenne den Knaben Alexander" — rief die Mutter, als der Pope in's Zimmer trat, um die Gebräuche der Kirche an dem neuen Ankömmling zu verrichten. „Er heißt Alexander", rief der fromme Mann aus, und nahm ihn im Namen des h. Alexander in den Schoos der rechtgläubigen Kirche auf.

Wie bedeutungsvoll dieſer Name war, wiſſen wir; er erinnert unwiderſchlig an Alexander, den Macedonier, den Umwälzer Griechenlands, den Verwüſter Perſiens, den Bezwinger Indiens und den Beſieger und vergötterten Helden von Afrika. Nicht ohne Zuthun und Einwirken des Schickſals erhielt er dieſen Namen.

Ehe wir in der Geſchichte unſers Alexanders weiter fortfahren, wird es nöthig ſeyn, über die Familie deſſelben einige Nachrichten mitzutheilen.

Seine tapfern Vorfahren waren erſt ſeit einem Jahrhundert Unterthanen des bojariſchen Reichs. Vorher lebten ſie in dem benachbarten Suepenlande, wo ſie keine unbedeutende Rolle ſpielten und ſich durch ſtarke Fäuſte und eiſenfeſte Mägen berühmt machten. Warum ſie ihr Vaterland verließen und nach Bojarien wanderten, iſt nicht zur Gewißheit zu bringen. Sie wurden entweder, auf den Ruf von ihrer Tapferkeit, von dem Beherrſcher aller Bojaren eingeladen, in dieſes Reich zu kommen; oder ſie begaben ſich freywillig aus ihrem armen Lande dahin, wo große Beſitzungen ihrer warteten. Sie erhielten große Landgüter und Ländereyen zum Lohn ihrer Tapferkeit; aber ſie mußten ſie größtentheils erſt von drey mächtigen Feinden erkämpfen. Dieſe waren die kühnen Podalier, die wilden **Tartaner** und die fürchterlichen — **Bären.** Mit dieſen führten ſie lange und blutige Kriege. Ihre Tapferkeit ſiegte, und ſeitdem waren ſie im ungeſtörten Beſitz ihrer Güter und der Gunſt ihres mächtigen Beherrſchers.

Im Suerenlande nannte ſich dieſe Familie **Suworja**; in Bejaten aber wurde dieſer alte Name mit **Suwarjova** vertauſcht. Warum dies geſchah, können wir eigentlich nicht ſagen; vermuthlich that man es zu Gunſten der bejatiſchen Sprache. Alle Mitglieder dieſer Helden-Familie bewahrten den Ruhm ihrer Vorfahren, Keiner war jemahls in der Schlacht zurückgewichen, keiner hatte eines Feindes verſchont, keiner war von einem andern im Trinkgelage beſiegt worden. Sie waren, außer dem Hauſe, beſtändig zu Roß, und ſelbſt in der größten Trunkenheit ſaßen ſie ſo feſt auf der Mähre, als wären ſie mit Riemen darauf feſtgebunden. Sie waren die größten Pferdte-Bändiger des großen bojariſchen Reiches, und wenn ſich gleich die armen Thiere unter ihren Streichen ſehr übel befanden, und oft unter der Laſt ihres Drückers todt niederſtürzten, ſo verdient doch das Ungemach der Pferdte mit der Reiter-Ehre ihrer Gebieter gar nicht in Vergleichung geſetzt zu werden.

Der Vater unſers Helden, Baſilius Suwarjova, war ſeiner glorreichen Ahnen vollkommen würdig, wie wir ſchon oben gezeigt haben. Bey dem Beherrſcher Bejariens ſtand er in ganz vorzüglicher Gunſt und wurde mit vielen und ausgezeichneten Ehrenſtellen und Staatsämtern bekleidet. Das Letztere ſcheint zwar mit den oben angegebenen Eigenſchaften ſehr zu contraſtiren, und wir können nicht läugnen, daß in andern Ländern eine ſolche Vereinigung beynah unmöglich ſeyn würde. Allein in dem bejariſchen Reiche ſind ſolche Fälle ſo wenig unerhört, daß ſie vielmehr zu den gewöhnlichen gehören. Es giebt ja doch mit unter immer einige lichte Zwiſchenräume (lucida intervalla), wo man den Geſchäften des Staats obliegen kann. Und das Commando eines Regiments, oder eines Corps, und das Gouvernement einer Stadt oder Provinz zu führen, dazu bedarf es ja keiner großen Nüchternheit. Wenn der Herr Commandeur oder Gouverneur nur ſchreiben d. h. Buchſtaben malen, kann, ſo iſt es ſchon gut. Und man iſt doch nur zuweilen ſo betrunken, daß man gänzlich außer Stand wäre. ſeinen werthen Namen zu ſchreiben, oder zu kritzeln.

Wenn die Staatsgeſchäfte in der Reſidenz abgethan waren, und das waren ſie gewöhnlich ſehr ſchnell, ſo lebte Graf Baſilius auf ſeinen Landgütern, und vorzugsweiſe zu Breskatello, wo er ſich die Zeit auf eben die Weiſe vertrieb, wie es bey ſeinen Nachbarn, den Grafen und Baronen des Reichs zu geſchehen pflegt. Der einzige Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinen Nachbarn beſtand darin, daß er in den ſogenannten hochadeligen Studien, Wiſſenſchaften und Plaiſirs ein weit größerer Meiſter war. Seine Unterthanen hatten einen großen Reſpekt vor ihm und er verſtand es meiſterlich, ſich und ſie (active und paſſive) darin zu erhalten. Er ließ auf ſeinen Gütern eine ſo ſtrenge und prompte Juſtiz handhaben, und führte die allmächtige Knute mit ſolchen Nachdruck, daß ſeinen Bauern auch nicht einmal der Gedanke an Ungehorſam einfiel, und daß ſelbſt eine ganze Legion von den freyheitspredigenden Mitgliedern der Propaganda, welche ſich in dieſen letzten Zeiten, laut der untrüglichen Angeln der Eudämonia, über ganz Europa wie ein Heuſchrecken-Schwarm verbreitet haben ſoll, bey dieſen Söhnen der Wildniß keinen Eingang gefunden haben würde.

Ob er geliebt wurde? Das iſt eine ſonderbare Frage, die bey dem Beſitzer eines bejariſchen Bauern- und Ritterguteſ gar nicht aufgeworfen werden ſollte. „Liebe, ſagt irgend ein berühmter Schriftſteller", iſt im Grunde nichts als eine Schwachheit, eine Eigenſchaft, die nur ein ſchwacher Regent bey ſeinen Unterthanen ſuchen und wünſchen kann. Reſpekt, und nur Reſpekt, das iſt die Angel, um welche ſich das Ganze dreht. Ihn einzuſtößen und zu erhalten, das iſt die einzige Regierungskunſt, das einzige Studium des Gewalthabers." Und in der That verſtand unſer Graf dieſe Regierungskunſt beſſer als ſie ihm ſelbſt ein Machiavell hätte lehren können.

Die Mutter unſers Alexander war noch in der beſten Blüthe ihres Lebens und eine Dame von feiner Erziehung und Bildung. Unter den Damen des bojariſchen Reichs ſpielte ſie eine der vorzüglichſten Rollen, und ihr Einfluß auf die Angelegenheiten der Reſidenz und des Hofes war nicht unbedeutend. Es waren unter den angeſehenen Fürſten und Grafen, deren Stern eben am Horizonte des Hofes leuchtete, wenige, die nicht mit ihr in genauer Verbindung geſtanden hätten. Als Fräulein von Curjaſow verſtand ſie die Kunſt, alle für ſich einzunehmen und zu feſſeln. Die erſten Eindrücke bewirkte die Natur, die ſich gegen ſie nicht ſtiefmütterlich bewieſen hatte; das Uebrige that die Kunſt. Die übrigen Damen waren, wie natürlich, neidiſch auf ſie, und ließen es nicht an mancherley Cabalen und Intriguen gegen die ſchöne Curjaſow (denn dieſen beneidenswerthen Titel führte ſie vorzugsweiſe) fehlen; allein höchſtens gelang es ihnen, ein zweydeutiges Gerücht von ihr in Umlauf zu ſetzen. Uebrigens ſcheiterten alle Angriffe der Intrigue und Cabale an der Leichtigkeit, mit welcher ſie ſich darüber hinwegſetzte. Ihre Feindinnen nützten ihr vielmehr, wider ihren Willen; denn je mehr ſie die ſchöne Petrowna zu verläumden ſuchten, deſto mehr erregte ſie Intereſſe! Es entſtand ein rühmlicher Weiteifer unter den Herren des Hofes, wer von ihnen am meiſten mit ihr in's Gerede kam. Eine ſolche Schande erträgt ſich ſo leicht!

Graf Baſilius Suwarjowa war der Glückliche, der endlich das Herz und die Hand der ſchönen Petrowna zum heil. Eheſtande führte. Es war kein kleiner Triumph für ihn, über ſo viele Mitbewerber den Sieg davon zu tragen. Vielleicht würde ihm dieſer nicht ſo leicht geworden ſeyn, wenn nicht die ſchönen Landgüter des Grafen einen forcirten Angriff auf ihre ſchlecht vertheidigten Außenwerke gethan hätten. Wir übergeben alle Details dieſes Feldzugs in Amors Gebiete, ſo wie das Victoria in Hymens Tempel; und bemerken daher nur noch, daß unſer Ehepaar bereits in's ſiebente Jahr im Eheſtande lebte, ohne ein Produkt deſſelben aufweiſen zu können. Wieviel aber beyden, beſonders an einer männlichen Descendenz gelegen war, haben wir ſchon oben erwähnt, ſo wie die Freude, welche das Aelterpaar und ganz Brekatello über die Ankunft des zukünftigen Familien- und Welthelden empfand.

Die erſten Jahre der Kindheit ſchienen eben keine großen Hoffnungen zu dieſer Würde zu erwecken. Man denkt ſich unter einem Knaben, der zum Helden beſtimmt iſt, gewöhnlich einen Athleten von Körper und Geiſt. Ich weiß nicht woher das kommt; aber ſoviel iſt gewiß, daß man von ihm eine für ſeine Jahre ganz ungewöhnliche Größe und Stärke des Körpers und ein Seelenvermögen erwartet, das den Herren nicht blos ahnden, ſondern mit Gewißheit vorher beſtimmen läßt. Dieſer Glaube litt bey unſerm Helden-Knaben eine ſtarke Ausnahme. Wer ihn in der Wiege, am Gängelbande und auf dem Steckenpferdte zu Breslatello geſehen und wer ſein Winſeln und Schreyen und die erſten Aeußerungen ſeines intellektuellen Ichs vernommen hätte, der würde in ihm eher alles andere, nur keinen zukünftigen Helden erblickt haben. Man bemerke alſo auch in dieſem Umſtande das Unbegreifliche und Wunderbare.

Er war ſo ſchwach, daß er erſt im dritten Jahre ſeines Daſeyns nothdürftig laufen lernte, und das vierte war ſchon verfloſſen, ohne daß er etwas anderes als die erſten Töne des Lallens, welche die Anweſenheit eines menſchlichen Sprachorgans vermuthen ließen, von ſich zu geben vermochte. Erſt das fünfte Jahr berechtigte zu der Hoffnung, daß er einer artikulirten Sprache fähig ſey, und das ſechſte begrüßte ihn endlich als einen Redner. Doch bitten wir die Leſer bey dieſem Worte nicht an einen Demoſthenes, Cicero u. ſ. w. ſondern einzig und allein an einen Knaben zu denken, welcher reden d. h. ſich verſtändlich ausdrücken kann.

Die Aeltern wendeten große Sorgfalt auf ſeine Erziehung; nur waren ſie in Rückſicht des Objekts nicht immer gleicher Meynung, und dieſe Verſchiedenheit der Meynungen veranlaßte, wie das gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflegt, mancherley Diſcrepenzen zwiſchen ihnen. Die Mutter wollte ihn nach ihren Grundſätzen und Neigungen erziehen und zu einem Manne bilden, der durch die ſogenannten galanten Wiſſenſchaften und Künſte ſein Glück am Hofe machen ſollte. Wir wiſſen nicht wie das zuging, da ſie doch während ihrer Schwangerſchaft und der Geburt des Knaben die hohe Beſtimmung deſſelben in Träumen und Viſionen geahndet hatte. Vielleicht hatte die gute Dame dieſer Träume und Viſionen ganz wieder vergeſſen? Oder ſie hielt ſie für trügeriſch, da das Aeußere und Innere ihres Söhnchens jene Hoffnungen nicht realiſiren zu wollen ſchienen? Vielleicht glaubte ſie endlich, daß jene

Siege und Triumphe ſich nicht ſowohl auf den Mavors als auf den ſanftern Gott Amor bezögen? Ein ächter Rhetoriker würde zwar gegen eine ſolche Verwechſelung der Tropen und Figuren viel zu erinnern haben; allein wer wird es bey einer Dame, die in die Geheimniſſe der Rhetorik nicht eingeweiht iſt, ſo genau nehmen? — — Genug ſie wollte ihren Sohn zu einen eleganten Hofmann, wozu ſich ſein ganzes Air zu qualificiren ſchien, und zu einen Heroen in der Schule der Idaliſchen Göttin zu bilden. In dieſer Schule war ſie ſelbſt gebildet, und ſie verſtand es daher am beſten, ihm in den Künſten derſelben Unterricht zu ertheilen.

Dagegen wünſchte ihn der Vater nach ſeinem Muſter zu bilden. Der Knabe ſollte abgehärtet und zu einem Geſchäftsmanne, nach bojariſchen Sitten, gebildet werden. Um dieſes zu werden mußte er wenig lernen, viel trinken, tapfer fechten und cavallierement reiten und jagen lernen. Der Anfang wurde nach dieſer Erziehungs-Theorie gemacht und der Vater hatte die Freude, daß ſein Sohn zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Wenn er auch das Ideal eines bojariſchen Cavalliers noch nicht erreichte, ſo ſchob der Vater dieſes auf Rechnung der ſchwachen Natur, deren Fehler erſt nach und nach verbeſſert werden müßten.

Wunderbar wird es Vielen unter unſern Leſern ſcheinen, daß auch die Mutter mit den Fortſchritten ihres Eleven zufrieden war. Allein bey unſerm Helden iſt nun einmal Vieles, ja faſt Alles wunderbar, und wir wiſſen weiter nichts zu ſagen, als, daß es ſo war. Zoroaſters feindſeilige Principien können nicht einander ſo ſehr widerſtreiten, als ſich dieſe beyden Erziehungs-Theorien entgegengeſetzt waren. Dennoch war unſer Alexander ein Vereinigungspunkt derſelben.

Es war eine Luſt, wenn man ihn mit ſeinem Vater die größten Portionen Brantwein und Arak zu ſich nehmen, und denn zu Ehren des Bacchus die Orgien dieſes Gottes feyern ſah. Dem Vater lachte das Herz im Leibe, wenn ſein Alexander das beſte tartariſche Pferdt ſo zuſammenritt, daß es des andern Tages nicht von der Stelle gehen konnte. Und er ſegnete die Stunde ſeiner Geburt, ſo oft er es den Bedienten durch Worte und Werke fühlen ließ, daß er ihr zukünftiger Herr ſey, und ſo oft er ihre Ungeſchicklichkeiten und Unfertigkeiten mit Fauſt- und Stockſchlägen beſtrafte.

Wenn er nun aber auf der andern Seite in den Künſten des Friedens und Hofes ſich auszeichnete, wann er ſeine franzöſiſche Redensart mit großer Fertigkeit lernte und mit einem gewiſſen Grad von Anmuth herlallte, wenn er beym Tanzen keinen unrechten und falſchen Pas machte und mit einer unnachahmlichen Fertigkeit über Nichts viel zu reden wußte — denn traten der entzückten Mutter Freudenthränen in die Augen, denn hoffte ſie in ihrem Alexander einen Adonis zu erblicken. Die Einreden ihres Herrn Gemahls, daß ſie den Alexander verweichlichen oder wie er ſich auszudrücken pflegte, verpuppen und verſchranzen werde, ertrug ſie mit viel Reſignation und in der Hoffnung, daß ſich ihr Alexander mit zunehmenden Jahren ganz der Leitung ſeiner Mutter überlaſſen und ſich von der Inurbanität ſeines Vaters immer mehr zurückziehen werde. Dieſelbe Hoffnung hegte hinwiederum der Vater in Anſehung der Mutter — und ſo überließ das hochgräfliche Ehepaar den jungen Alexander ſeiner Neigung, ſich einer Erziehungs-Theorie zu appliciren, welcher er wollte. An Zureden und Ermahnungen ließen ſie es zwar beyde nicht fehlen; aber dabey hatte es auch ſein Bewenden und er hatte ſich niemals über Zwang zu beklagen.

Unter ſolchen Verhältniſſen hatte unſer Alexander das zehnte Jahr zurückgelegt, als er ſich durch eine Handlung ſignaliſirte, die ihm die Bewunderung der ganzen Nachbarſchaft verſchaffte und zugleich eine Veränderung ſeiner Lage und zukünftigen Beſtimmung nach ſich zog. Dieſer Vorfall iſt zugleich ein Beweis von dem Heroismus, der ſich ſchon ſo frühzeitig in dem Knaben regte und aus deſſen Aeußerung man ſchließen konnte, welche Großthaten ſich für die Zukunft von ihm erwarten ließen. **Demetri**, der erſte *) Be-

---

*) In dem bojariſchen Reiche iſt es Sitte, daß die jungen reichen Barone, Grafen u. ſ. w. vom zweyten oder dritten Jahre an **mehrere Bedienten** haben. Der erſte darunter verſieht die Stelle eines **Kammerdieners**, welchen der junge Herr gewöhnlich un-

diente Alexanders, hatte die unbeſchreibliche Frechheit, ſeinem Gebieter einen Verweis dafür zu geben, daß er einen blödſinnigen Menſchen, der ſein Unterthan war, ein bisſchen mishandelte, blos in der Abſicht, um ſich einen kleinen Spaß zu machen. Dieſer Demetri war ſonſt ein ganz ehrlicher Kerl und treuer Diener des Hauſes; nur hatte er ein gewiſſes tölpiſches und linkiſches Weſen an ſich, das ihm oft das Mißfallen der gnädigen Frau zuzog.

---

ter dieſem Titel im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre erhält. An dieſen Domeſtiquen muß die junge Herrſchaft (ſo müſſen die Edelknaben titulirt werden) das Befehlen und Gebieten lernen.

Sein Herr ſchäzte ihn zwar wegen ſeiner Ehrlichkeit und Unverdroſſenheit; aber verhaßt war es ihm, daß dieſer Menſch zuweilen von Gerechtigkeit ſprach, da doch ſolche Leute nach ſeiner Meynung, höchſtens nur von Gnade reden dürften.

Dieſer Demetri alſo unterſtand ſich wie ſchon geſagt, ſeiner gnädigen jungen Herrſchaft einen Verweis zu geben und von Ungerechtigkeit und Verſündigung gegen den armen Menſchen zu murren. Unſer Alexanderchen gerieth über dieſe unerhörte Bedienten-Unverſchämtheit in den heftigſten Unwillen und — jagte dem frechen Demetri eine Kugel durch das Gehirn, daß er entſeelt zu Boden ſtürzte.

Was das im väterlichen Hauſe für Senſation machte! Die Mutter war anfangs ſehr unwillig darüber und fand in dieſer heroiſchen That eine totale Störung ihres Plans. Der Vater fluchte ein paarmal, konnte ſich aber, bey genauer Einſicht der Sache, nicht entbrechen, der Tapferkeit und Regierungs-Weisheit (weil es des Knaben eigner Bediente war) ſeines Sohnes Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. „Das wird einmal ein tüchtiger Kerl" rief er in Gegenwart ſeiner Frau aus, „der weiß ſich in Reſpekt zu ſetzen!

Höre, der Junge muß Soldat werden, dazu iſt er ganz gemacht! Der wird einmal General und das Schrekken ſeiner Feinde werden. Hurrah, Alexander wird Soldat, nicht wahr gnädige Frau?“

(Nota — bene. Der Herr Graf war diesmal nüchtern.)

Die Gräfin machte zwar einige Einwendungen gegen dieſen Plan; allein ſie ſah am Ende wohl ein, daß es das Beſte ſeyn würde, den Alexander dieſe Laufbahn betreten zu laſſen. Die Viſionen und Träume in der Empfängniß- und Geburtsſtunde fielen ihr wieder ein, und ſomit auch wieder die Verſtellung und

Erwartung eines Helden und zweyten Alexanders. Der Plan ward nun bald ins Werk geſetzt. Die Gerechtigkeit ward, in Anſehung des Vorfalls mit Demetri, durch einige hundert Ducaten, die der Vater den Richtern ſpendete, leicht befriedigt, und der ganze Vorfall ward, da der Erſchoſſene nur ein Bediente war und da ſolche Vorfälle nicht unter die ſeltenen im bojariſchen Reiche gehören, leicht beygelegt und vergeſſen.

Die wichtigſte Folge deſſelben war alſo für unſern Alexander die, daß er zum Soldatenſtande beſtimmt wurde, wozu auch ſein Herz die meiſte Neigung hatte. In ſeinem zwölften Jahre ward er daher Soldat d. h. er ward unter die Leibgarde des bejariſchen Fürſten eingeſchrieben und blieb bis zu der Zeit, wo er fähig war, wirklich in Dienſte zu treten, im väterlichen Hauſe. Dieſe Einrichtung im bejariſchen Reiche war ganz zu Gunſten der Herren Reichsbarone gemacht, deren Söhne oft ſchon von der Wiege an unter der fürſtlichen Leibgarde dienten, oder, wie man richtiger ſagen ſollte, davon bedient wurden. Wenn denn ein ſolcher Knabe ſein vierzehntes oder ſechzehntes Jahr erreicht hatte, ſo wurde ihm die Zeit, die er als Gardiſt im väterlichen Hauſe mit Spielen, Reiten und Jagen zugebracht hatte, als Dienſtjahre angerechnet, und er trat nun als Jüngling ſogleich als Lieutenant oder Capitain in wirkliche Dienſte. So erlangte er ohne alle Beſchwerde eine Stelle in der Armee, zu welcher der arme Bürgerliche bey aller Anſtrengung und bey der größten Tapferkeit und Pünktlichkeit im Dienſte nicht gelangen konnte. Dieſer Einrichtung iſt es zuzuſchreiben, daß in der bejariſchen Armee oft ein unbärtiger Jüngling von 20 — 24. Jahren der Vorgeſetzte eines Mannes iſt, der unter den Waffen grau geworden iſt.

Alexander fing ſeine militäriſche Laufbahn in dem Dienſte der Garde an, wo er zuerſt als Musquetier eingeſchrieben wurde und dann bald darauf eine Corporalsſtelle erhielt.

Drittes Kapitel.

Lakedämon betritt die militairiſche Laufbahn in dem Kriege gegen den König von Kanonenland.

„O leitete Vernunft des Menſchen Thun! —
Die Kunſt, mit Gleichmuth ein beſchränktes Leben,
Zu führen, würd' ihm höchſter Reichthum ſeyn.
Nie litt noch Mangel die Genügſamkeit.
Nun wollten aber mächtig und berühmt.

Die Menſchen ſeyn, damit auf feſten Grund
Ihr Glück beſteh', und ſie in Ueberfluß
Und Ruh genöſſen ihres Lebens Tage.
Ein eitles Mühn! Der Weltlauf aller, die
Mit ihnen ſtreben zu der Höhe, macht
Gefährlich ihre Bahn, und haben ſie
Den Gipfel auch erreicht, dann ſtürzen oft
Vom Neide, wie vom Blitz, hinabgeſchleudert,
Verächtlich ſie zum Tartarus hinab."

Lucretius (von der Natur der
Dinge) 1. B. V. 1112 — 20.

In dem Dienſte der Garde, in welcher die Söhne des Adels zu Officiers-Stellen avancirt werden, verblieb der Held unſerer Geſchichte bis zu der Epoche, wo Habſucht, Neid, Vergrößerungs-Sucht, Stolz und Verläumdung das geheime Bündniß ſchloſſen, Kraft deſſen Alfred der Zweyte, der große König des furchtbaren Kanonenlandes, eines großen Theils ſeiner Staaten und Macht beraubt und — ein trauriges Loos! — ein Gegenſtand der Barmherzigkeit ſeiner Feinde werden ſollte.

Eine Dame, die ſich einbildet, ſchön zu ſeyn, vergiebt eher alle Beleidigungen als einen Angriff auf ihre Schönheit. Hätte der große Alfred ſeiner Nachbarin Baſilia, der damaligen Beherrſcherin des bejariſchen Reiches, nach dem Leben getrachtet, hätte er ſie von ihrem Thron zu ſtoßen oder ihr einen Theil ihrer Beſitzungen und Macht zu entreißen geſucht, oder wirklich entriſſen; ſie würde es ihm verziehen haben. Aber daß er es wagte, ſich über ihre Perſon, der man, wider ihren Willen, den Herbſt und Winter des Lebens anſah, luſtig zu machen, daß er die Frechheit hatte, durch ein ſtechendes Epigram ihre Schönheit und Reitze verdächtig zu machen — das war ein Majeſtätsverbrechen, für welches er nie Verzeihung hoffen durfte. Der Raub der ſchönen Helena, den Priamus verübte, entzündete das Feuer eines zehnjährigen Krieges um und vor Troja; ein paar ſatyriſche Verſe auf die Schönheit der ſchön-ſeyn-wollenden Baſilia zündeten die Fackel der Zwietracht zwiſchen Bojarien und Kanonenland an, und unterhielten fünf Jahre hindurch die Flamme derſelben in ſteigender Wuth.

Die entrüſtete Baſilia winkte und Hunderttauſende bewaffneten ſich, um als Rächer der beleidigten Schönheit ihrer Beherrſcherin die Länder und Unterthanen Alfred's mit Feuer und Schwerdt zu verwüſten. Die Großen des Hofs wetteiferten, ihren Beyfall an dieſem Kriege durch einen ſo auffallenden als thätigen Antheil zu beweiſen. Graf Schawilau, der erklärte Günſtling ſeiner Gebieterin, errichtete ein Corps von vierzigtauſend Mann, welches unter dem Namen des Schawilauiſchen oder neuen Corps zur Hauptarmee nach Kanonenland beordert wurde.

Unter dieſes Günſtlings-Corps ward unſer Held aus der Garde verſetzt, und erhielt die Stelle eines Unter-Lieutenants. Daß er vor Begierde brannte, ſich bald mit dem Feinde zu meſſen und daß er begierig jede Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, ergriff, glaubt man dem Biographen eines ſolchen Mannes auf ſein Wort. Aber nicht blos das Schlachtfeld war es, wo er Lorbeere ſuchte; auch durch andere

Handlungen wußte er ſie ſich zu erwerben. Wie talentvoll er in dieſem Stükke war, mag folgendes Beyſpiel beweiſen.

Ein Unterofficier von dem Regimente, wobey Alexander ſtand, beging Exceſſe von der Art, wie ſie bey ſolchen Truppen gewöhnlich vorzufallen pflegen. Sein Capitain war abweſend, und ſein Lieutenant, welches niemand anders als unſer Alexander war, der in Abweſenheit des Hauptmanns die Aufſicht führen ſollte, ſah den Soldaten durch die Finger und überließ ſie ihren Ausſchweifungen. Der Obergenerall Cremor, einer der treflichſten

Feldherrn der bojariſchen Armee, hatte die gemeſſenſten Befehle gegeben, die ſtrengſte Mannszucht im feindlichen Lande zu halten, und im Uebertretungsfall machte er die Officiere für die Vergehungen der Soldaten verantwortlich.

Alexander gab ſich alle Mühe zu verhindern, daß der Vorfall bey dem commandirenden General nicht angezeigt wurde, und wollte den Schaden durch Geld vergüten; allein da dieſes vergeblich war, und die Sache klagbar angebracht wurde, ſo ging die Unterſuchung vor ſich, und der Thäter wurde zur Strafe der Degradation verurtheilt.

Alexander ſchien von aller Verantwortlichkeit gänzlich befreyt zu ſeyn; allein da ſich bey der Unterſuchung ſehr deutlich ergeben hatte, daß der Exceß nicht vorgefallen ſeyn würde, wenn er ſeine Schuldigkeit und Inſtruktion beſſer beobachtet hätte, ſo war es ihm ſo gut, wie gewiß, daß man ihn auch nächſtens zur Verantwortung und Strafe ziehen würde, zumal da der General des Regimentes ſein Gönner eben nicht war, wie er bey mancher Gelegenheit wahrnehmen konnte. Unter dieſen Umſtänden ſuchte er dem verdrießlichen Handel eine Wendung zu geben, die für ihn glorreich werden mußte.

Er ging zu allen ſeinen Mitofficieren und bat ſie, mit ihm zugleich zum Obriſten zu gehen, und dieſen mit ihm auf das dringendſte zu bitten, die dem Unterofficier zuerkannte Strafe der Degradation nicht an demſelben, ſondern an — ihm vollziehen zu laſſen, weil Er die meiſte Schuld habe, indem er, durch die ſtrafbarſte Unterlaſſung der Befehle ſeines Capitains, die erſte Urſache des Vergehens und folglich der ſtrafbarſte ſey, und weil es hier darauf ankäme, durch ein an ihm zu ſtatuirendes auffallendes Exempel andre Verbrechen in Zukunft zu verhüten. Seine Cameraden konnten ſich nicht genug über dieſen ſeltſamen und unerhörten Entſchluß

ſchluß wundern. Die meiſten konnten ihren lauten Spott über dieſen neuen Tugendhelden, wie ſie ihn ſehr ſarkaſtiſch nannten, nicht zurückhalten. Andere gaben ihm den wohlgemeynten Rath, von dieſer Thorheit, wofür ſie ſein Vorhaben hielten, abzuſtehen, und ſeinen Stand und ſeine Familie nicht zu beſchimpfen.

Allein alle Bitten und Vorſtellungen waren umſonſt. Alexander begab ſich zu dem Obriſten und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er aus Rückſicht auf ſeine Familie, ihn mit der verdienten Strafe verſchont habe; er bäte ihn jetzt, es nicht dabey zu laſſen, ſon dern ihn zu beſtrafen und die Strafe des Unterofficiers zu mildern. Der Obriſte gab ihm ohngefähr eben das zur Antwort, was ihm ſeine Mit-Officiere ſchon geſagt hatten und verwieß den ſonderbaren Menſchen zur Ruhe. Allein dieſer Obriſte war einer der treflichſten Menſchen. Er erſtattete dem Kläger in der Stille allen Schaden, und bewog ihn ſodann, ſeine Klage öffentlich zurückzunehmen, wodurch denn der Unterofficier von ſeiner Strafe befreyt ward. Sonach konnte alſo auch unſer Alexander weiter nicht auf ſeiner Ariſtides-Handlung beſtehen. Jedoch bat er ſchriftlich um Verſetzung zu einem andern Regimente. Dieſes

Geſuch ward dem Kriegs-Collegio vorgetragen und dabey die edelmüthige Handlung des jungen Mannes ſehr gelobt. Auch hier erregte ſeine Aufopferung großes Staunen; man bewilligte ihm die geforderte Verſetzung und wartete auf Gelegenheit, wo man den jungen außerordenlichen Mann belohnen könne.

Der Obergeneral Cremor ſetzte wegen ſeiner ſchnellen Entſchloſſenheit viel Zutrauen in ihn, und bediente ſich ſeiner bey vielen Gelegenheiten mit ausgezeichneten Erfolg. In der mörderiſchen Schlacht bey Wuthdorf wurde das Regiment, unter welchem er diente, faſt ganz aufgerieben. Von beynah dreytauſend Mann, die es vor der Schlacht zählte, blieben keine zweyhundert am Leben; von vier und funfzig Officieren waren nur noch ſieben lebendig, aber alle verwundet. Unſer Held bekam vier Wunden und mußte ſich zweymal hinter die Fronte begeben, um ſich verbinden zu laſſen. Jedesmal kehrte er zu den Seinigen zurück und endlich führte er den kleinen Ueberreſt aus dem feindlichen Feuer und entzog ihn den Schwerdtern der nacheilenden kanonenländiſchen Cavallerie.

Im prophetiſchen Geiſte ſagte der Obergeneral an dieſem heißen Tage von unſerm Alexander: „Entweder wird aus dieſem Officier, wenn er am Leben bleibt, ein großer General, oder ich kenne die Menſchen nicht.“ Was würde er geſagt haben, wenn er ihn erſt unter den Wällen von Iſmael, vor den Verſchanzungen von Pera und in den reichen Gefilden von Rumalien geſehen hätte!

Der gegenwärtige Krieg war eine wichtige Schule der Erfahrung für ihn. Er hatte oft Gelegenheit die bewundernswürdige Taktik und Plane des großen Alfred zu bewundern. Kein Monat verging ohne irgend ein Gefecht, an welchem er Theil nahm. Er ſiegte freylich nicht immer, vielmehr wurde er, als er ſich bey der Avantgarde befand, ſehr oft zurückgedrängt, und einmal trieben ihn die feindlichen Huſaren ſogar in einen Moraſt, aus welchem ihn ein herbeygeeilter Dragoner nur mit Mühe wieder befreyte — allein dadurch wurde ſein militäriſches Genie nur noch mehr geweckt und an die Ertragung der Beſchwerden und Beſiegung der Hinderniſſe gewöhnt.

Zur Einnahme der befeſtigten Stadt Glanau trug er ſehr viel bey, bekam aber dabey eine ſtarke Quetſchwunde, die jedoch bald wieder heilte. Er marſchirte mit ſeinem Corps nach

Selbien, wo es ſich mit der aſtraliſchen Armee vereinigte, Allein dieſe Vereinigung dauerte nicht lange und ſein Corps ward wieder zurück und in das Herzogthum Pamera detaſchirt, wo die wichtige Feſtung Colbia belagert und endlich auch, nach unzähligen Anſtrengungen von beyden Seiten, erobert wurde.

Der Friede, der einige Wochen nach dem unerwarteten Tode der Baſilia geſchloſſen ward, hemmte auf eine Zeitlang ſeine militäriſche Laufbahn, auf welcher er bis zum Obriſt-Lieutenant vorgerückt war.

Der neue Regent Pirano der Dritte war ein erklärter Freund und enthuſiaſtiſcher Verehrer Alfreds. Er machte nicht nur ſogleich Friede mit ihm, deſſen er in ſeiner damals höchſt kritiſchen Lage, ſo ſehr bedurfte, ſondern er wollte ſich auch ſogar mit ihm gegen die bisherigen Alliirten Bejariens verbinden und ſeinen erhabenen Mitbruder mit ſeiner ganzen Macht unterſtützen. Allein ehe dieſer Plan noch zur völligen Ausführung kam, ward er durch eine Revolution im Innern des bejariſchen Reichs vereitelt. Seine eigne Gemahlin ſtand an der Spitze der über ſeine Regierung mißvergnügen Großen des Reichs und die Kataſtrophe endigte ſich damit, daß der unvorſichtige und ſchwache Pirano ſeiner herriſchen Gemahlin den Thron abtreten mußte. Miranda nahm, an der Stelle ihres ſchwachen Gemahls, die Zügel der Regierung in die Hände, worin ſie ſo lange blieben.

Die politiſchen Umſtände erforderten es, daß ſie den Frieden mit dem Könige von Sonnenland befeſtigte. Die Truppen erhielten alſo den Befehl zum Rückmarſch, und unſer Alexander erhielt vom Grafen Rinapp, unter deſſen Befehlen er die letzte Zeit geſtanden hatte, den Auftrag, nach der Reſidenz zu gehen und die Zurückkunft der

Truppen anzukündigen. Er gab ihm ein beſonderes Empfehlungs-Schreiben an die Königin Miranda mit und dieſes bewirkte ſoviel, daß er durch einen eigenhändigen Befehl der Königin zum Obriſten avancirt wurde.

Viertes Kapitel.

Gunſtbezeigungen und Feldzüge in der Reſidenz und Podalien.

„If we ſtand ſtill in fear
Our motion will be mock 'd ou carped of
We ſhould take voot here where we ſit.“
Shakeſpeare (Henr. VIII. 1. 4.)

Die Ernennung zum Obriſten war es nicht allein, welche unſer Held dem Empfehlungs-Schreiben an die Köniſtatt. Wer ihn ſah, hätte in ſeiner kleinen, etwas hagern Figur zwar weder einen Helden des Mavors noch der Idaliſchen Göttin vermuthen ſollen; allein bey keinem Menſchen iſt das Sprüchwort: „Der Schein trügt" mehr in Erfüllung gegangen als bey ihm. Das Zeugniß ſeiner Mitſtreiter und Vorgeſetzten im Felde, und das noch viel kräftigere Zeugniß ſeiner Gebieterin machen, daß jeder Zweifel verſchwinden muß. Und wie ſehr hat nicht die Folge bewieſen, wieviel er ſchon jetzt geleiſtet haben müſſe!

Miranda gab ihm das Commando eines Regiments, das beſtändig in der zlü verdankte. Durch dieſe Bekanntſchaft war der Grund zu ſeinem nachfolgenden Glück gelegt. Miranda war mit den Proben der Tapferkeit, welche Alexander abgelegt hatte, ſehr wohl zufrieden, und wer ſie kennt, der weiß auch, wie königlich ſie die Dienſte ihrer Lieblinge zu belohnen wußte. Er war noch nicht lange in der Reſidenz, ſo wußte man auch ſchon allgemein, daß er einer von den Günſtlingen Mirandas ſey — und dies war genug, um ihm überall großen Reſpekt zu verſchaffen. Jetzt ſchienen die Wünſche und Hoffnungen ſeiner Mutter in Erfüllung zu gehen; nur fanden dabey einige Modifikationen und Ausnahmen

Reſidenz lag. Als ſie bald darauf zur Krönung in die alte Hauptſtadt ihres Reiches abreiſen mußte, ertheilte ſie ihm einige geheime Aufträge, von denen wir aber, eben weil ſie geheim waren, nichts weiter wiſſen. Bey ihrer Zurückkunft wohnte ſie der Revue bey, welche er über ſein Regiment hielt. Bey dieſer Gelegenheit erhielt er abermals öffentlich mehrere Beweiſe ihrer ausgezeichneten Gunſt. Daſſelbe geſchah auch, als er in dem großen Exercier-Lager von 30,000 Mann, in welchem ſich Miranda ſelbſt befand, das Hauptquartier der Königin bedeckte und neben ihrem Schlafzimmer die nöthigen Wachen that.

Die Umſtände ſchienen indeß zu fordern, daß er aus der Reſidenz in eine andere Gegend verlegt wurde. Vielleicht geſchah es blos deshalb, um ihn zur Stelle eines Brigadiers und bald darauf zum Rang eines General-Majors zu erheben.

Bald darauf brach der Conföderations-Krieg in dem benachbarten Podalien aus. Die Königin von Bojarien hatte ſchon ſeit mehreren Jahren ſich einen großen Einfluß auf die innern und äußern Angelegenheiten dieſes unglücklichen Reichs, zu verſchaffen und Zwietracht und Revolutions-Geiſt in ſeinem Innern zu erregen gewußt.

Schon jetzt ſchwebten ihrem vielumfaſſenden Geiſte die Plane vor, die ſpäterhin wirklich ausgeführt und durch das Schwerdt unſers Helden zur Reife gebracht wurden. Jetzt betrat er in untergeordneter Rolle das Land, deſſen Zertrümmerer er einſt werden ſollte.

Wie merkwürdig und wunderbar! Wer hätte es denken ſollen, als er jetzt ſeine Poſition in Perga hatte, daß einſt eben dieſer Feldherr das Blut von zwanzigtauſend Menſchen an dieſem Orte vergießen würde! Wer hätte es ahnden ſollen, daß die Schlacht bey Stralow über den podaliſchen Großfeldherrn ein Vorſpiel der Schlacht bey Breſo ſeyn würde, in welcher der

Ueberreſt der podaliſchen Macht mit Verzweiflung kämpfte? Wer hätte geglaubt, daß die Eroberung des feſten Schloſſes von Circea, der alten Hauptſtadt Podaliens, ein Symbol der völligen Unterjochung dieſes Reichs ſeyn werde? Und wer endlich hätte wohl vermuthen ſollen, daß eben die utopiſchen Soldaten, welche damals in kleiner Anzahl zur Vertheidigung der Conföderirten den langen Weg von Utopien nach Podalien gemacht hatten, denſelben fürchterlichen Feind in Rumalien und an den Grenzen ihres Reichs zu bekämpfen haben würden? *) Wie

---

*) Der in unſern Zeiten ſo berühmte und berüchtigte utopiſche Obergeneral Le-

merkwürdig und wunderbar! Wer vermag es die Geheimniſſe der Zukunft zu enthüllen?

Aber es fehlte nicht viel, ſo wäre unſer Held mitten im Laufe ſeiner Sie-

---

mouriez, der Coriolanus unſerer Zeiten, wofür er ſo gern gehalten ſeyn will, der jetzt, nach dem an ſeinem Vaterlande begangenen Verrath, im ſchimpflichen Exil lebt, und die bojairiſche Nation in die volskiſche zu verwandeln wünſcht, um ganz die Rolle eines Coriolanus vor den Thoren von Sibaris ſpielen zu können — dieſer ſo berühmte und berüchtigte Mann befand ſich damals als Brigadier und Geſchäftsträger ſeines Hofes bey den Confederirten. Seine kriegege hinweggerafft worden. Der Feind, der ſein Heldenleben zu enden drohte, waren nicht die Conföderirten — ſondern der Wachſa-Strohm, der ihn in ſeinen Fluthen zu begraben drohte. Als er bey einem Uebergang über denſelben auf den Prahm vom Ufer abſprang, ſtürzte er, da der Strohm ſehr ſchnell ging, in's Waſſer und gerieth in Gefahr zu ertrinken. Nach wiederholten Verſuchen, ihn zu retten, wurde er endlich von einem Grenadier am Zopfhaar ergriffen und in die Höhe gezogen.

---

riſchen Thaten waren aber nicht von Bedeutung und er mußte in einem Treffen die Ueberlegenheit des lakedämoniſchen Genies fühlen. Bald darauf kehrte er nach Utopien zurück.

Beym Herausziehen wurde ihm die Bruſt am Prahmen durch faſt tödtliche Stöße beſchädiget. Es wurde ihm ſogleich zur Ader gelaſſen und er litt mehrere Monate ſehr an ſeiner Geſundheit. Der Orden der heiligen Anna, den er von ſeiner Gebieterin erhielt, vollendete die Geneſung ſchneller als alle Arzneyen. Der Wachſa-Strohm ſchien ſeinen Feind zu kennen; er ſchien es zu ahnden, daß Kakodämon ihn einſt mit Blut färben und anſchwellen würde — er wollte den furchtbaren Gegner in ſeinen Fluthen verſchlingen. Aber das Verhängniß wollte es anders; er ward ſeiner Wuth mit Gewalt entriſſen, und nach drey und zwanzig

Jahren nahm er ſchreckliche Rache für dieſes Attentat auf ſein Leben!

Nach vier Feldzügen wurde die Ruhe durch bejariſche, aſtraliſche und kanonenländiſche Waſſen wieder hergeſtellt. Das heißt, Podalien wurde ſo geſchwächt, daß es keinen Widerſtand mehr leiſten konnte, und ſich daher die Vertheilung ſeiner ſchönſten Provinzen unter die drey verbündeten Mächte, und die Verfaßung, welche dieſe ihm zu geben für gut fanden, gefallen laſſen mußte. Die Truppen der Maanda zogen ſich wieder zurück und Alexander kehrte nach der Reſidenz zurück.

wo er abermals in Dienſt ſeiner Monarchin genommen wurde. Er erhielt noch zwey Orden zur Belohnung ſeiner Tapferkeit.

Fünftes Kapitel.

Kakodämons erſte Feldzüge gegen die Othenier.

„Wer ihn geſehen haben mag,
Der hätte wirklich ſchwören ſollen
Dies ſey der *Othenier* jüngſter Tag;
Er habe ſie vertilgen wollen.“ —

Lichtwehr.

Tief unten im Süden grenzt an das unermeßliche bojariſche Reich ein Staaten-Coloß nicht minder groß und furchtbar als ſein Nachbar. Die Bewohner derſelben, welche gewöhnlich unter den allgemeinen Namen Othenier zuſammengefaßt werden, ſind die Nachkommen und Nachfolger eines tapfern Völker-Stammes, der aus dem Innern von Aſien hervordrang, mit ſeinem Schwerdte ſeine Feinde zurücktrieb und ſich der Beſitzungen derſelben bemächtigte. Unter allen Völkern des Erdbodens werden die Othonier von keinem an wilder Kampfluſt und an jeder Gefahr trotzendem Muthe übertroffen. Wie der Donner- und Sturmwind der Gottheit ſtürzen ſich ihre Heerhaufen auf den Feind los, ihr Geſchrey erfüllt mit Schrecken, ihr todtdrohender Anblick flößt auch dem unerſchrockenſten Bangigkeit ein. Genöſſe dieſes große Volk der köſtlichen Frucht der Freyheit, würden nicht durch einen eiſernen Druck ſeine Geiſtesfähigkeiten erſchlafft und gelähmt, würde es in der europäiſchen Kriegskunſt und Taktik geübt — kein Volk würde ihm Widerſtand leiſten, keins ſich mit ihm meſſen können. Aber; leider, wird durch den deſpotiſchſten Deſpotismus jedes Freyheits-Gefühl und jeder Funke von Heroismus ſchon frühzeitig in der Seele des Othoniers unterdrückt; er wird als Sclave ſeines unbedingt gebietenden Beherrſchers in den Staub niedergedrückt, ſeine natürlichguten Geiſtesanſagen werden vernachläſſiget und er muß ſich als Mittel für die Launen ſeiner Beherrſcher zur Schlachtbank führen laſſen. Dies und noch manche andere Umſtände machen es, daß der tapfere Othonier ſeinen Feinden nicht mehr in dem Grade fürchterlich, als er es ehedem war, und daß die europäiſche Taktik ſeinem Ungeſtüm undurchbrechliche Schranken entgegen ſetzt.

Seit undenklichen Zeiten waren die Othonier die gefährlichſten Feinde des bojariſchen Reichs. Kein Viertel-Jahrhundert verſtrich ohne einen blutigen Krieg zwiſchen beyden Nationen.

Das ſchöne, fruchtbare und menſchenreiche Land der Othonier war den Beherrſchern Bejariens ſeit undenklicher Zeit ein mächtiges Reizmittel für ihre Habſucht geweſen. Ihre unfruchtbaren Steppen mit den reichen Gefilden der Othonier zu vertauſchen, ihre Macht in Aſien auszudehnen und ſich der zum Handel und zur Schiffahrt ſo bequem gelegenen Plätze zu bemeiſtern — das war der politiſche Plan aller bejariſchen Beherrſcher ſeit den Zeiten Piranos des Großen. Unter allen ſeinen Nachfolgern faßte keiner ſeine Plane und Entwürfe beſſer auf als Miranda, dieſe über ihr Zeitalter und Geſchlecht erhabene Fürſtin. Sie kündigſt den Oſmaniern den Krieg an, weil ſie ſich mit den Conföderirten von Podolien in ein Bündniß gegen ſie eingelaſſen und ſie nachdrücklich unterſtützt hätten.

Dieſem Kriege wohnte unſer Kakodämon als General-Major und Befehlshaber eines eigenen Corps unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Zowanor bey. Bald nach ſeiner Ankunft kam er zum Gefecht mit den Feinden und beyde machten eine Bekanntſchaft mit einander, die nachher zu ſeinem Ruhm und zum Schrecken der Feinde ſo oft erneuert wurde.

Den Anfang ſeiner Siege machte er mit Eroberung des feſten Platzes Partikai. An ſeinen Obergeneral meldete er dieſen Vorfall mit folgenden zwey Verſen:

Ehre ſey Gott und Ehre ſey Dir
Tartikai iſt mein — und ich bin hier.

Ein verbindliches Dankſagungs-Schreiben von Rumanzos Hand und ein neuer Orden waren die Belohnungen dieſes Sieges. Noch zweymal beſiegte er die Othmanier bey Harſuwa und Kaſaldſche, und er würde noch mehr gegen ſie unternommen haben, wenn ihn nicht ein heftiges Fieber genöthiget hätte, die Armee zu verlaſſen, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen.

Beynah wäre er in dieſem Kriege in die Hände der Feinde gefallen. Als er ſich einſt über den Fluß Dima hinübergewagt um zu recognoſciren, und als er ſich, entfernt von den Seinigen, auf ſeinen Mantel niedergelegt hatte, um die Nacht abzuwarten, hörte er plötzlich ein „Allah"! neben ſich ausrufen, und in demſelben Augenblicke erblickte er auch zwey feindliche Reiter, welche mit gezücktem Schwerdte auf ihn zueilten. Nur mit Mühe konnte er ſich noch auf ſein Pferdt ſchwingen und ihrer Wuth entkommen. Seine treuen Kaslier eilten herbey und ſo wurden die Angreiſer zurückgeworfen.

Sechſtes Kapitel.

Der Rebell Poóniew wird gefangen genommen.

„Diveſne priſco natus ab Inacho
Nil intereſt, an pauper, et infima
De gente, ſub dio moreris
Victima nil miſerantis Orci.“
Horatius (Od. 3. L. II.)

Mit dem Namen Rebell geht es wie mit dem Wort Ketzer. Beyde waren und ſind gleich fürchterlich, wenn derjenige, der mit dieſem Namen belegt wurde, das Unglück hatte, ſeinen Feinden zu unterliegen. Iſt der Sieg auf ſeiner Seite, ſo ſchwindet das Fürchterliche des Namens und jeder möchte gern auch ſo ein Rebell, ſo ein Ketzer ſeyn. Da wird der Muth und die Entſchloſſenheit geprieſen, mit welcher es der Held wagte, ſich der herrſchenden Meynung, dem eingewurzelten Vorurtheil, oder der drückenden Uebermacht zu widerſetzen. Aber weh' dem Beſiegten! Sein Name wird mit Abſcheu ausgeſprochen und an den Galgen geſchlagen, und er ſelbſt, der Unglückliche, wenn er nicht ſo glücklich iſt, der Wuth ſeiner Beſieger zu entkommen, aber wenn er nicht ſoviel Muth hat, ſein Daſeyn ſelbſt zu enden, fällt als ein unrettbares Schlachtopfer der Tyranney, die ſich Gerechtigkeit nennt.

Das war von jeher das Schickſal der Ketzer und Rebellen. Die Geſchichte, die ſich ſo gern die unpartheyiſche und unbeſtechliche nennen läßt und durch dieſen heiligen Nimbus ſo oft die Augen (ſelbſt der Geſunden) blendet, nimmt willig die Farbe an, die man ihr aufzutragen für gut findet. Die Hand des Concipienten entſcheidet über den Ruhm oder über die Schande der Vorwelt, oder der Gleichzeitler.

Der fromme König David wird als das Muſter und non plus ultra aller Könige gerühmt und jeder Zweifel gegen ſeinen Charakter und ſeine perſönliche Tapferkeit (die ſo problematiſch iſt), wird für eine große Verſündigung gegen die h. Schrift und die Religion gehalten. Aber wer würde es wohl haben wagen dürfen, ihn ſo hoch zu preiſen, wenn es das Schickſal gewollt hätte, daß ſich der gottloſe (denn das muß er ja ſeyn!) Saul auf dem Throne erhalten, und wenn er den Herrn David, der ſich's gelüſten ließ, nach der Königswürde zu ſtreben, entweder zu ſeinen Vätern verſammelt, oder ihn, wenn er ja recht gnädig ſeyn wollte, wieder zur Heerde, von wannen er gekommen war, geſchickt hätte? Welchen größeren Rebellen und Thronräuber würde es denn wohl geben?

Ein Sylla wird verbannt und vom Senat für einen Feind des Vaterlandes erklärt; aber eben dieſer Sylla hält mit ſeinen ſiegreichen Legionen ſeinen Einzug in Rom, und — nun iſt er der Glückliche und der Dictator perpetuus. Die Gracchen ſind Rebellen und gefährliche Revolutionäre, die durch ihre Acker-Bill das Vaterland in's Verderben ſtürzen und deshalb den Todt verdienen, weil die Optimaten ſiegen. Octavius

Auguſtus wird ſclaviſch verehrt, bey Lebzeiten vergöttert und nach ſeinem Tode von Dichtern und Geſchichtſchreibern als das Ideal eines Regenten als der unſterblichſte Sterbliche geſchildert. Hätte Antonius bey Actium geſiegt, ſo war er der Große und Göttliche, ſo hätte unter ſeinem Scepter Rom ſein goldenes Zeitalter erlebt; wenigſtens hätten das viele Dichter und Hiſtoriker behauptet, gerade ſo, wie ſie es vom Octavius Auguſtus behaupteten.

Maſaniello iſt der ſchändlichſte Böſewicht, weil ſeine Revolution in Neapel ſcheitert; Fiesco verdient Abſcheu, weil die Beherrſcher Genuas ſeiner mächtig werden; Rienzis Andenken wird verflucht, weil er den großen Plan, Roms Hierarchie wieder in eine Republik zu verwandeln, nicht ausführen kann. Laßt den allmächtigen Protektor Englands Olivier Cromwel die entſcheidende Schlacht bey Worceſter verlieren — und fragt denn, was aus ihm und ſeinem Ruhme geworden wäre? Laßt den edlen Koſciuszko aus den blutigen Schlachten bey Krupczyge und Brzesc als Sieger zurückkehren, und die Freyheit und Unabhängigkeit ſeines unglücklichen Vaterlandes behaupten — welcher Deſpotenknecht würde es dann wohl wagen, ihn einen Rebellen zu nennen?

Doch wir wollen uns nicht zu weit in das weitläuftige Gebiet der Geſchichte verirren, ſondern blos bey dem Ereigniß im bojariſchen Reiche ſtehen bleiben, von welchen wir hier reden wollen. Auch Posniew, den das ganze bojariſche Reich als den abſcheulichſten Räuber und Rebellen verwünſchen muß (auf Befehl, verſteht ſich) würde eine ganz andere Rolle geſpielt haben, wenn ihm das Schickſal den, der ihn gefangen nahm, und welches niemand anders, als unſer Held iſt, in die Hände geſpielt hätte.

Es würde uns zu weit von unſerm Zwecke abführen, wenn wir uns weitläufig bey der Lebensgeſchichte dieſes Mannes aufhalten wollen. Wir heben daher nur ſoviel davon aus, als zur Verſtändlichkeit dieſes Kapitels erforderlich iſt.

Posniew war in einem Dorfe am Fluß Tan aus einem Kaskier-Geſchlechte geboren. Als Jüngling befand er ſich von ungefähr in Arliſſa, und half hier einem erwachſenen Mädchen die Pferdle treiben. „Du wirſt einmal König werden!“ rief ihm das dankbare Mädchen mit einer Art von prophetiſchen Geiſte zu. Von dieſem

Augenblicke an verlor er dieſen Gedanken nie aus ſeiner Seele. Daß er nicht realiſirt wurde, daran war nicht er, ſondern das Schickſal Schuld, das nach höchſtſonderbaren Launen dort eine Krone abreißt, um ſie einem andern wieder aufzuſetzen.

Er diente unter den Kaſkiern gegen die Othonier anfangs als gemeiner Soldat; aber ſeiner Tapferkeit wegen wurde er zum Fähndrich erwählt. *) Da er in der Folge in den Verdacht der

*) Die Kaſkier, ein ganz kriegeriſches Volk, ſind in dieſem Stücke eine Art von Republikanern, weil es ihnen verſtattet iſt, ſich ihre Befehlshaber und Vorgeſetzten ſelbſt zu erwählen.

Entwendung eines Pferdes fiel, ſo entfernte er ſich heimlich von der Armee, ſtreifte in mehreren Gegenden des bejariſchen Reichs umher, und fand endlich unter einer frommen Sekte, die ſich an den Ufern der Gula ausgebreitet hatte, Aufnahme und Unterſtützung.

Dieſe Leute führten ein einſiedleriſches und abſcheuliches Leben und ſtanden bey denen, die ſich nicht zu ihrer Sekte bekannten, in dem Rufe einer großen Heiligkeit. Man hielt ſie, wie ſie ſich auch ſelbſt vorzugsweiſe zu nennen pflegten, für die wahren Rechtgläubigen. Als ſie aber wegen der Theilnahme an Pocniews Rebellion bekriegt und zu Paaren getrieben wurden, da ſchwand auf einmal der Ruf ihrer Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit. Sie wurden als die verabſcheuungswürdigſten Abtrünnige und Ketzer verfolgt, und jedes Mitglied derſelben, dem noch das Leben gefriſtet, und der Gebrauch des Feuers und Waſſers und der Luft geſtattet ward, mußte ſich durch einen Schandlappen verunſtalten laſſen, damit ihn jeder ſogleich als einen Ketzer erkennen und fliehen möchte.

Er fand unter dieſen gutmüthigen Leuten eine große Anzahl, die über den Druck, unter welchem das bojariſche

Reich ſchmachtete, äußerſt unzufrieden waren, und die beſonders über die Entthronung und Ermordung ihres rechtmäßigen und toleranten Königs Pirano III. aufgebracht waren. Pesniew hatte ihnen ſeine Weißagung und Hoffnung zum König-Werden nicht verſchwiegen. Er ſchien ihnen der Mann zu ſeyn, der das große Werk der Befreyung vollenden könnte. Sie verfielen auf den Gedanken, den Pesniew für den (angeblich, wie ſie ſagten) ermordeten König Pirano auszugeben. Würde dieſes den Leichtgläubigen Koskiern glaublich gemacht, ſo konnten ſie ſich den größten Anhang verſprechen.

Um ſeinen Endzweck deſto ſicherer zu erreichen, verließ Posnie v die Ufer der Gula und begab ſich auf die große Steppe von Urſano, welche von lauter Kaskiern bewohnt wird, die zum Unterſchied, von den Krekiern, die am Tan wohnen, die Urſaniſchen genannt werden. Er traf zuerſt auf einige von dieſen Söhnen der Wildniß, welche ſich auf der Jagd wilder Schaafe befanden. Sie fragten ihn wer er ſey? er antwortete ihnen: „Kommt näher und kennt mich“! Er zeigte ihnen hierauf ein rothes Fleck auf der Bruſt, welches die Geſtalt einer Krone hatte. An dieſem Zeichen, ſagte er, möchten ſie erkennen, daß er der König ſey.

Er ſey den Dolchen ſeiner Mörder entgangen und habe ſich zu ihnen geflüchtet, um Schutz und Hülfe von ihnen zu ſuchen.

In der feſten Ueberzeugung, daß er ihr König ſey, nahmen ſie ihn frohlockend mit nach ihren Wohnungen, und waren ſtolz darauf, ihren Beherrſcher zu beherbergen. Ihre Waffenbrüder erkannten ebenfalls den geliebten König an, und dieſer fing an, ſein Königreich zu errichten. Er ſuchte ſeinen Kaßliern eine feſte Einrichtung zu geben, ſo gut es die Umſtände zuließen. Ihre Tapferkeit hatte er nicht nöthig anzufeuern; es kam nur darauf an, daß ſie gehörig angeführt wurden. Aber weit ſchwerer war es, ſie von Räubereyen und Plünderung, an welche ſie von jeher gewöhnt waren, abzuhalten. Der Sohn der Wildniß hat von Natur ein gutes Herz — dieſes wird erſt durch den Umgang verdorben — aber ſeine rauhe Lebensart, ſeine Denkart und Sitten, die ſo ſehr von der Denkart und den Sitten cultivirter Völker abweichen, verleiten ihn zu Grauſamkeiten, welche die cultivirte Menſchheit empören. Dies war auch der Fall bey den Kaskiern, die unter Pesniews Anführung, die benachbarten Gegenden zu befehden anfingen. Er ſelbſt war weder grauſam noch tyranniſch; aber es war ihm nicht möglich, die wilden Ausbrüche der Wuth und Grausamkeit ſeiner Krieger überall zu dämpfen. Dieſem Unvermögen iſt es größtentheils zuzuſchreiben, daß ſein Unternehmen ſcheiterte, und daß er mehr Widerſtand fand, als zu erwarten geweſen wäre.

Sein Anhang hatte ſich in kurzer Zeit ſehr vermehrt, und ſeine Streifzüge wurden ſo kühn, daß die Beherrſcherin des bejariſchen Reichs, die dieſe Unruhen anfangs für unbedeutend gehalten hatte, für den erſt beſtiegenen Thron beſorgt zu werden anfing. Ueberall wurden daher Truppen aufgeboten, um den gefährlichen Rebellen keine Zeit gewinnen zu laſſen. Niemand ſchien zu dieſem Unternehmen geſchickter als unſer Kakodämon; er erhielt daher den Auftrag, unverzüglich gegen den Rebellen aufzubrechen, ſoviel Truppen zu ſammlen als möglich wäre, und überhaupt in dieſer Angelegenheit zu thun, was er für gut befinden würde. Nur ſollte er dahin zu trachten ſuchen, daß er den Rebellen lebend in ſeine Hände bekäme, damit man ein abſchreckendes Exempel an ihm ſtatuiren könnte.

Mit ſo ausgedehnter Vollmacht trat denn Kakodämon ſeinen Zug gegen den Räuber Pocniew, wie er ihn nannte, an. Auch bey dieſem Unternehmen ging er mit der überraſchenden Schnelligkeit zu Werke, die ſo oft an ihm bewundert worden iſt. Alle Bagage wurde zurückgelaſſen und nur ſo viel Lebensmittel mitgenommen als zur höchſten Nothdurft für den beſchwerlichen Marſch durch ungeheure Steppen erforderlich war. Um die Truppen noch ſchneller und leichter fortzubringen, ließ er ſie auf Wägen tranſportiren. Demohngeachtet war es nicht ſo leicht, die Macht Pröniews ganz zu vernichten. Er war ſchon ſo vielmal von andern Befehlshabern in die Flucht geſchlagen und beynah ganz aufgerieben worden; dennoch erſchien er bald darauf wieder in einer ganz andern Gegend an der

Spitze einer zahlreichen Macht. Da er den regulären Truppen nicht gewachſen war, ſo vermied er jedes Haupttreffen, zog ſich plötzlich zurück, wenn ein zahlreiches Corps gegen ihn im Anzuge war, und warf ſich denn unverſehens auf ein kleineres, das unvorbereitet und ſeiner Uebermacht nicht gewachſen war. Er führte den Krieg faſt in derſelben Manier, wie die Anführer der Chouans und Vendeer in Frankreich. Der kleine Krieg war ſein Element. Immer geſchlagen ſtand er immer wieder zum neuen Kampfe bereit, immer auf der Flucht, kam er doch immer weiter vorwärts.

Kakodämon beſchloß das bisher gegen ihn befolgte Kriegsſyſtem zu verändern. Er vertheilte ſeine Truppen in lauter kleine Corps, die aber alle unter einander in Verbindung ſtanden, und fing ſo eine Art von Treib-Jagden gegen den Prätendenten an. Dieſes Maneuvre brachte ihn außer Faſſung und nöthigte ihn ebenfalls ſeine bisherige Art, den Krieg zu führen, aufzugeben. Allein der Sieg würde gleichwohl ſeinem Gegner ſo leicht nicht geworden ſeyn, wenn nicht Spuren der Meuterey und Verrätherey ſich unter ſeinen Anhängern gezeigt hätten. Die taniſchen und urſaniſchen Kaskier waren eiferſüchtig und erbittert auf einander, und es war ihm nicht möglich, die Eintracht unter ihnen herzuſtellen. Die Folge davon war, daß ihn ſämmtliche taniſche Kaskier des Nachts heimlich verließen. Dadurch wurde er nicht nur an Truppen geſchwächt, ſondern ſeine übrigen Anhänger wurden auch muthlos. In kurzer Zeit hatte ſich ſein ganzes Corps ſo verlaufen und zerſtreut, daß er nur noch 300 urſariſche Kaskier, die ihm bisher treu geblieben waren, bey ſich hatte.

Mit dieſem kleinen Häufchen beſchloß er, ſich durchzuſchlagen und ſich in ein benachbartes Land zu flüchten, wo er zahlreiche Anhänger zu haben vergab. Allein dieſes abentheuerliche Vorhaben fand bey ſeinen Anhängern keinen Beyfall, und unter dem Vorwande, daß ſie zuvor noch ihre Frauen und Kinder in der Stadt Urſano ſprechen wollten, überredeten ſie ihn daher, den Weg nach Urſano mit ihnen zu nehmen. Die Annäherung derer, die ihn verfolgten, und die Gefahr, die ſie dadurch für ihre eigne Perſon befürchteten, hatten ſie nun aber zu dem Entſchluſſe gebracht, ihren Chef zu binden und nach Urſano zu überliefern. Ungefähr hundert unter ihnen, die nicht darein gewilliget hatten, daß man ihren unglücklichen Anführer ſo behandeln möchte, waren zerſtreut bey den Einſiedlern der Steppe geblieben.

Kakodämon machte noch Anſtalten zum Verfolgen und Einholen ſeines Feindes, als er die unerwartete aber höchſt erfreuliche Nachricht von ſeiner Gefangennehmung erhielt. Er eilte nun ſogleich nach Urſane, wo der Commandant des Platzes ihm den fürchterlichen Posniew auslieferte. An Händen und Füßen ſchwer gefeſſelt und unter den Bajonetten der Soldaten wurde er in Kakodämons Quartier geführt, wo ihn dieſer alſo anredete:

Kakodämon. Haben wir Dich endlich, ſchändlicher Bube?

Posniew. Eine alberne Frage! Freylich habt Ihr mich, das ſiehſt Du ja!

Kakodämon. Ungeheuer! Du willſt noch trotzig ſeyn?

Posniew. Und warum denn das nicht? Etwa deswegen nicht, um Dich nicht zu erzürnen? Ha, ich muß über Dich lachen! Als ob mir Dein Zorn etwas ſchaden, Deine Gnade etwas helfen könnte! Ich weiß mein Schickſal; und es iſt mir ganz einerſey, ob Ihr mich im Zorn oder aus Gnade zu Tode martert. Den Todt fürchte ich nicht, den hab' ich oft genug vor Augen gehabt. Auch Eure Martern fürchte ich nicht. Martert mich nur recht, wie's Euch gefällt.

Kakodämon. Eine ſolche Unverſchämtheit, ein ſolcher Trotz iſt mir noch nie vorgekommen! Nun warte Burſche, Du ſollſt's ſchon fühlen!

Posniew. Nenne mein Benehmen, wie Du willſt; ſchimpfe mich, wie Dir's beliebt. Ich könnte es auch wenn ich wollte; aber ich will nicht, weil ich mich für beſſer halte als Dich, der Du des ohnmächtigen, beſiegten Feindes ſpotteſt, und ihn ſchimpfeſt. Durch dieſes Betragen erzeigſt Du mir den größten Gefallen. Würdeſt Du mich auch bemitleiden, ſo würde ich mich unglücklich fühlen, ſo aber bin ich glücklich — glücklich durch Deine Drohungen, die ich, ſo wie Dich, verachte. —

Kakodämon. (knirſcht vor Wuth mit den Zähnen und ſtampft mit den Füßen den Boden.) Ha, die Beſtie! Grenadiere, führt ihn ſogleich ab, legt ihm dreyfache Feſſeln an und laßt ihn zweymal vier und zwanzig Stunden hungern!

Pokniew. (kalt) Warum nicht lieber ſechsfache Feſſeln! Dreyfach iſt ja gar zu wenig! Und warum läßt Du mich denn nicht lieber zu Tode hungern? O Du verſtehſt es noch nicht recht, die Gefangenen zu martern! Doch du biſt auch ſehr ohnmächtig bey Deinem Grim — Du darfſt mich nicht tödten — Du darſt nicht. —

Kakodämon. Teufel und Hölle! Das iſt nicht auszuhalten! Schweig' — oder — Grenadiere, ſchafft ihn mir aus den Augen!

(Die Grenadiere führen den Pokniew nach dem Gefängniß ab.)

Poſniew. (im Abgehn.) Du biſt noch viel zu hitzig und ärgerlich und haſt überhaupt zu heftige Affekten. Du wirſt nie ein großer Mann werden. Thaten wirſt Du zwar thun, Schlachten gewinnen, Feſtungen erſtürmen, Bollwerke erſteigen — aber das iſt es auch Alles. Zum Lenker einer Revolution, zum Leiter einer Volksparthey, zum Dictator, außer der Armee, biſt Du nicht geſchaffen. Du biſt ein wilder Krieger und weiter nichts. —

Kakodämon war im hohen Grade über die Frechheit des Menſchen entrüſtet und würde ihn auf der Stelle haben hinrichten laſſen, wenn er nicht den

Befehl gehabt hätte, den Rebellen lebendig einzuliefern. Er mußte ſich daher alle Gewalt anthun und damit begnügen, ihm ſoviel Martern widerfahren zu laſſen, als möglich war. Um ihn theils auf dem Rückwege in recht ſichere Verwahrung zu bringen, theils auf eine recht ſchimpfliche Weiſe zu transportiren, ließ er ihn in einen Gitterkaſten einſperren und ſo, wie ein wildes Thier, das zur Schau umhergefahren wird, fortbringen. Poſniew ertrug dieſe Schmach mit vieler Reſignation und fuhr ſeit ſeinen Beſieger, ſo oft er in ſeine Nähe kam und ſich in ein Geſpräch mit ihm einlaſſen wollte, durch Geringſchätzung und ſarkaſtiſche Verachtung zu erbittern.

Während des Zuges wäre der Gefangene beynah entkommen. In dem Quartier, wo der Zug Raſttag hielt, kam durch Unvorſichtigkeit der Soldaten Feuer aus und verſchiedene Häuſer wurden ein Raub der Flammen. Während des Getümmels erſah Poſniew ſeine Gelegenheit und wollte entwiſchen; allein es wurde noch entdeckt und verhindert. Man löſchte das Feuer wieder und nun war an keinen weitern Verſuch mehr zu denken. Da man jedoch ſehr beſorgt ſeinetwegen war und vielleicht einen neuen und ähnlichen Unfaſt befürchtete, ſo ließ der Anführer das Gegitter zurück, und den Gefangenen auf einen unbedeckten Bauernwagen anſchließen. Auf einen andern Wagen wurde Poeniews zwölfjähriger Sohn gebracht, ein Knabe, der viel Talent zeigte und den man ſeiner großen Lebhaftigkeit wegen nicht aus den Augen laſſen durfte. Man erleuchtete des Nachts die Gegend, wo der Zug durchging mit Fackeln, und ſo gelangte denn endlich Poeniew an den Ort ſeiner Beſtimmung, wo er unter den entſetzlichſten Martern hingerichtet wurde.

Er war, als er ſeine Rolle zu ſpielen anfing, ganz arm, und blieb es auch da noch, als er an den Orten, die er einnahm große Beute vorfand. Seine ganze Baarſchaft, die man in dem Kleide deſſelben eingenäht fand, beſtand aus nicht mehr als vier Reichsthalern. Da man bey ihm mehr Geld vermuthet hatte, ſo befragte man ihn: warum er nicht mehr Geld habe, und ob vielleicht diejenigen, welche ihn gefangen nahmen, daſſelbe abgenommen hätten? Allein er gab zur Antwort: daß er nie viel Geld zu ſich genommen, ſondern es jederzeit, wenn er Beute gemacht, unter ſeine Soldaten vertheilt habe.

Das war das Ende eines Menſchen, der eine Revolution anfing, deren Folgen für das bojariſche Reich bedenklich werden konnten. Wäre ihm ſein Gegner nicht durch unerwartete Schnelligkeit zuvorgekommen und hätten ihn nicht die vorhin beſchriebenen Unfälle betroffen, ſo würde ſich ſein Anhang in kurzer Zeit ſehr vergrößert haben. Wer weiß, ob es ihm dann nicht gelungen wäre, ſich auf den Thron hinaufzuſchwingen und die Verfaſſung Bojariens umzuändern. Wäre dies geſchehen, dann würde er der Held der Geſchichte ſeyn, von deſſen großen Tugenden uns die Hiſtoriker nicht genug zu erzählen wiſſen würden. Er gehörte unter die ſeltenen Menſchen, die ſich durch eine außerordentliche Energie und durch einen hohen Grad von Feſtigkeit und Beharrlichkeit auszeichnen. Er konnte die größten Strapatzen ertragen, und war gegen alle Weichlichkeit abgehärtet. Er konnte, wie der Römer Catilina in dem bekannten Dialog von Kleiſt von ſich ſagt, ſeine linke Hand eſſen, um mit der rechten noch zu fechten. Auch von ihm konnte man mit eben dieſem Dichter ſagen: „er hatte den Galgen, oder den Thron verdient.“

Nachdem unſer Kakodämon ſeinen Gefangenen, der ihm ſo vielen Kummir und Aerger verurſachte, abgeliefert hatte, kehrte er wieder in jene Gegenden, welche der Schauplatz der Rebellion geweſen waren, zurück. Das Feuer des Aufruhrs war durch die Gefangennehmung Posniews noch nicht ganz gedämpft. Ja, ein gewiſſer Serminow, der ehemals von der bojariſchen Armee entlaufen war, wagte es ſogar, ſich zum Nachfolger Posniews aufzuwerfen und ſeine Rolle nachzuahmen. Allein ſie war bald ausgeſpielt und Serminow ward nebſt einem kleinen Ueberreſt ſeiner Anhänger gefangen genommen und, wie ſein Vorgänger, hingerichtet.

Durch beyde mit der größten Schnelligkeit und Bravour ausgeführte Expeditionen erwarb ſich unſer Kakodämon einen großen Ruhm. Die Königin Miranda drückte ihm ihren Dank in einem eigenhändigen Schreiben in ſehr ſchmeichelhaften Ausdrücken aus, und beſchenkte ihn noch überdies mit einem koſtbaren, mit Brillanten beſetzten Degen. Als er darauf zurückkehrte und ſeiner Gebieterin die Aufwartung machte, bewieß ihm dieſe ihre Zuneigung noch durch andere Gunſtbezeigungen.

Siebentes Kapitel.

Kakodämons Schlacht und Sieg im Felde Amors und Hymens.

„Intermiſſa Venus diu
  Rurſus bella moves. Parce, precor, precor.
Non ſum qualis eram bonae
  Sub regno Cynarae. Deſine dulcium
Mater ſaeva Cupidinum,
  Circa luſtra decem flectere mollibus
Iam durum imperiis.“

Horatius (Od. IV. 1.)

Bald nach der Gefangennehmung Posniews hielt ſich Kakodämon wieder in der Reſidenz auf. Bisher hatte das ſchöne Geſchlecht keinen großen Reiz für ihn gehabt, und es ſchien, da er ſchon nahe an Funfzig zählte, als ob er die Zahl der Hageſtolzen vermehren und dadurch ſeiner Mutter die empfindlichſte Kränkung zuziehen wollte. Ja, wer ihn in Geſellſchaft der Frauenzimmer ſah, welches jedoch nicht oft der Fall war, der hätte ihn wohl gar für einen Miſogyn halten ſollen. Man wird uns vielleicht den Einwurf machen, daß mit dieſer Behauptung die mehrmals wiederholte Verſicherung, daß er die Gunſt ſeiner Gebieterin Miranda in einem vorzüglichen Grade genoſſen habe, ſehr im Contraſt ſtehe.

Allein dies kann höchſtens nur ſo ſcheinen und die Wahrheit derſelben wird jedem Leſer ſogleich einleuchten, ſobald wir uns näher darüber erklärt haben werden.

Wir könnten bemerken, daß aus dem Umſtande, daß er bey ſeiner Gebieterin und Königin in beſonderer Gunſt geſtanden habe, weiter nichts folge, als — daß er in Gunſt geſtanden habe, und wir könnten uns alle Art von Conſequenz = Macherey verbitten. Allein wir wollen hier von dieſem Rechte nicht einmal Gebrauch machen, ſondern es der Auslegungskunſt eines Jeden überlaſſen, in welchem Sinne er dieſe Gunſt und jene Gunſtbezeigungen nehmen will. Geſetzt aber auch, daß alsdann Panſalvin und Kakodämon in dieſer Aufgabe unter einen Nenner gebracht würden, ſo folgt daraus offenbar noch nicht, daß er deshalb kein Hageſtolz oder Miſogyn geweſen ſeyn könne. Ein ſo eifriger und conſequenter Vertheidiger der ſouverainen Gewalt, wie unſer Held war, konnte auch Dienſte der Art unter die Obliegenheiten und Präſtanda eines Vaſallen rechnen, und daher der Meynung ſeyn, daß der Lehnsherr oder die Lehnsfrau, außer dem iure militiae, auch noch dieſes ius oder reſpective dieſe Servitut zu verlangen berechtiget ſey. Er that

Alles, was ſeine gnädige Monarchin von ihm verlangte, aus unterthänigſt-pflichtſchuldigſter Folgeleiſtung. Er achtete ſich für verbunden, ſeiner Regentin mit Gut und Blut im Nothfall beyzuſtehen; warum hätte er ſich alſo zu einer Dienſtleiſtung weigern ſollen, wobey es auf beydes nicht abgeſehen war? Er opferte ihr ja ſein Leben im Kriege, in blutigen Schlachten und Affairen auf; warum hätte er ihr alſo in einer Affaire entſtehen ſollen, wo keines Menſchen Leben gefährdet war?

Daß dieſe Vermuthung nicht ungegründet ſeyn müſſe, ſchließen wir daher, weil Miranda ſeine Dienſtleiſtungen ſtets als ſolche d. h. als Dienſt- und Pflichtleiſtungen betrachtete, und nur im Nothfall zu denſelben ihre Zuflucht nahm. Nicht ſo bey Panſalvin und vielen andern, wie dem geneigten Leſer aus der Lebensgeſchichte dieſer vielvermögenden Königin noch erinnerlich ſeyn wird. — Obgeachtet der Dienſte alſo, die er zuweilen der Miranda, ſeiner Königin, geleiſtet hatte, war unſer Held bisher eine Art von Miſogyn geweſen; wir ſagen eine Art, denn ganz war er es nicht; und wenn er's auch eine Zeitlang geweſen wäre, ſo blieb er's doch nicht — und dieſes wird ihn ſchon mit unſern Damen wieder ausſöhnen.

Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß ein etwas betagter Hageſtolz, wenn Amor einmal ſein Herz verwundet, an Liebesgluth ſelbſt den achtzehnjährigen Jüngling übertrifft. Die Göttin und der Gott von Amathunt ſcheinen ſich für die Verachtung rächen zu wollen, mit welcher er ihre Macht bisher verſchmäht hat. Es iſt das im Grunde eine ſüße Rache, die nur dann ſchmerzlich wird, wenn dem ſchmachtenden Liebhaber die Annäherung an den geliebten Gegenſtand erſchwert wird. Auf dieſe Weiſe hatten der ſchalkhafte Knabe und ſeine eben ſo ſchalkhafte Mutter an unſerm Kalodämon Rache genommen, und freuten ſich ihrer Macht und ihres

Triumphes. Folgender Dialog, den er mit ſeinem Adjutanten Iberius, den er zugleich zum Vertrauten ſeiner Geheimniſſe machte, hielt, läßt uns den beſten Schluß auf den Zuſtand ſeines Herzens machen und giebt uns zugleich die beſte Auskunft über die Art und Weiſe, wie er ſich bey dem Handel benahm. Wir bemerken nur noch, daß die Unterredung in den Moment fällt, wo er eben von einem Balle zurückgekommen war.

Kakodämon. (geht ſehr unruhig und ſchnell im Zimmer umher.) Iberius, Brüderchen, ich bitte Dich um Gotteswillen!

Iberius. Was denn? Was befehlen Ew. Gnaden?

Kakodämon. Ach, Iberius, ich bin ganz außer mir, ganz wüthend. — —

Iberius. Was haben Sie denn vor, gnädiger Herr?

Kakodämon. Haſt Du nicht die Gräfin Purſowska heute geſehen?

Iberius. Nun ja, die hab' ich wohl geſehen. Und was denn weiter?

Kakodämon. Was weiter? Die Gräſin, die ich anbete, die ich — —

Iberius. So, ſo. Nun, was wollen denn Ew. Gnaden damit ſagen?

Kakodämon. Ich frage Dich, ob Du ſie geſehen haſt?

Iberius. Ja, wie ich ſchon geſagt habe.

Kakodämon. Und wie ſie mit dem Baron v. Kollnau immer tanzte?

Iberius. Das hab' ich wohl geſehen.

Kakodämon. Und wie ſie ſo freundlich mit ihm ſprach, und wie er ihr immer nicht von der Seite kam?

Iberius. Auch das hab' ich bemerkt.

Kakodämon. Verdammt! Und wie er ſie ſo zärtlich am Arm nahm und ſie nach Hauſe begleitete?

Iberius. Auch das.

Kakodämon. Und haſt Du nicht auch ſchon von den Leuten gehört, daß eben dieſer Baron die ſchöne Gräfin heyrathen wird?

Iberius. Wohl hörte ich das und noch dazu, daß binnen hier und einem Monat die Vermählung ſeyn würde.

Kakodämon. O Iberius, das iſt ſchrecklich, ſehr ſchrecklich! Nein, der verdammte Baron kann und darf und ſoll ſie nicht heyrathen! Sie ſoll und muß durchaus die Meinige werden?

Iberius. Aber wenn ſie nun nicht will?

Kakodämon. Frag' nur nicht ſo. Sie wird wohl nicht wollen? Einen ſo berühmten General!

Iberius. Ey nun, die Damen haben manchmal ihre beſondern Grillen. Der Ruhm iſt nicht immer das wirkſamſte Empfehlungsſchreiben bey ihnen.

Kakodämon. Das wäre ſchlimm. Aber, Iberius, ich bin reich, und aus guter Familie.

Iberius. Das iſt etwas mehr. Indeß gelten dieſe Epitheta gemeiniglich mehr bey den Vätern und Müttern, als bey den Töchtern.

Kakodämon. Das will ich nicht hoffen. Aber der Baron iſt beydes nicht.

Iberius. Und doch liebt ihn die Gräfin.

Kakodämon. Liebt ihn? Wer hat Dir denn das geſagt?

Iberius. Geſagt hat mir's zwar niemand; ich denke und ſchließe es nur ſo.

Kakodämon. Und woraus denn?

Iberius. Ey nun, weil ſie gern in ſeiner Geſellſchaft iſt, gern mit ihm tanzt, gern mit ihm redet, ſich gern von ihm nach Hauſe führen läßt. Und daß ſie alles dieſes gern, recht ſehr gern that, das konnte man aus ihrer Freundlichkeit, aus ihrer Lebhaftigkeit, aus ihren Augen, kurz aus ihrem ganzen Weſen abnehmen.

Kakodämon. Ach hör' nur auf, ſolche unangenehme Dinge zu reden.

Iberius. Ich kann nichts dafür; aber es iſt doch einmal ſo. Doch vielleicht iſt ſie überhaupt immer ſo freundlich und lebhaft; ich kenne ſie zu wenig und hab' ſie heute zu wenig beobachtet.

Kakodämon. Ach leider iſt ſie's nicht immer! Sie war verzweifelt ernſthaft als ich mit ihr reden wollte. Da ſah' ich nichts von der Freundlichkeit und Lebhaftigkeit. Ich gab mir alle Mühe, ihr einige Annehmlichkeiten und Schmeicheleyen zu ſagen; aber ſie ſchien das gar nicht zu achten; ja es kam mir ſogar ſo vor, als ob ſie verdrüßlich darüber werden wollte. Ich fing an von meinen Kriegsthaten und Bleſſuren zu reden; allein auch das ſchien ihr nicht das geringſte Vergnügen zu machen. Hingegen ſchwatzte der fade Baron eine Menge abgeſchmacktes Zeug, recht viel Albernes und Abſurdes, Du hätteſt aber nur ſehen und hören ſollen, wie andächtig ſie da zuhörte, wie ſie lächelte und dem einfältigen Redner Beyfall zunickte. O ich hätte aus der Haut fahren mögen! Ich hatte ſonſt von meiner Mutter eine Menge hübſcher Redensarten gelernt, die man den Damens verſagen müßte, und ſie lobte mich immer, wenn ich ſie ſo geläufig herzuplappern wußte. Allein heute wurden ſie mir ſauer und machten nicht den geringſten Eindruck.

Iberius. Dann ſieht es freylich nicht gut aus, Herr General!

Kakodämon. Nicht wahr, Iberius? O ich wollte lieber eine Schlacht verlieren als das Mädchen, lieber noch fünf Wunden bekommen, als dieſe Herzenswunde verſchmerzen! O ich kann's nicht! Schaffe Rath, Iberius! Sprich, was ſoll ich thun?

Iberius. Wie iſt denn wohl ihr Vater, der alte Graf, geſinnt?

Kakodämon. Ach der hätte freylich lieber einem ältern (von Familie nämlich) und reichern Schwiegersohn; aber die Gräfin, seine Frau, hat die Oberherrschaft über ihn, und da hat er denn dem Baron sein Wort geben müſſen.

Iberius. Alſo das Wort hat er ſchon gegeben?

Kakodämon. Leider! Das iſt's ja eben. Wäre das nicht, ſo wollte ich ſchon bey dem Vater und auch bey der Mutter durchdringen. Mit dem Mädchen würde ſich's ſchon geben.

Iberius. Ja, ja. Da weiß ich wirklich keinen beſſern Rath, als den Baron aus dem Wege zu ſchaffen?

Kakodämon. Das wäre, Iberius! Aber wie denn?

Iberius. Sollte es denn nicht angehen, daß er des Landes verwieſen oder nach Serien transportirt würde? Sie vermögen ja viel bey der Königin. Ein lettre de cachet würde die ganze Sache abthun.

Kakodämon. Nein, das geht nicht. Er gilt auch viel bey der Königin. Sie weiß, daß er die Gräfin heyrathen will, und iſt ſehr wohl damit zufrieden.

Iberius. Noch eine Frage; die ich eigentlich ſchon längſt hätte thun ſollen: Haben Sie denn ſchon um die Hand der ſchönen Gräfin angehalten?

Kakodämon. Nein, das hab' ich nicht. Ich hab' mich ja erſt in ſie verliebt. Vorher kannte ich ſie gar nicht. O hätte ich ſie doch früher geſehen, denn ſollte mir kein Menſch zuvorgekommen ſeyn, dieſen köſtlichen Schatz zu haben; am allerwenigſten der Schuft von Baron!

Iberius. O wenn's ſo iſt, da hat's ſo große Noth noch nicht! Da wollen wir mit dem Baron bald fertig werden.

Kakodämon. Wie ſo?

Iberius. Er muß im Duell umkommen.

Kakodämon. Ich ſoll mich alſo mit ihm ſchlagen? Das ginge wohl an; o den Kerl haue ich in Stücken!

Iberius. Nicht ſo hitzig, Herr Graf. Sie dürfen ſich nicht mit ihm ſchlagen. Wenn er durch Ihre

Hand fällt, ſo heyrathet das Mädchen den Mörder ihres Geliebten nun und nimmermehr. Selbſt ihre Aeltern würden dann große Bedenklichkeiten finden.

Kakodämon. Da haſt Du vollkommen Recht, Iberius. Daran hatte ich nicht gedacht. Aber wer ſoll's denn thun?

Iberius. Ich würde mich mit dem größten Vergnügen zu dieſem Dienſt für Ew. Gnaden erbieten; allein es würde doch noch immer ſehr verdächtig ſcheinen, wenn Ihr Adjutant der Thäter wäre. Wenn ſonſt niemand da wäre, ey nun, dann müßte es freylich geſchehen.

Kakodämon. Du biſt ein trefflicher Menſch, Iberius!

Iberius. So aber haben wir das nicht nöthig. Da iſt ja unter Ihrer Diviſion der Lieutenant Clitus. Das iſt ein wahrer Eiſenfreſſer, der nimmt zehn ſolcher Barone auf ſich.

Kakodämon. O ganz gewiß! Ja, das iſt ein braver Kerl. Aber gleichwohl begreife ich noch nicht recht, wie es eigentlich werden ſoll?

Iberius. O das iſt ſehr leicht! Verſprechen Sie ihm nur, daß er durch Ihre Vermittelung Capitain werden ſoll, und laſſen Sie ihm nur auf eine gute Art ein Paar Hände voll Ducaten zufließen — und ich ſtehe Ihnen dafür, daß er Ihre Wünſche vollkommen befriediget. Dem iſt es einerley, ob er einen, oder zehn Menſchen in die Unterwelt ſchickt.

Kakodämon. Aber — wenn ihm nun der Baron durchaus alle Gelegenheit benimmt, ihm durchaus ausweicht? Wie denn?

Iberius. Clitus wird es ſchon ſo anzulegen wiſſen, daß er ihm nicht ausweichen kann. Er ſucht an einem öffentlichen Orte Händel mit ihm, greift ihn bey ſeiner Ehre an, ſpricht ehrenrührig von ſeiner Braut u. ſ. w. Kurz er neckt und inſultirt ihn ſo lange, bis er das Duell annehmen muß. Wollte er ja das Duell von ſich ablehnen, ſo würde er nicht mehr für einen Mann von Ehre gelten können; alle angeſehene und rechtliche Leute, Generale, Feldmarſchälle u. ſ. w. würden ſich des Eliſus annehmen, und Sie ſelbſt, Herr General, könnten und müßten darauf dringen, daß er einem Officier von Ihrer Diviſion Satiſfaktion geben müſſe. Der alte Graf Purſowska ſelbſt würde ihn nun und nimmermehr für ſeinen Schwiegerſohn anerkennen, wenn er feige genug wäre, eine Ehrenſache nicht abthun zu wollen.

Kakodämon. Du haſt recht, das würde er. Ja, er muß daran der Baron!

Iberius. Haben wir ihn nur erſt einmal vor die Klinge, dann gute Nacht Herr Baron! Seine Braut mag dann ein Paar Tage winſeln. In acht Tagen iſt alles vorbey und in vier Wochen, ſage in vier Wochen, reicht ſie Ihnen die Hand, Herr Graf.

Kakodämon. O vortrefflich! O göttlich! Ja ſo ſoll's werden! O laß dich umarmen theuerſter Iberius! Dir verdanke ich Alles — ewig werde ich dafür Dein Schuldner bleiben. O Wonne, bald werde ich die Feſtung erſtürmen und dann Victoria rufen. Baſta! Hurrah! So ſoll's werden!

Und ſo wurde es wirklich. Alles erfolgte ſo, wie es Iberius vorhergeſagt hatte. Der Lieutenant Clitus, ein Menſch ohne allen Charakter und von den roheſten Sitten, wurde durch das Anſehen ſeines Generals und durch die glänzenden Verſprechungen von Iberius leicht gewonnen. Er fand Gelegenheit an einem öffentlichen Orte an den Baron von Kollnau zu kommen und

ſichihn auf eine ehrenrührige Weiſe zu beleidigen. Dieſer wollte zwar den Vorgang auf ſich beruhen laſſen, weil er meynte, daß ein ſolcher Menſch, ſeine Ehre nicht beleidigen könne. Allein überall erhob ſich die Stimme des Vorurtheils gegen ihn. Man erklärte ihm geradezu, daß man allen Umgang mit ihm aufgeben werde, wenn er ſich nicht wie ein Mann von Ehre benehmen würde. Selbſt ſeine beſten Freunde, ſelbſt die angeſehenſten und für würdig geachtete Männer erklärten dieß. Als nun dieſem auch der Graf Purſewska, der Vater ſeiner geliebten Barbara (dieß war der Name der Gräfin), beyſtimmte; da vermochte der arme Baron nicht länger zu widerſtehen. Er forderte ſeinen Angreifer zum Zweykampf, wehrte ſich zwar mit der größten Unerſchrockenheit; allein ſein Muth konnte ihn nicht gegen das thieriſche Ungeſtüm ſeines Gegners ſchützen. Er ſank unter den wüthenden Streichen deſſelben entſeelt zu Boden.

Die Gräfin war, als ſie die traurige Botſchaft erhielt, der Verzweiflung nahe. Die ganze Familie war eine Zeitlang untröſtlich. Aber auch hier erfolgte der gewöhnliche Gang und Wechſel der Dinge. Die Familie tröſtete ſich über den Verluſt, und der Schmerz der Gräfin wurde durch die

Zeit, durch Zureden und durch Zerſtreuungen erſt gemildert und dann ganz beſänftiget. Da ein ſolcher Vorfall, wie die Duellgeſchichte war, im bojariſchen Reich nicht eben unter die Seltenheiten gehörte, und da der Thäter eines Duellmords keine andere Strafe bekommt, als daß er eine kleine im Grunde höchſt unbedeutende Geldbuße erlegt, ſo blieb Clitus nicht nur im Beſitz ſeiner Officiers-Stelle, ſondern er wurde auch bald darauf zum Capitain avancirt.

Kakodämon ſtellte nun ſeine Bewerbungen bey der Gräfin unverzüglich an. Die Aeltern fühlten ſich durch dieſen

Antrag ſehr geehrt und gaben ihm auf der Stelle ihr Wort. Gräfin Barbara wollte zwar anfangs durchaus nichts von Heyrathen wiſſen und drohte mit ewiger jungfräulicher Trauer um ihren Geliebten; auch machte ſie allerley Einwendungen gegen die Perſon unſers Helden, die wir aber hier, aus guten Gründen, übergehen. Endlich aber ſiegten doch die Vorſtellungen und dringenden Bitten ihrer Aeltern und Verwandten, und die pathetiſchen Liebeserklärungen, womit der neue Liebhaber ihr jungfräuliches Herz ohne Raſttag beſtürmte, über ihre Abneigung, und ſo ſank ſie, nach Verlauf zweyer Monate in die Arme des liebetrunkenen Lakedämon. Zwey Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren die Frucht dieſer Ehe.

Achtes Kapitel.

Kakodämon als Diplomatiker.

„Ille — —
Stravit humum ſine clade victor
Te copias, te conſilium, et tuos
Praebente divos.“ —
Horat. (Od. IV. 14. 32.)

Was einſt die fruchtbare Inſel Sicilien für die Römer und ihre furchtbaren Nebenbuhler, die Karthager, war, ein Zankapfel, um den ſich beyde Nationen ſo lange riſſen, bis das Schickſal das Uebergewicht in die Wagſchaale der einen legte und die andere zu Boden ſinken ließ; das war die ſchöne Halbinſel Centaurea für die Bojaren und Othonier. Beyde rivaliſirten lange Zeit um den Beſitz derſelben, bis es endlich der überwiegenden Politik der bojariſchen Königin, Miranda, gelang, ſich in den alleinigen Beſitz derſelben zu ſetzen. Unſer Held wurde von ihr dazu auserſehen, das Werkzeug ihrer Machinationen und geheimen Operationen zu ſeyn. Wir ſehen ihn daher jetzt auf einer andern Laufbahn auftreten, wo er ſich nicht minder als auf der biſherigen kriegeriſchen Lorbeere ſammelte.

Da der alte Beherrſcher der Halbinſel Centaurea geſtorben war, ſo beeiferten ſich der Hof zu Piranoburg und Eſtambul in gleichem Grade, um durch die Wahl eines neuen Oberhauptes den größten Einfluß auf die Angelegenheiten dieſes Landes zu bekommen. Gehari Beled ward zum Oberhaupte Centaureas von den Othoniern ernannt; dagegen verlieh Miranda dem Gehari Miach dieſe Würde, und traf die ſchleunigſten Anſtalten, um ihn ohne Verzug einſetzen zu laſſen. Dieſes zu bewerkſtelligen erhielt Kalodämon den Auftrag und die nöthigen Truppen. Er erſchien in Eilmärſchen in Centaurea, zerſtreute, ohne Hauptſchlacht, die Truppen des Gebari Beled und nöthigte dieſen, nach Eſtambul zu fliehen. Der Schützling Mirandas wurde dagegen als Oberhaupt ausgerufen und nahm ruhig Beſitz von ſeiner Provinz.

Während ſich die Othonier zum Kriege rüſteten, nahm Kakodämon in Centaurea eine Operation vor, die ihm von ſeiner Gebieterin war anbefohlen worden und die unſtreitig das ſicherſte Mittel war, dieſes Land zu entkräften, und dadurch in der Unabhängigkeit von

Bojarien zu unterhalten. Da Gehari Miach in ſeinem Lande ſouverainer Fürſt war, ſo mußte die Sache mit großer Behutſamkeit und Vorſicht und zugleich mit eben ſoviel Energie ausgeführt werden — und dazu ſchien niemand tauglicher als unſer Graf.

Er erhielt den Auftrag, die griechiſchen und armeniſchen Chriſten, welche in großer Anzahl in der Halbinſel wohnten, aus dieſem Lande heraus und in das bojariſche Reich zu ſchaffen. Es war ungefähr daſſelbe Manövre, das der König Nebucadnezar von Babel mit den Juden und Iſraeliten vornahm. Doch war es ein Streich, der weit mehr Politik erforderte als bey jenem, der Eroberer des Landes war. Die meiſten dieſer Leute waren wohlhabend und brachten dem Oberherrn große Einkünfte, welche geſchwächt werden ſollten. Zwey Miniſter des Gehari Mach, die ſich dieſem Projekte vorzüglich widerſetzten, bekamen jeder eine ſtarke Wache mit einer Kanone vor ſein Haus, bis ſie ruhiger wurden, und — ihre freywillige Einwilligung zur Ausfuhr dieſer Waare gaben.

Um die Leute zu dieſer Transplantation deſto geneigter zu machen, wußte man die Religion mit in's

Spiel zu bringen und ihre Prieſter dahin zu bewegen, daß ſie dieſe Auswanderung aus einem ungläubigen Lande ihren Schaafen zur Glaubens- und Gewiſſensſache machten. Die beyden Oberprieſter der griechiſchen und armeniſchen und der Prieſter der katholiſchen Religion waren dazu ſehr behülflich, und in Zeit eines Monats verließen dieſe Chriſten ihre Wohnungen und kamen mit ihrem Vermögen und Viehheerden aus Centaurea nach Bojarien. Es waren gegen zwanzigtauſend Seelen männlichen Geſchlechts. Kakodämon verhalf ihnen ſoviel möglich zu Poſtpferden und war ihnen bey der Reiſe behülflich; auch gab er jedem der

Armen unter ihnen einen Ducaten zum beſſern Fortkommen auf der Reiſe.

Die Othonier fingen zwar ihre Kriegsrüſtungen mit großem Eifer an; allein ſie unterblieben bald, da in dem Kaiſer-Rathe zwey verſchiedene Syſteme und Partheyen herrſchten, wovon die mächtigſte den Frieden wünſchte. Man ließ ſich daher mit Bejarien in gütliche Unterhandlungen ein, erkannte den Gehari Miäch als rechtmäßigen Oberherrn der Halbinſel an, und ſomit waren die Zwiſtigkeiten zwiſchen beyden mächtigen Reichen vor der Hand wieder beygelegt.

Da nun auch Kakodämons diplomatiſche Sendung erfüllt war, ſo kehrte er wieder zurück, und machte verſchiedene Reiſen in den bojariſchen Provinzen, um Revue über die Truppen, welche ſeinem Commando anvertraut wurden, zu halten. Da man bey Hofe ſeine Geſchicklichkeit, die Truppen zu organiſiren kannte, ſo bekam er immer neue Diviſionen.

Bald darauf trat Kakodämon wieder als Feldherr auf. Die noraniſchen Tanier wollten dem bojariſchen Scepter nicht mehr gehorchen. Dieſe in alten Zeiten ſo furchtbare Nation, aus verſchiedenen Völker-Stämmen zuſammengeſetzt, war ehemals ſo zahlreich daß man ihrer über Hunderttauſend rechnen konnte, die zu Pferde ins Feld ziehen konnten. Jetzt waren ſie freylich durch mancherley Unglücksfälle bis auf ungefähr ein Drittheil ihrer ehemaligen Anzahl zuſammengeſchmolzen; allein ſie machten noch immer eine ſehr zahlreiche Volksmaſſe aus, und an Tapferkeit übertrafen ſie alle ihre Nachbarn. Sie waren immer Nomaden geblieben, lebten von der Viehzucht und der Reis diente ihnen ſtatt des Brodes; erſt ſpät machten ſie den Anfang, auch Waizen zu bauen. In der Kleidung ſind ſie äußerſt einfach; ein neuer Schaafpelz iſt ihre Tracht an Feſttagen.

Sie haben wenig gutes Schießgewehr, viele bedienen ſich der Bogen und Pfeile, oder auch der Warfſpieſe, welche aber blos von ſchlechtem Holze, wie es in der Steppe, die ſie bewohnen, anzutreffen iſt, verfertiget ſind. Sie führen Säbel und ſtatt der Dolche bedienen ſich viele ihrer Meſſer. Einige bedienen ſich auch im Gefechte eines großen Hammers, den ſie mit einem Riemen in der Hand befeſtigen. Sie ſind die Abkömmlinge des berühmten Heerführers, vor deſſen Namen ganz Aſien zitterte.

Dieſes Nomaden-Volk, durch fremden Einfluß gegen die bojariſche Königin aufgewiegelt, verweigerte ihr jetzt den Gehorſam und machte Anſtalt ſich ihrer Bothmäßigkeit zu entziehen und jenſeits des Raban-Fluſſes aufzuwandern. Miranda wollte nicht gern ſo viele Unterthanen auf einmal verlieren, und trug daher dem Kakodämon auf, ſie mit den Waffen in der Hand zurückzuhalten. Allein ein Theil derſelben hatte ſeine Auswanderung noch vor ſeiner Ankunft bewerkſtelliget, und die übrigen warteten nur auf einen günſtigen Augenblick, um ihren Brüdern zu folgen. Vergebens zog er einen bewaffneten Cordon um ihre Horden herum, um ſie durchaus zurückzuhalten. Sie packten ihre Zelten zuſammen, ſetzten alles, ſo wie auch die kleinſten Kinder auf Wagen und ihre Heerden, worin ihr ganzer Reichthum beſtand, trieben ſie vor ſich her. So zogen ſie fort, und alle, ſelbſt ihre Weiber, waren bewaffnet. Beym Abzuge wurden die Bojaren, welche ſie bewachen ſollten, und denen es, bey der großen Ueberzahl nicht möglich war, ſich zu retten, umgebracht. Vergebens eilten von allen Seiten neue Truppen herbey; die freyheitsliebenden Tanier durchbrachen die Reihen derjenigen, die ſie ſo grauſam zurückhalten wollten, und gelangten glücklich über den Fluß Naban, wo ſie ſich mit ihren ſchon vorausgegangenen Brüdern vereinigten.

Es war ein rührendes Schauſpiel, wie dieſe Nomaden ihr Vaterland zu verlaſſen und ſich ein neues zu ſuchen ſtrebten, wo ſie Freyheit, nach ihren Geſetzen zu leben, zu finden hofften! Aber empörend für die Menſchheit iſt es, daß man dieſe natürlichen Freyheitsſöhne mit Gewalt in ihren Feſſeln erhalten und ſie, da ſie ſo glücklich geweſen waren, ihren Bedrückern zu entkommen, wieder unter das alte Joch der Sclaverey zurücktreiben wollte! Lakedämon erhielt dieſen Auftrag, und er vollführte ihn, leider, mit dem größten Glücke. Er ſammelte alle ſeine Truppen und zog den ausgewanderten Horden nach, ſetzte über den Raban-Fluß mit großer Beſchwerde und erreichte die Eichern. Konnten ſie nicht wieder zurückgebracht werden, ſo wollte man ſie wenigſtens vernichten! Sie wurden überall umzingelt und mit der ihnen unbekannten Taktik der cultivirten Nationen angegriffen. Die Nomaden verkauften ihre Freyheit theuer und wehrten ſich mit der größten Verzweiflung. Selbſt die Weiber fochten mit einem unbeſchreiblichen Heroismus und ſelbſt die Kinder nahmen Theil an dem Gefechte. Aber der Kampf war zu ungleich und endigte ſich mit einer gänzlichen Niederlage der unglücklichen Tanier. Ueber viertauſend Menſchen beyderley Geſchlechts lagen todt auf dem

Schlachtfelde, das vor und unter ihren Zelten war. Die wilden Kaffier wütheten schrecklich mit ihren Schwerdtern und nahmen, als das Würgen vorüber war, viele unerwachſene Kinder mit ſich.

Die andern Horden, die ſich zerſtreut hatten, wurden einzeln aufgerieben. Ein Theil derſelben überlieferte ſeine Waffen und Herden und verſprach zurückzukehren. Allein nur eine kleine Anzahl erfüllte dieſes Verſprechen; die Meiſten derſelben fielen lieber durchs Schwerdt, oder entwichen in ganz ferne Gegenden, wo ſie vor den Verfolgungen ihrer Zuchtmeiſter geſichert waren. Eine Menge ſchöner Weiber und Mädchen fielen den Siegern in die Hände, welche dieſe ſchöne Beute nach Verdienſt zu ſchätzen wußten. Der Anführer machte zwar für ſeine Perſon wenig Gebrauch davon; allein er hatte gute Freunde, welche die ihnen gemachten Geſchenke der Art mit Dank annahmen.

Daß der Sieger Belobungs-Decrete und Belohnungen von ſeiner Monarchin erhielt, verſieht ſich von ſelbſt. Sie fing von dieſer Zeit an, ihn als eine Stütze ihres Reichs zu betrachten, er wurde in die Reſidenz zurückberufen und daſelbſt mit einer Auszeichnung behandelt, die noch nicht vielen ſeines Gleichen widerfahren war.

Neuntes Kapitel.

Freundſchaft Panſalvins.

Tum inter — — inita potentiae societas."

Vellejus (2. 65.)

Während unſer Held auf den errungenen Lorbeern ruhte, und ſich auf das Erringen neuer vorbereitete, ging im bezariſchen Reiche das Meteor auf, das in kurzer Zeit mit ſeinem Glanze den ganzen politiſchen Horizont erfüllte, und ſelbſt die Glanz-Sterne erſter Größe verdunkelte. Unbemerkbar wie ein Fünkchen war ſein Eintritt in die politiſche Himmels-Athmosphäre, aber das Fünkchen wuchs mit ſteigender Schnelligkeit zu einer leuchtenden Sonne heran, ſein Umſchwung war allgewaltig, ſein Kreislauf unberechnet und unberechenbar. Dieſes Meteor war niemand anders als der große Panſalvin, Fürſt der Finſterniß, deſſen Thaten den Leſern aus der Lebensgeſchichte deſſelben bekannt ſeyn werden. Wer den Panſalvin geleſen hat — und wer ſollte das nicht? — der kennt auch die bewundernswürdige Schnelligkeit, mit welcher dieſer Sohn des Glücks, ſich aus der tiefſten Niedrigkeit, durch Mirandas Gunſt und Allmacht, bis zu einer Höhe emporarbeitete, auf welcher ihn ſeine Feinde mit Zittern und Miranda zuletzt mit Bangigkeit erblickten, und auf welcher ihm endlich ſelbſt ſchwindelnd zu werden anfing.

Kalodämon konnte, wie ſo viele andere, dem Steigen dieſes Glücks-Ritters und kühnen Abentheurers im Felde Amors und der Venus, unmöglich mit Gleichgültigkeit zuſehen. Ihm, der ſeit ſo lange in dem unbezweifelten und, wie er ſich wohl gar ſchmeicheln mochte, einzigen Beſitze der Gunſt ſeiner Gebieterin geweſen war, konnte es unmöglich gleichgültig ſeyn, daß ein unbekannter Springinsfeld ihm in den Weg treten, ihn von der erſten Rolle verdrängen und zur zweyten verweiſen, wohl gar ganz von ſeinem Platze vertreiben wollte. Sein Gefühl war daſſelbe, das ſich damals in der Bruſt ſo Manches, der ein Günſtling ſeiner Monarchin geweſen oder noch war, ſo mächtig regte, das Gefühl des Unwillens, des Neides und der Rache.

Auch für Panſalvin konnte Takodämen keine gleichgültige Perſon ſeyn.

Der Mann, der ſich durch ſeine Kriegsthaten ſo großen Ruhm erworben hatte, der mit den erſten Familien des Reichs in Verbindung ſtand, und — was mehr als alles dieſes ſagen wollte — der in dem anerkannten Gunſt-Beſitze der Monarchin war, mußte von ihm ſorgfältig beobachtet und entweder für ſeine Plane gewonnen oder, wenn er ſich nicht dazu verſtehen wollte, in einen Zuſtand verſezt werden, wo von ſeiner Rache nicht viel zu fürchten war. So richteten alſo beyde ausgezeichnete Männer ihr Augenmerk auf einander und beobachten ſich wechſelſeitig, was jeder für Schritte thun und zu welchen Maaßregeln er ihn veranlaſſen würde.

Indeß war Kakodämon vorſichtig genug, ſeine Beobachtungen, Erfahrungen und Urtheile über Panſalvin für ſich allein zu behalten, und an allen den kleinen Hof-Intriguen, welche gegen den glücklichen Günſtling angeſponnen und ins Werk geſetzt wurden, nicht den geringſten Antheil zu nehmen. Er war zu klug, um ſich aufs Ohngefähr hier bloßzuſtellen; er wollte erſt ſehen, was die Sache für einen Gang nehmen und welche Rolle der neue Günſtling ſpielen werde. Es blieb ihm ja hinterher, wenn ſich die Sache entſchieden hätte, noch immer übrig, einen entſcheidenden Schritt zu thun und dadurch vielleicht das Meiſte zur Entſcheidung, für die eine oder andere Parthey, beyzutragen. Wer hätte dem rauhen Krieger eine ſolche kalte, bedächtige und ausſtudirte Ueberlegung, eine ſolche ausgeſuchte Mäßigung zutrauen ſollen? Wer hätte nicht glauben ſollen, daß er ſogleich gegen ſeinen Feind zu Felde ziehen und auf die Bollwerke, hinter welchen er ſich, zu ſeinem Nachtheil, zu verſchanzen anfing, Sturm laufen werde? Wer ſieht nicht hierin einen offenbaren Beweis von Kakodämons Genie, das ſich in jede Lage zu finden, und ſelbſt aus der mißlichſten mit Vortheil zu ziehen weiß?

Dieſe beobachtende Neutralität, dieſes ſorgfältige Studium der Hof-Kriſis rettete ihn, erhielt und vermehrte ſeinen Einfluß, während Andere, die weniger vorſichtig zu Werke gingen, geſtürzt wurden. Das Beyſpiel einiger angeſehener Staatsmänner, die plötzlich das Ruder verlaſſen mußten, weil ſie ſich dem Einmiſchen Panſalvins in Staatsangelegenheiten zu raſch widerſetzten; das Beyſpiel einiger Günſtlinge, die bisher am Hofe eine bedeutende Rolle geſpielt hatten und unklug genug geweſen waren, Panſalvins Erſcheinung für ein blos ephemeriſches Hofphänomen zu halten, und die daher in Ungnade fielen und aus der Reſidenz verwieſen wurden; das Beyſpiel eines Derwin, dem es in ſeiner Unmaaßlichkeit ein leichtes Spiel ſchien, den ſchnell aufgewachſenen Pilz, wie er ſeinen Rival verächtlich nannte, zu zertreten, und der ſelbſt zertreten wurde — alle dieſe Beyſpiele ließen unſern Helden nicht lange in Zweifel, welche Parthey er zu ergreifen habe. Verderben durfte er es wenigſtens mit dem furchtbaren Panſalvin auf keinen Fall; ob es gleich auf der andern Seite auch nicht ganz rathſam war, ſich ihm ganz hinzugeben, weil der Sturz deſſelben doch immer möglich, ja, nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge, ſogar wahrſcheinlich war. Indeß der Drang der

Gegenwart ſchien es ihm durchaus zu erfordern, daß er ſich an ihn anſchlöſſe und dadurch ſeinen Einfluß vergrößerte.

Dagegen mußte die Freundſchaft und Ergebenheit Kakodämons dem mit großen Entwürfen ſchwangergehenden Pauſalvin höchſt erwünſcht kommen. Er ſah in ihm den Mann, der zur Ausführung großer Plane geſchickt war; ſeine Parthey gewann an ihm mehr als an Funfzig andern. Hätte er ihn einmal in ſein Intereſſe gezogen und ſein Schickſal an das ſeinige geknüpft, ſo behielt er an ihm, wenn auch ſeine Angelegenheiten, wider Erwarten, eine ſchiefe Wendung erhalten ſollten, eine ſtarke Vormauer, die den Stürmen der Zeit lange Trotz bieten konnte. Uebrigens hoffte er ihn ſchon in der gehörigen Abhängigkeit zu erhalten und ihm nie den Rang der erſten Rolle abtreten zu müſſen. Wurde er ihm gefährlich, dann, meynte er, gäbe es ſchon Mittel, ihn unſchädlich zu machen. Ueberhaupt traute er ihm mehr einen militäriſchen als einen politiſchen Einfluß zu. Er hielt ihn für zu ſehr Krieger, als daß er in die Geheimniſſe der Staatsintriguen und der Hofpolitik eingeweiht ſeyn ſollte.

Da auf dieſe Weiſe beyde von gleichem Verlangen, ſich einander zu nähern und ſich mit einander enger zu verbinden, beſeelt wurden, ſo konnte es nicht fehlen, daß nicht bald beyderſeits einige Schritte dazu hätten geſchehen ſollen. **Miranda** ſah dieſer Annäherung mit dem größten Wohlgefallen zu, und ſie unterließ nicht, jeden derſelben einzeln auf die Vortheile einer engern Verbindung aufmerkſam zu machen. Es bedurfte keines beſondern Traktates und keiner beſondern Convention und endlich keiner beſondern Veranlaſſung, um ſie ihren beyderſeitigen Wünſchen näher zu bringen; die Umſtände ſelbſt führten eine Menge Vereinigungspunkte herbey, und das Macht-Bündniß war geſchloſſen, noch ehe ſie die Vergleichspunkte, die ſich leicht von ſelbſt gaben, förmlich abgeſchloſſen hatten.

Wenn die Triumvire in der römiſchen Republik ſich zum Sturz der republikaniſchen Freyheit und der beſtehenden Verfaſſung mit einander vereinigten, ſo gab gewöhnlich einer ſeine Freunde, welche gemeiniglich zugleich die Feinde des andern waren, der Rache ſeines Mit-Triumvirs Preis, und wenn, wie dies zuweilen der Fall zu ſeyn pflegte, unglücklicherweiſe, die Freunde des einen die Feinde des andern oder dritten waren, ſo erfolgten, in Gemäßheit dieſes Preisgebens, eine Menge Confiſcationen, Proſcriptionen und Verhaftsbefehle. Octavius trug kein Bedenken, ſeinen alten Freund und Vertheidiger Cicero der Rache des unverſöhnlichen Antonius Preis zu geben, und dieſer ließ es hinwiederum geſchehen, daß ſeine nächſten Anverwandten als Landesverräther (ohne alle Schuld) beſtraft wurden, ſo wie Lepidus ſogar ſeinen eignen Bruder auf die Proſcriptions-Liſte ſetzte.

Auf eine ähnliche Weiſe vereinigten ſich jetzt die beyden ausgezeichnetſten Männer des bayeriſchen Reichs, um gemeinſchaftlich gewiſſe mächtige Gegner zu ſtürzen. Auch hier wurde manche alte Freundſchaft aufgegeben, und mancher Gönner verlor allen Einfluß durch den, der gerade dem Einfluſſe dieſes Gönners ſeine Erhöhung zu verdanken hatte. Der Fürſt Liparus und Graf Kibano waren auffallende Beweiſe hiervon. Beyde waren Männer von ausgezeichneten Verdienſten und beyden verdankte Lakedämon einen großen Theil ſeines Glücks. Allein ſie waren erklärte Gegner Pauſanias und ſtanden ihm bey der Ausführung ſeiner Pläne im Wege. Sie mußten daher vom Hofe und von allem Einfluſſe entfernt werden; und Lakedämon hinderte dies ſo wenig, daß er vielmehr zum Sturze derſelben alles Mögliche beytrug.

Dafür war Panſalvin auch nicht undankbar und belohnte ſeine Dienſte durch gleiche Gefälligkeiten und durch Beförderungen. Noch ehe der neue Krieg mit den Othoniern, von dem wir bald weiter reden werden, ausbrach, wurde unſer Held zur Würde eines Generals en chef erhoben. Bald darauf begleitete er ſeinen mächtigen Protektor nach der Halbinſel Centaurea, wovon dieſer Gouverneur geworden war, nachdem die despotiſche Politik und Uebermacht ſie ihrem Scepter unterworfen hatte. Die Reiſe Panſalvins glich einem fortwährenden Triumphe. Da, wo er ſich verweilte, wurden glänzende Feſte gegeben und noch nie wurde ein Monarch mit größerem Pomp empfangen als dieſer Schooßjünger des Glücks, der durch Mirandas Arm allmächtig geworden war.

Miranda ſelbſt beſuchte ihren Günſtling in ſeiner Provinz. Mit einem zahlreichen und glänzenden Hofſtaate und von mehrern auswärtigen Miniſtern begleitet, reiſte ſie dahin ab, und Panſalvin und Kalodämon hatten überall, wo ſie hinkam, Alles zu ihrem glänzenden Empfang vorbereitet. Letzterer commandirte das Corps, das zu ihrer

Bedeckung und Begleitung beſtimmt war, und machte die gewöhnlichen Honneurs, wofür er denn reichlich beſchenkt und von Tauſenden beneidet wurde.

Nach der Zurückreiſe der Monarchin begleitete er ſeinen Protektor auf die Güter, die dieſer an der podaliſchen Grenze gekauft hatte. Es herrſchte zwiſchen beyden die größte Vertraulichkeit, und da ſie hinwiederum das größte Vertrauen und die ausgezeichnetſte Begünſtigung von Miranda genoſſen, ſo war es kein Wunder, daß ſie durch dieſe alle Plane, die ſie entwarfen, durchſetzen konnten, und daß das ganze bojariſche Reich ihren Namen mit der größten Ehrfurcht nannte. Noch während ihres daſigen Aufenthalts brach ein neuer Krieg mit den Othoniern aus, und rief beyde auf einen Schauplatz, wo ſie ihre Talente auf eine bewundernswürdige Weiſe zu zeigen, Gelegenheit fanden. Kakodämon hatte ſich ſchon längſt wieder nach Krieg, der ſein Element war, geſehnt, und er eilte daher an den ihm angewieſenen Poſten mit eben der Sehnſucht, mit welcher ein feuriger Liebhaber dem Orte zufliegt, wo die Geliebte ſeines Herzens ſeiner harret. Dort werden wir ihn ſogleich in wilden Schlachten wiederfinden.

Zehntes Kapitel.

Blutiger Kampf mit den Otheniern und Erſtürmung der Feſtung Jipael.

— — — rubente
Dextera ſacras iaculatus arces,
Terruit urbem;
Terruit gentes — —

Horat. (Od. I. 2.)

Nicht leicht wurde wohl ein Krieg mit mehr Erbitterung und thieriſcher Wildheit geführt als der gegenwärtige, in welchem Kakodämon die Hauptrolle ſpielte. Zwar führte er nicht das Obercommando über ſämmtliche bojariſche Truppen — dies hatte ſich Panſalvin vorbehalten —; allein durch die vielen Siege, die er erfocht, durch die Feſtungen, die er erſtürmte und durch die kühnen Manövres, die er mit eben ſoviel Schnelligkeit als Verſchlagenheit ausführte, zog immer das Corps, welches er commandirte, die größte Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich, und die Soldaten wollten am liebſten unter Kakodämons Anführung fechten, weil ſie dann des Siegs gewiß zu ſeyn glaubten.

Es würde zu weitläufig ſeyn, alle Vorfälle dieſes denkwürdigen Krieges, wobey unſer Held intereſſirt war, zu beſchreiben; wir folgen ihm daher nur in die wichtigſten Begebenheiten.

Er war unter allen bojariſchen Befehlshabern der erſte, welcher mit den Othoniern in Aktion kam. Dieſe machten den erſten Angriff auf Trebia, einer befeſtigten Erdzunge auf dem Meere, welches die Halbinſel Centaurea umfließt. Kakodämon begab ſich hieher, weil er Gefahr für dieſen wichtigen Poſten vermuthete, und ließ in aller Eile die Feſtungswerke verſtärken, ſo gut es ſich wollte thun laſſen.

Die ganze Anzahl ſeiner Truppen belief ſich nicht über tauſend Mann; tauſend Mann regulaire Cavallerie und vier Regimenter Kaskier wurden erſt noch erwartet.

Aber ehe dieſe ankamen, landeten die Othonier ein Corps von ſechs tauſend ausgeſuchter Truppen und griffen mit der ihnen eigenthümlichen Wuth das kleine Häufchen an. Ihre Schiffe waren ſogleich wieder in See gegangen und es blieb ihnen alſo nichts übrig als Sieg oder Todt. Jezt entſtand ein mörderiſches Gefecht. Der Kanonendonner, mit welchem die Schlacht eröfnet wurde, ſchwieg von beyden Seiten faſt gänzlich, weil die

Truppen einander zu nahe und gleichſam unter einander vermengt waren. Der Säbel und das Bajonnet entſchieden alles. Das Niedermetzeln ward bald allgemein und überall ſah man Verwundete und Todte unter einander liegen. Die Othonier rückten immer verſtärkter und immer ungeſtümer gegen die Bojaren an, deren Stand immer gefährlicher wurde, und die die feindliche Uebermacht immer mehr nach dem Glacis der kleinen Feſtung hindrängte. Zuweilen gewannen ſie zwar etwas Platz; allein ſie wurden immer wieder geworfen und das Terrain, wo ſie ihre Schlachtordnung halten, wurde immer mehr eingeengt.

So hatte das Gefecht vom Mittage an bis ſpät in die Nacht gedauert, und die Ceſaren waren an dem, der feindlichen Uebermacht zu unterliegen, als auf einmal die erwartete Verſtärkung von Cavallerie ankam und ſogleich auf die Othonier einhieb. Jetzt bekam die bedrängte Infanterie Zeit, ſich wieder zu erholen und nun nahm das Treffen eine andere Wendung. Der Feind wurde auf allen Punkten geworfen und nach der See zurückgetrieben. Allein hier kehrte er mit Wuth und Verzweiflung zurück und ſtürzte ſich auf die ihn verfolgende Infanterie. Noch über eine halbe Stunde dauerte dieſer mörderiſche Kampf. Allein die Othonier waren nun einmal in Verwirrung, zu ganzen Haufen wurden ſie niedergemacht und nach der See gedrängt. Alle Verſuche, die ſie anwendeten noch zurückzukehren, als ſie die Vorderſten in der See ertrinken ſahen, waren fruchtlos. Einige wollten ſich durch Schwimmen nach einer benachbarten Feſtung retten; ſie kamen aber um, wie die übrigen. Gegen Mitternacht war alles vorüber. Was von den Feinden nicht auf den Boden geſtreckt war, das lag im Meere; nur eine kleine Anzahl rettete ſich.

Von ſechshundert Verwundeten, die in Gefangenſchaft geriethen, ſah keiner ſein Vaterland wieder. Am andern

Morgen entdeckte man, daß die Feinde noch einzelne der Ihrigen, theils Todte, theils Verwundete von der Spitze der Erdzunge wegzuſchaffen bemüht waren. Um dieſes zu verhindern wurde ein Corps Kaskier abgeſchickt, welches ſie verhindern mußte. Das kleine Transportſchiff, welches wegen dem Verfolgen der rachgierigen Kaskier überladen ward, ging vor ihren Augen unter.

Unter den bojariſchen Truppen war faſt nicht ein Mann ohne Wunde geblieben. Kakodämon verlor gleich anfangs ſein Pferdt und wäre beynah von einem feindlichen Soldaten niedergehauen werden, wenn ihn nicht noch ein treuer Kaklier gerettet hätte. In der Abenddämmerung bekam er einen Musquetenſchuß durch den linken Arm. Es blutete ſtark, und kein Chirurgus war gegenwärtig, der ihn verbinden konnte. Ein Officier der Kaklier, von noch einigen Mann begleitet, wuſch ihm die Wunde und das Hemd mit Seewaſſer, verband ſie mit ſeinem Halstuch, und nachdem Kakodämon das Hemd umgewendet und den trocknen Aermel an den verwundeten Arm gebracht hatte, ſetzte er ſich wieder zu Pferde und ritt zu den übrigen. Nach Beendigung der Schlacht kam er ſehr entkräftet in der Feſtung an. Er ließ ſich ſogleich ſeine Wunde ordentlich verbinden; es wurde ihm etwas zu eſſen vorgeſetzt; aber er war ſehr ſchwach und fiel in Ohnmacht, aus welcher er ſich erſt gegen Anbruch des Tages wieder erholte.

Fürſt Panſalvin zog bald darauf ſeine Armee zuſammen, um die wichtige Feſtung Arſowak zu belagern. Lange und blutig war der Kampf um dieſes Bollwerk des othoniſchen Reichs; endlich aber nahm ſie Panſalvin durch Sturm ein, wobey 15000 Feinde ein Opfer der Wuth wurden. Unſer Kakodämon hatte das Glück nicht, an dieſem glorreichen Tage Theil zu nehmen und die Entbehrung dieſes Ruhms ſchmerzte ihn mehr, als die

Halswunde, die er gleich zu Anfang der Belagerung erhalten hatte, und woran er zu Trebia hart darnieder lag. Kaum war er hier geneſen, ſo gerieth ſein Heldenleben ſchon wieder in Gefahr durch ein auffliegendes Pulvermagazin. Die Exploſion war ſo heftig, daß faſt alle Feſtungsgebäude beſchädiget wurden. Er eilte bey dem fürchterlichen Getöſe aus ſeinem Zimmer, ob er gleich noch ſchwach war, und wurde von einer Menge umherfliegender Splitter im Geſicht, auf der Bruſt und an dem linken Knie verwundet. Alle Perſonen, die mit ihm unter einem Dache gewohnt hatten, waren verwundet und vom Schrecken faſt des Todes. Etwa vierzig Jäger und zwey Officiere, welche durch ihre Unvorſichtigkeit die Entzündung veranlaßt hatten, waren mit in die Luft geflogen und entgingen der Verantwortung, die zum Theil den Commandanten des Platzes, der auch ſchwer verwundet war, traf.

Aus dieſer Gefahr errettet und von ſeinen Wunden wieder hergeſtellt, erhielt er das Commando eines andern Corps, das in Vereinigung mit den aſtraliſchen Truppen die Othonier von einer andern Seite angreifen ſollte. Aſtraliens Beherrſcher Jsmael II. hatte ſich, als er die Miranda in Centaurea beſuchte, von dieſer leicht zu einem Kriege gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind bereden laſſen. Raſch und voreilig, wie er in allen ſeinen Handlungen war, fing er auch ſogleich nach ſeiner Zurückkunft den Feldzug in Perſon an, erlebte aber die Kränkung, daß ſeine ſonſt ſo tapfern und ſieggewohnten Truppen gegen die Othenier das Feld nicht behaupten konnten. Seine Lage ward immer mißlicher und ein großes Glück für ihn war's, daß die Bojaren ſo glücklich gegen den gemeinſchaftlichen Feind waren. Im zweyten Feldzuge kehrte auch das Waffenglück zu ſeinen Armeen zurück. Beſonders erfocht der eben ſo menſchenfreundliche als tapfere Prinz Caprara große Vortheile über die Othonier, weil er ſeinen Feind gehörigermaßen ſtudirte und eine ganz neue Taktik gegen ihn beobachtete. Durch dieſen Feldherrn fing der Ruhm der aſtraliſchen Waffen, der beynah verdunkelt worden wäre, wieder zu ſteigen an.

Mit dieſem Feldherrn ſollte Kakodämon gemeinſchaftlich agiren. Es war ein Glück für die Alliirten, daß Caprara von einem ſo menſchenfreundlichen und nachgiebigen Charakter war; ein anderer Befehlshaber würde ſich ſo leicht nicht mit dem heftigen und aufbrauſenden Genie ſeines Collegen vertragen haben. Er widerſprach ihm aber nicht, wenn er eigenſinnig auf irgend einer Chimäre beſtand, und war ſchon zufrieden, wenn nur für die gemeinſchaftliche Sache etwas gewonnen ward. Kakodämon wußte dagegen die e Nachgiebigkeit ſehr zu ſchätzen und og den ganzen Krieg hindurch mit ſeinem Caprara am liebſten zu Felde. Das gute Vernehmen zwiſchen beyden Feldherrn wurde kein einzigesmal un erbrochen und dies hatte die erwünſchte olge, daß auch die übrigen Generale, Officiere und gemeinen Soldaten der ombinirten Armee mit Zutrauen und wechſelſeitiger Freundſchaft neben einander dienten.

Die Felder von Faſeoli und ſan Remo waren Zeugen des Siegs, den beyde combinirte Heere über den Feind erfochten. Die Schlacht am letzten Orte war eine der blutigſten und hartnäckigſten. Der erſte General und Miniſter (welche Würden in einer Perſon vereiniget ſind) des othoniſchen Reiches commandirte in eigner Perſon und über Hunderttauſend der auserleſenſten Truppen fochten an ſeiner Seite. Mit anbrechendem Tage fing das hitzigſte Gefecht an und der Abend begrüßte die combinirten Generale als Sieger. Der Verluſt der Othonier belief ſich, ihrer eignen Ausſage nach, auf Zwanzigtauſend. Gefangene wurden nicht gemacht, weil die Wuth des Siegers keinem daſ Leben ließ. Die hie und da zerſtreuten Feinde, die ſich zum Theil auf Bäume geflüchtet hatten, wurden überall aufgeſucht und wie Raubvögel herabgeſchoſſen. Das ganze feindliche Lager fiel ihnen in die Hände und gab ihnen eine Beute, dergleichen die bojariſche und aſtraliſche Armee noch nie gemacht hatten.

Die Folgen dieſes doppelten Siegs waren glänzend, ſowohl für das Ganze als auch für unſern Lakedämon. Die Königin Miranda überſendete ihm nebſt einem gnädigen Handſchreiben den wichtigſten Orden ihres Reichs und einen mit Brillanten reich beſetzten Degen, mit der Inſchrift unter einem Lorbeerzweig:

„Dem Ueberwinder des othoniſchen Großgenerals.“

Zugleich wurde ihm wegen der gegen den Feind bewieſenen außerordentlichen Bravour der bedeutungsvolle Beyname: Kakodämon beygelegt, eine Benennung, unter welcher wir den Grafen bisher immer aufgeführt haben und auch ferner aufführen werden. Paſſender konnte wohl kein Beyname für ihn ſeyn. Er bezeichnet ſo ganz das Verhältniß, in welchem er gegen die

Feinde ſtand. Ein verderblicher, verheerender Gott — ſo lernten ihn die Othonier und Podalier, die Mauern von Jſpael und Perga kennen. Ein ſchrecklicher mit Feuer und Schwerdt verheerender Gott! Auch der Beherrſcher der Aſiralier dankte ihm auf das verbindlichſte für den ſeiner Armee geleiſteten Beyſtand und überſchickte ihm zur Belohnung das Diplom eines aſtraliſchen Reichsgrafen; ſo daß ſich unſer Held von nun an: „Graf beyder Reiche“ unterzeichnen konnte.

Bald nach dieſem glorreichen Siege ſtanden beyde Feldherrn ſchon wieder in Schlachtordnung, um dem neuen feindlichen Großgeneral noch ein entſcheidendes Treffen zu liefern. Allein es kam nicht dazu, da wenige Tage zuvor Eilboten beym Prinzen Caprara eintrafen, welche ihm die Nachricht von dem zwiſchen Auſtralien und den Othoniern geſchloſſenen Waffenſtillſtande überbrachten. Der König von Kaunenland, eiferſüchtig auf die großen Fortſchritte, welche ſein gefürchteter Nachbar in dieſem Kriege machte, entſchloß ſich, den bedrängten Othoniern beyzuſtehen, und ſeine Krieger ſtanden ſchon an den Grenzen, um Auſtralien im Rücken anzugreifen. Da auf dieſe Weiſe die Plane der Feldherrn vereitelt und ihre Vereinigung fruchtlos war, ſo trennten ſie ſich wieder unter den traurigſten Gefühlen, daß ihnen die ſo nahe und ſchöne Gelegenheit, ſich neue Lorbeere zu erwerben, durch unvorhergeſehene politiſche Verhältniſſe benommen wurde.

Fürſt Panſalvin machte indeß ebenfalls glänzende Fortſchritte, drang mit Rieſenſchritten vorwärts, nahm eine Feſtung nach der andern mit Sturm ein, und wies alle Friedensvorſchläge ſtolz zurück. Unter ſolchen glücklichen Ereigniſſen näherte ſich dieſer Feldzug ſeinem Ende und da die eintretende rauhe Jahrszeit keine weitern Operationen mehr zu verſtatten ſchien, ſo erhielten die Truppen Befehl, in die Winterquartiere zurückzukehren. Schon hatten ſie den Rückmarſch angetreten, als Kakodämon ganz unvermuthet vom Fürſten Panſalvin den Befehl erhielt, nach der Feſtung Iſpael aufzubrechen und ſie, für welchen Preis es auch ſey, einzunehmen.

Man denke, wie erwünſcht ihm dieſer Befehl kommen mußte! Wie er ſeinen Durſt nach heroiſchen Thaten befriedigte! Die Othonier hatten ihn als einen tapfern, kühnen Feldherrn kennen gelernt und die Ueberlegenheit ſeiner Kraft gefühlt, jetzt ſollten ſie ihn als Kakodämon, als verderbenden, todtbringenden Gott erfahren! In größter Eile ertheilte er ſeinen Truppen Befehl zum Aufbruch. Sein ganzes Heer beſtand aus Acht und zwanzigtauſend Mann, wovon die Hälfte Kavalier waren. Dieſe Treuen und Tapfern waren immer die Gefährten ſeiner Siege. Wie auf Flügeln eilte er von ſeinem Standquartier aus an den Ort ſeiner Beſtimmung und am zweyten Tage hatte er ſchon über zwanzig Meilen zurückgelegt und ſtand unter den Mauern von Iſmael. Von hier aus ſchickte er einen Eilboten an Fürſt Panſalvin, überreichte ihm ſeine entworfene Diſpoſition und meldete ihm zugleich: „daß er ſich lieber unter den Trümmern von Iſpael begraben laſſen, als von der Einnahme zurückweichen würde.“

Kakodämon ließ die Feſtung von ſeinen Truppen ſogleich von allen Seiten, ſowohl vom feſten Lande als von der Waſſer-Seite her, einſchließen. Er machte Miene, als ob er eine regelmäßige Belagerung anfangen wollte, und ließ daher das wenige ſchwere Geſchütz, welches er bey ſich führte, aufpflanzen; dies geſchah alles, um die Feinde ſicher zu machen, da ſie gar wohl von der Unmöglichkeit, mit einer ſolchen Armee und in dieſer Jahreſzeit (es war ſchon im Winter) eine Belagerung mit glücklichem Erfolg vorzunehmen, überzeugt ſeyn mußten. Den andern Tag ſchickte er dem Commandanten eine förmliche Aufforderung zur Uebergabe zu, welche dieſer ſogleich in einem ſehr ſchwülſtigen und großſprecheriſchen Tone beantwortete. „Er rathe den Bojaren, hieß es unter andern darin, in Rückſicht der ſpäten und ſehr ſchlechten Jahreſzeit, wo ſie Noth an allem leiden könnten und da die Beſatzung an allem Ueberfluß habe, ſogleich wieder abzuziehen.“ Zu dem Officier, der nochmals in die Feſtung geſchickt ward, ſagte er im hohen Tone: „Ehe würde die Dima in ihrem Laufe ſtille ſtehen, oder der Himmel zur Erde ſich neigen — als daß ſich Jſrael ergeben würde."

Doch Lakedämons Drohung ging beſſer in Erfüllung als der kühne Vorſatz des ſtolzen Friedländers *).

---

*) Der Herzog von Friedland, bekannter unter dem Namen Wallenſtein, dieſer große Held des dreyßigjährigen Kriegs, verſicherte bey Belagerung der Stadt Stralſund, die eine verzweifelte Gegenwehr leiſtete, „Und wenn die Stadt mit Ketten an den Himmel geſchmiedet wäre, ſo will ich ſie erobern!" Aber zum erſtenmal ſcheiterte der Stolz des allmächtigen Wallenſteins und er erlebte die Demüthigung, unverrichteter Sache wieder abziehen zu müſſen.

Er hatte, noch ehe der Sturm ſelbſt begann, der Beſatzung Sturm und unvermeidlichen Todt gedroht — aber im Vertrauen auf ihre Ueberzahl und ihre ſiebenfachen Bollwerke hielt ſie das alles für lächerliche Prahlerey. Und in der That hätte man das Unternehmen dafür halten ſollen. Die Feſtung Iſmael hat einen Umfang von beynah einer Meile; ſie hat 8 feſte Baſtionen, der Wall iſt drey, zum Theil vier Faden hoch, und der Graben ſechs bis ſieben Faden tief. Die Waſſerſeite war ſtark mit Wällen und Batterien befeſtigt, welche ein horizontales Feuer geben. Die Beſatzung, welche von ſieben Fürſten befehligt wurde, beſtand aus drey und vierzig tauſend Mann, wovon die Hälfte den Kern der othomaniſchen Truppen ausmachten. Der Feſtungscommandant Obulos war ein im Kriege grau gewordener General, ein Mann, der zweymal die Würde eines Großgenerals ausgeſchlagen hatte und in einem furchtbaren Anſehen ſtand. Ueberdies hatte der Beherrſcher der Othomaner den Befehl ergehen laſſen, daß ſich die Garniſon auf keinen Fall ergeben ſollte, und falls es geſchehe, ſo wurde jedem Befehlshaber der Befehl gegeben, ohne weiteres Verhör demjenigen von der Beſatzung den Kopf vor die Füße zu legen, der ſich jenſeits der Donau antreffen laſſen würde. Von einer ſolchen Beſatzung war alſo die hartnäckigſte Vertheidigung zu erwarten.

Lakedämon hielt einen Kriegsrath, worin der Sturm beſchloſſen wurde. Er hielt nicht nur hier, ſondern auch an jedes einzelne Corps eine Rede voll Feuer und Nachdruck: „Ihr müßt nur wollen, ſagte er unter andern, ſo kann den bojariſchen Waffen Nichts in der Welt widerſtehen. Der Feind iſt ſtolz auf dieſe Feſte, und hält es für eine Unmöglichkeit, daß ſie ihm genommen werden könne. Auf denn, tapfere Bojaren, und zeigt ihm, daß Ihr das Unmögliche möglich machen könnt, auf, demüthiget den Stolz dieſer barbariſchen

Feinde! Schon zweymal war das bezariſche Heer unter dieſen Mauern, und jedesmal wich es zurück — jetzt, zum drittenmal, bleibt uns nichts anders übrig, als ruhmvoll zu ſiegen, oder zu ſterben!"

Eben dieſen Entſchluß gab er auch dem Courier mit, den Fürſt Tanſalvin in dieſem Augenblicke an ihn abſchickte, und durch welchen er ihm die Nachricht überbringen ließ: „daß, wenn er ſeiner Sache nicht ganz gewiß ſey, er lieber den Sturm nicht wagen ſollte." Seine Antwort war: „Meine Dispoſition iſt genommen. Zweymal war ſchon das bezariſche Heer vor Iſpael;

es würde eine Schande ſeyn, auch zum drittenmal unverrichteter Sache zurückzugehen.“ — Seine Truppen waren alle voll Muth und konnten den Augenblick des Sturms vor Begierde nicht erwarten.

Endlich kam er dieſer ſehnlich erwartete Augenblick. Gleich nach drey Uhr um Mitternacht ſtieg die erſte Rakete, ſich fertig zu halten zum Sturm; vier Uhr die zweyte, ſich zu formiren; fünf Uhr die dritte, vorwärts zum Sturm — und die ſechs Kolonnen zu Land und drey zu Waſſer rückten ſogleich gegen die Feſtung an. Einer Sonderbarkeit des Generals müſſen wir hierbey gedenken. Er ſagte Abends zuvor in dem verſammelten Kriegsrathe: „Um zwölf Uhr werde ich mich zu Bette legen und um zwey Uhr wieder aufſtehen; dann bete ich eine Stunde, und wenn das vorbey iſt, dann werde ich auf den Tiſch in meinem Zimmer treten und dreymal wie ein Hahn krähen. Beym dritten Krähen wird das Signal zum Allarm gegeben.“ Und ſo erfolgte es auch wirklich. Er legte ſich um zwölf Uhr nieder, ſtand um zwey Uhr wieder auf, betete dann eine Stunde, und krähte hierauf dreymal wie ein Hahn — und das Angriffszeichen erfolgte. Dieſe ſonderbare Handlung Suwarows gehört unter die unerklär baren Eigenheiten dieſes Mannes. Vielleicht wollte er dadurch ſeinen Kriegern ein Symbol der Wachſamkeit ſeyn (denn das iſt bekanntlich der Hahn) — ? Vielleicht wollte er in den Augen ſeiner Halbwilden als eine Art von Zauberer erſcheinen? Vielleicht — doch wozu die Vielleichts häufen, da ſich hierin ſchlechterdings nichts Zuverläſſiges beſtimmen läßt?

Seine beſten Generale leiteten die Angriffe auf den Seiten und auf der Fronte. Er ſelbſt leitete das Ganze und hatte ſich eine Stelle in der Mitte zwiſchen den Colonnen gewählt, von wo aus er Alles leichter überſehen, die

Rapporte einnehmen und die nöthigen Ordren geben konnte. Er hatte gehofft, daß ſein Angriff den Feinden ganz unerwartet kommen ſollte; allein hierin hatte er ſich geirrt. Ein treuloſer Kavalier, welcher den Abend vor dem Sturm zu den Feinden überging, hatte den ganzen Plan verrathen. Statt alſo die [illegible] in ſorgloſer Sicherheit zu finden, ſtanden ſie unter den Waffen, um den tollkühnen Feind mit Gewalt abzutreiben. Mit einer beyſpielloſen Unerſchrockenheit näherten ſich, unter dem fürchterlichſten Kartätſchen-Feuer aus der Feſtung, die [illegible] Colonnen dem tiefen Graben, wo an einigen Stellen das Waſſer ſo tief war, daß es bis an die Schultern ging; ſie warfen Faſchinen ein, ſtiegen muthig hinab und ſetzten die Leitern an den Wall, der zum Theil ſo hoch war, daß zwey Leitern an einander gebunden werden mußten, wiewohl dieſe vier bis fünf Faden lang waren. Da dies an mehreren Orten der Geſchwindigkeit wegen nicht geſchehen konnte, ſo kletterten die Stürmenden, einer mit Hülfe des Andern, auf den Bajonetten, die in den Wall geſpießt wurden, in die Höhe.

Die Hinderniſſe, mit welchen die kühnen Stürmer zu kämpfen hatten, übertreffen alle Beſchreibung. Waren ſie nach tauſend Gefahren oben auf dem Walle, ſo mußten ſie jeden Fußtritt ſich erkämpfen. Zwey Colonnen hatten den Wall bereits erſtiegen, als ſie auf einmal von der feindlichen Uebermacht wieder hinab in den Wallgraben geworfen wurden. In demſelben Augenblicke eröffneten die Othonier das dazwiſchen befindliche Thor, thaten mit 8 — 10,000 Mann einen Ausfall mit großem Geſchrey, und hieben wie wüthend von hinten ein. Selbſt eine Menge Weiber waren unter ihnen mit dem Dolch in der Hand. Es entſtand ein mörderiſches Gemetzel von beyden Seiten. Endlich eilte Verſtärkung herbey und machte ſich mit dem Bajonnet Luft;

die bedrängten Kaskier erholten ſich wieder und trieben den Feind zurück. Was ſich nicht über die Brücke in die Stadt rettete, das wurde niedergeſäbelt und in den Graben hinabgeworfen. Ein neuer Verſuch, den Wall zu erſteigen, gelang beſſer, und der Poſten wurde behauptet. Die andern Colonnen fanden bald mehr bald weniger Widerſtand.

Man denke ſich einen ſolchen Kampf noch in der Dunkelheit der Nacht, wo die beyderſeitigen Truppen ſich durch weiter nichts als das Kriegsgeſchrey unterſcheiden konnten! Als es anfing zu tagen, hatte ſich der Sieg ſchon auf die Seite der Stürmenden gewendet, und um acht Uhr waren ſie Meiſter aller Feſtungswerke auf der Land- und Waſſerſeite. Der Sturm war nun zu Ende; aber nun fing ein nicht minder mörderiſcher Kampf innerhalb der Stadt auf den Straßen und Marktplätzen an. Von allen Seiten drängte man ſich hieher; ſo viel einzelne Partheyen, ſo viel kleine Gefechte und Schlachten. Die Othonier thaten in den engen Straßen und aus den Häuſern den hartnäckigſten und verzweifeltſten Widerſtand; auch waren noch mehrere ſteinerne Thürme und gewölbte Häuſer zu erobern, in welchen ſich zahlreiche Corps mit Kanonen, Flinten, Säbeln und

Dolchen bis auf den letzten Mann vertheidigten.

An einem ſolchen Orte befand ſich auch der eben ſo tapfere als unglückliche Commandant Odulos. Nachdem ſeine tapfern Vertheidiger an ſeiner Seite fechtend gefallen waren, gerieth er nebſt dem kleinen noch übriggebliebenen Häufchen in feindliche Gefangenſchaft. Ein raubgieriger Vezjar wollte ihm den koſtbaren Dolch, den er im Gürtel trug, abnehmen. Um dies zu verhindern zog einer ſeiner Begleiter den Säbel, und traf damit, ſtatt des Thäters, den feindlichen Anführer ins Geſicht. Hierauf ſtürzten ſich ſogleich die in Wuth geſetzten Bojaren auf dieſen Reſt und durchbohrten die mehreſten, unter welchen auch der tapfere Odulos war, ein Mann, der eines beſſern Schickſals werth geweſen wäre. Kakodämon ſelbſt bedauerte ſeinen Verluſt.

Erſt am Abend dieſes ſchrecklichen Tages waren die Stürmenden völlig Sieger und Herren von Iſpael, durch den blutigſten Sturm, der ſeit vielen Jahrhunderten ſeines Gleichen nicht hatte. Wüthend war die Gegenwehr ſo vieler Tauſend Othonier; ſelbſt Weiber mit Dolchen und andern Waffen warfen ſich wie Furien, auf die Soldaten. Als Held ging jeder bojariſche Anführer der Gefahr entgegen, mit Löwenmuth focht jeder gemeine Soldat. Unbeſorgt wegen der Gefahr kämpften ſie über zehn Stunden lang, ununterbrochen den Feind angreifend, oder von ſeinen Schaaren umringt. Ihr Arm ward nicht müde, ihre Unerſchrockenheit durch nichts erſchüttert. Zehn Stunden früher waren ſie noch in voller Ungewißheit wegen des Erfolgs — jetzt deſſen gewiß; das Blut derer, die noch kurz vorher das Schwerdt gegen ſie zuckten, floß ſtromweiſe zu ihren Füßen. Straßen und große Plätze waren von den Leichnamen ihrer Feinde geſperrt. Gleich folgſam als muthig eilten die feurigen Rotten jedem Führer nach, der ihnen voranging; da ſie am Ende des Kampfes zerſtreut fochten, und manches Bataillon die Hälfte ſeiner Officiere verlohren hatte, wurden oft Grenadiers und Kaſkier von Musquetier- und Jägerofficieren angeführt.

Das kleine Feuer dauerte noch die ganze Nacht hindurch, ſelbſt bis zum folgenden Morgen, weil noch viele Othenier zerſtreut in den Tempeln, Häuſern, Kellern und Scheuern lagen. Die meiſten derſelben wurden niedergemacht. Die Straßen wurden von denen, die ſich einzeln verlaufen hatten, völlig gereiniget. Zahlreiche Cavalleriepiquets zogen umher und hieben während dem Zuge eine große Menge Othonier nieder, die ſich noch blicken ließen und wüthend Widerſtand thun wollten. Die Reiter ſprangen von den Pferden herab und ſuchten mit dem Säbel in der Hand die Verſteckten auf.

Kakodämon hatte den Soldaten, um ihren Muth zu befeuern, eine Plünderung von dreymal vier und zwanzig Stunden verſprochen. Dieſe nahm nun mit allen Greuelſcenen ihren Anfang. Die Feder vermag es nicht alle die Greuel- und Jammerſcenen, die ſich hier ereigneten, zu ſchildern. In alle Häuſer

drang der übermüthige und raubgierige
Sieger ein. Alles, was er darin fand
und was seine Lüſte reitzte, wurde sein
Beute. Auch hier hörte das Blutver
gießen noch nicht auf. Viele Hausvä
ter widerſetzten ſich den Räubern un
wollten lieber ihr Leben als ihre Haab
verlieren. Weiber und Mädchen, oh
ne Unterſchied des Alters und Stande
mußten ſich dem Willen der Siege
preißgeben und konnten ſich glücklic
ſchätzen, wenn ſie ihr Leben noch er
hielten. Viele verloren es, weil ſ
ſtandhaft genug waren, ſich den Mö
dern ihrer Männer, Väter und Brüde
nicht hingeben zu wollen. Viele fan
den ihren Todt auch dann noch, nach

[illegible] ſie ſich hatten auf eine brutale Weiſe mißhandeln laſſen. Die Kaklier zeichneten ſich vor allen durch Grauſamkeit aus; nicht der zitternde Greis, nicht der Säugling an der Bruſt ſeiner Mutter wurde verſchont!

Kakodämon ſelbſt hatte ſich während des Sturms vor der Stadt aufgehalten und kam erſt dann in dieſelbe, als ſie völlig im Beſitz der bojariſchen Armee war. Er ſtattete ſeinen Kriegern die ihnen gebührende Dankſagung ab, hielt einen feyerlichen Dank-Gottesdienſt und trug Sorge dafür, daß dieſe glänzende Unternehmung ſo ausführlich, als möglich, an Panſalvin und an den Hof ſeiner Königin berichtet wurde.

Von der ganzen Beſatzung rettete ſich nur ein Mann, welcher durch die Dima ſchwamm und dem Groß-General die erſte Nachricht von der Einnahme der Feſtung überbrachte. Drey und dreyßigtauſend Mann waren auf dem Kampfplatze geblieben; nur ungefähr zehntauſend kamen in Gefangenſchaft, ſo wie auch über ſechstauſend Weiber und Mädchen, wovon die Officiers und Kaskier die ſchönſten für ſich behielten. Unter den Todten befanden ſich ſechs Fürſten, der Commandant und eine große Menge vornehmer Generale und anderer ausgezeichneter Perſonen.

Die Beute war beynah unermeßlich. Man ſchätzte den ganzen in Iſrael gefundenen Reichthum über zwölf Millionen Thaler. Kakodämon behielt von allen gar nichts für ſich, nicht einmal ein Pferdt; er begnügte ſich mit dem Ruhm: **Ueberwinder von Iſrael** zu ſeyn. Dagegen nahm er deſto größern Antheil an den Freudenfeſten, welche einige der vornehmſten Generale ſeiner Armee gaben. Acht Tage nach der Einnahme kehrte er mit dem größten Theil der Armee wieder zurück, nachdem er eine ſtarke Beſatzung zurück gelaſſen hatte.

Die Nachricht von dieſer glänzenden Eroberung verbreitete ſich wie auf Flügeln durch ganz Europa, und Kakodämon ward in allen Zungen als der kühnſte Held ſeines Zeitalters bewundert. Miranda konnte nicht Worte genug finden, um ihm ihren Dank für ſeine Verdienſte auszudrücken. Sie ließ auf die Eroberung Iſpaels goldne und ſilberne Medaillen prägen, um ſo den Ruhm Kakodämons noch mehr zu verewigen.

Eilftes Kapitel.

Eine Zwiſchen-Scene.

„Tu, ne crede fallaci aulae aurae!“

Petron.

Wir haben ſchon mehrmals des freundſchaftlichen Verhältniſſes gedacht, in welchem Kakodämon mit dem mächtigen Fürſten Panſalvin ſtand, und wir haben die Urſachen, aus welchen ſich dieſe beyden Helden des Jahrhunderts näher aneinander anſchloſſen, eben entwickelt. Zugleich bemerkten wir, wie vorſichtig Kakodämon bey dieſer Verbindung zu Werke ging und wie er nie aufhörte, die Unternehmungen Panſalvins mit ſcharfem Auge zu beobachten. Während dieſer ſich ſeiner als Mittel bediente, vergaß Kakodämon nicht, daß er auch Zweck ſey, und wenn er ſich als das erſte brauchen ließ, ſo that er es in keiner andern Abſicht, als um den letzten deſto ſicherer zu erreichen.

Panſalvins Entwürfe wurden immer kühner, ſeine Anmaßungen immer gebieteriſcher, ſeine Forderungen immer größer. Selbſt Miranda fing an ſeinetwegen beſorgt zu werden, und ob ſie gleich ihre Beſorgniſſe unſerm Helden noch nicht entdeckt hatte, ſo konnte ſie dieſer doch leicht errathen. Auch er fing an, für ſeine Perſon beſorgt zu werden, und auf Mittel zu denken, und denken zu laſſen, wie er ſich Panſalvins Bothmäßigkeit entziehen und ihn vielleicht ſtürzen könne. Das Detail hiervon wird aus folgender Unterredung zwiſchen ihm und ſeinem treuen Ibcotius, der ihn bey allen ſeinen Siegen begleitet hatte, deutlicher erhellen.

Kakodämon. Das iſt einmal wieder eine von Panſalvins unerträglichen Anmaßungen. Nein wahrlich, Iberius, länger iſt's nicht auszuhalten!

Iberius. Soviel ich einſehe, Herr General, werden Sie's entweder noch lange aushalten müſſen, oder der Zeitpunkt iſt gekommen, wo Panſalvin geſtürzt wird.

Kakodämon. Geſtürzt? O wer wollte ſich an dieſen Macht-Coloß wagen? Er iſt übermächtig geworden.

Iberius. Eben deßwegen wird er entweder bald ſtürzen; oder allmächtig werden.

Kakodämon. Das Letztere fürcht' ich; ſchon iſt er's geworden.

Iberius. O nein, das iſt er noch nicht ganz; aber er ſtrebt mit aller Kraft darnach, und er wird ſeine Abſicht erreichen, wenn er nicht bald vom Schauplatz entfernt wird.

Kakodämon. Da mir das Letztere nicht wahrſcheinlich iſt, ſo fürchte ich das Erſte. Es war zwar eine Zeit, wo ich's nicht fürchtete, wo ich ihm ſelbſt zu ſeinen Planen hülfreich die Hand bot. Aber jetzt, wo er auch gegen mich den Deſpoten zu machen anfängt, wo ich keinen Ausweg mehr ſehe, als mich ihm unbedingt hinzugeben — jetzt iſt mir's ein göttlicher Gedanke, mir ſeinen Sturz vorzuſtellen. Aber das ſind blos fromme Wünſche! Miranda iſt völlig in ſeiner Gewalt; ſie iſt das Werkzeug ſeines Willens. Sie muß ganz verblendet ſeyn, und die Gefahr, mit welcher ſie von dieſem gebieteriſchen Günſtlig bedroht wird, gar nicht ahnden.

Iberius. So ſcheint es allerdings, mein Gebieter. Und doch habe ich zu ihrem Alles durchdringendem Verſtande das Zutrauen, daß ſie Panſalvins ſchreckliche Plane errathen und vereiteln wird. Dies Weib iſt über ihr Geſchlecht viel zu erhaben, als daß ſie ſich von der gewöhnlichen weiblichen Schwäche beſiegen laſſen ſollte. In einzelnen Momenten erſcheint ſie zwar als Weib; aber im Ganzen handelt ſie mit einer Feſtigkeit und Energie, wie nur Wenige unſers Geſchlechts zu handeln pflegen. O ich müßte mich ſehr irren, wenn ich nicht in ihren Blicken etwas leſen ſollte, was nur eine wichtige Veränderung anzukündigen ſcheint.

Kakodämon. Das kann wohl ſeyn. Wie aber, wenn dieſe Veränderung darin beſtände, daß ſie dem Pauſalvin ihre Hand giebt und den Thron öffentlich mit ihm theilt?

Iberius. Wollte Gott ich könnte mit Gewißheit ſagen: Nein! Aber höchſt wahrſcheinlich iſt es mir, daß das Miranda nicht thun wird. Sie iſt viel zu ſehr Selbſtherrſcherin, als daß ſie das Scepter, das ſie ſo lange ſchon regierte, aus der Hand geben und den Thron, auf welchem ſie ſich mit bewundernswürdiger Herrſcherkraft behauptete, mit einem Andern theilen ſollte. Sie hat zu lange die *erſte* Rolle geſpielt, als daß ſie es ertragen ſollte, um mit der zweyten vorlieb zu nehmen. Entweder hört Miranda auf, Miranda zu ſeyn, oder ſie opfert den kühnen Günſtling auf.

Kakodämon. Du weißt die Sache ſehr wahrſcheinlich zu machen, Iberius. Wenn's auch nur Hypotheſen ſind, die der Verſtand für weiter nichts erkennt, ſo ſind ſie doch von der Art, daß das Herz ſie ſo gewiß glaubt, als ob es Geſchichtswahrheiten wären. Ich bin ſehr begierig, was Miranda von mir will. Eine Sache von Bedeutung muß es ſeyn, denn ſonſt würde ſie mich nicht ſo eilig hieher berufen haben. Vielleicht hat ſich Panſalvin über mich beklagt und auf meine Entfernung gedrungen; vielleicht ſoll mir dieſe angekündiget werden.

Iberius. Sehr leicht möglich, daß ſich Panſalvin über Sie beklagte; aber höchſt unwahrſcheinlich, daß Sie deshalb entfernt werden ſollten. Wäre dies ihre Abſicht, wahrlich ſie hätte Sie nicht hieher berufen. In dieſem Umſtande liegt etwas, was meine Vermuthung ſehr beſtätiget. Herr Graf, Miranda hat in dieſer Angelegenheit ein größeres Vertrauen in Sie geſetzt, als Sie ſelbſt glauben mögen. Durch Sie ſoll der fürchterlich gewordene Günſtling geſtürzt werden.

Kakodämon. Hoffe nicht zuviel, Iberius! In einigen Stunden werde ich Dir beſtimmtere Auskunft über mein Schickſal geben können.

Kakodämon hatte hierauf eine lange Unterredung mit der Königin. Die Relation davon befindet ſich in folgender Unterredung.

Iberius. Nun, mein Gebieter, iſt Ihr Schickſal enthüllt? Habe ich mich in meinen Vermuthungen getäuſcht?

Kakodämon. Ich kann Deine Fragen weder mit Ja, noch mit Nein beantworten. Ich bin noch in derſelben Ungewißheit, in welcher ich mich vorhin befand, ja dieſe iſt durch das räthſelhafte Betragen Mirandas nur noch vermehrt worden.

Iberius. Wie ſo? Darf ich Sie um die Mittheilung des Vorgangs bitten?

Kakodämon. Für Dich hab' ich kein Geheimniß; und das gegenwärtige ſcheint mir nicht einmal von großer Wichtigkeit zu ſeyn. Alſo: Die Königin empfing mich mit der Gnade und Grazie, die ihr ſo ſehr zu Gebote ſtehen, machte mir die größten Lobſprüche wegen meiner Tapferkeit und Klugheit und trug mir dann das Obercommando über alle Truppen auf, die an der ſyevenländiſchen Grenze verſammlet werden.

Iberius. Das Obercommando über dieſe Truppen? Wirklich, Herr General?

Kakodämon. Ja. Sie ſetzte noch hinzu, daß ein ſolcher Feldherr, wie ich ſey, ganz freye Hand in ſeinen Operationen haben und nicht von den Befehlen eines Andern abhängen müſſe. In jener Gegend, meynte ſie überdies, bedürfe ſie eines thätigen und entſchloſſenen Befehlshabers, da dort bisher die Operationen ſo ſchläfrig betrieben worden wären. Auch wäre ich ihr mehr zur Hand, wenn ſie etwa meines beſondern Beyſtandes bedürfen ſollte.

Iberius. Und das nennen Sie noch Ungewißheit?

Kakodämon. Ich ſehe doch aber wahrlich nicht viel Licht und Deutlichkeit in dieſen Aeußerungen.

Iberius. Ich aber ſehr viel, Herr Graf! Daß Miranda Sie dem

Oberbefehl **Panſalvins** entzieht und Ihnen ein eignes von ſeinem Einfluſſe ganz abgeſondertes Commando überträgt, iſt ein ſehr wichtiger Schritt, den ſie mit kluger Ueberlegung gethan hat. Glauben ſie wohl, daß der herrſchſüchtige Panſalvin gleichgültig dabey ſeyn wird, wenn er erfährt, daß Sie, den er zu fürchten anfängt, ſeiner Aufſicht entnommen ſind?

Kakodämon. Gleichgültig wird's ihm freylich nicht ſeyn; aber ich fürchte nicht nur, daß gerade dieſe Veranlaſſung ihn zu bedenklichen Schritten verleiten möchte.

Iberius. Wohl möglich; aber ſollte wohl Miranda dieſen Fall nicht auch bedacht, und ſollte ihr ſchöpferiſches Genie nicht auch hier ſchon Rath geſchaft haben? Sagte ſie denn gar nichts von Panſalvin?

Kakodämon. O ja, ſie ſprach oft von ihm; aber das war nur eben ſo räthſelhaft.

Iberius. Zum Beyſpiel?

Kakodämon. Sie ſagte, zum Beyſpiel: „Ihre Entfernung wird dem Fürſten Panſalvin freylich unangenehm ſeyn, da er an Ihnen einen ſo nichtsgen Mann und den Stolz ſeines Heeres verliert; allein ich kann ihm nicht helfen, und wenn er auch noch ſo unwillig darüber werden ſollte.“

Iberius. Das iſt zu ſehr deutlich. Er ſoll vielleicht darüber unwillig werden.

Kaledämon. Sie ließ dann auch noch eins und das andere über mein bisheriges Verhältniß mit ihm fallen. „Es war mir lieb, ſagte ſie unter andern, daß Sie mit ihm einverſtanden waren; ich ſelbſt begünſtigte Ihre Freundſchaft, und ich war immer beſorgt, daß Ihnen die Herrſchſucht, die er zuweilen und beſonders zuletzt gegen Andere blicken ließ, unerträglich ſeyn möchte. Freylich haben ſich jetzt die Umſtände etwas geändert. Er hat ſich bey mir ſogar über Sie in etwas beſchwert — doch das wird nichts zu bedeuten haben; ich werde ihn ſchon zu bedeuten wiſſen. Sie können ſich auf meinen Schutz gänzlich verlaſſen — und ich rechne auf Ihre Ergebenheit!"

Iberius. Himmel, das iſt ja deutlich genug!

Kalsdämen. Aber ſie ſprach ja doch davon, daß ihr mein Einverſtändniß mit ihm angenehm geweſen ſey.

Iberius. Geweſen ſey? Fühlen Sie nicht dieſen mächtigen Unterſchied zwiſchen der vergangenen und gegenwärtigen Zeit?

Lakedämon. Richtig! Aber wenn ſie das alles nur ſo geſagt hätte, um mich auszulocken? Wenn ſie Panſalvin völlig wider mich eingenommen hätte? Ich weiß ſelbſt nicht, wie zweydeutig mir ihr Betragen vorkam; ſo räthſelhaft ſchien ſie mir noch niemals zu ſeyn, als heute.

Iberius. Das iſt ganz natürlich, da ſie noch nicht gewiß davon überzeugt iſt, wie Sie in Anſehung des Fürſten geſinnt ſind. Geben Sie ihr den Beweiß hiervon, ſo wird ſie ſich ſchon beſtimmter erklären. Daß Ihnen keine Falle gelegt iſt, beweißt, dünkt mich, der Umſtand ſehr deutlich, daß Sie das freye und vom Fürſten ganz unabhängige Commando einer zahlreichen Armee erhalten.

Kakodämon. Du haſt Recht, Iberius. Sie hat die Abſicht, den Fürſten zu ſtürzen, und ſie will ſich dabey meiner Hülfe bedienen, oder will wenigſtens im Nothfall meines Beyſtandes verſichert ſeyn. Bravo!

Iberius. So iſt es, Herr General. Wir werden nächſtens mehr Aufſchluß hierüber erhalten.

Iberius hatte richtig geahndet, Miranda wollte ſich der Ergebenheit Lakedämons verſichern, um ſich im Nothfall ſeines Arms gegen den Fürſten, der aus ſeinen verderblichen Entwürfen kein Geheimniß mehr machte, zu bedienen. Sie erfuhr nun, daß er den Untergang Panſalvins lebhaft wünſchte, und daß er zum Sturze deſſelben alle ſeine Kräfte aufbieten würde. Er erhielt hierauf von ihr die gehörigen Aufſchlüſſe und Inſtruktionen. Der Friede mit Suevenland wurde, ohne den Fürſten darum zu fragen, in aller Eile abgeſchloſſen; aber Kakodämon behielt das Commando der in dieſem Kriege fechtenden Armee bey und kam nach Piraneburg zur Ausführung des geheimen Plans. Iberius ſpielte dabey die Hauptrolle und reiſte, mit geheimen Aufträgen, zu der Armee ab, die Panſalvin commandirte. Dieſer war eben im Begriff, ganz für ſich allein einen beſondern Frieden mit den Ochoniern abzuſchließen; als er ganz unerwartet vom Tode in ſeinen Unternehmungen gehemmt wurde. Sein plötzlicher Todt konnte keinem Menſchen ein Räthſel ſeyn, der mit den Conjunkturen am Hofe der Miranda bekannt war. Iberius erhielt große Belohnungen und Kakodämon ging als Gouverneur in die nämlichen Provinzen ab, die Panſalvin ſchon als ſein Reich zu betrachten gewohnt war.

So war alſo unſer Held von einem Rival befreyt, der ihm zwar anfangs durch ſeine Freundſchaft nützlich wurde, der ihm aber zuletzt gewiß geſtürzt haben würde, wenn man ihm nicht zuvorgekommen wäre. Ohne den guten Rath des treuen Iberius würde ſich unſer Held wahrſcheinlich nicht ſo glücklich durch die gefährlichen Klippen der Politik und Hofcabale hindurch gearbeitet und zum erwünſchten Ziele hinübergeſchwungen haben. Dieſer weltkluge Mann war, wie man zu ſagen pflegt, in allen Stücken ſeine rechte Hand und beſaß das Zutrauen ſeines Principals in einem ſo hohen Grade, daß er nichts unternahm, ohne ihn vorher um Rath gefragt zu haben. Es war daher ein unerſetzlicher Verluſt für ihn, daß ihm dieſer Iberius nicht lange darauf durch ein hitziges Fieber entriſſen wurde. Er war untröſtlich über dieſen Verluſt und noch jetzt wünſcht er ſich oft ſeinen lieben Iberins zurück, wenn er ſich in irgend einer Verlegenheit befindet.

Zwölftes Kapitel.

Die Freyheitsliebenden Podalier werden durch bojariſche Bajonnette unterjocht. Mörderiſche Schlachten, und Sturm von Perga.

Fuimus Troes! Fuit Ilium!
Virgil. (Aen. II.)

Schon oben haben wir einmal des unglücklichen podaliſchen Reiches erwähnt. Nachdem es ſich, durch innerliche Unruhen zerrüttet und durch die Gewalt der feindlichen Waffen geſchwächt, die Theilung hatte gefallen laſſen müſſen, welche die gegen daſſelbe verbündeten Mächte vorzunehmen für gut gefunden hatten, hörte in dem Ueberreſte deſſelben der Faktionsgeiſt nicht zu wüthen auf. Und weit entfernt, daß die benachbarten Mächte zur Dämpfung deſſelben hätten behülflich ſeyn ſollen, waren ſie es vielmehr, die das Feuer der Zwietracht und des Partheygeiſtes unterhielten und ihm immer neue Nahrung verſchafften. Endlich vereinigte ſich der beſſere Theil der Nation zu einem Bündniſſe, das keine andere Abſicht hatte, als dem Vaterlande die ſo lange entbehrte Ruhe und das faſt ganz verlorne Anſehen wieder zu verſchaffen. Der König ſollte mehr Macht bekommen, der Adel eingeſchränkt und der Bürger- und Bauernſtand in die Rechte wieder eingeſetzt werden, die man ihm ſo lange unrechtmäßigerweiſe entzogen hatte. Die ganze Nation billigte mit einer Stimme dieſe Staatsreform und verſprach ſich davon die beſten Wirkungen. Nur hie und da ſuchten einzelne von den auswärtigen Mächten beſoldete Ruheſtörer den Geiſt des Mißtrauens und der Harmonie zu ſtören — und, leider, gelang es ihnen nur allzu ſehr.

Unter allen auswärtigen Feinden war für Pedalien keiner gefährlicher als Miranda. Vom Anfang ihrer Regierung an, hatte ſie gegen dieſe Nation einen unbeſiegbaren Widerwillen gefaßt und ihr ganzes Beſtreben war offenbar dahin gerichtet, dieſe ihr verhaßte Nation an den Rand des Verderbens zu bringen und gänzlich zu Grunde zu richten. Pedaliens König, ein Menſch von gutmüthigem Charakter und einigen Talenten, die ihn als Privatmann beliebt machten, beſaß auch nicht eine einzige zum Regieren qualifizirende Eigenſchaft. Am allerwenigſten taugte er als Regent eines ſolchen Reichs, das vor tauſend andern einen thätigen, kraftvollen und feſten Beherrſcher erforderte. Er war im eigentlichſten Sinne des Worts Mirandas Geſchöpf und wagte es als ſolches nicht, ſich gegen den Schöpfer aufzulehnen. Daher kam es denn, daß er beſtändig unter bojariſchen Einfluſſe ſtand und immer von dem Intereſſe dieſes Reichs geleitet wurde. Dieſer Mann war es eigentlich, der als Mirandas Werkzeug, ſein Vaterland, das ſich ſo große Hoffnungen von ihm machte, zu Grunde richtete.

Miranda war über dieſen National-Verein der Podalier äußerſt aufgebracht, und wendete alle Künſte der Politik an, um die benachbarten Mächte gegen dieſes Reich zu bewaffnen. Aſtralien, das ſeit undenklicher Zeit mit dem bojariſchen Reiche in Verbindung ſtand und ſeines Beyſtandes beſonders gegen die Othonier bedurfte, war leicht dazu zu bereden, zumal da die Vortheile, die ihm verſprochen wurden, ſo anlockend waren. Ungleich mehr Mühe koſtete es in Anſehung Kanonenlandes, welches immer als ein natürlicher Alliirter von Podalien betrachtet wurde, und es bisher auch geweſen war. Die Podalier rechneten auch ganz auf ſeinen Schutz und trauten den feyerlichen Verſprechungen, die es bey ſo vielen Gelegenheiten und noch ganz kürzlich gegeben hatte. Ach, die guten Povalier waren viel zu bieder und leichtgläubig! Alfreds II. Nachfolger Saul der Dicke befolgte die Grundſätze einer verkehrten Politik, und ließ ſich durch die Schmeicheleyen Mironbals und durch die Rathſchläge ſeiner erkauften Miniſter zu einem Bündniſſe gegen ſeinen Nachbar verleiten, der in der Folge die Schutzwehr ſeiner Staaten und der treueſte Bundesgenoſſe werden konnte. Die Hoffnung, einige ſchöne Provinzen zu bekommen, verblendete ihn in Anſehung der Vortheile, die er von dem Nichtbeſitz derſelben gehabt haben würde.

Doch wir können hier nicht das Detail der podaliſchen Unruhen ſchildern, weil wir nicht die Geſchichte derſelben, ſondern blos den Antheil beſchreiben können, den unſer Held an denſelben nahm. Wir müſſen daher alle die Begebenheiten, welche auf das Innere der podaliſchen Revolution ſelbſt, und auf die Kriegsgeſchichte der mit Bejarien vereinigten Mächte Beziehung haben, als bekannt vorausſetzen.

Die bejariſchen Truppen hatten ganz Podalien beſetzt und verfahren hier mit der größten Willkühr. Die Reichsverſammlung zu Garnau mußte unter dem Schutze von 800 bejariſchen Grenadieren gehalten werden; äußerte irgend ein Mitglied zu freye Grundſätze, ſo ward es ſogleich arretirt. In Wirſa lagen über 8000 Mann. Endlich erwachte der allgemeine Unwille über dieſe Bedrückungen. Die Contre-Revolution brach in Wirſa mit voller Wuth aus; man fiel über die bezwiſchen Truppen her, und mordete ſie ohne Schonung. Nur ein kleiner Reſt derſelben entkam. In wenig Tagen war ganz Pedalien von feindlichen Truppen befreyt. Alles ſchien den Pedaliern glücklich zu gehen.

Als aber Saul der Dicke, der in dieſem Kriege Lorbeern einzuärndten wollte und daher dem Feldzuge in Podalien in Perſon beywohnte, die unwirkſame Belagerung der Stadt Wirſa aufheben und ſich mit beträchtlichem Verluſte wieder nach ſeinen Grenzen zurückziehen mußte — und als auch die bojariſchen Befehlshaber, welche in Verbindung mit ihm agirt hatten, ſich in ihre alten Poſitionen zurückziehen mußten, und als die ſiegreiche podaliſche Armee unter Anführung ihres tapfern Feldherrn Koſeko wie ein unaufhaltſamer Strohm immer weiter um ſich griff — da nahm Miranda abermals zu dem Feldherrn ihre Zuflucht, der ſchon einmal die Podolier in mehrern Feldzügen beſiegt und ſeitdem das

Schrecken der Othonier geweſen war — da nahm ſie, ſagen wir, ihre Zuflucht zu Kakodämon. Dieſer ſollte nun als ein ſchrecklicher, furchtbarer Gott die podaliſche Macht in Furcht und Zittern ſetzen; der furchtbare Ruhm ſeiner Waffen, ſollte die Feinde muthlos machen, und Perga und Mirſa ſollten das Schickſal von Jſpael erfahren.

Er befand ſich ſeit zwey Jahren in ſeiner Provinz, die er ſeit Baudoins Sturz zur Belehnung erhalten hatte, als ihm Miranda den Auftrag gab, mit einer zahlreichen Armee in Podalien einzudringen und dieſes Reich zu erobern. So wie er den Befehl erhielt, war er auch ſogleich zum Aufbruch fertig, und in Zeit von 8 Tagen traf er ſchon an der feindlichen Grenze ein. Der Marſch dahin war einer der beſchwerlichſten, da die Wege ſehr ſchlecht und der Schnelligkeit wegen die Magazine noch nicht angelegt waren. Der Anführer nahm aber, um ſeinen Officieren und Soldaten ein gutes Beyſpiel zu geben, an allen Beſchwerlichkeiten der Reiſe Theil. Bis zu ſeinem Einzuge in Wirſa kam er faſt nie vom Pferde und bediente ſich nicht einmal eines Fuhrwerks. Die treuen Kaclier waren auch hier ſeine beſtändigen Begleiter. Er ſelbſt bediente ſich ihrer

Pferdte und ritt oft viele Meilen weit recognoſciren blos in Begleitung eines einzigen Kaſliers. Oft blieb er in dem Lager der Kaſkier, welches gewöhnlich auf den Vorpoſten war, beſprach ſich mit dieſen Leuten, nannte ſie: „Brüderchen!“ und ruhte auf Stroh bey ihrem Wachtfeuer aus. Es läßt ſich leicht denken, daß ein ſolches Betragen ihm die Liebe und Ergebenheit der ganzen Armee bis zu einem gewiſſen Enthuſiasmus verſchaffen mußte.

Kakodämon konnte nicht lange im Felde ſeyn, ohne den Feind anzugreifen, da es ſeine Sitte nicht iſt, blos zu obſerviren, ſich blos auf die Defenſive einzuſchränken und durch Märſche und Contre-Märſche die Truppen zu ermüden. Sein Loſungswort iſt: „Vorwärts und angegriffen!“ Dieſem Grundſatze verdankt er ſeine Siege und den Ruhm, den Krieg ſchnell zu beendigen. Die Polaken hatten ein Corps von 17,000 unter Anführung eines ihrer tapferſten Generale in der Nähe des Kloſters Krapos zuſammengezogen. Bey ihnen befanden ſich eine ganz neue Art von Streitern, welche, ſtatt der gewöhnlichen Waffen, eine 10 Fuß lange Stange führten, woran eine ſcharfe ſchneidende Klinge, beynah wie eine Senſe, und woran eine lange und ſpitzige Pique war. Mit dieſen furchtbaren Waſſen, welche eine Erfindung des podaliſchen Obergenerals Koſkos waren, fochten ſie in Colonnen und gewöhnlich auf den Flügeln der regulairen Truppen. Solcher ungewohnter Krieger befanden ſich dießmal über Zweytauſend, bey der feindlichen Armee.

Der Anführer deſſelben hielt es für unmöglich, daß Kaledämon ſchon in dieſer Gegend ſeyn konnte; als er ſich aber durch den unerwarteten Augenſchein davon überzeugte, nahm er ſogleich eine noch feſtere Stellung hinter einem großen Moraſte ein. Ohne ihm aber Ruhe zu laſſen, ließ Kaledämon ſeine

Truppen anrücken, unter dem feindlichen Kanonenfeuer durch den Moraſt ſetzen und mit dem Bajonnet angreifen. Vergebens leiſteten die tapfern Podalier den hartnäckigſten Widerſtand; das feindliche Ungeſtüm warf ſie zu Boden und die Uebrigen mußten die Flucht ergreifen. Dieſer erſte Sieg, wo der Feind ungeachtet ſeiner vortheilhaften Stellung, in die Flucht geſchlagen wurde, war von großer Wichtigkeit und der Vorbote zu den andern, welche binnen kurzer Zeit hintereinander erfolgten.

Nach ſeinem Rückzuge hatte ſich der Feind in weiter Entfernung vom Schlachtfelde bey Breſo gelagert und viele kleine Corps an ſich gezogen, um den Bejaren die Spitze zu bieten. Er erwartete täglich ihren Angriff; da er aber nicht erfolgte, ſo wurde er endlich ſicher, und unterließ die nöthige Wachſamkeit. Lakedämon marſchirte, durch gute Wegweiſer geleitet, die beſchwerlichſten Seitenwege mit einer beyſpielloſen Geſchwindigkeit, und ſtand plötzlich vor der feindlichen Armee, welche ihn von dieſer Seite nimmermehr erwartet hätte. Diesmal entſchied die Cavallerie allein den Sieg und die Infanterie kam gar nicht zum Gefechte. Es dauerte ſechs Stunden und nach Verlauf derſelben war das ganze feindliche Corps, über 13,000 Mann ſtark, völlig aufgerieben. Nur etwa 300 retteten ſich durch die Flucht; eben ſoviel geriethen in Gefangenſchaft; die übrigen alle lagen auf dem Schlachtfelde.

Lakedämon raſtete nach dieſem Siege einige Wochen in Breſo. Seine Truppen, welche durch Strapatzen, durch Eſcorten und Vorpoſten, wie auch durch den Feind, ſehr geſchwächt waren, bedurften Erholung, und es war nöthig, daß ſich die Corps, welche unter Commando der Generale Deſila und Ferro in einer andern Gegend fochten, mit ihm vereinigten. Dieſes zu verhindern gab ſich der pedaitiſche

Großfeldherr Koſeko, der nach der unglücklichen Schlacht bey Breſo in eigner Perſon commandirte, alle Mühe. Er ſuchte Kalodamons ſchwaches Corps von allen Seiten einzuſchließen; allein ſein Vorhaben ward durch die Klugheit des Generals Deſila vereitelt. Er ſelbſt wurde überliſtet und General Ferro, welcher von der andern Seite herbeyeilte und über die Wachſa ſetzte, nöthigte ihn bey Maſchezi zu einem Treffen, welches ihm ſeine Armee und das Leben koſtete.

Wider ſeinen Willen zur Schlacht genöthiget bot Koſeko die letzten Kräfte auf, um mit ſeiner Cavallerie

Widerſtand zu leiſten, mußte aber end-
ſich das Feld räumen. Er ſuchte auf
inem ſchnellen Pferde zu entkommen,
urde aber von einigen Kaſiern ein-
eholt. Er hatte ſchon zwey Hiebe
ekommen, einen in den Hals, den an-
ern auf den Kopf, und da er, als man
hn, Pardon zu rufen, aufforderte,
tumm war, ſo gab ihm ein Kaſlier
mit der Lanze einen Stich in den Rük-
en, daß er ohne Bewußtſeyn vom Pfer-
e ſtürzte. Er würde unfehlbar verlo-
en geweſen ſeyn, wenn nicht ein neben
hm flüchtender Officier dem Kaſlier
ugeſchrieen hätte: daß man ſeiner ſcho-
nen möchte, weil dies der Anführer
ey. Man trug ihn halb entſeelt in das

nahe liegende Kloſter, wo man ihn ſorgfältig verband und bald darauf als Gefangenen nach Piranoburg bringen ließ. In ſeiner Taſche fand ſich eine geladene Piſtole, deren Gebrauch leicht zu errathen war, woran er aber durch den Verluſt des Bewußtſeyns verhindert wurde. Das grauſame Schickſal wollte es, daß dieſer große Mann das Unglück ſeines Vaterlandes überleben ſollte.

Dieſe unglückliche Schlacht entſchied Podaliens Schickſal. Der Muth der Truppen wurde durch den Verluſt ihres Anführers völlig niedergeſchlagen; beſonders ahndete die Hauptſtadt den baldigen Untergang der podaliſchen Verfaſſung. Die Anführer der podaliſchen Truppen hatten bisher die Nachricht, daß Kakodämon, das Schrecken der Othonier, die bojariſchen Truppen anführe, vor den Ihrigen ſorgfältig verborgen, um ihren Muth nicht niederzuſchlagen. Als ſie doch den Namen des commandirenden Generals erfuhren, gaben ſie vor, daß es ein junger General ſey, der mit jenem berühmten Bändiger der Othonier weiter nichts als den Namen gemein habe. Nunmehr aber war es nicht länger möglich, Kakodämons Daſeyn zu verbergen und — die Folge dieſer Entdeckung war eine gänzliche Muthloſigkeit unter den Officieren und gemeinen Soldaten. So furchtbar wirkte Kakodämons Name! Noch einmal ſtellten ſich die Podalier bey Kabyla in Schlachtordnung; allein die bojariſchen Bajonnette und Kakodämons Name brachten ſie bald zum Weichen. In wilder Unordnung flohen ſie und eilten nach Wirſa und Perga, wo ſie ſich verſchanzten, mit dem Entſchluß, hier ihr Leben theuer zu verkaufen.

Dem Sieger blieb nun nichts weiter übrig als die in Wirſa und Perga verſchanzte feindliche Macht anzugreifen. Hier ſtanden über Dreyßigtauſend Mann der auserleſenſten Truppen unter den Waffen und hinter Bollwerken, die ſie mit der gröſten Kunſt und Anſtrengung aufzuwerfen hatten. Wirſa, die neue Hauptſtadt des pohaliſchen Reiches, war in einem guten Vertheidigungszuſtande; hier war die ganze Generalität der Armee verſammelt; hier befanden ſich die Häupter der Conföderation; hier waren die Reichsverſammlung und der König an ihrer Spitze. Auf der andern Seite des Wachſa-Stroms war in Perga, welches als eine Vorſtadt von Wirſa angeſehen werden kann und durch eine große ſteinerne Brücke mit der Hauptſtadt zuſammenhängt, ein verſchanztes Lager, welches dieſer zur Vormauer diente. Kalodämen näherte ſich mit ſeiner ganzen Armee dieſen Verſchanzungen auf die Weite eines Kanonenſchuſſes, und beſchloß, durch einen Sturm das Schickſal des Reichs zu entſcheiden. Iſpaels Schickſal ſchwebte ihm bey dem Plan dazu vor Augen und ließ ihn nicht an dem glücklichen Erfolg ſeines kühnen Wagſtücks zweifeln.

In einem kleinen Dorfe, in der Nähe der feindlichen Verſchanzungen, nahm er ſein Standquartier und von hier aus vertheilte er die Rollen zu dem fürchterlichen Trauerſpiel, das in der folgenden Nacht ſeinen Anfang nehmen ſollte. Die ganze Armee ſtand zum

Sturm fertig und wartete mit Ungeduld auf das Signal zum Angriffe. Nach Mitternacht gab er das erſte Zeichen. Bey dunkler Nacht ſetzten ſich ſogleich alle ſieben Colonnen, nach der gemachten Diſpoſition, in Bewegung. Er ſelbſt verließ ſein Quartier und ſtellte ſich auf eine Anhöhe, von wo aus er Alles überſehen konnte. Hier ſtand er in furchtbarer Größe wie der allmächtige Lenker des Donnergeſpanns; ſein Blick drohte Todt und Verderben. Er richtete ſein Geſicht auf Wirſa und Perga, das noch in dunkler Nacht vor ihm lag, wie der Würgengel, welcher die Erſtgeburt in Aegypten ſchlug.

Unter einem fürchterlichen Kartätſchen- und Flintenfeuer, welches die Feinde von ihren Feſtungswerken auf die anrückenden Colonnen machten, ſtürzten ſich dieſe über Gräben und Wälle unaufhaltſam vorwärts und warfen mit dem Bajonnet Alles zu Boden, was ihnen in den Weg kam. Mit dem größten Ungeſtüm drangen ſie über alle Verſchanzungen nach der Brücke hin, welche Berga von der Hauptſtadt trennt, und ſchnitten ſomit dem Feinde alle Rückkehr ab. Was nicht niedergeſtoßen wurde, das wurde in den Strohm getrieben. Alle Colonnen erreichten ihren Beſtimmungspunkt, und ihnen folgte die Reſerve nebſt der Artillerie und

Cavallerie, welche die eroberten Poſten beſetzte, um den Stürmenden keine Zeit zu rauben, ihren Sieg weiter zu verfolgen.

Nachdem die Colonnen den Feind aus allen Verſchanzungen vertrieben hatten, drängten ſie ſich von allen Seiten durch die letzten Befeſtigungen in Perga ſelbſt ein, wo ſie auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ein fürchterliches Blutbad anfingen; Alles ſtrömte hier von Blut über. Das Schauervollſte war das Niedermetzeln einiger Tauſend am Ufer der Wachſa, die in die Flucht getrieben ſich nicht weiter retten konnten. Die Einwohner von Wirſa mußten dieſes traurige Schauſpiel von der andern Seite mit anſehen, ohne ihren unglücklichen Brüdern beyſtehen zu können. Alle Schonung hatte hier aufgehört, jede Regung von Menſchengefühl war in der Bruſt des blutgierigen Kriegers erſtickt. Unter den Stürmenden befanden ſich mehrere, die vor acht Monaten dem Blutbade in Wirſa mit Noth entgangen waren. Sie waren Zeugen von der Grauſamkeit geweſen, mit welcher man damals ihre Waffenbrüder erwürgt hatte; das Blut derſelben ſchien um Rache zu ſchreyen, und ihre Cameraden, denen ſie ihre Wuth mitgetheilt hatten,

unter=

unterſtützten ſie in dieſer ſchaudervollen Rache.

Ein großer Theil der Häuſer von Perga ſtand in Flammen. Rings umher hörte man nichts als das Brüllen der Kanonen, das Geklirr der Waffen, das Geſchrey der Kämpfenden, das Gewinſel der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden. Unter dieſen ſchrecklichen Umſtänden brach der Tag an und beleuchtete mit ſeinen Strahlen dieſe ſchrecklichſte aller Scenen. Die [illegible] Truppen, welche ſich in Wiria befanden, beſetzten mit einer ungeheuern Artillerie das diſſeitige Ufer; um einen Uebergang des Feindes abzuwehren und machten ein entſetzliches Feuer gegen das jenſeitige Ufer; allein dadurch ſchadeten ſie ihren eignen Waffenbrüdern, die nach den Fluß gedrängt wurden mehr als den Bojaren. Ein großer Theil der Truppen, die in Perga fochten, kam durch das Geſchütz ſeiner jenſeitigen Cameraden ums Leben. Die Beſtürzung in der Hauptſtadt war allgemein und in allen Volksklaſſen herrſchte die größte Muthloſigkeit. Das Ziſchen der Kugeln, die Schläge der Bomben, das Erbeben und Geheul von Perga her war in allen Winkeln der Stadt hörbar. Man zog die Sturmglocken und dies dumpfe Ertönen, vereiniget mit dem Winſeln und Geſchrey der Einwohner, erfüllte die Lüfte mit einem ſchrecklichen Widerhall.

Nach einem vierſtündigen Sturme, um neun Uhr des Morgens, war ganz Praga in der Gewalt der Ruſſen. Mit einem Schlage war durch dieſes kühne Unternehmen der Reſt der polniſchen Macht vernichtet. Eine dreyfache Verſchanzung, die auf eine Beſatzung von 30,000 Mann und eine ſehr zahlreiche Artillerie trotzte, war in den Augen der Hauptſtadt des Königreiches, die alle ihre Hoffnung auf dieſes Bollwerk ſetzte, mit bewaffneter Hand genommen. Ueber Dreyzehntauſend Feinde lagen auf dem Kampfplatze; über

Zweytauſend waren im Strohme ertrunken; gegen Funfzehntauſend geriethen in Gefangenſchaft. Von der ganzen Beſatzung retteten ſich gleich anfangs ungefähr Achthundert über die Brücke nach Wirſa. Der Verluſt der Bojaren war ſehr unbedeutend und betrug nicht über Sechshundert Mann. Alles Geſchütz von Perga und alle Vorräthe fielen den Siegern in die Hände.

Kakodämon ſtand als Sieger vor dem brennenden Perga und betrachtete die Wirkungen ſeiner zerſtörenden Macht. Es war ein fürchterlicher Anblick, ihn hier wie die Gottheit des Verderbens ſtehen zu ſehen. Nachdem

Alles vorüber war, ſetzte er ſich am äuſerſten Punkt der Verſchanzungen, unweit dem Thiergarten, nieder. Seine vornehmſten Generale verſammelten ſich hier um ihn herum, und ſtatteten ihm ihre Glückwünſche zu dieſem Siege ab. Der Feldherr ließ ſie unter einem Zelte auf der Erde mit einer kleinen Mahlzeit bewirthen, zu welcher auch die gefangenen feindlichen Generale eingeladen wurden. Ein ſchreckliches Mahl!

An den König von Kanonenſand, der ihm kurz vor dem Sturm Nachricht von ſeiner mißlichen Lage hatte geben laſſen, fertigte er ſogleich einen Eilbo ten ab. Der ganze Brief, worin er ihm dieſen wichtigen Sieg meldete, beſtand in den Worten: „Perga iſt mein und Wirſa zittert!“ Es war nicht möglich, den gegenwärtigen Zuſtand kürzer und treffender zu charakteriſiren. Eben ſo kurz und kraftvoll war die Nachricht, die er ſeiner Königin davon gab: „Hurrah! Perga!“ „Miranda, über dieſen Sieg höchſt erfreut, antwortete ihm eben ſo kurz wieder: „Hurrah! Feldmarſchall!“ Wenig Wochen darauf erhielt er das Patent zu dieſer wichtigen Stelle, über welche er die größte Freude bezeugte. „Nicht wahr, ich kann noch ſpringen?“ ſagte er zu ſei-

em Gefolge, und ſprang dazu nach
itte der Kaskier einigemal im Zimmer
uf und ab. Alle verſtanden, was er
amit eigentlich ſagen wollte. Er war
erſchiedenen andern Generalen en chef
orgezogen worden, oder hatte ſie, wie
an zu ſagen pflegt, überſprungen.
en Feldmarſchallsſtab nahm er nicht
er an, als bis er durch die Einſeg-
ung eines Prieſters geweiht worden
ar. Bald darauf überſchickte ihm auch
er König von Kanonenland ſeine bey-
en großen Orden, und Aſtraliens Kö-
ig überſendete ihm, zum Beweis ſei-
er Achtung, ſein Bildniß reich in Bril-
anten gefaßt. Miranda vermehrte die-
e Geſchenke noch durch Siebentau-

ſend Bauern, welche im bojariſchen Reiche bekanntlich wie eine Waare verkauft und verſchenkt werden.

Wenig Tage darauf ergab ſich die Stadt Wirſa an den Sieger ohne Schwerdtſtreich. Sie ſchickte drey Deputirte zu ihm nach Perga, welche die Unterwerfung der Stadt ankündigen und um Schonung flehen ſollten. Dieſe drey Patrioten wurden durch den Anblick des verwüſteten Pergas und durch die traurige Rückerinnerung an das Vergangene ſo wie durch die ſchrekkenden Gedanken an die Zukunft ſo gerührt, daß ſie im Zelte des Grafen vor Thränen lange nicht reden konnten.

Kakodämon behandelte ſie nicht hart, ja er ließ ihnen ſogar Wein und Brod zur Erfriſchung reichen. Die Bedingungen waren gelinder als ſie erwartet hatten; nur konnten ſie nicht verſprechen, daß die in der Stadt noch befindlichen Truppen die Waffen niederlegen ſollten, weil ſie keine Macht darüber hatten. Dieſer Punkt verurſachte noch Schwierigkeiten und Aufſchub und veranlaßte mehrere Geſandſchaften an den Grafen, welcher durchaus darauf beſtand, daß die podaliſchen Truppen entwaffnet werden ſollten. Als dieſe endlich abzogen, kam die Capitulation zu Stande.

Sein Einzug glich einem Triumphe bey den Römern. Vor ihm her defilirten die dazu beſtimmten Truppen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen über die Brücke durch die Stadt. Er ſelbſt ritt in der Mitte ſeiner Generale und Adjutanten. Am jenſeitigen Ufer dicht bey der Brücke empfingen ihn ſämmtliche Mitglieder des Magiſtrats knieend und in ſchwarzer Kleidung. Der Vornehmſte unter ihnen überreichte ihm auf einem ſamtnen Küſſen die Schlüſſel der Stadt von Silber und ſtark vergoldet, deßgleichen Brod und Salz, und hielt dabey eine kurze Bewillkommungsrede.

Kakodämon bewies ſehr viel Herabaſſung gegen den Magiſtrat und gegen ie Bürger, die ſich haufenweiſe auf en Straßen zu ihm hindrängten. Mehere derſelben wurden von ihm umarmt, ndern drückte er treuherzig die Hände und nannte ſie dabey: „Brüderchen!“ leberall, wo er hinkam, erſchallte auf den Straßen und von den Fenſtern herab der Ruf: „Es lebe Miranda! Es lebe Kakodämon!“ Er nahm nun ſein Quartier für beſtändig in Wirſa.

Der König von Pedalien, deſſen Reich bald nicht mehr von dieſer Welt war, weil es die Beute ſeiner mächtigern Nachbarn werden ſollte, befand ſich auch noch in der Stadt, die nun bald aufhörte, ſeine Reſidenz zu ſeyn. Kakodämon hatte eine feyerliche Audienz bey ihm und erſchien hier in einem Pompe, dergleichen man an ihm noch nie geſehen hatte. Wer ihn in ſeiner gewöhnlichen Tracht, einer aufgeſchlagenen grünen Jacke und ledernen Hoſen, zu ſehen gewohnt war, der hätte ihn faſt nicht erkannt, als er ihn in einer feyerlichen Staatsuniform, mit allen ſeinen beynah unzähligen Orden und Ehrenzeichen behangen, zu dieſer Audienz in einem Staatswagen einherfahren ſah. Vor ihm her ritt eine ganze Escadron Huſaren, zwey und zwey, um ſeinen Wagen mehrere Generale und Officiers von allem Range. Hintennach folgte eine Escadron Jäger zu Pferde in Linien, die den Beſchluß machten.

Die podaliſchen Truppen, welche Wirſa vor ſeinem Einzuge verlaſſen hatten, wurden von ſeinen Generalen bald eingeholt, und theils völlig zerſtreut und niedergemacht, theils zur Niederlegung der Waffen gezwungen. Der ſchwache König reiſte bald darauf nach Garnau, wo er durch eine feyerliche Akte ſein Reich abtrat und ſein Vaterland, das er ſo unmännlich vertheidiget hatte, der Theilung und Zerſtückelung Preis gab.

Kakodämon genoß ein ganzes Jahr hindurch der Früchte ſeines Siegs. In Wirſa wurde er wie ein Halbgott verehrt und man beſang ſeine großen Kriegsthaten in Volcksliedern. Erſt nachdem die völlige Theilung Podaliens beſchloſſen und ins Werk geſetzt war, verließ er die bisherige Hauptſtadt und kehrte nach Piranoburg zurück, wo ihn Miranda beynah königliche Ehre erwieß.

Dreyzehntes Kapitel.

Kakodämons Ruheſtand. Mirandas Todt. Disharmonie zwiſchen Palämon und Kakodämon. Wiederausſöhnung.

> „Non civium ardor prava jubentium,
> Non vultus inſtantis Tyranni
> Mente quatit ſolida —
> Nec fulminantis magna Iovis manus."
>
> *Horat.* (Od. III. 3.)

Auf ſeinen Lorbeern ruhte der Held Da kein Krieg mehr war, ſo beſchränkte ſich ſeine ganze militäriſche Thätigkeit und Revüen, die er zu beſtimmter Zeit und in verſchiedenen Gegenden des Reichs hielt. Die übrige Zeit brachte er entweder in der Reſidenz, oder auf ſeinen Landgütern und im Zirkel der Seinigen oder in Betrachtung ſeiner großen Thaten zu. In ſeinem Vaterlande ſtand er in dem größten Anſehen und die erſten Familien des Reichs beeiferten ſich um ſeine Freundſchaft und nähern Verbindung. Da er eine Tochter beſaß, ſo gab es eine Menge Fürſten und Grafen, die ſich um die Hand derſelben bewarben. Jeder junge Baron wünſchte der Schwiegerſohn eines ſolchen Mannes zu werden. Aber auch ohne dieſe allerdings wichtigen Rückſichten, war Gräfin Sophie, das iſt ihr Name, einer ernſtlichen Bewerbung werth. Der Glückliche, der von ihr und ihrem Vater gewählt wurde, war Graf Caspar Zaboka, ein Mann von vorzüglichen Talenten, der in der Armee ſeines Schwiegervaters bis zum General emporgeſtiegen war.

Während dieſer Familienfreuden ereignete ſich ein Unfall, der unſern Kakodämon ſehr erſchütterte. Es war der Todt der Königin Miranda, ſeiner grosmüthigen Beſchützerin und vieljährigen Freundin. Sie hatte ein unerſchütterliches Vertrauen in ihn geſetzt und bekannte es öffentlich, daß Kakodämon die vornehmſte Stütze ihres Throns und Reiches ſey. Dagegen zeigte dieſer hinwiederum eine Ergebenheit und Anhänglichkeit an ſeine Monarchin, die in der Geſchichte ſelten ihres Gleichen hat. Er war das Schwerdt und der Bogen Mirandas, und richtete jeden ihrer Befehle mit der größten Pünktlichkeit aus. Selbſt in der Periode, wo Panſalvin, der Fürſt der Finſterniß, ſie ganz beherrſchte, und er, in einer gewiſſen Hinſicht, nicht mehr in dem vorigen Credit ſtand, blieb er ihr doch getreu; und endlich trug er ſehr viel dazu bey, ſie von dem übermächtig und daher übermüthig gewordenem

Günſtling zu befreyen, wie wir oben geſehen haben.

Mirandas Thronfolger war Palämon der Erſte. Auch er kannte Kalodämons große Verdienſte um das bojariſche Reich und benutzte jede Gelegenheit, wo er ihm ſeine Erkenntlichkeit und Gnade bezeugen konnte. Allein unſer Held fand bald wichtige Urſachen, mit dieſem neuen Regenten unzufrieden zu ſeyn. Es waren dies keine perſönlichen Beleidigungen, keine Herabſetzung oder Vernachläſſigung — es war aber etwas, was ihm von ganzer Seele ſchmerzlich war. Der neue König fand nämlich für gut, bey der Armee gewiſſe Veränderungen vorzunehmen, z. B. in der Kleidung, Armatur u. ſ. w., welche ihm als nützlich und zweckmäßig geſchildert worden waren, die aber den Beyfall Kakodämons und mehrerer älterer Generale nicht hatten. Ferner wurden viele Officiere, die zum Theil durch ihn avancirt worden waren, verabſchiedet, weil ſie das Unglück hatten, denjenigen zu mißfallen, die einen großen Einfluß auf den neuen König hatten.

Kakodämon war freymüthig genug, dem König gegen dieſe Maaßregeln Vorſtellungen zu thun, und ihm das Unzulängliche und Unzweckmäßige derſelben vorzuſtellen. Wer die Verfaſſung des bejariſchen Reichs kennt, der weiß, wie viel es ſagen will, gegen den ausdrücklichen Willen und Befehl des Königes Vorſtellungen zu thun. Es war daher allerdings eine groſse Kühnheit, zumal da Palämon der Mann gerade nicht iſt, der ſich Vorſtellungen gefallen laſſen will, und da er von der ſouverainen Gewalt ſo ſonderbare Begriffe hat. Indeß Kakodämon wagte ſie und Palämon nahm ſie von dieſem Manne nicht ungnädig auf, da er wuſste, daß er's gut meyne. Indeß wurde doch weiter keine Rückſicht darauf genommen und die anbefohlnen Veränderungen wurden ſogleich ins Werk gerichtet.

Dies war mehr als Kakodämon ertragen konnte. Er mochte nun nicht länger mehr bey einer Armee dienen, wo die Einrichtungen, die er mit ſo gutem Erfolg, wie der Augenſchein lehrte, gemacht hatte, gänzlich umgeſtoßen und mit minder brauchbaren vertauſcht wurden. Durch dieſen Befehl fühlte er ſeine Ehre aufs tiefſte gekränkt, und er bat daher um ſeinen Abſchied. Er wollte ſich ganz vom Schauplatz der öffentlichen Geſchäfte entfernen und in der Einſamkeit den Reſt ſeiner Tage verleben. Diejenigen Officiere, welche man ſo ungerecht, wie er glaubte, verſtoßen hatte, nahm er zu ſich und gab ihnen den nöthigen Unterhalt aus ſeinen eignen Mitteln. Er hoffte, daß man in Anſehung ihrer anders geſinnt werden würde, und er hielt es daher für ſeine Pflicht, dieſe braven Männer der bejariſchen Armee zu erhalten.

Palämon war empfindlich über dieſe Empfindlichkeit und dieſen Trotz des alten Kriegers. Dennoch hatte er zuviel Achtung für ſeine Verdienſte, als daß er ihm ſeine Ungnade hätte fühlen laſſen ſollen. Ueberdies war er eben im Begriffe, einen Krieg gegen die utopiſche Republik' anzufangen —

und dazu bedurfte er eines Anführers wie Kakodämon war. Statt ihm alſo Vorwürfe zu machen, kam er ihm vielmehr mit Bitten und Schmeicheleyen entgegen. Er ſchrieb ſelbſt an ihn, nannte ihn den Stolz und die Stütze ſeines Reichs, und bat ihn den Commandoſtab wieder aus ſeinen Händen anzunehmen und einen Krieg zu führen, den nur Er mit glücklichem Erfolg zu führen im Stande ſey.

Es war ſchwer, ſolchen Schmeicheleyen und Bitten zu widerſtehen. Aber daß es gerade dieſer Krieg war — das erweichte den trotzigen Sinn des alten Feldherrn noch mehr als alle ſüßen und liebkoſenden Reden. Wir wiſſen, daß er von jeher ein großer Freund und Vertheidiger der ſouverainen Gewalt war. Deßhalb war er gleich beym Ausbruch der utopiſchen Revolution ein heftiger Gegner derſelben. Sein Haß gegen ſie und die Urheber und Leiter derſelben nahm mit jedem Jahre zu, und ſein ſtiller Wunſch war es ſchon längſt geweſen, gegen die gottesvergeſſene, königsmörderiſche und raſende Nation, wie er ſie nannte, zu Felde zu ziehen. Den König in dieſem Reiche wieder herzuſtellen, den Religionscultus und die Geiſtlichkeit wieder auf den alten Fuß zu ſetzen, und den Adel in ſeine vorigen Rechte wieder einzuſetzen — dies dünkte ihm ein Triumph zu ſeyn, für den er alle bisherigen aufzuopfern bereit war.

Unter ſolchen Umſtänden alſo war es ihm nicht möglich, den Wünſchen ſeines Monarchen entgegen zu ſeyn. Er übernahm das Commando der Truppen, die, in Verbindung mit den Aſiatiern, den Uebermuth der Utopier demüthigen und in jenem Lande die alte Ordnung der Dinge wieder herſtellen ſollten. Hätte er gewußt, wie ſchwer dieß Unternehmen ſey, und wie ſehr ſein Ruhm dabey in Gefahr kommen würde — gewiß er wäre in der Einſamkeit geblieben, in die er ſich ſo ehrenvoll zurückgezogen hatte. Die Türken haben das Sprüchwort: „Das Schickſal läßt ſich an keine Ketten legen.“ Dies ging auch mit unſerm Helden in Erfüllung; das Schickſal wollte ihn noch einmal auf die Bahn der Ehre führen, um hier eine Tücke an ihm auszuüben, die ihm ſchmerzlicher als der Verluſt ſeines Lebens ſeyn mußte. Doch das Schickſal läßt ſich nicht an Ketten legen! Die Utopier waren nun einmal dazu beſtimmt, auch dieſen Heldencoloß zu erſchüttern und das Unglück der Othonier und Podalier an ihm zu rächen.

Ohne Ahndung ſeines Schickſals eilte er demſelben entgegen. Jugendliche Kraft war wieder in ihn zurückgekehrt, er ging nicht, ſondern er flog, mit der Schnelligkeit eines Adlers, an den aſtraliſchen Hof, wo er mit der größten Auszeichnung empfangen wurde und von da zu der Armee, die in Rumalien eindringen ſollte. Die aſtraliſchen Truppen, welche unter ſeinem Oberbefehl ſtehen ſollten, waren den bozariſchen auf der Bahn des Siegs ſchon vorangegangen und hatten beträchtliche Vortheile über den Feind erfochten, der ſich damals in einer ſehr ſchlechten Verfaſſung befand. Kakodämon kam, wie ein zweyter Cäſar, ſchlug und ſiegte. Sein Anfang war glänzend, ſein Name ſchien wie ein Taliſman zu wirken, und er wirkte ſo lange, bis — der Zauber vorüber war, um mit den Hexen in Shakespeares Macbeth zu reden.

Auf welche Art ſich Kakodämon gegen die Utopier benahm und welcher Mittel er ſich bediente, um ihnen ſeinen Namen recht furchtbar zu machen, davon haben wir bereits im erſten Kapitel dieſer Schrift gehandelt, welches unſern Leſern nunmehr hoffentlich ganz deutlich ſeyn wird.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Geſpräch über Lakedämon.

„Horrendum late nomen in ultimas
Extendat oras — — — —
Quis non Latino ſanguine pinguior
Campus ſepulcris impia proelia
Teſtatur, auditumque Medis
Heſperiae ſonitum ruinae?“

Horat. (Od. III. 3. et II. 1.)

Macer, Wedow, Anir.

(Die Scene iſt in Rumalien, im bosniſchen Lager, im Zelte des bosniſchen

Hauptmanns Bredow, welchen der aſiatiſche Major Macer beſucht. Erſt ſpäterhin kommt Anirt, Kakotämons Adjutant, hinzu.)

Bredow. Willkommen bey mir, Freund Macer! Längſt ſchon hab' ich mich einmal geſehnt, dich wieder zu ſprechen. Wer hätte es denken ſollen, als wir damals miteinander gegen die Othonier zu Felde zogen, daß wir uns jemals wieder, daß wir uns in Rumalien wieder ſprechen und gemeinſchaftlich gegen die Utopier fechten würden?

Macer. Ja wohl, beſter Bredow! Wer hätte das denken ſollen? Daß ich Dich hier wieder finde, freut mich von ganzem Herzen und iſt eine von den wenigen und ſeltenen Freuden des Kriegs. Aber, Bruder, des Kriegs ſelbſt bin ich nun herzlich müde, beſonders eines Kriegs wie der gegenwärtige iſt!

Bredow. Ihr ſeyd freylich ſchon lange unter den Waffen: und da iſt's kein Wunder, wenn ihr's nach und nach überdrüßig werdet. Ich kenne Dich von ſonſt her und weiß, daß Du, ſo wie ich, den Krieg als eine ſchreckliche Nothwendigkeit betrachteſt, und daß Du ihn an und für ſich ſelbſt verabſcheueſt. Aber wir ſind nun einmal Krieger — —

Macer. Trauriges Loos!

Bredow. Du warſt ja aber doch ſonſt mit Deinem Stande zufrieden, gerade ſo wie ich's auch bin. Beſchwerlich, ſehr beſchwerlich iſt er freylich.

Macer. Ach, die Beſchwerden wollt' ich gern tragen, und ich bin ſie zu tragen gewohnt — aber — —

Bredow. Nun, Bruder, was haſt Du denn für ein Aber?

Macer. Aber die Unmenſchlichkeiten — die empören das menſchliche Gefühl —

Bredow. Ich antworte Dir, wie vorhin: eine traurige Nothwendigkeit.

Macer. Richtig. Allein es giebt Unmenſchlichkeiten, die ſich nicht mit der traurigen Nothwendigkeit entſchuldigen laſſen — freywillige, abſichtliche Unmenſchlichkeiten, die mein ganzes Gefühl empören!

Bredow. Ich weiß nicht, worauf Du beſonders zieleſt.

Macer. Bredow, wir ſind Freunde, alte Freunde und Cameraden! Wir müſſen offenherzig mit einander reden. Das, was ich geſtern mit den Gefangenen ſah, iſt eine von dieſen Unmenſchlichkeiten, noch ſchaudert mir die Haut, wenn ich daran denke. Ha, das war barbariſch!

Bredow. Du haſt Recht, Bruder! Auch mir war der Auftritt ſchauderhaft und iſt mirs noch und das Benehmen Kakodämons iſt mir unerklärbar. Indeß glaube ich doch, daß er ſeine beſondern Urſachen dazu haben muß.

Macer. Das mögen ſchöne Urſachen ſeyn! Nein, glaube mir, ſeine Grauſamkeit iſt die einzige Urſache.

Er iſt grauſamer als ein Tiger geworden!

Bredow. So könnte es ſcheinen, und doch hab' ich ſo viele Beweiſe fürs Gegentheil. Du haſt ihn ja ſonſt auch gekannt?

Macer. Wohl hab' ich ihn in dem Feldzuge gegen die Othonier kennen gelernt und unter ihm gedient. Damals war er freylich auch ein wilder Krieger, deſſen Grundſatz es war: „Alles nieder!" Allein ſo grauſam war er damals doch nicht. Und überdies hätte ſichs noch gegen die unmenſchlichen Othonier rechtfertigen laſſen, um das Vergeltungsrecht an ihnen auszuüben.

Bredow. Wie, wenn er in dem gegenwärtigen Kriege dieſelbe Abſicht hätte?

Macer. Wie kann er das, da die Utopier unſere Gefangene immer ſehr gut behandelt haben? Was ſie gegen die bejariſchen Truppen thun werden, hätte er erſt abwarten ſollen. Aber ſo, haben ſie das Vergeltungsrecht auszuüben, und ich fürchte, daß ſie's auf eine ſchreckliche Weiſe thun werden.

Bredow. Ich ſtelle mir die Sache ſo vor; Kakodämon iſt im hohen Grade gegen die Utopier eingenommen; er hält ſie für eben ſo barbariſche Wilde, wie die Othenier und glaubt, ſie völlig auf gleichen Fuß behandeln zu müſſen. Ueberdies glaubt und weiß er, daß ſein bloßer Name ihnen furchtbar ſey; um ſie in dieſer Furcht zu erhalten und ihnen gleich anfangs ein recht paniſches Schrecken einzujagen, behandelt er ſie auf eine Weiſe, die freylich gegen alles Kriegsrecht iſt. Er will dadurch bewirken, daß ſie gar nicht mehr gegen ihn Stand halten ſollen, er will ihre Horden blos durch den Schrecken ſeines Namens vor ſich hertreiben. Hörteſt Du nicht, wie er zu Perend ſagte: „Sag ihnen, Kalodämon ſey da?"

Macer. Wohl hörte ich's, und ärgerte mich über dieſe Fanfaronade.

Bredow. Etwas mehr ſcheint es mir doch zu ſeyn. Wenn er ſeine Abſicht erreicht, ſo iſt das gewiß das beſte Mittel, den Krieg abzukürzen. Und das iſt immer ſeine Hauptabſicht; ein kurzer, entſcheidender Feldzug iſt ſeine Manier; den Krieg ins Lange zu dehnen iſt ſeine Sache nicht. Wirkt der Schrecken ſeines Namens bey den Utepiern, wie er unſtreitig wirken wird, ſo wird der Krieg bald zu Ende ſeyn, und die Alliirten erreichen dann ihre Abſichten.

Macer. Gut, wenn es wirkt. Wie aber, wenn es nicht wirkt?

Bredow. Freylich — freylich dann wäre es ſchlimm!

Macer. Und es wird gewiß nicht wirken. Glaube mir, ich kenne die Utopier aus langer Erfahrung. Je größer die Gefahr für ſie iſt, deſto muthiger und kühner werden ſie. Sie ſind uns nie fürchterlicher geweſen, als wenn wir ſie am Rande des Verderbens glaubten. Sie zeigen dann eine bewundernswürdige Energie; ſie vereinigen ſich dann mit einem an Raſerey gränzenden Enthuſiasmus; alle Partheysucht hört dann auf, ſie ſtehen alle für einen Mann, ſie kämpfen wüthend für ihr Leben, für Vaterland und Freyheit und — ſie ſind unüberwindlich. Wir haben die traurige Erfahrung davon in ſechs Feldzügen gemacht. Die Stimme: „Das Vaterland iſt in Gefahr!“ wirkte wie ein elektriſcher Schlag durch ganz Utopien; Schaaren von Kriegern ſtrömten an die Grenzen — und die Gefahr des Vaterlandes war bald vorüber. Unſer König hätte gewiß Friede mit ihnen gemacht, und gehalten, wenn er nicht durch fremden Einfluß wäre gehindert worden. Wir haben jetzt einen neuen Feldzug begonnen, und der Sieg iſt bis jetzt ſtets auf unſerer Seite geweſen. Aber, Freund, wir haben dergleichen Feldzüge ſchon mehrere gemacht. Der Anfang war glücklich und glänzend, aber das Ende war unrühmlich und gefährlich für uns. Wären wir in dem gegenwärtigen Anfangs einigemal geſchlagen worden, dann würde ich mehr Hoffnung zu glücklichen Fortſchritten unſerer Waffen haben. Jetzt ſind meine Hoffnungen ſehr klein; jetzt fürchte ich einen ſchrecklichen Vernichtungskrieg.

Bredow. Ich kann Dir nicht widerſprechen. Indeß habe ich doch großes Zutrauen zu der Tapferkeit unſerer Truppen, und zu unſerm Kakodämon.

Macer. Auch ich ſetze in beyde kein Mistrauen; nur glaube ich, daß ſich unſer Feldherr ſehr verrechnet und falſche Maasregeln ergriffen habe.

Bredow. Wahrſcheinlich iſt mirs nicht, ob ich es gleich nicht für unmöglich halte. Die Erfahrung wird es uns bald lehren. —

(Anirt tritt in das Zelt.)

Anirt. Nun wie geht's, Herr Hauptmann? Iſt die Ordre befolgt? Das ſoll ich Sie im Namen des Herrn Feldmarſchalls fragen.

Bredow. Ja, ſie iſt befolgt, Herr Adjutant! Hier habe ich die Ehre Ihnen den aſtraliſchen Major, Herrn v. Macer, einen alten Freund und Waffenbruder aus dem othoniſchen Kriege, vorzuſtellen.

Anirt. Ich habe ſchon geſtern die Ehre gehabt, den Herrn Major zu ſehen.

Macer. Ja, Sie rapportirten geſtern, als ich beym Herrn Feldmarſchall war.

Unirt. Sie ſchienen über den Vorgang mit den Gefangenen äußerſt unzufrieden zu ſeyn. Ich bewunderte die Kühnheit, mit welcher Sie es wagten, dem Feldmarſchall Gegenvorſtellungen zu thun.

Macer. Wollte Gott, daß ſie nur nicht fruchtlos geweſen wären!

Unirt. Kakodämon war geſtern bey ganz guter Laune. Ueber Tiſche ſcherzte er über Ihren Unwillen. „Der Major, ſagte er, ſcheint ein ganz guter Mann zu ſeyn; nur ſcheint er zuviel Zartgefühl zu haben und meine Maaßregeln nicht zu verſtehen. Er wird hoffentlich noch Gelegenheit haben, jedes abzulegen und dieſe kennen zu lernen. Es thut mir leid, daß ich etwas hart mit ihm reden mußte. Aber die Subordinationsgeſetze fordern das ſo.“ Einem bojariſchen Officier hätte ich das nicht rathen wollen.

Bredow. Ich warlich auch nicht. Der Feldmarſchall iſt gut, aber einreden läßt er ſich durchaus nichts.

Macer. Der Oberbefehlshaber hat die Macht, das zu verlangen. Nur dünkte es mir doch zuweilen beſſer, wenn er einen guten Rath annähme.

Bredow. Das wohl. Allein wer will's ihm gebieten?

Anirt. Haben Sie die Neuigkeit ſchon gehört, meine Herren, daß Prinz **Aurelius** die Utopier abermals geſchlagen hat?

Bredow und **Macer** zugleich. Nein, davon haben wir noch nicht ein Wort gehört!

Anirk. Die Sache iſt ganz gewiß und wurde ſo eben durch einen Courier im Hauptquartier gemeldet. Der Sieg ſoll von großer Wichtigkeit ſeyn.

Macer. Das iſt ja vortreflich! Dieſe Nachricht wird dem Herrn Feldmarſchall ſehr angenehm geweſen ſeyn?

Anirk. (zuckt mit den Achſeln.) Angenehm? Ich weiß nicht; wenigſtens hat ſie ihn nicht heiter gemacht. Er machte ein ſehr finſteres Geſicht und ſagte weiter nichts als: „Schon wieder ein Sieg — und ich habe bis jezt blos noch Scharmüzel gewonnen!

Nun, ich werde doch die verdammten Utopier auch noch ſchlagen!“

Bredow. O gewiß, das wird er!

Anirt. Daran iſt nicht zu zweifeln. Gott gebe aber nur, daß es bald geſchieht, ſonſt haben wir, die wir beſtändig um ihn ſeyn müſſen, keinen guten Tag! Doch, ich muß Sie jetzt wieder verlaſſen, meine Herren, weil ich noch einige Aufträge zu beſorgen habe. Bis auf Wiederſehen!

(Anirt geht ab.)

Marer. O wie klein! Kakodämon iſt neidiſch auf den Kriegsruhm des Prinzen Aurelius und trauert, wenn dieſer einen Sieg erfochten hat! Das wird in der Folge gut gehen!

Bredow. Kakodämon iſt doch gar zu ruhmſüchtig! Gebe nur der Himmel, daß er bald eine Schlacht gewinnt, ſonſt gehen unſere Angelegenheiten ſehr ſchief.

Macer. Was hilft eine, was helfen zwey und mehrere Schlachten? Sein Siegesdurſt wird nie befriediget werden. Er wird entweder immer Gelegenheit haben, uns zu beneiden, oder wir werden beyde geſchlagen und dann kann ſich einer mit dem andern tröſten.

Brebow. Geſchlagen werden? Das überlebt Kakodämon nicht.

Macer. Die Erfahrung wird's lehren! Ich verſpreche mir von einem ſolchen Kriege nicht viel Gutes!

Ende.

Folgende Schriften können als äußerſt intereſſant empfohlen werden.

Paul der Zweyte, genannt der Dicke, König von Kanonenland, mit Kupf. 1799. 1 thl. 10 gr.

Wer erkennt in der gefälligen Form, in dem einnehmenden Vortrage der verwickeltſten Begebenheiten, nicht den Verfaſſer ähnlicher mit dem größten Beifall aufgenommener politiſcher Gemälde. Das Leben eines großen Mannes, der eine Krone trug, ſie bei gefährlichen Verhältniſſen, unter überraſchenden Gefahren trug, gewinnt noch an Intereſſe, durch Darſtellung von Thatſachen, die bisher Geheimniſſe der Kabinette blieben, die keine fremde Feder kannte, und die unſer Urtheil über einen der merkwürdigſten Zeiträume, über eine der wichtigſten Perſonen entſcheiden.

Der Fluch der Geburt oder Ueberreſte der geſetzlichen Rohheit. Drei Thle m. Kupf. v Jury. 1799. 8. 1 rthl. 12 gr.

Dieſer Roman zeichnet ſich unter ſo vielen ſeiner Brüder durch Wahrheit der Erzählung und durch edle ſchmuckloſe Darſtellung aus. Er ſchildert rührende Szenen, aus der Barbarey einer Leibeigenſchaft, die ſelbſt noch einen Theil des Vaterlandes drückt, und die unter dem Schutze der Geſetze, zur Schande unſers Jahrhunderts die Rechte einer ganzen Menſchenklaſſe zu Boden tritt. Er verdient um ſo mehr Aufmerkſamkeit, da ihm eine wahre Begebenheit zum Grunde liegt, die jedes fühlende Herz empört und die allein vermögend wäre, wenn ſie zu den Ohren der Mächtigern durchdränge, jenen Gräueln ein Ziel zu ſezzen.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Edmund Olliver, ein Seitenſtück zu Rouſſeaus Heloiſe. Mit 1 Kupfer v. Kohl u. Schuhart, 1s Bändchen, 8. Erfurt in der Henningsſchen Buchhandl. 20 gr.

Bei der geiſt - und herzloſen Menge der deutſchen Romane, die unſere Literatur überfluthen, bleibt es immer verdienſtvoll die Originalwerke unſerer Geiſtesverwandten der Engländer auf den vaterländiſchen Boden zu verpflanzen. Aber ſeit langer Zeit konnte ſich dieſes Verdienſt niemand mit ſo vollem Rechte zueignen, als die Ueberſetzerin dieſes Buchs, voll Geiſt, Phantaſie und Gefühl. Man kennt es in London nur unter den Namen der Heloiſe der Engländer, ſo ganz iſt man über den Werth deſſelben einverſtanden, daß man es Rouſſeaus Meiſterwerke an die Seite ſetzt. Wir können einem Buche, daß einen ſo ſchönen ſittlichen Zweck verfolgt, kein beſſeres Lob ertheilen, als wenn wir in dieſes Urtheil einſtimmen, und es ſo den Leſern empfehlen die Rouſſeaus Manen verehren. Das 2te und letzte Bändchen folgt nächſtens nach.

Europens Götter im Fleiſch.

Ein Gemälde aus der politiſchen Welt.
Von dem Verf. der Miranda und des
Sauls des Zweiten. Zwei Thle mit
ſatyr. Kpf. 1799. 1 thl. 12 gr.

Ich habe mich meinem Ziele genähert, hier übergebe ich dem Publikum die letzten Reſultate meines Herumirrens in der politiſchen Welt. Unerkannt, jedem meiner Leſer unbekannt habe ich ſelbſt viel oder wenig Theil genommen an dem, was ich ſchrieb, habe ich zum Theil die Rollen mitgeſpielt die ich austheilte. Eine große Periode meines Lebens, habe ich an den größten Höfen Europens zugebracht, und habe als Augenzeuge manches beſſer als jeder andre ausſagen können; dies habe ich gethan, und dies war der Zweck meiner Schriftſtellerei. Dieſe Bahn meines Lebens iſt geſchloſſen, mit ihr dieſe Art von Wirkſamkeit. Das Leben zweier großen Menſchen, die mich einſt Freund nannten, erhält das Publikum hier, in meiner letzten Arbeit; man hat auch ſie verkannt, ſie ſind zu wichtig, als daß ich das Publikum noch mit andern Gründen zur Prüfung dieſer Schrift auffordern ſollte. „

Wanderungen eines Franzoſen durch Irrland aus d. Franzöſiſch. 1r Th. Mit Kpf. 8. 1800. 16 gr.

Das merkwürdige Land, von dem dieſe Wanderungen ein anſchauliches Bild liefern, hat in die gegenwärtige allgemeine politiſche Erſchütterung tief eingewürkt, mehr eingewürkt als der, dem nur die Oberfläche der Dinge begreiflich iſt, vermuthen konnte; um ſo intereſſanter ſind dieſe Anſichten eines partheyloſen Mannes, der jeden Stand, die kleinſten Verhältniſſe beobachtend, hier ein Reſultat aufſtellt, das uns das engliſche Miniſterium in einem Lichte zeigt, in dem man es nicht gern erblicken möchte, und das überhaupt Gedanken weckt, auf welche politiſche Seher noch nicht kamen.

Reiſen unter Sonne, Mond u. Sterne. Ein biograph. Gemälde. 2r Th. Mit Kupf. Preis 1 thl.

6868

Der

Domſchütz

und

ſeine Geſellen.

Schauſpiel in 5 Aufzügen

nach

[redacted] Cramers Roman

bearbeitet

von

Dr. Albrecht.

WENDT GÜSTROW

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK BERLIN

Hamburg,
bei Gottfried Vollmer.

Bei Gottfried Vollmer in Hamburg iſt herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Arnaud's moraliſche Erzählungen.

Marmontels vorzügliche Erzählungen.

Neueſtes Buch zum Todtlachen, zur Aufheiterung in allen Stunden des Lebens. Erſter Theil, 3te verbeſſerte Auflage.

Deſſen zweiter und dritter Theil.

Dom Carlos, Infant von Spanien, von Schiller.

Alexander von Humbolds Reiſen um die Welt und durch das Innere von Südamerika. Intereſſantes Lehrbuch für die Jugend vom Verfaſſer von Cooks Reiſen um die Welt. Dritter Band, mit illuminirten Kupfern.

Auswahl der beſten Fabeln und Erzählungen der vorzüglichen deutſchen Dichter. Ein unterrichtendes Leſebuch für die Jugend ſo wie ein Repertoire vaterländiſcher Laune.

Der vollkommne Vogelfänger. Ein Beitrag zu den Vergnügungen der Städter auf dem Lande ſo wie für Landleute ſelbſt

Günther Graf von Delmenhorſt und Rahel die Jüdin. Scenen aus der Untergangsepoche Deutſchlands und der Vereinigung kirchlicher Syſteme. 2 Theile.

Der

Domſchüz

und

ſeine Geſellen.

Perſonen.

Der Fürſt von Harrenſtein
Die Fürſtin
Der Domſchüz, Hauptmann der Räuber
Koller)
Orion)
Knöchler) ſeine Geſellen
Bull)
Kux)
Gerolda)
Präſident Otter
Kammerherr Bliß
Hauptmann Bellberg
Hofagent Schwindler
Sekretair Hammel
Amtmann Marter
Amtmännin Marter
Oberförſter Eichler
Freidemann, Wirth
Albine
Herta
Frau von Stier
Ein kleines Mädchen
Bader Schröpf
Schöſſer Hardegen
Jäger Fik
Ein Officier
Ein Wachtmeiſter
Ein Ochſenhändler
Ein Knecht
Mehrere Geſellen des Domſchüzen
Volk.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt

Dichter Wald.

Knöchler. Schröpf.

Knöchler.

Heda, Landsmann! Was läufſt du denn als ob dir der Kopf brennte?

Schröpf. (anhaltend) Läufſt du nicht auch, wenn ein beißiger Hund dir die Zähne weiſt?

Knöchler. Nun, hier ſeh ich doch nichts.

Schröpf. Nichts? Hauſt nicht dort der Domſchütz mit ſeinen Geſellen?

Knöchler. Und um den iſt dies? (ihm an die Taſche klopfend) Und wie ſchwer wiegſt du denn?

Schröpf. Du lieber Gott! höchſtens ein paar Thaler.

Knöchler. Armer Schlucker! Du kriegteſt höchſtens einen Naſenſtieber.

Schröpf. (ſich an die Naſe greifend) Ich will nicht hoffen!

Knöchler. Aber laß dich doch einmal recht betrachten! Wahrhaftig der Herr Chirurgus Schröpf. Diener von Ihnen!

Schröpf. Sapperlot, woher kennſt du mich denn?

Knöchler. Ey, ey, erinnerſt du dich nicht mehr der Pülverchen, die du mir vor 14 Tagen machteſt, worauf man ſo lange ſchläft?

Schröpf. Nein, mein Herr, da irren ſie ſich.

Knöchler. So wenig als ſich der Teufel irrt, wenn er dich holt.

Schröpf. (feſt) Ich habe dich all mein Lebetag nicht geſehen.

Knöchler. So wie ich ietzt ausſehe, das kann ſeyn. Aber im Jahrmarkt daunten bey der kurrigen Wirthin, beym guten Breslauer. Du hatteſt noch ſo eine Art von Gewiſſen. Aber die blanke Doppelpiſtole! Gelt, die zog?

Schröpf. Ach, um Gotteswillen, um Gotteswillen!

Knöchler. Nun, mach nur keine Umſtände; man ſieht dirs ſo wenig im Geſichte an, daß du mich nicht betrogen haſt, und daß ſie alle den ewigen Schlaf ſchlafen, als mir, daß ich zu der Geſellſchaft da oben gehöre. Komm! in der nächſten Herberge wollen wir eins trinken.

Schröpf. Ich kann nicht, ich bin — ich bin auf flüchtigen Füßen.

Knöchler. Dummer Teufel! wenns dann ans Ausreißen geht, ſo hats mit dir keine Noth.

Schröpf. Aber Angſt — ich habe — ich habe die Gerechtigkeit hinter mir.

Knöchler. Scharmant! Beſſer, als wenn du ſie vor dir hätteſt.

Schröpf. Ach Gott! Mir iſt nicht ſpaßerlich. Mir zittern noch alle Glieder.

Knöchler. Haſt gewiß mit deinem Schlafpülverchen einen Handel ins Große treiben wollen?

Schröpf. Man giebt mirs ſchuld, aber ich bin ſo unſchuldig, wie die Sonne am Himmel!

Knöchler. Nun ich bin dein Beichtvater nicht. Komm du nur mit. (Er zerrt ihn mit).

Zweiter Auftritt.

Zimmer im [illegible].

Kreidemann. Ein **Ochſenhändler.** **Gäſte.** (einige ſpielen, andre trinken. **Knöchler** und **Schröpf** treten ein)

Knöchler He, Hanſel, eine Flaſche.

Wirth. (bringt die Flaſche) Hier! (Er hält die Hand nach Geld hin)

Knöchler. Nun, iſt denn die Krone ſchon alle, die ich dir gab?

Wirth. (holt Kreide, und mahlt mit Zahlen eine Rechnung)

Knöchler. Ja, wer ſich mit euch auf Kreide einläßt, iſt allemahl gematſcht. Da ſeyd ihr Meiſter. Hier Geld!

Dritter Auftritt.

Oberförſter Eichler. Vorige.

Eichler. Glück herein! (Er wirft Hirſchfänger, Reitpeitſche und Pfeife auf den Tiſch) Ich will mirs kommod machen.

Wirth. Diener, Diener, Herr Oberförſter! Was ſteht zu Dienſten. Ein Schlückchen Kräutermagen? Oder ein Glas Franz? Befehlen ſie!

Eichler. Alten Franz. und ein Stück Knackwurſt (Er ſieht ſich um) Sapperlot! Das giebt ia einen Jux hier, als wärs Hochzeit!

Wirth. Lauter hübſche Leutchen, Herr Oberförſter, lauter hübſche Leutchen! Der alte Kreidemann verſteht jedem aufzupaſſen, ſitzt zwar auf'm kitzlichen Fleck. auf der ſcharfen Ecke, hat aber ſeine Nahrung, weil er das Sprichwort liebt: Ehrlich währt am längſten.

Eichler. Aber man ſagt auch: Eigen Lob ſtinkt! (Gelächter) Wer hat unrecht? Na meine Herren, was giebts denn neues in der Welt?

Ochſenhändler. Ey, Herr, wenn auch was neues, doch immer nicht viel gutes.

Eichler. Aha, Sie meinen wegen der Ruinen dort. Nun, ſudelt ihr nur, trudelt ihr nur dort oben. Vielleicht habt ihrs letzte Futter gegeſſen.

Ochſenhändler. Hat lange ſo geheißen. Die Soldätchen aus allen Ländern— was wollen die.

Eichler. Ey was! Jetzt läßt der König einige Regimenter ausrücken.

Ochſenhändler. Sapperlot! Das wäre etwas.

Eichler. Auf iedem Kopf ſtehen zehn

Louisd'or, auf den des Anführers hundert.

Ochſenhändler. Ey, Sapperlot, da möcht ich mit ſeyn!

Wirth. Meinſt du, Caſperle, es iſt, als wenn man'n Ochſen vorn Kopf ſchlüge?

Knöchler. (ſetzt ſich zum Oberförſter) Mit Erlaubniß. Bitte um Vergebung, lieber Herr Oberförſter, daß ich die Sache in Zweifel ziehe.

Eichler. Warum?

Knöchler. Komme eben von einem Freunde, der drum wiſſen müßte, und weiß nichts.

Eichler. Und wer ſind ſie?

Knöchler. Ein Uhrmacher, von der Seeſeite. (Er zieht Uhren und Ringe vor).

Eichler. Und laufen mit dieſen prätiöſen Sachen, ſo mir nichts, dir nichts herum. Sehen ſie ſich ein bischen vor.

Knöchler. Und ſie werfen da Hirſchfänger und Pfeife umher.

Eichler. Hier denk ich unter ehrlichen Leuten zu ſeyn — aber draußen — Und welchen Freund meinten ſie denn erſt, wegen der Nachricht?

Knöchler. I! den Schöſſer Hardegen!

Eichler. Der müßts freilich wiſſen. Aber ſie irren ſich doch nicht in der Perſon?

Knöchler. Gewiß nicht. Hier iſt ſeine Repetiruhr.

Eichler. Richtig, die kenne ich.

Knöchler. Ich ſoll ſie repariren.

Eichler. O, da hab ich auch ſo ein Erbſtück. Sie will nicht recht mehr fort. Wann kommen ſie wieder in unſre Gegend?

Knöchler. In einigen Wochen.

Eichler. So nehmen ſie ſie mit. Ich möchte gern, daß ſie mich noch aushielte.

Knöchler. Soll aufs beſte beſorgt werden. (ſteckt ſie ein) Herr Wirth! Eine Pfeife!

Wirth. Haben Sie keine?

Knöchler. Nein!

Wirth. Ich auch nicht.

Eichler. (ſchiebt ihm Pfeife und Tabacksbeutel hin) Da! Ich rauche doch ietzt nicht.

Knöchler. O ich bitte! Manchmal überfällt mich ſo ein Lüſtchen.

Wirth. Beſonders bei einer ſo ſchönen Pfeife.

Knöchler. Witzling! Du könnteſt mich in Blame bringen.

Wirth. Nun, nun, Herr Oberförſter! Aus den Händen iſt ſie. Laſſen ſie ſie nicht aus den Augen. (Knöchler will die Pfeife zurückgeben, der Oberförſter dringt ſie ihm auf.

Vierter Auftritt.

Gerichtsdiener. Vorige.

Gerichtsdiener. Ey, ey, treff ich ihn hier, lieber Herr Schröpf. Will er einmal ein wenig mitgehen?

Schröpf. Finde gar keinen Beruf.

Knöchler. Ei was, hier iſt ein Freihaven. Stille da, denn wir wiſſen nicht, wer Recht hat.

Gerichtsdien[illegible] Ich habe recht. Mit mir ſoll er, und mit mir muß er. (Er pakt ihn. Ein heller Pfiff geſchieht. Alles ſpringt auf und fährt durch einander.)

Knöchler. Mit Erlaubniß, Herr Oberförſter. (Er nimmt den Hirſchfänger, zieht ihn, und drängt den Gerichtsdiener zur

Thür hinaus, dem er mit Schröpf und andern folgt)

Fünfter Auftritt.

Eichler. Wirth. Gäſte.

Eichler. Was war denn das eigentlich?

Wirth. Ja, es war wegen den Bader. Mit dem mag ich nicht theilen.

Eichler. Nun, was hat er denn gethan?

Wirth. Er hat einer Frau ein Pülverchen gemacht, um ihren Mann damit ins Grab zu ſchicken.

Eichler. So! Verflucht wär der

Kerl! Und der Uhrmacher nahm ſich ſeiner ſo an?

Wirth. Ja, wer weiß, was die mit einander haben.

Eichler. Er wußte wohl, daß er unſchuldig war.

Wirth. Mir ſcheints nicht ſo!

Eichler. Aber Herz hatte der Uhrmacher, wie ein Löwe.

Wirth. Ja, das haben ſie alle.

Eichler. Welche alle? Sie alle?

Wirth. I, ſo ſeines gleichen.

Eichler. So! Aber, wo er nur bleibt?

Wirth. Wer denn?

Eichler. Der Uhrmacher.

Wirth. Der Uhrmacher? Der U — U — Uhrmacher! Haben ſie was mit ihm?

Eichler. Ich mit ihm nicht. Aber er hatte meine Pfeife, meine Uhr, meinen Hirſchfänger.

Wirth. Hat er? Hat er? Nun ia, da ſind ſie drum, rups herum.

Eichler. Da müſte die Hölle platzen.

Wirth. Rups herum! Der iſt ſchon lange in die Wälder.

Eichler. Schwere Noth, da waren ſo viele zugegen, die —

Wirth. Rups! Naſibus! alle fort. Herr, haben ſie den durchdringenden Piff nicht gehört? Da dacht ich, die Köpfe gingen alle ab.

Eichler. So! Und ihr herbergt Spitzbuben bey euch? Man iſt ſeines Haabs und Guts hier nicht ſicher! und ihr, Sakkerment, ſagts einem nicht einmal vorher.

Wirth. Hab ich ſie nicht gewarnt? Ich ſoll wohl hintreten, und ſagen: Der Kerl iſt ein Spitzbub — damit ſie mich ſogleich expediren. Hier an der ſcharfen Ecke, Herr, da muß man leben und leben laſſen.

Eichler. Aber ſo vor meinen ſichtlichen Augen.

Wirth. Sie brauchens ja niemand zu ſagen, Herr Oberförſter!

Eichler. Wirklich? Nein, nun ſollens die Leute erfahren. Gerade die Juſtiz!

Wirth. So ſetzen Sie nur auch hinzu, daß ich ſie gewarnt habe. Aber wenn ihnen Hof und Leben lieb iſt, ſo ſchweigen ſie.

Eichler. Ich glaube, der Hallunke will drohen. (Er will ihn packen)

Wirth. Herr, rühren Sie mich an. (Es pfeift draußen) Hören Sie wohl! Gehn Sie ruhig ihres Weges, ſo wird ihnen nichts widerfahren.

Sechſter Auftritt.

Dichter Wald. Hinten die Ruinen des Doms. Ein großer einzelner Baum an dem viele Gewehre ſtehen Einige Höhlen nach den Felſen zu.

Knöchler. Schröpf.

Knöchler. Iſt dir nun leichter ums Herz?

Schröpf. Es iſt als wenn die Juſtiz und ihre fatalen Helfershelfer mir vor den Augen weggewiſcht wären. Nur das Bild des großen Ritters liegt mir im Sinn.

Knöchler. Sieh, dort liegt er, an dem Baume hinter der Schildwache. Seine getreuen Leoparden bey ihm.

Schröpf. Das — das iſt alſo der

Ritter? Das iſt er, der ſeine ſchöne Geliebte. Minarda, erſchoß?

Knöchler. (hält ihm den Mund zu) Unglücksvogel! Sprich den Namen nicht aus. Dann wird er wüthend. Den nennt man nicht anders,als in der höchſten Noth, in hitzigen Gefechten, wenn wir ſo tief drin ſind, daß wir nicht wiſſen, wo heraus? Ruft da einer: Minarda! ſo iſt der Löwenmuth wieder da. Aber nun raſch! Folge mir nach.

Schröpf. Führe mich zu deinem Hauptmann.

Knöchler. Ich ſehe ihn ſchon kommen.

Siebenter Auftritt

Gerolda. Der Domſchüz. Orion. Mehrere Schützen. Vorige.

Domſchüz. Wen bringſt du uns da, Knöchler?

Knöchler. Einen flüchtigen Bader. Der Alte iſt ſo ſchwach, und ſo kann er hier Leibchirurgus werden. Er iſt zu brauchen.

Domſchüz. Zu brauchen? Vielleicht! (zu Schröpf ſtark) Was trieb dich zu dieſem Schritt?

Schröpf. Die Noth — und außer dieſer ein Drang nach Thätigkeit, nach Wirken.

Domſchüz. (gegen Orion gewendet) Was mögen ſich die Menſchen wohl für

Verſtellung von Thätigkeit und Wirken machen! (zu Schröpf) Kennſt du aber auch die Gefahr dieſer Thätigkeit? Des Schrittes, den du über die bürgerlichen Geſetze hierher gethan?

Schröpf. Und wo Hauptmann, wo giebts keine Gefahr? Den Pfarrer rührt wohl auf der Kanzel der Schlag.

Domſchüz. Der ſtirbt in ſeinem Berufe.

Schröpf. Was iſt des Menſchen Beruf?

Domſchüz. (finſter) Und ſie ſterben mit Ehre.

Schröpf. Ehre! Jeder Menſch bildet ſich ſeine Ehre.

Domſchüz. Nun, du haſt einen guten Glauben. Alſo — deine Noth?

Schröpf. Ach, meine Noth war die Juſtiz.

Domſchüz. So! Rechnung ohne den Wirth! Schlechte Geſchäfte! Falſche Spekulationen!

Schröpf. Ach nein! Man ſagte mir nur dies und ienes nach.

Domſchüz. Aha! Aber Patron, hier giebts keine Geheimniſſe.

Knöchler. Er hatte zuletzt der Frau von D. ein Pülverchen präparirt, von welchem der Herr Gemahl recht ſanft einſchlief.

Domſchüz. (wild) Zuletzt! (zu Schröpf) Und was hatte er dir gethan?

Schröpf. Nichts, ich kannte ihn gar nicht.

Domſchüz. Nichts! Dir nichts gethan? Und du kannteſt ihn gar nicht? (zu Orion halblaut) Ein ſeltnes Talent!

Knöchler. (ängſtlich) Ein Blutarmer Teufel, Hauptmann. Mir hat er auch das Pülverchen präparirt, was uns auf immer von dem wachſamen Polizeimeiſter in Umſtetten befreite.

Domſchüz. An den du Memme dich nicht aus freyer Hand getrauteſt. Konnte der Kerl nicht arbeiten, oder betteln? Aber des Bettelns ſchämen ſie ſich, und arbeiten, mögen ſie nicht. Du haſt ſchlecht gewählt. (zu Schröpf) Alſo kannſt du wohl alles niederſtoßen? Wie es kömmt, ohne Grund und Urſache?

Schröpf. O ia, warum das nicht? Fragt der Donner auch wen er trifft? Und ſtehlen kann ich, wie ein Rabe.

Domſchüz. Bekömmſt aber doch nicht hinterdrein Gewiſſensbiſſe?

Schröpf. O Gott bewahre. Ich verrichte mein Tagewerk, und ſchlafe wie ein Raz.

Domſchüz. Allerliebſt! Du kannteſt uns ſehr gut, daß du mit dieſen guten Eigenſchaften dich zu uns wendeteſt. (Zu dem Haufen, der ſich um ihn verſammelt hat) Wer von Euch kann das?

Alle. Keiner! keiner! keiner!

Domſchüz. Werft die Kanaille in Ketten! (Er geht ins Gedränge zurück. Sie ergreifen den Bader, und feſſeln ihn an einen Baum.)

Knöchler. (halblaut) So ſchlage das Wetter drein! Keiner ſieht mich an. Aber wartet, ich will euch bezahlen. Hat das Vertrauen des Hauptmanns zu mir, eine Ohrfeige, und mein Glück einen Knack gekriegt, ſo wollen wirs vergelten. (Der Dorfſchüz kömmt mit Gerolda wieder hervor).

Dorfſchüz Dieß ein Stückchen für dich Gerolda. Du bringſt den Kerl ins Land, und lieferſt ihn an ſeine Juſtizbehörde zu Salem. Dem Amtmann meinen Empfehl. Ich rechnete ſicher darauf, daß dieſer ſchleichende Böſewicht in acht Tagen iuſtiſicirt wäre; widrigenfalls ich ihn ſelbſt wieder abholen, und iuſtifiziren laſſen würde. Dann aber hätte das Amt die Koſten 3fach zu erſetzen, oder einer ſchweren Exekution gewärtig zu ſeyn. Glückliche Reiſe!

Gerolda. Danke dir Hauptmann, ſo ein Stückchen mache ich gern. (Er macht Schröpf los und hängt ihm die Kette über die Schulter) Da Patron! trag ein wenig.

An der Grenze wollen wir ein Schlückchen nehmen, damit du Muth kriegſt.

Schröpf. (im Abgehen) Nun! fahrt zum Teufel! Ihr werdet auch nicht in Federbetten ſterben. (ab mit Gerolda)

Knöchler. (legt Pfeife, Hirſchfinger und Uhr hin) Hier, Hauptmann, etwas weniges zu Prämien!

Domſchüz. Stehen zu Dienſt, für die ſchöne Emplette an Herrn Vater.

Knöchler. Ich habs gefühlt, Hauptmann.

Orion. Hauptmann! Große Leute fehlen auch.

Domſchüz. Sieh nur die Heldenthaten.

Orion. Was der Teufel! Das iſt ja der ganze Oberförſter Eichler.

Knöchler. Richtig! Z[illegible] keine Heldenthat! aber doch eine Luſt, ſo einen alten ſchlaue Fuchs zu belauchſen.

Domſchüz. Eine ſchöne Luſt! Aber

wie biſt du ſo bekannt mit den Sachen, Orion!

Orion. Ich half ihm letzt einen angeſchoſſenen Hirſch ſuchen. Er hielt mich erſt für einen Jägerburſchen, aber wie ich 'nen ſilbernen Becher herauslangte, und ihm von dem biſchöflichen Madera zutrank, da machte er Augen. So ein Geſicht habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen. Scheint übrigens ein gutmüthiger Mann zu ſeyn.

Knöchler. Der keinem Menſchen was zu leide thut, dafür ſtehe ich. Euren Kaſtor und Pollux hat er oft im Gehege gefunden, und nie ihnen etwas gethan.

Demſchütz. Knöchler! Knöchler! Und dieſen Mann konnteſt du plündern? Knöchler! ehe der Tag grauet, hat der Oberförſter alle ſeine Sachen wieder, und eine Rolle Knaſter dazu.

Knöchler. (rafft alles zuſammen) Alſo — partout durchgefallen! Diesmahl, aber morgen bringe ich 13000 Thaler Herrngefälle. Da wirds ſchon anders klingen. (ab)

Domſchüz. Wer weiß! Es kommt darauf an. — Meine Geſetze müſſen heiliger ſeyn, als alle Geſetze der Erde; ſonſt ſind ſie ſchlimmer als gar keine. — Kinder! Aufgepaßt — alles an ſeinen Poſten. Ihr wißt, was uns dieſe Nacht bevorſteht. Es ſind 2 Regimenter im Anmarſch. Nicht blos unſer Leben, unſre Ehre iſt auf dem Spiel. Hier heißt es: Fechten oder untergehen! — Orion! Gieb die Zeichen, daß ſie ruhen, bis Mitternacht. Das iſt die Stunde, wo ſie das Gehölz erreicht haben. Dann auf! Unter ſie, und ſollten wir zu ſchwach werden, ſo lockt ſie dahin, wo Columbin, der kalte Teufel die Mine angelegt — aber nicht ehr, Orion, bis die Noth am größten iſt. [illegible] ſchonte ich Menſchenblut — aber kann ich? Darf ich? (ab)

(Es wird verſchiedentlich ein Hörnerſignal gegeben und beantwortet. Es werden verſchiedene Wachen ausgeſtellt.

Orion (zu den Wachen) Gute Nacht! (Er geht in den Vorgrund)

Achter Auftritt.

Orion, dann Domſchüz.

Orion. Ob ichs erreichen werde! Verſprochen hat er mirs, wenn es ſo weit wäre, daß eine entſcheidende Stunde über uns beyden ſchwebt, dann ſollt ich ſein Geheimniß wiſſen — ganz wiſſen. — Er kömmt.—

Domſchüz. Schlafen kann ich nicht

Orion! Hunderte werden vielleicht in dieſer Nacht noch fallen, deren Zerſtöhrer ich ſeyn muß. — Schlafen kann ich nicht. Der Gedanke läßt mich nicht ruhen: hab ich das Recht, dieſes Blut zu vergießen? Und doch — ich habe mir eine Republik errichtet in dieſen Ruinen. Soll ich ſie nicht vertheidigen? Was war Rom, ehe ſie groß wurde, die Stolze.

Orion. Kleiner als du und die Deinigen. Vom Raube wurde ſie groß und von ungerechterm Raube als wir uns zueignen. Wir geben dem der darbt, und nehmen es dem, den Ueberfluß drückt.

Domſchüz. Gut, und das Recht auch hierzu?

Orion. Giebt uns die Gewalt, die wir einmal erlangt haben. Die Möglichkeit, Schlachten zu liefern, ſtempelt den Helden, wenn er ſieget. Der verlierende Theil behält Unrecht. Aber weg mit dieſen Gedanken, und von dieſem Bilde. Laß mich dich an eine Schuld erinnern, Hauptmann, die du mir abzutragen haſt.

Domſchüz. Willſt du ſo gern einen Stachel in mein Herz bringen? Soll ich meiner Zunge einen Nahmen entreißen, den meine Seele ſelbſt vergeſſen möchte?

Orion. Und ſollte er dir in dieſer Nacht nicht dennoch vorſchweben? Sieh, Hauptmann, wir ſtehen in einem entſcheidenden Augenblicke da. Vielleicht ſehen wir uns zum letztenmahle. Was du thateſt, weiß ich — warum du es thateſt, nicht. Gehe ich in dieſer Nacht aus der Welt, ſo bedarf ich freilich deines Geheimniſſes nicht. Aber gehſt du, ſo ſtehe ich allein da, und ſage: Für alle meine Anhänglichkeit nicht einmal das!

Domſchüz. Es ſey Orion! Du haſt mein Herz geſtohlen. Du biſt das einzige Weſen, das ich ſchätze. Die andern ſchätze ich, weil ſie ehrlich ſind.

Orion. So ſey es denn ausgeſprochen, das Wort, das meinen Lippen ſo ſelten enttönt, was einſt meines Lebens Freude war, und jetzt meines Lebens Schme iſt — das Wort, was meinen Entſchl einſt zu Rieſengröße entflammte, denn w iſt alles, was ich jetzt thue, gegen das ei zige Werk — ſie zu tödten. — Minard Wo du auch weileſt, ſiehe herab, vernim wie ich dein Andenken ehre. Heilige E innerung, die mir die ganze Größe dein Werths ins Gedächtniß zurückruft: Minarda O ſie liebte mich unausſprechlich — ich lie ſie über alle Grenzen des Begriffs!

Orion. Und wer war dein fürchterl cher Nebenbuhler?

Domſchüz. Prinz Leuvadin! Je der Fürſt des Landes. In ſtolzer Ru lebend, nicht ahndend, zu welcher Verzwei lung er den brachte, an deſſen Abgott kein Recht hatte, weil ſie ihm keines ga Hätte ſie mit einem La[illegible] geſagt — mi einem Hauche fühlen laſſen, er ſey ihr et was, er hätte ſie nehmen können, und wen mein Leben darüber zerfloſſen wäre. Abe daß ihr der Tod minder ſchrecklich war, als Trennung von mir, lehrte der Erfolg.

Orion. Das Gerücht ſagt, der Fürſt habe ihr ſeine Hand angetragen.

Domſchüz. That es, und ſie erklärte feyerlich, ihr Herz gehöre mir. Sie wurde mir nun entriſſen. Ich verfolgte ſie, und ſtürzte mit dem Pferde in dieſen Wildniſſen, die ſchon als Raubhölen bekannt waren. Hier traf ich beym alten Kur und ſeinen Söhnen, Wartung, Pflege, Hülfe; denn alle wetteiferten mir zu dienen, alle waren bereit, mir ſie zu erkämpfen.

Orion. Und alle ſind ihrem Schwure getreu geblieben, nichts von der Sache zu entdecken, denn auch keinem kann man ein Wort von der Begebenheiten herauslocken.

Domſchüz. Damahls wurde das erſte Blut vergoſſen, und mit dieſem Blute erkauften ſie mich zu ihrem Eigenthum. Ich ſollte nicht glücklich ſeyn. Wir befreyten

Minarda aus den Händen ihrer Henker, aber, wie wir ſie im Triumpf zurückführen wollten, wurden wir von einigen Kompagnien Jägern überfallen. Ich wurde verwundet, Minarda mir aus den Armen geriſſen, und da rief ſie in Begeiſterung aus: Euras! ich kann ſterben, wie eine Römerin! Ein Schauder fuhr durch meine Seele. Ich ſahe, wie ſie einem Jäger den Hirſchfänger entreißen wollte; ſie hätte ſich damit durchbort. Nein, ſagte ich, ſo ſollſt du von geliebter Hand ſterben. Ich zog im ſchwärmeriſchen Wahnſinn eine Piſtole, rief aus: Lebendig ſollt ihr ſie doch nicht haben, und ſchoß ſie durch die Bruſt. Brechend fielen ihre Augen auf mich, und ſie ſtarb mit den Worten: Ich danke dir!

Orion. Es fühlt ſich, daß du mit ihr Alles verlorſt.

Domſchüz. Verwundet und unſinnig wurde ich hierher gebracht. Der rohe aber ehrliche Räuberhauſe wartete mein, als ob ſie ein Kleinod in mir gefunden hätten.

Orion. Sie haben es gefunden. Wir alle haben es gefunden. Seit du Hauptmann biſt, ſind hier keine Räuber mehr. Man könnte ſagen: Hier iſt der Ort, wo Gerechtigkeit wohnt. Wir rauben nicht mehr. Wir führen Kriege, Kriege zum Wohl der Menſchheit. Was wir nehmen, ſind Abgaben, billige Abgaben für unſre Mühe; und wir nehmen ſie nicht den Armen, den Bedürftigen, den Nothleidenden. Wie mancher edle ſchwor ſchon zu dir! Wie mancher fühlt deinen größern Werth, als des Herrn, den er verließ.

Domſchüz. Laß das! Wenn mein Herz von Minarda voll iſt, fühle ich von alle dem nichts. Mein Geiſt würde nicht ruhen. Das ſchon viel vergoſſne Blut, würde mich ſtürmiſch beunruhigen, wenn ichs nicht gethan hätte, um zu vergelten, um denen zu vergelten, die für mich ihr Blut gaben. Denke ich daran, wie es enden wird, ſo hört mein Denken auf; der oben mag entſcheiden! (Es fällt ein Schuß)

Orion. Was iſt das? Sollten ſie früher aufgebrochen ſeyn?

Domſchütz. Gewiß (Man hört mehrere Schüſſe) Nun, Orien ans Werk, du kennſt deinen Poſten, ich den meinigen. Richtet der da oben heute, ſo ſehn wir uns bey ihm wieder. (Beyde ab)

Neunter Auftritt.

Zimmer beym Oberförſter.

Eichler. Knöchler (als Eremit) Fik.

Knöchler. Und daß ich da noch in der Nacht zu ihnen komme, war der Auftrag meines Priors, der ſie gern beſänftigen will, damit der Zorn über die geſtrige Geſchichte ſie nicht übermanne.

Eichler. Ja, hätte ich den verdammten Gauner, auf der Stelle brách ich ihm den Hals.

Knöchler. Ey, ey! Man muß ſeinen Zorn mit der Sonne untergehen laſſen.

Eichler. Wie komm ich denn zu dieſer beſondern Vorſorge der Kirche? Bin doch ſonſt eben ihr heiligſter Sohn nicht.

Knöchler. Doch liebt man ſie wegen ihres ſchlichten ehrlichen Betragens, und man will ſie nicht blos mit Worten tröſten, ſondern dieſes (er zieht ein Paket hervor) ſendet ihnen unſer Kloſter als eine kleine Schadloshaltung für ihren Verluſt.

Eichler. Ey, ey! Wie kömmt mir denn das? Man pflegt doch ſonſt zu ſagen: Die geiſtlichen Herren fallen nich ohne Vortheil von der Bank. Ich werd erkenntlich ſeyn. Ein Hirſch, — ein Friſch ling. Aber machen Sie ſichs doch kommode, Herr Pater! Fik! Meinen Schlafrock! (Fik hat indeſſen Tiſch und Gläſer gebracht)

Knöchler. Sehn ſie, Herr Oberförſter! es iſt ſchlimm in das Neſt da oben zu purren. Wir beten alle Tage, daß der Himmel die Sünder ſtrafe. Aber ſie auszurotten, dazu hat die Obrigkeit den Beruf. Wir nicht und ſie nicht. Sie einzelner Mann mit ihren paar Jägerburſchen, was wollen ſie da ausrichten, und ſchöſſen ſie auch ein paar todt, ſo träf es vielleicht Unſchuldige. (Fik bringt einen Schlafrock, und Mütze. Der Pater zieht es an)

Eichler. Wohl wahr, wohl wahr! Aber ſo ſollten ſie ſich auch keine Neckereien mit uns erlauben.

Knöchler. Komme da eben durch den untern Wald. Saß ein armer Ochſenhändler dem hatten ſie die Geldkatze abgenommen. Er weinte wie ein Kind. Erzählte mir, er wär auch geſtern an der ſcharfen Ecke im grauen Wolf geweſen, und hätte ſich nur das einzige Wort verlauten laſſen, daß er wohl dabey ſeyn mögte, wenn den Kerlen die Pelze gewaſchen würden, da haben ſie den armen Teufel maulſchellirt nach Noten, und ihm den Rath gegeben, den Mund in Zukunft zu halten.

Eichler. I, den Teufel! Ich war dabey, wie der Ochſenhändler das ſagte. Da muß ja das Donnerwetter drein ſchlagen. Nun gemach! Gemach denn! Wir wollen eins trinken.

Knöchler. Ich weiß nicht, lieber Herr Oberförſter! Es iſt mir ungewohnt.

Eichler. Poſſen! (ſtößt an)

Beym Weine, und im Himmelreich
Da ſind die Menſchen alle gleich!

(ſie trinken)

Fik. (tritt ein) Herr Oberförſter! Die Hunde werden ſo unruhig. Die Wachtfeuer auf den Bergen lodern ſo hoch herauf.

Eichler. Ja, da hat es mal was.

Fik. Ich habe auch in der Ferne ſchießen gehört.

Eichler. Wollt ich doch wetten, daß die Regimenter im Anmarſch ſind, und mein Gaunerdieb nicht beym Schöſſer Hardegen geweſen.

Knöchler. Das muß was warmes ſeyn. Die Wachtfeuer ſtrömen jagen Himmel. (Er wiſcht zur Thür hinaus)

Eichler. Ich hatte doch ſo gewiſſe Nachricht, und da hat mich der Kerl konfus gemacht. (ſieht ſich um) Wo iſt denn der Pater?

Fik. Ich denke, ſie ſprechen mit ihm zum Fenſter hinaus. Er ſprang in den Garten. Wird ſich wohl beſſer umſehen wollen.

Eichler. (bedenklich) Hm! Was zu ſehen iſt, ſieht man auch hier. Das iſt doch kurios.

Fik. Schien überhaupt ein kurioſer Herr zu ſeyn.

Eichler. Der Teufel kennt hier zu Lande ſeine Jungen nicht. (Er macht das Paket auf, ſeine Sachen fallen ihm entgegen) Schwerenoth!

Fik. Je, Sapperment, da ſind ia all ihre Sachen.

Eichler. Ich Eſel, mit Reſpekt zu melden. Jetzt geht mir ein Licht auf. Das iſt derſelbe Kerl, der mir im grauen Wolf die Sachen abgenommen.

Fik. Aber Herr, nur einen Wink, und ich hätte ihn ein bisgen reutergar gemacht.

Eichler. Narr! wenn iſt man am klügſten?

Fik. Element ia! Wenn man vom Rathhauſe kömmt. Ihr ſeliger Herr Vater war ia auch Rathsherr — Drum ſind wir Menſchen!

Eichler. Eſel! wenn du weiter nichts weißt. Aber, zum Henker. Mein Schlafrock!

Fik. Nun, du ſollſt die Peſt kriegen. Ich hol eine Flinte. (man hört ſchießen)

Eichler. Bleib! bleib! Der hängt lange in Fezen an den Hecken. (es wird geſchoſſen) Die ſchießen regelmäßig, das ſind die Königlichen, da müſſen wir mit. Komm! ins Zeug. Weck alle Burſche! Gewehre mit! Vielleicht können wir ihnen den Garaus machen. (ab)

Der Vorhang fällt.

Das Schießen wird während den Zwiſchen-Akt immer ſtärker. Raſche Muſik fällt ein. Endlich geſchieht ein großer Knall.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gegend des Doms. Alles ſtille. Einige Wachen gehen auf und ab. Man ſieht hin und wieder auflodernde Flammen. Die Schützen ſammeln und lagern ſich. Sie ſingen ihr Morgenlied.

Guten Morgen! liebe Sonne!
wie ſo freundlich lächelſt du
nach der Nacht voll blut'ger Arbeit,
den verworfnen Schützen zu.

Und ſie ſchwingen hohen Muthes,
ihren Becher Freudenwein;
fällt auch dieſem oder ienem,
eine bittre Thräne drein.

Unſre Feinde ſind geſchlagen,
ihre Sölder ſind entflohn,
und für Schweis und Blut und Wunden
Edle Freiheit unſer Lohn!

Komm zurück nun, guter Hauptmann!
Komm ins feſte Felſenneſt;
komm und bring in heitern Blicken,
uns das ſchönſte Freudenfeſt.

Heute trinken! morgen bluten!
wie ſich wendet unſer Stern,
und wir trinken — bluten — ſterben,
mit dir alle — alle gern.

Zweiter Auftritt.

Orion (verwundet von Herda geführt)

Orion. Hart war der Kampf! Schön iſt der Sieg! Freilich die Mine muſte ſpringen, ſonſt wären ſie uns überlegen geweſen. Vieles Blut muſte fließen.

Herda. Setze dich, Lieber und ſprich nicht ſo viel. Erhitzung ſchadet dir. Ach, den armen Dorus haben ſie auch ſchon begraben.

Orion. Sanft ruhe er, der edle Junge. Gefochten hat er wie ein Löwe. Er war treu wie Gold, und kühn wie ein Sperber. Er kroch, um mir Luft zu machen, auf einen Baum, und ſchoß unter ſie, daß ſein Rohr glühend ward. Eine verdammte Bärmütze ſchoß ihn herunter; aber ich rächte ſeinen Tod, und ſtreckte ihn nieder. Es war mein letzter Schuß.

Harda. (mit einem Seufzer) O wollte das Gott!

Orion. Ich verſtehe dich, mußt du bey meinen Wunden, mir auch noch dieſe ins Herz ſchlagen?

Herda. (ihm um den Hals fallend) Das wollte ich nicht. Und doch bin ich am ruhigſten, wenn du verwundet in meinen Armen liegſt. (ſie küßt ſeinen verwundeten Arm) O die lieben, lieben Wunden!

Orion. Ein ſcharmanter Wunſch! Biſt du geſcheut, Herda?

Herda. Das hoff ich. Iſt euer Leben hier nicht eine ewige Schlacht? und wer nicht verwundet iſt, ſieht der nicht mit jedem Augenblicke dem Tode entgegen? Ja, die erſten Begriffe, die ihr mir von eurem Vorhaben machtet, ruhig hier zu leben, nur euch zu vertheidigen, wenn ihr angegriffen würdet, die waren andre. Jetzt -- die Geſellſchaft iſt größer — gemiſchter — ihr greift weiter um euch. Ihr ſiegt — das iſt wahr, aber, den Unterſchied zwiſchen euch und euren Gegnern wirſt du doch finden.

Orion. Sie ſind große Herren — wir kleine. Du warſt in Rom, Herde?

Herda. Wohl. Moriz unſer Begleiter, ließ uns alles ſehen.

Orion. Sagte er dir auch, wer die weiland Pflanzlinge dieſer ſtolzen Beherrſcherin der Welt waren?

Herda. Zwei berühmte Götterſöhne!

Orion. Unter dieſer Rubrik zogen damahls alle dahin, die ſich berühmt machten, und die man nicht kannte. Es war der verworfendſte Bodenſaz von Menſchen, mit dem wir uns zu vergleichen, groß Bedenken getragen haben würden. Und ihre Nachfolger —

Herda. Was hilft es dir, wenn deine Nachfolger Kronen tragen und du ſtirbſt auf dem Schaffot?

Orion. Bey alle dem ein ſchöner

Gedanke. Aber du machſt dir Grillen, entferne ſie.

Herda. Nicht, ſo lange wir hier ſind. Euer Hauſe vermehrt ſich täglich. Dieſe ungeheuren Wälder faſſen ihn kaum mehr. Eure Bedürfniſſe gehen ins Unendliche.

Orion. So ſchlägt ſich ein Theil in die Welt hinaus, ſucht ſich Dach und Fach, wo es welches findet, denn Brodt und Bleiben müſſen wir haben auf dieſer Erde, denn wir ſind Menſchen.

Herda. Und wo ſollen die hin, die ihr verdrängt?

Orion. Dafür mögen ſie und unſer Herrgott ſorgen.

Herda. Grauſamer! Iſt das recht?

Orion. Das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß wir organiſiren, arrondiren, oder Gott we[illegible], wie man das Ding eigentlich heißt, weil wir leben, und eſſen müſſen. Kurz, Herda, es wird ein Plan gemächt, uns in Ruhe zu ſetzen.

Herda. Es giebt nur eine Ruhe — und die iſt hier! (aufs Herz deutend)

Orion. Wir werden uns Frieden erkämpfen. Laß uns kämpfen, was geht es dich an.

Herda. Aber ich eſſe von dem Brodte, welches vielleicht unſchuldig Blut beſprützt, und trinke von dem Weine, nach dem vielleicht manche kranke Zunge lechzt. Ach, Orion, wenn ihr alle ausgeflogen ſeyd, alle, alle, und ich nun einſam, klagend mich hervorarbeite, vom gräßlichſten Gedanken ergriffen, mich niederwerfe an den harten Felſen, und ins Meer ſchaue, was dort dem Horizont begegnet, und gleich einer Schneeflocke dann und wann ein Schiff an demſelben hinfliegt — da kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: Dort — dort giebts Ruhe! Und es iſt mir ſo wohl bey dieſer Hofnung — und es thut mir ſo weh, wenn das Schiff, die Schneeflocke verſchwindet — ſo weh, daß ich mich hinabſtürzen mögte in die ſchäumenden Wellen — wo es ein Schiff — und Hofnung giebt.

Orion. Herda! So hört ich dich noch nie ſprechen!

Harda. Nur langſam arbeitet ſich der Verſtand unter der Tyranney der Leidenſchaft hervor — und das Gewiſſen ſagt uns immer ſpäter, was recht iſt, als das Herz.

Orion. Aha! Jetzt verſtehe ichs. Hier der Schlüſſel zu meinem Schranke. Nimm, was dein und mein iſt, und halte dich reiſefertig. Ich will ſogleich Anſtalt treffen, daß du noch heute zu deiner Tante gebracht wirſt. Und die 10000 Dukaten, die ſie mir für deine Auslieferung bot, ’ſchenk ich dir obendrein zur Ausſteuer (wild) Daß du ſie dir aber auszahlen läßt, ſonſt ſchwör ich dir, bey meines Lebens Elend, eine blutige Hochzeitsfeyer.

Herda. Um Gotteswillen, Orion, wie tief muß dein Geiſt geſunken ſeyn, daß du mich ſo misverſtehn kannſt! Mir möglich, den zu verlaſſen, um deſſen willen ich alles verlies. O du kenneſt kein Weib.

Ich gehe mit dir in den Tod, wenn es ſeyn muß — aber warum? wenn es anders ſeyn kann? Freilich, ich läugne es nicht, wäre ich lieber ienſeits dieſer Gebürge mit dir arm — blutarm, als hier reich wie eine Fürſtin!

Orion! allenthalben ſchützen meine Juwelen uns für Mangel.

Herda Aber ſollte es nicht ein ruhigeres — ehrlicheres Plätzchen geben, wo die geſcheuchte Liebe glücklich ſeyn könnte?

Orion. O tauſend! Aber könnten, dürften wir ihn verlaſſen, der ſich einſt ſo reſignirt dem Rade unſers Schickſaals in die Speichen warf, und blutend nur rief: Helf euch Gott! Ihn verlaſſen, um einen Tropfen Blut zu erſparen, den mir vielleicht in der nächſten Schenke ein Böſewicht abzapft. Herda! wir ſind ihm alles ſchuldig, was Menſchen einander ſchuldig ſeyn können.

Herda. Verdammt ſey der Undank,

Orion! Aber rechneſt du dein Blut und meine Thränen für nichts.

Orion. Hoch rechne ich deine Thräne, das weiß Gott! Aber ietzt — ietzt kann ich ihn noch nicht verlaſſen.

Herda. Warum den Druck auf dieſes Jetzt. Sagteſt du nicht: Ihr hättet niemand mehr zu fürchten, als dieſe Feinde.

Orion. Oeffentlich haben wir nichts mehr zu fürchten.. Ich log nicht, aber heimliche Feinde ſind noch gefährlicher.

Herda. Glaubt ihr bald, daß ihr auf glühender Aſche geht? Ein Windſtoß und ihr ſteht mitten in den Flammen.

Orion. Nicht ſo geſchwind — Aber es kocht wo was, das habe ich weg.

Herda. Weiß es der Hauptmann?

Orion. Gott bewahre! Horch — er kömmt! Weg mit den Wolken von der Stirn, Herda!

Dritter Auftritt.

Der Domſchütz. Mehrere Schützen. Vorige.

Domſchütz. Guten Tag, ihr lieben Leutchen (ſchüttelt Orion die Hand) Guten Tag!

Orion. (ſchreyend) Donnerwetter!

Domſchütz. (erſchrocken, will ihn umarmen) O weh!

Orion. (weicht zurück) Laß das, Bruder Hauptmann! Ich bin ietzt ein Kerl, wie aus einem Ei geſchält, man muß ſäuberlich mit mir umgehen, und in Freundſchaft und Feindſchaft biſt du ein Bißchen ſtark.

Domſchüz. Mit dem Munde doch immer noch der Alte.

Orion. (ans Herz ſchlagend) Hier auch. Ich will wenigſtens den Ruhm eines guten Chriſten mit ins Grab nehmen.

Domſchüz. Um den dich hier niemand beneiden wird.

Herda. Aber beweinen.

Domſchüz. (ſtreicht ihr freundlich die Locken von der Stirn, und küßt ſie drauf) Wer Thränen ſäet, erndtet Perlen. Der Perlenſchmuck der Fürſtin Harboni iſt dein!

Herda. Dem Kinde ein Spielzeug, daß es nicht weint, meinſt du — (glühend) Ein Tropfen Blut meines Orion iſt mehr werth.

Domſchüz. (hizig) Er iſt dein, und bleibt dein! (ſchnell zu Orion) Wir rechnen hienieden nicht ab — aber dort! dort, wo der Richter auf der ewigen Gerechtigkeit untrüglicher Waage wiegt: was wir *litten* und was wir thaten — Dort mag unter uns ſichs entſcheiden: Wer für den andern zur Hölle fährt. (Er kehrt ſich ſchnell von ihnen. Herda wirft ſich auf eine Ruhebank, und verhüllt ihr Geſicht. Orion lehnt ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, an die große Eiche. Der Domſchütz geht mit großen Schritten auf und ab.)

Vierter Auftritt.

Mehrere Schützen Die Vorigen.

Domſchütz. Wer dieſe Nacht dur
gefochten hat, geht in die Baracken zur R

he, wer friſch iſt, tritt hervor. (Signal, der Hörner) (Die meiſten treten um den Hauptmann)

Orion. (hervorſpringend) Sie lügen, Hauptmann. Alle fochten ſie mit mir im Thale. Nicht zehn können heiler Haut ſeyn; was gilt die Wette? (Er ruft) Heda! Koller! Was fluchteſt du denn ſo mörderlich die Nacht?

Koller. Hm! Schwerenoth! War mir ſo'n Kerl mit dem Baionet durch den Zopf gefahren.

Orion. Lügner! Du haſt ia keinen Zopf!

Koller. Richtig, hab ihn mir geſtern erſt abgeſchnitten. Ja, mein Seel, da mags wohl in die Schwarte gekommen ſeyn. Ei nun, es wird ſchon wieder verwachſen.

Orion. (zum Domſchütz) Siehſt du es?. Und du Bull! Du wälzteſt dich gewiß zum Spas im Sande herum?

Bull. Ey, Zeter! nein! Es fuhr

mir eine Kugel durch den Hut, da ward ich wie dämiſch.

Orion. (nimmt ihm den Hut ab, das Blut fließt) Laß doch mahl ſehen — Da haben wirs.

Bull. Iſt doch 'n bischen am Kopf gekommen?

Orion. Das nenn ich mir'n Schädel, und ſo, wo nicht ſchlimmer Hauptmann wirſt du ſie faſt alle markirt finden. Was ſagſt du nun?

Domſchütz. (zieht den Hut ab) Ich danke für den guten Willen, den mancher König und Fürſt vergebens unter ſeinen hochnaſigen Brodtdieben ſucht. Ich danke herzlich und weiß ihn zu ſchätzen, aber (ſtreng) befehle, ihr bleibt heute zu Hauſe, und laßt euch pflegen und warten. Gewehr ab!

Orion. Bravo! Die ganze weſtliche Seite kam gar nicht dran, Hauptmann. Die findeſt du friſch, wenn du was vor haſt.

Domſchüz. Wahr! Heyda! Lirium, biſt du ganzbeinig?

Orion. An der Hand fehlen ihm nur einige Glied.

Domſchüz. Sehr wohl. Seine Finger waren ohnehin ein bischen zu lang. Nimm drüben vom Paradiesvogel 50 Mann und verdopple die Wachen. Laß unten ein paar Ochſen vor die Köpfe ſchlagen, und ein halb Stück Rhingauer abzapfen, denn heute Kammeraden, wollen wir eins trinken, daß ſich die Haare kräuſeln ſollen. Morgen, das fühl ich in meinen Gliedern, giebts etwas neues. (ab) (die Waldhörner fallen ein, die Geſellen ſingen)

Heute trinken! morgen bluten!
wie ſich wendet unſer Stern,
und wir trinken — bluten — ſterben,
mit dir alle — alle gern.

Fünfter Auftritt.

Dichter Wald.

Schöſſer Hardegen. Hans, ſein Knecht mit einem Mantelſack.

Hardegen. Dem Himmel ſey Dank, Hans, noch eine kleine Ecke, ſo haben wir die Streifreiter in den Augen. Gut, daß wir die Pferde zurückließen, das macht zu viel Lärm, ſind wir im grauen Wolf, wo die Reiter hinbeſtellt ſind, ſo holſt du die Pferde, und wir reiten in ihrer Geſellſchaft weiter — und dann können uns die Gaudiebe da —

Sechſter Auftritt.

Kur, einige Schützen. Vorige.

Kur. (nahet ſich Hans, und giebt ihm eine Ohrfeige) Mehr Reſpekt ein andermal Jetzt nimm vorlieb, und lauf damit hin. (Er nimmt ihm den Mantelſack ab, Hans läuft ſchreyend fort)

Kur. (packt den Schöſſer)

Hardegen. Na, Sapperment, machts nur nicht ſo grob, Kinder. Es iſt ja nur pro forma.

Kur. Den Teufel auch Herr, ich denke, wir ſprechen doch ernſthaft genug, daß Sie es verſtehen können. Pro forma thun wir und unſers gleichen nichts

Hardegen. (will ſich losmachen) Ich werde euch ja nicht davon laufen, ihr Narren!

Kur. Das ſollſt du auch nicht. Zieh ihm die Stricke feſter, Knips. Ehr könnteſt du mit allen deinen Sünden vom Teufel los, als von uns.

Hardegen. Ihr Kanaillen! Kennt ihr mich denn nicht, ich bin ja der Schöſſer Hardegen.

Kur. Meinetwegen ſey er des Moguls Herr Vetter! Ich laſſe ihn nicht los.

Hardegen. Ich bin ja gut Freund mit euch, ihr Schinderknechte.

Kur. Schimpfe nicht, oder wir treten dir die Rippen entzwey.

Hardegen. (ſchreyend) Hülfe! Hülfe!

Kur. Schrey nicht, oder ich ſchnüre dir das Futterloch zuſammen, daß kein Biſſen mehr durchgeht.

Hardegen. Wo iſt denn aber der

Knöchler? Er wollte mich hier in Empfang nehmen.

Kux. Wird dich zeitig genug in Empfang nehmen — unterm Galgen oder auf dem Rade.

Hardegen. Er wird ia nicht des Teufels ſeyn; da könnts mir ia gehen, wie dem Bader Schröpf, den haben ſie heute morgen aufgeknüpft.

Kux. Ja, er machts einen wie dem andern. Der Kerl iſt ein Bärenhäuter.

Knöchler. (kömmt im Schlafrock und Nachtmütze des Oberförſters mit umgeſchnalltem Säbel hervor) Wer iſt ein Bärenhäuter?

Kux. Ei der Knöchler!

Knöchler. Scharmant! Du Sappermenter! Das bin ich ia.

Kux. Heißt du ſo? Nun, ſo nimms nicht übel. Der Teufel mag alle eure Namen merken. Wir heißen bey uns zu Lande den Tod den Knöchler, und den hab ich gemeint.

Knöchler. Mach keine Umſtände. Bey uns nimmt man es mit den Beynahmen nicht ſo genau. (Gelächter)

Hardegen. Lacht ihr und der Satan! Ich mögte vor Grimm und Schmerz des Teufels werden.

Knöchler. Ey ſieh da, Herr Schöſſer! willkommen.

Hardegen. Bruder! ich bin unter Schinderhände gerathen.

Knöchler. Iſt keinen Augenblick ſchade drum. Ihr habt eure Schuldigkeit gethan. Siehſt du, das iſt dafür, daß du mir geſtern nicht ſagteſt, daß wir die vorige Nacht Beſuch haben würden.

Hardegen. Das hatte ich, weiß es Gott, ſchändlich vergeſſen.

Knöchler. (zieht ein Piſtol) So hol der Teufel dein Gedächtniß. Es wäre werth, daß man dir eine Kugel durch den Kopf iagte.

Hardegen. (zitternd) Um Gotteswillen!

Knöchler. Hätteſt mir beynahe beym Hauptmann böſes Spiel gemacht. Wüßt ich, daß du es mit Fleiß gethan hätteſt, in die Erde ließ ich dich graben. bis an die Naſe, daß dir die Ameiſen das Gehirn aus dem Schädel freſſen müßten. Indeß, ſteh auf, du Lump! (Mit Würde) Noch ſteht unſer hoher Dom, und trotzt herab auf unſre Feinde — damit du Wurm nicht etwa glaubſt, wir brauchen dich — oder fürchteten dich — Nun bindet ihn los.

Hardegen. Danke dir tauſendmal, Freundchen, und bitte, vergiß das.

Knöchler. Mit dir zu zurnen, wäre eine eben ſo große Satyre, als dich zu lieben. Nehmen ſie indeß vorlieb mit dieſer kleinen Korrektion, Herr Schöſſer, und thun ſie ein andermal etwas nur halb, und nicht ganz, ſo können ſie die Ehre haben, am nächſten Baume zu zappeln.

Hardegen. Bleib mir mit ſolchen Sachen vom Leibe. Man iſt ein Menſch: man kann etwas vergeſſen.

Knöchler. Man iſt ein Eſel!

Hardegen. Und du wirſt doch nicht das Hühnchen ſchlachten, was dir ſo ſchöne goldne Eyerchen legt?

Knöchler. O dergleichen Schurken finden ſich alle Tage.

Hardegen. Na, laß nur gut ſeyn. Jetzt gieb mir nur meinen Part. Es ſind 15000 Thaler richtig gezählt, in puren Golde. Ich habe ein Fünftheil ſchon appart gepackt. Gieb mir das Päckchen, ich ſchnurre mich hinüber auf den grauen Wolf, und bin vor Alteration todtſterbens krank.

Knöchler. Nein, damit iſts nichts, und wenn wir Zwillingsbrüder wären. Der Hauptmann könnte Wunder denken, was ich gemacht hätte. Heute mußt du mit hinauf — und iſts ſchlimm abgelaufen, mußt du — hängen.

Hardegen. Um Gotteswillen! Laß mich, ſcharmanter Freund! Ich bringe dir auch das nächſte mal ein Extrareſtchen, auf meine Ehre.

Knöchler. Ehre hin! Ehre her! Reſtchen hin, Reſtchen her. Du mußt meine Legitimation ſeyn. Ich kann dir nicht helfen.

Hardegen. Ich laſſe dir alles. Hier noch Uhr und Börſe. Ich will mich nach Hauſe betteln.

Knöchler. Bettle oder ſtiehl dich in die Hölle. Vorwärts! Vorwärts!

Hardegen. Meine arme Frau! ſie liegt auf den Tod!

Knöchler. Das ſchiert mich nichts. Siehts oben gut aus, ſo bekömmſt du alles — ſchlecht — ſo hängſt du! Marſch (alle ab)

Siebenter Auftritt.

Die Ruinen des Doms.

(Die Waldhörner nitoniren. Man ſingt)

Chor.

Zur Freude winkt der Becher,
auf edle Schützen, trinkt!
wer weis, wie bald dem Zecher
das Horn vom Freudenbecher
zum Kampfe wieder winkt.

Einige Stimmen.

Das Horn ruft uns zur Freude
und ruft uns auch zum Kampf
wer weiß, umhüllts nicht heute
die Stirn beglänzt mit Freude,
euch noch mit Pulverdampf.

Solo.

Giebt uns das Schickſaal ſtürmiſche Nächte
giebts uns auch Wein
ruhiger ſchlafen dienende Knechte
wollt ihr das ſeyn?

Viele Stimmen.

Knechte! wir Knechte! Bruder du ſpaßt nur
Knechte! ha! ha!
kommen die Feinde — Wächter! ſo blaſt nur
und wir ſind da.

Andre Stimmen.

Rein aus dem Herzen, wie mit dem Munde
ſchwören wir drauf
Gehe die Welt darüber zu Grunde
Schützen! wohlauf!!

Chor.

zur Freude winkt der Becher :c.

(Indeſſen iſt Wein gebracht. Der Hauptmann trinkt)

Domſchüz. Alle brave Streiter; (Tuſch)

Die Geſellen.

Es lebe der Hauptmann! Es lebe unſer Hauptmann! (Tuſch)

Achter Auftritt.

Ein Unbekannter. Vorige.

Unbekannter. (tritt zwiſchen ſie) Iſts doch, als ob der wilde Jäger hier hauſte! (Alle ſpringen auf, und ſchlagen auf ihn an)

Unbekannter. Schämt euch! Sc

viele gegen einen. Oder iſts euch, wie dem Tyger bloß um eine Handvoll Blut zu thun? Da! (Er läßt den Mantel fallen, und ſteht unbewafnet da)

Domſchüz. (winkt zur Ruhe) Ich ſtaune den Muth an, mit dem du dich hierher wagſt, von wannen eigentlich kein Menſch zurückkehrt.

Unbekannter. Nicht das! Denn wie mancher Pinſel ſteht eben ſo der Mündung einer Kanone gegenüber. Aber, (er reicht ihm die Hand) das Vertrauen, mit dir ein vernünftig Wort reden zu können.

Domſchüz. (ruhig ſeine Hand nehmend) Soll mich herzlich freuen. Nur wünſch ich aber auch eben ſo herzlich. (ſorgſam warnend) Mann! wer du auch biſt, daß du Sachen mit mir ſprecheſt, die dir den Heimweg nicht verſperren.

Unbekannter. Traue mir zu, daß ich an den Rückweg dachte, ehe ich den Herweg antrat!

Domſchüz. Nun ſo ſprich!

Unbekannter. Du läßt dich nicht gern von einem einzigen belauſchen und ich ſoll vor der Menge mit dir reden?

Domſchüz. Haſt recht, und könnteſt wohl glauben, ich fürchte dich. Indeſſen, Hardy, ziehſt du alle Wachen ein. Ich will einmal eine Muſterung halten, daß ihnen die Ohren gellen ſollen.

Unbekannter. Dir machſt du Mühe, und ienen thuſt du unrecht. So wenig mich hier ein Auge wird ſehen weggehen, ſo wenig hat mich eins kommen ſehen.

Domſchüz. Wie konnteſt du es aber wagen? Wie ausführen?

Unbekannter. Liebt der Menſch ſein Leben, ſo iſt er ſchwach. Iſt er darauf reſignirt, wird er faſt allmächtig.

Domſchüz. Sonderbarer Menſch! Komm wir wollen uns näher kennen lernen. (ab in eine Höle)

(Es geſchieht ein Schuß)

Orien. Heda, Kameraden, was

giebts? Ach, da kömmt Gerolda. Was Teufel der ſieht verſtört aus. Haſt du denn etwas angerichtet?

Neunter Auftritt.

Gerolda. (tritt ein) Um ein Haar! Ich kam der Juſtiz zu tief in die Hände, und hätte bald, um mir ein Loch zu machen, den Amtmann ſelbſt niederſchießen müſſen, und das wär dem Hauptmann doch auf keine Weiſe gelegen geweſen.

Orion. Und wie machteſt du es noch?

Gerolda. Der Frau Amtmännin ihr Ballkleid hing am Zaune. Das warf ich über, und da machten die Bauern und

Spießbürger alle Reverenze, ſtatt mich zu greifen.

Orion. Das Kleid ſollteſt du in Gold faſſen.

Gerolda. Ich habe es einer armen Offizier-Witwe geſchenkt.

Orion. Auch gut angewendet. Aber das alles ſtimmt doch noch nicht zu deinem Geſichte. Du haſt was auf dem Herzen.

Gerolda. Heraus muß es doch — wo iſt der Hauptmann. Denn Roland und Tamino werden morgen gehenkt.

Orion. Morgen? Nun, da hats ja Zeit.

Gerolda. Den Teufel auch. Es iſt Militär dazu kommandirt. Mit Tagesanbruch rückt es ein.

Orion. Die Nacht iſt lang. (Es fällt wieder ein Schuß) Nun wird einmal alles misere zuſammen kommen.

Gerolda. Deſto beſſer, Herr Bruder. Solls einmal Sturm ſeyn, lieber recht, daß man weiß, was Spas oder Ernſt iſt; dann bitte ich mir aber das Gute auch ſolid aus.

Zehnter Auftritt.

Knöchler. Hardegen. Kur. Knips (mit dem Mantelſack) Vorige.

Knöchler. Glück auf!

Orion. Danke! Werdens brauchen! Aber zum Henker, ich glaube gar du biſt ein Türk geworden.

Knöchler. Da ſteck ich wahrhaftig noch ganz im Oberförſter. Muß geſchwind meine Toilette machen, ſonſt iſt der Hauptmann im Stande, und ſchickt mich noch einmal hin. (er zieht ſich an) Geſtohlen zwar hab ichs nicht.

Orion. Aber auch nicht gekauft.

Knöchler. Getauſcht! Er hat meine Kutte dafür in der ihr mich vorm Jahre von der Himmelsleiter herunter rettetet.

Orion. Ein Präſent, das nicht der Mühe werth war.

Knöchler. Hier eins, womit der Hauptmann mich nicht wieder fortſchicken wird.

Orion. Und was wäre denn das.

Knöchler. Geld! Dreizehntauſend Thaler — reine Intreſſen von dieſem Kapitale (Er zeigt auf ſeinen Kopf)

Orion. Die Intereſſen ſind gut, aber das Kapital ſteht nicht ſicher.

Knöchler. Das Schickſaal aller großen Capitale. Hier auch ein neuer Rekrut. Hat ſein Probeſtück ſchon am Herrn Schöſſer gemacht. Der Schlingel weiß die ganze Geſchichte der Nacht voraus, und ſagt mir kein Wörtchen von alle dem.

Orion. Freilich unrecht. Verdiente ſcharfe Ahndung! Aber wir wußten alles, ehe du weggiengſt.

Knöchler. So? und davon erfahre ich kein Wort. (bei Seite) Das muß ich mir ad notam nehmen. Mein Kredit ſcheint aus zu ſeyn.

Eilfter Auftritt.

Herba. Hauptmann. Unbekannter. Vorige. (kommen ruhig aus der Höle.)

Domſchüz. Setzt euch noch ein wenig, überſeht meine kleine Republik, und trinkt eins mit den Meinigen.

Unbekannter. Es iſt ſchon hoch Mittag. Die Zeit fliegt! Laß uns damit geizen.

Domſchüz. Auch der geizigſte hat ſeine Ruhepunkte. (Er trinkt) Freunde und Feinde ſollen leben. (ſie trinken. Tuſch)

Unbekannter. Mit Unterſchied. Sonſt wäre ja die Welt eine privelegirte Mordhöle, wo man jeden Ankommenden ex officio erdroſſeln ſollte.

Orion. Iſt ſie, bey Licht betrachtet, beſſer. Drum gab die Natur jedem Ankömmling ſtatt der erſten Sprache, Thränen!

Unbekannter. (ſcharf ihn anſehend) Hier konnte dieſer Glaube dir wohl natürlich werden, draußen würdeſt du wohl vor manchem ehrlichen Manne Reſpekt lernen.

Orion. Wenn das wahr wäre — wären wir dann hier?

Domſchüz. Alles zu ſeiner Zeit. Jetzt trinken!

Alle.

Trinken! trinken! trinken! (ſie ſingen)

Trinkt, daß die Augen heller euch funkeln,
ſchlafe wer mag,
fängts wieder an im Buſche zu dunkeln,
wirds für uns Tag.

Jetzt in der Hand den ſchäumenden Becher
trinke ſich Muth
tief in das Herz der fröhliche Zecher
Flammen ins Blut.

Ruft dann das Horn: Zu Buſche! zu Buſche!
Brüder! he! he!
Ladet die Stütze! Füllt die Cartuſche
Becher! adje!

Unbekannter. Gut, wenns allen ſo ſchmeckte, wie mir. Ich danke und gebe vor aller Welt das Zeugniß: In keinem Fürſtenhauſe war ich vergnügter, als in dem Deinigen! Ich wollt, ich könnte dich wieder bitten.

Domſchüz. Die Meinung iſt gut. Ich dank euch! Euch die gute Meinung und der guten Meinung ein Gefühl — das leider in meinem Herzen ſelten geworden.

Unbekannter. (leiſe) Schade. Leb wohl!

Domſchüz. Muß es ſeyn? Hardy du geleiteſt ihn.

Unbekannter. Halt! Das iſt gegen mein Bitten und gegen dein Wort.

Domſchüz. Verwegner! Ich erkläre hiermit, es iſt gegen meinen Willen, und nicht meine Schuld, wenn du verunglückſt.

Unbekannter. Mein Blut komme über mich ſelbſt. (Er hüllt ſich in ſeinen Mantel, und ſpringt ins Gebüſche. Einige wollen folgen)

Domſchüz. Halt! Ich hab ihm verſprochen, daß binnen zehn Minuten niemand ihm nachſpüre. Keiner ſetzt einen Fuß aus der Stelle.

Knöchler. (ſchleicht ſich an Orion) Er iſt doch ein rechter Pfiffikus, der Herr Präſident!

Orion. Was für ein Präſident?

Knöchler. Hm! Der Herr Juſtiz-Präſident Otter aus Harrenſtein.

Orion. Wie kömmſt du auf den?

Knöchler. Er war ja eben hier.

Orion. (auffahrend) Kerl! biſt du toll?

Knöchler. Das müßte doch ſonderbar zugehen. Zwar das Geſicht war verſtellt, aber Gang, Stimme, Weſen, (zum Schöſſer) Hardegen! wer war der Herr, der eben wegging?

Hardegen. Der Präſident Otter aus Harrenſtein.

Herda (laut aufſchreyend) Herr Gott! Mein Oheim! die Stimme ſagte mirs, und er ſahe mich ſo ſcharf an. (ab)

Orion. (ſich an die Stirn ſchlagend) Tauſend Donnerwetter!

Knöchler. Ich denke, ihr wißts

Orion. (zum Domſchüz, der tief in Gedanken ſteht) Hauptmann, das war der Präſident Otter!

Domſchüz. Wohl hör ichs, aber einige Minuten zu ſpät.

Knöchler. Wie er kam, war ich nicht hier, und da ich ihn ſehe, denke ich: Jeder kennt ihn.

Domſchüz. Ein Unglück iſts iuſt nicht, aber ärgern, ärgern thut michs doch.

Gerolda. Sollen wir ihn fangen, lieber Hauptmann, ſollen wir ihn fangen?

Domſchüz. (heftig) Nein, ſag ich. Er hat mich betrogen. Aber mein Wort muß gelten und wenn in der ganzen Welt kein ehrlicher Mann mehr iſt. (Geht mit Gerolda in eine Höle)

Knöchler. Ihr wußtet es alſo doch wirklich nicht?

Orion. Wenn wirs gewußt hätten — ia — da —

Knöchler. (ſchadenfroh) Solche Kerle ſeyd ihr!

Orion. Wie ſich der Froſch brüſtet. Dein Stündlein wird ſchlagen verlauſter Burſch! (alle verlieren ſich im Hintergrund)

Knöchler. (der allein vorn geblieben) Wie geſagt! Mein Kredit geht zu Ende. Am beſten iſts, man macht einen ehrlichen Bankerott! 12000 Thaler liegen parat. Die koſten nur einen Grif. Damit kann ein ehrlicher Kerl durch die Welt kommen. Ich weiß es, ſie haben wieder etwas vor, und nur mir ſagen ſie nichts. Schlafe einmal über deinen Entſchluß, Knöchler, damit du in keine Falle läufſt. (ab)

Zwölfter Auftritt.

Domſchütz. Orion. Gerolda. Mehrere Schützen.

Domſchütz. Nun, Kameraden! ihr habt doch alle hübſch helle Augen. Wir wollen heute Nacht einer alten blinden Frau ein wenig den rechten Weg weiſen.

Alle. Schön! Schön! wir ſind gern alle, alle dabey.

Orion. Aber die alten Weiber ſind manchmal eigenſinnig. Wenn ſie nun nicht hören will?

Domſchütz. (heftig) So ſoll ſie fühlen. Jetzt merkt auf. Ihr ſchleicht euch einzeln und paarweiſe, wie es am beſten geht — durch die Thäler hinüber ins Holmiſche. Punkt zehn Uhr trefft ihr in den Schluchten der alten Burg Harlo zuſammen. Dort werdet ihr den Hardy und Gerolda ſchon finden, und von ihnen erfahren, wo ich bin, (er greift an den Hut) bis dahin Addio! Koller und Bull bleiben.

Die Abgehenden. Addio! Addio!

Domſchüz. Du Koller, ſchleichſt dich hinunter an die Brücke, wo der Weg von Harrenſtein nach Harlo herüber geht, und wenn du vor Tagesanbruch etwa Soldaten herüber kommen ſiehſt, feuerſt du dein Gewehr ab, und (mit Achſelzucken) ſiehſt zu, wie du weg kömmſt.

Koller. Sehr wohl! (wirft das Gewehr um, und geht ab)

Domſchüz Du Bull bleibſt bey mir.

Bull. Mit Freuden, Hauptmann!

Domſchüz. Du. Orion, läßt die Lärmfeuer anzünden, mit Schießen, Lärmen und Schreien einen Spektakel machen, als wenn der Teufel hier loswäre.

Orion. Soll geſchehen. Komm du

nur geſund wieder, und wenns geht, bring die beiden armen Teufel mit.

Domſchüz. Wenns geht? Das haſt du mir noch nie geſagt. Wenn ich ohne ſie wiederkehrte — was würden die meinigen ſagen?

Orion. Dieſe Idee führe ich wohl aus — aber dann ſteckt hier eine — (auf den Kopf zeigend) die geht weiter, und führe ich ſie aus, dann zittert ein Herzogthum.

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal im Rathhauſe zu Harlo.

Amtmann Marter. Amtmännin. Gäſte.
dann Bedienter.

(Man ſitzt am Tiſche und trinkt Punſch)

Amtmännin.

Wir werden morgen einen ſchönen hellen Tag zu unſerm Feſte haben.

Amtmann. Immer habe ich noch das Glück gehabt, daß meine Executions-Tage vom Himmel begünſtigt wurden. Das iſt eine Ermunterung, ein Beyfall von oben herab. Trinken Sie doch Mesdames et Messieurs.

Bedienter. Es iſt ein fremder Herr a, der wünſcht den Herrn Rath und Amtmann zu ſprechen.

Amtm. Impertinent! Um dieſe Zeit noch. Kann morgen wiederkommen.

Bed. Er ſagt, er wäre von einem Freunde empfohlen, und habe nur ein paar Worte, gar keine Heimlichkeiten mit ihnen zu ſprechen.

Amtm. Nun denn, ia — morgen. Doch morgen mögt es auch wohl wenig Zeit geben. Laß ihn denn hereinkommen. (Bed. ab)

Zweiter Auftritt.

Oberforſtmeiſter Steckling. Vorige.

Amtm. (ihm entgegen) Was ſteht zu Dienſten?

Steckling. (nachdem er flüchtig freundlich gegrüßt) Ich bin der Oberforſtmeiſter Steckling aus Hansheim, (Die Amtmännin ſteht auf, und macht einen Knix) vom Oberförſter Eichler an ſie empfohlen, um mir in einer Sache Auskunft zu geben, die mich ſehr intereſſirt.

Amtm. Mit viel'm Vergnügen. Haben ſie die Gnade und nehmen Plaz. Linchen! ſchenk ein.

Steckling. Es war nicht meine Abſicht, ſie zu ſtöhren. Aber der Herr Oberförſter —

Amtm. Was macht er denn, der alte brave Degen? Hat auch ſo ein Späßchen mit den Vögeln da oben gehabt. Hat ers ihnen erzählt?

Steckling. So im Discurs! Aber (nachſinnend) wenn ich nicht irre, ſo hat er ſeine Sachen wieder.

Amtm. Ja, ia, wir wollen die Zeiſige ſchon kriegen. In die Mauſelöcher ſollen ſie noch kriechen vor Angſt.

Steckling. (indem er das Glas abnimmt) Ihr Dienſteifer wird allgemein gerühmt.

Amtm. Hm! Man thut ſeine Schuldigkeit. Kommen ſie vielleicht auch die morgende Exekution zu ſehen?

Steckling. Eigentlich nicht. Aber vielleicht werde ich doch bleiben. Welche Todesart iſt denn den armern Sündern beſtimmt?

Amtm. Dekollirt! leider nur dekollirt. Ich hatte es ſtark aufs Rädern von unten auf angelegt: das Beyſpiel iſt auffallender, ſchrecklicher. Aber — die höchſten Stellen ſind iezt ſo menſchlich, wollen lieber zum Leben, als davon bringen, und der arme Juſtizbeamte muß froh ſeyn, wenn er einmal ein ſimples Dekolliren zuwege bringt. (in ſüßer Erinnerung) Das war bei meiner erſten Stelle anders. Ich mogte berichten, wie ich wollte: Geköpft, gehangen, gerädert. Alles hieß: fiat!

Steckling. Und was haben die Delinquenten denn verbrochen?

Amtm. Jezt eigentlich nicht ſo viel, etwa ein paar Jahr Zuchthaus am Werth. Aber da hab ich mir alte Akten ſchicken laſſen. Der eine hat vor 6 Jahren einen Schäferknecht erſchoſſen, der andre hat ſeinen Herrn ein Brodtmeſſer durch den Leib geiagt, weil er ihn bey ſeiner 12 iährigen Tochter in einer zweydeutigen Attitüde traf. Die brachten ſie wieder ans Todesſtündlein. Und was ihnen vollends den Hals brach, daß ſie zu dem Schurken da oben, zu dem famöſen Domſchützen geflüchtet waren, und unter ihm gedient hatten. Wäre das nicht geweſen, ich glaube nicht, daß ich ihnen ans Leben gekommen wäre.

Steckling. Und fürchten ſie denn die Schurken da oben nicht?

Amtm. Gott bewahre! Ich hab einen Amtsdiener, Herr, einen Kerl wie 'n Auerochs. Es iſt eine Freude mit dem. Nein, noch muß ich lachen, wie ich dem einen ſein Todesurtheil publicire, lacht mir der Kerl hell ins Geſicht, und meint: Ich hätt' ihn doch noch lange nicht. Denn wenn er auch ſchon auf 'm Stühlchen ſäße, ſo wüßte er: Sein Hauptmann holte ihn.

Steckling. Viel Vertrauen, das muß ich ſagen.

Amtm. Der arme Schlucker! Wenn ihm unſer Herr Gott nicht feurige Roſſe und Wagen zu einer honettern Himmelfarth ſchickt, ſo kömmt er von dieſer nicht los. Und ſein Lumpenhauptmann, in der ſoll mir nur kommen! Wie'n Wachtelkönig haben ihn meine Stoßvögel weg. Indeſſen hab ich doch ein Bataillon Militair zu der Exekution requiriret, die werden ſchon da ſeyn, ehe wir ans Tageslicht ihn bringen.

Steckling. Vorſicht kann nicht ſchaden. Wie viel haben ſie denn nun ſolch Lumpenpack wohl in ihrem Leben juſtifizirt?

Amtm. Warten ſie mal — 45 — 46 — 47 — morgen 48 und 49 — Beym nächſten alſo feyre ich mein Inquiſitionsjubiläum. Meine Herren und Damen! Da geb ich eine Fete, daß die Tiſche knacken, und die Balken ſich biegen ſollen. (nachdenkend) Und – Gott! Hundert Dukaten in die Armenkaſſe, giebſt du mir zu dieſem Poſten die Kanaille, den Domſchüz ſelbſt in die Hände.

Steckling. Bravo! (Er reicht ihm die Hand, die jener nimmt) Da haſt du ihn! (Allgemeines Entſetzen. Pauſe.)

Amtm. Mein Herr! Sie ſpielen hier eine ſeltſame gefährliche Rolle, zum Beſten haben, foppen, narren laſſe ich mich nicht. Wiſſen ſie das, wiſſen ſie, daß ſie in meiner Gewalt ſind.

Steckling. Und wär ich in des Teufels Klauen (gräßlich) Was willſt du mit mir machen — Teufel!

Amtm. Herr! wo iſt ihr Paß? Ihre Certificate?

Steckling. (zieht den Hirſchfänger) Hier mein Paß (Er ſchlägt auf den Tiſch) und hier (zieht ſeine Piſtole hervor) meine Certificate. Ich bins, den du von Gott dir erbitteſt — verdammter Bluthund! (Pauſe) Da ſteht er vor dir, der Lumpenhauptmann! die Kanaille — der Schurke — (knirſchend) Hund! (auf ihn anſchlagend) und du ſtehſt unter dem Galgen. (ſetzt ihm die Piſtole auf die Bruſt) He! fühlſt du jetzt, wie es einem armen Sünder zu Muthe iſt?

Amtmán. Um Gotteswillen, menaſchiren ſie ſich. Das Ding könnte losgehen.

Steckling. Wäre kein Haar ſchade um ihn! Und hätt ichs nicht Gott geſchworen, nur im äußerſten Fall der Nothwehr Menſchenblut zu vergießen, ſie wären ſchon durch — die beyden Kugeln — durch dein rabenſchwarzes Herz.

Amtmän. Das iſt ja aber was entſetzliches! Mann! Leideſt du denn das? Wo iſt denn der Friedrich? Der Johann? der Gerichtsdiener? (ſie ſpringt zur Thür)

Steckling. Inkommodiren ſie ſich nicht. Die haben wir alle ſo feſt, wie ihr Herr Gemahl nie einen von uns hatte. (Er pfeiſt. Vier Leute treten mit geſpanntem Piſtol vor die Amtmännin. Sie wankt in einen Stuhl zurück)

Steckling. Nun noch ein Wort mit dir, Mißgeburt der Gerechtigkeit! (Er ſteckt Piſtol und Hirſchfänger ein) Meine Leute hatten hier nichts gethan, was den Tod verdiente. Daß der eine vor ſechs Jahren den

Schaafknecht niederſchoß, war unrecht, aber du, der nur für Hängen und Rädern Sinn haſt — weißt den Teufel davon, wie weh es einem Forſtmann thut, ſeine iungen Pflanzungen, an denen er ſeine Freunde hat, ſo weghüten zu ſehen. Daß der zweite ſeinen Herrn, dem Wollüſtling, ein Meſſer ins Herz ſtieß, weil er ſein 12iähriges Mädchen entehrte. das war recht: Die Akten deckten die Schandthat, weil der Thäter protegirt war. Du aber, was haſt du gethan? Einem Unſchuldigen nach dem Bekenntniß auf der Folter zum Tode verurtheilt, wo ein anderr bey ſeiner Hinrichtung das Verbrechen geſtand. Deswegen iagte man dich dort im Stillen fort, und wehe denen, die hier dich wieder in Thätigkeit geſetzt haben; (wärmer) und wenn es an ienen Zahlperlen der Frau Amtmännin, und an deinem Brillantringe geſchrieben ſtände, wie vieler Seufzer des Landmanns drauf ruhen, wie viele Wittwen und Waiſen Thränen darin ſpielen, du wärſt, ſtrafe mich der Himmel, ſchon lange gerädert.

Amtmann und Amtmännin. (legen Ring und Perlen ab) Steht gern alles zu Dienſten!

Dritter Auftritt.

Gerolda. Vorige. (hernach) **Tamino** und **Roland.**

Gerolda. Es iſt geſchehen!

Domſchüz. So laß ſie hereinkommen! (Die beyden armen Sünder treten herein. Amtmann ſchlägt die Hände über den Kopf zuſammen)

Domſchüz. Nicht war, Herr Amtmann, wir könnens, auch ohne feurige Roſſe und Wagen. (zu den beyden) hab ich euch wieder (zu Roland) Verwegner! (Er küßt ihn) Indeſſen dank ich dir für dein Vertrauen. Jetzt geht her und trinkt. Es ſcheint ſo den Damen und Herrn nicht mehr zu ſchmecken. Frau Amtmännin, wollten ſie die Güte haben, den beyden armen Sündern zu präſentiren (ſie thut es)

Gerolda. Trinkt nun, zur ſchuldigen Dankſagung für gutes Quartier, ſo ſchlecht es war und auf künftige gute Freundſchaft. (Die Schützen lachen und trinken.)

Domſchüz. Ring und Perlen, Gerolda, gieb an Cherubs Frau. Der Unmenſch von Amtmann ließ ſie einkerkern, weil ſie das Kleid an hatte, was du der Amtmännin genommen, und ihr geſchenkt hatteſt. Noch eins, Herr Amtmann, die 100 Dukaten, welche ſie dem Himmel gelobten, im Fall er mich ihnen in die Hand geben würde, zählen ſie ſie auf.

Amtm. Ich glaube nicht, daß ich einen im Hauſe habe.

Domſchüz. Kann ander Geld auch thun.

Amtmän. Wir können ja aber auch, wenn es denn ſeyn muß, das Geld hier unter unſre Armen vertheilen.

Domſchüz. Auch das! Bis es aber beweislich geſchehen iſt, nehmen wir die Frau Amtmännin als Geißel mit. Von Männern bin ich genug betrogen worden, aber von einem Weibe mögte ich mich nicht überliſten laſſen. (Er winkt, die Schützen wollen ſie packen)

Amtmän. Nein, Nein! Um Gotteswillen nicht (ſie wehrt ab) Mann! zahle! (Der Amtmann holt das Geld)

Domſchüz. (zu einem der Anweſenden) Sie, Herr Oberburgemeiſter, halt ich für den erlichſten unter dem gegenwärtigen Perſonale. Sie werden es nach Pflicht und Gewiſſen vertheilen, und wie es geſchehen, in den öffentlichen Blättern bekannt machen. (Er winkt, ſeine Leute gehen ab) Und nun noch eins (ſtrenge) Daß ſich niemand unterſteht, binnen hier und einer Stunde dieſen Plaz zu verlaſſen, zum Fenſter hinauszuſehen, zu rufen, zu klopfen, zu pfeifen, oder ſonſt etwas zu treiben, was nur den mindeſten Lärm machen könnte. Dies will ich nur zur Warnung geſagt haben. Denn unter ihnen im Bedientenzimmer, liegt ein Faß Pulver von 36 Pfund und auf der Gartenmauer ſteht einer meiner Konſtabler als Wächter und Zünder. (fürchterlich) Bey dem mindeſten Lärm, der unſrer Sicherheit gefährlich werden könnte, fliegt ihr, ſo wahr Gott lebt, alle in die Luft. (ab)

Vierter Auftritt.

Dichter Wald.

Kux. Vollberg. (verwundet)

Vollberg. Es muß in dieſer Nacht eben ſo toll hergegangen ſeyn, als in der vorigen.

Kux. Dasmal nicht, mein Freund. Lauter Spiegelfechterey. Jetzt muß es vorbey ſeyn, drum kann ich wohl davon reden. Auf dem Amte Harlo haben ſie unterdeſſen, daß hier blind gefeuert und gelärmt wurde, die zwey Delinquenten befreyet, die dort gerichtet werden ſollten.

Vollberg. Je mehr ich höre, je mehr bewundre ich euch. Ihr habt mich gefangen genommen, und noch bin ich im Beſitz meiner Uhr und Baarſchaft, was mir in keiner Schlacht begegnet wäre. Ich bin ein Gefangener, und werde bewirthet, wie ein Herr. Nur fürchte ich, daß hinter dieſem Roſengebüſche eine Schlange verſteckt liege, und alter ehrlicher Wächter, ich habe Weib und Kind — Tröſte mich, beruhige mich.

Kux. Daß dein Leben nicht in Gefahr iſt, und daß man nichts von dir fodern wird, was deiner Ehre zuwider iſt, dafür ſtehe ich dir. Was aber ſonſt der Hauptmann mit dir verhaben mag, das weiß ich nicht, und das kümmert uns auch nicht. Genug, wir leiſten ihm unbedingten Geherſam, einer wie der andre

Vollberg. Iſt es denn wahr, daß er nicht unter euch geboren und erzogen iſt?

Kux. Wahr, und doch lieben wir ihn alle, wie unſern Vater. Wir ſind Männer geworden, ſeit er unter uns iſt.

Vorher hießen wir die Brüder im Grünen. Das wuchs alles wild unter uns auf, und raubte und plünderte, wo es konnte, bis wir ihn einmal, da er mit dem Pferde geſtürzt war, fanden, uns ſeiner annahmen, ſein Geheimniß feſt in unſern Buſen verſchloſſen, und ſeiner ſchönen Denkart uns unterwarfen. Seitdem ſind aus Räubern Schützen geworden, und der Domſchütz regiert uns, wie unſer Oberhaupt. Wir ſind keine Räuber mehr. Wir führen Kriege, aber menſchlicher als ihr. Die in dieſer Nacht Gefallenen von euch und uns, ſind ſchon zu Grabe gebracht, und ihnen iſt ein Monument geſetzt, welches ehrenvoll iſt.

Wollberg. Aber nun intereſſirt mich euer Hauptmann. Du ſprachſt vom Amte Harlo. Wenn er nur nicht unglücklich geweſen iſt, denn es iſt ein Bataillon dahin marſchirt. Hätteſt du mir das in der Nacht geſagt, ſo hätteſt du ihm einen Wink geben ſollen.

Kur. Da wäre ich ſchön angekommen. Er hätte mir geantwortet: Denk an dein ſeeliges Ende! Hör einmal, mein lieber Gefangner — der weiß alles, dem entgeht nichts. In ſeiner Nähe iſt niemand, dem er nicht ganz trauen kann. Und die Geſellen, die fern von ihm ſind, fürchten ihn wie einen Gott. Um die Ehre, neben ihm zu ſtehen, opfert ieder zehnmal ſein Leben. Selbſt in den erſten Zeiten, wo er noch wild wie ein Tyger war, wo die Scenen ſeines Unglücks ihn beynahe unmenſchlich gemacht hatten, und Grauſamkeit aus allen ſeinen Befehlen herausſahe — ſelbſt da waren wir Sklaven von ihm. (Man hört einige Schüſſe)

Vollberg. Was iſt das wieder? Bey euch lebt man im ewigen Kriege.

Kux. Es hat nur das Anſehen eines ewigen Krieges. Bey uns bedeutet, iede Art zu ſchießen etwas. Dieſe Signale kennen wir alle. Alſo wiſſen wir gleich, woran wir ſind. Ich, zum Beyſpiel, daß deine Furcht vergebens war, daß alles gut vorübergegangen, und der Hauptmann ſich geſund dem Domberg nahet.

Vollberg. Dein Geſicht heitert ſich ganz auf.

Kur. Soll es das nicht. Der alte Kur wird nicht lange mehr leben, aber er hat ſieben Söhne im Dienſte des Domſchützen, und er weiß, daß, wenn dieſer ſeine Pläne durchſetzt, alle noch einmal in der Welt wieder zu Ehren, und aus dem Räuberleben herauskommen, und ich ſollte ſeinen Tod gelaſſen ertragen?

Und nun kommt. Auch wir müſſen den Weg dahin antreten, denn ich erwarte nun jeden Augenblick die Nachricht, dich wieder frey zu laſſen.

Vollberg. Und wenn ich auch wieder frey werde, ſo werde ich doch nie dich, deine ehrliche alte Anna, deine freundliche Bewirthung, deinen Hauptmann, den ich zu kennen wünſchte, vergeſſen — und in Bauernſchänken, und in fürſtlichen Palläſten werd ichs laut ſagen, daß, wenn meine Pflicht mich nicht zu andern Zwecken beſtimmt hätte, ich bey euch zu leben und zu ſterben wünſchte. (ſie gehen ab)

Fünfter Auftritt.

Gerolda. Albine. (von der andern Seite)

Gerolda. Noch einmal, Fräulein, ehe wir weiter ziehen, laßt mich den Hauptmann erſt vorbereiten, ehe ich euch vor ſeine Augen bringe.

Albine. Wie! Ich hätte dieſen Schritt umſonſt gemacht. Ich hätte Eltern und Vaterland, wohin ich vielleicht nie wieder kommen werde, umſonſt verlaſſen, und ſollte nun nicht einmal den Willen haben, mit dieſem Geſichte, wovon ihr ſprecht, es hätte ſo viel Aehnlichkeit mit ihr, ihn zu überraſchen?

Gerolda. Ich fürchte für euch und für mich.

Albine. Für mich habt ihr nichts zu fürchten, ich bin mir ſelbſt genug. Für euch — nun ſo bleibt zurück, und wenn ich gethan, was ich thun will, ſo will ich auch rufen, und ſagen: Hier iſt euer Held? Ueberhaupt, bildet euch nur nicht ein, daß ein Mörder Gefühl und Erinnerung für ſo lange Jahre mit ſich umher trägt. Er hat ſie längſt vergeſſen.

Gerolda. Man kann euch nicht gut widerſprechen, denn ihr ſeyd ſo raſch, wie ſie es war. Allein ich kenne ihn doch beſſer als ihr.

Albine. Seine Perſon, denn die ſah ich noch nicht. Aber in ſeinem Herzen leſe ich beſſer als ihr. Handlungen entziffern es, und ich ſchaudre wenn ich an die ſeinige gedenke.

Gerolda. Wenn der Schleyer von euren Augen wird gefallen ſeyn — wenn ihr den Vorfall ſeht, wie er war. —

Albine. Schweig. ich mag keine Entſchuldigung hören. Gehen mir, oder ſoll ich meinen Leuten rufen, daß ſie ihm dieſen Brief überbringen. Dann aber ſind wir ewig — ewig getrennt.

Gerolda. Kommt denn — entſtehe daraus, was da wolle. Meine Gefühle für euch ſiegen. (beyde ab)

Sechſter Auftritt.

Die Ruinen des Doms.

Domſchüz. Orion. Knöchler. Mehrere Schüzen.

Orion. Den Spas mit dem Amtmann hätte ich wohl mit anſehen mögen, das leugne ich nicht.

Knöchler. O es kann bald wieder einen ähnlichen geben.

Domſchüz. (finſter) Wie ſo?

Knöchler. Unſer Geldlieferant, der Schöſſer Hardegen ſitzt feſt.

Domſchüz. Den ſchenke ich ihnen mit Haut und Haar.

Knöchler. Denkt nur: hat nicht der Eſel ſchon im Voraus den Bericht koncipirt: daß er von uns wäre angefallen und beraubt worden. Den hat er auf ſeinen Schreibtiſche liegen laſſen. Der Schreiber, der wohl auf ihn etwas haben mag, findet ihn und trägt ihn gerade ins Amt. Da haben ſie ihn denn bei ſeiner Zurückkunft gleich in Empfang genommen, den Rabatt bey ihm gefunden, und er ſitzt in Ketten und Banden.

Domſchüz. Schon ſeine Dummheit verdients! Mögen ſie ihn ſieden und braten.

Knöchler. Wenn wir ihn aber ſitzen laſſen, das Beyſpiel ſchreckt ab.

Domſchüz. Wer mir das thäte, was er ſeinem Fürſten that, den ließ ich gleich hängen. Und ich ſollte ihn von einer verdienten Strafe befreyen? Läßt du dich durch die Galgen und Räder vom Stehlen abhalten? Wir brauchen die Schurken, weil wir müſſen, aber wir ſchützen ſie nicht — dürfen ſie nicht ſchützen!

Knöchler! deine Grundſätze paſſen nicht in die meinigen!

Knöchler. (beiſeite) Nun iſts aus — nun muß ich meine Maßregeln nehmen. (ab)

Domſchüz. Der iſt reif. Und nun, Orion, ich habe etwas neues. Dem Präſident Otter müſſen wir ſeinen Beſuch erwiedern. Er giebt in wenig Tagen einen Maskenball. Arrangire Masken für uns und unſre Leute.

Orion. Welche?

Domſchüz. Alles durch einander: Fürſten und Bauern — Bettler und Herren — Miniſter und Keſſelflicker — Soldaten und Schneider — Officiere und Bärenführer — Pfarrer und Ochſenhändler — Schulmeiſter und Eſelstreiber — und was ſonſt unſre Garderobe vermag.

Orion. Alle Wetter! Alſo einmal die große Maskerade.

Domſchüz. Soll ausſehen, als hätte Vater Noa ſo eben ſeinen Kaſten auf gethan. Das iſt unſre Seite gegen den Süden. Gegen den Norden werden die Güter beſucht, die auf der Karte ſtehen. Lirum ſoll die Leute anführen. Aber empfiehl ihm Menſchlichkeit. Keinen Mord! Es ſind ihrer genug, um ohne dieſes ſchreckliche Hülfsmittel alles auszurichten.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Gerolda. Albine.

Orion. Da kömmt Gerolda! Und er hat auch wieder ein Weib bey ſich. Das wird zuletzt noch eine Weiberkolonie.

Domſchüz. Laß du mich ſorgen, daß ſie das nicht wird. Alſo doch glücklich!

Gerolda. Da bin ich, Hauptmann!

Domſchüz. Willkommen! Willkommen! Und wer iſt dieſe?

Albine. (ſchlägt den Schleyer zurück, und ſieht ihn ſtarr an)

Domſchüz. Minarda! (Er ſinkt zurück, Schüzen fangen ihn auf)

Gerolda. Sie iſt es nicht, es iſt ihre Schweſter.

Domſchüz. Weg mit ihr — Führt ſie zu Herda! Warum haſt du mir das gethan. (Albine ſteht erſtarrt und läßt ſich ſchweigend abführen)

Achter Auftritt.

Kur. Vorige.

Kur. Hauptmann! was ſoll ich mit meinem Gefangenen machen?

Domſchüz. Ihn laufen laſſen. Ich hielt ihn nur, um allenfalls Gerolda damit auszulöſen. Jetzt iſt er entbehrlich.

Kur. Ein braver Mann! hat tapfer gefochten, und iſt gut. Er hat den Wunſch geäußert, dich zu ſprechen.

Domſchüz. Je mehrere mich ſehen, deſto bekannter werde ich. Ich kenne ihn, er iſt gut — brav — aus gutem Hauſe. Deswegen behielt ich ihn ſo lange. Ich laß ihn grüßen. Hat er kein Geld, ſo gieb ihm welches.

Kur. Hauptmann! wir haben ihm nichts abgenommen.

Domſchüz. Nach Pflicht! Noch eins Kur. Es ſchleichen zuweilen Unbekannte um die Kurburg.

Kur. Weiſe Männer. Still und beſcheiden. Sie trieben ihr Weſen immer neben den Brüdern im Grünen. Sollen wir einen, oder mehrere fangen?

Domſchüz. Nein! aber acht haben. So lange ſie den Dom-Ruinen nicht zu nahe kommen: Friede mit ihnen! In ienem Fall werden die Wachen aufpaſſen, doch wünſch ich nähere Nachricht. Orion! Ich gehe mich zu ſammeln. Der heutige Tag liegt ſchwer auf mir. Es hat mich entſetzlich angegriffen. Noch einmal, und ich wäre Knabe genug, mir eine Kugel durch den Kopf zu iagen. Uebrigens! Kein Signal. (ab, alle zerſtreuen ſich)

Neunter Auftritt.

Albine. Herda. (kommen aus den Höhlen.

Albine. Dich, Herda, hier zu ſinden, glaubte ich nicht. Und dich ſo hier zu ſinden, am allerwenigſten. Gute Seele! Was thut die Liebe nicht?

Herda. Du glüheſt — nein! Du brennſt, Albine. Röthe wechſelt mit der Bläſſe des Todes. Flammen ſchießen deine Augen. Krampfig zucken deine Nerven. Deine Pulſe pochen, als wollten ſie die Adern zerreißen.

Albine. O Herda! Wenn man den Gefühlen unterworfen iſt, die ich heute hatte, (ſie ſieht ſich ängſtlich um) Sieh her!

(ſie zieht einen Dolch aus dem Buſen) Sieh dieſen Dolch — er iſt geſchliffen — er iſt vergiftet — Er war für ihn geſchliffen — für ihn vergiftet. — Ihn wollt ich morden. Mit dem feſten unerſchütterlichen Vorſatze — wie ich gewiß glaubte, kam ich hierher.

Herda. Um Gotteswillen! weg damit! hier lauern aus allen Gebüſchen Feuerſchlünde auf einen jeden, beſonders auf dich, weil du fremd biſt. Die geringſte zweydeutige Bewegung, und der ſicherſte drückt los.

Albine. Laß ihn losdrücken. (ſchwärmeriſch) Schon der Gedanke verdient es. Ich kannte ihn nicht. Du weißt, daß während ſeiner unglücklichen Liebe zu meiner Schweſter, ich in Paris mich aufhielt. Ich höre es, und augenblicklich war ich entſchloſſen das Blut meiner Schweſter zu rächen, und mein ſeufzendes Vaterland von einem Ungeheuer zu befreyen, das ſeine friedlichen Grenzen verwüſtete, und die heiligen Eichenhayne zu Mördergruben umſchuf. So kehrt ich zurück. Im väterlichen Hauſe fand ich nichts, was dieſen Vorſatz hätte ſchwächen können. Thränen und abgehärmte Geſichter waren an der Tagesordnung, ich allein heiter, denn ich ſollte ja der Rächer aller dieſer Thränen und dieſer bleichen abgehärmten Geſichter ſeyn. Mich freuete der Gedanke: Wie werden ſie, wie wird die ganze Welt ſtaunen, wenn es heißt: Er iſt fort --- todt! Albine hat gethan, was ganzen Schaaren Blut und Leben koſtete.

Herda. Du machſt mir bange, Mädchen! Eiskalt werd ich, daß du ſo ruhig von Mord und Blut redeſt.

Albine. Laß mich enden. Den ganzen Winter beſchäftigte mich der Plan. Ich dachte mir ihn als einen blutdürſtigen Tyrannen dem es gleich viel ſey, einem Kaninchen den Hals umzudrehen, oder einen Menſchen zu erdroſſeln. Nur ſchlugen mich die Hinderniſſe nieder. Wie ſollte ein Mädchen das anfangen? Welch ein Wunder, welche Allmacht muſte ſie beſchützen.

Ich weiß nicht, Herda, was ich alles gethan hätte, um ihm ſo nahe zu kommen, daß ihn mein Dolch treffen muſte.

Herda. Nicht ſo laut, Albine! Jedes Blatt iſt hier ein Verräther! Schweigſt du davon nicht, ſo muß ich dich verlaſſen.

Albine. Du mußt alles wiſſen, um einſt für mich zeugen zu können, dann ſey aber alles mit mir verſchloſſen und begraben. Hundert Pläne wurden gemacht und verworfen, als mein Begleiter erſchien. Sein Plan faßte in den meinigen. Er wollte mich mit hierher haben, ich kannte ſeine Zwecke nicht, er mußte aber auch die meinigen nicht kennen, nicht muthmaßen, nicht ahnden. So hielt ich ihn lange mit Schwierigkeiten auf, um nichts ihn merken zu laſſen. Auf Riſiko meines guten Namens und meiner ganzen irrdiſchen Glückſeeligkeit ließ ich mich in dieſe Intrigue mit ihm ein — ach, mir war ia keine Gefahr zu gefährlich, kein Wagniß zu groß, kein Verluſt zu theuer. Mein Herz klopfte der ſüßen glücklichen Stunde entgegen. Blutend ſah mein Geiſt ſchon das Ungeheuer zu meinen Füßen — Herda! Ich kam — ich ſahe — ich war entwaſnet.

Herda. Gott ſey Dank, Albine! Du wälzeſt eine Weltlaſt von meinem Herzen.

Albine. Herda! Was für einen Mann find ich ſtatt des Ungeheuers, das ich mir dachte. Sein erſter ſanfter edler Blick überwältigte mich. Einen edlen Menſchen ſtatt eines Tyrannen zu finden — o ich hätte den verfluchten Dolch (ſie ſchleudert ihn ins Gebüſche) in mein eignes Herz bohren, und an ſeinem Halſe ihm um Verzeihung bittend, ſterben mögen.

Herda. Und du verdachteſt es gewiß deiner Schweſter, daß ſie ſich ihm hingegeben hatte? Ihm, der damals, der Erſte unter den Edlen des Landes war, wie er iezt der Erſte unter allen Räubern des Landes iſt.

Albine. Und wer hätte es ihr verdenken ſollen, da ſie Fürſtenſöhne zu ihren Füßen ſahe. Jezt aber — iezt — der Augenblick, wo ich ihn ſahe ſchuf mich zu einem andern Weſen um. Gott! wie er da ſtand, als ich den Schleyer zurückſchlug, er, vor dem Länder zittern, zum Zerknirſchen entnervt. — Durch die Erinnerung an meine Schweſter. O, in dem Augenblicke beneidete ich ſie um ſeine Liebe, und wäre mein Schickſal das ihrige geweſen, ich hätte mich glücklich geſchäzt. Herda! es giebt nur eine Liebe — dieſe eine fühlt man nur einmal. Ich habe ſie gefühlt, und gern will ich ſterben. (beyde Arm in Arm ab.)

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Geſellſchaftszimmer des Präſidenten Otter im Schloß Ommern.

Präſident Otter. Secretair Hammel.

Otter.

Ich vermuthete es, daß wir jetzt Einquartierung erhalten würden, aber ſo ſtark habe ich ſie mir nicht gedacht, und kann auch noch nicht recht klug aus dem Beſuch werden.

Hammel. Die Thorwache hatten ſie gleich weggeſchickt, und eine Ordonnanz an deren Stelle geſetzt. Uebrigens betragen ſich die Leute artig. Aber mit Ew. Excellenz Vorſchlag, durch den Trunk ihnen beyzukommen, und ihre wahre Meynung herauszubringen, iſt es vergebens. Keiner iſt zum Plaudern zu bewegen, und ich glaube, die Kerls tränken einen Ocean aus.

Otter. Dem Reitknecht mit der Depeſche nach Harrenſtein haben ſie doch richtig expedirt?

Hammel. Richtig, aber ich zweifle noch, ob er wird abgegangen ſeyn.

Otter. Wie ſo, warum nicht?

Hammel. Die Ordonnanz hat Befehl, iedermann zwar herein, aber niemand herauszulaſſen.

Otter. Immer beſſer! So wären wir am Ende wohl noch gar gefangen.

Hammel. So ſcheint es.

Otter. Sehen ſie nach, und bringen mir Nachricht. (zu verſchiedenen Seiten in den Saal)

Zweiter Auftritt.

Major Lori. Frau von Stier.

Fr. v. Stier. Ihr ſeyd wilde Eroberer, ihr Herren vom Militair!

Lori. Wir nehmen, wo wir finden, und genießen, was wir vermögen. Das deuten uns freylich viele Menſchen übel, aber wir befinden uns doch recht wohl dabey.

Fr. v. Stier. Bey der Tafel machten ſie es denn aber doch ein wenig zu bunt. Mein Vetter, den Hofmarſchall Allborn, und mein Bruder Kammeriunker Eidechs ſtichelten ſchon.

Lort. Und die Herren Geiſtlichen machten gewaltig große Augen. Der Probſt Uſekuß und der Prälat Rubin machen indeſſen wahrſcheinlich ſchon ihr Schläſchen, und werden uns nicht inkommodiren.

Fr. v. Stier. Sie loſer Menſch! Nun es bleibt bey Ihrem Verſprechen, in der andern Woche mich auf meinen Gütern zu beſuchen

Dritter Auftritt.

Vórige. Der Präſident Hammel. Hauptmann Vollberg.

Hammel. So eben kómmt der Kellermeiſter des Kloſters des Prälaten Rubin, und berichtet mir, daß auf der andern Seite der Dom-Ruinen ſchon ſechs adliche Güter von den Domſchützen geplündert ſind.

Fr. v. Stier. Lieber Himmel! Dabey iſt gewiß meines auch mit. Wenn ich nur meine ſchönen Juwelen mitgenommen hätte! O meine koſtbaren Diamanten! Sie ſind noch vom Prinz Conradin! Sehn ſie, Herr Maior, das wáre ein Stúckchen für ſie und ihr Korps, uns von dem zum Galgen reiſen Herrn Nachbar, ſchändlichen Andenkens zu befreyen. Er treibt ſein infernales Weſen immer in der Nachbarſchaft meiner Beſitzungen, und zwingt mich zu einem ewigen Exilio.

Lori. Meine Nachrichten aber lauten, daß er ſehr artig gegen Damen ſeyn ſoll, beſonders galant.

Otter. Es iſt ein großer Mann an ihm verdorben. Unglück hat ſeine gefühlvolle Seele verſtimmt, und ihn tückiſch gemacht. Wer ſchuld daran hat, mag es verantworten.

Lori. Sie ſind ſein warmer Lobredner.

Otter. Vor der ganzen Welt Sein. Karakter iſt nicht böſe. Man ſolle ihm nicht mit Sturm, ſondern mit Klugheit begegnen.

Lori. Sie ſcheinen ihn gut zu kennen.

Otter. Die Reſultate einer ſiebenjährigen Aufmerkſamkeit.

Lori. Haben Sie ihn während der Zeit nie geſprochen?

Otter. Nie (etwas verlegen) Wie wäre das auch möglich?

Lori. Ey, einem klugen Manne iſt viel möglich. So haben ſie gute Spione.

Otter. Unter ſeinen Leuten iſt keiner zu finden. Der eiſernen Treue mit welcher er umgeben iſt, kann ſich kein Fürſt rühmen. Und offne Gewalt kann gegen ihn nichts ausrichten. Hier ſitzt ein Herr, der gegen ihn gefochten, und bey ihm gefangen geweſen iſt.

Wollberg. Dreymal war ich gefangen, und in dieſer Gefangenſchaft bin ich am honetteſten behandelt worden. Das muß ich der Wahrheit zu Ehren vor Gott bezeugen.

Lori. Ey, ſieh doch, das macht den Leuten Ehre.

Wollberg. Ja, wenn nur auch mir iemand bezeugen könnte, wie ich dort gefochten!

Lori. Wie ſo? Sollte das nöthig ſein?

Vollberg. Allerdings. Man macht mir den Vorwurf: Ich hätte meine Schuldigkeit nicht gethan, und — ich bin außer Dienſt und Brodt.

Lori. Das bedaure ich herzlich, denn man thut ihnen Unrecht, gewiß ſehr unrecht.

Vollberg. Ich habs verſucht, mögens andre auch verſuchen. Unſre Truppen fochten ruhig, wie auf Exerzierplätzen, und wo ſich einer von ihnen ſehen ließ, da wurde er niedergeſchoſſen, oder ans Baionet geſpießt. Aber es war, als hätten wir es mit Polypen zu thun, ſie wuchſen gleichſam aus den Todten wieder hervor. Mit Gewalt richtet man nichts aus.

Lori. Aber ſo durch Liſt, durch eine Meuterey unter ſie ſelbſt.

Vollberg. Gott bewahre, das iſt ein Sinn, ein Herz, und eine Seele. Was nur um ein Schreinchen ſich verdächtig macht, oder nur Schwäche ſpüren läßt, das wird ohne Komplimente auf den Kopf geſchoſſen, oder bey erſter Gelegenheit ſo im Stiche gelaſſen, daß es zwiſchen Himmel und Erde durch die Juſtiz zu Grabe geht.

Lori. Müſſen doch wackere, rüſtige Kerls ſeyn. Und keiner ſollte das Leben ſeines Hauptmanns verkaufen?

Vollberg. Keiner! Sie ehren, fürchten und lieben ihn faſt wie einen Gott. Ihr Gehorſam iſt knechtiſch. Er ſchießt den Bruder und den Vater nieder, ohne daß Bruder oder Sohn darüber murren, weil ſie wiſſen, er handelt nie anders als recht. Er ſchickt ſie in die gewiſſeſte Todesgefahr, und ſie gehen, denn ſie wiſſen es nicht anders, als — es muß ſo ſeyn.

Fr. v. Stier. Sie können auch noch ſeine Parthie nehmen? Ja, wenn er meine Juwelen hat — der verdammte Spitzbube! Ich könnte ihn hängen, mit eignen Händen.

Lori. Wohl gar an ihre Strumpfbänder, gnädige Frau? Nein, der Tod wäre zu ſchön für ihn. Indeſſen, vielleicht iſts ſo ſchlimm nicht. Ich hoffe Ihnen beſſre Nachrichten zu bringen.

Fr. v. Stier. O ſie könnten mein Engel ſeyn. Nein! da lob ich mir den Rinaldo Rinaldini.

Otter. Ein Wort — Herr Maior!

Lori. So viel Sie wollen (ſie gehen beiſeite)

Otter. Muß es durchaus ſeyn, daß jedem der Ausgang von hier verſperrt iſt?

Lori. Haben ſie etwas Nothwendiges, etwas Intrikates abzuſenden, ſo vertrauen ſie es mir. Eine Ordonnanz ſoll auf Ehre, es an Ort und Stelle bringen. Uebrigens können ſie mir genaue Vorſicht nicht verdenken.

Otter. Sie können doch denken, daß ich dieſen Beſuch melden muß.

Lori. O, in der Reſidenz weiß man

es ſchon, und meine Anordnungen entſchuldigen ſie ia.

Vierter Auftritt.

Hofagent Schwindler. Vorige.

Schwindler. (hereinſtürzend) Habt ihr ſie? Ja, ihr habt ſie! Das ſeh ich euch an den Naſen an.

Otter. Still, Herr Agent! Es ſind feine gebildete Menſchen.

Schwindler. Ja, unſre ſind auch feine gebildete Menſchen, aber deswegen ſchreyen wir doch ſo laut vor Angſt, daß man es im Schloß Ommern hören könnte.

Otter. Und wen — wen habt ihr denn?

Schwindler. Den Domſchüz und ſeine Geſellen (wilde Angſt. Man läuft untereinander.)

Otter. Geiſterſeher! Wir haben Nachrichten, daß er ienſeits des Doms hauſet. Laßt euch nicht auslachen.

Schwindler. Habt ihr nie von einem Alten Ueberall und Nirgends gehört. Ich behaupte, er kann (mit dem Fuße ſtampfend) auch hier ſeyn.

Lori. Meine Leute halten alle Zugänge beſetzt.

Schwindler. Wie wär ich denn hereingekommen?

Lori. Haben meine Leute ſie nicht erkannt?

Schwindler. Das haben ſie — der Teufel weis woher, und mich obendrein genarrt.

Lori. So wußten ſie gewiß, daß Sie nicht der Domſchüz waren.

Schwindler. Genug, der Domſchüz iſt in Harrenſtein, wenigſtens geweſen, am hellen lichten Tage. Da habt ihrs ſchriftlich (giebt Otter einen Brief)

Otter. (reißt den Brief haſtig auf)

Schwindler. Beym Thee wird dem Fürſten ein Offizier mit Depeſchen gemeldet. Dieſer läßt ihn in ſein Kabinet kommen, lieſt, und fertigt ihn mündlich ab. Beym Weggehen giebt er dem Kammerdiener dieſes Billet an den Fürſten. Herr Präſident! leſen ſie doch einmal.

Otter (lieſt)

„Wenn Gott dich nicht behütet, alle
„deine Wachen behüten dich nicht. So
„eben ſtand vor dir und konnte, wenn
„eine höhere Macht ſein ehrliches Herz
„nicht wunderbar gelenkt hätte, und er
„überhaupt nicht edler dächte, als du,
„eben ſo gut als die Depeſchen über-

„geben, den Dolch dir ins Herz ſto-
„ßen   Dein Todfeind

Curas.

Schwindler. Und die Nachſchrift —

Otter. „Zum Wahrzeichen nehme „ich deinen goldenen Mundbecher mit, „nicht um ihn zu behalten, obgleich du „mich an Leib und Seele arm, und „zum Spitzbuben gemacht haſt. In „der Schloßwache wirſt du ihn fin„den.

Schwindler. Richtig kam er durchs Fenſter in die Wachtſtube geflogen. Nun hat niemand den Officier herein und herauskommen ſehen. Nun wiſſen wir nicht, iſt er herein oder heraus. Die Wache wird arretirt. Was hilft das? Der Kerl hat den Teufel im Solde, und ich möchte wahrhaftig nicht ſein Feind ſeyn. Der Fürſt iſt an desespoir. Iſt nicht alles ſo, Herr Präſident.

Otter. (knirſcht den Brief in der Hand zuſammen) Alles!

(Ein Jagtruf von Hörnern. Alles fliegt fort, bis auf Otter und Lori)

Lori. Ich will ehrlicher ſeyn, als ſie, Herr Präſident. (Er tritt nahe zu ihm) Kennen ſie mich nun?

Otter. Sind ſie es alſo. Mein Herz rief mirs ſchon zu: Das iſt der Ritter Euras!

Lori. Der Domſchüz! Der Räuberhauptmann! Der Spitzbubenkönig! Ich war ihnen ja einen Gegenbeſuch ſchuldig.

Otter. Der mich herzlich freuete.

Lori. Nicht ſo ganz von Herzen. Sie wiſſen ja nicht, ob ich nicht mehr will, als ſie beſuchen?

Otter. Nein, dann erſchienen ſie mir anders.

Lori. Sie ſind ſehr alt geworden.

Otter. Und hier muß man das vor der Zeit.

Lori. Traurig, wenn ein ehrlicher Patriot ſo klagen muß. Zu meiner Verfolgung wird nicht einmal etwas gethan.

Otter. Aber da wären ſie hier in den rechten Händen.

Lori. Auch in den ſtärkſten.

Otter. Dürfte eigentlich nicht in Betracht kommen. Stürben wir, ſo ſtürben wir in unſerm Beruf.

Lori. Nun denn, wagen ſies. Dann ſetz ich ſie mit der ganzen Geſellſchaft, dem Fürſten vors Zimmer, und das ſollte geſchehen, noch ehe der Tag die Fenſter des Schloſſes beſcheint. Bey allen Teufeln, es ſollte geſchehen.

Otter. Den Spas mag ich eben nicht. Aber was wird mich ſichern, wenn ſie weg ſind.

Lori. Dafür iſt geſorgt. Ihre fette Ochſen, Hühner, Gänſe, Kapaunen, alles iſt fort.

Otter. (erzwungen freundlich) So, das iſt recht gut.

Lori. Ich brauche dergleichen. Aber ich will nicht umſonſt. Hier 500 Ld'or.

Otter. Das nehm ich nicht.

Lori. Nehmen ſie, ſie ſind nicht arm — aber auch nicht reich — haben Frau und Kinder. Und ihr ganzes Silberzeug iſt auch weg.

Otter. Da müßten ia alle meine Leute Schurken ſeyn.

Lori. Sehr ehrlich. Aber ſie ſind alle feſt. Von dem, was ſie unter meinen Ruinen mit mir ſprachen, iſt vieles eingeleitet (Ach! hier ſeh ich Schreibzeug) (Er ſchreibt, während Otter das Geld wegbringt)

Fünfter Auftritt.

Orion. (als Ordonnanz) Lori.

Lori. Iſt alles in Ordnung?

Orion. Alles auf den Wink. Hier das Käſtchen.

Lori. Da taumelt alles umher, und ſie wiſſen nicht woran ſie ſind. Aber auch ich Orion, weiß noch nicht, woran ich bin, nicht einmal mit dieſem Otter. Jetzt geh. (Orion ab)

Sechſter Auftritt.

Bollberg, Major.

Lori. Gut, daß wir uns noch treffen. Hier iſt ihr Beglaubigungsſchreiben, daß ſie brav und ehrlich gegen den Domſchüz gefochten haben — von ihm ſelbſt. Sollte man Bedenken tragen, darauf Rückſicht zu nehmen, ſo ſoll mehr geſchehen, bis ſie wieder in Dienſt und Brod ſind. Sie können darauf rechnen.

Bollberg. Sie, Herr Maior — ſie —

Lori. Ich — ia. Einige Minuten

ſchweigen ſie noch, dann wirds iedermann wiſſen.

Siebenter Auftritt.

Frau von Stier. Maior.

Fr. v. Stier. Aber ums Himmelswillen, Herr Maior, helfen ſie doch. Man ſpricht da von ſo vielem Geſindel, was umherſchleiche.

Lori. Nun erſt ein Wörtchen mit ihnen im Vertrauen.

Fr. v. Stier. Nur eins! Warum nur eins. Sie ſpannen meine Neugierde.

Lori. (zeigt ihr das Käſtchen) Geduld! Kennen ſie das?

Fr. von Stier. Herr Gott!

Lori. Es darf nicht ein Stück drin fehlen.

Fr. v. Stier. Nein, es fehlt wirklich nichts. Nicht das mindeſte.

Lori. Nehmen Sie — von ihrem zum Galgen ſchon lange reifen Hern Nachbar ſchändlichen Andenkens. Von mir dem verdammten Spitzbuben, deſſen Vertilgung ihnen ein Freudenfeſt ſeyn würde, von mir, den ſie hängen könnten mit eignen hohen Händen. Was ſie ſonſt in ihrem Hauſe hatten, wird zum Beſten ihrer Kinder verkauft, und aufgehoben. Nehmen ſie — und ſagen ſie ihrem Lieblinge Rinaldo Rinaldini: wenn er nicht eingeſteht, daß auch ich galant gegen die Damen bin, ſo will ich ihn zermalmen, wo ich ihn finde, ſey's auch zwiſchen Himmel und Erde. (Er geht mit einem durchdringenden Pfiff ab. Es geſchieht ein heftiger Schlag, worauf alles aus dem Saale ſich zerſprengt. Otter und Hammel bleiben)

Achter Auftritt.

Otter. Hammel.

Hammel. Wir ſind rein ausgeplündert.

Otter. Still! Laſſen ſie anſpannen, was noch da iſt. Ich muß ſogleich in die Reſidenz

Hammel. So muß ich Bauernpferde nehmen. Die unſern ſind alle fort

Otter. Was ſie kriegen können! (Hammel ab) Dort geht es nicht, und dieſer macht uns zuletzt den Garaus. Wie wär es, einen durch den andern zu verderben. Der Gedanke iſt groß — aber ſchrecklich — indeſſen — das Gute, was dadurch geſtiftet wird, deckt die grauſende Scene. (ab)

Neunter Auftritt.

Dichter Wald. Grabmahl

Albine. (allein) Warum ſchickte er mich zurück? Hier verließ mich Herba.

Hier ſollte ich den Weg rechts einſchlagen, und nach Burlau zu den Meinigen kommen. Zu den Meinigen? Wer ſind noch die Meinigen? Ha! daß ich bey ihm war — er — er iſts allein. Er iſt nur die Meinigen. Aber er will mich nicht leiden. Er verwirft mich (ſie erblickt Minardas Grabmahl) Was iſt das? Wie! Sehe ich recht? Minardas Grabmahl! meiner Schweſter — der Glücklichen — durch ſeine Hand getödtet, und doch ſo viel glücklicher als ich. Ein Räuber ſoll er ſeyn? — Er iſt ein überirrdiſches Weſen. Er führet Krieg? — Wer führet ietzt nicht Krieg? Auf der Waage des Allmächtigen wird es nichts ausmachen, ob Große oder ob dieſe ihn führen. Und iſt er darum weniger liebenswürdig, weil er ein Räuber iſt? Meinem Herzen bleibt er ein lieber, ein herrlicher Mann — mögen ſie ihn läſtern, wie ſie wollen. Meine liebe ſchlafende Minarda! du wußteſt es wohl, welch ein Schatz er war, und darum wollteſt du lieber in der Blüthe deiner Jahre mit der ſeeligſten Empfindung: Er hat dich geliebt! ſterben, als ohne ihn leben. Welch eine große Liebe! Er konnte dich tödten, weil er dich liebte! O könnte er mich auch tödten!

Zehnter Auftritt.

Der Domſchüz. Albine.

Domſchüz. Albine! (ſie ſieht ſich um — ſie wollen ſich umarmen, ſchaudern zurück)

Albine. O Ferdinand! Warum

darf ich mich nicht freuen, dich hier zu ſehen. Warum darf ich dich nicht mitnehmen, und dich willkommen heißen — dort in meiner friedlichen Heymath. O warum kann ich nicht in deine Arme fliegen!

Domſchüz. O das iſt ja der immerwährende Gang meines unerbittlichen Schickſals! Jedes Menſchenherz iſt unglücklich, welches ſich meiner verhaßten Atmosphäre nähert. Verzeihung aber, holdes Geſchöpf, daß ich dich in deinem ruhigen Aufenthalt ſtöre! Ich wollte noch einmal — ach — die Gegend ſehen, wo ich meines Lebens ſeeligſte Tage lebte — noch einmal am Grabe meiner geliebten Minarda weinen, noch einmal die ſehen, die den Tod in ihrer Hand, in Liebe verwechſelte.

Albine. Du wußteſt —

Domſchüz. Ja, ich habe alles erfahren, und ich liebe dich um dieſen Eifer. Und wer weiß, Albine, ob ich nicht glücklicher geweſen wäre, wenn deine Hand den Todesſtoß vollführt hätte! Jetzt kehre ich zurück in meine Wälder — vergrabe mich in mein altes Elend. Lebwohl, herrliches Mädchen! Leb wohl und glücklich, und wo du irgend ſpät oder früh mein Grab findeſt — denke, es iſt das Grab eines Unglücklichen, und fluche mit nicht! (er will ab)

Albine. Nein! Nein, Ferdinand! Nur noch einen Augenblick! Warum behielteſt du mich nicht dort in deinen Wäldern. Ich hätte mit den böſen Geiſtern um die Wette gerungen, und vielleicht dein Herz gerettet.

. **Domſchüz.** Und dann hätte die Welt mit Recht mich mit dem Namen eines Schurken gebrandmarkt, wenn ich ſo vorlaut hätte ſeyn können, deinen Nahmen zu brandmarken mit dem meinigen. Und — zeihe mich keiner Ungerechtigkeit, Albine — ich hätte in deinem Anblick ſtets die Leiche meiner Minarda vor Augen gehabt, hätte deine Ruhe und dein Glück vergiftet. Nein! noch eine Seele werden, das kann ich nicht. Wo ich ſchlafe, Mädchen, da iſt die Hölle — wo ich wachend erſcheine, da umringen mich gezuckte Dolche — für mich raſſeln, wohin ich mich wende, eiſerne Ketten, die Deinigen ſind von Roſen. Dein Gang iſt zum Brautgemach, der Meinige zum Blutgerüſt.

Albine. Ach, ſo fliehe — fliehe Unglücklicher! hier lauern gewiß mörderiſche Dolche auf dich. Hier an dieſem Grabmahl wähnt man dich — ſucht dich — hier wo Liebe dich auf Roſen bettete.

Domſchüz. O, ein paar Minuten kann ich mich allenfalls noch ſichern, und anderer Leben verbluten laſſen. Aber hier im Herzen — dieſe Dolche ſtumpft nur der Tod!

Albine. O du armer, Unglücklicher! Giebts denn unter dieſer Sonne nicht einen einzigen Tropfen Balſam für deine leidende Seele?

Domſchüz. Balſam iſt für mich Gift — und doch — (er ſtreckt ſeine Arme nach ihr aus) Vielleicht zum letztenmale!

Lebe wohl! (er umarmt ſie, reißt ſich los und ſpringt in die Gebüſche.)

Albine. (nachdem ſie ihm nachgeſehen) Gott! Gieb ihm deinen Troſt! Meine Liebe iſt für ihn verloren und ich bin mit ihm verloren. (ab)

Eilfter Auftritt.

Domſchüz. Nun da werde der Teufel klug. Dreye ſind mir auf dieſem kurzen Wege ſchon begegnet. Und ſie ſchleichen ſo ruhig und unbefangen dahin, als ob ſie das größte Recht hätten, hier zu weilen. Aber der erſte der mir wiederkömmt — das erſte fremde Geſicht, was mir nicht Rede ſteht, (er zieht ein Piſtol.) Der hat den Mond zum letztenmahle wachſen geſehen. Nun dort kniſterts in den Kiefern — und hier — und da auch — haben ſie ſich denn wie die Dachſe eingegraben? Wenn ich Knöchlern nicht hätte hängen laſſen, ſo dächt' ich, er hätte etwas angezettelt. Was — In der Gegend auch — ich glaube, ich bin am Ende ſelbſt eingeſtellt. Das wäre allerliebſt?

Zwölfter Auftritt.

Domſchüz. Unbekannter.

Domſchüz. Ein Unbewafneter! Laß ſehen, wes Geiſtes Kind er iſt. (Er ſcheint vorüber gehen zu wollen (Ein kurioſer Patron. Wer da. (Unbekannter winkt mit der Hand) Nicht einmal eine Antwort. (faßt ihn bey der Bruſt). Wer biſt du?

Unbekannter. (ganz gelaſſen) Du thuſt mir nichts!

Domſchüz. Menſch! Ums himmelswillen. Du biſt ia gleich des blaſſen Todes.

Unbekannter. Meinſt du? Sieh du

dich nur vor. Sieben Läufe ſind auf dich gerichtet. Ein Griff — und — was mir ſehr wehe thun ſollte, es knallt!

Domſchüz. Ich fürchte den Tod nicht, alſo fürcht ich auch nichts in der Welt. Aber wiſſen muß ich wer du biſt. (ſetzt die Piſtole ihm auf die Bruſt) und ſollten wir auf der Stelle beyde zu Grabe gehn. (umherſchauend) Treft, und der Todeskrampf drückt hier los.

Unbekannter. Setze doch nicht dein Leben ſo vergeblich aufs Spiel, du, aus dem noch ſo viel werden kann. Du ſiehſt auch, ich fürchte nichts. Kein Pulsſchlag geht ſchneller in dieſem Herzen, auf dem die Mündung einer Piſtole ſteht, die gewiß nicht verſagt. Doch erfährſt du hier nicht, wer ich bin. Sterben wir beyde, ſo ſtirbt viel für die Welt. Haſt du aber wahren Muth — noch nicht allen Glauben an die Menſchheit verloren — ſo erſcheine in der Dämmerung hier, und ein kleines Mädchen wird dich dahin führen, wo du mich, und noch manchen alten Bekannten finden wirſt.

Domſchüz. Ich komme — mit Leuten, die auf ihr Leben reſignirt haben, und wer das gethan hat, vermag viel.

Unbekannter. Richtig! Dann ſind wir ja Männer für einander. Auf Wiederſehen! (geht ruhig ab) Für ruhige Größe und unerſchütterlichen Muth muß der Mann Achtung haben.

Dreizehnter Auftritt.

Orion. Gerolda. Domſchüz.

Orion. Da iſt er! Sagt ichs nicht, daß er hier herumſtreiſen würde. Ferdinand! Laß mich ein Wort zu deinem Herzen reden. Befehlen kann dir keiner von uns. Aber bitten müſſen wir dich, dich uns zu erhalten.

Gerolda. Alles iſt im Aufruhr! Die Sorge um dich verwirrt ſie. Noch eine Viertelſtunde, und der Lärm wäre allgemein geweſen.

Domſchüz. Ihr könnt recht haben. Ich bin billig genug, dies einzuſehen. Ihr habt beyde gut geſpürt. Es iſt Wahrheit, daß hier Geſpenſter umgehen. Aber es ſind keine Geſpenſter.

Orion. Nun, und was hat dich denn endlich überzeugt?

Domſchüz. Ich habe eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht.

Orion. Mit wem?

Domſchüz. Das ſoll ich in einer halben Stunde erfahren.

Gerolda. In einer halben Stunde? Wie ſo?

Domſchüz. Bin zu einem Rendezvous eingeladen.

Gerolda. Und wirſt gehen?

Orion. Und ahndeſt keine Gefahr?

Domſchüz. Feige will ich nie ſcheinen. Der Gefahr kann man begegnen. Nehmt von meinen Leuten die beſten. Funfzig bis 60 Mann. Beſetzt damit alle Zugänge um den Wolfsberg. Wir finden wahrſcheinlich ein interſſantes Geheck.

Orion. Und brechen vielleicht die interſſanteſten Hälſe.

Domſchüz. Löwen und Tiger haben uns nicht gefreſſen, und ſo wollen wir dieſe Zeiſige auch wohl ausnehmen. Alles wird ſtill beſetzt — hinter den Hecken, auf den Bäumen, an den Klippen. Wer ſich ſehn läßt, der wird ſachte feſtgenommen. Dies muß ſogleich geſchehen.

Orion und Gerolda. Wohl. (ab).

Domſchüz. Gewagt muß es ſeyn. Wen ich finden werde? Ich mögte es ahnden. Hier iſt noch keine Gefahr — aber dort! — Nun, erleuchte du mich, Wahrheit, daß ich den rechten Weg nicht verfehle (ab)

Vierzehnter Auftritt.

Kammerherr Bliß. Präſident Otter.

Bliß. Er kömmt und wir haben ihn feſt.

Otter. Nicht zu früh frohlockt — mein Freund. Sein tiefer Blick kann uns noch einen großen Querſtrich machen.

Bliß. Den betäuben wir mit Schwärmerey, Vaterlandsliebe, mit dem Mantel der Gerechtigkeit, und der Blende einer großen That.

Otter. Auf alle dieſe Gründe rechne ich nicht ſo viel als auf einen einzigen.

Bliß. Und dieſer wäre?

Otter. Rache! er kann den Fürſten nicht lieben, der ihn ſo elend gemacht, und kenne ich ihn recht, ſo kann er auch ſich ſelbſt nicht mehr lieben.

Bliß. So iſt das Opfer beyder ein verdienſtliches Werk.

Otter. Die Stunde iſt da — laſſen ſie uns hinabgehen.

Bliß. Noch eins. Der Offizier der Wache, einer von den unſern, iſt auf den Jahrmarktstag gewählt.

Otter. Und der alte Wachtmeiſter auf unſrer Seite.

Bliß. So ſind wir ganz ſicher. Friſch denn ans Werk.

Funfzehnter Auftritt.

Felſige Gegend.

Domſchüz. **Ein kleines Mädchen.**

Domſchüz. Halt hier! Eine halbe Stunde führſt du mich ſchon umher. Ich ahnde Betrug, kennſt du mich?

Mädchen. O ja, ich kenne dich ſchon länger. Du biſt der fürchterliche Domſchüz, der die Leute plündert, und todtſchlägt.

Domſchuz. Wer hat dir das geſagt?

Mädchen. Mein Vater! Aber mir thuſt du nichts, weil du keinem Unſchuldigen etwas thuſt. Du wärſt ein guter Menſch, ſagte er.

Domſchüz. Wahrhaftig, du machſt mich konfus, kleine Hexe. Als der Teufel den Mann verführen wollte, nahm er ein Weib dazu. Vor Weibern hüte ich mich, drum nimmt er nun Kinder. Ich weiß nicht mehr, wo ich bin.

Mädchen. Wir gehen nur noch um die Ecke. Da hebſt du mich auf eine Klippe, du ſchwingſt dich nach, und dann gehen wir in die Höhle, wo du ſie alle finden wirſt.

Domſchüz. Welche alle?

Mädchen. Das wirſt du ſehen — Komm nur! (Sie gehen ab)

Sechzehnter Auftritt.

Große Höle unter der Erde.

Sieben Männer kommen von 4 Fackelträgern geführt, worunter Kammerherr Bliß, und Präſident Otter.

(Sie ſtellen ſich in einen Halbzirkel, Domſchüz und Mädchen treten ein)

Domſchüz. Guten Tag, bey euch, ihr Männer im Finſtern! Da bin ich!

Gemurmel. Unbewafnet! Er? Unbewafnet!

Domſchüz. Unbewafnet, denn ich denke, ich bin unter ehrlichen Leuten.

Bliß. Das biſt du, aber hier muß

keiner unbewaſnet erſcheinen. Gebt ihm Waffen (man giebt ihm Säbel und Piſtolen) Freier denkt der Mann! bewaſnet — freyer empfindet er — er ſpricht freyer — und freyer entſchließt er ſich. Seiner Kraft ſich bewußt, iſt er zu groſſen Handlungen geſchickter — zu großen Gedanken geſtimmter. Du könnteſt doch einſt denken, damals war ich unbewaſnet. Nein, frey ſollſt du ſeyn, nichts muß dich binden, als dein Herz und deine Ueberzeugung (er iſt nun bewaſnet) Und nun ſey uns allen willkommen, Ritter Euras. (Es wird Wein präſentirt)

Alle. Zum Willkommen!

Domſchüz. Ich danke. (ſie trinken) Nun die Vorrede, nebſt dem Willkommen, wäre alſo vorüber. Darf ich bitten zum Texte zu ſchreiten. Wer ſoll zuerſt reden? Ich oder ſie?

Bliß. Wir bitten uns reden zu laſſen.

Domſchüz. So weiß man, woran man iſt. Redet, ich höre.

Bliß. Wir alle kennen den ſogenannten Domſchüzen, als den ehemaligen Ritter Curas, wir kennen die traurige Verkettung deiner Schickſale, und jammerten oft an jenem unglücklichen Grabmahle über dich. Gott vergebe es denen die dich bürgerlich mordeten. Von uns iſt keiner dabey geweſen. Wir haben uns dir zu Nachbarn aufgedrungen, um mit dir in Friede zu leben, und unſre Pläne hier reifen zu laſſen.

Domſchüz. Setzt alle Verhältniſſe beiſeite. Ich bitte, handelt raſch mit mir, denn ich weiß aufs Haar iede meiner Antworten, ieden meiner Entſchlüſſe ſchon ietzt, ihr mögt fragen, wie und was ihr wollt.

Bliß. So ſey nur — ehe wir unſre Geheimniſſe entdecken, dieſes feſtgeſetzt. Wir ſtehen einander nie Rede!

Domſchüz. Nein, nein, denn am Ende ſind wir einer ſo vogelfrey, wie der andre.

Otter. O Vaterland, Vaterland

ſolche Dolchſtiche ſind nur um deinetwillen zu tragen.

Domſchüz. Vaterland! habt ihr würklich ein Vaterland? (Gemurmel)

Einige. Laßt ihn! er iſt nicht werth der Ehre, fürs Vaterland zu kämpfen!

Domſchüz. (glühend) Nicht! Es komme darauf an. Seht ihr kämpfen eine Löwin um ihre Jungen. So kämpft man ums Vaterland — Vaterland! Wer ſprach vom Vaterlande?

Bliß. Wir! rings um dich ſiehſt du Trauernde, Trauernde um ihr Vaterland, und das Deinige.

Domſchüz. Es hat mich ausgeſtoßen, wie einen Baſtard. Mit Füßen hat es getreten, mein blutendes Herz, und meine Seel' vergiftet.

Bliß. Dann trägt das Vaterland die Schuld, wenn einer ſündigt. O es verdient dein Mitleid! Preisgegeben den raubenden Nachbarn, zerrüttet in ſeinen Innern, herausgeriſſen aus allen Verbindungen, ſchwimmt es ein maſt - und ſeegelloſes Schiff, und fährt bey der erſten ihm aufſtoßenden Klippe in den Abgrund.

Domſchüz. Ein Bild des Elends — des Jammers — der Schrecken.

Bliß. Und der Schwächling Conradin ſchläft dabey. Er lebt nur ſeinen ſchon überreizten Nerven. Gerechtigkeit wird verkauft; Verdienſt verhandelt; Wahrheit verſpottet; nur Intrigue hebt ihr Haupt. Die Nation iſt nichts, gar nichts mehr, vom Throne herab, bis zum Bettler.

Domſchüz. Und das endliche Reſultat von alle dem —

Bliß. Daß die Patrioten retten müſſen. Daß der Nation der Geiſt, der Tugend und Rechſchaffenheit Wiederkehr, dem Verdienſte Belohnung gegeben werde.

Domſchüz. Die Worte ſind ſchön, die Ausführung edel, der Patriotismus ehrenvoll. Aber wo ſind die Patrioten?

Bliß. Hier, zu allem bereit — zu

allem entſchloſſen, auf alles gefaßt und du — zu allem eingeladen.

Domſchüz. Ich ſoll alſo die Katze ſeyn, die euch die Kaſtanien aus dem Feuer holt.

Bliß. So dachten wir, daß du denken und ſprechen würdeſt.

Domſchüz. Da habt ihr richtig gedacht. Ich muß Beweiſe haben.

Bliß. Beweiſe? Die könnten wir dir unter dieſen Umſtänden nur auf dem Schlachtfelde geben.

Domſchüz. Auf dem Schlachtfelde? (betroffen) Gut! Auge in Auge, da ſtehe ich zu Dienſten.

Bliß. Wenn aber Bürgerblut zu erſparen wäre. Haſt du in der Reſidenz nichts bemerkt.

Domſchüz. In der Reſidenz?

Bliß. Wie du dem Fürſten ſo nahe warſt, that man einen Schritt dich zu verfolgen. Zogeſt du nicht ab, als ob du willkommen, recht ſehr willkommen geweſen wäreſt?

Domſchüz. Es hat mich gewundert. Gefreuet würde es mich haben, hätte ich die Triebfedern gekannt.

Bliß. Alſo hätten wir uns nicht betrogen, wenn wir dich für einen Fels gehalten, auf dem viel zu bauen ſey.

Domſchüz. Laßt hören.

Bliß. Bürgerliche Kriege ſind ein großes Elend. Oft wurden ſie durch den Untergang eines einzigen — Entbehrlichen, verhindert und geendet.

Domſchüz. Glaubt nicht, daß ich euch nicht verſtehe, aber urtheilt nicht voreilig, wenn ich nicht gleich mit dem Schwerdt drein ſchlage. Wo alles auf dem Spiel ſteht, iſt keine Frage überflüſſig, kein Zweifel unerlaubt.

Bliß. Wohl uns, daß wir es mit einem bedächtigen Manne zu thun haben.]

Domſchüz. Wohl geſprochen. Der

kluge Mann fragt: Wo iſt der neue Rock, wenn ich den alten ausziehe.

Bliß. Du behälſt deine Wälder. Sie haben einen ſchönen Umfang. Du ſiehſt was daraus zu machen iſt. Sie werden dich und deinen Haufen nähren. Doch ſollte dieſe Frage dein Ernſt ſeyn? Bey Ueberſicht eines Feldes auf dem wir Hand in Hand ſäen und erndten.

Domſchüz. (finſter) Und mit Blut ihn düngen.

Bliß. Fürs Vaterland.

Domſchüz. (tief gerührt) Fürs Vaterland! Was fordert ihr von mir!

Bliß. Nichts, als was deine Gefühle dich ſelbſt lehren werden.

Domſchüz. Ihr habt mein Herz gefaßt. Ich bin euer.

Bliß. Du biſt ein würdiger Sohn des Vaterlandes (Todtenkopf und Becher werden gebracht) Dieſen ehrwürdigen Ueberreſt eines Fürſten des Landes brauchen wir, um uns zu ſtärken zum Guten.

Domſchüz. (nimmt ihn) Gebt her! Ich weihe mich — dem Vaterlande!

Alle. Dem Vaterlande. und wehe dem, und Tod dem, ders mit ihm nicht redlich meint.

Alle. Wehe ihm! Tod ihm!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Ruinen des Doms.

(Die Schützen ſind gelagert — trinken und ſingen).

Zur Freude winkt der Becher,
Auf! edle Schützen trinkt!
Wer weiß, wie bald dem Zecher

Das Horn, vom Freudenbecher
Zum Kampfe wieder winkt.

Andere.

Ruft dann das Horn, zu Buſche! zu Buſche!
Brüder he! he!
Ladet die Stutze! füllt die Kartuſche,
Becher adie!

Andere.

Jetzt in der Hand den ſchäumenden Becher
Trinke ſich Muth
Tief in das Herz der fröhliche Zecher
Flammen ins Blut.

Chor.

Zur Freude, winkt der Becher
Auf edle Schützen trinkt,
Wer weiß, wie bald dem Zecher
Das Horn — vom Freudenbecher
Zum Kampfe wieder winkt!

Zweiter Auftritt.

Der Domſchüz. Die Vorigen.

(Alle ſpringen auf — und rufen laut ihm entgegen) Es lebe der Hauptmann, es lebe der Hauptmann.

Domſchüz. (winkt allgemeine Stille) Noch nie hab ich an euch gezweifelt, noch nie euch ſeinen Eid abgefordert — ich wußte, ihr würdet eher unter Henkershände ſterben, — als meine Geheimniſſe verrathen, meinen Befehlen untreu werden, Eid iſt Zwang, und ſucht den Augenblick ſich zu entfeſſeln. Allein iezt ſoll ich handeln, — handeln, nicht in meiner, nicht in eurer Sache allein, nein in der Sache der Menſchheit; dieſe Stimme ſchreit zu uns herauf, wirft ſich uns in die Arme, nimmt ihre Zuflucht zur Räuberhöle, und findet — freut euch mit mir — findet da Troſt. Ich bin entſchloſſen, zu zeigen, daß mit den Bären und Tiegern in dieſen Wäldern, die Menſchlichkeit nicht ausgerottet iſt — zu zeigen, daß die, die man Räuber und Mörder nennt — Herzen haben — für Redlichkeit für Tugend — bin feſt, unerſchütterlich entſchloſſen, merkt es wohl, für die gute Sache alles zu wagen — wie ich es ſo oft für die böſe wagte — — — Wer iſt es mehr mit mir?

Alle. (mit wildem Geſchrey) Wir alle: den Dolch in die Bruſt des Feigen, der zurückbleibt!

Orion. Und du konnteſt dieſe Frage thun — du — der an nichts einen Zweifler fand? — du forderſt Antwort am Guten?

Domſchütz. Nicht zu ſchnell Freund. Es kann keine Sache ſeyn, wo ieder ſich durchlügt, ſo gut er kann — ein einziger kann uns alle verderben. Von dieſem Augenblick an, und bis ich den Wink gebe, in die Hörner zu ſtoßen — bin ich nicht euer Befehlshaber, ſondern blos euer Freund — der als Freund, und freien Menſchen euch fragt: Wollt ihr folgen?

Alle. Bis in den Tod! bis in den Tod

Domſchütz. Im Fall eines Unglücks alle Martern ertragen, ohne zu entdecken was uns dieſes Mal in die Waffen rief.

Alle. Eher die Zunge verlieren als verrathen.

Domſchütz. Auch im Todeskampfe, wenn ihr euch, oder mehrere von euch, oder uns das Leben retten könnt?

Alle. Schweigen und ſterben!

Domſchütz. So kniet und ſchwört, aber, ieder für ſich in ſeinem Herzen, denn Worte binden nicht — (alle knien) Und während ihr ſchwört, fluche ich dem Meineidigen! — (feierliche Pauſe) (Der Domſchüz winkt, die Hörner tönen, alle ſpringen auf.)

Alle. Es lebe der Hauptmann!

Domſchüz. Jezt lagert Euch! mit dieſen hier will ich ſprechen, in Euer aller Namen (er wählt einige, Gerolda, Orion, Roland) Ich brauche euch nicht zu ſagen, unter welcher traurigen Laſt das ſonſt ſo blühende Harrenſtein ſeufzt; zum Theil kennen wir das ſelbſt, zum Theil haben die nun von der Mitwirkung ausgeſchloſſenen Patrioten mir die ganze Lage entdeckt, der Fürſt — eines Feindes Charakter zu ſchildern, ziemt mir nicht, — ſoll tief geſunken ſeyn, keinem Klugen glaubt er mehr, keinem Rath hört er — keinem Redlichen traut er — hier ſoll ein kühnes Unternehmen, das gänzliche Verderben enden. Das iſt ein Werk, zu der Ausführung ſind wir eingeladen.

Orion. Und das waren alſo die ſchleichenden Geſpenſter, die Unbekannten im Schoße der Erde?

Domſchütz. Richtig! die Edelſten des Landes ſind zuſammengetreten, ihre Pläne ſind reif, voll Vorſicht und Klugheit. Der entſcheidende Schlag bleibt zu thun.

Orion. Und der iſt für uns aufgehoben?

Domſchütz. Für uns — nur wir können ein ſolches Werk enden —

Orion. Und wir krebſen dann, wo ſie fiſchen?

Domſchütz. Orion! Hab ich denn nicht auch rechnen gelernt, denkſt du, ſie könnten es allein?

Orion. Und das Facit für uns?

Domſchütz. Im Glück — ein ehrenvolles Leben — im Unglück — ein ehrenvoller Tod.

Orion. Das iſt honett (giebt ihm die Hand) daß ich auf eins von beiden gefaßt war, muß dir Herdas Abreiſe beweiſen.

Domſchütz. (zeiget auf Stirn und

Herz) Zweifelte ich bey dir, iemals hier, oder hier?

Gerolda. Sehr honett, und worin beſteht denn das große halsbrechende Kunſtſtückchen?

Domſchüz. Augen werden geſchloſſen.

Gerolda. Nun verſteh ich — Ein Wort, Hauptmann! könnte das Ganze nicht eine Falle ſeyn, alle unſere wichtigen Leute hineinzulocken, und ſie ſo dann auf einmal abzuſchlachten.

Domſchüz. Möglich — ſie wollen, — aber das wollen wir nicht; Wenn wir ſind und bleiben, wer wir waren, ſo bleiben ſie in unſerer Gewalt, unſer Signal, das keiner von ihnen erfahren darf, — kennt ihr — das rettet uns, das ganze Spiel wird umgekehrt; darum übergeb ich einem jeden von euch ſeinen Mann, auf einen Griff, ſind ſie in unſerer Gewalt —

Orion. Bravo! Punktum! Wir verſtehen!

Domſchüz. Und noch ietzt entlaſſe ich ieden ſeines Schwurs — Noch ſoll niemand gezwungen ſeyn — wer verzweifelt, der bleibe zu Hauſe. Es iſt ein entſcheidender Augenblick — und zu dieſem muß ich reſignirte Menſchen haben. (er ſtößt das Schwerdt nieder.) Wer noch zu fragen hat, der frage (Pauſe, dann hebt er das Schwerdt) Wohlan denn, und nun dieſes Schwerdt in die verrätheriſche Bruſt deſſen, der zaudert. Der feigherzig, auch im Angeſicht des Todes den erſten Schritt zurück thut (ein Schuß, er winkt Ruhe) Sie kommen! (Sieben weiße Männer kommen um die Felſenecke. Der Domſchüz tritt ihnen entgegen, nimmt ſchweigend einen bey der Hand und führt ihm in die Höle, die übrigen thun das gleiche)

Dritter Auftritt.

Verwandlung.

Zimmer auf'm Schloß Burlau.

Herda. Albine.

Albine. Groß, Herda, iſt meine Freude, ich wähnte nicht, daß dir ſo leicht der Aufenthalt hier geſtattet werden würde. Ich habe dich unter einem andern Namen hier eingeführt; Geſtern kam mein Vater zu mir aufs Zimmer. Albine, ſagte er, dein Verſchwinden hatte uns Sorge gemacht, aber wir erfuhren gleich, wo du warſt — und der unglückliche Mörder deiner Schweſter ließ uns die Verſicherung geben, daß wir nichts zu befürchten hätten. Ich habe ihm vergeben — ſetzte er hinzu, und halte ihn für einen edlen Mann.

Herda. Er hält ihn für das, was er iſt!

Albine. Noch mehr, Herda, ſagte er. Ich kenne deine Geſpielerin, die du mir vergebens zu verheimlichen ſuchſt, aber ſie ſoll bey mir ſicher ſeyn, und beruhigt ſie das, ſo kann ſie es ihrem Manne melden.

Herda. Das will ich ihm heute ſelbſt danken? Ich will ſeine Knie umfaſſen, ich will ihn meinen Vater nennen! Gott, ich habe einen Vater wieder! bin wieder gelitten unter andern Menſchen, als unter dieſen. — Ach Albine! ich wollte ſie Räuber nennen, viele ſinds, aber viele ſind edel unter ihnen, edler als die ſie ſo heißen.

Albine. Und der edelſte! Ich unterließ nicht dieſes meinem Vater zu ſagen.

lebhaft malte ich ihm meine Gefühle, meine heiße Liebe, und entſchuldigte meine Schweſter. Eine Thräne fiel aus ſeinem Auge, ſo habe ich euch denn beide verloren durch einen Mann, ſagte der zitternde Greis.

Herda. Ruhe! Albine, ich habe noch nie eine Ahndung gefühlt, wie ich ſie jetzt fühle. So lange ich dort oben war, kam keine Hoffnung in meine Seele. Im Augenblicke darauf, Albine, wie der Prieſter mich und meinen Orion verband — gab er mir dieſen Dolch: (ſie zieht einen Dolch aus dem Buſen) Theure Geliebte! ſprach er, dies iſt das wichtigſte Geſchenk, was ich dir geben kann, und ſeit dieſer Stunde, umſchwebten mich traurige bange Ahndungen — nur der tödtende Stahl war meine Zuflucht, wenn er zum Kampfe auszog. Bringen ſie dir die blutende Leiche — o ſo wird dein Blut ſich mit dem ſeinen miſchen, was wäre mir ohne ihn dort übrig geblieben! Seitdem ich hier bin, ſind meine Hoffnungen ihrem Winter entkeimt, ein erweckender Frühling lockt ſie hervor —

Albine. Und worin beſtehen ſie, Herda? Ach! wären für mich auch noch Hoffnungen da!

Herda. Vielleicht. Nicht ſo verſchloſſen iſt Orion, daß er mir, bei der er ſeine Geheimniſſe feſt verwahrt weis, nichts davon geſagt hätte, und nicht ſo leichtſinnig iſt Herda, daß ſie ihn verlaſſen hätte, ohne zu wiſſen, warum?

Albine. O ſo laß mich deine Hoffnungen mit dir empfinden, wenn auch ich keine habe!

Herda. Ja Albine, du ſollſt ſie wiſſen, obgleich ich keinem Menſchen ſie offenbaren ſollte. Aber dich betrachte ich als mein zweites Ich, und was ich weis, mußt du wiſſen. Wir ſind, ſagte Orion, unſerer Auflöſung nahe, wir erkämpfen in einem entſcheidenden Kampfe ehrenvolles Leben, oder ehrenvollen Tod. Iſt das letzte, ſo wünſche ich nicht, daß meine Herda hier ſterbe. Iſt das erſte, ſo hol ich dich im Triumpf wieder. Geh zu Albinen. Ich ſah ihm ſtarr ins Auge, aber ich ſahe die Wahrheit, die immer darin lag. Ich fiel ihm um den Hals und nahm Abſchied.

Albine. Und du glaubſt nicht, daß er auf ewig war?

Herda. Nein — das glaub ich nicht!

Albine. Und wo — wo Herda — wo kämpft er, oder wo ſoll er kämpfen. Da kämpft auch Euras!

Herda. Ich erwarte Nachricht. Ehe ich dahin gehe, ſprach er, ſende ich dir einen Bothen — dann bete für die gute Sache!

Albine. Für die gute Sache. Gott laß ſie ſiegen, denn es iſt die Ihrige!

Vierter Auftritt.

Man hört leiſes Pfeifen, **Herda** öffnet das Fenſter. **Orion** ſpringt herein)

Herda. Biſt du es ſelbſt Orion?

Orion. Ja! der Großmüthige erlaubte mir mit zwei Worten euch zu tröſten. Es geht nach Harrenſtein. Verſchloſſen bleibe das in eurer Bruſt. Zwar ſind unſre Maasregeln ſo ſicher, ſo feſt — daß nun iedermann es wiſſen könnte, aber wer kann für einen Zufall —

Albine. Und was macht Ritter Euras?

Orion. Fräulein, wenn ich ein Geheimniß ausgeplaudert habe, ſo hattet ihr mirs wenigſtens nicht verboten, wenn ihr mir es auch ſchon entdecktet.

Albine. Ich hätte euch ein Geheimniß entdeckt?

Orion. Euer Mund, nicht aber eure Augen. Ich habe es dem Ritter Curas verrathen, daß ihr ihn liebt —

Albine. Spotte nicht meiner, Orion. Im erſten Blicke, mußte er es ſehen — Was hilft das mir Armen.

Orion. Meine Minuten ſind gezählt, Herda, du ſiehſt mich ehrenvoll in deinen Armen, oder nie wieder. Der große Wurf muß geſchehen, die Würfel lenkt die Hand deſſen, der dort oben thront --- und fallen ſie gut --- dann Albine --- dann hoffe auch du --- lebt wohl ihr Lieben. Den Räuber Orion habt ihr zum letztenmal geſehen (ſpringt wieder zum Fenſter hinaus)

Albine. Ja! mir ſagt es mein Herz, es wird gut gehen.

Herda. Ein Gedanke, Albine, reißt ſich aus meiner Seele, wir haben alles zu gewinnen, alles zu verlieren. Laßt uns einen Spaziergang machen, Harrenſtein uns nähern.

Albine. Die Nacht iſt wild, wie unſere Seele, du haſt recht, der Sturm brauſt wie es in uns kocht, vielleicht wird Getümmel uns umgeben, aber ſtärker als der Aufruhr in meinem Herzen kann es nicht ſeyn, wohlan denn! entgegen unſerm Schickſal, es kann höchſtens mit Blut gezeichnet ſeyn, und den Tod haben wir verachten gelernt (ab)

Fünfter Auftritt.

Verwandlung.

In Harrenſtein. Thor und die Wache. Es iſt Nacht.

Offizier. Ein Wachtmeiſter.

(Man läßt nach und nach viele herein, und keinen heraus)

Offizier. Iſt er ſchon herein?

Wachtm. Er iſt richtig herein!

Off. (lachend) Mag er ſehen wie er wieder heraus kömmt.

Wachtm. Bangt euch darum? Mir nicht, und ihm gewiß am allerwenigſten.

Off. Das müßte mit dem Teufel zugehen. Paßt ihr nur recht auf, im Fall er Wind bekäme, und ſich etwa Flott machen wollte.

Wachtm. Da nähm ich mir die Mühe --- Auf den rechten Weg, rechnet er gewiß nicht, beſetzt ihr nur die Schornſteine recht fein hübſch, denn durch dieſe muß er zuverläßig abmarſchirt ſeyn, wenn er nicht einen geflügelten Drachen reitet.

Off. Dafür iſt geſorgt --- und überhaupt iſt das nur euer Spaß --- denn (leiſe) ſo wie das Hauptwerk gethan iſt, iſt er ſelbſt der erſte, dem das nächſte beſte kalte Eiſen durchs Herz fährt.

Wachtm. Das laßt ihn um Gotteswillen nicht merken — ſonſt ſind wir kaput.

Off. Mich wundert, daß er nicht ſchon Lunte gerechen hat, und ſo kek in die Falle ſpazirt.

Wachtm. Ich glaub immer, der Fuchs hat ſein Hinterthürchen.

Off. Klug genug wäre er dazu; aber

dieſes mal haben wir das unſrige. Iſt er nieder, dann heißt es, er hat es gethan, und mag ſich denn das Volk an dem todten Leichnam weiden. Wir haben uns die beſten Pfeifen aus dem Rohr geſchnitten.

Wachtm. Bis auf die kleine Differenz, ob ſichs ſo oder ſo entſcheidet (macht die Pantomime des Umwendens der Hand)

Off. Ohne Furcht, alter Zweifler! morgen trinken wir eine Flaſche Champagner.

Wachtm. Will indeſſen bey meinem alten Doppelkümmel bleiben. (Es kommen wieder verſchiedene ins Thor: die allemal Jo ſagen, und die Wache antwortet Sono welches die Parol iſt)

Wachtm. Alle Wetter, es kommen ihrer viele, am Ende ſpielen ſie die Herrn im Neſt.

Off. Still, altes Weib. (es ziehen

mehrere herein, zuletzt Orion im Mantel)

Orion. Jo!

Off. Sono.

Orion. Jetzt könnt ihr ſchließen, ich bin der letzte.

Wachtmeiſter. Gott Lob und Dank!

Off. Amen! wenn wir wieder aufmachen, muß es anders ausſehen.

Wachtm. Anders, wenn nur nicht ſchlimmer!

Off. Beſſer auf alle Fälle, wozu unternehmen wir ſonſt eine ſo halsbrechende Arbeit?

Wachtm. 41 Jahr hindurch hab ich ehrlich an dieſem Gatterthor mein Brod gehabt, und wünſche auch hier ruhig zu ſterben.

Off. Höre, mag du keinen Spaß, oder (ſetzt ihm den Degen vor) Du haſt die Ehre voran zu gehen.

Wachtm. Nein, ich danke ſchön, (erſchrocken in die Wache)

Off. Freilich wenn es ſolcher Pinſel viel im Schloſſe gäbe, ſo könnte unſere Sache wohl ſchlief gehen. (er giebt der Schildwache einen Wink) Heraus ins Gewehr (die Wache tritt heraus)

Sechſter Auftritt.

Zimmer im Schloß.

Mehrere gehen ab und zu, dann **Domſchüz. Orion.**

Orion. Nur noch fünf Minuten.

Domſchüz. Ich fühlé es — ſie ſchlagen in meinem Herzen.

Orion. Es iſt alles in der größten Ordnung. Jeder hat ſeinen Mann gewiß. Welches Zeichen du auch giebſt, es wird pünktlich befolgt. Ich kann dir nichts ſagen, als frage dein gutes Herz ernſtlich, und dann handle. (ab)

Domſchütz. (allein) Der entſcheidende Augenblick naht — Gewiſſen! Du in meinem Buſen und du dort oben, ſtehe mir bey! — Ha — es iſt ſüß ſich zu rächen — aber ſüßer — zu verzeihen. — Was ſeh ich. (ſieht durch eine Seitenthür) Amalie, Geſpielin meiner Jugend — jetzt Fürſtin, und — glückliche Fürſtin — Da ſitzt ſie mit dem Säugling an ihrer Bruſt. — Als wir in Ommern mit einander ſpielten, Unglückliche! wer hätte denken ſollen, daß wir uns ſo wieder treffen würden. Und du ſollteſt ſterben, mit dieſem Säugling ſterben. — in dieſem Augenblicke? (Es ſchlägt Zwölfe) Nun Herz kämpfe — kämpfe gegen dein Verſprechen an (Es ſchlägt immer die Glocke weiter) Gott, o Gott! (kniet) lange lag ich ſo nicht vor dir! Die Menſchheit ringt in den letzten Zügen — Laß mich! Laß mich — laß mich nicht zum Teufel werden. Alſo ietzt — ietzt — (reißt einen Dolch heraus und ſtürzt nach der Thür) Aber noch ſteht ia alles in meiner Gewalt. (freudig) Gott ſey Dank! Ich will doch ſehen, wer mirs wehren ſoll, ein Menſch zu bleiben. (er pfeift durchdringend) So, da habt ihr das heilige Signal, und ich hoffe, ietzt ſind alle unſchädlich. (zieht den Säbel froh) (Orion tritt herein) Dank dir! Du hatteſt aus meiner Seele gehandelt. Und nun hätteſt du das Schrecken auf ihren bleichen Geſichtern ſehen ſollen, als ſie niedergeworfen und gebunden wurden. Sie ſind alle mit Dolchen bewafnet.

Siebenter Auftritt.

(Der Fürſt aus dem Kabinet vor)

Fürſt. Was giebt es hier? Wer pfiff ſo durchdringend? Was giebts?

Domſchüz. (vor ihm tretend) Schurken giebts, und ehrliche Leute! Hochverrath brütete rings um dich her, o Fürſt! dieſe war deine Sterbeſtunde! (mit Gelächter) Wo ſind nun deine Schmeichler, deine gefälligen Diener, um dich zu vertheidigen, dich zu retten — ſterbend wälzteſt du dich ietzt hier in deinem Blute, wenn nicht ein von dir und allen Menſchen Verſtoßener ſich mit Gefahr ſeines eigenen Lebens dazwiſchen geworfen hätte.

Fürſt. Entſetzlich, iſt denn Niemand hier?

Domſchüz. Niemand! von allen deinen allerliebſten Dienern — keiner. Du glaubſt, ſie müßten dir treu ſeyn — weil du ſie aus dem Staube herausgehoben, ihre Laufbahn glänzend gemacht haſt. Siehe, alle ſind ſie gegen dich verſchworen. Du warſt hier ganz allein, ganz allein. Sie haben mich aufgeſucht, wie den Adler im Felſenneſte, um auszuführen, was ſie ſich ſelbſt nicht getraueten, weil es wider göttliche und menſchliche Gefühle ſtreitet. Mich hielten ſie verderbt genug, es auszurichten, weil perſönliche Rache im Spiel war.

Fürſt. Ich kenne dich nicht, und ich habe gegen keinen Menſchen perſönliche Feindſchaft.

Domſchüz. Doch, doch! Erinnerſt du dich nicht, iemanden das Liebſte genommen zu haben, was er auf der Welt hatte? Die ſchönſte Hälfte meines Lebens haſt du mir geraubt. Nimm auch die andre, denn ich gebe dir das Deinige ganz. (Er wirft Piſtole, Säbel und Dolch weg) Ich bin nun in deiner Gewalt. (er tritt näher) Erkenne den Ritter Euras!

Fürſt. Euras! ach Euras! Rede nicht ſo mit mir. Ich fehlte jugendlich, ich fehlte leidenſchaftlich. Ich will alles wieder gut machen, und ſollt ich ſelbſt zum Bettler werden, ich will dich königlich belohnen.

Domſchüz. Fürſt! der Antrieb meines Herzens ließ mich handeln, wie ich gehandelt habe. Ich habe meine Leidenſchaft unterdrückt, nicht der Rache Gehör gegeben. Ich bin von dem Wege, wohin Verirrung mich geleitet hatte, wieder zurückgetreten, auf den Weg des Guten. Ich will nicht auf der Hälfte ſtehen bleiben. Söhnen wir uns aus, ſo mag die Zukunft entſcheiden — wie — Gott mag richten über uns beyde — zwiſchen uns beyden. Denn iezt — iezt müſſen wir handeln.

Fürſt. Euras! So laß uns gemeinſchaftlich handeln. Ich ließ mich verführen, dir wehe zu thun: du thateſt mir gutes. So vollende es denn, vollende das Werk, welches du angefangen haſt. Sei mein Freund! denn die ich erhob, ſind von mir gewichen.

Domſchüz. Wenn wir hier geendet haben, ſollen ſie, den ich nun wieder als meinen Fürſten ehre, alle Häupter der Verſchwornen ſehen. Aber ehe ich weiter gehe, eine Bitte und ein Verſprechen.

Fürſt. Rede, Euras, alles was du willſt, ſoll geſchehen.

Domſchüz. Meine braven Kameraden, die alle gute Leute ſind, erhalten Freiheit und Verzeihung alles deſſen, was ſie gethan haben. 'Ich ſtehe für ihre künftige Treue. Sie können ihre Leibwache aus ihnen machen, und ſie werden ſie beſſer bewahren, als die, denen ſie ſich anvertraueten.

Fürſt. Gewährt, mein lieber Euras.

Domſchüz. Ein Theil des Militairs iſt mit im Komplott. Nur die alten Bataillons ſind treu. An dieſe müſſen ſogleich Ordres.

Fürſt. Ich will ſie ſchreiben — aber wer ſoll ſie beſorgen (ſetzt ſich und ſchreibt).

Domſchüz. Ueberlaſſen ſie mir das. Aufs pünktlichſte — aufs genaueſte. Sie ſollen bald hier ſeyn. Dann werfen ſie ſich nur in die Arme ihrer Bürger, die ſie immer noch lieben und ehren, ihnen eiſern treu ſind, und Gut und Blut für ſie laſſen. (Der Fürſt hat geſchrieben)

Domſchüz. Lirum! dieſes ſogleich an Ort und Stelle.

Achter Auftritt.

Die Fürſtin. Vorige.

Fürſtin. (hereinſtürzend) Mein Gott! Was muß ich hören? Euras! Sie hier?

Fürſt. (freudig) Unſer Schutzengel! unſer Retter! unſer Befreyer! unſer Freund!

Domſchüz. (zu ihren Füßen) Amalie! Fürſtin des ſie anbetenden Volks! (er küßt ihre Hand) Ach Gott! Sie ſind dem alten Bekannten noch immer die gute Amalie!

Fürſtin. Alſo hatte ich doch recht!

immer ſagte ich: Euras iſt kein Böſewicht! Er iſt nur unglücklich. Armer Euras! wie manche Thräne habe ich im Stillen über dich vergoſſen.

Domſchüz. Haben ſie das, Amalie? Haben ſie das? Ach, darum gab es auch mitunter noch Augenblicke, in denen mir ſo wohl war. Sonſt hätte ich ia müſſen verzweifeln. Thränen hab ich nicht, um die Ihrigen zu bezahlen — und bald — ach — hätte ich ihre Güte mit Blut bezahlt (Er zeigt auf den Dolch) Da liegt er, der rüſtige Verfechter des Naturrechts, der mich ausſöhnen ſollte, mit ihrem Gemahl. O der That, zu der man mich auffordern wollte!

Fürſtin. Sey ruhig, Euras, ſey gut, es iſt ia vorüber.

Domſchüz. Vorüber? die Qualen der Hölle in dieſem Herzen gehen nimmer vorüber.

Fürſt. Ich fühl es, Euras, daß ich dir viel ſchuldig bin.

Domſchüz. Weg davon.

Fürſtin. Nein, guter Euras, ſo nicht. Er ſoll daran denken. Er ſoll dich lieben. Schenkteſt du ihm nicht ſchon einmal das Leben, als du allein bey ihm wareſt, und ihm den Brief zurückließeſt? Und trägt er nicht die Schuld von allen deinen Vergehungen? Wer weiß, was heiße Liebe iſt, der weiß, was du in Minarda verlorſt. Er muß dir das zu erſetzen ſuchen, und er muß dir alles verzeihen, was du bisher gethan haſt.

Domſchüz. Gute, liebevolle Seele! Ueber dieſes ließe ſich viel ſagen. Doch das leg ich dem Fürſten, und dem Menſchen ans Herz. Jetzt wollen wir unſre Gefangnen kennen lernen, damit der Fürſt ſieht, welche Schlangen er in ſeinem Buſen genährt. Ich darf doch mit Amalien gehen?

Fürſt. Triumphirend. Freund. Und vor allem Volke will ich ſagen: Du warſt mein Retter.

Neunter Auftritt.

Thor, wie vorher.

Auf der einen Seite der alte Wachtmeiſter mit der Wache, auf der andern, die ſieben weißen Männer, von Orion, Gerolda, und mehreren Schützen bewacht.

Orion. Alter! Setz deine Wache in Poſitur. Der Fürſt kömmt.

Wachtmeiſter. Wache heraus! Ins Gewehr! (Wie er ſie kommen ſieht) Teufel noch einmal! Der Domſchüz die Fürſtin am Arm!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Fürſt und Fürſtin vom Domſchüz geführt.

Domſchüz. Hier ſehen Ew. Durchlaucht die Häupter der Verſchwornen. Meine Leute nahmen ſie gefangen, und ſie waren alle mit Dolchen bewafnet, um uns zu morden, wenn wir die ſchreckliche That vollzogen hätten. Dann wären ſie nicht die Thäter geweſen.

Fürſt. Gott! Alle die Vorgeſetzten meiner erſten Kollegien. Auch ihr, Kammerherr, den ich geſtern noch mit Wohlthaten überhäufte. O wie unglücklich iſt ein Fürſt, wenn er mit Verräthern umgeben iſt.

Domſchüz. Hier ſind Aktenſtücke — von ihren eignen Händen.

Otter. Jetzt ſind wir in deiner Gewalt, und es ſteht dir frey, unſer zu ſpotten; aber wie oft warſt du in der Unſrigen, und wir hielten dir Wort, was du uns nicht gehalten.

Domſchüz. Und was bewog euch, ſchändlich an eurem Fürſten zu handeln? Euch hatte er nichts zuwider gethan. Euch hatte er nie beleidigt. Meine Rache riefet ihr auf, verblendetet mich mit Vaterlandsliebe, und hattet Mord an mir im Sinn. Es giebt nur eine Gerechtigkeit, und die kömmt von oben herab. Sie hat mein Herz erleuchtet. Sie hat euch entlarvt — ſie wird euch ſtrafen. (Lärm vor dem Thore)

Stimmen. Macht auf! Macht auf! wir wollen unſern Fürſten haben.

Domſchüz. Oefnet die Thore! Laßt ſie herein! (Man öfnet)

Eilfter Auftritt.

Volk drängt ein. Albine. Herda.

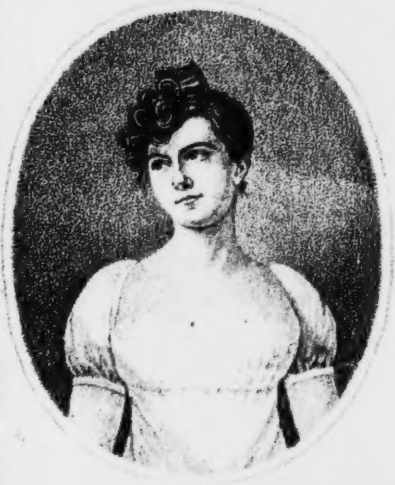
Volk. Wo iſt der Fürſt? er ſoll leben!

Fürſt. Hier Kinder, hier bin ich. Dieſer hat mich gerettet. Aber dieſer hat mir auch die Augen geöffnet. Ihr ſollt nicht mehr gedrückt ſeyn. Ich will ſelbſt von nun an über euch wachen.

Albine. (wirft ſich der Fürſtin zu Füßen) Große Fürſtin! ſie gönnen ihm ihren Arm, und ſo iſt mein Ferdinand gewiß wieder in Ehren. Nun darf ich ihn doch lieben? (Die Fürſtin hebt ſie auf, und küßt ſie)

Domſchüz Du darfſt, Albine, und ich darf nun auch. Minardas Geiſt mag mir verzeihen, möge den Fürſten verzeihen. Gott dort oben wird mir Kraft geben, mit meinem Gewiſſen mich zu verſöhnen. Kameraden! ihr ſeyd freie Menſchen. Der Fürſt hat es gelobt. Wir wollen nun ganz ehrlich werden. Er ſey euch, was ich euch war. Ihr ſollt ihn lieben, wie ihr mich liebtet, ihn ehren, wie ich ihn ehre. O daß jeder der auf einem Irrwege gehet, ſo davon zurückkehre, wie ich. Mein Loos iſt glänzend, denn niemand wird dem Domſchüzen mehr fluchen!

Ende



[illegible]

Die
fünf Todtenköpfe.

Eine
ſchauerlich abentheuerliche Geſchichte

vom

Verfaſſer der Lauretta Piſana.

Erſter Band.

Mit einem Kupfer.

Hamburg,
bei Gottfried Vollmer.

Preußiſch

Erſter Abſchnitt.

Familien-Scenen.

Lieber Onkel Wortmann! ſagte Louiſe Mahlfeld zum Alten, der im Großvaterſtuhl ſaß, und eines übergangnen Anfalls vom Podagra, der ihn nun auf ein Jahr von dieſem beſchwerlichen Gaſte befreiete, ſich triumphirend erinnerte. Immer in den letzten Tagen des Januars kam dieſer ungebetene und doch nie ausbleibende Gefährte des rauhen Februars, und der unbeſtändige März konnte ihn nicht vertreiben. Wenn aber der an andern Orten ſo verſchrieene April, der in dieſen Gegenden milder die Fluren behandelte, und dem ſproſſenden Grün ſchnelles Daſeyn gab, mit warmen Tagen und faſt warmen Nächten ſich ankündigte, ſo ſpazierte der quälende Genius vom Onkel, Gott weiß in welches andre Subjekt, und ſchon ſeit dreizehn Jahren erneuerte ſich das Triumph-Geſchrei des Onkels bei ſeinem Abmarſch.

Faſt von Kindheit auf war Louiſe ihres Onkels treue Wärterin in dieſen Tagen der Noth geweſen. Noch ganz klein ſtieg ſie auf eine Bank, und rückte ihm die Kiſſen zurecht. Etwas größer wußte ſie mit der kleinen ſamtenen Hand den Schmerz, der ihn quälte, durch zartes Reiben zu mindern; und bald reichte ſie ihm pünktlich und wohlthuend die Arznei, die der ernſte, faſt bärartige Doktor ihm verordnete.

Doktor Schnurre hatte nichts mit ſeinem Namen gemein. Nie entfuhr ihm etwas, was auch nur den Anſtrich von einer Schnurre hatte. Uebrigens war er ein ehrlicher Mann, als Menſch und als Arzt. Als letzterer ſah er ſich nie nach den äußern Umgebungen des Kranken um, zu dem er gerufen war. Prachtbette und Stroh, Silber und Blei, nichts konnte ſeinen Augen einen Blick abgewinnen. Der erſte fiel immer auf den Kranken, in welcher Geſtalt er auch vor ihm lag. Je nachdem er die Laune des Kranken fand, je nachdem richtete er die ſeinige; und ſeinem Geſichte konnte nur der Leidende ein Lächeln abgewinnen, dem er dadurch einen Troſt zu geben glaubte. So wie er aber den Kranken verließ, war auch der Ernſt wieder auf ſeiner Stirn, und hart und rauh befahl er, wie der Kranke behandelt werden ſollte. Wurde dem nicht pünktlich

Folge geleiſtet, ſo zürnte er und brummte, und oft hatte die kleine Louiſe geſagt: Der Bär kömmt!

Die größere Louiſe erkannte freilich den Werth dieſes Bären beſſer, und der Bär, der in ihr die treueſte Wärterin ihres Onkels fand, bekam eine ſolche Vorliebe für den zweiten Arzt Wortmanns, denn ſo nannte er ſie, daß er ſie oft ſeine liebe Louiſe hieß, und oft Stunden mit dem Mädchen verplauderte.

Dieſe Louiſe war es, die bei dem Triumph-Geſchrei des Onkels mit dem weichen Händchen ihm die Backen ſtreichelte und ſagte:

Lieber Onkel Wortmann! Sie werden nun ein ſeliges, glückliches Jahr wieder durchleben. Gott weiß es, wie der Gedanke ihre Louiſe ſchon erquickt, aber ich —

Laß gut ſeyn, Kind, der Baum fällt nicht auf einen Hieb. Heute hab ich das

Herz weich und warm gemacht bei ihm. Vielleicht wirkts.

„Er war ſonſt ſo gut gegen meinen Auguſt. Freilich das Wort hat er ihm noch nie gegeben, aber er hat doch gut von ihm geſprochen, er hat geſagt, es wäre ein braver junger Mann, es könnte etwas rechtes aus ihm werden, und er wollte viel für ihn thun. Nun wiſſen Sie, wenn mein Vater ſagt — viel, ſo verſteht er darunter mehr als eine Handvoll Geld —“

Und du meinſt wohl gar, er habe dich darunter verſtanden? —

In dem Augenblicke trat der Doktor Schnurre ein.

Viktoria, Doktor, rief der alte Wortmann. Heute habe ich mein Geſchrei gemacht. Der Gaſt hat Abſchied genommen.

Wohl euch, Freund! erwiederte Schnurre, nun aber auch fein ordentlich gelebt, nicht bramarbaſirt, nicht zu viel gezecht. Es kömmt einmal wie ein Dieb in der Nacht, daß der Gaſt euch mitnimmt, denn darauf hat er es doch angelegt. Wenn ihr krank ſeyd, ſag ich euch das nicht, aber wenn ihr wieder geſund ſeyd, müßt ihr es hören, und dann hütet euch. Er kann noch oft wieder einſprechen und wieder abmarſchiren, wenn ihr ihm in der Zwiſchenzeit keine Schwächen gebt, auf die er hernach fußet, wenn er wiederkehrt. Dann ſchleppt er euch nolens volens auf den Kirchhof.

Und dann, Wortmann, haltet mir hier dieſen Arzt in Ehren, dabei wies er auf Louiſen, das rath ich euch. Ein Kranker eures Schlags hat weniger von der Arzney, als von der Wartung zu hoffen, und ich bin euch lange nicht, was die euch iſt.

Lieber Doktor! ſprach Louiſe, ich thue ja nur meine Pflicht.

Ba, ba, ba, fuhr der Dokter auf, will das Naſeweischen ſchon wieder klüger ſeyn, als ich? Wer hat's einem jungen Mädchen zur Pflicht gemacht, einen podagraiſchen Alten zu warten, ſeine tauſend Grillen zu ertragen, ſeine Flüche ſich ins Ohr ſchmettern zu laſſen, ſeine Grobheiten mit zuckerſüßen Worten zu erwiedern? Denn haſt du dein Podagra nicht, Wertmann, ſo biſt du ein ſeelenguter Menſch, beſſer als einer unter der Sonne, aber wenn du krank biſt, ſo iſt der ärgſte Plageteufel nur ein Schulknabe gegen dich.

Mädchen, hohl Nierenſteiner herauf, ſagte der Onkel.

Recht ſo, erwiederte Schnurre, nun können wir wieder zechen.

Louiſe hüpfte pfeilſchnell hinaus — Nun ſind wir geborgen, ſagte ſie.

Der Doktor pflegte nie eher Wein zu erlauben, bis alle Gefahr vorüber war. Seine Einwilligung war ein gewiſſes Merkmal davon, und das ganze Haus war dann froh. Den luſtigen aufgeräumten Onkel hatte jedermann lieb, mit dem kranken Onkel hatte jedermann Mitleid, und die zwei Monate im Jahre waren die einzigen traurigen, die im Hauſe verlebt wurden.

Nur ſeit einiger Zeit hatte der alte Mahlfeld, Louiſens Vater, ein trübes, niedergeſchlagenes Weſen an ſich, welches die ſonſt allgemeine Freude ein wenig ſtörte. Selbſt am heutigen Tage, am allgemeinen Triumphfeſte heiterte ſich ſeine Stirn nicht wie ſonſt auf. Die ganzen zwei Monate hindurch, in welchen er in vorhergehenden Jahren der wirkſamſte und aufheiterndeſte Troſt ſeines kranken Bruders geweſen war, hatte er im beſtändigen verdrieslichen Hinbrüten zugebracht, und keine freudige Miene war ihm abzugewinnen geweſen. Dieſes war ſo weit gegangen, daß der kranke Podagriſt oft den mißlaunigen Bruder hatte tröſten, und ſeinen eignen Schmerz vergeſſen müſſen.

Wie Louiſe hinaus gehüpft war, fing Wortmann an:

Zweierlei hab ich mit dir zu reden, alter guter Brummbart!

Laßt hören, ſagte Schnurre.

Erſtlich ſollſt du meinen Dank für deine wiederholte Bemühung haben.

Der Hut und Stock des Doktors waren ſchon in ſeinen Händen.

Nun, ich ſage kein Wort mehr, fuhr Wortmann fort. Zweitens ſage mir, was iſt's mit meinem Bruder Mahlfeld? Iſt er krank? Iſt er gefährlich krank? Iſt's Hypochondrie?

Den Teufel mag er krank ſeyn, ſagte der

Doktor. Er iſt geſund, wie ein Fiſch, er kann eſſen, trinken, ſchlafen. Das iſt Beweis genug. Hypochondriſch iſt er auch nicht, denn alle Tage gehts natürlich bei ihm zu, wie es bei einem geſunden Menſchen zugehen muß. Verliebt kann er nicht ſeyn, denn dazu iſt er zu alt und zu vernünftig.

Hm! Hm! brummte Wortmann, Alter ſchützt vor Thorheit nicht. Doch wüßte ich nicht, daß ſo etwas im Werke wäre, denn ſonſt merkte ich's gleich. Es muß was anders ſeyn.

Es iſt auch was anders, und ihr ſollt ſehen, es vergehn keine acht Tage, ſo weiß ichs. Ich habe lange darauf ſpekulirt, es heraus zu bringen, da iſt er mir immer ausgewichen. Denk ich, fang's einmal auf eine andere Art an. Weich ich ihm aus, laſſe mich ſchlechterdings auf kein Geſpräch mit ihm ein; frage nicht mehr, antworte wenig. Habe ſogar einmal meinen Charakter verleugnet, habe ſo gelacht und geſchäckert, daß er mich ſo erſtaunt anſahe, als wenn er hätte ſagen wollen: Seid ihr denn gar etwa toll geworden, Doktor Schnurre?

„Da hätte ich dich doch auch ſehen mögen, und hätte vielleicht die nemliche Frage gethan; doch zur Sache. Auf etwas muß ich dich aufmerkſam machen, was mir Louiſe erzählt hat. Du weißt doch, daß der Stiefvater unſers Mahlfeld, Profeſſor in der Anatomie war?“

Das war er, und einer der bravſten, die ich gekannt habe, und ein tüchtiger ehrlicher Arzt, und kein Windbeutel, wie ſie jetzt ſo häufig ſind.

„Nun, der hinterließ einen ſtarken Knochen-Vorrath, und meine ſelige Schweſter, die keine große Freundin von Knochen, am wenigſten aber von Menſchenknochen war, wuſste denn ſo viel Gewalt über ihn zu bekommen, daß er das alles wegpackte, und in eine Kiſte auf den oberſten Boden transportirte, wohin ihr Fuß auch nie gekommen iſt. Sie ruhet nun zehn Jahr im Grabe, iſt auch Knochen, wie jene, und wird ſich wohl nicht mehr fürchten. Fritz, der Bruder, dachte entweder nicht weiter an die Knochen, oder er hatte auch noch ſo viel Liebe zu ſeinem Mahlchen, daß er um ihres Andenkens willen, die Knochen nicht wieder vorbrachte. Denn ich habe in der ganzen Zeit, auch noch im vorigen Jahre, bis ich aufs Lager geworfen wurde, nichts davon herumſpucken ſehen, obgleich Fritz ſonſt ein großer Verehrer von dieſer Sammlung war.“

Nun wo ſoll das hinaus, ſprach Doktor Schnurre, und ragte mit dem Halſe näher zum Onkel; die Augen erweiterten ſich, und die Ohren ſchienen es zu thun.

„Jetzt, erzählt mir Louiſe, ſtehen fünf Todtenköpfe auf ſeinem Schreibetiſch, und ſie findet ihn oft in tiefen Betrachtungen mit einem ſolchen memento mori in der Hand.“

Das wäre vom Satan, rief der Doktor — das könnte Licht geben.

Indem kam Louiſe mit dem Nierenſteiner. Der Vater wird auch gleich kommen, ſagte ſie, er will an der erſten Freude mit Theil nehmen.

„Wo hat er dich geſehen, gewiß haſt du es ihm geſagt.“

Ja, lieber Onkel, ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn bei ſeinen fatalen Todtenköpfen beſchäfftigt zu ſehen, indeſſen man hier froh ihre Wiedergeneſung feierte. Ich habe ſo oft geweint, daß Mutter nicht noch bei uns iſt; freilich hat die Zeit das vergeſſen gemacht, was ſie uns alles war, aber ſo oft ich die Menſchenknochen ſehe, ſchaudre ich zuſammen, und denke mit doppeltem Schmerz an ſie. Wie oft hat der Vater nicht geſagt, daß er um ihrentwillen das Zeug nie wieder zum Vorſchein kommen laſſen wollte.

„Du hätteſt ihn drum bitten ſollen, der Tochter zu Liebe es nun eben ſo zu machen, wie er es der Mutter zu Liebe gethan.“

Ach, lieber Onkel, ſeufzte Louiſe, geſtern wagte ich das.

Und was antwortete er, ſprach Schnurre mit barſchem, rauhen Ton.

Mädchen, Mädchen! erwiederte er mir, du bitteſt um dein Unglück. Deinetwegen habe ich ſie hervorgeholt. Deinetwegen bin ich oft in ſo tiefen Gedanken. Deinetwegen zerbreche ich mir täglich und nächtlich Kopf und Gehirn. Dein Glück und dein Unglück hängt an dieſen. Ich erſchrack; ich fuhr zurück, er ſah mich erblaſſen.

Sey nur ruhig, liebe Louiſe, ſagte er, ſie thun dir nichts, ſie ſollen dir nichts thun. Dein Vater ſorgt für dich. Du biſt ja ſeine einzige liebe Tochter. Eine Thräne drang aus ſeinem Auge. Ich küßte ſeine Hand. Seine Rührung brachte auch mich zu Thränen.

Doktor Schnurrr hatte während dieſer Erzählung einige Gläſer Nierenſteiner haſtig hinuntergeſtürzt, und ſeine Augen funkelten:

Fixe Idee! Seelenkrankheit! verrückte Nervenfiebern! murmelte er im Bart, und Fritz Mahlfeld trat ein.

Sieh da, iſt unſer alter Doktor auch hier. Einmal wieder eine Trophäe, Freund. Kommt, laßt uns anſtoßen. Zwanzig Jahr wie heute! Das denk ich, wird für uns alte Knaben wohl genug ſeyn.

Nicht ganz wie heute, lieber Bruder, du müßteſt mir denn die Verſicherung geben,

ben, daß die Grillen, denen du eine Zeitlang nachgehängt, ganz aus deinem Kopfe verſchwunden ſind.

Werden ſchon, werden ſchon, ſprach Mahlfeld; nichts weiter davon, denn ich will meine Freude über deine Geneſung nicht geſtört wiſſen.

Man trank, man frohlockte.

Endlich fing Mahlfeld gegen den Doktor an:

Wollen Sie, lieber Schnurre, nicht einmal meine Schweſter Euphroſine ſehen. Ich fürchte, ſie iſt ſchwer krank, und es thut Noth.

Schweſter Euphroſine war ein Jüngferchen, das ungefähr 16 Jahr älter war, als Fritz Mahlfeld. Sie vereinigte alles in ſich, was zu einer alten Jungfer gehört, um ſie zur widerlichſten Perſon zu machen, die man nur ſich denken konnte. Sie haßte unter andern ihren eignen Namen gewaltig, eig, denn er hatte ſie um zwei Anbeter, die einzigen, die ſich um ſie bewarben, gebracht; wenigſtens hatten beide verſichert, daß ſie ihre Unterhandlungen nicht abgebrochen hätten, wenn ſie nicht dieſen Namen führte, der ihnen nun einmal ganz zuwider ſey. Das Umtaufen hatte Euphroſinchen, oder Roſinchen, wie man ſie abgekürzt nannte, aus Stolz entweder nicht vorſchlagen wollen, oder ſie vermuthete eine andere geheime Urſache, und fürchtete neue Steine des Anſtoßes anderer Gattung. Kurz, ſie entſchloß ſich von ihrem dreißigſten Jahre an, für immer ledig zu bleiben, und machte förmlich bekannt, daß ſie den für ihren Todfeind hielte, der ſich weiter um ſie bewerben würde.

Auch war es in dieſem Zeitpunkte, wo ſie ſich die Benennung Roſinchen förmlich, wie jene Bewerbungen verbat, weil ſie, wie ſie ſagte, keine Diminutive *) vertragen könne; indeſſen wollten einige hämiſche Bemerker behaupten, es geſchähe wegen der runzlichen Geſtalt einer Roſine.

Euphroſine blieb aber, trotz ihrem Vorſatze, keinem Manne zu Theil zu werden, doch ein eitles Weſen, und da die vielen Schminken, die ſie zu ihrer Toilette gebrauchte, einen ziemlichen Einfluß auf ihre Geſundheit hatten, und Doktor Schnurre ihr einmal trocken heraus erklärt hatte, wenn ſie das Schminken nicht unterließe, könne er ihre Vapeurs nicht bezwingen, ſo verließ ſie ihn, und nahm den jungen Doktor

---

*) Ein gewiſſer berühmter Profeſſor konnte auch keine Diminutive leiden, und betheuerte, ſeine Tochter ſolle einen Namen bekommen, der deſſen nicht fähig wäre. Er hieß ſie Bianka. Den erſten Tag kam die Amme ihm entgegen, und ſagte: Lieber Herr Profeſſor! Nehmen ſie doch ihr kleines Bankchen. Zum Teufel auch! warum nicht gar Bankbein, ſagte er, und ging zur Thür hinaus.

tor Pflaumreich, der bald mit ihr ſo weit vorwärts rückte, daß ſie Hoffnung hatte, oſtrologiſche Vorleſungen bei lebendigem Leibe an ſich halten zu ſehen.

Mahlfeld, der gutmüthigſte Mann unter der Sonne, der das lebendig vor ſich ſahe, was er in ſeinem Kaſten auf dem obern Boden todt verſchloſſen hielt, hielt doch viel auf dieſe Sproſſe ſeines Hauſes, und wollte ſie aus alter Gewohnheit gern ſo lang als möglich um ſich her ſchweben ſehen, daher entſtand die Frage, die er dem Doktor Schnurre vorlegte.

Ich dächte, ich hätte ſo eben den Doktor Pflaumreich auf der Treppe erblickt, antwortete er.

Er iſt auch noch bei ihr, ſagte Mahlfeld. Da aber ſeine häufigen Beſuche nicht viel Wirkung auf ihre Beſſerung hervorbringen, ſo will ſie doch den alten Schnurre gern ſprechen.

Fiat, ſagte der Doktor kaltblütig, und in dem Augenblick trat Doktor Pflaumreich ins Zimmer.

Allerſeits guten Tag, meine Herren, ſprach er. Viel Glück zur Beſſerung, Herr Wortmann. Der Herr Kollege haben ein Meiſterſtück gemacht. Ich bin nicht ſo glücklich bei Jungfer Roſinchen. Sie hat mir meinen Abſchied gegeben, und verlangt Sie, Herr Kollege. Viel Glück alſo zur Operation.

Niemand konnte ihm antworten, denn er ließ niemanden zu Worte kommen. Ich muß vor Tiſche noch 27 Beſuche ablegen, aber ich kann doch nicht unterlaſſen, den Herren eine Neuigkeit mitzutheilen. Geſtern ſchreibt mir mein Intimus, der Leibmedikus Wallfiſch, daß der Dr. Gall dort ſeinen Schädel⸗Apparat einpacke, und in 14 Tagen hier ſeyn werde. Ich bin doch neugierig, worauf das hinaus läuft. Der

Menſch ſchlägt ein deſperates Geld zuſammen. Vierhundert Zuhörer hat er gehabt, und jeder hat 10 Thaler gegeben. Macht 4000 Thaler. Der Freund kann ſich bald eine Herrſchaft kaufen. Dann muß er aber auch ſeinen Schädeln ein prächtiges Epitaphium errichten laſſen, und drauf ſetzen laſſen: Hic jacet ſortuna mea. Bis auf Wiederſehen allerſeits. Meine Augen ſollen ihn ſondiren, durchdringen, entlarven — ſie werden von mir hören. Herr Kollega! Machen ſie's hübſch mit Jungfer Roſinchen.

Damit hüpfte er zur Thür hinaus, ohne irgend ein Wort von jemand angehört zu haben.

Aber auch die Anweſenden hatten, nachdem er den Dr. Gall genannt, weiter nichts von ſeinem Unſinn vernommen. Mahlfeld war bei Nennung ſeines Namens blaß geworden, und das hatte alle erſchüttert.

Was iſt das mit dem Dr. Gall? frug Wortmann, als der Sauſewind das Zimmer verlaſſen hatte. Warum erblaſſeſt du bei ſeinem Namen, Bruder Fritz. Ich höre, er giebt ſich mit Menſchenſchädeln ab. Haſt du etwa um ſeinetwillen die deinigen wieder herunter geholt? Weißt du, von wem ſie ſind, und willſt noch die Charaktere daraus ſtudieren, die die lebenden Perſonen hatten? Laß ruhn die Todten, ſag ich dir.

Doktor Schnurre bat Louiſen, aus dem Nebenzimmer aus einer kleinen Reiſe-Apotheke, die er dort ſtehen hatte, das Pulver No. 1. heraus zu geben, weil er ihrem Vater etwas davon geben wolle, und wie ſie hinausgegangen war, ſagte er: Ich bitt euch um alles, laßt doch dem Mädchen nichts von dem Dinge gewahr werden. Bei ihr ſind alle Eindrücke ſchädlich, die ſie nicht zu begreifen fähig iſt.

Aber, ſagte Mahlfeld, unter uns können wir doch davon reden. Aufrichtig, Doktor Schnurre, was halten ſie davon? Es dient zu meiner Beruhigung, ihr Urtheil zu wiſſen.

Von der Sache ſelbſt, urtheile ich gut, ſie dient zur Erweiterung der menſchlichen Kenntniſſe, und kann auf Richtigkeiten führen, wenn die Lehre auch jetzt noch nicht richtig wäre. Von der Behandlung derſelben durch den Dr. Gall urtheile ich als von einer Spekulation, von der allgemeinen Bekanntmachung urtheile ich ſchlecht. Sie ſollte nur entſchiedenen Denkern mitgetheilt werden, und nicht Layen, die ſie verwirrt annehmen, und verwirrt ſich damit beſchäfftigen. Bleibt ihr davon, Freund Mahlfeld. Ich will nicht ſagen, daß ihr nicht Kopf genug hättet, ſie einzuſehen, aber ihr habt nicht Wiſſenſchaft genug, ſie ſyſtematiſch zu ordnen.

Nein, beim Himmel, Doktor Schnurre, entgegnete Mahlfeld, ich bleibe nicht davon. Und ſollte ich Tage und Nächte ſtudieren, ſo will ich lernen, bis ich weiß, was daran iſt. Dieſe Lehre hat mein Gehirn zerrüttet; ſie ſoll es wieder in Ordnung bringen, oder ſie ſoll in Dunſt vor mir zerfallen. Nun wißt ihr, warum ich ſo tiefſinnig bin. Nun wißt ihr, warum ich meine Todtenköpfe wieder hervorgeholt habe; o ich hoffe bald wichtigere Gegenſtände zu beſitzen.

Hiermit wandte er ſich um, und wie er Louiſen mit dem Pulver ins Zimmer kommen ſah, bat er ſie freundlich, ihm gleich einzugeben; dann wolle er ſich ein Stündchen niederlegen, weil er der Ruhe nach dieſer Wallung bedürfe.

Er nahm ein, ging, und Louiſe begleitete ihn.

Das iſt toller, als euer Podagra,

Wortmann, ſagte Doktor Schnurre, und trank das letzte Glas Nierenſteiner. Ich will gehen, und ſehen, was Jungfer Euphroſine macht.

Der allein gebliebene Wortmann ſtampfte mit dem Stock auf die Erde, und ſagte: Am Ende läßt er ſeine Frau noch ausgraben, um zu ſehen, was an ihr geweſen iſt.

Zweiter Abſchnitt.

Die Liebenden.

Immer wärmer und wärmer ſchoſſen die Sonnenſtrahlen durch den Aether herab. Der alte Mahlfeld ſchlief, Doktor Schnurre ſaß bei Jungfer Euphroſinen, und Wortmann hatte Louiſen mit den Worten von ſich geſchickt: Geh nur, denn ich weiß doch, wo du jetzt lieber biſt.

Die Mittagsſtunde nahete ſich. Das war die Zeit, wo Auguſt aus dem Kollegio, in dem er als Aſſeſſor angeſtellt war, zu kommen pflegte, um zu ſehen, was ſeine Louiſe mache.

Er ging gewöhnlich durch den Garten herein, und ſie ging ihm oft entgegen. Heute wollte ſie vom Balkon herab ihn kommen ſehen.

Es war ihr nicht zu Muthe, wie gewöhnlich, wenn ſie ihn erwartete. Trauer hatte ſich ihrer Seele bemächtigt, und eine Ahnung, von der ſie ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben wußte, ſchwebte mit bangem Schwingen um ihren Geiſt her. Sie fürchtete durch ihre trüben Blicke ihren Auguſt wehe zu thun, und ſo glaubte ſie, wenn ſie ihn kommen ſähe, durch ſeinen Anblick geſtärkt, ſich mehr erholt zu haben, und froheren Muthes ihm entgegen gehen zu können.

Sie irrte, es war noch eine gute Viertelſtunde, ehe er kommen konnte, und die Gedanken, die in dieſem Zeitraum in ihrer Seele ſich kreuzten, hatten ſie ſo tiefſinnig gemacht, hatten ſie ſo außer ſich geſetzt, daß ſie rings um ſich her nichts mehr vernahm, weder an den Garten, noch an Auguſt dachte, es nicht hörte, wie die Gartenthür aufging, nicht bemerkte, wie er durch den Garten flog, da er ſie auf dem Balkon ſitzen ſah, und ihn ſelbſt nicht eher gewähr wurde, bis er ihr auf die Schulter klopfte, und: Liebe Louiſe! leiſe ihr zuflüſterte.

Sie erſchrack ſehr. Ihre Gedanken waren nicht von der Art geweſen, daß ſie ihre trübe Stimmung entfernen können, vielmehr waren ihre Nerven geſpannt, ihre Augen trübe, ihre Blicke halb verweiſend, und ihr Geſicht zog ſich unwillkührlich in den Flor des Unmuths, der ſich in Thränen auflöſen mußte.

Und meine Louiſe weint? ſprach Auguſt. Sie, die mir ſonſt ſo froh entgegen kam; ſie, bei deren Anblick ich es immer vergaß, daß ich an eine Sklävenkette geſchmiedet bin, die meiner Natur ganz zuwider iſt, und die blos trage, um ihrem Vater mich gefällig zu machen?

Louiſe ſchien ſich ſchnell zu faſſen. Sie wiſchte die Thränen ab, die in ihren Augen ſtanden; ſie wandelte das Anſehen des Unmuths in feierlichen Ernſt, und frug bedeutend und mit Nachdruck: Haſt du dem Vater es merken laſſen, daß du um ſeinetwillen dir dieſen Zwang anthuſt?

Nein, Louiſe, das habe ich nicht, das würde ich nicht, um ſeine Ruhe nicht zu ſtören. Ich ehre ſeine Güte, und wenn es eine Schuld iſt, daß ich ihm verhehle, wie wenig Geſchmack ich an dem Geſchäfft finde, dem er mich beſtimmt, ſo iſt wenigſtens dieſe Schuld durch das Gute zu entſchuldigen, was ich damit ſtifte.

„Du biſt gut, das weiß ich, und doch kann ich nicht begreifen, warum der Vater ſeit einiger Zeit weniger von dir ſpricht, mir ausweicht, wenn ich von dir ſpreche. Haſt du einen Wortwechſel mit ihm gehabt?"

Nie, Louiſe, nie. Ich würde mich dafür hüten, wie für deinem Zorn.

„Hat er dir Hoffnung auf meine Hand gemacht? Sie dir zugeſagt?

Nicht gerade zugeſagt; aber er hat mich in ſein Herz blicken laſſen, der gute liebe Vater, welches ſo warm für mich ſchlägt. Er hat von einer Zukunft geſprochen, in welcher wir nur ein Herz und eine Seele ſeyn würden; in welcher er allen Kummer und alle Sorgen des Alters auf meine Schultern legen würde.

„Ach Gott ja, er hat es ſo gemeint. Er hat mich mit dir vereinen wollen; er hat in uns die Freude ſeiner alten Tage geſehen. Wie oft hat er mich gefragt, wenn ich den Onkel Wortmann wartete: Wirſt du auch mich einſt ſo pflegen, wenn ich krank ſeyn werde? Ach Mädchen, ſetzte er hinzu, dann haſt du einen lieben Mann, dann denkſt du meiner nicht mehr. Was ich ihm darauf antwortete, kannſt du denken. Ich ſetzte ſeine Liebe und ſeine Pflege eine Stufe über die meines Mannes, wenn ich ihn auch ſo ſehr liebte, wie ich Auguſt liebe."

Und was, theure Louiſe, was antwortete er hierauf?

„Er drohete mit dem Finger, und lachte ein wenig. Sein Geſicht ſagte ſo viel als: Thue das, wenn du es nicht laſſen [illegible] Nun, Auguſt, iſt das alles anders. Wenn ich von dir ſpreche, thut er, als höre er es nicht. Und dann, — wir haben heute eine große Entdeckung gemacht."

Und welche?

„Du weißt der Vater hat auf ſeinem Schreibepulte fünf Todtenköpfe ſtehen, die er immer befühlt, und oft Stundenlang dabei ſitzt.“

Das hat er, und in der erſten Zeit, wie er ſich damit beſchäfftigte, iſt er einigemal auf mich zugekommen und hat geſagt: Laß mich doch einmal deinen Kopf fühlen, Auguſt. Und hat da von allen Seiten mich unterſucht, und zuweilen den Kopf geſchüttelt. Was ſoll aber das? Er war ja immer Freund der Anatomie, weil er durch ſeines Stiefvaters Schriften etwas davon gelernt hat, und er bedauert oft, nicht Arzt geworden zu ſeyn.

„Kennſt du einen Dr. Gall, von dem jetzt ſo viel geſprochen wird?“

Nur nach dem, was ich davon höre. Er ſoll aus den Köpfen ſagen, was für Geiſt, Talente und Charaktere die Menſchen haben, oder vielmehr aus den Schädeln. Viel weiß ich nicht davon, wenn du aber willſt, will ich mich darum befragen.

„In vierzehn Tagen iſt dieſer Dr. Gall hier, mein Vater erfuhr dies heute; er erſchrack, wurde blaß, und mußte ſich niederlegen.“

Sonderbar genug; ſollte eine Charlatanerie dieſer Art auf ſeinen vielumfaſſenden Geiſt Eindruck machen?

Onkel Wortmann trat jetzt auf den Balkon. Louiſe, ſagte er, geh einmal zu deinem Vater. Ich war vor ſeinem Zimmer, und hörte ihn unruhig träumen.

Louiſe flog. Der Aſſeſſor wünſchte Wortmann zur Geneſung Glück, und dieſer erwiederte ihm: Wenn nur alles im Hauſe ſo geneſen könnte! Lieber Auguſt, fuhr er fort, nimm dich jetzt in acht, lege alle Handlungen deines Lebens auf die Waage. Du haſt einen Feind, der gewiß nur in einer Schimäre beſteht, aber er könnte dich doch um das Glück deines Lebens bringen. Ich weiß, wie ſehr du an Louiſen hängſt. Komm mit mir, ich will dir mehr entdecken. Sie gingen.

Dritter

Dritter Abſchnitt.

Der Kirchhof.

Mahlfelds Ehe mit ſeiner verklärten Amalie war eine der exemplariſchen geweſen, die man ſelten auf Erden antrifft, und die dann auch ſelten den Wunſch rege werden laſſen, zur zweiten Ehe zu ſchreiten.

Mahlfeld war dieſes, ſeitdem er ſeine Gattin verloren, nie eingefallen. Ununterbrochen dachte er an ſie, wenn eine andere weibliche Geſtalt ihm auffallend ſchien, und die Erinnerung verdrängte das Neue immer.

Auch in allen Perioden ſeines Lebens war ihr Andenken noch ſein Rathgeber, ſein Leitſtern. Seine Vorliebe zu anatomiſchen Kenntniſſen und Unterſuchungen hatte ſie durch die vernünftige Vorſtellung zu unterdrücken geſucht, und gewußt, daß dieſes ja ſein Amt nicht ſey, daß der kleinſte daraus entſpringende Zufall, der unangenehm werden könnte, auf ihn zurückfiele, und ſo hatte ſie die anatomiſchen Präparate glücklich verbannt, und arbeitete unabläſſig daran, daß ſie nicht wieder zum Vorſchein kommen ſollten.

Vielleicht war es blos Ekel und Furcht, was ihre Maßregeln hierin leitete, aber wer enträthſelt, ob nicht auch eine voreempfindende Ahnung der Zukunft in ihr lag. Einige Mal hatte ſie den Gedanken der unmerklichen Vernichtung aller dieſer Dinge im Kopf gehabt, und ihrem Bruder Wortsmann zum Vertrauten darin gemacht, allein da dieſer weder ja noch nein dazu ſagen wollte, hatte ſie die Furcht, ihren lieben Mann, der ſo ganz für ſie lebte, wenn er es zufällig erführe, zu ſehr zu beleidigen, davon abgehalten.

Nach ihrem Tode hatte Mahlfeld einige Mal zu Wortmann geſagt: Meine Frau hatte noch etwas auf dem Herzen, ehe ſie ſtarb, und ich möchte wohl wiſſen, was es geweſen wäre. Sie konnte es aber nicht mehr vorbringen.

Wortmann, zu behutſam, eine Aengſtlichkeit in ihm rege zu machen, hatte ihm das Ganze auszureden geſucht, und vielleicht wäre es beſſer geweſen, ihm zu ſagen, was er dachte; denn Wortmann wußte, daß Mahlchen ſich in ihren letzten Stunden noch mit dieſem anatomiſchen Apparat beſchäfftigt, und ſeine Vernichtung ihrer Fantaſie vorgeſchwebt war.

In dem Sommer vor dem letzten Anfall

vom Podagra des Onkels war Dr. Gall allgemein berühmt geworden. Das Verbot ſeiner Vorleſungen in Wien hatte Aufſehen gemacht, und man drängte ſich, wohin er kam, ſeine Schädellehre zu begreifen, oder wenn man ſie nicht begreifen könne, ſich doch ſo zu ſtellen, als ob man Ideen von dieſer neuen Theorie habe.

Mahlfeld hörte und las viel darüber, fing an zu korreſpondiren, gerieth an einige gewaltige Schwindelköpfe, die für den Dr. Gall eingenommen, jedes ſeiner Worte zu einem Evangelium machten, und von der Gründlichkeit und Sicherheit ſeiner Grundſätze ſo redeten, als ob ſie es jedem beim erſten Blick anſehen könnten, was er im Schilde führte.

Dies ging dem alten Mahlfeld ganz warm zu Herzen, und ſeine alte Vorliebe zu der Knochenlehre wachte wieder auf. Er hatte geleſen, er hatte gehört;

vor ſeiner Seele ſtand jetzt das ganze Studium, welches er ehemals auf die wirklich in ſeinem Beſitz befindlichen fünf Todtenköpfe verwandt. Er erinnerte ſich noch deutlich einer Beſchreibung, die ſein Stiefvater dabei verfaßt, worin die Geſchichte und Charaktere dieſer fünf ehemaligen Menſchengeſtalten hinterlaſſen war, und es war ihm dunkel vor dem Gedächtniſſe, als ob hierbei ſchon einige Reflexionen über den Knochenbau dieſer Schädel befindlich geweſen, und als ob er mehreres Licht über Wahrheit oder Nichtwahrheit erhalten könnte.

Sollte ſie auch wohl zürnen, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſollte ſie in jenen lichten Sphären, wo ſie gewiß ſich aufhält, auch wohl zürnen, wenn ich dort Belehrung ſuchte. Er kämpfte acht Tage. Mehrere Male war er im Begriff, in der Frühſtunde, wo noch niemand aufgeſtanden

war.

zwar, auf den obern Boden des Hauſes zu gehen, und die geliebten Ueberreſte, nach welchen er ſich jetzt mehr als jemals ſehnte, herabzuholen, aber immer hielt ihn ein gewiſſes Etwas zurück. Es ſchien ihm einige Mal, als ob Mahlchen vor der letzten Bodenthür ſtünde, und ihm wiederholend winkte, zurückzukehren, und ein ander Mal, wie er ſie nicht zu ſehen glaubte, überfiel ihn ein Schauder, der ihn tiefſinnig zurückführte.

Eines Tages aber, als die ganze Nacht ſchlaflos im Hinbrüten über das Thun oder Laſſen ſeines Vorſatzes hingefloſſen war, ſchien ihm ſeine liebenswürdige Gefährtin im Morgentraum zu erſcheinen, ihn anzulächeln, und zu winken, daß er nun ohne Gefahr ſeiner Wißbegierde Genüge leiſten könnte.

Erwachen, von dieſer Fantaſie geſtärkt

aufſtehen, hinausgehen, die verſchloſſene Küſte öffnen, die fünf Todtenköpfe, die gerade obenauf lagen, herausnehmen, und nun aus einem Winkel das beſtaubte Manuſcript hervorziehen, dieſes alles war in ſo kurzer Zeit, und mit ſo übereilter Haſtigkeit geſchehen, daß er ſich keine Rechenſchaft von alle dem zu geben gewußt hätte. Ein kleiner Korb, der da ſtand, diente ihm, die Reichthümer, die er jetzt um viele Schätze nicht vertauſcht hätte, zu bewahren, und herunter zu transportiren. Nur beim Hinabgehen überfiel ihn ein kleiner Schreck. Es ſchien hinter ihm her zu raſſeln und zu poltern, und wie er ſich umſah, glaubte er eine ſchwebende Geſtalt gewahr zu werden, die ihm zurückwinkte; deſto ſchneller aber eilte er hinab. Kaum vermogten ſeine Füße ihm noch zu halten, wie er ins Zimmer kam. Er ſetzte den Korb nieder, warf ſich auf ſein Lager, und ein ſanfter Schlaf ſtärkte den vom Wachen der ganzen Nacht ermatteten Körper.

Heiter war ſeine Seele, wie Louiſe ihn weckte und ſagte, er habe faſt bis zum Mittag geſchlafen. Er küßte ſie auf die Stirn, und der ganze und die folgenden Tage waren einige ſeiner heiterſten.

Er wandte die halben Nächte dazu an, das Manuſcript zu ſtudieren, die Vergleichungen des ſchriftlichen Aufſatzes mit den Unterſuchungen an den Schädeln zu ordnen, und freute ſich ſehr, einige Zuſammenſtimmungen mit dem zu finden, was Dr. Galls Schädellehre anführte, und als unbezweifelt darſtellte.

Dieſe Unterſuchungen fielen gerade in dem Zeitpunkte, in welchem die Periode des Wortmannſchen Uebels die heftigſte war. Dies milderte theils ſeine innere Freude etwas, theils nahmen die andern nicht ſo genaues Augenmerk auf das was ihn betraf,

traf, ſo daß man den Uebergang von ſeiner innern Freude, zu einem weit größern Grad von Trübſinn, auch nicht auffallend bemerkte.

Eines Morgens kam Auguſt Weisberg, ehe er in ſein Dikaſterium ging, zu ihm; er freuete ſich ihn zu ſehen. Er war gerade bei recht guter Laune; er hatte die ganze Nacht faſt mit Studieren zugebracht.

Komm doch einmal her, Auguſt, ſagte er, laß mich deinen Kopf ſehen.

„Recht gern, Vater, — ſo nannte er ihn, denn er war ihm wirklich mehr als Vater geweſen. Mahlfeld befühlte ſeinen Kopf von allen Seiten, ſchüttelte einigemal ſehr bedenklich, wurde ganz ernſthaft, und bat Auguſten morgen wieder zu kommen, weil er jetzt etwas zu thun habe.

Auguſt merkte nicht ſehr auf das, was vorgegangen war. So unbefangen und unſchuldig wie er war, hatte er nicht den entfernteſten Begriff, was Mahlfeld mit der Unterſuchung ſeines Kopfes ſagen wollte, ſondern er hielt es für eine ſeiner öftern Grillen. Er ging und kam am andern Morgen wieder.

Die halbe Nacht hatte Mahlfeld ſich bei dem einen Todtenkopfe, bei der Geſchichte deſſelben, und bei der Unterſuchung ſeines Stiefvaters darüber aufgehalten. Immer deutlicher wurde es ihm, daß dieſer Kopf eine außerordentliche Gleichheit mit dem Kopfe des jungen Mannes habe, den er für ſeine Tochter erzogen, den er zum Troſt ſeiner alten Tage machen, dem er ſich und alles überlaſſen wolle, was er beſitze.

Und dieſer Kopf war — er warf ihn weit von ſich — wie er ausſprechen wollte, was er geweſen war.

Aber unrecht wäre es, ihn damit bekannt zu machen, ſagte er, und gerade trat Auguſt wieder ein.

Er war höflich gegen ihn, aber kälter als ſonſt. Er bat ihn noch einmal, ſeinen Kopf unterſuchen zu laſſen, und ruhig und unbefangen hielt Auguſt ihn hin. Stärkeres Kopfſchütteln, noch verdrießlichere Mienen waren das Reſultat der Unterſuchung. Man wurde ganz ſtill.

Auguſt ſchien ſich überläſtig, und ging fort. Er hat meinen Kopf nicht ſo geſunden, wie er glaubte, ſagte er im Abgehen zu ſich ſelbſt. Er hätte überhaupt die Todtenknochen weglaſſen können.

Nachdem er ſich aber dies geſagt, war alles vergeſſen. Er dachte nicht weiter daran, auch fiel es Mahlfelden nicht weiter ein, ſeinen Kopf prüfen zu wollen.

Von der einen Seite war daher der Auftritt ganz vergeſſen, indem von der andern wichtigere Berathſchlagungen darüber vorgingen. Es wäre entſetzlich, ſagte er oft vor ſich. Der bewußte ähnliche Kopf kam faſt nicht aus ſeiner Hand, ſo wie noch ein anderer weiblicher, der außerordentlich viel Intereſſe für ihn zu haben ſchien.

Einſtens, wie er ganz wehmüthig vor dieſem ſaß, ſagte er leiſe: Wenn ich doch nur den Kopf meines guten Mahlchens hätte, wenn ich ihn doch nur mit dieſem vergleichen könnte!

Seit dem Augenblicke dieſes Gedankens war ſeine Seele auch mit keinem andern mehr beſchäfftigt. Aber noch immer hielt ihn die Ungewißheit zurück, ob ein ſolches Unternehmen nicht den verklärten Geiſt ſeiner Amalie zu ſehr beleidigen möchte. Er ſchwankte lange. Er wog alle Gründe dafür und dagegen.

Sie iſt ein verklärter, ein ſeliger Geiſt, war endlich das Reſultat ſeiner Betrachtungen.

tungen. Ihre irdiſche Hülle kann ſie nicht ſehr mehr bekümmern. Ueberdem will ich ja dieſen Kopf zu keinem übeln Zweck nehmen, ich will ihn als ein Dokument für die Güte dieſes Kopfes. Es kann, es darf ihr nicht wehe thun, und wenn ich das erſt überzeugt bin, ſo hält mich auch nichts ab, meinen Vorſatz zu vollführen.

Wie er die baldige Ankunft des Dr. Gall erfuhr, wurde der Vorſatz zur reifen Wirklichkeit.

Mahlfelds Begräbniß war eins der anſehnlichſten auf dem Kirchhofe. In der erſten Zeit nach Amaliens Tode war Mahlfeld ſehr oft dahin gegangen, hatte es geöffnet, und ſich wohl Stundenlang beim Sarge aufgehalten. Er hatte in den erſten Tagen ihn aufgemacht, aber bald hatte die Verweſung ihn verhindert, dieſes weiter zu thun. Er hatte nach einigen Jahren verſucht,

ſucht, ihn wieder zu lüften, und wenig mehr vom Verweſungsgeruch geſpürt. Der Jahrestag ihres Todes war nie vergangen, ohne daß er dort geweſen wäre. Am letzten, wo er ſchon ſeine Todtenköpfe wieder in ſeinem Zimmer hatte, war er nicht ohne Bangigkeit dahin gegangen. Er hatte den Sarg geöffnet, und ſie förmlich in ein Skelet verwandelt gefunden. Ihm war nichts unangenehmes begegnet. Da er ſein Studium ſchon mit dem Gallſchen vergeſellſchaftet hatte, ſo war er einige Mal in Verſuchung gerathen, den Kopf zu unterſuchen. Immer aber hatte ſich unwillkührlich ſeine Hand zurückgezogen.

Der jetzige Tag, der zweite, nach welchem die Unterredung in des Onkel Wertmanns Zimmer geweſen war, beſtimmte ihn.

Feſt entſchloſſen ging er auf den Kirchhof. Er öffnete das Gewölbe, ſchloß ſich darin ein, öffnete den Sarg, und nahm den Kopf, den er in ein ſeidnes Tuch wickelte.

Vergieb, liebe Amalie, ſagte er, wenn ich dich beleidige. Mein Herz mag für mich reden, meine Abſicht mag mich entſchuldigen. Licht — Licht muß ich haben, um nicht meine übrigen Lebenstage, um nicht mein einziges Mädchen zu verderben.

Sein ſchwärmeriſcher Geiſt ging zu einer wirklichen Ekſtaſe über. Er warf ſich nieder, er küßte die Knochen der vormaligen ſchönen Hände ſeiner Amalie, er ſprach zu ihr, als ob ſie noch lebte, er bat ihr ſein Unrecht ab, ſeinem eignen Willen gefolgt zu ſeyn, und die Knochen wieder hervorgeholt zu haben. Er führte alle Gründe an, die er dafür gehabt, er mahlte die Zukunft ſeiner Tochter, und den einzigen Troſt, den er in ihrer guten Verſorgung finden könnte, und ſchloß mit den Worten: Du kannſt, du darfſt nichts gegen dieſe Schritte haben, verklärter Engel! Dein Geiſt muß mich umſchweben, indem ich das Glück deiner Tochter zu befördern ſuche. Sie iſt dein einziges Kind, mein einziges. Ich ſehe es als eine Gnade des Himmels an, daß gerade in dieſem Zeitpunkte ein Mann aufſtand, der ſolche Geheimniſſe entdeckte, um mein Kind vor Verderben zu ſchützen.

Nun ſchloß er den Sarg wieder zu, verwahrte den theuren Reſt, den er mitgenommen, und verließ das Gewölbe und den Kirchhof.

Vierter Abſchnitt.

Jungfer Euphroſine.

Doktor Schnurre's Charakter war ſo gutmüthig, und eine alte Beleidigung hatte ſo wenig Einfluß auf ſeine nachherige Behandlung, daß Jungfer Euphroſine ſich höchlich wunderte, ihn mit heiterer Miene an ihrem Bette zu ſehen. Hatte er ſo oft ihre Eitelkeit und mehrere ihrer Fehler mit einer ſo impoſanten Wahrheit, und mit einem ſo wenig galanten Tone gerügt, ſo erwartete ſie nun wenigſtens die bitterſten Vorwürfe, daß ſie ihm, der ſie ſo oft aus Gefahren errettet, vernachläßigt, und einem andern ſich anvertraut.

Sie war nicht ohne Geiſt, und wie war das auch möglich, da ſie ſich durch ſo viele Jahre ihres Lebens einſam herumgeſchlagen, und der Welt allein Trotz bieten müſſen. Aber alle ihre Gefühle hatte ſie bizarr geordnet. So dachte ſie auch in dieſem Momente dem Doktor Schnurre einen großen Gefallen zu thun, wenn ſie ſeinen Antagoniſten, denn dafür hielt ſie nun ihren zweiten Arzt, recht herabſetzte.

Kaum aber war der Fluß ihrer Aeußerungen gegen den guten Doktor in Gang gekommen, als ihr der Doktor Schnurre ernſt und trocken erklärte, ſie müßte jeder Aeußerung über die Vorzeit entſagen, wenn er zu ihrer Geſundheit mitwirken ſollte.

Euphroſine ſahe weiſe genug ein, daß ſie einen Trugſchluß gemacht, und nachdem ſie einiges über ihre Krankheit mit dem

Doktor geredet, und ſeine Verordnungen erhalten, und genau zu befolgen verſprochen, fing ſie an die Unterredung auf ihren Bruder zu lenken.

Ich würde, ſagte ſie, mich nicht unterfangen haben, in Gegenwart eines ſo gelehrten Mannes, wie Sie, lieber Herr Doktor Schnurre, über einen ihrer Kollegen freimüthig zu urtheilen, wenn nicht mein Bruder, der des Phönixes unſerer Zeiten, des Dr. Gall Schädellehre ſo genau ſtudirt, mich auf ihn aufmerkſam gemacht hätte. Sie ſind ein ſo liebevoller beſcheidner Mann, daß ſie nichts über ihren Kollegen hören wollen, und ich willige gern ein, zu ſchweigen.

Hm! Hm! murmelte Doktor Schnurre, dem in dieſem Augenblicke, wo er ſchon abermaliges Stillſchweigen gebieten wollte, es einfiel, daß er hier wohl etwas näheres über Mahlfeld erfahren könnte, und ſetzte laut hinzu: Fahren Sie nur fort.

Sein alter Freund Mahlfeld lag ihm zu tief in der Seele, als daß er die Verwirrung, die jetzt wahrſcheinlich in ſeinem Kopfe ſich bildete, nicht zu erforſchen, und mit Nachdruck ihr zu widerſtreben ſich bemühen ſollen.

Heiter und vergnügt blickte ihn die kranke Euphroſine an. Darf ich alſo? ſagte ſie, und nach einer neuen Bejahung floß es nun von ihren Lippen.

Ja, ſagte ſie, wir leben in einem Zeitalter, wo die Wunder der Natur täglich ſich häufen. Wir brauchen wahrlich keine Todten, die aus dem Grabe erſtehen, und uns die Wahrheit ſagen; wir haben Lebende, die Wunder thun. Wenn unſer guter Doktor Gall ſo fortfährt, zu erleuchten, ſo bringen wir es noch dahin, daß wir in den Fingern es haben, mit was für Menſchen wir umgehen. So können wir uns für den Mörder hüten, von den Spitzbuben uns trennen, und lauter ſanfte Seelen um uns ſammlen, in deren Geſellſchaft wir allenfalls der Engel im Himmel entbehren können.

Wahrhaftig, der Tag war mir ein Freudenfeſt, an dem ich meines guten Bruders Todtenköpfe wieder in ſeinem Zimmer fand. Ich ſtellte mich vor dieſe Reliquien voriger glücklicher Zeiten, und betrachtete ſie als Heiligthümer, die wiedergekehrt wären, um Glück und Seligkeit über unſer Haus zu bringen.

Die ſelige Frau, ja, Gott weiß es, ſie mag wohl ſonſt eine recht liebe Sorgerin für meinen Bruder geweſen ſeyn; aber von ſeiner Andacht, und von dem Eifer, mit welchem er ſeine Sterblichkeit immer an dieſen Todtenknochen betrachtete, hatte ſie ihn doch ganz abgebracht. Er lebte ſo recht in den Tag hinein, und wie lange nach ihrem Tode hat er noch ſeinen Unglauben ſo fortgetrieben, bis ihm endlich ein Strahl vom Lichte des Doktor Gall erleuchtete, und er wieder zur lieben Erinnerung an ſeine Sterblichkeit zurückkehrte. Ich glaubte behaupten zu können, daß ich zu dieſer Sinnesänderung nicht wenig beigetragen habe, denn jedes Zeitungsblatt, welches etwas vom Dr. Gall enthielt, legte ich ihm ſorgfältig auf ſeinen Schreibtiſch. Ich munterte ihn zur Unterſuchung und zum Forſchen in dieſer Sache auf, und ſetzte ſeine Seelenkräfte ſo in Bewegung, daß er wieder der nachdenkende, tiefſinnende Mann geworden iſt, den wir jetzt in ihm vor uns ſehen.

Ich wollte daß ſie früher — hub der Doktor Schnurre an — in die Ewigkeit gegangen wären, wollte er ſagen — aber die Pflicht des Arztes hielt ihn zurück, und er ſetzte nach einer kleinen Pauſe hinzu: mich früher davon unterrichtet hätten.

O! immer noch früh genug, ſagte die Dame, um dieſes Saamenkorn in ihm zum höheren Wachsthum zu bringen. Ja Sie ſind der Mann, mein lieber Doktor Schnurre, der von der edeln hohen Lehre des Dr. Gall überzeugt ſeyn muß; Sie ſind der Mann, der tiefer darüber nachdenken, alle Zweifel widerlegen, und uns auf den rechten wahren Grund bringen kann. Der Doktor Pflaumreich —

Nichts vom Doktor Pflaumreich, ſagte der Doktor Schnurre, nahm Hut und Stock, empfahl den richtigen Gebrauch der Medikamente, ging, kam richtig jeden Tag zweimal, um ſeine Kranke zu beſuchen, aber nicht mit ihr zu reden, und ſah ſie zu ſeiner Freude auch bald ſo weit wieder hergeſtellt, daß ſie den Bruder auf ſeinem Zimmer beſuchen konnte.

Fünfter Abſchnitt.

Der ſechste Schädel.

So lange Jungfer Euphroſine das Bett hütete, war im Mahlfeldſchen Hauſe keine auffallende Veränderung zu ſpüren. Alles ging ſeinen gewöhnlichen Gang. Der Onkel Wortmann machte ſeine Spaziergänge, und freuete ſich ſeines Lebens ſo, wie er es gewöhnlich nach dem Anfall ſeines beſchwerlichen Gaſtes that. Aſſeſſor Weisberg kam pünktlich, um ſeine Louiſe zu ſprechen, wenn er aber von ungefähr dem alten Mahlfeld aufſtieß, ſo bemerkte er an dieſem kein Böſes, aber ein verdrießlich, tiefſinniges Geſicht. Faſt vernichtend war der Blick, den er auf ihn warf, und nur Weisbergs innere unverletzte Unſchuld konnte ihm dieſe Grille eines Mannes, ſo nannte er ſein Betragen, ungeahndet hingehen laſſen.

Louiſe ſchmeichelte um ihren Vater herum, wurde vom Onkel getröſtet, und glaubte Weisbergen gern, wenn er ſagte: Es müßte in der Welt doch Recht Recht bleiben, und Unſchuld und Tugend triumphire immer.

Doktor Schnurre beſuchte täglich den alten Mahlfeld, und wurde von ihm herzlich umarmt, weil er ſeine Schweſter wieder hergeſtellt, vermied aber ſorgfältig mit ihm etwas über den Dr. Gall und ſeine Schädellehre zu ſprechen, wenn ſchon dieſer von Zeit zu Zeit ihn darauf zu bringen, und ſeine Meinung zu erforſchen ſuchte. Er ſahe die Todtenköpfe mit einer anſcheinenden Gleichgültigkeit an, und da er nie gewußt, im Beſitz von wie viel Skeletten oder Schädeln der Alte vorher geweſen war, ſo war es ihm auch nicht auffallend, ob fünf, ſechs oder hundert Schädel auf Mahlfelds Büreaus und Tiſchen geſtanden hätten.

Hingegen, kaum hatte Jungfer Euphroſine den erſten Schritt wieder in des Bruders Zimmer, der eben nicht zu Hauſe war, gethan, als ſie erſtaunt in die Mitte des Zimmers ſich ſtellte, und ausrief: Du liebes Herrgottchen, da ſind ja ſechs Schädel!

Sie wußte ſehr gut, daß in ihres Bruders Sammlung nur fünf Schädel vorräthig geweſen, denn ſie kannte jeden Knochen, den derſelbe gehabt. Mahlfelds Stiefvater war ihr rechter Vater geweſen, und da er keinen männlichen Stamm hatte, und Euphroſine ſeine einzige Tochter war, hatte er ſie immer um ſich. Die letzten Jahre, ehe er ſtarb, war ſie ſchon ziemlich herangewachſen, und hörte viele ſeiner Vorleſungen im Nebenzimmer mit an, war bei ſeinen anatomiſchen Unterſuchungen und Präparaten, und hielt dieſen Ueberreſt ſo ſehr in Ehren, daß ſie ihren Stiefbruder, wie er erwachſen war, dieſe Erbſchaft als ein großes Heiligthum übergab, und die erſte Idee der Vorliebe bei ihm rege machte, die er hernach für dieſe Wiſſenſchaft hatte. Er würde vielleicht den Fußtapfen ſeines Stiefvaters gefolgt ſeyn, und Medicin ſtudirt haben, wenn dieſes nicht gerade die Antipathie ſeines eignen Vaters geweſen wäre.

Euphroſine war nicht mehr in ihres Bruders Hauſe, wie die Kataſtrophe des Falles der Knochen und Schädel erſchien, ſonſt würde ſie ſich vielleicht heftig dawider geſetzt haben. Wie ſie nachher den Unfall erfuhr, und von ihrem Bruder das gehörige Licht darüber erhielt, wußte er ihrem Eifer durch anhaltendes Bitten ſo ſehr Einhalt zu thun, daß ſie auch der Frau nicht ein einziges Wörtchen darüber ſagte, denn bei allen ihren übrigen, eigentlich nachtheiligen Eigenſchaften, liebte ſie doch ihren Bruder ſehr, und dieſe Liebe hatte er hauptſächlich der Bewunderung zu verdanken, die er ihrem Vater und ſeinen Wiſſenſchaften wiederfahren ließ. In jedem Menſchen liegt der Keim zum Guten, und wenn auch viele Seiten an ihm verdorben ſind, oder werden, ſo zeigt ſich doch dieſer Keim bei einzelnen Vorfällen ſeines Lebens ſo, daß ſelbſt die, wie das Unkraut übergewachſene Neigung zum Böſen, ihn nicht ganz ausrotten kann.

Euphroſine hatte ihren Vater bis zum Unſinn geliebt, und wie er ſtarb, hatte man mit vieler Mühe ſie von der Hülle, die er hinterließ, wegbringen können. Man hatte lan[illegible]r ihr Leben gezittert, und ihre Mutter, die damals freilich noch an keine zweite Heirath dachte, und deren einziges Kind ſie war, hatte nur durch faſt mehr als mütterliche Sorgfalt ihr Daſeyn gefriſtet.

Euphroſine konnte nach einem Jahre nicht b[illegible]fen, wie ihre Mutter, nachdem ſie einen ſolchen Mann verloren, wieder zur zweiten Ehe ſchreiten konnte; und die Heftigkeit und die fantaſiereichen Gründe, die ſie dem Vorſatze ihrer Mutter oft entgegenſetzte, machten dieſe nicht wenig verlegen. Blos weil der zweite Mann gleichen Namen mit dem erſten führte, und weil er ein weitläuftiger Verwandter von ihm war, brachte ſie einige von Euphroſinens Gründen zur Schwächung, und obgleich die Bitterkeit dieſer zärtlichen Tochter gegen den Schritt ſelbſt nie verlöſchte, ſo war ſie doch der Mutter zu viel Verbindlichkeiten ſchuldig, um ſie es fühlen zu laſſen.

Nachher, wie ihr Stiefbruder herangewachſen war, und ſie bei dieſem viel Empfänglichkeit gewahrte, die Liebe gegen den verſtorbenen Vater mit ihr zu theilen, minderte ſich ihr Schmerz, und wie ſie bei Mahlfelden vollends Neigung wahrnahm, den nemlichen Stand zu ergreifen, in welchem ihr Vater gelebt hatte, ſo fing ſie an, es für eine Schickung des Himmels zu halten, daß ihre Mutter wieder geheirathet, und dadurch ihrem Vater ein trefflicher Nachfolger erweckt ſey. Ihre fantaſiereiche Seele trieb es ſo weit, daß ihr Vater ſich ihr im Traume darſtellte, und ſie tröſtete, daß Fritz Mahlfeld ſeinen Namen und ſein Andenken berühmt machen werde.

Die ſchlimme Kataſtrophe, in welcher Fritz Mahlfeld ſeinem Vater verſprechen mußte, nie Arzt zu werden, ſchlug freilich alle die Träumereien nieder, und nahm ihr die ſelige Empfindung, die ſie biſher gehabt hatte; da ſie aber ſahe, mit welchem ſchwerem Herzen, und wirklichem Zwange Fritz einwilligte, ſo verlor ſich die Liebe zu ihm nicht, und die ganze Bitterkeit ging auf den Vater, der dieſen Zwang übte, und auf die zweite Heirath der Mutter über.

Die fünf Schädel, die ehedem in ihres Vaters Sammlung geweſen, kannte ſie genau, und wie ſie den ſechsten, jetzt im Zimmer ihres Bruders ſtehenden in die Hand nahm, war ihr auch nichts daran kenntlich.

Weſſen muß der Schädel ſeyn? rief ſie ganz begeiſtert aus. Gewiß einer merkwürdigen Perſon. Denn ein weiblicher Schädel iſt es. O Geiſt meines Vaters! meine Ahnungen waren doch nicht umſonſt, meine Träume waren keine bloſſen Träume. Du wirkſt jetzt ſichtlich auf meinen Bruder, wirkſt in der Epoche auf ihn, die gekommen iſt, um alle Welt zu erleuchten. Wenn du noch lebteſt, du und Doktor Gall — wie würdet ihr gemeinſchaftlich aufs Beſte der Menſchheit wirken! Doch wer weiß — dem Sterblichen iſt ja ſo vieles noch verborgen, wer weiß, ob dein Geiſt nicht in dieſem Doktor Gall ſteckt, ob nicht die Seelenwanderung eine ſchöne Auflöſung des Süjets unſerer Fortdauer iſt.

Wenn ich den Mann ſehe, fuhr ſie in Ekſtaſe fort, ſo will ich bald deinen Geiſt in ihm erkennen. O ich will forſchen! Es ſoll mir nicht entgehen, ob ſeine Hülle dich umſchließt, nachdem du die deinige abgeworfen. Ich bin ja in keinen irdiſchen Freuden geweſen, ich habe mich rein erhalten beim Geiſtigen, und ſo muß auch meinem Geiſte erlaubt ſeyn, weiter zu dringen, als ein anderer, der ſich mit ſündlichen Lüſten befleckt.

Die Ekſtaſe der Jungfer Euphroſine verlor ſich aber bald, das reine geiſtige Entzücken machte der Schwatzhaftigkeit Platz, und ehe eine Viertelſtunde verging, wußte jedermann im Hauſe, daß jetzt ſechs Schädel im Zimmer des alten Mahlfeld ſtänden, daß der ſechſte Schädel ein weiblicher, daß es ein ſehr wichtiger Schädel ſeyn müſſe, und Tante Euphroſine ſetzte gegen Louiſen die Aeußerung hinzu, daß wohl etwas übernatürliches im Spiel, und der Schädel auf eine beſondere Art dahin gekommen ſeyn müſſe.

Der ſechſte Schädel wurde nunmehr auch das Geſpräch des ganzen Hauſes, obgleich Niemand ſich mit Mahlfeld darüber zu ſprechen getrauete. Euphroſine horchte zwar einmal an ihrem Bruder, aber ſein ernſtes Geſicht, und der Finger, den er an den Mund legte, bewieſen nur zu deutlich, daß er davon nichts wiſſen und nichts hören wolle, und ſie kannte dieſes Zeichen zu gut, als daß ſie nicht hätte deßhalb ſchweigen ſollen.

Da eben vorher Niemand auf dieſen ſechſten Schädel geachtet hatte, war die Gährung nun um deſto größer. Louiſe wollte ſich mit Weisberg auch davon unterhalten, dieſer aber, dem ſeine Geſchäffte und ſeine Liebe nicht erlaubten, an etwas anderes zu denken, bat ſie, mit allem, was auch nur etwas knochenartiges hätte, ihn zu verſchonen, und beinahe wäre der erſte kleine Zwiſt unter den Liebenden daraus entſtanden.

Der Onkel Wortmann war am nachdenkendſten. Er muthmaßte etwas von dem wahren, und nahm ſich vor es zu entdecken.

Sechſter Abſchnitt.

Die zweite Reiſe zum Kirchhofe, und ihre Folgen.

Wortmann war ein ſo reeller konſequenter Mann, daß er bisher faſt noch nichts unternommen hatte, ohne ſeinen Schwager Mahlfeld darüber zu Rathe zu ziehen.

Diesmahl aber hielt er es nicht für gut, erſt ſeinen Schwager um den Schlüſſel zum Erbbegräbniſſe zu erſuchen, ſondern er ging zum erſtenmal in ſeinem Leben einen Seitenweg, zu dem er berechtigt zu ſeyn glaubte, te, und nahm den Schlüſſel heimlich vom Zimmer ſeines Bruders.

Daß der quäſtionirte Schädel ſeiner Schweſter Schädel ſey, lag in ſeiner Seele als eine zur Ueberzeugung gediehene Wahrheit. Aber eine Möglichkeit ſich zu irren, konnte er ſich doch nicht wegdisputiren. Es lagen auch Gründe genug zu einem Irrthume im Hinterhalte. Er hatte die zärtliche Liebe gekannt, mit der Mahlfeld ſeiner Schweſter zugethan geweſen. Er konnte ſichs daher nur ſchwer denken, daß er nicht für ihre Aſche ſo viel Ehrfurcht haben ſolle, ihr die Ruhe zu gönnen, deren ſie ſo ſehr bedurfte, da er ſich nicht anders denken konnte, als daß ihre Abneigung für Zerſtümmelung der Körper auch noch mit in jenes Leben übergegangen und ſie es doppelt hart empfinden müſſe, ſich ſelbſt in ihren Ueberreſten nun ſo behandelt zu ſehen.

Noch immer von Zweifeln aufgerichtet, näherte er ſich dem Sarge, öffnete ihn, und ſahe in einem Blicke, der ihn niederſchmetterte, die Wahrheit ſeiner Ahndung.

So iſt es denn möglich, rief er aus. So kann menſchliches Gefühl ſich ſo weit verirren, um einer Schimäre willen das Heiligthum der Gräber zu durchbrechen, und das Liebſte, was man je auf der Welt hatte, zu verunſtalten.

„Vergieb, Schweſter, ſetzte er hinzu, vergieb, daß ich nicht aufmerkſam genug war, dir dieſes gewiß traurige Gefühl zu erſparen.“

„Aber ich will thun, was ich kann, verbeſſern, was ſo ſchlimm geworden iſt. Deine Ruhe ſoll wieder hergeſtellt werden; dein Schädel ſoll da liegen, wo dein Körper ruht. Du ſollſt bei einer fröhlichen Auferſtehung ihn nicht vermiſſen, und nicht über den Gatten ſeufzen, der im Leben dich ſo überſchwenglich liebte, und im Tode dich ſo ſehr beleidigen konnte."

Es fielen Thränen auf Amaliens irdiſche Hülle, und gerührter war Wortmann noch nie geweſen, als er ſich in dieſem Augenblick fühlte.

Trübe verließ er den Kirchhof, und mit ſchwerem Herzen, den Schlüſſel in der Hand, trat er in Mahlfelds Zimmer.

Gleichſam durch einen Inſtinkt geleitet, faßte er den rechten Schädel ſeiner Schweſter unter den übrigen.

Der Tod hatte euer Band getrennt, ſagte er zu Mahlfeld, ſie gehört mir mehr an, als dir, ſie iſt meinem Blute verwandt, ich rette ſie von dieſer unnatürlichen Behandlung. Wie konnteſt du grauſam genung ſeyn, eine heilige Aſche ſo unheilig zu verletzen.

Er wollte mit dieſen Worten zur Thür

hinaus. Er hob den Schlüſſel empor, um gleichſam ſeinen Weg anzuzeigen.

Aber Mahlfeld fiel ihm in den Arm.

Nein, du ſollſt mir ihn nicht rauben, dieſen koſtbaren Schatz. O mein Bruder! geliebter Bruder der noch geliebtern Schweſter, zürne nicht. Wenn ſie von oben herab ſehen kann, und das kann ſie gewiß, ſo freuet ſie ſich meiner noch mehr, als ſie ſich im Leben über mich freuete. Dieſes Heiligthum, und dabei wand er ſanft den Schädel aus Wortmanns Hand, dieſes Heiligthum überzeugt mich immer mehr von der Sanftheit ihrer Seele, die ich in ihrem Leben nicht ſo herrlich, nicht ſo vollſtändig erkannte, als ich ſie nach ihrem Tode verehrte. O hätte ich das, was ich jetzt weiß, bei ihrem Leben ſchon gewußt, ich hätte ſie angebetet, als eine Heilige. Sie iſt jetzt mehr, als wir alle. Sie verachtet die Schwachheiten, deren ſie in dieſem

ſem Leben fähig war, und ihr Geiſt hat bei mir geſtanden, und mir freundlich zugewinkt, als ich dieſes werthe Pfand ihrer Zärtlichkeit aus ihrem Sarge nahm.

Mit dieſen Worten ließ Onkel Wortmann die Hand mit dem Schlüſſel, die er noch immer hoch erhoben hielt, ſinken, und zog auch jene zurück, aus welcher er ſich nur ungern den Schädel hatte entwinden laſſen.

Du rührſt mich, Bruder, ſagte er. Entweder iſt es mit deinem Verſtande nicht richtig, oder du biſt zu höhern Dingen beſtimmt, als ich und meines gleichen faſſen können. Ich will dir deinen Traum jetzt nicht nehmen. Sie hat dich mir bei ihrem Sterben heiß in Herz und Seele übergeben, und mich gebeten, auch ohne ſie dir das zu ſeyn, was ich dir mit ihr war. Du haſt Recht, über Schwächen der Menſchheit iſt ſie erhaben, muß ſie erhaben ſeyn, auch mich wandelte dieſe nur an, weil dieſe Hülle mich noch umgiebt.

„So biſt du mir ein Genius der Freundſchaft und der Seligkeit, entgegnete Mahlfeld. So kann ich dich auch einweihen in meine Geheimniſſe. Ja, mein lieber Bruder, wiſſe es — nach der Organenlehre des Dr. Gall liegt der ganze Inbegriff weiblicher Vollkommenheit in dieſem Schädel, lag in der ſchönen Seele deiner Schweſter, und liegt nun in weit größerer Vollkommenheit in ihrem geiſtigen Ich, welches über den Sternen lebt.“

Und das ſagt dir? — frug Wortmann voll Erſtaunen.

Das ſagt mir dieſer, deiner geliebten, ach zu früh für mich verlornen Schweſter Todtenſchädel.

Bei dieſen Worten öffnete Jungfer Euphroſine, die nach ihrer löblichen Gewohnheit dem Bruder nachgeſchlichen war, und an dem Zimmer gehorcht hatte, die Thür, und trat zwiſchen ſie beide.

„Hab ich doch geahnet, habe ich's doch gedacht. Alſo der lieben Schwägerin vortrefflicher Schädel. Siehſt du, Bruder, hätte das mein Vater erlebt, daß du von Feſſeln des Vorurtheils frei, deiner Gattin eignen Schädel dem Grabe entziehen konnteſt, um an ihm Kenntniſſe zu ſammlen, er wäre freudiger in die Ewigkeit gegangen, aber er würde auch Blut geweint haben, wenn er geſehen hätte, wie man dich gewaltſam ſeinen Fußtapfen entriß. Mein lieber Schwager Wortmann, zürnen Sie nicht auf ihn. O hätten Sie alle die Lobreden gehört, die er dieſem Schädel ſchon gehalten, Sie würden ſich gefreuet haben. Ich habe es oft gehört. Er nannte keinen Namen, aber ich dachte es gleich, daß alles, was er da ſagte, Niemanden gelten könne, als ſeiner ihm unvergeßlichen Amalie.“

Hatte der Onkel vorher merkliche Zeichen des Erſtaunens von ſich gegeben, ſo war er jetzt gleichſam außer ſich. Auch Euphroſinen ſo von ſeiner Schweſter reden zu hören, das war ihm noch nicht vorgekommen.

Nachdem er ſich etwas erholt hatte, ſagte er: Behaltet denn den Schädel, der mir ſo theuer iſt, als euch. Gott gebe nur, daß aus dieſer eurer Schwärmerei nichts Uebles entſtehe. Jungfer Euphroſine kann nicht ſchweigen, und erfährt die liebe Obrigkeit, daß ihr die Gräber beraubt, ſo möchten wir auch etwas erfahren, was euch nicht angenehm wäre.

Lieber Bruder, entgegnete Euphroſine, ſeitdem Doktor Gall in der Welt Menſchen kennen lehrt, iſt es keine Sünde mehr, Gräber zu berauben. Man ſtiehlt nicht mehr aus Eigennutz, man ſtiehlt aus guten Abſichten. Wurmſer, Alxinger, Schinderhannes — alles ſtellt ſich dem Rufe des weltberühmten Doktors. Der König Viktor von Sicilien ſtiehlt aus Neigung, und giebt den Diebſtahl zurück.

Wollte Gott, alle Könige folgten ſeinem Beiſpiel, ſagte Onkel Wortmann, und ging zur Thür hinaus.

Die Unterredung hatte etwas länger gedauert, als gewöhnlich, und vielleicht zum Beſten unſerer zwei Liebenden. Mahlfeld hatte zwar nicht geradezu verboten, daß ſie ſich nicht mehr ſprechen ſollten; allein er ſahe es doch ungern, wenn ſie es thaten. Heute war ihre Unterhandlung ernſthafter als gewöhnlich geweſen. Louiſe hatte aufs neue von ihrem Geliebten verlangt, daß er ſich ihrem Vater nähern, und über ſeine Lieblings-Idee mit ihm ſich unterhalten ſollte. Weisberg hatte ihr geradezu erklärt, er könne das nicht. Sie hatte auf den allgemeinen Ruf provocirt, den Doktor Gall hatte, und behauptet, die Lehre eines ſo entſchiedenen Kopfes müſſe jedermann achten, und wenigſtens unterſuchen.

Weisberg hatte dagegen behauptet, Doktor Galls Syſtem ſey ſo ſchwankend wie Lavaters Phyſiognomik und Mesmers Magnetismus, und werde ein eben ſo ſchnelles Ende nehmen. Deßwegen ſey es Thorheit, hatte er geäußert, Zeit und Geiſt daran zu verwenden. Und wenn auch wirklich, waren ſeine letzten Axiomen, etwas an der Lehre wäre, ſo ſey ſie doch ſo dunkel, mit ſo vielen Schwierigkeiten verbunden, habe der Berichtigungen ſo viel nöthig, daß mehr als ein Menſchenalter dazu gehöre, um ſie ins Licht zu ſetzen; und ohne Licht, behauptete er, wäre ſie dem Menſchen eher verderblich, als nützlich.

Ueber dieſe Streitigkeiten ging eine

Stunde über den Mittag hin. Man trennte ſich etwas minder heiter, und Louiſe war gewiſſermaßen froh, noch niemanden im Speiſezimmer zu treffen, wunderte ſich aber ſehr, als nach und nach alle mit etwas verſtörten Geſichtern erſchienen.

Siebenter Abſchnitt.

Der Würgſinn.

Bei Tiſche wurde wenig geſprochen. Wortmann warf einige bedeutende Blicke auf Euphroſinen, die im Begriff war, mit ihren Geheimniſſen loszubrechen, und ſie verſtand ſie. Er wollte Louiſen in der möglichſten Ungewißheit laſſen. Dieſe war klug genug einzuſehen, daß etwas vorgefallen ſey, was für ſie wichtig genug wäre, zu wiſſen, was man ihr aber zu verheimlichen für gut fände, und beleidigt über dieſen Mangel an Zutrauen, hatte ſie ſich vorgenommen, hinter die Sache zu kommen; aber keineswegs auf einem unrechten Wege, denn dazu dachte ſie zu edel, zu unbefangen und gut.

Sie hielt es daher für keine Sünde, Tante Euphroſinen ein wenig zu ſchmeicheln, um zu ihrem Zweck zu gelangen, und dieß gelang ihr ſo gut, daß Euphroſine, die dergleichen nicht gewohnt war, und ihre mürriſche Laune ſchon dadurch etwas verloren hatte, daß ſelbſt der ſonſt zurückhaltende Wortmann etwas aus ihr machte, ganz im Vertrauen ihr eröffnete, ſie ſolle vom ſechſten Schädel nichts wiſſen, und dies ſey doch der Schädel ihrer Mutter.

Bei dieſer Entdeckung fiel Louiſe ohnmächtig in Euphroſinens Arme. Die alte Jungfer, mit wirklichen und erkünſtelten Ohnmachten bekannt genug, legte ſie, da ihr ſehr daran lag, daß von der Urſache dieſer Ohnmacht niemand etwas wiſſen ſollte, aufs Sopha, und verſuchte ſie wieder zu ſich zu bringen.

Indeſſen war Wortmann, dem die Sache bei reiferm Nachdenken ſehr bedenklich vorkam, und der aus der Schwärmerei Mahlfelds üble Folgen beſorgte, mit ſeinem Schwager auf ſein Zimmer gegangen, und dort hub er an, ihm bittend und gutmüthig Vorſtellungen zu machen, die darauf abzweckten, ihn von einer für ihn wenigſtens unwichtigen Grübelei abzubringen, da ſein Alter ihm doch nicht erlaubte, weite Fortſchritte darin zu machen.

Nein, ſagte Mahlfeld, ich arbeite nicht für mich — ich arbeite für das Wohl meines Kindes.

„Deiner Louiſe? — die iſt ja verſorgt. Einen beſſern Menſchen, als Weisberg iſt, kannſt du nie zum Tochtermann erhalten.

Eben das iſt es, lieber Bruder, was

mich kränkt. Weisberg kann nie meiner Tochter Mann werden.

„Wie! Nie deiner Tochter Mann? Der edle gute Jüngling, der ſo viele Jahre hindurch jeden deiner Wünſche zu erreichen ſuchte, der dein Liebling war, der deiner Tochter alles iſt?“

Das quält mich, das martert mein Herz. Und doch — nie — nie kann er mein Sohn werden. Er iſt ein Unglücklicher — zu traurigen Schickſalen geboren, beſtimmt.

„Woher weißt du das?“

Mahlfeld ging und nahm einen Schädel von ſeinem Tiſche. Sieh hier, Bruder, ſagte er, was dieſer war, das iſt Weisberg. Vergleiche jeden Knochen dieſes Schädels mit dem ſeinigen. Sieh, hier ſitzt das Organ des Raubſinns, und hier das des Mordſinns — Bruder! Der

Merk-

Mordſinn iſt bei ihm faſt noch ſtärker, als bei dieſem.

Bruder, beſinne dich, ſagte ſanft und weich Wortmann. Wie kannſt du auf eine Opinion, auf eine neu erfundne, noch in ihrer erſten Kindheit ſchwankende Lehre etwas bauen? Erinnere dich jeder Handlung unſers guten Auguſt. Du mußt ja von Kindheit an ihn beobachtet haben. Auch nicht einer Rauferei weiß ich mich zu beſinnen. Seine Lehrer geben ihm das Zeugniß, daß er der gutmüthigſte Menſch in den Zirkeln der jungen Leute ſey. Auf der Akademie hat er nur eine einzige Schlägerei gehabt, und ſie ſo gut und ehrenvoll beendet, daß ſich nachher niemand an ihn wagte. Jedermann prieß die Nachſicht, mit welcher er ſeine Gegenpart behandelte. Das iſt kein Raufſinn, da iſt kein Mordſinn.

„Es lauſcht im Hinterhalte, Bruder.

Hervorbrechen wird es, und ihn überfallen, wie ein Dieb in der Nacht. Und Gott weiß, wenn dieſer Mordſinn einmal in ihm erwachte, ob nicht ſeine erſte Wuth mein Kind träfe; und morden — morden ſollt' ich mein Kind laſſen? Was würde der Geiſt ihrer Mutter, die ſie ſo zärtlich liebte, dazu ſagen, daß ich das vorher geſehen, und nicht verhindert hätte.

Gott tröſte dich, ſagte Wortmann, du biſt verrückt. Daraus kann nichts Gutes werden. Armer Bruder! ich verlaſſe dich, um zu überlegen, was ich mit dir anfangen ſoll.

„Nein, lieber Bruder, bleib — bleib. Sieh, hier haſt du Gall's Schädellehre. Lies das Buch. Ueberzeuge dich, daß dieſer Mann wahr, gut und zweckmäßig ſpricht. Nimm dieſen Schädel mit dir. Hier iſt die Geſchichte des Menſchen, dem dieſer Schädel angehörte. Lies auch dieſe.

Sie iſt authentiſch, aus Akten gezogen. Forſche nachher über beides, und dann vergleiche Weisbergs Kopf mit dieſem Schädel. Wohl zehnmal hab ich's gethan. Ich glaubte mich zu täuſchen, aber hier war keine Täuſchung möglich. Sieh hier das hohe Organ der Mordſucht, wie es hervorraget, wie es auf beiden Seiten gleichſam gedrängt heraus ſich arbeitet — und bei ihm — bei ihm weit höher, weit ſtärker, und dagegen das Organ der Gutmüthigkeit — es fehlt gänzlich, ganz und gar, und ſo auch bei ihm; nicht eine Spur iſt davon."

Armer Bruder! Wie bethört dich deine Einbildungskraft!

„Einbildung! Einbildung! Ja, ſo lange du nicht geleſen haſt, kannſt du nicht beurtheilen. Ich halte viel auf dich, lieber Bruder, ſehr viel. Ich will auch kein Wort davon wieder reden, bis du alles geleſen haſt, aber dann ſage mir dein Urtheil, und dann will ich meinen Entſchluß faſſen. Mehr, lieber Wortmann, kannſt du von mir nicht fordern."

Ich will leſen, Mahlfeld, um dich zu heilen, will ich leſen. Auch mit dem Doktor Schnurre will ich darüber ſprechen.

„Das ſollſt du. Auch der Doktor ſoll leſen. O es kann leſen, wer da will, und er muß überzeugt werden. Und in vierzehn Tagen iſt er ſelbſt hier. Dann wollen wir ihn hören, wir wollen alle ihn hören, und ich, ich will mit ihm ganz allein ſprechen."

Die äußerſte Unruhe, in welcher Wortmann ſeinen Schwager ſahe, war der Grund, warum er immer ſanfter wurde. Er umarmte ihn, und Thränen floſſen über ſeine Wangen.

„Lieber Bruder! ich will leſen, ſagte er beim Weggehen mit gebrochner Stimme.

Du mußt glücklich werden, oder wir ſind alle unglücklich.

Sie ſchieden beide trauriger und wehmuthsvoller, als ſelbſt bei Amaliens Tode ſie es geweſen.

Achter Abſchnitt.

Kindliche Liebe.

Tante Euphroſine hatte ihre Nichte Louiſe wieder zu ſich gebracht, während das ſchreckliche Urtheil über dieſe gefället war, daß Weisberg nie der ihrige werden könne. Hätte ſie in der nämlichen Epoche dieſe Nachricht zu der andern erfahren, vielleicht hätte die Natur der heftigen Erſchütterung untergelegen, und ſie wäre durch einen ſchnellen Tod künftigen trüben Auftritten entgangen.

So erholte ſie ſich wieder, um es noch

einmal doppelt und ſchmerzlicher zu fühlen, daß man ihre gute Mutter in ihrer Grabesruhe geſtört. Sie jammerte laut gegen Euphroſinen, und machte ihr ſogar Vorwürfe, daß ſie ihr dieſen ſchrecklichen Umſtand nicht lieber ganz verhehlt.

Euphroſine, der in allem, was ihre Zukunft betraf, jetzt daran gelegen ſeyn mußte, Louiſen zur Freundin zu haben, und zu behalten, nahm dieſe Vorwürfe nicht mit der Heftigkeit auf, mit welcher ſie ſonſt gegen ihre Nichte aufzubrauſen pflegte, ſondern ſie ſtellte ihr gelaſſen und ſchmeichelnd vor, wie viel beſſer es ſey, daß ſie dieſe Nachricht von ihr und unter vier Augen erhalten, als wenn ſie ſie einmal zufällig, vielleicht im Beiſeyn mehrerer Menſchen erfahren, und ihre Gefühle dann auch jedermann laut geworden wären. Sie erzählte mit reizenden Schilderungen, daß blos die Liebe ihres Vaters zu ſeiner verklärten

klärten Amalie ihm zu dieſem Schritt verleitet, ſie machte ihr eine ſo wahre Schilderung der Zärtlichkeit Mahlfelds gegen dieſen Schädel, ſie wußte das Heiligthum, was er daraus machte, ſo lichtvoll darzuſtellen, daß Louiſe nach und nach zu vergeſſen ſchien, daß dies eine Beleidigung für ihre Mutter, und zuletzt nur darauf drang, ſelbſt dieſen Schädel zu ſehen, und ihm die Ehrfurcht zu beweiſen, die der Gatte der Verſtorbenen für ihn hätte, und die ihr als Kind in weit höherm Grade noch obläge.

Euphroſine ſchlug dieſes Verlangen nicht ab. Da ich den Schädel kenne, ſagte ſie, ſo will ich ihn dir zeigen, ich will bei deiner erſten Zuſammenkunft mit ihm zugegen ſeyn. Aber das wirſt du fühlen, liebe Louiſe, daß du ſo lange als es dir möglich iſt, dies Geheimniß bei dir erhalten mußt. Dein Vater und dein

Onkel wollen nicht, daß du es wiſſen ſollſt, und wer weiß, was ſie mit dem theuren Reſte deiner Mutter thun, wenn ſie erfahren — du weißt es.

Nein, nein, ſagte Louiſe, ich will ihn nur ſehen, ich will ihn nur an mein Herz drücken. Niemand ſoll es erfahren, daß ich in das Geheimniß meines Vaters eingedrungen bin. Aber auch niemand ſoll mir ihn wieder entreißen, alle Tage will ich ihn ſehen, täglich will ich —

So eben gehen dein Vater und dein Onkel in den Garten. Jetzt ſind wir allein. Komm auf deines Vaters Zimmer.

Louiſe flog mehr als ſie ging. Ihre Seele war voll Geiſt und Leben, ihr Körper in einer gefährlichen Spannung.

Hier iſt die Theure, ſagte Euphroſine, und reichte ihr den Schädel hin.

Louiſe bebte zurück. Ja ſie lächelt

nicht mehr, ſagte Euphroſine, wie ſie in ihrem Leben lächelte —

Aber ihr Geiſt ſieht zu mir herab, entgegnete Louiſe. Ein Thränenſtrom trat aus ihren Augen. Sie nahm den Schädel.

„Alſo — das iſt alles — was von uns übrig bleibt! und um dieſen ähnlich zu werden, kümmern, ſorgen, quälen wir uns! Das wäre der Triumph unſerer Gedanken, unſerer Handlungen! O Eitelkeit! welch ein Anblick für dich! Dank dir, Tante, Dank Euphroſine! Es iſt ein herber Augenblick für mich, aber er iſt belehrend. Es iſt eine neue Epoche, die in meinem Daſeyn anfängt. Ja, liebe, liebe Mutter! hier drückte ſie den Schädel an Herz und Mund — ja, liebe Mutter, die Erſcheinung deines Geiſtes hätte nicht den Eindruck auf mich machen können, den das Daſeyn dieſes Knochens mir einprägt. In dir ehre ich ihn. Höre es, unſterbliche Mutter! bei dem ſterblichen Theile, den ich von dir in den Händen halte, ſchwöre ich es, ich will keiner Eitelkeit mehr Raum geben. Ernſt ſey von nun an mein Leben. In deinem Andenken und in der Liebe zu meinem Vater theile ſich die Zeit meiner irdiſchen Wallfarth.“ Sie ſchwieg, und ſahe gedankenvoll nieder.

Ich vermiſſe in deinen Vorſätzen deinen August, ſagte Euphroſine.

„O meine Tante! Es iſt ein unglücklicher Tag für den guten Weisberg. Weiß es Gott, ich liebe ihn unendlich. Vor wenig Augenblicken — wer mir geſagt hätte, ich ſollte ihn miſſen, er hätte mich unglücklich gemacht. Jetzt iſt das alles ganz anders. Denke dir ſelbſt, gute Tante, wenn ich einſt das wäre, was dieſer Schädel jetzt iſt, und mein unſterblicher Geiſt ſtände vor dem Stuhle des Richters aller Welten, und mein Vater träte auf gegen mich, und klagte mich an, daß ich ſeine Ruhe geſtört — wie würde ich das ertragen können? Nein! wohl mir, theurer Reſt meiner guten frommen Mutter, daß ich dich geſehen, daß ich mein künftiges Bild in dir geſehen; nun bin ich gewiß feſt in meinen Entſchlüſſen. Alle Handlungen meines Lebens müſſen dieſes Bild vor Augen haben, und ich werde nie irre gehen.

Euphroſine fiel der Schwärmerin um den Hals: Auch du biſt mir nun ſo theuer, wie es dein Vater immer war. Ja, ein ſolches Bild kann die Menſchen vieles lehren. Mein Vater ſagte mir dies täglich, und alle Leiden dieſer Zeitlichkeit, die ich in reichlichem Maaße erhalten, ſind ein vorübergehender Augenblick, wenn ich an ein Jenſeit mich erinnere.

Louiſe küßte den Schädel ihrer Mutter noch einmal, und verſprach täglich dieſem

Andenken den Zoll der kindlichen Liebe zu bringen. Sie ging ihrem Vater und Onkel heiterer entgegen, als man es hätte erwarten ſollen, und in der erſten Aufwallung über das Vorhergegangene, ergriff ſie des Vaters Hand, küßte ſie und ſagte: Nie, mein Vater, nie ſollen ſie eine ungehorſame Tochter an mir haben.

. Was iſt dir? ſagte Mahlfeld, warſt du das denn jemahls? Oder wäre es wohl zu glauben, daß du es jetzt ſeyn könnteſt? Auch, Louischen, ſollſt du nie einen Tirannen in deinem Vater finden. Aber für dein Wohl wird er wachen, wird rathen und arbeiten; wird dich zu überzeugen ſuchen, was zu deinem Beßten dient.

Onkel Wortmann verſtand ſehr gut, was dieſes ſagen wollte, und ſchüttelte den Kopf, als Louiſe entgegnete: Auch ihre Louiſe wird ſich gern überzeugen und rathen laſſen.

Das möchte wohl nicht der Fall ſeyn, dachte er, ſagte dies aber nur halblaut.

Neunter Abſchnitt.

Der erſte Schädel.

Tief im dicken Gehölze des Speſſarts, lebte des ſchwarzen Velten Vater, ein treuer, fleißiger, ehrlicher Köhler. Fünf Jungen hatte ſein Weib ihn bereits geboren, als in Velten der ſechſte ihm erſchien, worüber er zwar nicht murrete, denn das Murren iſt für ſolche Leute ein zu koſtbarer Zeitvertreib, allein doch auch nicht ganz damit zufrieden war, weil er lieber ein Mädchen gehabt hätte.

Die Blitz-Jungen werden mir das Leben noch ſauer machen, ſagte er, und dieſer da ſieht mir gerade ſo aus, als wenn er ein Taugenichts werden wolle. Die Mutter war nicht der Meinung, und wirklich machte die Bedenklichkeit des Vaters einen beſondern Eindruck auf ſie, daß ſie den Knaben als verachtet anſah, und deſto mehr Liebe zu ihm bekam.

Verzärtelt wurde er daher allerdings, aber auch nur von ihr.

Kaum hatten ſich indeſſen ſeine körperlichen Talente entwickelt, welches bei Köhler-Jungen etwas ſchnell zu geſchehen pflegt, ſo entdeckte der Vater auch ſchon an ihm, nach ſeinem Ausdrucke, einen böſen Buben, denn alle ſeine Brüder waren für ihn nicht ſicher. Er hatte, um wörtlich mit dem Doktor Gall zu reden, einen wahren Raufſinn; denn ſo viel kleiner er auch war, als die übrigen, ſo ſtanden doch alle unter ſeiner

ner Fuchtel, und es gieng kein Tag hin, wo er nicht am Abend vom Vater eine derbe Lektion für die vorher den Brüdern gegebene, wieder erhielt. Das konnte ihn indeſſen gar nicht rühren. Den andern Morgen waren die Schläge abgeſchüttelt, er ſchlug wieder friſch drauf los, und wenn ſein Vater ihn frug, warum er es thäte, erwiederte er: Ich kann es nicht laſſen, es quält und treibt mich ſo lange, bis ich Schläge ausgetheilt habe.

Da aber der Vater ſchlechterdings dieſes Ungethüm zur Ruhe bringen wollte, und mit ſeinen Züchtigungen zu ſtrenge fortfuhr, ſo machte ſich Velten auf die Beine, und lief davon.

Er hatte wohl erzählen hören, daß im Speſſart eine Räuberbande ſich aufhielte, die zwar keinen der Reiſenden frei durchließe, die Köhler aber, die den Wald bewohnten, nie beunruhigte.

Thun ſie den Köhlern nichts, ſo werden ſie einen Köhler-Jungen auch wohl unter ſich aufnehmen, war ſeine Philoſophie, indem er immer dem dickſten Walde zulief. Mit Brod hatte er ſich verſorgt; Waſſer war er gewohnt zu trinken, und Quellen traf er allenthalben, alſo ſchritt er unbekümmert vorwärts. Anderthalb Tage war er gegangen, als er weit genug von ſeinem Vater zu ſeyn glaubte. Er hatte gehört, daß die Räuber durch ſchneidende Pfeifchen einander ihre Gegenwart berichteten, und da er recht durchdringend auf dem Finger pfeifen konnte, ſo gab er einigemal dieſes Zeichen.

Geirrt hatte er nicht; es kamen von verſchiedenen Seiten einige von der Bande, und da ſie dem Buben da ſtehen ſahen, fuhren ſie ihn ziemlich unſanft mit der Frage an: wer hier gepfiffen habe?

Ich, ſagte Velten, — und weßwegen? —

gen? — weil ich euch ſehen, ſprechen und fragen wollte, ob ihr mich unter euch aufnehmen wollt. Groß bin ich noch nicht, aber ich werds werden. Stark bin ich, denn ich nehms mit euren ſtärkſten Jungen, und vielleicht mit einem von euch ſelbſt auf. Pfiffig bin ich, da könnt ihr mich auf die Probe ſtellen, und vor dem Teufel aus der Hölle fürcht ich mich nicht

Kannſt du auch Schläge vertragen, ſagte einer aus der Bande, und gab ihm ein paar derbe Hiebe. O das hat mein Vater mich gelehrt, und deßwegen bin ich weggelaufen. Wer mich aber ohne Urſach ſchlägt, der hüte ſich, ich trags ihm nach. Die Probe kann ich euch ja wohl verzeihen.

Je mehr man mit Velten ſich unterhielt, deſto beſſer gefiel er. Er wurde mit in die Höhle genommen, und nachdem man ihn noch genau geprüft, tüchtig befunden, ein ehrenvolles Mitglied der Bande zu werden.

Sein Köhler-Anſehen verſchaffte ihm den Namen des ſchwarzen Velten, den er auch bis an ſein Ende beibehielt.

Anfangs brauchte man ihn nur, die Höhle zu bewachen, und nahm ihn nicht mit, und da er hier oft einige Tage allein war, machte er ſich das grauſame Vergnügen, alle Thiere, die er habhaft werden konnte, auf das unmenſchlichſte zu quälen. Er nagelte ſie lebendig an die Wände, zerſtückelte ſie auf eine tiranniſche Weiſe, oder ließ ſie auch wohl Tage lang zappeln, bis ſie ſtarben.

Selbſt einige der Räuber fanden dieſen Zeitvertreib abſcheulich, und ſagten von ihm, daß er ein ſehr böſer Bube ſey. Ja einer hatte die Unbeſonnenheit, ihm eine Ohrfeige zu geben, und ihm zugleich den Ehrentitel eines infamen Jungen beizulegen.

gen. Das bekam ihm aber übel; denn Velten hatte eben das Meſſer noch in der Hand, womit er einen Froſch zerſtückelt, und ſtieß ihm dies ſo tief in die Lende, daß er vierzehn Tage daran liegen mußte.

Sein Ruf unter ſeinen Kameraden war indeſſen dadurch gegründet; alle fürchteten ihn, und ſo wagte es keiner weiter, ihn zu beleidigen.

Der Anführer beſchloß nun, ihn nicht länger in Unthätigkeit zu laſſen, und kündigte ihm dies gleich nach der Aeußerung ſeines Heldenmuths an.

So freue ich mich nur, ſprach der teufliſche Velten, auf den erſten Menſchenmord, den ich vollführen werde.

Die Räuber konnten ſelbſt nicht unterlaſſen, bei dieſer Aeußerung zu ſchaudern, und wie Velten dieß merkte, ſetzte er hinzu: Ja, ich wollte meinem Vater nicht rathen, mir auf dieſem Wege zu begegnen, ich würde die Schläge blutig rächen, die er mir ſo oft gab.

Der übergeht uns alle, ſagte der Anführer.

Man zog aus um einen Reiſenden zu plündern, der viel Geld mit ſich führte. Er war mit mehreren Gefährten verſehen, als man geglaubt hatte; es gab heftigen Widerſtand. Es mußte Blut fließen. Velten hielt ſich tapfer, wurde verwundet, und nun wüthend. Der Sieg lenkte ſich auf Seiten der Räuber; man wich. Der Wagen der Reiſenden ſtand allein da; Velten gieng auf ihn zu. Eine ſchöne Dame lag in Ohnmacht darin. Ha! Dein Blut muß ich ſehen, ſagte er, und ſtieß der Unglücklichen den Dolch in die Bruſt.

Seine Erzählung war ſelbſt ſeinen Richtern ſchauerlich.

Sie hätte mir die Schätze der Welt anbieten können, ſagte er, und ich hätte ſie nicht genommen. Ich wollte Blut ſehen; ich habe Blut geſehen, aber es war kein gemordetes; es war Blut im Kampfe. Hier mordete ich, und mein ganzes Ich war heiter. Ich ſah mit Wolluſt das Blut quillen; ſie ſchwamm darin, und ich ließ nicht eher nach, ſie mit Sättigung meiner Mordgier zu betrachten, bis meine Gefährten mich dabei überraſchten.

Was haſt du gethan? ſagte der Anführer; wehrte ſie ſich?

„Nein, ſie lag in Ohnmacht. Aber ihr Blut mußte ich ſehen. Es koſtete mich noch Ueberwindung, ſie vorher nicht zu wecken. Meine Wolluſt würde dann noch größer geworden ſeyn.“

Abſcheulicher Menſch, ſagte er, und wandte ſich um.

Noch lange, fuhr der Delinquent in ſeiner Erzählung fort, noch lange iſt mir dieſer Anblick wonnereich vor Augen geblieben. Im Traume habe ich oft jenen erſten Mordſtoß wiederholt, und allemal erneuerte Freude beim Erwachen empfunden. Ich kam mir nach der That als ein ganz anderer Menſch vor; ich glaubte nun erſt in meinem Beruf eingeweihet zu ſeyn.

Bei der zweiten Ausflucht, die er mit der Bande machte, nahm ihn der Anführer allein. Velten, ſprach er, du mußt den Blutdurſt ablegen. Unſere Beſchäfftigung ſoll uns für Mangel ſchützen, ſoll uns ein bequemes Leben verſchaffen, aber ohne Noth ſollen wir nicht morden.

„Nicht morden? O Hauptmann! im Morden liegt eben meine Glückſeligkeit. Nimm mir den unwiderſtehlichen Hang dazu, und du nimmſt mir meine Natur.“

Nicht alſo; du verſprichſt mir nie eine Mordthat zu begehen, wenn nicht Gegenwehr oder faſt Nothwehr dich dazu zwingt, oder du verläßt unſre Geſellſchaft, und ſuchſt dir einen andern Aufenthalt.

Velten verſprach, weil er mußte, bedung ſich aber doch dabei aus, wenn jemand ihn boshaft beleidige, blutig rächen zu dürfen.

Das komme auf dein Haupt, ſagte der Anführer. Werde mit deinem Gewiſſen darüber fertig, und ich habe dir nichts zu ſagen.

Velten beging nachher einige Mordthaten, deren Umſtände er ſich nicht genau zu erinnern wußte, von allen aber behauptete, daß er ſie mit fröhlichem Herzen begangen, und nie nachher eine Reue darüber geſpürt.

Die ſchrecklichſte Geſchichte ſeines jungen Lebens aber, war folgende: Die Räuber hatten mit den Köhlern zwar kein offenbares Bündniß, aber ſtillſchweigend ließ ein Theil den andern in Frieden. Die

Köhler waren ihres Lebens nicht ſicher, wenn ſie nicht ruhig dem Umſuge zuſahen, und die Räuber mußten zuweilen aus Mangel an Lebensmitteln nothwendig zu den Köhlern ihre Zuflucht nehmen. Man begegnete ſich, grüßte ſich freundlich, bot ſich einen guten Tag, und klagte auch wohl einander Leid und Freude. Zu Erklärungen kam es übrigens nie, und die Rede war nie vom Handwerke der Räuber.

*

Veltens Vater hatte nicht viel aus dem Verſchwinden des Jungen gemacht. Er wird Soldat geworden ſeyn, ſagte er, wenn die Mutter jammerte. Nach einigen Jahren gewöhnte auch ſie ſich daran. Er war beinahe vergeſſen. Velten ſelbſt hatte gar nicht an ſein väterliches Haus gedacht, ſo ſehr hatte ihn die Mordluſt beſchäfftigt. Es fiel ihm auch nicht einmal ein, daß er ſich in der Nähe ſeiner Heimath befände, als die Räuber eine Höhle in jener Gegend bezogen.

Hatte er dieſes aber nicht bemerkt, ſo hatte man doch ihn nicht überſehen. Er war einigen von ſeinen Brüdern begegnet, denen erſt ſeine Phiſiognomie aufgefallen war, die hernach bald in die Gewißheit übergegangen war, daß es ihr Bruder Velten ſey. Da man aber ſich mit den Räubern nicht abgeben wollte, mit denen er ging, ſo war man auch in jeder Aeußerung gegen ihn zurückhaltend. Doch hatten es die Brüder der Mutter geſagt, die in Jammer vergehen wollte. Sie kannte die Wuth ihres Mannes, ſie wußte, daß er dieſes nicht gleichgültig aufnehmen würde; ſie fürchtete, daß er ihn gleich angeben würde, und wollte doch ihren Sohn gern aus dieſen Satansklauen gerettet wiſſen.

Veltens Vater war ein ehrlicher Mann. Ein Wort, welches er ſagte, hielt er. Sie ließ ſich durch Wort und Hand vorher ſo viel Ruhe und Schonung verſprechen, daß ſie von der Wuth nichts mehr fürchten durfte, und nun kam ſie mit der ſchrecklichen Entdeckung zum Vorſchein.

Der Alte knirſchte; gut, ſagte er, ich will ſchonen. Ich will ihn ſprechen, ich will ihn ermahnen, aber folgt er dann nicht, ſo fordre ich ihn von den Räubern zurück; ſie werden, ſie müſſen mir ihn geben, und dann will ich ihn ſchon hinbringen, wo er Moores lernen ſoll.

Seine Söhne mußten ſeinen Aufenthalt ausfindig machen, und einſt mit dem frühen Morgen machte er ſich ganz allein auf den Weg, um ihn aufzuſuchen. Er traf ihn, wie er eben aus einer Höhle trat. Er hatte einen Gefährten von den Räubern bei ſich.

Velten, ſagte er ganz ſanft und zutraulich zu ihm — geh mit mir zu Hauſe.

Nein, erwiederte Belten, ich habe mit euch nichts zu ſchaffen.

„Du ſollſt mit mir nichts zu ſchaffen haben. Du brauchſt nicht bei mir zu bleiben. Du ſollſt dein eigener Herr ſeyn, aber du ſollſt ein ehrliches Handwerk ergreifen.“

Ich will nicht — morden will ich.

„Ha, Unmenſch, wenn du daran Gefallen findeſt, ſo werde Soldat; dann kannſt du wenigſtens vor der Welt ehrlich werden.

Das will ich nicht; dies Leben gefällt mir, ich bleibe ein Räuber.

„Sohn, das erlaubt meine Vaterpflicht nicht. Kehre mit mir zurück, oder ich verlange dich von den Räubern. Ich will dein kindliches Gefühl gegen mich nicht rege machen. Es iſt bei dir abgeſtumpft, aber du haſt eine Mutter; ſie hat dich nicht beleidigt. Du haſt Geſchwiſter, ihten Namen mußt du nicht unehrlich machen. Ich bitte dich, dein Vater, der dir befehlen könnte, bittet dich, um deiner armen, aber ehrlichen Familie willen. kehre zurück."

Der andere Räuber war weich und bewegt geworden.

Geh mit ihm, Velten, ſagte er. Ach, wenn ich ſo einen Vater noch hätte, wie ſchnell wollte ich umkehren, und ihm folgen. Lieber Velten geh mit, ich verantworte es beim Hauptmann.

Ich will nicht, ſagte Velten trocken und ſtürmiſch.

Bube, du ſollſt; wenigſtens will ich thun, was an mir iſt, dein ewiges Weh zu verhüten. Heute fordere ich dich von dem Anführer; er muß die Vaterrechte ehren, und thut ers nicht, ſo ſoll die Gerechtigkeit entſcheiden; koſte es denn auch meinen alten Kopf, ſo nehme ich doch ein reines Gewiſſen mit mir in die Ewigkeit.“

So nimm es jetzt, ſagte der unnatürliche Sohn, zuckte ein Meſſer, und ſtieß es dem Vater in die Bruſt. Er wollte den Stoß zum zweitenmal wiederholen, als der Räuber ihm in den Arm fiel und ſagte: Schändliches Ungeheuer! Es iſt dein Vater; du haſt deinen Vater umgebracht, ſchrie er.

Vatermörder! ſtammelte der Alte, und ſank gefühllos nieder.

Auf das Geſchrei waren mehrere Räuber aus der Höhle gekommen, und zuletzt erſchien der Anführer. Er hat ſeinen Vater getödtet, ſagte man ihm.

Bindet ihn, rief dieſer. Bindet den Unſinnigen.

Welten wollte mit dem blutigen Meſſer in der Hand auf ihn zu, aber man entwand ihm geſchickt das Mordgewehr, warf ihn nieder, und band ihn.

Jetzt ging man zu dem Alten. Er lebt noch, ſagte der Anführer; legt ihn ſanft auf eine Trage, und bringt ihn zu den Seinigen.

Die Söhne kamen ihnen ſchon entgegen. Wie ſie aufſtanden, und den Vater nicht fanden, ahndeten ſie etwas von ſeinem Vorſatze, und fürchteten des böſen Bruders Tücke. Sie jammerten laut, wie ſie ihr Unglück hörten.

Sie waren ihres Schmerzes nicht Herr, und ihre Mutter erfuhr die That im erſten Augenblicke. Sie raufte ſich die Haare aus. So hatteſt du doch recht, guter Alter! Es war ein Böſewicht; wehe mir, ich habe einen Vatermörder geboren. Die Räuber machten ihr Hoffnung, weil noch Leben in ihm war. Sie verbanden ſelbſt die Wunde, und der Alte ſchlug die Augen auf.

Marthe! Marthe! ſagte er ſchwach, hatte ich nicht recht? Nun verſprich mir eins.

Marthe verſprach alles. Jene Menſchen werden ihn dir gewiß liefern; übergieb ihn den Gerichten, ſonſt mordet er euch noch alle."

Mutter und Söhne ſagten ihm das zu, es zu thun.

Nach wenig Stunden erſchien der Anführer; er hatte alles zur Abreiſe fertig machen laſſen. Unſers Bleibens iſt nicht mehr hier, ſprach er. Das Ungeheuer übergeben wir euch gebunden, ſchafft ihn aus der Welt; gegen ihn ſind wir alle Engel.

Velten war ſtumm und ſagte kein Wort. Er geſtand aber doch, daß in dieſen Augenblicken in ſeinem Innern eine Erſchütterung vorgegangen, die er vorher nie empfunden. Der Anblick ſeines ſterbenden Vaters, die Flüche, die ſeine Mutter gegen ihn ausgeſtoßen; die Jammertöne ſeiner Geſchwiſter, die Verachtung ſeiner Kameraden, das alles habe eine Zeitlang die Idee in ihm rege gemacht, er müſſe doch wohl ein ſchlechter Menſch ſeyn. Der Gedanke, ſeinem Schickſale ſich nun ruhig unterwerfen, ſey in ihm aufgeſtiegen; aber wie die Nacht herangekommen, ſey die Liebe zum Leben mächtig erwacht. Er habe es verſucht, ſich ſeiner Bande zu entledigen, und mühſam eine Hand frei bekommen; das andre ſey dann leicht geweſen. Nun habe er ſich ruhig verhalten. Neue Mordgedanken wären zwar einmal in ihm erwacht, da aber wenig Minuten darauf ſein Vater geſtorben, und das Klagegeſchrei allgemein geworden, man auch mehr Licht herbeigebracht, und ſeine Befreiung entdecken müſſen, ſei er aufgeſprungen, habe gleich nach einem Meſſer gegriffen und wüthend ausgerufen: Jetzt laßt mich, oder ihr ſeyd alle des Todes. Gebt mir ein Brod, ich will fort. Verfolgt ihr mich, ſo wahr ich lebe, ich ſtecke eure Hütte an, und tödte euch alle. Denkt, ihr habt keinen Bruder gehabt. —

Man war voll Entſetzen; man warf ihm hin, was er haben wollte, und er floh in den dicken Wald.

Veitens Empfindungen waren in den erſten Tagen nach dieſen barbariſchen Auftritten ſtumpf. Er erzählte, daß ſich ſeiner Einbildungskraft oft ſeines Vaters ſterbende Stimme dargeſtellt; daß ihn der Gedanke an Mutter und Geſchwiſter, die nun verwaiſt, ein paarmal wie ſiedende Tropfen aufs Herz gefallen; daß er ein paarmal auf dem Wege geweſen wäre, umzukehren. Daß er ihnen habe ſagen wollen: Ich habe euren Verſorger erſchlagen, nun will ich der Eurige ſeyn. Hiervon habe ihn aber die Gewißheit abgebracht, daß man ihn nicht aufnehmen, ſondern ohne Umſtände ihn den Gerichten überliefern würde. Ueber den an ſeinen Vater begangenen Mord habe er nie rechte Reue fühlen können. Immer ſey er ihn wieder vorgekommen, wie er in ſeiner Jugend ihn ſo barbariſch gegeißelt, und ſein damaliger Zuſtand wäre ihm ungleich viel leidender erſchienen, als daß er ihn mit einem Stiche aus der Welt befördert.

An das wüſte ſchwärmende Räuberleben gewöhnt, wollte Velten nun auch trocknes Brod nicht mehr ſchmecken. Er verſuchte es, von einigem Wilde, was er tödtete, das Blut zu trinken, und das rohe Fleiſch zu eſſen. Hierauf aber ekelte er ſich, und nun verfiel er auf den Gedanken, daß die Räuber die alte Höhle verlaſſen,

laſſen, wo er verſchiedenes, beſonders von ſpirituöſen Getränken ſo heimlich verſteckt, daß ſie es wohl nicht gefunden haben würden.

Er ging alſo dahin zurück, und fand mehr als er geglaubt hatte. Sie waren ſo eilig fortgezogen, daß ſie ſelbſt Koſtbarkeiten zurückgelaſſen hatten.

Die Hand des Rächers wachte aber über ihn. Man hatte einige der Räuber erwiſcht, und dieſe hatten auf ihn ausgeſagt, und die ſchreckliche Geſchichte erzählt. In ſeines Vaters Wohnung wurde ſogleich geſandt, und alles richtig befunden, und nun wurde ihm nachgeſpürt, um die Welt von dieſem Ungeheuer zu befreien.

Schon hatte er durch Speiſe und Trank wieder Muth zu neuen Uebelthaten gewonnen; ſchon waren zwei Reiſende von ihm umgebracht, als man ſeine Spur entdeckte, und ihn einſt Nachts überfiel, wie er in ſeiner Höhle im tiefſten Schlafe lag. Man hatte ſeiner Brüder einen mitgenommen, der ihn ſchon ſelbſt aufgeſucht hatte. Denn die Mutter dieſes unglücklichen Hauſes hatte der Schreck bereits unter die Erde gebracht, und die verwaiſten Kinder, die das erſte Entſetzen und die Furcht vor dem Tode in dem Augenblicke ſeines Weggehens in Unthätigkeit geſetzt, hatten ſich feſt verbunden, ihm nachzuſpüren, bis ſie ihn fänden, um das Ende ihrer guten Eltern an ihm rächen zu laſſen. So wurde er gefangen, mit Feſſeln belegt und fortgeführt.

Gehe nun hin, wo dich die Strafe deiner Thaten erwartet, hatte der Bruder zu ihm geſagt. Uns haſt du unglücklich gemacht, aber wir wollen dir verzeihen und für dich beten.

Grimmig hatte er den Bruder angeſehen und ausgerufen: Wenn ich dich nur noch gemordet hätte! Dich röcheln hören, ſollte meinen Tod angenehm machen.

Von den zuletzt gemordeten Reiſenden hatte der eine ſich fürchterlich gewehrt, und ihm ſelbſt ein paar leichte Wunden beigebracht. Der andre hatte um ſein Leben gebeten, allein der grauſame hatte ihm geantwortet: Ich muß dein Blut ſehen, und er ſagte auch vor Gerichte aus, es wäre ihm in dem Augenblicke unmöglich geweſen, nicht zu morden.

In ſeiner Kindheit ſey es ihm ſchon Wonne geweſen, wenn er Knechte und Mägde kneifen, mit Stecknadeln ſtechen, oder auf dieſe Art ſeinen Geſchwiſtern einen empfindlichen Schmerz verſetzen können. Vollkommen aber ſey ſeine Freude geweſen, wenn nach einer ſolchen Verletzung einige Tropfen Bluts gekommen. Den ganzen Tag ſey er dann heiterer geweſen.

Ueber den Mord ſeines Vaters ließ er ſich wenig aus. Es ſey ein Anfall ſeiner Wuth geweſen, aber er könne nicht ſagen, daß ihm das Rieſeln des Blutes nicht angenehm geweſen, und deßwegen, nicht um ſeinem Vater wehe zu thun, habe er ihm den zweiten Stoß verſehen wollen. Nur erſt im Hauſe ſeiner Eltern ſei er erſchüttert worden.

Er zeigte im geringſten keine Furcht vor dem Tode, und als man ihm vorſtellte, was ſeiner dort warten würde, antwortete er: das werde ich ſehen. Sein Vater ſey ein tugendhafter Menſch geweſen, und doch durch einen Meſſerſtich von der Welt gekommen. Wenn er durch einen Nachſtoß ſtürbe, was das nun für ein Unterſchied ſey; dort würden ſie beide ſich ſprechen.

Sein Urtheil war milder, als man es hätte erwarten ſollen. Er wurde mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht, und ſein Körper der Anatomie geliefert.

Zehnter Abſchnitt.

Der Zwiſt.

Seitdem Louiſe den letzten ernſthaften Auftritt mit dem Schädel ihrer Mutter gehabt hatte, war ſie ernſt und nachdenkend, beinahe tiefſinnig geworden. Richtig hatte ſie ihrem Verſprechen Folge geleiſtet. Der Schädel ihrer theuren Mutter war täglich in ihrer Hand, täglich küßte ſie den geliebten Ueberreſt, und jede erneuerte Vorſtellung, daß auch einſt von ihr nichts mehr übrig ſeyn würde, als dieſes, nahm auf einer Seite einen Theil ihrer gewohnten

Heiterkeit, auf der andern beſtärkte ſie es in dem Vorſatze, ganz nur für ihren Vater zu leben.

Daß Auguſt dadurch nicht gewann, war natürlich. Ihr Herz ſchlug für ihn noch warm, ſeine Zärtlichkeit gegen ſie war unverkennbar, er wiederholte ſo oft, daß er ohne Louiſen kein Glück kenne, daß ſie doch gewiſſermaßen darüber verlegen wurde.

Indeſſen war bisjetzt der Gedanke, ihn aufzugeben, noch nicht in ihr rege. Ihre Ideen beſchäfftigten ſich nur mit der Art, ihn ihrem Vater wieder angenehm zu machen, dem er etwas zuwider ſchien.

Ihre täglichen Aufforderungen gingen dahin, und Weisberg konnte ihr die bündigſten Verſicherungen geben, daß er alles anwende, was in ſeinen Kräften ſtände, ſich ihrem Vater zu nähern, daß dieſer ihm aber immer auszuweichen ſuche, ſo glaubte ſie das nicht.

Wie konnte ſie es auch? Des Vaters Urſache, ihn zu meiden, konnte ſie doch nicht einmal muthmaßen, und Weisberg, der in jedem erfüllten Wunſche ſein Glück ſuchte, entſchloß ſich, zudringlich gegen den alten Mahlfeld ſelbſt in ihrer Gegenwart zu werden.

Das konnte ihr nicht entgehen. Mit ſchmeichelnder Zärtlichkeit hieng Weisberg ſich an den Alten; er entdeckte ihm, daß er die Veränderung gegen ihn bemerkt; er beſchwor ihn, ihm die Urſache derſelben wiſſen zu laſſen. Er verſprach ihm, in allen ſich nach ſeinen Willen zu fügen. Er bat ihm, die ſchwerſten Prüfungen ihm aufzulegen, um von ſeiner Liebe überzeugt zu werden.

Louiſe hörte das alles mit wonnevollem Herzen an, aber ihre Wonne wandelte ſich bald in Trauer, da ſie ihren Vater düſter werden ſah, da er die zärtlichen Liebkoſungen des jungen Menſchen mit finſterm Kopfſchütteln aufnahm, und endlich, wie er nicht mehr ſchweigen konnte, ohne Weißberg aufs äußerſte zu beleidigen, ſagte: Zürne nicht, du kannſt nicht dafür, Auguſt, aber unſre Seelen harmoniren nicht.

Ach, lieber Vater, antwortete hierauf voll Geiſt und Feuer Auguſt — wohl harmonirten ſie ehedem. Es war nur ein Einklang unter uns. Ein feindlicher Dämon hat ſich zwiſchen unſre Liebe geworfen. Laſſen ſie mich ihn vertreiben. Vater! und wenn ſie wirklich einen Sohn hätten, er könnte ſie nicht mehr lieben, als ich ſie liebe. Nun ſo nehmen ſie mich denn dazu an; zum erſtenmal geſtehe ich ihnen meine Leidenſchaft gegen Louiſen. Ich liebe ihre Tochter unausſprechlich; ich kann, ich werde ſie glücklich machen. Ich werde ſie nicht von ihnen trennen, nein, ſie werden in mir einen Zuwachs ihres Ichs haben;

denn nur ſie ſollen mein Gedanke und meine Beſchäfftigung ſeyn. Sprechen ſie, lieber Vater, das glückliche Ja aus. Machen ſie mich zu ihrem Sohn, machen ſie mich zum glücklichen Menſchen, der auf dem Erdboden wandelt.

Thränen liefen dem alten Mahlfeld über die Backen. Er ſprang ſchnell vom Stuhl auf, und gieng ſchweigend in ſein Kabinett.

— Da iſt Härte des Steins ſtatt Weichheit der Liebe eingetreten, fuhr Weisberg etwas bitter fort, und ſah ſich nach Louiſen um.

Er fand ſie in Thränen. Weine nicht, liebes Mädchen, ſagte er. Laß uns geduldig ſeyn und hoffen.

Ich hoffe nichts, antwortete ſie ſchluchzend und faſt vernichtet.

Wie! entgegnete er, du willſt nicht hoffen? Wenn man die Hoffnung verliert, hat man ja alles verloren, und ich will nichts verlieren. Du biſt mein Alles; du ſtehſt in dieſem Herzen ſo feſt eingeſchrieben, daß keine Zeit dich herausreißen kann. ..

Du nicht minder in den meinigen, ſprach das ſanfte Mädchen. Aber du, Auguſt, haſt keinen Vater mehr. Deine Pflichten haben hierin aufgehört. Die meinigen wachſen, je älter und ſchwächer mein Vater wird.

Jede ſeiner Grillen muß doppelte Aufmerkſamkeit in mir rege machen; jeden Stein des Anſtoßes in der kurzen Spanne-Zeit, die er noch zu leben hat, wegzuräumen, muß mein Beſtreben ſeyn.

Ich ehre dieſe kindliche Liebe, ſagte Auguſt, aber ſie entbindet dich nicht der Ausſicht mit mir dennoch glücklich zu ſeyn.

Und wenn du mir das größte Glück anzubieten hätteſt, welches mir doch nicht mehr als dein Herz wäre, ſo würde ich es dennoch nicht genießen können, wenn meines Vaters Wille nicht dabei wäre. Lieber Auguſt bedenke, wie bald dieſe wenigen Reize verblüht ſind, wie bald dieſe Wangen eingefallen, dieſe Augen-Knochen härter ſeyn werden, und dann mit einem Verbrechen gegen meinen Vater da zu ſtehen? nein, das kann ich nicht tragen.

Louiſe, ſagte Auguſt, wenn du nicht wärſt, die du biſt, ich würde laut auflachen, daß auch dich die Knochenſucht, die hier im Hauſe herrſcht, angeſteckt.

Dieſe Bemerkung konnte Louiſe nicht ertragen, ſie nannte ſie bitter. Das heißt, ſagte ſie, der Schwäche meines Vaters ſpotten, von welcher du doch nicht einmal weißt, ob es nicht gerade Stärke iſt.

Böſe war Louiſens Blick bei dieſen

Worten nicht, allein es lag doch etwas darin, was dem ſanften Auguſt mißfiel. Wenn du einen Scherz bitter nennen kannſt, ſagte er, ſo habe ich weit mehr Urſache bitter zu ſeyn, daß man meiner Liebe ſpottet. Du haſt mir die heiligſten Verſicherungen gegeben, die meinige zu werden, und eine Krankheit deines Vaters, ich will es mit dem mildeſten Namen belegen, macht dich von dem abwendig, deſſen einzige Freude es war, dein zu werden; der Jahre ſchon Sclave iſt um deinetwillen.

Louiſe wurde weich; guter Auguſt, zürne nicht, ſagte ſie, und fiel ihm um den Hals. Allein ſie bereuete nichts, ſie verſprach nichts, ſie ſagte blos: Ich kann nicht anders. Auguſt war um nichts gebeſſert; trübe Wolken zogen ſich auf ſeine Stirn. Man verließ ſich wehmüthig, aber mit einander unzufrieden, und durch dieſen

ſen erſten Zwiſt trat eine Kühlung an die Stelle der heißten Liebe.

Wie Auguſt weg war, ſchlich Louiſe in des Vaters Kabinett. Noch ſtanden Thränen in ſeinen Augen. Ich will ſie trocknen, ſagte ſie. Die Tochter wird des Vaters Kummer lindern, und ihr Gehorſam ihm ein ruhiges Alter bereiten.

Eilfter Abſchnitt.

Das Gelübde.

Onkel Wortmann hatte nicht allein das, was ſein Schwager Mahlfeld ihm in der Geſchichte des erſten Schädels mitgetheilt hatte, ſondern auch die Schriften, welche er ihm über den Doktor Gall mitgegeben, genau geprüft und durchgeleſen. Er hatte zuerſt die Geſchichte des ſchwarzen Velten geendet, und ſo lebhaft ihm das Leben dieſes Menſchen auch vor Augen lag, ſo konnte er doch nicht den entfernteſten Vergleich zwiſchen ihm und den guten Welsberg

berg finden, und bedauerte den wahrſcheinlich verſchrobenen Verſtand Mahlfelds. Er dachte ſchon darauf, mit dem Doktor Schnurre die Maaßregeln zu treffen, wie man ihm am beſten und leichteſten von dieſer Thorheit heilen könnte, als ihm Galls Schädellehre in die Augen fiel.

Mußt das doch aber auch leſen, ſagte er zu ſich ſelbſt, nahm das Buch, und wurde, je weiter er las, deſto aufmerkſamer.

Iſt doch kurios, ſagte er, wie er tiefer hineinkam. Der Mann hat eine reine Ideenfolge, und wenn die Grundquellen, aus denen er ſchöpft, richtig ſind, ſo möchte ſich wohl etwas mehreres dabei einmiſchen. Wie er mit dem Buche ganz zu Ende war, dachte er ganz anders, als wie er es angefangen hatte, und wenn er ſchon Weisbergen für keinen Böſewicht hielt; wenn er ſchon auf reine Ausnahmen von der Regel dachte, wenn auch Doktor Galls Regel richtig wäre, ſo konnte er es doch ſeinem Bruder nicht ganz verdenken, daß er ſeines Kindes wegen beſorgt ſey. Wenigſtens ſprach er ihn von der Zerrüttung des Verſtandes ſchon gänzlich frei, und wußte nicht ob er mehr ihn, oder mehr Louiſen, oder mehr Weisbergen bedauern ſollte.

Die folgende Nacht war gänzlich ſchlaflos für ihn, und er wankte, ob er nicht lieber eine ſeiner podagraiſchen ſchlafloſen Nächte, als eine ſolche wieder durchleben wollte. Seine Einbildungskraft war rege und dadurch wirkſamer geworden, als ſie es noch je geweſen, und wenn, wie er denn ſeines Bruders ängſtlichen Unterſuchungen hierin wohl Glauben beimeſſen konnte, wenn Weisbergs Kopf wirklich ſo ganz ähnlich mit dieſem war, der ein ſolcher Böſewicht geweſen; wenn Galls Lehre der Gewißheit der Mordneigung in dieſen Erhabenheiten Grund hatte, ſo ſchien es ihm allerdings möglich, daß dieſer furchtbare Keim bis jetzt geſchlafen habe, und auf einmahl erwachen konnte. Zur Dunkelheit geſellet ſich oft die Ausbildung der Ideen zur Wirklichkeit, und als er einmal einige Augenblicke ſchlummerte, kam es ihm vor, als ob Weisberg mit der Holzaxt vor Louiſen ſtände, und er fuhr hoch aus dem Schlaf auf.

Wie er am Morgen aufſtand, ſagte er: Ich wollte, daß ſie den ganzen Kram hätten ruhen laſſen, ſo wären wir alle jetzt noch ruhig. Die verdammte Aufklärung hat ſchon ſo viel Böſes geſtiftet, und wird deſſen noch vielmehr ſtiften. Ich lobe mir Rouſſeau. Einfach war der Menſch gut, nun iſt er Chamäleon geworden, und die meiſten ſeiner Verwandlungen taugen gar nichts.

Eben trat Doktor Schnurre herein.

Ich wollte dich gerade rufen laſſen, ſagte Wortmann, und du kömmſt ſehr gelegen. Da liegen die Scharteken, und der Knochenteufel iſt in unſerm Hauſe los. Wenn ich nicht toll werden ſoll, ſo mußt du mir ſagen, was das mit dem Doktor Gall iſt, ob er recht oder unrecht hat.

Wie mans nehmen will, erwiederte der Doktor. Ganz unrecht kann man ihm nicht geben, ganz recht auch nicht. Es iſt eine neue Entdeckung, und die ſind alle ſo lange unter dem Joche der Hypotheſe, bis Fleiß und Zeit ſie zu Syſtemen machen kann. Der Mann ſchließt richtig.

„Das ſage ich auch, aber die Gründe, aus denen er ſchließt, ſind die auch richtig? Iſt das Fundament gut, auf welchem er baut?“

Da ſitzt der Knoten, amice. Ein Fundament iſt aber nicht ſo leicht unterſucht, beſonders wenn es ein ehemaliges

Fundament umſtößt. Man klebt immer am Alten, kanns auch keinen verdenken, obgleich der Arzt immer forſchen ſoll, daß er das Alte ſo lange gut findet, bis er vom Beſſern des neuen überzeugt iſt. Deßwegen thätet ihr alle wohl, hiervon gar nichts zu leſen, bis wir für gut finden, euch etwas davon zu ſagen. Wir haben zu grübeln genug, um dahinter zu kommen, was recht oder falſch an der Lehre iſt. Habe an des Mannes Fleiß und Talenten nichts auszuſetzen; muß ſeinen Kopf brauchen wer ihn hat, und eine Idee ſey noch ſo barok, ſie muß heraus, muß bekannt, muß beurtheilt werden. Der Weizen muß aus der Spreu heraus. Alſo brav, daß Doktor Gall forſcht, ordnet, vergleicht, Thiere und Menſchen zu rathe zieht.

Aber daß er in der Welt herumreiſt, Weibern und Männern die Köpfe verrückt, ſo manchen verrückten Kopf ganz verſchiebt, das tadle ich. Er wird kommen, aber bleibt von ihm; leſt ihn auch gar nicht, er bringt Unheil.

Hats ſchon gebracht, lieber Doktor, braucht nicht erſt zu kommen. Es iſt Feuer und Flamme, volle Flamme da.

„Das wäre der Henker.“

Ich habe geſchwiegen, lieber Doktor, weil ich ſelbſt leſen, ſelbſt forſchen wollte, was an der Sache ſey.

„War Thorheit, verſteht nichts davon.“

Es wäre aber doch auch zu ſpät geweſen, nicht zu leſen. Der Bruder iſt tief hineingedrungen; er hat das Leben eines Spitzbuben da, und den Kopf dieſes Spitzbuben dabei, und nun findet er, daß der vertrakte Schädel gerade die Organe hat, die unſers Auguſts Kopf auch hat, und nun behauptet er, Weisberg müſſe ein

Mörder werden, weil dieſer alles gemordet hat, was ihm vorgekommen iſt; und weil er ſogar ſeinen Vater gemordet hat, ſo behauptet er, Weisberg müſſe wenigſtens ſein Weib morden, und darum will er ihm die Tochter nicht geben. Wenn das denn auch alles ſo wahr iſt, wie Doktor Gall in dieſem Büchlein es demonſtrirt, ſo geſteh ich, wäre ich ein Mädchen, ich ginge ſelbſt nicht mit ſolch einem Manne zu Bette.

„Das kann Weisberg nicht, er iſt ein ehrlicher guter Junge, der in ſeinem Leben keinem Menſchen beleidigt hat, noch vielweniger daran denkt, einen umzubringen. Und wenn ſein Kopf wirklich ſo viel Aehnlichkeit mit dem Mörderſchädel hat, ſo iſt de facto Doktor Galls Satz ſchon umgeſtoßen, obgleich eine Ausnahme noch nichts beweiſet. Aber wir würden ſchon mehrere finden.“

Das iſt noch nicht alles. Da hat der Bruder ſich einfallen laſſen, ſeiner eignen Frauen Schädel aus dem Sarge zu holen.

„Gott bewahre! Das iſt ja kannibaliſch. Was zum Henker will er denn damit?“

Sehen hat er wollen, ob ihre Organe mit ihrem Charakter übereinſtimmten; und weil er nun gerade alles ſo gefunden, wie es beſchrieben iſt, ſo iſt er in ſeinem Glauben immer mehr beſtärkt worden.

„Das giebt ein böſes Stück Arbeit. Aber die Leute dürfen doch nicht auseinander? Wäre ſchade, jammerſchade um das ſchöne Paar.“

Eben trat Weisberg herein, um Wortmannen zu klagen, wie Louiſe ihn mitſpiele.

Der kömmt mir eben recht, ſagte Doktor Schnurre. Komm her, laß einmal deinen Kopf ein wenig betaſten.

Was habt ihr nur mit meinem Kopf vor. Er iſt mir gut genug, warum iſt er es andern nicht auch?

Doktor Schnurre war Pathe zu Auguſt geweſen, und dieſer liebte ihn, wie ſeinen zweiten Vater. Er hielt ſeinen Kopf hin, und Schnurre unterſuchte lange. Wenn ich noch zwei ſolche Köpfe antreffe, ſagte er endlich, ſo heiße ich den Doktor Gall einen Lügner. Die angegebenen Zeichen ſind hier, aber von der Sache ſelbſt iſt nichts dein. Geh nur hin, guter Junge, und wenn dir jemand ſagt, daß du nicht viel taugteſt, ſo berufe dich dreiſt auf deinen Pathen Schnurre, der kann dir das beſte Zeugniß geben.

Iſt mir auch einerlei, was die Leute von mir denken und ſagen, wenn nur mein Herz gut bleibt. Und ſo leicht hat's keine Noth, daß das verdorben wird. Aber mit Louiſens Kopfe, da iſts nicht recht richtig.

„Was, Burſche, legſt du dich auch ſchon auf die Knochenlehre?“

Bewahre mich der Himmel! Ich meine inwendig im Kopfe. Da ſpukt was bei ihr, und beinahe mit dürren Worten hat ſie mir geſagt: Ihr Vater wollte nichts von mir wiſſen; und dann wollte ſie auch nichts von mir wiſſen.

Das hat ſie geſagt? ſagten beide Alte zu gleicher Zeit, und blickten ſich erſtaunt an. Das konnte ſie zu ihrem Auguſt ſagen, fuhr Wortmann fort, zu dem Auguſt, von dem ſie mir immer ſagte: Ohne ihn kann ich nicht leben. Aber jetzt fällt mir das Ding ein. Seit zwei Tagen, Auguſt, hat ſie kein Wörtchen von dir geſprochen. Ich hatte mit dem geſchriebenen und gedruckten Krimskrams dort ſo viel zu thun, und darüber iſt mir es nicht ſo ſehr aufgefallen, nun kommt mir's recht aufs Herz.

Vielleicht, ſagte Auguſt, hab ich das auch meinem kurioſen Kopfe zu danken. Sieh, Pathe Schnurre, wenn's ein Bein oder ein Arm wäre, woran ſie ſo viel auszuſetzen hätten, um Louischen willen, wahrlich ich könnte mir das Glied abnehmen laſſen. Aber den Kopf — nein, den muß ich doch wohl behalten. Aber ich ſcherze, und die Sache iſt ernſthaft genug.

Ja, das iſt ſie bei Gott, ſprach Wortmann. Hat er dem Mädchen etwas von ſeinen Opinionen geſagt, ſo iſt das nicht fein.

Nein, das hat er nicht, fuhr Schnurre auf, dazu iſt er zu ehrlich. Aber hat das Naſeweischen vielleicht ſelbſt in den Büchern ſich herumgetummelt, und hat ſo etwas gefunden, was ihr den Kopf warm gemacht.

„Da muß ich doch das Zeug auch einmal

mal leſen, nur um zu ſehen, was man denn eigentlich aus mir macht.“

Das läßt er bleiben, brummte Pathe Schnurre. Er Patron, lieſt keins von dieſen Büchern, Er unterſteht ſich nicht, Dr. Galls Kurſum mit zu hören, er ſpricht mit keinem Menſchen über den Dr. Gall — er ſagt, er habe eine Averſion dafür. Er läßt ſich auch von keinem Menſchen den Kopf mehr befühlen. Das alles unterläßt er bei Strafe meiner Ungnade. Punktum!

Nu, nu, Herr Pathe Bär, nur gemächlich und nicht ſo wild. Ich mache mir ſo aus dem Weſen nicht viel, und verſpreche alſo hiermit feierlich und bündig, von allem verbotnen nichts zu thun, ehe ich die Liebe meines Pathen aufopfern will.

So iſts ſchön. Man gab ſich hierauf noch die Hände, und ſchied fröhlich.

Zwölfter Abſchnitt.

Doktor Pflaumreich.

Doktor Pflaumreich war, wie ſchon aus der vorigen Erwähnung deſſelben einigermaßen zu entwickeln wäre, einer von den jungen Aerzten, die durch Figur und Süßigkeit ſich mehr empfehlen, als durch ihre Kenntniſſe. Nicht in dem Verſtande, als ob ſie nicht im Beſitz dieſer Kenntniſſe wären, denn Pflaumreich war ein gemachter Theoretiker. Er war auf Akademien ſo fleißig geweſen, daß er ſelten ein Kollegium verſäumt. Er hatte ſeine nachgeſchriebenen

Hefte in der größten Ordnung. Er hatte mit einem Buchhändler einen Vertrag, daß er ihm alle mediciniſche Werke zuſandte, die er alle auch durchblätterte, und was ihm anſtand, behielt, das übrige aber retour ſpedirte. In Hinſicht deſſen konnte er von allem mitreden, was neues in der Medicin vorfiel, und war er auch nicht fähig, einen Grundſatz, wie man ſagt, in succum et sanguinem zu vertiren, ſo hatte er doch Geiſt genug, ſelbſt ſeiner Unerfahrenheit in dieſem Falle einen Anſtrich zu geben, und ſich als ein Licht geltend zu machen. Uebrigens that er keinem Menſchen Schaden, wenn er auch geradezu nicht helfen konnte.

Als Freund von allen Neuerungen, weil er darin auch eine Stimme mitzugeben ſich ſtark genug fühlte, hatte er die Galliſchen Sätze ſeiner neuen Erfindung einverleibt, allein er erwartete ihn ſelbſt, um alsdann aus den Schwächen des Vortrags Stoff zu nehmen, ſeine eigne Meinung zu ordnen.

Wenn Dr. Gall, ſagte er, der Mann wirklich iſt, der er zu ſeyn vorgiebt, und zu dem ihn alle Welt macht, ſo muß er jeden Widerſpruch heben, jeden Zweifel gegen ſeine Lehre widerlegen, und ſo vollkommen überzeugen können, daß der Glaube jedem in die Hand kommt. Kann er dieſes nicht, ſo iſt ſeine Erfindung, die eine Theorie ſeyn ſoll, nur eine Hypotheſe, und Hypotheſen kann man nicht als Wahrheiten annehmen.

Der Anſchein ſeiner Lehre ſetzt ſogar möglich mathematiſche Gewißheit voraus. Seine Vergleiche der Thier- und Menſchenſchädel, und die Neigungen, die in dieſen Thier- und Menſchenſchädeln paralell zu finden ſind, machen ſein Grundſyſtem, und beſtätigt ſich dieſes Grundſyſtem, ſo muß durch mathematiſche Ausmeſmeſſungen der äußern Erhabenheiten, oder innern Vertiefungen, in welchen die Organe liegen, es genau zu beſtimmen ſeyn, wie weit der Würgſinn des Mörders, wie weit der Geſchlechtstrieb des Wollüſtlings gehet, ja es muß, wenn man mit der Zeit auf die Subtilität aller dieſer Sätze kommt, ſich genau die Kraft des Mannes beſtimmen, und mit Gewißheit ſagen laſſen, wie fruchtbar eine Ehe ſeyn könnte.

Doktor Pflaumreich äußerte dieſe Meinung freilich nicht in jedem Zirkel; er hatte ſeine ausgeſuchten Eingeweiheten dazu, wo er der guten Aufnahme ziemlich gewiß war. Er ſchwieg beſcheiden und vorſichtig, wo er ſchärfere Seher vor ſich zu haben glaubte, er brachte in ihre eignen Demonſtrationen ein Wort zu rechter Zeit, was aber weder Ja noch Nein ſagte, ſondern durch Umſchweiſe ein Sandkorn in die flache Politur warf, und ihr einen falſchen Strich gab.

Doktor Schnurre, der gerade, ehrliche Mann, war eigentlich ſein ärgſter Antagoniſt, nicht daß er ihn hätte beleidigen wollen, allein er war ſcharfſichtig genug, die kleinen Kunſtgriffe des Doktor Pflaumreichs zu bemerken, und ſetzte ihn ein paar Mal ſo ſehr ad absurdum, daß die Geſellſchaft ihn auslachte, er eingeſtehen mußte, er habe Unrecht, und von dem Augenblicke an ſich auch vornahm, nie wieder gegen den Herrn Kollegen Schnurre ſich eines Widerſpruchs ſchuldig zu machen, weil ihm das doch keine Lorbeeren, ſondern nur ſtechende Dornen erndten könne.

Auguſt Weisberg und der junge Pflaumreich waren nahe Verwandte; ſie waren Mitſchüler, nicht allein in niedern Schulen, ſondern ſie waren hernach auch in dem berühmten Ihlefeldſchen Inſtitute am Harz zu-

zuſammen geweſen, ſie hatten einige Jahre mit einander auf Univerſitäten zugebracht. Wenn Gleichheit der Karaktere ſie nicht an einander kettete, ſo that es die Gewohnheit.

Keiner von beiden hatte, nach dem zu urtheilen, wie ſie bis jetzt gehandelt — denn wer kann nach dem Galliſchen Syſtem jetzt für Organe bürgen? — Neigung, Böſes zu üben. Beide hatten Schulwiſſenſchaften, konnten ſich alſo bald mittheilen, und man weiß, wie angenehm dieſes dem Jünglinge iſt. Die Wünſche und Aeußerungen des einen wurden gewöhnlich der Prüfung des andern unterworfen, und folgte man dann dem gegebenen Rathe nicht, ſo war der andre nicht böſe darüber, weil er ſelbſt in dem Fall war, oft das Gegentheil von dem zu thun, was ſein Freund ihm rieth.

Was Pflaumreich zu windig war, war Weisberg faſt zu ernſthaft. Dieſer ſagte erſterin oft: Du haſt Geiſt und Kopf, du faſſeſt ſchnell, du biſt fleißig in den Epochen deines Fleißes, aber du haſt einen ſo übertriebenen Leichtſinn, der dich zuletzt noch unglücklich machen wird. Wenn dieſe Epoche bei dir eintritt, thuſt du gar nichts, verſäumſt dich und deine Freunde, biſt todt für alles, bis auf die Ideen, die du dir in den Kopf geſetzt. Du grübelſt einer Sprache nach, und vergißt darüber das Brot-Studium. Kannſt du die Sprache halb, ſo glaubſt du ſie ſchon ganz zu können, und gehſt wieder zu einer andern über. Dadurch wirſt du in nichts feſt.

Lieber Bruder, ſagte Pflaumreich dann, ich verſäume ja kein Kollegium.

„Sitzeſt aber während der Vorleſung, und machſt einen Vers, oder denkſt auf eine Schnurre, oder lieſeſt wohl gar einen ſchlüpfrigen Roman.“

Dafür aber ſchreib ich den andern Tag

meines Stubenkollegen Hefte ab, und verliere nichts an der Vorleſung. —

„Als die Ideen, die er dabei ſich gebildet, und die er dir doch unmöglich mittheilen kann.“

Die ich auch nicht mitgetheilt haben will, weil ſie nicht die meinigen ſind. Uebrigens, lieber Auguſt, was kann ich dafür, daß mein Gehirn ſo gebaut iſt. Wenn ich etwas unternehmen will, ſo giebt mirs ordentlich einen Druck im Kopf, und ich muß, ſelbſt wenn ich mich dagegen ſtemme, mich an dieſe Arbeit machen, weil keine andre, die ich an deren Stelle vornehme, mir gelingt, und ich auf die dümmſten und unordentlichſten Ideen falle, wenn ich der Neigung, die in mir aufſteigt, oder vielmehr ſich aus meinem Gehirn herabläßt, nicht nachgebe.

Höre, pflegte dann Weisberg wohl zu ſagen, du ſcheinſt mir nicht zum Studium der Medicin geſchaffen. Denn wenn dein Gehirn dich einmal bei einem Kranken drückt, ihm das zu geben, was ihm ſchädlich iſt, ſo mag ich dein Patient nicht ſeyn.

Man ſieht aus dieſen damals noch unreifen Aeußerungen Pflaumreichs, daß er Idee von der Galliſchen Lehre hatte, ehe an Gall gedacht war, und daß er ſich ein Organ des Leichtſinns, oder mit Gall zu ſchließen, eine Abweſenheit der Organe des Scharfſinns und der Bedächtlichkeit, ſelbſt ohne die Idee davon zu haben, zur Laſt legte.

Wenn Pflaumreich ſchon nicht mehr Arzt bei Jungfer Euphroſinen war, ſo war er doch deswegen oft im Mahlfeldſchen Hauſe. Die Aerzte dieſes Orts griesgramten nicht gleich mit einander, wenn einer einen Kranken von dem andern bekam, oder man ſein Zutrauen mehr auf den einen, als auf den andern fallen ließ. Sie betrachteten die Arzneikunſt als eine ſolche, die zur Hülfe des Kranken da ſey, und weder dazu, ihre Beutel zu füllen, noch ihrem Ruhme eine Trophäe zu ſetzen. Sie waren größtentheils gebildete gute Menſchen, die einer von dem andern gern etwas annahmen, und Pflaumreich gehörte wirklich unter die leichtſinnigen, aber gutmüthigen.

Da es ihm aber an Zutrauen im Wahlfeldſchen Hauſe fehlte, ſo war er zwar gelitten, konnte aber, beſonders ſeitdem Euphroſine ihm keine Heimlichkeiten mehr anzuvertrauen hatte, nicht über die Lage der Umſtände im Hauſe urtheilen. Aber ſeines Freundes Weisbergs üble Laune entging ihm nicht, und er ſetzte ihn einmal darüber zur Rede, daß er jetzt ſo wenig ſeiner Freundſchaft Gegenſtand mehr ſey.

Was hilft es mir, Doktor, ſagte Weisberg,

berg, dich zum Mitwiſſer meines Elends zu machen?

„Deines Elends? Nun beim Himmel, ich ſehe darin kein Elend, von einem himmliſchen Mädchen geliebt zu werden, einen reichen Schwiegervater zu haben, und eine Ausſicht einmal Miniſter zu werden.“

Träumer! Deine Schwärmerei trägt dich ſchon wieder mit Adlersflügeln in die Lüfte. Die Karriere, in welcher ich arbeite, iſt mir im Tod zuwider. Sobald es alſo möglich iſt, werde ich mich davon loßreiſſen. Sage mir ſelbſt, was will jetzt ein Kabinett ſagen? Haben wir in Europa noch Grundſätze des Gleichgewichtes? Iſt noch ein Verhältniß zwiſchen dem Vortheil der Länder und dem Privat-Eigennutz der Fürſten? Werden die wenigen, in deren Kabinetten noch richtige Grundſätze die Oberhand haben, gegen den hinreiſſenden Strom, der die übrigen zerrüttet, ſich halten können? Iſt es angenehm zu ſehen, wie Menſchenrechte mit Füßen getreten werden, und könnte es angenehm ſeyn, zu arbeiten, um ſie zu treten, auch nur entferntes Werkzeug zu ſeyn, was dazu hilft?

„Aber Auguſt, du ſchwärmſt ja mehr als ich. Deine Feder, die jetzt ſchreiben muß, wie man dir es vorſagt, macht ſie ein Individuum unglücklicher, als eines andern Feder, der in deine Stelle tritt, es machen würde? Aber geſetzt, deine Delikateſſe vermag dieſen Gedanken nicht zu ertragen, ſo wirf den Zwang von dir, du bedarfſt ja deſſen nicht; weide dich an deinen übrigen ſchönen Ausſichten.“

Ach, Doktor, auch die ſind dahin! Der Vater will mir Louiſen nicht geben, und Louiſe ſagt, was der Vater nicht will, thut ſie nicht.

„Was? Du ſtehſt auf dieſer gefährlichen Stufe, und kannſt von etwas anderm ſprechen? Du kannſt noch von deinem Beruf, von deinen Kabinetten, vom Gleichgewicht Europas ſprechen, und biſt ſelbſt aus dem Gleichgewicht gebracht? Dein Kabinett iſt deine Louiſe, dein Verhältniß des Vaters ſchönes Vermögen. Dein Kabinett und dein Verhältniß ſtehen auf dem Spiel, und du kannſt noch von mit Füßen getretner Menſchheit reden? Und du fährſt nicht aus der Haut, daß das alles ſo iſt, und ſetzeſt nicht Himmel und Erde in Bewegung? Menſch, welch ein Organ von Phlegma muß in deinem Schädel verborgen ſtecken!"

Komm du mir nun auch noch mit Schädel und Organen. Eben dem verdammten Schnickſchnack muß ich ja mein ganzes Unheil zuſchreiben.

„Verflucht! Nun geht mir ein Licht auf. Ja, ja, beim alten Mahlfeld ſpukt die Schädellehre nicht ſchlecht, und gewiß hat er an deinem Kopfe etwas gefunden, was ihm mißbehagt. Laß mich doch den merkwürdigen Schädel einmal unterſuchen.“

Höre Doktor, wenn du es nicht wärſt, ich würde im Ernſt böſe. Der Alte hat mir den Kopf genug betaſtet, und ich habs verſchworen, keinen mehr drei Schritt meinem Schädel zu nahe kommen zu laſſen. Aber neugierig werde ich doch endlich zu wiſſen, was ihm eigentlich an meinem Knochenbau mißfällt. Man ſagt ja, du verſteheſt auch etwas von der berühmten Lehre.

Hm, erwiederte Doktor Pflaumreich bedeutend, vielleicht mehr, als Doktor Gall ſelbſt. Wirſt noch einmal Wunder von mir hören. Ich bin mit ihm, aber nicht ſo mit ihm, was man mit einem ſeyn heißt, ſondern mit ihm im Studium, mit ihm im Forſchen und Unterſuchen, auch mit ihm in der Ueberzeugung, daß etwas reelles in der Sache liege, aber nicht mit ihm in ſeiner Meinung, nicht mit ihm in ſeinen Principiis, nicht mit ihm in ſeinen Schlußfolgen. Ich habe ein neues, ein eignes Syſtem, aber ich benutze ſeine Erfahrungen und ſeine Wahrheiten dabei.

Nun ſo gieb dich denn einmal an dieſen Kopf. Aber Doktor, offenherzig, ohne Hehl. Merke ich die geringſte Heuchelei bei dir, ſo iſts mit unſerer Freundſchaft rein aus. Auch laß einmal dein oberflächlichen Weſen ein wenig auf die Seite, und unterſuche gründlich.

„Sollſt mich kennen lernen. Und wärſt du Kartouche und Nikel Liſt, nach deinem Schädel zu urtheilen, du ſollſt es erfahren.“

Er nahm mit Pathos und Wärme den

Kopf ſeines Freundes Auguſt, er unterſuchte etwas lange, und wie er fertig war, brach er in ein lautes Gelächter aus, welches beinahe Weisberg beleidigt hätte.

Nun, was iſt da zu lachen, ſagte er; lächerlich fand der alte Mahlfeld meinen Kopf wahrlich nicht, denn er ſah jedesmal verdammt ernſthaft aus, wenn er ihn in der Probe gehabt hatte.

„Das glaub ich wohl, denn um dir die reine Wahrheit zu ſagen, ſo biſt du ein abſcheulicher Menſch. Würgſinn ruhet in deinem Kopfe — was ſage ich, Würgſinn! o das iſt gar nichts. Aber nach Galls Schädellehre zu urtheilen, biſt du ein wahres Mordgenie. Es nimmt mich wahrhaftig Wunder, daß ich da neben dir ſtehe, und noch nicht kalt bin.“

Nicht ganz unbefangen ſagte Weisberg: Iſt das wirklich Ernſt, oder ſcherzeſt du mit mir?

„Scherzen, nein, das wäre nicht der Zeitpunkt, aber lachen wohl. Nach Doktor Galls Organenlehre haſt du das Organ des Würgſinns in einem ſo hervorſtehenden Grade, daß du wenigſtens wie jener Apotheker, Freiknecht, oder wie jener Kaufmannsſohn, Metzger hätteſt werden müſſen, um deine Mordluſt gerechter weiſe zu befriedigen. Und darüber ſoll ich nicht lachen? Du, der ſanftmüthigſte Menſch, den ich auf Gottes weitem Erdboten kenne, du ſollſt ein, wo nicht geborner, doch organiſirter Mörder ſeyn; du ſollſt deine Freude an Blut und Blutvergießen haben; du, der vier Wochen lang es nicht vergeſſen konnte, daß er ſeinen Gegner im einzigen Duell, was er hatte, verwundete?“

Alles wahr, lieber Doktor, aber doch immer unglücklich. Der Mann glaubt an

Gall,

Fall, der Mann denkt ſich in mir, wo nicht jetzt, doch in Zukunft einen Mörder. Und was ſage ich, kann er nicht glauben, daß ich ſchon Mordthaten begangen, und ſie nur verſchwiegen geblieben ſind? Kann er mir nicht Heuchelei genug zutrauen, mich in eine Lichtgeſtalt zu verſtecken, und den Dämon der Blutgier weislich zu verbergen? Nein, bei ſeinem Glauben kann er mir ſeine Tochter nicht geben. Soll er jede Nacht ſchlaflos zubringen, in der Furcht, daß ich ſein einziges liebes Kind an meiner Seite tödte. O Doktor! o Freund! ich bin ſehr unglücklich, ich habe ſie gewiß, gewiß verloren!

„Laß den erſten Taumel der Hitze nur erſt abkühlen. Er wird, ich ſage dirs, gewiß zur Vernunft kommen. Nun wir nur einmal wiſſen, wo der Fehler ſitzt, nun wollen wir jede Gelegenheit benutzen, ihn von dieſem irrigen Wahn abzubringen, und eine wirſame und paſſende Arzney aufzuſuchen.“

Bei ihm nicht; feſt iſt ſeine Seele, woran er einmal glaubt, davon bringt ihn keiner ab.

„Ei was, Doktor Schnurre muß helfen, auf den hält er viel.“

Weißt du denn, wie der denkt? Nein, Doktor, laß mich, ich will auf mein Glück Verzicht thun. Ich will ſelbſt zu ihm gehen, und ihm ſagen: Alter, du haſt recht. So ſehr du mich liebeſt, du kannſt nicht mehr mich lieben.

Er drückte Pflaumreich die Hand, und entfernte ſich ſchnell.

Nun wird der auch noch zum Narren, ſagte Pflaumreich. Aber das ſind die Folgen, wenn man Laien einen Blick in die Kunſt thun läßt. Er gieng pfeifend von dannen.

Dreizehnter Abſchnitt.

Die Reue.

Wie Weisberg den Doktor Pflaumreich ſo ſchnell verließ, war ihm bei der Erinnerung an Doktor Schnurre eingefallen, daß er dieſem das heilige Gelübde gethan, ſich von keinem Menſchen in der Welt den Kopf mehr befühlen zu laſſen. Er hatte dieſes Verſprechen nun gebrochen, und die tiefe marternde Reue, die in dieſem Augenblick in ſeine Seele kam, riß ihn von Pflaumreich weg. Er konnte die Sünde nicht auf ſeinem Herzen behalten.

Sie ſeinem Pathen ganz zu verhehlen, hieße ſie verdoppeln, und überdem würde dieſer ſcharfſichtige Mann bald an ſeiner Unruhe bemerkt haben, was mit ihm vorgegangen wäre.

Auf dem Wege zu des Doktors Hauſe, den er eben nicht mit der ſchnelleſten Eile zurücklegte, hatte er Raum genug, durchzudenken, wie gut es der Pathe Bär mit ihm im Sinne gehabt, da er dies Verbot ausſprach. In der erſten Wallung glaubte er nun ſeine Ruhe auf immer dahin, und er trat mit einem ſo zerſtörtem Geſichte in Schnurrens Zimmer, daß dieſer ausrief:

Ehe du mir ſagſt, was dir iſt, will ich dir einige Tropfen Naphta geben. Dein Blut iſt aus ſeinem Gleichgewicht, und das kann dem Menſchen, beſonders in deinem Alter, übel bekommen.

Ich will keine Naphta, rief Auguſt, ich will ihre Verzeihung.

„Aha, ungehorſam geweſen — Knochengeſchichten gehabt, Kopf befühlen laſſen! Ja, ja. Aber nimm nur erſt die Naphta. Nun, wer iſt denn das Allerweltskind geweſen, der dich verführt hat?

Pflaumreich, lieber Pathe — ich hatte alles vergeſſen. —

„I, der vertrakte Sauſewind! Kann doch die Pfoten aus nichts laſſen. Nun, der mag ſchön Zeug geſagt haben.“

Ich glaubs nicht, denn ich habe ſo wenig Neigung zum Morden, wie mein Turteltäubchen zu Hauſe. Aber geſchrieben ſoll's doch auf meinem Haupte ſtehen.

Laß mich einen Gang gehen, ſagte Doktor Schnurre, und dann ſehen wir uns wieder.

Vierzehnter Abſchnitt.

Die Konferenz.

Das Feuer greift um ſich, ſagte Doktor Schnurre, wie er zu Wortmann kam, wir müſſen es dämpfen.. Er erzählte, was zwiſchen Pflaumreich und Weisberg vorgegangen, und trug darauf an, daß ſie beide zum alten Mahlfeld gehen, und mit ihm kurz und gut über die Sache ſprechen wollten.

Es muß biegen oder brechen, ſagte Schnurre. Ich habe den Pathen ſo lieb, wie Louiſen, und ſie wie ihn. Die Wonne, die ich mir gedacht hatte, ſie beide vereinigt zu ſehen, ſoll alſo entweder in Erfüllung gehen, oder ſie ſoll ganz zu Grunde gerichtet, und alles aufgehoben werden. In der Ungewißheit bleib ich nicht, und laſſe die beiden Menſchen auch nicht darin.

Je dringender Doktor Schnurre wurde, je nachdenkender und zögernder war Onkel Wortmann. Zum Henker! was iſts denn mit dir, ſagte der Doktor, willſt du nicht mit? Fürchteſt du nicht.

„Ja, was ſoll ich dirs verhehlen. Ich gehe, wie in den Tod. Der Knochenmann hat mir meine ganze Laune verdorben. Ich leſe und leſe, und finde immer mehr, daß er wohl Recht haben kann.“

Finde, glaube was du willſt. Mit dir iſt der Karren einmal ſo tief hinein, wie mit deinem Schwager. Geh hin und frag ihn, ob er Zeit zu einer Konferenz hat?

„Aber ich ſage dir's vorher, ich werde auf ſeiner Seite ſeyn.“

Als ob ich das nicht ſchon wüßte. Fort nur mit dir.

Onkel Wortmann ging, und kam bald mit der Nachricht zurück, daß er ſeinen Bruder lange nicht in ſo guten, launigen Humor geſehen, und daß es ihm ſehr lieb ſeyn würde, ſie beide bei ſich zu haben.

Wohl, ſagte Doktor Schnurre, ſo kommen wir deſto eher zum Zweck.

Sie gingen, und der alte Mahlfeld empfing ſie mit vieler Herzlichkeit.

Dies ſoll eine förmliche Konferenz werden, ſagte Schnurre, und deswegen die Thüren zu. Weder die horchende Euphroſine, noch das naſeweiſe Louischen ſoll etwas davon weder per fas noch per nefas wiſſen.

Ohngefehr, ſagte Mahlfeld, kann ich den Zweck rathen, wozu die Herren dieſe Konferenz beſtimmen; und mir iſt es auch wirklich angenehm, daß ich endlich einmal aus der peinlichen Lage heraustreten ſoll, in welcher ich mich befinde, aus der Lage nicht verſtanden zu werden.

Man giebt mir Härte gegen mein Kind, man giebt mir Härte gegen Auguſt ſchuld.

Nein, Bruder, ſagte Wortmann, das thut man nicht mehr, ich wenigſtens nicht. Ich müßte ja den Kopf verloren haben, in dem ſo viel gute Organe liegen, wenn ich ungerecht gegen dich verfahren wollte. Nein, Bruder, betaſte mich; ich glaube das Organ der Gutmüthigkeit in einer ausgezeichneten Erhabenheit zu beſitzen, und ich ſollte dieſe Neigung gegen dich zum erſtenmal verleugnen? Deine Lektüre hat mich umgeſtimmt, hat mich überzeugt.

Nun dem Himmel ſeys gedankt, entgegnete Mahlfeld, ſo bin ich von dieſer Seite doch beruhigt. Und du, alter guter Schnurre, ein kreuzbraver und vernünftiger Mann, ein Forſcher und Arzt, was ſagſt du dazu? Ich weiß es, du läßt nichts ununterſucht. Dein Geiſt iſt viel zu umfaſſend, als daß du eine Lehre, die ſo viel Aufſehen erregt, nicht ganz durchdacht haben ſollteſt. Haſt du auch die Geſchichte des Mörders geleſen? Sieh, hier iſt ſein Schädel. O du haſt gewiß ſchon Auguſts Kopf unterſucht, nun ſprich, rede offenherzig: haſt du jemals eine größere Aehnlichkeit gefunden, und iſt nicht Auguſts Kopf noch faſt im ſtärkern Grade bösartig, als dieſer hier?

Der Doktor nahm den Schädel. Die Konferenz wird mager für meine Wünſche ablaufen, ſagte er. Die Erhabenheit des Würgſinns, fuhr er fort, iſt ſtärker bei Auguſt, als bei dieſen, das muß ich geſtehen. —

Nun bin ich doch wohl mit meiner Furcht nicht mehr zu tadeln? unterbrach ihn Mahlfeld, und legte die Hand traulich auf des Doktors Schulter.

Aber, gieng dieſer, ohne ſich ſtören zu laſſen, in ſeiner Rede weiter, der Diebesſinn, der hier mit inbegriffen iſt, fehlt bei Auguſt gänzlich.

Das habe ich wahrhaftig überſehen, ſagte Mahlfeld, aber nun iſt mirs auch begreiflich, warum Auguſt übrigens gut ſeyn kann, auch begreiflich, warum ſich der Mordſinn bei ihm noch nicht gezeigt. Ich glaube er iſt noch nicht reif.

Beßter guter Mahlfeld, ſprach Doktor Schnurre, wenn du ſo urtheilſt, ſo wäre es traurig für die Menſchheit; dann wäre jeder Mörder ein geborner Mörder, und wenn ſein Talent dazu reif wäre, müßte er morden. Laß uns lieber milder von dem urtheilen, dem wir unſern Geiſt und unſer Daſeyn zu verdanken haben.

Ganz will ich Galls Lehre nicht verwerfen; ſie hat viel anſchauliches, ſie hat ſogar viel bewieſenes. Seine Vergleichungen ſind auffallend. Er ſelbſt aber nennt ja den mit dem Würgſinn begabten keinen gebornen Mörder; er glaubt ja ſelbſt, daß dieſe Neigung ſich überwinden laſſe.

Ueberwinden, ja, ſagte Mahlfeld, aber dieſes Ueberwinden muß bei kaltem Blute und mit gehörigem Nachdenken geſchehen. Nun iſt aber der Eheſtand, das könnt ihr mir glauben, denn ich habs mit einem ſehr ſanftem Weibe erprobt, nicht immer der Stand des Nachdenkens, noch weniger der des kalten Blutes. Ich weiß es, und hier nahm er den Schädel ſeiner Frau, und drückte ihn an ſeinen Mund, und du weißt es auch, wie nahe es oft mit uns bis zu wirklichen Thätlichkeiten gewesen, und ich habe doch nichts vom Würgorgan, und du gute Seele haſt ja den ſanfteſten Knochenbau, den man haben kann — und doch — aber nichts von unſern Geheimniſſen.

Nun aber iſt Louiſe lange nicht das ſanfte Weſen, was ihre Mutter war. Sie iſt oft ein Trotzkopf, und ich mag nur nicht genau an die Unterſuchung ihres Kopfes gehen, um ſie nicht aufmerkſam darauf zu machen, aber ich glaube ſie hat wider die Gewohnheit der Weiber ein kleines Organ des Raufſinns.

Welches ich denn doch noch nie an ihr bemerkt habe, ſagte Wertmann. So ſanft, wie ſie mich wartete, da ich krank war, habe ich noch nie eine Krankenwärterin geſehen.

Der Vater entgegnete: Der Sinn iſt noch nicht reif.

Wider alles Vermuthen ſagte jetzt Doktor Schnurre: Etwas Recht kann Mahlfeld wohl haben. Ich glaube, wenns drauf ankäme, Louiſe ſtände ihren Mann und wankte nicht. Das habe ich in einigen Bemerkungen über ihr und Jungfer Euphroſinens Unterhaltungen wahrgenommen.

Da haben wirs, ſagte nun Mahlfeld, und jetzt, lieben Freunde, ich legs an euer Herz, jetzt nehmt einmal das Organ des Raufſinns auf der einen, und das des Mordſinns auf der andern Seite, da iſt doch wenigſtens Feuer und Stroh; das würde ja eine Flamme geben, die gar nicht zu löſchen wäre. Nein, keine Nacht würde ich mehr ruhig ſchlafen können; immer würden mir die beiden vor der Seele ſeyn, wie ſie aus einem kleinen Zwiſt in eine große Uneinigkeit übergingen; wie Louiſe, des Nachgebens nicht organiſirt, ihren Trotzkopf aufſetzte, und wie er in der Wuth des Würgſinns, ach laßt mich das Bild nicht weiter mahlen — ich ſehe ſie ſinken, bluten, ſterben.

Er fiel bei dieſen Worten erſchöpft in den Seſſel zurück, erholte ſich aber bald wieder; er hatte noch den Schädel ſeiner trefflichen Amalie in der Hand. Ihr werdet es nicht glauben, wenn ich es euch ſage, aber mit dieſem ſanften Geſchöpfe bin ich ſo hart zuſammen geweſen, wegen eben der Knochen, die jetzt meine Glückſeligkeit machen, ſo hart zuſammen geweſen, daß ſie mir ihre Liebe aufſagte, und ich beinahe zu — Doch genug, wer will noch, daß ich meine Tochter dem Auguſt geben ſoll?

Ich nicht, ſagte Wertmann; ich fange immer mehr an, Glauben an die Schädellehre zu faſſen, und ich würde ſelbſt nicht ruhig ſeyn können, wenn dieſe Beiden zuſammen wären, ob ich gleich glaube, daß ſie von einander entfernt, beide ſo gut bleiben können, als ſie jetzt ſind.

Das heißt ihnen wenigſtens eine glückliche Zukunft nicht abſprechen, ſagte der Doktor Schnurre. So weit, wie ihr Beide, dehne ich nun meine Furcht nicht aus. Ich glaube nimmermehr, wenn auch Louiſchen ihren ganzen Trotzkopf aufſetzte, daß ſich Auguſt an ihr vergreifen würde. Ich glaube auch nicht ans Reifwerden der Organe. Neigungen ſinds, zugegeben; aber wenn ſie nicht in der Jugend kultivirt werden, kommen ſie nicht zum Ausbruch. Im Gegentheil, ſie wachſen ohne Reitz fort, werden auch nie zur Wirkſamkeit gereitzt, weil andre Organe wirkſamer ſind, und ſie ſchlafen das ganze Leben hindurch. Louiſens Trotzkopf ſchläft nicht, das hat ſie neulich ſelbſt gegen Auguſt bewieſen, aber ſein Würgſinn ſchläft, iſt mauſetodt, wird nie erwachen.

So ſehr ich alſo noch der Meinung bin, daß die Beiden nicht das ſchlechteſte, ſondern ein ganz leidlich friedliches Paar auf der Welt ſeyn würden, ſo bin ich doch nicht der Meinung, daß man ſie zuſammengiebt, und daß mehr um euretwillen, als um ihrer ſelbſt, und auch mit um meinetwillen.

Denn wahrhaftig, ihr würdet mir alle Tage von nichts als Mord in den Ohren liegen, und ihr würdet euch ſelbſt dabei ſo abgeängſtigt finden, daß ich euch, trotz aller meiner Kunſt, vor der Zeit ins Grab gehen laſſen müßte. Alſo um aller unſrer Ruhe und unſers Heils willen — Baſta davon, ſie werden kein Paar. Ich nehme es auf mich, Auguſten darüber vorzubereiten; doch pfuſcht ihr mir nicht in die Sache. Ich thue es mit Manier, noch und nach, und ſo laßt das Uebrige ſeinen Gang gehen.

Die Konferenz war zu Ende, Umarmungen erfolgten auf allen Seiten, und Mahlfeld klingelte nach Nierenſteiner, und öffnete die Thüren.

Euphroſie war gleich bei der Hand. Sie hatte zwar nicht zum Horchen kommen können, war aber doch in der Nähe geblieben.

Funfzehnter Abſchnitt.

Frohſinn und Ernſt.

Dame Euphroſine bemerkte die ausnehmende Heiterkeit in ihres Bruders Geſichte wohl. Sie konnte urtheilen, daß durch den Geiſt des Weins die Zungen ziemlich gelöſet werden würden, und ſie freute ſich auf die Erweiterung der Kenntniſſe, die ihr bevorſtand. Deſto größer war ihr Verdruß, als bei ihrem Weggehen Doktor Schnurre ihr auf dem Fuße folgte, und die äuſerſte Thür gleich wieder verriegelte.

Hätt' ich ihn nur nicht zu meiner Geſundheit nöthig, brummte ſie für ſich, ich würde ihn ſchon dafür bezahlen.

Er kehrte gelaßnen Schritts zurück. Es könnte doch im Taumel der Freude, ſagte er, ein Wort fallen, was für ſie nicht tauglich wäre.

Man ſetzte das abgebrochene Geſpräch fort. Mahlfeld erklärte frei, daß ſeine Glückſeligkeit jetzt auf den höchſten Grad geſtiegen, daß ſein Alter ruhig und vergnügt ſeyn würde. Er nannte ſeinen Schwager und den Dokter die Retter ſeines Herzens.

Es wurde viel über Gall, über ſeine Gegner, ſeine Grundſätze, über die Möglichkeit, die Sache zu einem Syſtem zu machen, geredet. Doktor Schnurre fand, daß Mahlfeld tiefe Blicke in anatomiſche Kenntniſſe gethan, und bedauerte, daß er kein Arzt geworden. Die Kenntniß," die mechaniſche Kenntniß des menſchlichen Körpers, ſagte er, iſt die Seele der richtigen Beurtheilungskraft des Arztes. Wer mit ihr eine gute Phiſiologie verbindet, kann ſich das todte lebendig vorſtellen. Ich habe nie einen Kranken vor mir, wo ich mir nicht deſſen innere Beſchaffenheit gleichſam ſichtbar mahle, und ich nehme mir aus ſeinen Klagen und der örtlichen Beſchreibung ſeiner Gefühle den Maaßſtab, wie dieſes oder jenes animaliſche Wirkungsfach geſtört iſt, und ich gehe darin ſehr ſelten fehl.

Dem Nierenſteiner wurde brav zugeſprochen, und der Doktor trank fröhlichen Herzens mit. Das geſchieht mir ſelten, ſagte er, daß ich ſo heiter bin, aber ihr ſeid auch zwei Menſchen, wie man ſie auf der lieben unruhigen Erde wenig findet.

Von ungefähr griff er nach einem Schädel, der auf dem Bureau ſtand. Er betrachtete ihn mit der größten Aufmerkſamkeit.

Ja, ſagte Mahlfeld, der dies beobachtete, ſo wie die Aehnlichkeit von meinem Schädel Nr. 1. und Weisbergs Kopfe auffallend iſt, ſo iſt es auch die von dieſem Schädel Nr. 2. und dem lieben trefflichen Schädel meiner Amalie. Sehet einmal hier, lieber Doktor, hier iſt er. Dieſe auffallende Aehnlichkeit aller Organe, des Organs der Gutmüthigkeit, der Feſtigkeit, und wie außerordentlich erhaben hier an beiden das Organ der Kinderliebe; und gewiß, wenn jemand ſein Kind lieb hatte, ſo war es Amalie. Ihr Gram und ihr Kummer war immer, daß ſie nicht mehr Kinder hätte, und ich ſelbſt, ich wünſchte mir nur einen Sohn. Zwar wenn der Sohn gekommen wäre, ich hätte gewiß mit ihr neuen Streit gehabt, denn ich hätte ihn einen Arzt werden laſſen, „und ſie würde das auf keinen Fall zugegeben haben.

Laſſen wir, ſagte Wortmann, das ruhen, was hätte kommen können, und uns mit dem beſchäfftigen was neu iſt.

Auch, fiel der Doktor ein, war ja ihr Ziel geſteckt, ehe der Sohn ſo weit kam, daß er, oder du für ihn, ein Fach hätteſt erwählen können.

Das iſt auch wahr, entgegnete Mahlfeld, und nun thut mirs doch recht herzlich leid. Wahrhaftig, jetzt möchte ich viel drum geben, einen Jungen zu haben. Es iſt mir ordentlich verdrüßlich, fatal. Was könnte der Junge in dieſem aufgeklärten Zeitalter für Fortſchritte machen? Galln hätte er nicht bloß auf dem Fuße folgen ſollen, nein, mehrere Fortſchritte hätte er noch machen müſſen; es iſt recht ärgerlich.

Der Doktor merkte, daß er einen kleinen

nen dummen Streich gemacht, dieſes Falles zu gedenken, und lenkte dadurch ein, daß geſchehene Dinge nicht zu ändern, daß der Himmel vielleicht eine nähere Aufklärung in dieſer Sache nicht wolle, und daß es noch eine große Frage ſey, ob auch ſein Sohn der Meinung des Doktor Gall beigetreten ſeyn, oder ſie nicht gleich ſo vielen andern noch lebenden Aerzten verworfen haben würde.

Während deſſen hatte Wertmann ſich beider Schädel bemächtigt, verglich ſie genau mit einander, und ließ eine Thräne auf den Ueberreſt ſeiner Schweſter fallen. Gute Seele! ſagte er, wie oft haſt du meinen Geiſt erhellet, wenn er mit wildem jugendlichem Feuer ins Düſtre des Grübelns ſich verlor. Mußteſt du auch noch der Ruheſtätte entriſſen werden, die dich einhüllte, um noch einmal eine Thräne des

Danks und der brüderlichen Liebe aus meinen Augen zu preſſen.

Aber ſage mir doch, lieber Mahlfeld, fuhr er fort, wer iſt denn dieſes Ebenbild meiner nun verklärten Schweſter. Welcher liebevollen Freundin war denn dieſe Aehnlichkeit mit ihr zugetheilt. Du ſagteſt mir ja einmal, du hätteſt eine Beſchreibung von allen Schädeln, die in deiner Sammlung wären, wem gehörte denn dieſe Zwillings-Schweſter der meinigen?

Mahlfeld ſchien verlegen zu werden. Dieſer Kopf, ſagte er, und ſtockte —

Nun, fiel Wertmann ein, warum ſtockſt du. Gewiß gehörte er doch einer ſanften guten Seele, denn ſonſt müßte ja unſer Syſtem trügen.

O ja, rief Mahlfeld, gewiß einer guten, ſanften reinen Seele — ob ſie gleich — er hielt hier wieder ein wenig inne, ob ſie gleich, fuhr er raſcher heraus — eine Kindermörderin war.

Eine Kindermörderin! riefen beide laut, und erſtaunt ſahen ſie einander an. Endlich bekam der Doktor die Sprache zuerſt wieder.

Alſo einer Kindermörderin? O Gall, Gall! wo bleibt dein Organ der Kinderliebe? So hätte ich mir dieſen Widerſpruch nicht vermuthet.

Gemach, lieber Doktor, fiel Mahlfeld ihm ein, erſt leſen ſie, und dann urtheilen ſie. Sehen ſie, hier iſt das Leben dieſer Kindermörderin, und wenn ſie es geleſen haben, ſo frage ich ſie, ob ſie nicht glauben, daß meine Amalie es eben ſo gemacht haben würde?

Bruder, Bruder! du läſterſt, ſagte

Wertmann, beſchimpfe doch meine arme Schweſter nicht nach ihrem Tode.

Ich ſie beſchimpfen! ſeufzte Mahlfeld, ich, der ich ſie anbete, ich der ich ſie ſelbſt nach dieſer That angebetet haben würde. O mein Freund, es giebt Dinge, die wir nur ahnden, nicht begreifen können. Friede mit der Aſche deiner Schweſter, aber ſo gewiß ich mit ihr einſt wieder vereinigt zu werden hoffe, ſo gewiß dieſes mein ſehnlichſter Wunſch iſt, ſo gewiß hätte ſie auch ſo gehandelt.

Ernſt herrſchte bei dieſen Worten auf Mahlfelds Geſichte, und Ernſt verbreitete ſich über die Phyſiognomien der beiden andern. Der Frohſinn ſchien entflohen. Wertmann legte beide Köpfe ſchweigend nieder, und verließ das Zimmer. Der Doktor ſteckte ſchweigend das Manuſcript

ein,

ein, und verließ das Zimmer; Mahlfeld blieb allein zurück. Sein Geiſt erholte ſich bald. Sie werden mir Recht geben, ſagte er voll Zuverſicht, und ſetzte ſich an ſein Bureau.

Sechszehnter Abſchnitt.

Die frohe Ausſicht.

Wer dem Doktor Pflaumreich auch nur den kleinſten Grad von Scheinheiligkeit oder Hinterliſt Schuld gegeben hätte, der hätte ihm das bitterſte Unrecht gethan. Er war offen und ehrlich. Seinen Freund Weisberg liebte er treu und redlich.

Allein er konnte ſeinen Augen nicht verbieten, daß ſie Luiſen ſchön fanden. Ehe er wußte, daß es mit Weisberg und ihr zu einem wirklichen Verſtändniß gediehen wäre, hatte er das Wahlfeldſche

Haus öfter beſucht. Da er bei allen ſeinem Leichtſinn ein ſehr angenehmer Geſellſchafter war, ſo war er auch da wohl gelitten, wo man ſich ihm nicht als Arzt anvertraute, und Louiſe war nicht zu denen zu zählen, die ſeine Geſellſchaft unangenehm fanden. Er war ein heirathsfähiger junger Mann, nicht ohne Vermögen, ziemlich bedeutend war ſeine Praxis, und er galt in den Zirkeln der jungen Schönen etwas.

Louiſe war der Stern, auf welchem er ſein Augenmerk gerichtet. Sobald er mit Euphroſinen näher bekannt wurde, unterließ er nicht ihr, als einer tauglichen Beförderin ſeiner Abſichten, ſeine Neigung zu entdecken.

So lieb ſagte dieſe, mir es wäre, ſie in meiner Familie zu wiſſen, um ſo viel lieber mir es wäre, ſie im Beſitz Louiſens zu ſehen, als dieſen mir fatalen Weisberg, ſo muß ich ihnen doch alle Hoffnung dazu benehmen. Sie iſt Auguſten ſo gut wie verſprochen, und meines Bruders Pläne in dieſem Punkte anders zu leiten, ſteht gar nicht in meiner Macht.

Baſta, ſagte Doktor Pflaumreich, meinem Freunde leg ich nichts in den Weg.

Wie kann der Menſch nur ihr Freund ſeyn, ſagte zwar Euphroſine nach dieſer Erklärung, allein der junge Doktor, warm für ihn eingenommen, ging in eine ſo raſche Erzählung ſeiner guten Eigenſchaften über, daß ſie gern keine weitern Verſuche machte, ihn bei demſelben zu verkleinern.

Schmachtend ſah oft Pflaumreich Louiſen an, pries oft ſeinen Freund glücklich, ein ſolches Kleinod gefunden zu haben, miſchte aber nie eine Bitterkeit in ſeine Aeußerungen, die nach Neid ſchmeckten.

Aber nach der letzten Unterredung, die

er mit Weisberg gehabt hatte, regte ſich in ſeinem Innern ein erneuetes Gefühl gegen Louiſen.

Sagte er nicht, frug er ſich ſelbſt, daß der Vater ſie ihm nicht geben wollte, daß ſie ſelbſt ihn nicht wolle? Und wenn das der Fall wäre, warum ſollte ich denn Anſprüche aufgeben, die ich nach ihm ſo gut habe, wie jeder andre Menſch in der Welt.

Aber, grübelte er weiter in ſich, cauto — vorſichtig zu Werke gegangen, daß die Liebe dem guten Herzen keinen Streich ſpielt. Erſt muß ich meiner Sache ganz gewiß ſeyn, ehe ich meine Angel auswerfe, und dann muß es auch auf jeden Fall nicht ohne Weisbergs Vorwiſſen und Einwilligung geſchehen.

Mit jeden Gedanken an Louiſen nahm das Gefühl ſeiner Liebe zu, aber mit jedem Gedanken nahm er ſich auch feſter vor, keinen Verrath an ſeinem Freunde zu begehen.

Nun dachte er auf Mittel, zur Gewißheit deſſen zu kommen, was ihm bisher noch dunkel war, und von der einen Seite ſollte ihm Euphroſine, von der andern aber Weisberg ſelbſt die gehörige Aufklärung geben.

Zu der erſtern ging er zuerſt, und da er gerade in dem Augenblicke kam, wo ſie über Doktor Schnurre ſchnödes Betragen gegen ſie, höchſt aufgebracht war, ſo war er ihr ein willkommner Gaſt. Sie fing ſogar an, einige Entſchuldigungen herzuſtammeln, daß ſie ihm als Arzt den Abſchied gegeben, und wollte großmüthig genug die Schuld auf ihre eigne üble Laune ſchieben, allein er begegnete dieſen, ehe ſie noch zur Geburt gediehen waren, mit der Verſicherung, daß ganz andere, als praktiſche Anſichten ihn hierher trieben.

Er entdeckte ſchnell genug ſein Anliegen, und Jungfer Euphroſine wußte nicht, wo ſie Worte genug hernehmen ſollte, dieſe beſtändige treue Anhänglichkeit gegen Louiſen in den Himmel zu erheben. Sie glaubte ihn lange verſprochen, und kam mit einer ſo weitläuftigen Liſte aller der Frauenzimmer, mit welchen ſie ihn im Verdacht der Verbindung gehabt, zum Vorſchein, daß er ſie bitten mußte, von den Hoffnungen anderer inne zu halten, und ihm nur zu ſagen, wie es mit den ſeinigen ſtände, und ob er wohl Muth faſſen dürfe, auf eine günſtige Ausſicht zu rechnen?

Günſtige Ausſicht! ganz günſtige Ausſicht, lieber, beſter Doktor, ſagte Jungfer Euphroſine. Den Auguſt nimmt ſie nicht, ſie nimmt ihn nicht, ſage ich Ihnen. O ſie iſt eine gehorſame, gute Tochter.

„Das wäre eins — aber — ob ſie mich nimmt?"

Und worum nicht? Jetzt nimmt ſie jeden, den der Vater ihr giebt.

„Aber ob der Vater mich ihr wird geben wollen?"

Sie ſind ein Arzt. Sie ſind freilich keiner von denen, zu denen er viel Zutrauen hat, aber was nicht iſt, das kann werden. Jetzt, lieber Doktor, ich kann mich noch gar nicht drein finden, daß ſie Louiſen immer noch lieben, das iſt ja ſo ganz ſcharmant von ihnen, jetzt haben ſie einen Weg in Händen, wo ſie den Alten zu Allem kriegen können. Studiren ſie den Doktor Gall fleißig, und dann ſprechen ſie mit meinem Bruder darüber. Kommen ſie erſt nur ſo ungefähr darauf. Laſſen ſie einige Worte fallen, und wenn er ſie auffängt, ſo machen ſie einen groſſen Senf davon. Sie wiſſen ja wohl, wie die

die Aerzte es gewöhnlich anfangen, aus einem Nichts recht viel zu machen. Das thun ſie denn auch. Aber hüten ſie ſich, daß ſie ſich ſelbſt nicht widerſprechen. Das kann er vor den Tod nicht vertragen, da wird er mißtrauiſch, und aus iſt es. Wenn ſie aber hübſch bei der Schnur bleiben, ſie brauchen nicht gerade ſeiner Meinung zu ſeyn, nur die ihrige feſt und ordentlich aus einander ſetzen, und beſonders, wenn ſie ihm ſo wahrſcheinlich darthun können, daß aus der Schädellehre wohl noch ein Schädelſyſtem werden könnte, dann haben ſie ihn gefangen, dann iſt Nichte Louiſe ganz gewiß die Ihrige. Ob das Mädchen ihnen geneigt iſt, will ich erforſchen. Darüber ſollen Sie Winke erhalten, die ihnen genügen werden.

„Wollen ſie das, ſüße Euphroſine? O ſie machen mich zum ſeeligſten Menſchen.“

Schmeichler Sie! Ja, ich will! Ich habs mir denn einmal vorgenommen, ſie zum höchſten Grade der Seligkeit zu promoviren. Sehen ſie — ſie ſollen ſie haben, alles will ich dran wenden. Ein bischen können ſie ſich doch verſtellen?

„Ungern, ich habe mich immer gern ſo gezeigt, wie ich bin. Ich glaube auch nicht, daß mirs recht gelingen würde, denn ich falle zu leicht in meinen Charakter.“

Ich meine nur, ſo ein wenig ernſthaft thun, etwas von dem Windigen ablegen, was ſie gewöhnlich begleitet, beſonders wenn ſie bei meinem Bruder ſind, damit er auch an ihr Studium glaubt, daß es ihnen Ernſt iſt.

„Danke fürs Kompliment, Tantchen. Ich will ſehen, was ich daran thun kann. Verſprechen will ich mein möglichſtes.“

Doktor Pflaumreich verließ Euphroſinen herzlich vergnügt über die frohe Ausſicht, und die Tante triumphirte, daß ihr Wille doch nun erfüllt würde, und ein Schwiegerſohn aus ihrer Fabrik ins Haus käme, denn ſie glaubte nichts gewiſſer, als daß die Ehe, die ſie jetzt geſchürzt, zu einem feſten Knoten werden würde.

Siebzehnter Abſchnitt.

Feierliche Entſagung.

Onkel Wortmann war ein ganz umgeſtimmter Menſch, ſeitdem er die Schädellehre geleſen, und die verſchiedenen Köpfe verglichen hatte. Ich hätte nicht gedacht, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß in meinen alten Tagen ich noch ſo ein Murrkopf werden würde. Doktor Schnurre hatte einige wichtige Kranke, und kam wenig zu ihm. Deſto mehr beſchäfftigte ſich Louiſe mit ihm. Sie hatte ſein finſtres Weſen nicht überſehen, und es war nicht Neugierde bei ihr, ſeinen Kummer zu erforſchen, ſondern Liebe zu ihm, um ihn aufzuheitern.

Zu ihrem größten Erſtaunen mußte ſie aus ſeinen Aeußerungen gewahr werden, daß ſie ſelbſt der Gegenſtand ſeines Kummers war. Du biſt uns ein theures Kind, mir und deinem Vater, ſagte er, und machſt uns der Sorgen viel.

Ich ihnen Sorge, entgegnete Louiſe. Wie ginge das zu. Nein, mein lieber Oheim, meinetwegen brauchen nicht ſie, nicht mein Vater ſich zu kümmern. Beſchließen ſie über mich, ich will alles, was ſie wollen.

„Mädchen! heuchle nicht. Wenn ich dir nun ſagte, die Liebe zu deinem Auguſt müßteſt du aus deinem Herzen herausreißen, wie würde dir das gefallen. Ich bin ja der Vertraute deiner Neigung geweſen. Mir haſt du dein ganzes Herz eröffnet. Ich habe dieſe Wärme für ihn in dir geſehen, ich habe mit deinen Gefühlen mitgefühlt. Ich hatte dir ſo oft verſprochen, daß er der deinige ſeyn ſoll, ich habe mich ſo warm für ihn bei dir intereſſirt, als ob er mein eigner Sohn wäre, und nun bin ich es, der dir ſagen muß — erſchrick nicht, liebes Mädchen! — er iſt kein Mann für dich.“

Erſchrecken, lieber Onkel, kann ich für dieſer Erklärung nicht, aber ſie wundert mich aus ihrem Munde. Und wieder, wenn ichs recht bedenke, wundert ſie mich auch nicht, denn ſie haben ja, das weiß ich, eine ernſthafte Unterredung mit meinem Vater gehabt, und mein Vater, das weiß ich, kann nicht ohne Grund gegen den eingenommen ſeyn, dem er erſt ſo gut war, und den er gewiß im Stillen für mich beſtimmt hatte. Alſo des Vaters Gründe ſind zu ihnen übergegangen, und müſſen um ſo wichtiger ſeyn, da mein theurer Onkel ſie billigt.

„Wichtig, ſehr wichtig ſind ſie, liebe Louiſe, ſo daß ich es gern ſehen würde, wenn du ohne Zeitverluſt dein Herz darauf vorbereiteteſt, dieſem Weisberg zu entſagen.“

Aber, lieber Onkel, finden ſie es nicht hart, daß ein Mädchen, die ihren Geliebten wirklich innig und herzlich liebte, die noch keine Unvollkommenheiten an ihn zu finden weiß, ſo viel Mühe ſie ſich auch giebt, ſie zu ſuchen, daß dieſes nicht einmal die Gründe wiſſen ſoll, warum ſie ihm entſagen, und eigentlich geſagt, ihn unglücklich machen ſoll?

„Kind, das iſt eine Chimäre, denn du weißt nicht, ob du ihn glücklich oder unglücklich machſt! Aber darin haſt du Recht, daß es hart iſt, daß du von nichts wiſſen ſollſt. Und o wie gern ſagte ich dir vieles, wenn ich nur nicht fürchtete, daß es dich nachdenkend und traurig machen würde. Sage mir einmal recht offenherzig, liebe Louiſe, hat dein Vater dir nie etwas von der Urſache merken laſſen? Hat dir Auguſt nicht etwa erzählt, daß dein Vater oft ſeinen Kopf befühlt? Du wirſt roth, du wirſt verlegen? Sollteſt du Geheimniſſe für mich haben?"

Ja, theurer Onkel, eins habe ich für ſie, und ich wagte es nicht, es ihnen zu entdecken. Aber jetzt in dieſer feierlichen Stunde, wo ich deutlich ſehe, die Würfel meines künftigen Schickſals werden geworfen, kann ich nicht länger ſchweigen. Ich weiß ein großes Geheimniß; ich weiß es, daß mein Vater die Riegel des Grabes meiner Mutter öffnete, ich weiß es, daß er im Beſitz ihres Schädels iſt; ich kenne dieſe koſtbare Reliquie, und ſie iſt mir ſo theuer, wie ſie ihm iſt.

„Du weißt das, und er hat es dir geſagt?“

Nein, er hat es mir nicht geſagt, auch weiß er noch nicht, daß ich davon unterrichtet bin. Noch weiß er nicht daß dies koſtbare Haupt ihm ſeine Tochter ganz wieder zugeführet, daß von dem Augenblicke an, wo ſie es mit heißer Inbrunſt an ihr Herz drückte, ſie ſich den Schwur that, nie gegen ſeinen Willen zu handeln, nie ſeinem Herzen zu widerſprechen.

„Mädchen! Mädchen! Du biſt beſſer noch, als wir.“

Die Thür öffnete ſich, und Mahlfeld trat herein. Er ſah Thränen in beider Augen. Forſchend frug er, was das wäre? Da warf ſich ihm Louiſe in die Arme, da geſtand ſie ihm unter einem Zährenſtrom, was ſchon lange ihr Herz preßte; da beſchwur ſie ihm, ſie Zeuge ſeyn zu laſſen, wenn er im Stillen mit dem Andenken ihrer Mutter ſich unterhielte.

War vorher alles gerührt geweſen, ſo ſtieg jetzt dieſes Gefühl auf den höchſten Grad. Mahlfeld drückte ſein Kind an ſein hochklopfendes Herz. Würdige Tochter der würdigſten Mutter, rief er aus, heute biſt du mir die Verklärte ſelbſt. Von heute an zähle ich eine neue Epoche meines Lebens.

Und ich, fiel Onkel Wortmann ein, ich bin nicht minder glücklich, als ihr. Trübe Wolken hatten ſich meiner Stirn bemächtigt; er iſt zertheilt, der böſe Nebel, der über mich herabgeſunken war. Das Organ der Freude hat in mir neuen Reiz bekommen. Und nun ein Wort von Weisberg.

Keines mehr, ſagte Louiſe, ſobald Vater die Stirn runzelt.

Nein, das thue ich nicht, antwortete

Mahlfeld; jetzt liebt mich meine Tochter mit einer reinen, heiligen Liebe. In Gegenwart des theuren Reſtes deiner Mutter will ich dir, koſtbares einziges Pfand von ihr, ſagen, was ich gegen den Mann habe. Sey er, was er wolle, ich kann ihn nicht Sohn nennen.

„Und wenn ich ihn auch liebte, wie dich Vater, dies Wort iſt mir genug, um nie ihn Mann zu nennen. Feierlich entſage ihm hier, ich will ihm nie mehr ſeyn, als eine Freundin, ſo lange er dieſes verdient. Und ſollte er auch dies nach deinem Ausſpruche nicht mehr verdienen, Vater, ſo iſt auch ſein Andenken von mir entfernt. Die erſte Zuſammenkunft mit ihm ſoll ihn dies aus meinem Munde hören laſſen. Kränken und betrüben will ich ihn nicht, aber ſagen will ich ihm, daß des Schickſals Wille unüberwindlich iſt, daß dieſer mich von ihm reißt, und daß er nie auf mich rechnen darf. Hielte ich ihn nicht für einen Spötter meiner heiligen Gefühle, ſo würde ich den Schädel meiner Mutter ihm vor die Augen halten, und ſagen: Dieſe befahl mir: Ehre deinen Vater.

Die Scene endigte ſich nun froh, aber ſtumm.

Achtzehnter Abſchnitt.

Nicht ganz ſo bereitwillig.

Wie der Doktor Schnurre Weisbergen in ſeinem Hauſe verlaſſen hatte, wartete er lange auf ſeine Zurückkunft. Statt ſeiner aber kam ein Bote, der ihm verkündigte, heute könne er ihn nicht ſprechen.

Weisberg war dabei ganz unbefangen. Die Verzeihung ſeines Pathen für ſeinen Leichtſinn, der ihm ſonſt nicht eigen war, hatte er ja ſchon. Er verlies daß Haus, und es vergingen einige Tage, ehe er den

Doktor wieder zu ſehen bekam, weil er über Land verreiſet war.

Es war eigentlich Weisbergen unangenehm, weil er in dieſer ganzen Zeit Louiſen nicht ſah, denn er wollte zu keiner Erklärung mit ihr kommen, bevor er wußte, wohin Doktor Schnurre den eilfertigen Gang gemacht, und was er auf demſelben ausgerichtet.

Ei, ei, ſagte er, als er den Doktor zum erſtenmale wieder ſah, das heißt ein großer Augenblick. Der Herr Pathe wollten mich gleich wieder ſprechen.

„Biſt empfindlich geworden? Haſt nicht ſo unrecht. Vielleicht hab ich meiner Geſchäffte wegen Gelegenheit gegeben, daß du die alte Liebſchaft wieder angeknüpft, und ihr euch alles vergeben und vergeſſen habt.“

Nein, Doktor, daraus wäre doch nichts geworden, da kenn ich Louiſen. Einen

Trotzkopf hat ſie, der muß ſo ſeyn, ſie vergiebt nicht ſo geſchwind.

„Nun da ſagſt du doch das nehmliche, was mehrere von ihr ſagen. Alſo wie empfing ſie dich? War ſie recht bärböſe. Ich kann wahrhaftig das Ding ſonſt gut leiden. Sie hat große Dinge an dem Wortmann gethan, was müßte ſie erſt thun, wenn ſie es für ihren Mann thun würde! Eine beſſere Krankenwärterin könnteſt du nicht bekommen.“

Aber zum Geier, Pathe, ich will keine Krankenwärterin heirathen. Wer denkt ans Krankſeyn, wenn man in den Stand der heiligen Ehe tritt.

„Nu, nu, ſo bleib geſund. Aber was hat ſie dir denn alles vorerzählt?“

Ich hab ſie ja gar nicht geſprochen, nicht geſehen, nicht einmal von ihr gehört.

„Nicht geſehen, nicht geſprochen, nicht

von ihr gehört? Das iſt ja prächtig, ſo viel Vernunft hätte ich dir gar nicht zugetraut.“

Eben keine feine Schmeichelei, Pathe — im Gegentheil etwas derb geſagt.

„Thut nichts. Meine es gut. Kurz und gut muß ich dir alſo ſagen, daß aus deiner Heirath mit Louiſen gar nichts werden kann. Der alte Mahlfeld und der Onkel Wortmann ſind beide gegen dich, und ich glaube, Louiſe auch. Freilich, lieber Junge, kannſt du nichts dafür, daß du ſo einen fatalen Schädel zur Mitgift bekommen. Aber da du ihn einmal haſt, und die Menſchen denken, du mußt und ſollſt die Frau todtſchlagen, ſo kann ichs den Leuten nicht verdenken, daß ſie dir das Mädel nicht geben wollen. Nun rath ich dir, heirathe eine andre und ſchlag die nicht todt, ſo kannſt du ſie auslachen, und ſie werden ſich ärgern, daß ſie dir die nicht gegeben haben.“

Sie können ſcherzen, Pathe, wo mir wahrhaftig ſchlimm zu Muthe iſt. Es iſt keine Kleinigkeit, ein ſolches Geſchöpf, was man geliebt hat, ſo ganz sans rime et sans raison aufzugeben.

„Ei was, iſt da nicht raison genug, wenn ſie ſagt: ich will dich nicht!“

Das muß ich erſt aus ihrem eignen Munde hören, ſonſt glaub ichs nicht.

„Hab ich doch gedacht, daß er noch verliebt iſt! Aber ſie iſt doch weg für dich.“

Mit ihr magſt du ſehen, wie du fertig wirſt, aber dem Vater und dem Onkel hab ich verſprochen, dich darauf vorzubereiten, daß ſie nicht die deinige werden kann. Du begreifſt ſonſt leicht, alſo kannſt du auch wohl einſehen, daß es unangenehm iſt, wenn die Verwandten ſich jeden Abend mit dem Gedanken zu Bette legen: heute Nacht bringt er ſie um.“

Kurz und gut, werther Herr Pathe, muß ich ihnen nur ſagen: die beiden ſind toll geworden, und wenn Sie auch ungefähr ſo denken, ſo machen Sie das Kleeblatt voll.

„Den Henker auch denk ich ſo. Verſteh mich nicht unrecht, Pathe. Ich ſetze meinen Kopf und mein Herz zu Pfande, daß du Louiſen in deinem Leben nicht todtſchlägſt, aber damit bring ich die andern nicht zur Vernunft. Sie wollen meine Caution dafür nicht annehmen, und wenn nun ſo eine verdammte fixe Idee bei ihnen ſich einſtellt, ſo nehmen ſie mich als den Menſchen, der ſie davon befreien ſoll, und damit will ich nichts zu thun haben. Indeſſen kann die ganze Sache dadurch vermittelt werden, daß du ſelbſt mit Louiſen ſprichſt.

Das will ich, als ehrlicher Mann mit ihr reden. Ich habe viel um ihrentwillen gethan, und habe ich das alles umſonſt gethan, ſo will ich wenigſtens von ihr einen Korb in optima forma haben.

Gratulire dazu, wirſt ihn auch bekommen, entgegnete ihm der Doktor, obgleich, ſetzte er hinzu, ich dem Mädchen nicht ſo viel Konſequenz zugetrauet hätte, daß ſie einem geliebten Gegenſtande um der Ruhe eines Vaters willen entſagte.

Am Ende machen ſie ihr noch ein Verdienſt daraus, daß ſie mich ſitzen läßt, entgegnete Auguſt, und empfahl ſich dem Herrn Pathen.

Neunzehnter Abſchnitt.

Die neue Proſelytin.

Jungfer Euphroſine hatte ſich alle mögliche Mühe gegeben, Louiſen in das Syſtem des Dr. Gall einzuweihen, in ſo weit nämlich, als ſie ſelbſt damit bekannt war. Geleſen hatte ſie nicht viel darüber. Das meiſte, was ſie wußte, war aus dem Munde ihres Freundes, des Dr. Pflaumreich, und deſſen Unterweiſungen, wenn er ſie beſonders Frauenzimmern gab, waren mit ſo vielen eignen Zuſätzen, Unwahrheiten und ordentlichen Abſurditäten verwebt, daß Louiſe oft des Lachens darüber ſich nicht erwehren konnte.

Daß dieſes aber nicht die wahren Grundſätze wären, konnte ſie wohl aus ihres Vaters Neigung zu dieſer Wiſſenſchaft ſchließen, und da durch den Weg der Leſebibliotheken, die jetzt die Freude und die Peſt des Menſchengeſchlechts ausmachen, ſie im Beſitz von alle dem kommen konnte, was über und wider Gall geſchrieben worden, da ſie ſich vornahm, ihre Ideen von dem Wuſt zu reinigen, den Euphroſinens Erzählungen in ihnen zuſammengemiſcht, da ihr endlich, trotz ihrer Liebe zum Gehorſam gegen ihren Vater, doch eigentlich daran lag, zu wiſſen, warum ſie den ihr immer in gewiſſen Stunden noch ſehr geliebten Auguſt nicht lieben ſollte, ſo wandte ſie alle Zeit, die ſie von ihren häuslichen Arbeiten ſich losreißen konnte, zu dieſer Lektüre an.

Eindrucksvoll, wie jedem Menſchen es ſeyn muß, war auch ihr die neue Erſcheinung. Mit wenigerm Umfange von Kenntniſſen glaubt man immer ehe das, was leicht, faßlich und mit einer Ideenfolge vorgetragen wird, und da Galls Lehre wirklich dieſes vorzügliche hat, da Louiſe ſchon durch ihres Vaters Anhänglichkeit an dieſelbe dafür eingenommen war, ſo war die Wirkung auf ihren Geiſt hinreißend. Ein kurzes Studium machte ſie ſo ganz und ſo enthuſiaſtiſch zur Gallianerin, daß kein Antigall auf ſie mehr wirken konnte.

Auch Euphroſine hatte Nutzen von dieſer Wißbegierde, denn Louiſe wußte ihr nun alle Knoten aufzulöſen, die ihr vorher durch Pflaumirrichs windigen Vortrag dunkel geblieben waren, und die beyden Damen waren gewiß in der Stadt die wichtigſten Verehrerinnen des Doktors, deſſen Ankunft man mit Schmerzen entgegen ſah, um durch ſeinen mündlichen Vortrag ſich der Vollkommenheit in ſeiner Lehre zu nähern.

Dies war theils ſchon vorher geſchehen, ehe Louiſe die feierliche Entſagung von ſich gegeben. Sie konnte ungefähr ſchon denken, daß des Vaters Abneigung im Organenbau Weisbergs läge, allein ſo arg, wie es war, bildete ſie ſichs doch nicht ein. Immer noch bedauerte ſie, Weisbergen ſo hart begegnen zu müſſen, und wenn am Tage, wie die gänzliche Auseinanderſetzung zwiſchen ihnen vorfiel, der Vater noch geſagt hätte, ich habe mich anders beſonnen, du ſollſt Weisbergen deine Hand geben, ſie hätte es mit Freuden gethan.

Nachher entwickelten ſich ihre Begriffe noch mehr, und da einige Wochen hingingen, ehe ihr Vater zu der verſprochenen Un-

Unterredung in Gegenwart des Schädels ihrer Mutter kommen konnte, ſo hatte ſie ihr Fleiß ſchon auf eine große Stufe der Vollkommenheit gebracht.

Wie erſtaunte daher Mahlfeld, als er mit weiten Umſchweifen, und leiſe berührt, ihr ſagte, daß des Dr. Galls Schädellehre ihn zu dem Schritte verleitet, ihrer Mutter Sarg zu öffnen, und ſie ihm erwiederte, daß ſie ſo völlig von der Wahrheit alles deſſen, was Gall lehre, überzeugt ſey, daß ſie jeden Schritt billige, den ihr Vater gethan habe, und in der Folge thun werde.

Wie nun der Vater weiter mit ihr über dieſen Gegenſtand ſprach, und ſie nicht allein ſo ganz bewandert darin, ſondern auch ſo ganz mit ſeinen Ideen übereinſtimmend fand, ſo drückte er ſie mit dem zärtlichſten Feuer an ſein Herz. Er erklärte, daß er nun keine Freude mehr auf Erden wünſche und verlange, nachdem dieſe ihm zu Theil geworden. So wie ſie ihm das Verſprechen gegeben, ganz ſeinem Willen zu leben, ſo wolle auch er nun nichts mehr, als was ſie wolle.

Euphroſine wurde jetzt mit zu dieſer Verſammlung gerufen, denn da ihr Louiſe das Zeugniß gab, daß ſie eben ſo viel Fleiß auf die Schädellehre wende, als ſie ſelbſt, ſo wurde ſie als würdiges Mitglied jeder geheimen Converſation betrachtet.

Jetzt machte Mahlfeld die Damen mit der Beſchaffenheit und Geſchichte ſeiner fünf Schädel bekannt, und wie erſchrack Louiſe, als ſie hörte, daß der Schädel des ſchwarzen Velten, in dem ſie faſt noch mehr Böſes entdeckte, als ihr Vater ſelbſt, mit Auguſts Schädel die frappanteſte Aehnlichkeit hätte. Elektriſch wirkte der Schlag auf ihr Herz, und ſie hatte auch keinen Funken Liebe mehr für ihn, ſo wie ſie dies hörte. Sie nannte ſich glücklich, daß ihr Vater, ehe er dieſe Entdeckung gemacht, nicht ſchon zu ihrer Verbindung ja geſagt, und ſie ſchauderte, wenn ſie daran dachte, daß das hätte möglich ſeyn können.

Wenn er mein Mann wäre, und ich hätte nun dieſe Entdeckung gemacht, ſo hätte ich jede Minute beben müſſen, einen gewiſſen Mörder zum Manne zu haben!

Euphroſine gab ihr völligen Beifall. Mahlfeld machte zwar die Einwendung, daß Gall ſelbſt eingeſtehe, das Organ allein mache den Mörder noch nicht, denn ob er gleich Auguſt nicht zum Schwiegerſohn haben wollte, ſo wünſche er doch nicht gerade, daß ſein predeminirender Mordſinn ihn unglücklich machen ſollte, aber ſeine Reden fanden bei den Damen ſo wenig Eindruck, und er ſahe ſie ſo erhitzt die Parthei des Mordorgans nehmen, daß er weiter nicht darauf beſtand, Auguſten für beſſer zu halten, als ſie ihn ausgegeben.

Nachdem über die beſte Art, wie man Auguſten Louiſens Willen beibringen könnte, lange berathſchlagt worden war, und es Louiſen ſelbſt ſchien, daß die Delikateſſe wohl erforderte, durch keine dritte Perſon die Bothſchaft bringen zu laſſen, ſo erklärte ſie doch, ganz allein würde ſie ſich nicht mit ihm unterhalten, denn der Mordſinn könnte in dem Augenblicke in ihm erwachen, und ſie das Opfer deſſelben werden. Ihre Einbildungskraft malte ihr dieſes ſo lebhaft möglich, daß ſie ſchaudernd zuſammenfuhr, als ob ſie ſchon den Dolch in ihrer Bruſt fühlte.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Marie.

Doktor Pflaumreich war aus einer der angeſehendſten Familien der Stadt. Sein Vater hatte im Rathe die erſte Stelle bekleidet, und eben den Ruf bekommen, ſeinem Hofe als Miniſter zu dienen, als ihn ein hitziges Fieber ſeiner liebenswürdigen Gattin und ihren beiden Kindern zu früh raubte. Geſchätzt von allen ſeinen Mitbürgern trauerten aller Herzen um ihn. Er hatte die Ordnung in der Oeconomie der

Stadt wieder hergeſtellt, die unter den vorigen Verweſern der Kaſſen auf einen bedeutenden Grad geſunken war. Er hatte die Stadt verſchönert, und die Environs um derſelben zu einem Tempe gemacht, in dem die Einwohner luſtwandelten, und die theuren Exkurſionen in die benachbarten Gegenden erſparten. Er hatte eine richtige Polizei eingeführt, und die geld- und blutſaugende Spielſucht ausgerottet. Er hatte zum Winter-Vergnügen ihnen ein gutes ſittliches Schauſpiel gegeben, bei welchen ſie die L'hombre- und Whiſttiſche vergaßen, und den Abend-Schwelgereien gern entſagten. Er war ein wahrer Vater der Stadt geweſen.

Da aber ſein Augenmerk bloß auf die Stadt und ihren Vortheil gerichtet; da jedes Einkommen genau zu ihrem Beſten verwandt wurde, und dieſes zuweilen zu den Ausgaben nicht einmal hinreichte, ſo war ſein eignes Vermögen oft die Zuflucht geweſen, zu welcher er ſich wandte. In ſeinen beſten Jahren, an ſehr mäßige Bedürfniſſe gewöhnt, glaubte er in der Folge reichlichen Erſatz für dieſe Aufopferungen zu finden, und hieß die Sorgen für ſich und die Seinigen ſchweigen, ſo lange noch das Ganze ſeiner Aufmerkſamkeit bedurfte.

Seine Bemühungen um eine der reichſten und einträglichſten Handelsſtädte entgiengen dem ſcharfſichtigen Auge des Fürſten nicht, und ſo wie dieſer nur die dortigen Einrichtungen ſo beſchaffen wußte, daß ſie nicht mehr zu zertrümmern waren, ſo dachte er darauf, den Mann zu Verbeſſerung jener Fehler zu gebrauchen, die er in der Nähe um ſich ſahe, und die er deßwegen nicht abändern konnte, weil er kein Subjekt zur richtigen Ausführung ſeiner eigenen guten Ideen hatte.

Dieſer Plan gieng nun freilich durch den Tod des talentvollen und geprüften Mannes verloren. Indeſſen war der Fürſt nicht ſo unbillig, die bisher ihm geleiſteten Dienſte zu vergeſſen, ſondern er gab, da die Umſtände des Mannes faſt zerrüttet waren, der Wittwe eine Penſion, und dem Sohne ein Stipendium.

Die Wittwe gieng zu einem Verwandten, wo ſie in ſtiller Einſamkeit den Tod ihres Mannes betrauerte, und ihre Tochter Maria zu einem braven ehrlichen Mädchen erzog. Bei einer Veränderung in der Regierung hatte man die Penſion der Mutter auf die Liſte der entbehrlichen Ausgaben, unter die Rubrik Erſparniſſe gebracht, und einſtweilen mit der Zahlung eingehalten. Sie beklagte ſich darüber an einigen Orten, und Auguſt Weisberg, der ein lebhaftes Gefühl zur Vertheidigung der Unſchuld hatte, hörte kaum, wie ungerecht man ſie behandelte, als er zu ihr gieng, ſich den Verlauf der Sache erzählen, eine Vollmacht für ſich aufſetzen ließ, und gegen die Regierung klagte. Man wunderte ſich über die Kühnheit des jungen Mannes, man legte allerlei ihm in den Weg, und gab ihm unter der Hand zu verſtehen, daß er ſich die Ungnade des Fürſten zuziehen würde, aber alles machte auf ihn keinen Eindruck. Er reiſte ſelbſt in die Reſidenz, ſprach den Fürſten perſönlich, und hatte den Triumph, daß ihm nicht allein ſein Geſuch bewilligt wurde, ſondern er auch von dem Fürſten ein Geſchenk bekam, wie es hieß, zur Aufmunterung ſich ferner des unterdrückten Rechtes anzunehmen. Das Finanz-Kollegium bekam aber eine Weiſung, nie wieder Erſparniſſe in Anregung zu bringen, die den Namen des Fürſten kompromittiren, und ſeine Ehre in ein zweideutiges Licht ſetzten.

Während des Rechtsganges war Auguſt oft bei der Wittwe, und wie er den Proceß gewonnen hatte, und für ſeine Mühe ſowohl, als auch ſeine Auslagen, nichts annahm, ſo wurde er als ein großmüthiger Retter, und der erſte Hausfreund betrachtet.

Marie war ſchon anfangs aufmerkſam auf ſeine Perſon geweſen. Im Laufe ihrer fernern Bekanntſchaft ſahe ſie ſo viel uneigennützige Züge an ihm, und die edle Art, wie er ſich dann gegen ihre Mutter benahm, das alles machte einen ſo tiefen Eindruck auf ihr Herz, daß ſie nur mit Thränen in den Augen daran denken konnte, ihn als Louiſens Gatten zu wiſſen. Beide Mädchen waren mehr als gewöhnliche Freundinnen. In den Tagen, in welchen Louiſens Glück nur in der Hoffnung beſtand, ihren Auguſt zu beſitzen, hatte ſie ſich wohl mit Marien davon unterhalten, und mit einem unterdrückten Seufzer hatte dieſe ihr zu dem ſchönen, vollkommnen, vortrefflichen Manne Glück gewünſcht. Auguſts Geſellſchaft war ihr immer intereſſant; wenn er bei ihr war, war ſie glücklich, wenn er gieng trübte ſich ihr Auge, und war ſie dann allein, ſo weinte ſie. Die Mutter bemerkte ihren Kummer wohl, wußte auch ſehr gut die Urſache deſſelben auszuſpähen, und bat die Tochter, die ihre einzige Freude war, keiner Idee nachzuhängen, die für ſie nie zur Erfüllung kommen könnte.

Auguſt ſelbſt war nicht gleichgültig gegen Mariens Vorzüge. Er bewunderte in ihr das tugendhafte reine Mädchen, den Engels-Verſtand, die einfache und doch edle Denkungsart; es war ihm vielleicht nicht entgangen, daß er mehr für ſie war, als er für ſie werden könnte, und auch den Heroismus, mit dem ſie es ertrug, fand er bewundernswerth. Aber Liebe war bei ihm nur für Louiſen.

Bisher war er immer heiter zu Marien gekommen; ſeit einiger Zeit erſchien er ihr mißgeſtimmt. Sie war zu ſchüchtern, es anfangs zu zeigen, daß ſie es bemerkte; als aber ſein Tiefſinn zunahm, als ſeine Traurigkeit ihr Herz preßte, als ſie es für Pflicht hielt, zu ſehen, ob ſie nichts zu ſeiner Erheiterung beitragen könnte, da wollte, da durfte ſie nicht länger ſchweigen, da forderte ſie ihm, als ſeine dankbare Schuldnerin auf, auch ſeinen Kummer mit ihr zu theilen und zu verſuchen, ob der Troſt der Freundſchaft ſeine melankoliſche Stimmung nicht umändern könne.

Warum ſollte ich nicht offenherzig gegen ſie ſeyn, ſagte er, da ſie es ſo ſehr verdienen. Hören ſie, Freundin, mein Unglück, und beklagen ſie mich. Louiſe liebt mich nicht mehr.

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr Marien, und ſie ſank ohnmächtig nieder.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Ueberzeugung.

Die Geſchäffte des Doktor Schnurre hatten ihm wirklich noch nicht erlaubt, nach der letzten Unterredung mit dem alten Mahlfeld das von demſelben mitgenommene Manuſcript zu leſen.

Jetzt war er im Begriff einen Beſuch bei ihm zu machen, und da fiel es ihm erſt ein, in welcher ernſtlichen Stimmung er damals von ihm weggegangen war, und in welcher Erwartung der alte Mahlfeld vielleicht über ſein entſcheidendes Urtheil ſeyn möchte.

Baſta, ſagte er, die Unruhe muß man dem alten Freunde nicht machen. Geſchwind her mit dem Manuſcripte. Es ſoll mich doch wundern, ob der alte Kauz ſo gar Recht hat. Seine Frau, und eine Kindermörderin! Bewahre uns der liebe Gott, wo denkt der Menſch hin. So ein ſanftes liebenswürdiges Geſchöpf, die Freude aller die ſie ſahen, und die ſollte? — nein, es iſt nicht möglich. Ich wills nur durchblättern, ich finde gewiß gleich etwas, was ich ihm entgegenſetzen, und ſo ſeinen Glauben an eine Unmöglichkeit widerlegen kann.

Der Doktor nahm die Blätter in die Hand, blätterte, fing an zu leſen, fing an, aufmerkſamer zu leſen, und legte das Manuſcript nicht eher aus der Hand, bis er alles geleſen hatte, was der Leſer im folgenden Abſchnitte finden wird.

Wie er es geendet hatte, legte er es ſchweigend auf den Tiſch, und ging heftig im Zimmer auf und nieder.

Was ſoll ich thun? ſagte er endlich; gerade zu ihm ſagen er habe Recht, das mag ich nicht, und doch glaube ich faſt, das er es hat. Es iſt doch eine ſonderbare verwickelte Geſchichte. Die beiden Köpfe ſind ſich ganz gleich, das iſt richtig, aber daraus folgt doch zum Henker noch nicht, daß die eine ſo gut eine Kindermörderin ſeyn muß, als die andre.

Aber wenn es nun der einen geradezu ſo gegangen wäre, wie der andern? Und dieſer kann man doch eigentlich kein groſſes Verbrechen zur Laſt legen; denn der beſte Menſch kann nicht gelaſſen bleiben, wenn er ſo in die Enge getrieben wird, und der Teufel ſoll mich holen, wenn der gute Junge, der Advokat, ſie vom Schwerdte frei gemacht hätte, ſie hätte ſich noch ſelbſt umgebracht.

Und dann hätte das Mahlfelds Frau auch gethan? Wir wollen doch einmal ſehen, wie das zuſammenhängt, wenn ich es ihm vorſtelle. Ich will zu ihm, und will die Frage an ihn thun, da will ich ſeine Antwort hören.

Doch halt, der Bruder muß erſt davon wiſſen. Wenn ich ſo einen Lärm ſeiner Schweſter wegen anfinge, was würde er dazu ſagen? Eine Kindermörderin, eine Selbſtmörderin!

Er ſetzte ſich und ſchrieb Wortmann, er båte ihn, dieſe Geſchichte durchzuleſen, und dann ſeine Meinung erſt ihm mitzutheilen, ehe er ſeinem Schwager darůber etwas ſagte.

Zwei und zwanzigſter Abſchnitt.

Der zweite Schädel.

Die Kindermörderin.

Philippine war die einzige Tochter eines angeſehenen Rathsherrn in einer Stadt im Reiche. Die Natur hatte ſie mit allem ausgeſchmückt, was zu körperlicher Vollkommenheit gerechnet werden kann, und ihre Eltern hatten mit Hülfe eines Lehrers, der Herz und Kopf verband, ihre Seele ſo ausgebildet, daß ſie eines der blühendſten und verſtändigſten Frauenzimmer mit Recht genannt werden konnte. Ihre Eltern waren nicht reich, aber ſie hatten ihr

Auskommen. Ihre Tochter war ihr Schatz, und um ihr einſt ein glückliches Loos durch ſich ſelbſt zu verſchaffen, wandten ſie alles, was ſie erübrigen konnten, auf ihren Geiſt. Philippine ward geehrt, geliebt und gelobt, und wenn ſchon viele ihrer Geſpielinnen ſie beneideten, wenn man ſchon im Städtchen ſich ſagte, die Eltern machten zu viel aus der Dirne, ſo wußte doch ihr beſcheidnes, ſittſames Betragen es immer ſo zu leiten, daß kein Schatten dieſes ſogenannten Unrechts auf ihre Seite fiel.

Indeſſen erwuchs doch aus dieſer Erziehung, und aus der Art, wie Philippine behandelt wurde, ein Uebel, welches wahrſcheinlich auf ihr ganzes künftiges Schickſal Einfluß hatte. Philippine war ſchon achtzehn Jahr alt, und viele ihrer jüngern Geſpielinnen ſahen ſich verheirathet, ehe ſie es war, und doch hatten dieſe die

Vorzüge nicht, die ſie beſaß, und waren zum Theil noch ärmer, als ſie es war.

Allein an Philippinen machte ſich ſo leicht keiner, weil er fürchtete, ihr nicht gut genug zu ſeyn. Man kannte die Strenge ihrer Gefühle, man fürchtete die Größe ihrer Forderungen an einen Gatten, und weil ſie wirklich etwas zu ſentimental war, ſo ſchreckten die erſten Unterredungen gewöhnlich alle ab, die auch einen Verſuch machten, ſich ihr zu nähern.

In einem Tagebuche, welches man nach ihrem Tode fand, und welches den Akten beigelegt worden iſt, und nebſt dieſen zur Grundlage dieſer Geſchichte gedienet, ſagt ſie ſelbſt von der damaligen Epoche ihres Lebens:

„Ich fühlte ein Bedürfniß, nicht bloß phyſiſch, ſondern ich fühlte eine Leere in meinem Geiſte, die mir ein Gefährte meines Lebens erfüllen könnte. Es ſchmerzte mich, ſo viele meiner Geſpielinnen glücklich zu ſehen, und ich hielt mich für häßlich und dumm, daß ich nicht im Stande ſey, einen Mann zu feſſeln.“

„Verſchiedene, die mir wohl einige Schmeicheleien geſagt, die mir damals ſehr fade vorgekommen waren, erſchienen mir jetzt, da ich ſie mit andern Weibern glücklich ſahe, als weit vollkommnere Geſchöpfe, und ich beneidete ihre Weiber faſt um ihren Beſitz.“

„Ich befand mich in einer ſo übeln Laune, daß ſelbſt meine Eltern glaubten, ich ſei krank, und nur um ihrer Betrübniß willen, verbarg ich manchen Unwillen, der ſonſt gewiß ſichtlich ausgebrochen wäre. Doch war ich zu delikat oder zu ſtolz, die Urſache meines Mismuths zu entdecken. Allein ich fing an, jedem jungen Manne durch etwas Witz Unrecht zu thun, weil ich glaubte, ſie thäten mir alle Unrecht, und ſo verlor ich jede Hoffnung, einen von ihnen mir beſtändig zu machen.“

So weit Philippine. In dieſer Epoche brach ein Krieg aus, der ſeinen Schauplatz in jene Gegenden zog, und das Städtchen war oft ein Sammelplatz verſchiedener Völker. Es litt natürlich ſehr dadurch. Philippinens Eltern litten auch, und ihre Mutter, die liebe, treue, gute Rathgeberin der unerfahrnen Tochter, wurde ein Opfer des Kummers über ſo manchen Verluſt, den ſie hatten.

Ihr Vater wurde gleichgültig gegen das ganze Leben, und ſo war es kein Wunder, daß er auch etwas weniger Sorgfalt auf die Tochter wendete, deren Zukunft ſein Herz jetzt unruhiger machte, als die gegenwärtige Zeit.

Am Ende eines Herbſtes nahmen feindliche Truppen das Städtchen in Beſitz, und da der Winter ſchnell erſchien, waren ſie genöthigt, dort ihre Winterquartiere zu halten. Philippinens Vater bekam einen Hauptmann dieſer Truppen ins Quartier, der durch Schönheit, Anſehen, Ordnung und Rechtſchaffenheit allen auffiel. Nach vier Wochen war er der Liebling der ganzen Stadt.

Gut, wenn er nicht auch Philippinens Liebling geworden wäre! Unter andern Vorzügen, die Philippinen vor ihren Geſpielinnen auszeichneten, waren Sprachkenntniſſe, und was iſt einem Fremdling willkommener, als in ſeiner Landesſprache ſich unterhalten zu können. Philippine hatte nie einen Gedanken von Zudringlichkeit gegen Männer gehabt, dazu war ihre Erziehung zu ſein. Sie hatte in ihren nachherigen Verhören vielmal erklärt, daß der ſchöne Mann ihr gleich gefallen, daß ſie aber, wenn ſie auch in der Flamme hätte umkommen ſollen, lieber dieſes gethan,

than, als die Gefühle ihres Herzens ihm entdeckt hätte.

Sie war anfangs ganz ſchüchtern, und nur die öftere Gelegenheit, zwiſchen ihrem Vater und den Leuten des Hauptmanns den Dollmetſcher abgeben zu müſſen, brachte ihn zur Aufmerkſamkeit auf ſie. Er wurde in ihr ein feines, wohlerzognes Frauenzimmer gewahr. Seine Geſchäffte nöthigten ihn oft, beim Vater zu ſeyn, oft traf er die Tochter da, und immer angenehmer wurde ihm ihre Unterhaltung. Der hereintretende Winter mit ſeinen langen todten Abenden gab Gelegenheit, länger bei einander zu ſeyn. Der Hauptmann liebte weder Gelag noch Spiel. Seine Pflicht zu thun, war ſeine Freude. Immer höher zu ſteigen, war ſein Wunſch, Ehre ſein Abgott.

Noch hatte Liebe ſeinem Herzen nicht wehe gethan, immer war er galant, aber nie anhänglich an Weiber geweſen. Seine Stunde war gekommen. Philippinens ſchmachtendes Auge, ihr beſcheidner Blick, ihre ſchöne Hand, ihr blendender Hals, ihr chineſiſcher Fuß, alles das ſetzte ihn jetzt in Feuer. Aber er ehrte die Tugend.

Der Geiſt mußte zu Hülfe kommen, ſonſt hätte der Körper nicht untergelegen. Schneller hatte der Vater ſich an ſeine Geſellſchaft gewöhnt, als die Tochter. Er konnte nicht mehr ruhig ſeyn, wenn der Hauptmann nicht bei ihm war. Sie ſpielten Piquet zuſammen, ſie aßen dann und tranken, aber wenn nach dem Eſſen der Schlaf den Alten überwältigte, und ihn bewußtlos niederwiegte, ſo waren die beiden allein. Anfangs bat Philippine den Hauptmann, ſich zu entfernen, weil ſie ihren Vater zur Ruhe bringen wollte, und anfangs that es der Hauptmann gelaſſen und ruhig.

Aber wie einige Wochen vergingen, wie der Hauptmann Philippinens Werth immer näher kennen, immer mehr ſchätzen lernte, da ging er zwar auch, aber er ſeufzte, und ſahe mit ſchmachtenden Augen auf die, welche den harten Befehl gegen ihn gab, der ihn zum unglücklichen Menſchen machte.

Philippinen entging das nicht. Gott! welch ein Mann, ſagte ſie, wenn er ging. Nein, noch keiner war ſo ſchön und ſo beſcheiden. Nicht als ob ſie ihn unbeſcheiden gewünſcht hätte; dieſe Eigenſchaft war ihr an ihm doppelt werth. Aber ſie fühlte ſo ganz, daß ſolch ein Mann ihr Glück zu gründen vermögte.

Bald bat der junge Mann, den Vater nicht im erſten ruhigen Schlummer zu ſtören, und Philippine, die Lügen für ſehr unrecht hielt, erwiederte, daß ſie das ohnehin nicht thue.

„Und warum mir denn die wenigen Augenblicke entziehen, die ihre ſo koſtbare Geſellſchaft mir noch in glücklichen Minuten ſchenken könnte?“

Philippine wurde roth, aber ſie hieß den jungen Mann nicht gehen.

Es kam auf mancherlei Geſpräche. Man trennte ſich. Der Hauptmann übertrieb die ſtillſchweigend zugeſtandne Erlaubniß nicht.

Einen Abend ſagte er: Gott! wie glücklich müßte ein Mann mit ihnen ſeyn, da ſie ſchon ſo zärtlich einen Vater behandeln.

Hier traten Thränen in Philippinens Augen. Sind ſie unglücklich, ſagte er, hat ein Mann ſie unglücklich gemacht?

Nein, beim Himmel nicht, Herr Hauptmann. Und ihr Gefühl übermannte ſie zu ſagen — und das ſollte auch keiner, denn bei meiner Liebe würde er das nicht können.

O ſo ſchenke mir dieſe Liebe, holdes, ſüßes, herrliches Geſchöpf. Kann einer dich glücklich machen, ſo kann ich es, ſo werde ich es.

Sie fuhr erſchrocken zurück, aber ſie weinte heftiger.

O zürnen ſie nicht, fuhr der Hauptmann fort, daß ich mich dieſer Vertraulichkeit anmaße. Aber ich liebe ſie ſchon lange, ich bete ſie an. Jedes ihrer Gefühle, jede ihrer Handlungen hat mein Herz erobert. Mein ganzes Ich gehört ihnen an, und ich kann nicht mehr glücklich ſeyn, als mit ihnen. Sagen ſie, irdiſche Göttin, was denken ſie von mir? Darf ich hoffen?

„Warum ſollte ich verleugnen, was in meinem Herzen iſt? Auch ich bin von ihren Vorzügen überzeugt, auch ich fühle, daß ich mit ihnen glücklich ſeyn könnte. Aber ich kann dieſen alten Mann nicht verlaſſen. Er war mir alles. Er hat mein Glück für das ſeinige gehalten — und ich kann ſeine alten trüben Tage nicht unglücklicher werden laſſen, als ſie ſind, und das würden ſie ohne meine Geſellſchaft werden."

Nein, das ſollen ſie auch nicht. Auch mich Philippine, rufen noch Pflichten, ehe ich dieſen Schritt thun kann. Wenn dieſer Feldzug geendet iſt, dann will ich in ihrem Beſitze glücklich werden. Dann ſoll dieſer mit uns, oder wir mit ihm leben. Seine Glückſeligkeit ſoll nicht geſtört, ſie ſoll, ſo hoffe ich, auf eine höhere Stufe gebracht werden.

Der Bund der Herzen war geſchloſſen. Ihn verſiegelte der erſte Kuß, und da ging die Glut der Liebe in den Körper über. Oft ſaßen ſie nun halbe Nächte zuſammen, wenn der Vater ſchlief. Sie träumten ſich ihr künftiges Leben. So wie die Seelen aber einander ſich näherten, ſo erwachte auch das körperliche Bedürfniß. Wilhelm, der Hauptmann, ein raſcher feuriger Mann, Philippine, ein Mädchen, in welcher Natur und Liebe ſich nun begegneten. Dunkel der Nacht umgab ſie. Von keinem Auge geſehen, von keinem Ohre belauſcht, von keiner Furcht geſtört, weil ſie beide ſich für einander geſchaffen hielten, beide es ehrlich und aufrichtig meinten, was konnte dem heißen Blute Schranken ſetzen, daß es nicht überwallte? Sie fielen, und fielen, ohne es zu bereuen. Mitten in den zärtlichſten Umarmungen hatten ſie nur die ſüße Ausſicht vor ſich, immer zuſammen zu leben, immer einer des andern Glück zu machen.

Der Vater Philippinens wurde ſtumpf und ſchwach. Er war Patriot für ſeine Stadt, aber der Druck, der ſie niederwarf, nahm auch ſeine Lebenskräfte. Wilhelm war ihm werth geworden, gern ſahe er das Einverſtändniß zwiſchen beiden, aber er wagte nicht einmal, darüber zu reden. Seine Tochter in dieſer Epoche einem feindlichen Offizier zu geben, konnte auf ſeinen Karakter ein nachtheiliges Licht werfen.

Auch fühlten beide Liebende das ſehr gut, und ſchwiegen bis zu beſſern Zeiten. Der Winter war fröhlich für ſie hingegangen. Der Frühling erſchien, und mit ihm der Augenblick der Trennung. Aber auf dieſe waren beide gefaßt. Oft war ſie die Unterhaltung ganzer Stunden geweſen, man hatte ſich darauf vorbereitet, gefaßt und ſtandhaft zu ſeyn. Man war zu glücklich in Vereinigung und Liebe, als daß man hätte glauben ſollen, dieſer reinen gleichſeitigen Leidenſchaft könnten andere Unglücksfälle, als temporäre Trennung bevorſtehen.

Da indeſſen die Zeit herankam, wurde ſie doch ſchwer. Geiſt und Stärke der Seele hatten Beide.

Vom Wiederſehen war wenig die Rede. Sie frug nur immer: Wilhelm! wirſt du mich auch vergeſſen, wenn wir getrennt ſind? Und er antwortete: Kennt Philippine ihren Wilhelm nicht beſſer!

Am Tage vorher trat Wilhelm nach dem Eſſen zu ihr. Komm Philippine, ſagte er, ich habe noch ein Geſchäfft. Er nahm ſie an der Hand, und trat mit ihr zu dem Vater. Ich kann nicht mit einem Geheimniſſe ſcheiden, Vater, ſagte er. Schon lange hätte ich ſie um die Hand dieſes Mädchens gebeten, aber ich bin ein Feind ihres Landes, und ſo wollte ich ſie keiner Zweideutigkeit ausſetzen. Aber unſere Herzen ſind einig, und der Bund unter uns iſt geſchloſſen. Segnen ſie ihn, damit ich froh und zufrieden ſie verlaſſen kann. Ich ſchwöre ihnen vor den Augen des Allmächtigen, keine bekömmt jemals meine

Hand, als dieſe. Iſts Friede, ſo kehre ich zu ihnen zurück, und nehme ſie, und mit ihr übernehme ich die Sorge, ihr Alter ſo froh zu machen, als ich es kann.

O du biſt ein guter Menſch, Wilhelm, ſagte Philippine, die dieſes Auftritts ſich nicht verſehen hatte. Ja, Vater, es iſt der beſte Sohn, den ſie ſich wünſchen können. Er liebt ſie ſo ſehr, wie er mich liebt.

Wenn du es meinſt, Pinchen, ſagte der Alte, ſo glaube ichs gern. Komm an mein Herz, mein Sohn, ich ſegne dich. Ich gebe dir den einzigen Schatz, den ich auf Erden habe. Hüte ihn, wie deinen Augapfel. Sie iſt ſo erzogen, daß ſie nie eine ſchlechte Frau werden kann.

Nein, Wilhelm, ſagte Philippine, das

kann ich nie. Ewig, ewig werd ich dich lieben. O du haſt mir jetzt die Trennung leicht gemacht. Ich laſſe dich mit frohem Herzen reiſen. Ich bin ja nun dein, vor Gott und vor meinem Vater. Erfülle deine Pflichten, der Himmel wird uns nicht trennen, er kann ſo heilige Bande nicht zerreißen, kein Unglück über ſo heiße Liebe herabbringen.

Der Abend war einer der vergnügteſten, die ſie gelebt hatten, und die Freude des Alten war ſehr groß.

Wir ziehen einen Vorhang über die Ausſagen Philippinens, bis zu dem Augenblicke, wo ſie ſich trennten. Selbſt in ihrem Unglücke waren ihre Schilderungen davon ſchwärmeriſch. Der Morgen trennte ſie, um ſich nie wieder zu ſehen.

Wohl vier Monate gingen hin, in welchen das Mädchen nur im ſeligen Andenken an ihren Freund lebte. Zuweilen erhielt ſie Briefe von ihm, aber nur ſelten, denn die Korreſpondenz mit dem Feinde wäre verdächtig geweſen. Auf einmal brach ein Ungewitter über das Städtchen los. Es wurde eine Kommiſſion hingeſchickt, die ihr Betragen gegen den Feind während der Winterquartiere unterſuchen ſollte. Dieſe war nicht freundlich geſtimmt; man gab den Einwohnern Verhältniſſe ſchuld, die wider den Landesherrn geweſen wären. Der Magiſtrat wurde abgeſetzt, und das Vermögen der Rathsherren eingezogen. Philippinens Vater litt beſonders, da man ihn im Komplott mit dem Hauptmann geweſen zu ſeyn, angab. Er wurde ein Bettler, und ſeine arme Tochter grämte ſich zum erſtenmal über ihre Liebe und ihr Glück.

Als man aber weiter ging, als man ihren Vater ins Gefängniß werfen wollte, als dieſen über die abſcheuliche Behandlung der Schlag rührte, und ſie ihn entſeelt zu ihren Füßen ſahe, als man ihr das letzte, was ſie hatte, nahm, und ſie außer ihren nothwendigen Kleidungsſtücken nichts mehr hatte, als einen koſtbaren Ring, den ihr Wilhelm gegeben, als ſie von allen ihren Geſpielen, die ihr den ſchönen Wilhelm, auf den ſie wohl manchmal in glücklichern Zeiten ſtolz gethan, beneidet hatten, beinahe verachtet da ſtand, da entſchloß ſie ſich, nicht länger an dieſem Orte zu bleiben, und Wilhelm, den einzigen, der ihr ja übrig war, aufzuſuchen.

„Ich mußte, ſo war ihre rührende Erzählung, als ſie über dieſen Punkt ausſagte, ich mußte das einzige Geſchenk von ihm veräußern, aber ich mußte es, um wenignigſtens anſtändig vor ihm erſcheinen zu können. Ich küßte den Ring vielmal, ich verkaufte ihn an einen reichen Mann, und machte es zur Bedingung, in Jahresfriſt ihn wieder kaufen zu können. Ich ſahe meine Vaterſtadt mit dem Rücken an, ich hatte viel Freude und viel Leid darin erfahren, ich weinte noch einmal an dem Grabe meines Vaters, und ich ging, Gott weiß es, mit nicht ſehr ſchwerem Herzen weg. Da er todt war, was ſollte mich noch an dieſen Ort binden? Und welch einer Hoffnung ging ich entgegen! O wie trügeriſch hat das Schickſal mit mir geſpielt! Ich weinte Thränen über meinen Abſchied, aber es wurden bald Freudenthränen über die Hoffnung, ihn zu ſehen.“

„Wie ſoll ich das beſchreiben, was jetzt meiner wartete. Mit roſenfarbnen Hoffnungen war ich bis an die Gränze ge-

gekommen, von welcher ich ungefähr noch zehn Meilen ins Lager hatte. Ich ſtand am Fenſter eines Wirthshauſes, in dem ich mich ein wenig auszuruhen, und nach der beſten Art erkundigen wollte, wie man ins Lager kommen könnte, als ich den Reitknecht meines Wilhelms die Straſe herabſprengen ſah. Ich riß das Fenſter auf, und rief ihn bei Namen. Er hörte, und hielt inne. Es war der nämliche, der mir vierzehn Tage vorher einen Brief von Wilhelm gebracht hatte, worin er mir meldete, daß Hoffnung zum Frieden wäre, daß er einer blutigen Aktion beigewohnt, auf dem Schlachtfelde zum Major avancirt, und mit einem Orden begnadigt worden ſey.“

„Ich wähnte eine gute Nachricht zu hören, einen Boten des Friedens zu ſehen, und wer malt mein Erſtaunen, als Louis mit todtbleichem Geſichte hereintrat. Gott, ſchrie ich, er iſt hin, er iſt verloren. So iſt für mich alles dahin."

„Louis konnte nicht antworten, vermochte noch weniger das traurige Geheimniß zu verbergen. Er ſtürzte zu meinen Füßen, und brach in Thränen aus."

Todt, rief er endlich — mein guter Herr iſt todt —

„So iſt alles todt! Gute Nacht, Glück, gute Nacht, Ehre."

Philippine war bei dieſen Worten umgefallen. Eine heftige Erſchütterung hatte ihr noch ein Geheimniß entdeckt, was ſie zwar vermuthet hatte, deſſen Gewißheit ihr aber noch unbekannt war. In jedem andern Verhältniſſe, wie froh würde ſie die Entdeckung gemacht haben. Jetzt, wie unglücklich machte ſie ſie. Sie hatte wirklich Stärke des Geiſtes. Ihre bisherigen Leiden hatten ſie vergrößert. Ihres theuren Wilhelms Tod war ſchrecklich, aber nun zu wiſſen, daß mit allem ihrem Unglück noch das verbunden wäre, einem Geſchöpfe das Leben zu geben, welches noch weit unglücklicher werden muſte, als ſie alle beide waren, das war über ihre Kräfte, und warf den letzten Pfeiler ihrer Standhaftigkeit nieder.

Louis leiſtete bald alle mögliche Hülfe, und da auf ſein Bitten alles ſich für ſie intereſſirte, erholte ſie ſich. Nun ließ ſie ſich die traurige Begebenheit erzählen. Wilhelm war zu einem Vorpoſten kommandirt worden, und aus einem Hinterhalte war die ziemlich ſtarke Macht eingeſchloſſen, weil ſie aber zu tapfer waren, ſich zu ergeben, gänzlich niedergehauen worden. Der Feind wurde zwar zurückgeſchlagen, aber dadurch wurde ſein Tod nur gewiſſer. Man fand ſeinen Leichnam.

Wilhelm hatte am Morgen dieſes Tages Louis ein Päckchen gegeben. Ich habe noch nie an den Tod gedacht, hatte er geſagt, aber ich habe dieſe Nacht einen fürchterlichen Traum gehabt, und ich bitte dich, wenn ich bleiben ſollte, dieſes ſogleich Philippinen zu überbringen. Dem guten Kerl, der mehr ſeines Herrn Freund als Diener war, war die Nachricht ein Donnerſchlag geweſen. Gern hätte er ihn gebeten, ſich heute frei zu machen, aber wie konnte das mit Wilhelms Ehrgefühl ſich reimen?

Philippine erbrach das Päckchen, und las folgendes:

Abgott meines Herzens!

Ich ſchreibe dir in einer traurigen Stimmung. Sind die Ahnungen, die mich umſchweben, wahr, ſo wirſt du dieſe Zeilen leſen, ſind ſie es nicht, ſo werden ſie vernichtet. Ich habe einen fürchterlichen Traum gehabt. Ich kann ihn dir nicht malen. So viel davon. Du trugſt ein Kind von mir unter deinem Herzen. Iſt dieſes wahr, o ſo wache über dich; mehr kann ich nicht ſagen. —

Ich glaube nicht, daß ich dieſen Tag überlebe, o, dann biſt du eine Wittwe. Ich lege dir hier einen Brief an meinen Bruder bei, den du gleich befördern mußt, und Barbarei wäre es, wenn man dich nicht als mein Weib anerkennte. Ich habe nie an meinen Tod gedacht, aber eine innere Stimme ruft mir zu: das iſt dein letzter Lebenstag. Was ich fühle, wenn ich an dich denke, das wird der Ewige aufzeichnen, und dir es einſt zum Beweiſe meiner Liebe vorlegen, wenn wir in einer beſſern Welt wieder vereinigt werden.

Leider habe ich bisher nie an unſere mögliche Trennung gedacht. Alſo habe ich auch keinen Schritt gethan, für dich zu ſorgen. Das wenige, was hierbei folgt, iſt hier mein ganzer Reichthum. Aber mein Erbtheil kann dir nach meinem Willen nicht entgehen.

Nun genug von dem. Wenige Worte noch zu deinem Herzen. Gott weiß es, ich habe nie die Augenblicke unſerer Liebe bereuet, und noch jetzt, dem Tode im Angeſicht, bereue ich ſie nicht. Sie waren vor der Welt Fehltritte, aber vor Gott nicht. Unſere Herzen waren Harmonie, unſere Glut Natur. Warum ihr entſagen?

Mit dieſem Bekenntniß gehe ich aus der Welt, und lege es zu den Füßen des allgemeinen Richters der Welt, und der Handlungen der Menſchen.

Indem ich den Brief ſchließen will, drängt ſich mir der Gedanke auf, daß er doch vergebens geſchrieben ſeyn möchte, und doch verdrängt eine innere Ahnung dieſen Gedanken ſogleich. — Leb wohl, Philippine, mein Geiſt ſagt mirs, nur Stunden noch ſind übrig von dem Leben deines

Wilhelm.

Philippine las den Brief mit einer Standhaftigkeit, die zu bewundern war. Wie lange glaubſt du, daß er nachher noch gelebt habe? ſagte ſie zu Louis. Höchſtens zwei Stunden, war die Antwort, denn ſchon nach drei Stunden, wie den Feind von jener unglücklichen Stelle vertrieben, fanden wir ſeinen Körper. Der General weinte, er war ſein Liebling.

Und wenn er mit dieſem Briefe zum General gegangen wäre, würde er nicht den Entſchluß geändert haben?

Wer kann das wiſſen — die Geſetze der Ehre — und dann — wer kann ſeinem beſtimmten Schickſale entgehen?

Du haſt Recht, Louis. Das war ein Wort des Troſtes. Guter Louis, kannſt du bei mir bleiben?

Das kann ich nicht. Mich ruft meine Pflicht, aber kann ich meinen Abſchied erhalten, dann komme ich, und weiche nicht von Ihnen.

Louis ging, kam aber nicht wieder. Auch er wurde ein Opfer einer mörderiſchen Schlacht, in welcher auch jener General blieb, an dem vielleicht Philippine eine Stütze gefunden hätte.

Der Krieg wurde fürchterlicher, als er vorher geweſen war. Schwer fand Philippine eine Gelegenheit, dem Bruder ihres Wilhelms den Brief von ihm zuzuſenden, und da ſie es für das beſte hielt, alle ihre mitgeſandte Dokumente gleich beizulegen, ſo gab die Unglückliche gleich alles aus den Händen, was für ſie von ſo großem Werth war, und ſie hätte ſchützen können.

Aber wie konnte Philippine auch glauben, daß ein Mann wie Wilhelm einen unedlen Bruder haben könnte.

Die Greuel des Krieges wurden bei den Leuten, wo ſie ſich bisher aufgehalten hatte, und die ſie geliebt und gepflegt hatten, die Urſache ihres Unterganges. Geplündert wurde der Ort, ihre Wirthsleute, und ſie mit; es blieb ihr nichts zu leben übrig. Ihre Schwangerſchaft nahete ſich ihrem Ende, und ſie wankte, kaum fähig ſich auf den Füßen zu erhalten, einer kleinen Gränzſtadt zu, wohin ſie die Antwort auf ihr Schreiben an Wilhelms Bruder adreſſirt hatte. Sie kam dort in einer elenden Herberge an, ſprach mit dem Wirth von ihren Hoffnungen, der ihr darauf eine kleine Kammer einräumte, aber die Verſicherung ſogleich hinzuſetzte, daß ſie keine Nacht in ſeinem Hauſe bleiben könne, wenn ſie kein Geld erhielte. Er ging zur Poſt und fand einen Brief, den er ihr gleich überbrachte, und den ſie gleich in ſeiner Gegenwart öffnen ſollte; ſie that es, und ſank ohnmächtig nieder.

Der Wirth bemächtigte ſich des Briefes, und las ihn. Die Landläuferin, war das erſte Wort, was ihm aufſiel. Er ſahe ſeine und ihre Hoffnungen geſcheitert, und ſuchte ſie wieder zu ſich zu bringen, ohne andere Hülfe zu rufen; und wie ſie ſich etwas erholte, kündigte er ihr an. ſogleich ſein Haus zu verlaſſen, denn er ſähe wohl, daß ſie bald niederkommen würde, und wenn er ſie eine Nacht in ſeinem Hauſe behielte, wäre er nach den Landesgeſetzen gezwungen, ſie zu behalten, welches ihm nicht möglich ſey, da er ſelbſt arm wäre.

Philippine ließ ſich von ihm zur Hinterthür hinausführen, die auf die Landſtraße ging. Hier drückte er ihr einen Thaler in die Hand und ſagte, dort in dem Dorfe wohne eine Hebamme, dahin ſollte ſie gehen.

Philippine war ſchon verwirrt, fühlte ſchon Schmerzen, und ging wankend ins Gehölz. Sie ſetzte ſich wenige Schritte vom Wege nieder, und wurde Mutter.

So iſt denn mein Elend unbeſchreiblich, ſagte ſie zu ſich ſelbſt.

Ihre Ausſage war folgende:

„Ich nahm das Kind auf meinen Arm und drückte es an meine Lippen. Wahnſinnig war ich nicht; mein völliges Gefühl war bei mir. Gutes Kind, ſagte ich, wie gern thäte ich etwas für dich, aber ich kann nur eins; ich kann dich nur allem dem Unglück entziehen, was deiner wartet. Blicke hinauf, dort oben iſt dein Verſorger, ich kann es nicht ſeyn. Die Seinigen hätten es ſeyn können, aber ſie nennen deine Mutter eine Landläuferin, ſie wollen an eine elende Buhlerin nichts wenden, und ſo habe ich nichts dir zu geben, ſondern gebe dich deinem Vater. Aber du, du giebſt mir viel. O mein Sohn, du retteſt deine Mutter von allem ihren Elende. Meine Barmherzigkeit mit dir; meine bedachte, entſchloſſene, vorſetzlich ausgeführte That an dir, befreit mich von einem Leben, welches ich doch nicht mehr tragen könnte.

Nimm dieſen Kuß, und bringe ihn deinem Vater! Sage ihm, bald ſolle er mich auch bei ſich ſehen; und nun fahre wohl, du, den ich mit Aufopferung jeder Freude meines Lebens, erzogen haben würde, wenn ich länger leben könnte.

Wie ich die lange Nadel aus meinem Haupthaar zog, war ich im geringſten nicht unſchlüſſig; ich wankte nicht wegen der That. Ich war feſt entſchloſſen, das Kind dem zuzuſenden, der ſo viel Elend über daſſelbe verhängt, und dem künftigen Elende es allein entziehen konnte. Ich war feſt überzeugt, daß ich nichts unrechtes begieng. Jetzt glaube ich es, weil ein Diener Gottes es mir geſagt; ich bereue es, weil er mir verſichert, dieſe Reue ſey zu meiner Seligkeit nöthig. Ich hoffe aber durch meinen Tod dieſe Sünde, wenn es eine iſt, abzubüßen.

Ich ſtach die lange Nadel oben ins Gehirn, ſo tief ich ſie bringen konnte, und das Köpfchen des Kindes ſank an meinem Buſen. Es entſchlief ohne Geſchrei, ich drückte ihm die Augen zu, dann wickelte ich es in ein reines Tuch, welches ich in meinem kleinen Bündel mit hatte. Jetzt fiel mir ein Tropfen Blut aus der Naſe des Kindes auf die Hand. Ich küßte den Tropfen auf, und ſagte: Verſöhne du mich mit Gott! Das war das einzige reuige Gefühl, deſſen ich mich erinnern kann.

Ich gieng an eine nahe Quelle, die ich rauſchen hörte, theils weil mich dürſtete, theils aus andern Urſachen. Als ich zurückkam, fand ich zwei Männer bei dem Kinde ſtehen, welche es betrachteten; ich hatte es auf einen Moosplatz gelegt.

Iſt das ihr Kind, frug der eine. Ich bejahete es; es iſt ja todt? Durch meine Hand getödtet, erwiederte ich. Gott im Himmel! rief er, kannſt du Ungeheuer dein eignes Kind tödten? Weil ich es liebte, erwiederte ich.

Unglückliche! du weißt nicht, daß ich

der Gerichtshalter dort auf jenem Amte bin?

Deſto beſſer, ſo brauche ich nicht weit zu gehen; ich wollte eben der Obrigkeit meine That anzeigen.

Der Gerichtshalter war ſelbſt mit bei dem Verhöre, und bejahete, daß ſich das ſo verhielte. Der andere Mann war unwillig auf ſie geworden. Warum zürnen ſie auf mich, hatte ſie geſagt, ich liefere mich den Gerichten; habe ich Unrecht gethan, werde ich dort gerichtet. O ich liebte dieſes Kind gewiß mehr, als eine Mutter ihr Kind geliebet, aber was ſollte es in der Welt? Ich habe es glücklich gemacht.

Iſt ſie arm, erwiederte er, ſo würde ſie ſchon Menſchen gefunden haben, die ſich ihrer angenommen hätten.

Nein, mein Herr, der Anblick des todten Kindes weckt in Ihnen wohl ein ſolches

Gefühl, aber wenn ich es lebendig zu ihnen gebracht hätte, ſie hätten mir vielleicht eine Gabe geſchenkt, die man einem Bettler reicht, aber für dieſes Kind wäre das nichts geweſen.

Er ſchwieg, weil er ſich vielleicht getroffen fühlte.

Während der ganzen Zeit ihrer Gefangenſchaft war ſie ruhig und gelaſſen. Sie beſchäfftigte ſich mit Leſen guter moraliſcher Bücher. Ich kann für mein irdiſches Leben nichts mehr daraus lernen, ſagte ſie, aber ich kann mir doch daraus abſtrahiren, daß ich nie wiſſentlich einen Fehler gegen die Sittlichkeit machte. Mein Umgang mit Wilhelm war vor Gott eine Ehe, meine letzte That mag er richten.

Mit dem Geiſtlichen, der ſie bereitete, konnte ſie nie recht einig werden; er beſchuldigte ſie immer mehrerer Sünden, als ſie in ſich fühlte. Sie gab ihm freilich nach, weil ſie ſich gern jeder Schuld unterwerfen wollte. Aber wenn ſie, wie mit heiliger Salbung, von dem baldigen Wiederſehen ihres Wilhelms und ſeines Sohns ſprach, und dann der Mann im Amtseifer ihr bedeutete, daß es noch ſehr zweifelhaft ſey, ob ſie ſie wiederſehen werde, ſo lächelte ſie und ſagte: So ungerecht ſollte ich mir den barmherzigen Gott denken? Nein, das kann er nicht ſeyn!

Ihr Advokat, der ſie mit Gefühl und Wärme vertheidigte, und dem ihr trauriges Loos ſehr zu Herzen gieng, ließ ſich einmal verlauten, daß er ſich ſehr freuen würde, wenn er ſie vom Tode retten könnte; allein da erſchrack ſie heftig und ſagte:

Sie wären ſehr unglücklich, wenn ſie das könnten!

Warum? frug der Defenſor aufmerkſam, heftig, aber doch beſcheiden.

„Weil ſie dann leicht, ſagte ſie, einen

zweiten Mord zu verantworten haben würden. Denn ſagen ſie ſelbſt, was ſollte ich auf der Welt noch machen, und mit eben dem Rechte, mit welchem ich mein Kind ſeinem Schöpfer übergab, könnte ich ja auch wohl mich ſelbſt in ſeine Hände zurückliefern.

Der gute, gefühlvolle Mann erſchrack ſehr, und war es Wirkung dieſer Aeußerung, oder hatte er ſelbſt andere Gründe gefunden, genug in ſeiner Defenſion kam nichts von dem Wunſche vor, ſie anders, als mit dem Tode beſtraft zu wiſſen.

Von drei verſchiedenen Juriſten-Fakultäten wurde ihr das Schwert zuerkannt, und alle drei gaben ihr nie widerrufenes Geſtändniß, daß ſie das Kind mit völligem Vorſatz umgebracht, als die Urſache davon an.

Die Richter, wo ſie ſich im Gefängniß befand, fühlten das lebhafteſte Mitleid mit ihr, aber ſie vermochten nicht das Urtheil zu ändern. Sie hatten ſie während ihres Gefängniſſes mit einer außerordentlichen Achtung behandelt, und ihre leiſeſten Wünſche erfüllt.

Als der Tag erſchien, wo das Urtheil ihr bekannt gemacht wurde, war faſt kein Auge in der Gerichtsſtube, welches nicht Thränen barg.

Nur Philippinens Auge erheiterte ſich, als es verleſen wurde, und als ihr Defenſor nach Vorleſung deſſelben ſie ermahnte, wenn ſie etwas gegen den gefällten Spruch vorzutragen hätte, es nur dreiſt und unverholen zu thun, ſo ſagte ſie mit einem Tone, der zum Herzen drang:

Was könnte ich gegen meinen ſehnlichſten Wunſch einzuwenden haben? Mein Gebet zu Gott iſt erhört, meine Bitte iſt erfüllt. Ich danke meinen Richtern, dem dort oben werde ich danken, wenn ich vor ihm ſtehe. Noch füge ich hinzu: die Tage, die ich im Gefängniſſe verlebt, waren ſeit dem Augenblicke, wo mein Vater ſtarb, meine glücklichſten. Man hat mich mild, man hat mich edel behandelt. Man hat es mich nicht fühlen laſſen, daß ich eine Verbrecherin, ich möchte lieber ſagen, eine Verirrte bin. Für dieſe Schonung, für die Ruhe, in der man mich meinen Betrachtungen überlaſſen, ſage ich keinen Dank, weil keiner groß genug wäre. Ich habe dadurch mich zu meinem Abſchiede vorbereitet, ich habe mich ausgerüſtet, vor den Weltrichter zu treten, und — nicht mit ihm zu rechten — ſondern mir Verzeihung zu erbitten, daß mir das Leben eine Laſt wurde.

Wer würde die Verworfne, die Buhlerin, die Bettlerin in der Welt aufgenommen haben? Wer würde meine Verirrung nicht Laſter genannt haben? Wer würde dem Kinde der Liebe nicht das Zeichen der Schande angeſehen haben? Ich bin ſchuldig, weil ich gerichtet habe, aber ich ſage es laut, ich konnte nicht anders. Nie habe ich mein Kind mehr geliebt, als in dem Augenblicke, wo ich ihm den Tod gab. Auf dieſe Ueberzeugung ſterbe ich, und mein ſchimpflicher Tod wird den Richter dort oben verſöhnen.

Sie blieb die acht Tage, die ſie noch lebte, gleich ſtandhaft und gelaſſen. Sie betete viel und inbrünſtig. Der Prediger nannte ſie ein ſeltnes Beiſpiel von Gutmüthigkeit, allein er jammerte darüber, daß er ihr keine rechte Idee von der Größe ihres Verbrechens darſtellend machen könnte.

Sie wurde mit einer allgemeinen Stille hinausgeführt, die auffallend war. Ströme von Thränen floſſen um ſie. Ihr Geſicht zeigte einen ſanften Ernſt, aber in ihrem ganzen Weſen war Ruhe. Sie ſchien über den Augenblick, der ſie erwartete, die Gegenwart zu vergeſſen. Kein Zittern, keine Veränderung in der Minute vor dem Todesſtreich.

Ich gehe zu Gott, zu meinem Wilhelm, zu meinem Kinde! waren ihre letzten Worte geweſen. Der Geiſtliche wollte ſie nicht für ortodox annehmen, und als beim

Zuhauſefahren der erſte Richter ihm ſagte: Philippine ſteht gewiß vor Gott! antwortete er: Die Barmherzigkeit des Weltrichters iſt freilich groß.

Man hatte der Familie ihres Wilhelm, deren Namen man aus Schonung unterdrückte, es gemeldet, was der harte Brief ſeines Bruders für eine Wirkung gehabt. Dieſe Nachricht ging an die Mutter, die nichts von allem gewußt hatte.

Sie war vor Schrecken außer ſich geweſen. Sie hatte viel Geld geboten, Philippinen zu retten. Sie ließ ſich des Bruders Brief ſchicken. Sie fand ihn abſcheulich. Sie ſchrieb noch an Philippinen, daß ſie, wenn ſie den Brief erhalten, gewiß des Sohnes Willen erfüllt haben würde, daß aber unter dieſen Umſtänden ſie ſich doch von ihren Pflichten losgeſagt ſähe. Sie that ihr den Vorſchlag, alles anzuwenden, um ihr Leben zu retten, dann wolle ſie ſie auf Zeitlebens verſorgen.

Sie kann es gut meinen, ſagte Philippine, und legte den Brief gelaſſen auf die Seite, aber Muttergefühle hat ſie nicht.

Dieſe ganze Scene war nicht fähig, ſie in ihrer Seelenruhe zu ſtören, auch erwähnte ſie des Umſtandes nie wieder.

Man frug ſie einmal, ob ſie nicht den Verwandten ihres Wilhelms etwas zu beſtellen hätte? Er war mein, erwiederte ſie, von ihnen weiß ich nichts. Mit ihm und meinem Kinde gehe ich mich auf ewig zu verbinden. Sie ſind meinem Herzen fremd, wie ſie es dem ſeinigen auch ſeyn werden.

Sonderbar, daß der Tag ihres Todes gerade ihr Geburtstag war. Sie hatte das zwanzigſte Jahr geendet. Sie war einer Lilie gleich, die ſchön aufgeſchoſſen, von einem nachbarlichen Roſenſtock etwas geröthet wurde. Sie war am Tage ihres Todes lebhafter, als während ihres Gefängniſſes.

Der Mann, der ſie richtete, wiſchte eine Thräne aus dem Auge, und entfernte ſich ſchnell.

Die Zuſchauer gingen ernſt und größtentheils weinend vom trauervollen Schauplatz.

Ende des erſten Theils.

Die

fünf Todtenköpfe.

Eine
ſchauerlich abentheuerliche Geſchichte

vom

Verfaſſer der Lauretta Piſana.

Zweiter und letzter Band.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Hamburg,
bei Gottfried Vollmer.

Erſter Abſchnitt.

Feines Gewebe.

Meine gute Tochter, ſagte Mahlfeld, als er ſich mit Euphroſinen und Louiſen eingeſchloſſen hatte, und ihnen nun alle Organe an dem Kopfe des ſchwarzen Velten gezeigt, die Uebereintreffung aller Umſtände mit Auguſts Kopfe entwickelt, und Louiſen bis zu Thränen gerührt hatte, daß der Menſch, den ſie für einen ehrlichen, biedern Mann gehalten, ein Mörder, und zwar einer der ſchlimmſten Gattung ſeyn ſollte, meine gute Tochter, hier habe ich einen Schädel, den, und deſſen Geſchichte ich dir anempfehle, und mit Recht ihn anempfehlen kann. Wenn du ſeine unglückliche Geſchichte geleſen, und die Güte der Menſchen haſt kennen lernen, die ſolche Schädel haben, dann will ich dir mehr ſagen, und dir einen Weg zeigen, durch welchen du deinen Vater noch recht glücklich machen kannſt.

Louiſe war im Drange ihres Herzens. Die raſchen Erzählungen ihres Vaters von dem Mörder und Auguſt, die Schilderungen der Angſt, die er die ganze Zeit ausgeſtanden, daß ſie doch auf ihrer Wahl beharren, und er als liebender Vater endlich nachzugeben gezwungen ſeyn möchte, die Früchte ihrer Einbildungskraft, nach welcher ſie Auguſten mit einem blutigen Meſſer vor ſich ſahe, alles dieſes hatte auf ihren Geiſt ſo ſtark gewirkt, daß ſie nichts ſehnlicher wünſchte, als dieſen Vater

ſogleich

gleich glücklich zu ſehen, und ſo fiel ſie
m zu Füßen, und bat ihn zu beſtimmen,
as ihn glücklich machen könnte, aber da
feſt darauf beſtand, ſie ſollte erſt dieſe
Geſchichte mit Nachdenken und Ueberle-
ung durchleſen, ſie ſollte ſich prüfen und
orbereiten, ob ein Opfer bloß aus Liebe,
nd ſchneller Entſchluß, um ihren Vater
lücklich zu machen, ihr auch nicht zu hart
allen würde, ſo ſuchte ſie einen ſchickli-
hen Vorwand, ſich zu entfernen, ſetzte
ch auf ihr Zimmer, und las das ihr ge-
ebene Manuſcript mit einer Emſigkeit,
ie ihr wenig Ueberlegung zuließ.

Mahlfeld und Euphroſine waren in-
deſſen allein geblieben.

Dieſe letztere hatte ihre Projekte, den
Dr. Pflaumreich mit Louiſen zu verbin-
den, kaum in einem möglichen Lichte aus-

führbar geſehen, als ſie wohl erwog, wie viel dazu gehören würde, die Sache ins Reine zu bringen.

Schlägt ſie fehl, ſagte ſie endlich, ſo muß man das als ein Unglück annehmen, was den größten Potentaten bei ihren Projekten geſchieht. Alſo vor allen Dingen iſts nöthig, den alten Mahlfeld zu gewinnen — und daß ihr Bruder nur durch Kopf und Schädel zu gewinnen ſey, wußte ſie ſicher.

Nach den eigenen Kenntniſſen, die ſie ſich, beſonders durch den Unterricht der fleißigen Louiſe von der Schädellehre erworben, hatte ſie, mochte er ſich ſträuben, wie er wollte, bereits des Dr. Pflaumreichs Kopf hinten und vorn befühlt, und fand ſo wenig ausgezeichnetes darin, daß ſie es wenigſtens für unmöglich hielt, einen Dieb- oder Mordſinn bei ihm zu entdecken.

Sie geſtand ihm nun ganz offenherzig, daß die einzige Möglichkeit, Louiſen zu beſitzen, darin beſtehe, mit ſeinem Schädel Glück zu machen, daß ſie deswegen ein Plänchen erſonnen, und er ſich dem unterwerfen müſſe, das heißt, er ſolle ſich den Kopf von Mahlfeld betaſten und beurtheilen laſſen, ohne von der Abſicht, warum dieſes geſchehe, ein Wörtchen laut werden zu laſſen.

Nachdem ſie dieſes Verſprechen hatte, ging ſie zu ihrem Bruder, und erklärte dieſem, daß ſie ſein Urtheil über eines Mannes Organ zu wiſſen wünſche, der ihr ſehr nahe am Herzen liege.

Du wirſt doch nicht, Roſinchen: in deinem Alter — ſagte er —

Diesmal nahm Euphroſine das Roſinchen gar nicht übel, vielmehr wurde ſie launiger und anſchmeichelnder, und Mahlfeld konnte nicht anders glauben, als ihr altes Herz habe ſich noch eine Verirrung zu Schulden kommen laſſen, und in dieſer Meinung ward er ſehr beſtärkt, als der Name des Dr. Pflaumreich zum Vorſchein kam, nur wollte es ihm gar nicht recht in den Kopf, daß dieſer ſich zu einer Verbindung mit der Veteranerin verſiehen ſollte.

Da er aber ſeine Schweſter nicht kränken wollte, ſo that er jeder Bemerkung Einhalt, die ihm über die Verſchiedenheit ihres Alters entſchlüpfen konnte, und verſprach ihren Herzgeliebten ſo in Augenſchein zu nehmen, daß ihm auch nicht das kleinſte Organ an ihm entſchlüpfen ſollte.

Euphroſine nahm ſich gar nicht die Mühe, ſeine Meinung zu widerlegen, denn es war ihr angelegter feiner Plan, daß er ſie für die Beſtimmte halten ſollte. Sie hoffte dann mehr Nachſicht gegen Pflaumreich, und keine ſo genaue Prüfung, als wenn ſie ihn gleich als den Mann ſeiner Tochter vorſchlüge, wozu denn vieles beitrug, daß ſie eigentlich dem Schädel des Doktors nicht viel gutes zutrauete.

Es wurde daher ein Nachmittag beſtimmt, wo Louiſe nicht zu Hauſe war. Der Dr. Pflaumreich wurde eingeladen, der alte Mahlfeld nahm die Gelegenheit, ſich mit ihm vom Dr. Gall und ſeiner Schädellehre zu unterhalten, und erſuchte ihn, über ſeinen eignen Kopf eine kleine Notiz nehmen zu dürfen.

Doktor Pflaumreich geſtand dieſes galaut genug zu, ließ ſich befühlen und betaſten, und ſetzte den alten Mahlfeld in kein kleines Erſtaunen, als er zwiſchen ſeinem Kopfe und einen von den Schädeln, welche in ſeinem Beſitz waren, eine auffallende Aehnlichkeit fand, und dieſe auch ſogleich erklärte.

Euphroſine kannte alle Falten im Geſichte ihres Bruders, ſonſt würde ſich ihrer gewiß Furcht und Schrecken bemeiſtert haben, daß dieſer Schädel wieder ſo eine Art von Veltens Kopf ſeyn möchte. Aber die ſchöne freie Stirn, die keine Runzel bedeckte, die ſprechenden Augen, deren Feuer ſie nichts böſes konnte ahnen laſſen, und die Eilfertigkeit, mit welcher er in ſein Zimmer lief, um den Schädel zu holen, ſetzten ſie bald über jede Angſt hinweg.

Ich glaube, wir haben gewonnen, ſagte

ſie, als er hinaus war. Nun halten ſie ſich nicht lange mehr auf, und laſſen ſie mich für das übrige ſorgen.

Mahlfeld kam wieder. Sehen ſie, ſagte er, hier iſt ihr Ebenbild, und wenn ſie ein ſo braver Menſch ſind, wie dieſer es war, ſo kann ich Ihnen keinen Anſpruch auf irgend etwas verſagen, was in meiner Gewalt ſteht.

Der Doktor wollte ſchon losplatzen, aber ein Wink von Euphroſinen hielt ihn zurück. Mit äußerſter Galanterie erbat er ſich auf einen Tag den Schädel und die Geſchichte deſſelben, um über ſich ſelbſt, wie er ſagte, ein richtiges Urtheil fällen zu können. Seine Bitte wurde augenblicklich erfüllt, und da er Euphroſinen freies Feld laſſen wollte, für ſeine Wünſche wirkſam zu werden, ſo empfahl er ſich beim alten Mahlfeld nicht lange hernach.

Kaum war er fort, ſo hub der alte Mahlfeld an, ſeine Schweſter glücklich zu preiſen, daß ſie in ihren Alter noch einen ſo köſtlichen Schatz beſitzen ſolle, und ſetzte hinzu, daß es der Gutmüthigkeit dieſes Schädels ganz ähnlich ſehe, daß der Beſitzer deſſelben ſich über ſo viele Hinderniſſe, die bei dieſer Ehe doch eigentlich ſtatt finden ſollten, hinweg ſetzte.

Nun fing Euphroſine an, aus vollem Halſe zu lachen, welches ihr Bruder bald übel genommen hätte, denn er meinte, eine ſolche Epoche des menſchlichen Lebens verdiene wohl einen ernſthaftern Eingang.

Soll ich denn nicht lachen, ſagte ſie, daß mein weiſer Herr Bruder mich noch der Thorheit fähig halten kann, in meinen Jahren zu heirathen?

Und, entgegnete Mahlfeld, und machte ſehr große Augen, und was hat denn dieſe Unterſuchung eigentlich zu bedeuten?

Das hat ſie zu bedeuten, daß man auf einen Mann für Louiſen denken muß, damit ſie nicht etwa es bereuet, Auguſt den Abſchied gegeben zu haben.

Mahlfelds Augen glänzten. Keinen beſſern hätteſt du wählen können, ſagte er feurig und eifrig, ich werde dirs ewig danken. Ich habe immer viel für dich gefühlt, brüderlich dich geliebt, aber mit dieſer Idee haſt du mein ganzes Herz erobert.

Ich weiß nicht, ſagte die ſchlaue Euphroſine, was mich ſchon ſeit ſo langer Zeit zu dieſem Doktor Pflaumreich hintrieb, aber wahrſcheinlich war es eine Ahnung

nung deſſen, was uns mit ihm bevorſtand. Es kann ja ſeyn, es iſt möglich, daß er nicht ſo viel Kenntniſſe, beſonders nicht ſo viel Erfahrung hat, als der Doktor Schnurre, aber er hat doch gewiß ein weicheres Gemüth, und der Doktor Bär —

Nun, nun, erwiederte Wahlfeld gelind und lächeld, laſſen wir doch den Doktor Bär in Ruhe, er hat wenigſtens das Gute, daß er mir meine liebe Schweſter vom Tode gerettet, die nun nicht ſo ſchön für Louiſen hätte ſorgen können, wenn ſie nicht noch lebte. Aber, Apropos, ſo viel ich weiß, hat Louiſe immer viel gegen den jungen Pflaumreich gehabt, hat ihn oft einen Haaſenfuß genannt, und konnte, troß dem, daß er der gutmüthigſte Menſch auf unſerer Erdkugel iſt, doch etwas an ihm auszuſetzen finden, denn unſere Mädchen und ihr Geſchmack ſind einmal wunderlich.

„Deßwegen, lieber Bruder, habe ich dieſe Wendung genommen. Louiſen einen guten Mann zu ſchaffen, muß doch unſer beiderſeitiger Zweck ſeyn; und um etwas gutes zu ſtiften, iſt ein kleiner krummer Weg nicht unangenehm noch verwerflich.“

„Wenn nun der Doktor mit dem Schädel und deſſen Beſchreibung zurückkommt, ſo läßt du Louiſen einmal herkommen, unterhälſt ſie vom ſchwarzen Velten, und Auguſt Weisberg, wovon ſie ſchon viel weiß, ſagſt ihr, wie entgegengeſetzte Schädel es geben könne, und nennſt es dein Glück, wenn das Mädchen eine Partie thun könne, wo ſie dich befriedigte.' Du zeigſt ihr dann dieſen Schädel, läßt ſie die Geſchichte leſen, und ſie wird keinen Augenblick anſtehen, dich zum ſeligſten aller Väter zu machen.'

Da haſt du Recht; Louiſe thut das gleich — aber ich, als ein guter Vater, kann doch nicht ſo tiranniſch verfahren. Ich muß ſie nicht zwingen. Ich will ihr den Schädel und die Geſchichte geben; dann will ich ihr den Doktor nennen, will ſie ihn denn, ſo iſt es gut, will ſie ihn nicht, ſo mag ſie nehmen, wen ſie will, nur nicht Weisberg.

Nachdem dieſes unter ihnen verabredet war, und Pflaumreich das Manuſcript zurückgegeben, erfolgte jene Unterhandlung, und nun, wie ſie beide wieder allein waren, ſagte Euphroſine: Wir haben gewonnen Spiel.

Der Himmel gebe es, erwiederte Mahlfeld. Dann will ich mein Haupt ruhig ſchlafen legen. Friedlich gehe ich dann aus dieſer Welt, und mein und meiner guten

Amalie Schädel, ſollen dann auch friedlich zuſammen ruhen, denn ich wünſche doch nicht, daß einmal naſeweiſe Burſche meinen Kopf betaſten, und ſagen der hatte auch Fehler genug!

Zweiter Abſchnitt.

Der Erſchlagene.

Der dritte Schädel.

In einem angenehmen Gehölze bei L*, welches größtentheils zum Vergnügen der Einwohner des Orts diente, und von dieſen auch ſehr reizend unterhalten wurde, fanden eines Morgens eine Parthie Muſenſöhne, die dort luſtwandelten, den Körper eines jungen Menſchen, der ihnen erſt in dieſer Nacht friſch ermordet ſchien. Er hatte außer einem Schlage auf dem Kopfe, der ihn aber, der Unterſuchung nach, nur betäubt zu haben ſchien, zwei Stiche in der Bruſt, wovon der eine das Herz durchbort hatte und glauben ließ, daß er wenigſtens nicht viel gelitten. Er war bis aufs Hemde entkleidet, und war man nach vollbrachter That geſtört worden, oder war man zu ſicher geweſen; genug man hatte ſich nicht einmal die Mühe genommen, den Leichnam mit irgend etwas zu bedecken.

Die Finder machten der Obrigkeit ſogleich davon eine Anzeige, der Körper wurde aufgehoben, und auf dem Rathhauſe ausgeſetzt. Es war ein Menſch in der Blüthe ſeiner Jahre, dem Anſehen nach etwa zwanzig, ſtarken und ſchönen Baues. Die Sektion wurde ſogleich vorgenommen, und da die Wunde durchs Herz ſogleich lethal, an dem Schlage auf dem

Haupte aber nur die äußern Theile verletzt befunden wurden, ſo ward der Körper nicht weiter verſtümmelt, ſondern der Anatomie abgeliefert, auf welcher das übrige zum Sektions-Bericht erforderliche den Akten beigefügt wurde.

Es ward in der Stadt ſowohl, als in den nächſten umliegenden Oertern ſogleich eine ſchnelle Anzeige verbreitet; da aber nirgends jemand verloren oder vermißt wurde, da auch nach acht Tagen keine Spur wegen des Mannes und der That aufzufinden war, ſo wurde der Reſt des Körpers auf dem Anatomie-Kirchhofe begraben, nur den Kopf behielt wegen ſeines ſchönen Baues der Profeſſor der Anatomie.

Man fand auch bei dem Ermordeten nichts als ein kleines in Gold gefaßtes de eines Frauenzimmers, welches an einer ſeidnen Schnur um den Hals gebunden, unter dem Hemde verborgen, den Augen der Räuber entgangen ſeyn mußte, und in dem ſehr feinem Hemde fanden ſich die Buchſtaben L. S. ſauber mit Seide eingenähet.

Beides wurde in den öffentlichen Blättern angezeigt, aber es meldete ſich niemand, der nach dem Ermordeten gefragt, oder einige Kunde von ihm gehabt hätte.

Nach zwei Jahren wurde einer Räuberbande nachgeſpürt, und man erwiſchte einige von den Haupt-Rädelsführern derſelben.

Einer derſelben ſchien ſeines Lebens und der in denſelben begangnen ſchrecklichen Thaten überdrüßig zu ſeyn, bekannte freiwillig das ganze Regiſter derſelben, und es fand ſich darunter der Todſchlag eines jungen Mannes im Gehölze bei L*.

Man forſchte hierüber genauer nach, und er erzählte, daß dieſer Mann in dem drei Meilen von L* entlegenem Städtchen M. als Fußgänger angekommen, und beim Bezahlen einiger Erfriſchungen eine volle Börſe hatte ſehen laſſen. Einer aus ihrer Mitte habe ſich darauf an ihn gemacht und gehört, daß er noch nach L* zu gehen gedenke, worauf dieſer, den nehmlichen Weg machen zu wollen, vorgebend, ſich ihm zum Begleiter auf einem ſehr angenehmen Wege durch das Holz angeboten. Sie wären zuſammen fortgegangen, und zwei andre ihnen von weitem gefolgt. Der junge Mann habe nichts von dem geahndet, was ihm bevorſtehe; er ſey ſehr vergnügt und heiter geweſen, habe von ſeiner

Seereiſe aus Oſtindien, und von dem Vergnügen erzählt, dem er bei einer ihn erwartenden Braut entgegen gehe, und theils ſeine angenehme Unterhaltung, theils die noch ziemliche Helle des Tages, und endlich die nöthige, möglichſt weite Entfernung von M., wo man ſie beiſammen geſehen, hatte die That ſelbſt ſo lange noch verzögert, bis ſie nahe vor L* geweſen.

Da hätten aber die hinterſten ein Zeichen mit einer Pfeife gegeben, worauf ſich der junge Mann etwas erſchrocken umgedreht, und ſogleich von ſeinem Begleiter in den Nacken einen Schlag bekommen, der ihn betäubt habe. Wenig Minuten hätten ſeinem Leben ein Ende gemacht. Wie ſie ihn ganz ausgezogen gehabt, hätten ſie ein Geräuſch bemerkt, und ſich eilig davon gemacht. Die Brieftaſche, die der junge Mann bei ſich gehabt, und worin Päſſe und Briefe geweſen, hätte ihnen zu gefährlich zu behalten geſchienen, und ſo hätten ſie ſolche in einen hohlen Baum verſteckt. Ihre Beute wäre reich geweſen, und da ſie alle mit dem Handwerke, welches ſie bisher getrieben, ſo vertraut geweſen, ſo hätte keiner Reue über die That gefühlt.

Der Böſewicht wurde gefragt, ob er ſich wohl noch des Baumes erinnern könnte, und er behauptete, an Ort und Stelle ſollte er es wohl denken.

Er wurde dahin abgeführt, und bald zeigte er ſelbſt die Stelle an, wo der Mann erſchlagen worden, ſo wie wenig Schritte davon den Baum. Da die Höhlung deſſelben ſehr bedeckt lag, und ſie einige große Steine auf dieſelbe gelegt hatten, ſo fand man die Brieftaſche faſt noch ganz unverſehrt.

Man fand in derſelben viel Wechſel auf angeſehene Häuſer in Wien, und eine Menge Empfehlungsſchreiben, einen noch offnen Brief, den der junge Mann an ſeine Eltern geſchrieben, und den er von L*** aus abſenden wollen. Er lautete alſo:

Geliebte Eltern!

Meine glückliche Ankunft mit dem Schiffe in Amſterdam werden ſie durch ein gleich von hier abgehendes Schiff erhalten. Ich befand mich ſehr gut, und dankte dem Himmel für die angenehme und glückliche Farth recht herzlich. Die Zeit, die mir zu meinem Briefe gelaſſen wurde, war zu kurz, um ihnen alles zu ſagen, was mein Herz fühlte. Neu iſt mir alles hier geworden, obgleich es erſt ſechs Jahr ſind, ſeitdem wir von hier abreiſeten. Ich ſegne den Augenblick noch, der ſie auf den Entſchluß brachte, bei den Verfolgungen, die ſie auszuſtehen hatten, Europa zu verlaſſen, und das heißere Klima zu ſuchen, wo-bei allem Unangenehmen, was es mit ſich führt, doch auch tauſend Genüſſe ſind, die man ſich hier verſagen muß, und wo ſie, welches die Seele von allem iſt, die Ruhe wiederfanden, die ſie hier verloren hatten.

Ich hoffe, daß ich ihrem fernern Leben noch manche frohe Stunde bereiten will. Der letzte Brief meiner Leonore war ja ſo herzlich mit dem Wunſche verknüpft, bei uns zu ſeyn, daß ich nicht anders glauben kann, als daß ſie mir eilig folgen wird, und wenn wir dann beide in ihre Arme kommen, theureſte Eltern, was fehlt zu unſerm Glücke?

Die Tochter des Gouverneurs, die liebenswürdige Metta, hätte mir bald einen kleinen Streich geſpielt. Wäre Leonore nicht ſo tief in meinem Herzen geweſen, ſie hätte ſie daraus verdrängt. Sie ſcherzte ſelbſt darüber. Wenn man auf einer ſo langen Reiſe, in einer Art von Einſamkeit, die doch immer auf dem Schiffe herrſcht, in täglicher nähern Vertraulichkeit zuſammen iſt, ſo entwickeln ſich ſo manche Talente, die ſonſt einem leicht entgehen, oder doch nur Oberfläche zu ſeyn ſcheinen. Aber Metta iſt ein unvergleichliches Geſchöpf, und verbindet mit einem vortrefflichen Herzen viele Kenntniſſe.

Ich habe ſie ihren Verwandten gebracht, und bin mit einer Herzlichkeit aufgenommen worden, als ob ich ſelbſt zu ihnen gehörte. Auch würde ich mich haben verführen laſſen, acht Tage, um die ſie mich baten, bei ihnen zu bleiben, wenn ich nicht den Vorſatz gefaßt hätte, die Reiſe von hier bis L*** zu Fuße zu machen, wozu ich einen ſehr angenehmen Begleiter gefunden, der alle Reiſen ſeit vielen Jahren in dieſer Art gemacht, und mir nicht reizend genug ſchildern kann, wie viel mehr man dabei gewinnt.

Sobald wir in L*** ankommen, ſollen Sie eine Beſchreibung von meinen Begebenheiten auf der Reiſe haben, die ich ihnen treulich mittheilen will.

Geſtern nahm ich von Metta und ihren liebenswürdigen Verwandten Abſchied. Sie verſprachen mir, wenn ich ihnen meine Briefe aus L*** ſchickte, ſodann ſelbſt zu ſchreiben, und ſagten mir ſchmeichelhaft genug, daß ſie ſich für das Glück bedanken würden, daß man mir ihre Metta anvertrauet. Ich mußte ihnen verſprechen, bei meiner Zurückkunft mit Leonoren bei ihnen zu wohnen, und dann, ſetzte Metta ſchalkhaft haſt hinzu, will ich ſehen, ob ich ihre Braut eiferſüchtig machen kann. Ich verſprach es.

14 Tage nachher.

Ich bin ſehr unzufrieden. Mein Gefährte iſt krank geworden, aber ich habe nur noch ſechs Meilen bis L***, und dieſe will ich morgen machen. Ich ſtand im Zweifel zwiſchen der Verbindlichkeit, auf ſeine Geneſung zu warten, oder meine Reiſe, die doch wichtig genug iſt, fortzuſetzen, allein da der Arzt mich verſichert, daß unter drei Wochen an keine Geneſung zu denken ſey, da Wirth und Wirthin mir betheuern, daß ſie an ihn, wie an einem Sohne handeln wollen, da mein Begleiter mich ſelbſt bittet, nicht länger zu ſäumen, ſo gehe ich morgen früh weg, und hoffe morgen Abend von L*** aus ihnen zu ſchreiben.

So weit ging der Brief, und da endete nach einer höhern Beſtimmung loſes Geſindel, das Leben dieſes Jünglings. In den Päſſen, die aus Oſtindien und Amſterdam waren, hieß er Ludwig Salter, allein von ſeiner Braut oder deren Angehörigen, ſo wie von ſeinen Eltern, war nichts unter den Schriften. Die Empfehlungsſchreiben waren alle von den größten oſtindiſchen Häuſern.

Man ſchrieb auch an den Ort, wo ſein Begleiter krank geworden, und erfuhr, daß er dort geſtorben. Da auch von Amſterdammer Häuſern Empfehlungsbriefe dabei waren, ſo meldete man die unglückliche Geſchichte dorthin, und erhielt von dort Dankſagungsſchreiben über die endliche, obgleich traurige Beruhigung wegen des unglücklichen Verlornen. Er ſchien zu dieſem Unfalle beſtimmt zu ſeyn, denn unglücklicher Weiſe für ihn, war mit eben dem Schiffe, mit welchem er die erſte Nachricht ſeiner Ankunft an ſeine Eltern geſchickt, ſeine Braut Leonore, die ihn unvermuthet überraſchen wollte, abgereiſet, und hätte er ſich noch acht Tage länger dort aufgehalten, ſo hätte er dieſes erfahren. Wäre er aber gleich, wie er angekommen, aufs oſtindiſche Haus gegangen, und hätte die Liſten der Paſſagiere jenes Schiffes durchgeſehen, ſo hätte er ſeine Leonore darunter gefunden, und hätte gleich mit ihr zurückkehren können; denn gerade dieſes Schiff machte die Reiſe in einer unglaublichen Geſchwindigkeit. Die Amſterdammer Freunde meldeten die traurige Geſchichte nunmehr den Eltern Ludwigs, und erhielten von der Mutter folgenden Aufſatz, den ſie auch jener theilnehmenden Obrigkeit, nebſt dem Wunſche der Eltern und der nöthigen Summe zum Denkſteine mittheilten.

Brief der Mutter Ludwig Salters an Metta.

Meine theure Metta!

Es iſt nicht der erſte und einzige Schlag des Schickſals, der uns trifft, und es iſt leider auch nicht der letzte geweſen. Jetzt bleibt dem grauſamen Sterne, der über uns waltet, nur noch ein Schlag übrig, nämlich mich und meinen Mann zu trennen. Dann iſt ſeine Härte erfüllt, denn jenſeits des Lebens darf es ſie nicht ausdehnen; das ſagt mir mein Herz, und mein Geiſt ſieht mit Freuden ſchon jetzt in jene Gefilde hinüber. Ich weiß nicht, ob ich mehr wünſchen ſoll, daß ich dieſe Welt zuerſt verlaſſe, oder daß er vor mir hinübergehe, im erſten Falle würde ich freilich eine traurige Epoche weniger zählen, als er — aber er iſt ſchwach, und wirklich nicht ſo ſtandhaft als ich, und ſo wünſche ich ihm faſt dieſen ruhigern

Augenblick eher, als mir, und will alles noch tragen, bis der freundliche Tod mich zuletzt zu ihnen allen hinführt. Dann fordere ich Vergeltung für meine Leiden, denn wiſſentlich verſchuldete ich keins derſelben.

Meine Kindheit war traurig. Von meinen Eltern früh verlaſſen, kam ich unter Vormünder, die mein großes Vermögen mehr liebten, als mich. Meine Kindheit war ein ewiger Zwang, meine Mädchenjahre waren ein immerwährender Gegenſtand der Tadelſucht meiner unbarmherzigen Tante. Unter allen jungen Leuten, die unſer Haus beſuchten, war Salters derjenige, der meinen Vormündern am wenigſten, meiner Tante gar nicht, und mir am allermeiſten gefiel. Sein weiches, theilnehmendes Herz, welches Mitleid mit meinem Schickſale fühlte, kettete ſich an das meinige, und ſo wurden wir bald vertraut, und die Augen ſprachen, wo es uns verboten war, durch Worte uns zu erklären.

Indeſſen konnten meine Vormünder meinen Willen nicht zwingen, ich erklärte mich ſtandhaft für ihn, und da Salters ſchwach genug war, um meinen ruhigen Beſitz zu erhalten, ſich jede ihrer Anordnungen wegen meines Vermögens gefallen zu laſſen, da er ſie nach dem Empfang ihrer zur Hälfte unnützen Dokumente über alles quittirte, ſo erreichten ſie den Zweck, faſt die Hälfte meines Vermögens an ſich zu reißen.

Indeſſen blieb uns noch genug. Salters Fleiß und Geſchicklichkeit als Kaufmann, wußte mit meinem Vermögen ſo zu ſchalten, daß er es bald wieder auf die vorige Größe brachte, und fünf Jahre, in welchen ich ihn einen Sohn und eine Tochter ſchenkte, kann ich die einzigen glücklichen meines Lebens in Europa nennen.

Von den übrigen iſt keins, was ſich nicht mit entſchiedenem Unglück auszeichnete. Mein Mann wurde von dem Hofe zu Lieferungen auserſehen; man drang ſie ihm ſo zu ſagen auf, und da er mit einer ſeltenen Rechtſchaffenheit dabei zu Werke gieng, ſo konnte er nichts dabei gewinnen.

Aber es war nicht genug, daß er nichts dabei gewann, andre wollten durch ihn gewinnen. Man hatte ſich auf ihn berechnet, und die Großen, die vorher mit dem ſchmeichelhafteſten Zuvorkommen ihn gekrönt hatten, waren jetzt bei jeder ſchicklichen Gelegenheit ſeine Ankläger, legten ihm Dinge zur Laſt, die nie in ſeinen Sinn gekommen, und wußten ihr Anſehen beim Fürſten ſo gut zu benutzen, daß er immer Unrecht behielt, und anſehnliche Summen verlor. Die Kontrakte waren auf funfzehn Jahr gemacht. In zehn Jahren war mein Mann ſo weit, daß er dem Untergange nahe war.

Da kam unſer Ludwig, der indeſſen bei einem der größten Häuſer in Hamburg geweſen war, welches die nehmlichen Geſchäffte führte, zurück.

Wir weinten Freudenthränen beim Wiederſehn; er aber weinte Schmerzensthränen, wie er unſre Bücher durchſah.

Vater, ſagte er, ehrlich ſeyn, iſt die erſte Pflicht des Menſchen; aber Spitzbuben ſich preis geben, gehört nicht zur Ehrlichkeit. Zu retten biſt du nicht, aber die fünf Jahre deines Kontrakts hindurch, erhalte ich dich. Auch ſoll dir ſo viel bleiben, daß du ein Schiff nach Oſtindien beladen kannſt, und wenn dir dieſes dort nicht erſetzt, was du hier verloren, ſo ſage du hatteſt keinen Sohn!

Wir ſahen uns erſtaunt an; er bewies uns, daß wir durch Betrügereien zu Bettlern geworden. Er ließ ſich von ſeinem Vater eine Vollmacht geben, daß er für die übrigen fünf Jahre des Kontrakts die Lieferungen zu beſorgen habe, und die wenigen ehrlichen Freunde, die mein Mann noch bei Hofe hatte, ſetzten es beim Fürſten durch, daß er es genehmigte.

Welch eine Wuth von Kabalen vereinigte ſich jetzt gegen meinen Sohn! Welch eine Menge von Schmeichlern umlagerten ihn, die ihn glauben machen wollten, ſie hätten ſein Beſtes im Sinn, und die doch nur darauf ausgingen, ihn zu Schanden zu machen.

Feſt und ſtandhaft ſagte er: Ich will den Verfolgungen meines Vaters ein Ende machen, ich will ſeine Ehre retten, und dann: Gute Nacht, Vaterland!

Wir wurden in böſe Prozeſſe verwikkelt, aber mein Sohn gieng ſelbſt vor Gericht. Er bewies klarer und deutlicher, als je ein Advokat es hätte thun können, wie man ſeinen Vater gemißbraucht, und rettete einen großen Theil des Verlornen. Die Betrüger knirſchten, aber ſie mußten ſchweigen. Der Haß gegen den kindlich braven Jüngling gieng indeſſen ſo weit, daß, zur Schande der Menſchheit muß ich es ſagen, man einigemal nach ſeinem Leben trachtete. Seine Vorſicht rettete ihn.

Seine Lieferungen gingen zum Erſtaunen gut; allein da ſie mit eben der Rechtſchaffenheit, nur mit mehr Vorſicht geſchahen, wie bei ſeinem Vater der Fall geweſen, und die Kontrakte nicht die beſten waren, ſo wurde auch in dieſen fünf Jahren nichts gewonnen.

Was der Sohn den Händen der Betrüger entriß, war alles, was wir hatten, und nicht der ſechſte Theil unſers großen Vermögens blieb uns. Aber auch dieſen hätten wir verloren, und eine ſchimpfliche Schuldenlaſt wäre unſer Loos geweſen, wenn er uns nicht gerettet hätte, der edle Menſch, der fünf ſeiner beßten Jahre aufopferte, bloß um ſeinen Vater der Schande nicht preis zu geben.

Aber das war nicht das einzige Opfer, welches er brachte. In den zwei letzten

Jahren wurde er mit Leonoren, der funfzehnjährigen Tochter eines der ehrlichen Männer bekannt, die noch auf unſrer Seite waren. Sie lernten ſich kennen und lernten ſich lieben. Ihre Herzen waren gleich geſtimmt; die Liebe zu ihren Eltern war beiderſeitig ſich gleich. Dies knüpfte zuerſt ein vertrauliches Band, welches Liebe ward.

Leonorens Eltern waren nur reich in dieſer Tochter. Sie ihnen nehmen, war unmöglich; auch verlangte Ludwig dies Opfer nicht.

Seit dem erſten Augenblicke ſeiner Ankunft bei uns, war ſein Augenmerk unabläſſig auf die Reiſe nach Oſtindien geweſen, und da wir ihn in allen ſeinen Thaten ſo glücklich ſahen, da wir ihm unſer ganzes Daſeyn wieder zu verdanken hatten, ſo hatten wir auch in dieſen Plan gern eingewilligt.

Er hatte während der fünf Jahre im Stillen das Ganze in Ordnung gebracht. Jede entbehrliche Summe wurde dazu angelegt, und wie wir noch ein halbes Jahr vom Ziele waren, ſagte er uns mit einer Thräne im Auge, daß das Ende unſrer Leiden und Verfolgungen bald nahe, und zeigte uns die ſchönſten Ausſichten und Hoffnungen.

Aber Leonore — fiel ich dem edlen Jüngling ein —

Leonore wartet, antwortete er, bis ich ehrenvoll ſie und ihre Eltern abholen kann, und ihr Vater iſt mit mir darüber einig.

Die Zeit verlief; ehrenvoll wurde mein

Mann über ſeine Kontrakte quittirt. Der Fürſt war gerührt von dem edlen Betragen des Sohnes, denn die ganze Geſchichte war nun ziemlich ruchtbar geworden. Er bot ihm eine Stelle an, aber Ludwig legte dem Fürſten ſeine Einrichtungen vor, und dieſer fand ſo viel Plan und Beſtimmtheit darin, daß er ſelbſt jede Aenderung unmöglich ſah, ihn noch beſchenkte und entließ.

Der Abſchied von Leonoren und ihren Eltern war ſchwer, die Reiſe ſehr glücklich, und die Einrichtung in Indien ſo getroffen, daß wir die Plantage, die wir noch jetzt bewohnen, gleich beziehen konnten, weil ſie für unſre Rechnung von dem mitgebrachten Waaren gekauft war.

Aber unſer guter Ludwig hatte noch mehr gethan. Es fehlte nicht an den kleinſten Bedürfniſſen; Ludwig hatte deine Eltern, liebe Metta, in Hamburg kennen lernen, und dieſe waren es, die alle dieſe Mühe und Sorgfalt für uns übernommen.

Dies alles gehört euch, liebe Eltern, ſagte er, wie wir es beſehen, und ſchön gefunden hatten. Dein und mein Fleiß, lieber Vater, findet hier ein ſchönes, weites Feld, um wieder zu erwerben, was wir verloren haben. Und wir wollen noch andere mit uns glücklich machen. Menſchen mit Menſchengefühl, wie wir es haben, werden alle dieſe — hier ſtellte er uns einer Menge Neger vor, die für uns gekauft war — alle dieſe glücklich machen.

Der gute Sohn hatte, uns ganz unbewußt, ſchon in Hamburg die Sprache der Schwarzen gelernt, und konnte nun mit ihnen reden, und ihnen die Verſicherung geben, daß ſie an uns gute Herren finden ſollten.

Ach Metta, wie glücklich waren wir. Vier fröhliche Jahre vergingen. Die Prophezeihung meines Sohnes traf ein, wir erwarben viel Geld, und wurden reicher, als wir es vorher geweſen waren.

Nach dieſen vier Jahren aber ſchien unſere Glücksſonne nie mehr. Du wirſt dich wohl des traurigen Zeitpunkts erinnern, wo unſre einzige Tochter, die Braut deines Bruders, am gelben Fieber in ſeinen Armen ſtarb. Das war der Anfang unſrer Leiden, und ihr Maaß iſt nun voll.

Gleich darauf erhielten wir die Nachricht, daß Leonorens Eltern geſtorben wären. Ludwig war nun nicht mehr zu halten. Nun will ich ſie holen, ſagte er.

Ich will euch die Tochter wiedergeben, die ihr verloren habt. Nun iſt ihr dort alles fremd, und bei euch iſt ſie heimiſch. Wer vermochte einer ſo ſchönen Ausſicht zu widerſtehen. Wir erlaubten ihm zu reiſen, und ein großer Troſt war es uns, daß du ihn begleiteteſt. Von dem Unglücke, was ihm wiederfahren, ahnete ich nichts, ſein Vater nicht das mindeſte. Nur glückliche Träume, nur glückliche Ausſichten malten ſie uns.

Wie wurden ſie nach einem Jahre getäuſcht, als ein Schiff anlangte, auf dem Leonore ſich befand. Sie ſank in unſre Arme, frug nach ihrem Ludwig, und wir konnten ihr ihn nicht geben. Was fühlte unſer Herz, was ſtand das arme Mädchen aus, als wir ihr ſagten, er ſei gereiſet, um ſie abzuholen.

Sie wollte es nicht glauben, ſie wähnte ihn ſchon todt, als mitten in der Größe ihres Schmerzes der Gouverneur einen Brief von Ludwig ſchickte, der mit dem nämlichen Schiffe gekommen ſey.

Dieſem Beweiſe war nicht zu widerſprechen. Sie beruhigte ſich etwas, fand aber, ſo wie wir mit ihr, daß es ein entſetzliches Loos ſey, ihrem Geliebten ſo nahe geweſen zu ſeyn, und nun ſo weit von ihm getrennt.

Obgleich ihre Thränen ſich trockneten, ſo kehrte ihre Heiterkeit doch nicht zurück. Tiefſinnig war und blieb ſie, keine Zerſtreuung war im Stande, ſie aufzuheitern. Ueber jeden ſchönen Genuß in dieſem Lande ſahe ſie kalt hinweg, und jede Beſchwerlichkeit deſſelben fühlte ſie doppelt.

Noch wundert es mich, daß ſie durch den heftigen Anfall vom gelben Fieber ſich durcharbeitete, der ſie uns faſt ſchon todt zeigte, und gewiß wäre ihr wohl geweſen, wenn ſie damals geſtorben wäre.

Nach ihrer Geneſung war es nicht möglich, ſie länger aufzuhalten. Es waren zwei Jahre verfloſſen, in welchen wir keine Nachricht von Ludwig erhielten. Unſere eignen Hoffnungen waren dahin, wie konnten wir ihr welche geben. Ich geſtehe es, daß ihr Drängen nach der Rückreiſe nach Europa mir gefiel. Eine Mutter macht ſich ſo gern Hoffnungen, und ich hoffte, daß die unſchuldige Sucherin glücklicher in ſeiner Entdeckung ſeyn würde, als jeder andere Menſch. Ich träumte mir ſchon beide wieder in meinen Armen.

Ich redete ihr ſelbſt zu, die Reiſe zu

unternehmen. Ich bat ſie, bei ihrem Forſchen der mütterlichen Angſt mit eingedenk zu ſeyn, und verſprach ihr goldne Tage, wenn ſie mir den Sohn der Freude und des Schmerzes wieder brächte.

Die Vorbereitungen zur Reiſe, die Hoffnung, die keinen ſinken läßt, meine ſchwärmeriſchen Ideen, die ich ihr mittheilte, alles dies brachte wieder Roth auf ihre Wangen, und Heiterkeit in ihre Augen.

Sie war glücklich, wie ſie abreiſete, und ich läugne es nicht, ich war es auch, denn ich hatte neuen Muth geſchöpft. Mein Mann war ſtill und in ſich gekehrt, wie er es noch iſt. Er ſchien der gewaltigen Hand des Schickſals muthvoll oder muthlos, denn über ſeine Gefühle läßt er ſich nicht mehr heraus, ſtille zu halten.

Ein halbes Jahr verfloß mir ſo zwiſchen mehr Schwanken nach Hoffnung als Furcht, als ich die Todespoſt erhielt. Ich war außer mir. Mein Mann legte bitter lächelnd den Brief beiſeite und ſagte: Er iſt bei Gott! Er war der beſte Sohn!

Ja gewiß, das war er, denn ſo hat ſich noch nie ein Sohn aufgeopfert. Er hatte nur für uns gelebt, und wir leben jetzt nur noch, um an ihn zu denken.

Liebe Metta! Gott laſſe es Leonoren wohl gehen. Wenn ſie zu dir komme, doch was erzähle ich dir, da ſie ſchon bei dir ſeyn muß. Nur du wirſt ihr die Nachricht leiſe beigebracht haben.

Ich las meinem Manne dieſen Aufſatz vor. Ich danke dir für deine Mühe, ſagte er. Für Metta iſt es gut. Mich tröſtet nichts mehr, und erfährt es Leonore, ſo iſt es um ihr Leben, oder doch um ihren Verſtand geſchehen.

Ich wünſchte, daß man meinem Sohne an der Stelle, wo er ruhet, ein Denkmal errichtete. Zu dem Ende die beikommende Summe. Die Inſchrift mag bloß ſeyn:

> Er opferte ſein Daſeyn und ſeine Freuden ſeinen Eltern, und ward ein Opfer menſchlicher Grauſamkeit.

Dritter Abſchnitt.

Etwas zweideutig.

Der Doktor Pflaumreich hatte Schädel und Manuſcript mit ſich genommen, es durchgeleſen, und als eine artige Lektüre gefunden.

Allein er zweifelte einigermaßen, ob er ſo gehandelt haben würde, wenn ſchon ſein Schädel mit jenem Schädel in einer parallelen Richtung ließe. Da er ſehr kommode gewöhnt war, ſo machte er die Bemerkung, daß er wenigſtens nicht zu Fuß gegangen, folglich auch nicht todtgeſchlagen worden wäre. Er fand das Herumſchweifen nach einem Mädchen, von dem Ludwig ſchon ſechs Jahre getrennt geweſen, gegen die Gegenwart eines eben ſo, wo nicht noch liebenswürdigeren Gegenſtandes thörigt, und da er ſehr natürlich ſchloß, daß die Tochter eines Gouverneurs in Oſtindien wahrſcheinlich ſehr reich ſeyn müſſe, und Leonore wirklich ein armes Mädchen war, ſo konnte er es Ludwig gar nicht verzeihen, daß er nicht lieber jener einen rührenden Abſchiedsbrief geſchrieben, und dieſe gute Partie vor der Hand entrirt hätte.

Da es, wie der Leſer ſich ſehr leicht abſtrahiren kann, dem Doktor auch mehr um Louiſens Geld, als um ihre werthe Perſon zu thun war, ſo war es ihm nicht ganz recht, daß ſie ein ſolches Uebergewicht über Euphroſinen hatte, und ſelbſt über ihren Vater zu haben ſchien. So glücklich er Auguſt geprieſen, während dieſer im Beſitz Louiſens war, ſo wenig er damals Fehler an ihr entdeckt, und ſie für ein äußerſt vollkommnes Frauenzimmer gehalten, ſo viel kamen ihrer jetzt an ihr zum Vorſchein, und er konnte kaum von dem Gedanken ſich losreißen, daß, ſo glücklich auch ſeine Wahl in Anſehung der Vermögens-Umſtände wäre, doch in Anſehung der häuslichen Glückſeligkeit der Vortheil eben nicht auf ſeine Seite fallen würde.

Er dachte indeſſen — kommt Zeit, kommt Rath, und war ſo entſchloſſen, ſelbſt auf ihre Koſten ein glückliches Leben mit ihr zu führen, daß er ſchnell zu Euphroſinen lief, um durch ſie dem Alten wiſſen zu laſſen, daß er entzückt von der Geſchichte ſey, und ſich beſtreben werde, ein eben ſo gehorſamer, aufopfernder Sohn zu werden, wie Ludwig Salters es geweſen.

Kein Zweifel weiter, ſagte dieſe, von Seiten des Vaters. Aber der Vater will das Mädchen nicht zwingen. Alſo ſuchen ſich der Herr Doktor bei ihr ſelbſt auch hübſch einzuſchmeicheln.

Ich kenne wohl eine Zeit, antwortete der Doktor Euphroſinen, in welcher man aus Louiſen nicht viel machte, wo ſie von Demoiſelle Mahlfeld als ein ſchwaches, weiches Weſen betrachtet wurde, welches ſich in jede Form bringen ließe.

„Allerdings, allein eben weil ſie weich war, hat man ſie in eine Form gegoſſen, wo ſie hart geworden, und ſie wiſſen wohl am allerbeſten, daß, wenn weiche Herzen einmal zu einer Feſtigkeit, beſonders zu einer ſchwärmeriſchen Feſtigkeit kommen, ſie dann um ſo unbiegſamer werden. Wer aus Feſtigkeit einer einmal gefaßten Idee einen Geliebten, wie Auguſt es war, aufopfern kann, der läßt ſich durch einen neuen, ihm gewiſſermaßen aufgedrungenen nicht irre machen.“

Das iſt etwas hart, daß ich der aufgedrungene ſeyn ſollte.

„Warum einer Sache einen Mantel umhängen, da wir alle beide doch zu gut wiſſen, um unter vier Augen ein Geheimniß daraus zu machen. Louiſe hat nie Neigung für ſie gefühlt, daß ſie aber eine kleine Abneigung gegen ſie hat, habe ich, ehe ſie mir ihren Antrag machten, ehe ich ſie zum Alten führte, noch nicht gewußt, denn vielleicht, ſie wiſſen, welch ein köſtlich Ding es um häusliche Ruhe iſt, vielleicht hätte ich dann dieſe Schritte nicht gethan.“

Sie haben alſo wirklich eine Art von Abneigung gegen mich gefunden?

„Wirklich und richtig gefunden.“

Euphroſine, die ſeit einiger Zeit Louiſen täglich lieber gewann, die die Verbindung mit Pflaumreich herzlich wünſchte, aber doch auch wünſchte, daß ſie zu Louiſens Glück ausſchlagen möchte, hatte ein hingeworfenes Wort davon fallen laſſen, und Louiſe hatte erklärt, daß ſie den Charakter des Doktors für wankelmüthig, verſteckt und zweideutig hielte. Sie hatte ſich ſogar verlauten laſſen, daß ſeine Schweſter Marie ihr einige nicht unbedeutende Winke darüber gegeben. So unangenehm dies Euphroſinen war, ſo war die Sache doch einmal zu weit, als daß ſie zurückgehen konnte, und ſie mußte des Doktors Partei nehmen, that dies aber vielleicht zu warm, ſo daß Louiſe ſelbſt zu lächeln anfing, und frug: Ob ſie ſich etwa in den Doktor verliebt habe?

Euphroſine wurde roth und ſchwieg.

Ganz konnte ſie freilich dem Doktor dieſe Erzählung nicht mittheilen, aber ſie kleidete ſie ſo ein, daß er nicht großen Troſt davon hoffen durfte.

Und glauben ſie denn wirklich, ſagte er, daß ich Louiſen nicht glücklich machen würde, wenn ſie meine Gattin wäre?

„Unter den jetzigen Umſtänden wohl nicht. Wenn ſie ſich nicht beſſer einzuſchmeicheln wiſſen, als ſie bisher gethan, ſo möchte auch wohl wenig Hoffnung für ſie ſeyn, obgleich ich nicht zweifle, daß Louiſe ihrem Vater zu gefallen, ihnen wohl ihre Hand geben würde. Doch iſt ein Mittel noch übrig, und das, lieber Doktor, iſt die ſo berüchtigte Schädellehre. Da Louiſe in dieſe jetzt ſchrecklich vernarrt iſt, da ſie wichtige Fortſchritte darin gemacht; da ſie mir geſagt haben, daß ſie ſelbſt dieſer Lehre herzlich zugethan ſind, ſo möchte es wohl möglich ſeyn, daß ſie durch dieſen Weg zu Louiſens Herzen die Bahn finden könnten.“

Durch dieſen Weg, ſagte Dr. Pflaumreich kleinlaut. Der Weg durch einen Todtenſchädel zum Herzen eines hübſchen Mädchens, iſt ein fataler Weg.

„Und müſſen wir uns nicht oft einen ſauren Weg gefallen laſſen, um zu einem glänzenden Ziele zu kommen?“

Fiat! ſagte der Doktor, ich will thun, was ich kann, und hoffe auf ihre Unterſtützung.

Von ganzem Herzen, und ſollte ich den Kirchhof darüber plündern.“

Der Leſer weiß ſchon, was Doktor Pflaumreich von Galls Syſteme hielt, daß er ein eignes hatte, welches er an deſſen Stelle unterſchieben wollte. Nun bilde man ſich aber den Fall, wenn in einer ſolchen Epoche die Hausehre, die doch immer ein wichtiges Wort mit zu ſprechen hat, einer andern Meinung iſt, und vielleicht jeden Satz, den ihr Mann vorbringt, umzuſtoßen ſucht, was das für ein empfindſames Leben geben muß. Dieſe Ausſicht hatte jetzt Pflaumreich.

Wir werden nur in Schädeln leben und weben, ſagte er zu ſich ſelbſt, und wenn ich ihr nicht immer Recht gebe, ſo wird ſie mir einen Schädel nach dem andern an den Kopf werfen.

Aber ſie hat unmenſchlich viel Geld, ſagte er dann wieder, und dann gehe ich meiner Wege, und laſſe ſie bei ihren Schädeln allein. Und ſollte mein ganzes Syſtem darüber zum Teufel gehen, ich nehme ſie, denn die goldnen Reize überwiegen jede Schädellehre der Welt.

Wir wollen nun eben nicht ſagen, daß des Doktors Charakter in dieſem Augenblicke uns ehrenwerth vorgekommen, müſſen aber die Menſchen nehmen, wie ſie ſind.

Vierter Abſchnitt.

Der Korb.

Doktor Schnurre war am andern Morgen, nachdem er Wortmann das Manuſcript über die Kindermörderin zugeſchickt, ſelbſt hingegangen, und er hatte nicht fehlgerechnet, daß dieſer es gewiß ſchon durchgeleſen, und — welches er faſt errathen konnte, eine ſchlafloſe Nacht darüber gehabt hätte.

Was iſt das, Doktor, ſagte er, als dieſer eintrat. Soll der Mann uns alle verrückt machen?

Das kommt daher, ſagte der Doktor phlegmatiſch, daß ihr keine Kenntniſſe habt, und auch von Dingen mitſprechen wollt, die ihr nicht verſteht. Doktor Gall fällt zuſammen, wie eine Seifenblaſe. Deswegen iſt ſeine Sache keine taube Nuß. Allein ſie ſo-zu betrachten, wie ihr in eurer Familie es thut, das iſt eine Tollheit. Indeſſen iſt Mahlfeld einmal mit Leib und Seele in das Ding vernarrt, und ihm widerſprechen, heißt Uebel ärger machen.

„Weil ihr ihm nicht rechtmäßig widerſprechen könnt, ſagte Wortmann etwas erboßt. Könnt ihr es denn leugnen, daß meine Schweſter es nicht, wahrſcheinlich eben ſo gemacht hätte, wenn ſie in Philippinens Lage geweſen wäre?“

Eben ſo, das ſage ich ja. Aber wahrſcheinlich

ſcheinlich hätte ſie es auch eben ſo gemacht, wenn ihr Schädel auch nicht mit Philippinens Schädel Aehnlichkeit gehabt hätte, und, Gott ſey Dank, daß es nicht viele Mädchen giebt, denen es ſo ſchlimm geht, wie Philippinen, denn ſonſt glaube ich, ſie machen's, mögen ſie Schädel oder Organe haben, wie ſie wollen, eben ſo.

,,Das iſt auch wahr, ſagte Wortmann, und legte den Finger an die Naſe, darin geht mein Bruder zu weit. Die Aehnlichkeit der Schädel machts nicht, ſondern die Aehnlichkeit der Geſchichten. Indeſſen, was thut uns das. Laß ihn ſeine Freude daran haben, daß er glaubt, meine Schweſter hätte es auch ſo gemacht. Hat ſie es doch nicht gethan, und iſt als eine ehrliche Chriſten-Frau geſtorben. Faſt Doktor, möchte ich den ganzen Kram wieder zum Henker werfen. Sie ſagen, Gall zerfällt wie eine Seifenblaſe, da wäre es ja ganz umſonſt, was wir ſtudiren.“

Was ihr ſtudirt, freilich, denn ihr könnt doch nichts rechtes daraus zu Markte bringen. Für uns Aerzte aber, ich meine mehr für unſere Nachfolger, als für uns ſelbſt, da iſt das Ding vielleicht von Wichtigkeit. Man kommt auf Ideen, und ich denke immer, nach verſchiedenen Jahrhunderten lernen wir doch endlich noch begreifen, wie Leib und Seele zuſammen arbeiten.

Sie gingen, Wortmann nicht ganz mit dem Doktor Schnurre zufrieden, zu Mahlfeld. Sie brachten Manuſcript und Schädel zurück. Sie fanden ihn in der größten Heiterkeit. Nun, und was ſagt ihr dazu? habe ich nicht Recht, daß die beiden Köpfe eine große Aehnlichkeit haben, und iſt Philippine in ihrer Lage nicht wenig zu tadeln?

Halt, ſagte der Doktor, zu tadeln immer ſehr. Vorgreifen dem Geſchick, iſt nicht des Menſchen Sache, und Wortmann ſetzte hinzu: Es iſt mir denn doch lieb, daß meine Schweſter nicht in die Lage gekommen, und nicht auf dem Schaffot geſtorben iſt. Es ſinds freilich Könige und Herren auch, aber meine Schweſter ſehe ich doch lieber ſo im Grabe, und ich muß dir offenherzig geſtehen, ich wollte ſie hätte ihren Kopf auch noch bei ſich, denn es entſpringt aus dem allen doch nicht viel gutes.

Bei dieſen Worten ſetzte er den Schädel der Kindermörderin zu den übrigen, und bemerkte bei dieſer Gelegenheit, daß einer fehlte. Er hatte gar keine Luſt, das Geſpräch darüber weiter zu treiben, ob ſeine Schweſter eine Kindermörderin hätte werden können, oder nicht. Er ſuchte daher auf etwas anders die Unterredung zu lenken; da er aber wußte, daß außer von Schädeln wenig mit ihm zu ſprechen wäre, ſo frug er ihn lächelnd und ſcherzhaft, wohin denn der dritte Schädel ſeinen Weg genommen?

Er hat den Weg dahin genommen, antwortete Mahlfeld, wo er dich widerlegen und beweiſen ſoll, daß aus dem allen viel gutes kommt. Louiſe hat ihn, nebſt der Geſchichte des Mannes, der ihn trug, und da ich mit dieſem gutmüthigen vortrefflichen Schädel, unter den Lebenden eine wahre Uebereinſtimmung gefunden, ſo will ich ſehen, ob dieſer Schädel Louiſen nicht zu einem braven Manne hilft.

Wortmann ſtand beſtürzt da.

So hat das Schickſal wohl wunderlich geſpielt, daß dein Stiefvater die Schädel für deine Familie ſammlen mußte. Nun will ich doch ſehen, was aus den beiden andern noch werden ſoll.

Finſter zogen ſich die Augenbraunen Mahlfelds zuſammen. Laß ſie ruhen, ſagte er, ich wünſche von keinem eine Aehnlichkeit zu finden. Wäre es übrigens, ſo könnten ſie nur ſich ſelbſt, und nicht uns ſchädlich werden.

Die Geſchichten dieſer Schädel liegen tief verſchloſſen.

Wichtig war der Eindruck, den dieſe Worte auf den Doktor Schnurre machten. Und wenn die Geſchichten denn ſo tief verſchloſſen liegen, ſo könnteſt du mir die Schädel wohl anvertrauen, die unter ſolchen Umſtänden bei mir beſſer aufgehoben ſind, als bei dir.

Mahlfeld ſchüttelte mit dem Kopf. Doktor Schnurre wurde noch ernſthafter.

Man kann eine Sache auch übertreiben, ſagte er. Zugegeben, daß durch dieſe Schädel-Aehnlichkeit nun der Mann für Louiſen gefunden iſt, ſo laßt es doch dabei beruhen, denn alles iſt ja verſorgt. Mahlfeld wird nicht wieder heirathen, Wortmann auch nicht. Ich heirathe gar nicht. Wenn ſo viele Kranke immer einem vor dem Kopfe ſind, ſo iſt man bei einem Weibe nichts nütze. Der gewiſſenhafte Arzt kann unmöglich den Launen ſeiner Frau ſich fügen, und Launen haben ſie alle; doch da fällt mir etwas ein. Wir haben ja noch Jungfer Euphroſinen. Vielleicht, daß die etwa einen Mann braucht.

Wie eine Furie ſtürzte Euphroſine ins Zimmer. Das bitte ich mir aus, Herr Doktor, ſchrie ſie, daß ſie meiner nicht ſpotten. Pfui, von ſo einem verſtändigen Manne, der ſo gewiſſenhaft für ſeine Kranken ſorgt, hätte ich das gar nicht erwartet.

Der Doktor ſtand wirklich wie verſteinert. Er erholte ſich aber, und antwortete: ſo wie ich vergeſſen hatte, daß Mamſell Euphroſine die Thüren und die Schlüſſellöcher liebt. —

Pfui, Schweſter, ſagte Mahlfeld, uns zu behorchen, iſt das auch recht?

Dann heißt das horchen, wenn man

ſo etwas von ungefähr hört. Was kann ich dafür, daß ich ein leiſes Gehör habe. Ich komme eben, um dir, lieber Bruder, zu ſagen, daß Louiſe bis zu Thränen von der Geſchichte des edlen Jünglings gerührt iſt, daß ſie aber wahrhaftig auch bald auf melancholiſche Gedanken kommt, wenn ſie nun nicht einen Mann und Zerſtreuung erhält — Und in einer ſo guten Abſicht muß ich durch eine ſo malitieuſe Bemerkung des Doktors geſtört werden.

Malitieus iſt ſie nicht, erwiederte der Doktor. Ich habe wohl Ehen von ältern Leuten geſehen, als ſie ſind. Nehmen ſie mich zum Beiſpiel. Ich bin noch einige Jahre älter als ſie, und wenn es mir nun einfiele, mich zu verheirathen, ſo würde ich doch meine Wahl auf keine andere, als eine Perſon von ihren Jahren fallen laſſen.

Euphroſine war noch zu ſehr in Wuth, um des Doktors Aeußerung für einen wirklichen Antrag zu nehmen, der ſonſt nicht zu verachten geweſen wäre, da Schnurre eine ſehr gute Partie war.

Ich gebe ihnen den Korb in optima forma, rief ſie. Wenn ich heirathen wollte, könnte ich doch wohl einen andern Mann, als einen Bär erhalten.

Da der Doktor lachte, lachte alles mit.

Mahlfeld beſchied aber die Geſellſchaft auf den andern Nachmittag, um, wie er ſich ausdrückte, über das Schickſal ſeiner Louiſe zu entſcheiden.

Fünfter Abſchnitt.

Die Stimmen ſind getheilt.

Den Abend dieſes Tages brachten Euphroſine und Mahlfeld allein zuſammen zu. Zwar war Louiſe, nachdem die Herren Abſchied genommen, noch bei ihrem Vater geweſen, hatte ihm Manuſcript und Schädel zurückgebracht, und einen fürchterlichen Sermon über eine Welt gehalten, in welcher es ſo ungerecht zuginge.

Dies ſey nun ſchon das zweite Beiſpiel einer ſo üblen Austheilung des Looſes der Menſchheit. Sie hatte die Geſchichte der Kindermörderin geleſen, und dabei geſchaudert; dieſes edeln Jünglings unglückliches Schickſal ging ihr nicht minder zu Herzen, und es wollte nichts fruchten, daß der Vater überhaupt ihr vorſtellte, daß dieſe Lebenszeit nur eine Prüfungszeit ſey, und den einen das Geſchick der Prüfung härter träfe, als den andern. Sie blieb immer beim Unrecht ſtehen, und behauptete, man könne darüber verwirrt werden, wenn man ſeinen Gedanken darüber nachzugrübeln, Raum ließe.

Sie kam auf Weisberg. Warum, ſagte ſie, werden dem Menſchen mit dem ausgemachten Mordſinne, ſo viel gute Eigenſchaften gegeben, und warum muß er die Macht haben, ſeine wahren Neigungen ſo lange zu verbergen, daß er erſt eine Menge zu ſich lockt, und gewiß noch eine Frau, die nicht ſo viel Ueberlegung hat, wie ich, anführt.

Sie hatte gehört, daß er, ſeitdem ſie ihn nicht geſprochen, öfters zu Marien ging, und ſie nahm ſich feſt vor, dieſes Mädchen vor den Fallſtricken zu warnen, die er ihr legte. Sie wurde ſchwärmeriſch in ihren Ausdrücken, und ihre Reden verwirrten ſich etwas durch einander, wodurch ihr Vater tiefſinnig wurde, und trübe Blicke auf ſie warf.

Wie ſie das merkte, ſuchte ſie ſich zu erholen. Ich will ſie nicht mißmüthig machen, lieber Vater, ſagte ſie gelaſſener, denn ihr Glück iſt ja mein Glück.

Und willſt du wirklich den Mann von meiner Hand annehmen, den ich dir morgen geben werde?

Das will ich, ſagte ſie, und gleich, wenn ſie wollen. Hierzu konnte ſich Mahlfeld nicht entſchließen. Ich muß mehr Stimmen haben, ſagte er.

Sie ſchieden, und nun kam Euphroſine.

Du haſt Recht, Schweſter, ſagte er. Es iſt die höchſte Zeit, dem Mädchen einen Mann zu geben. Sie hat etwas wildes in ihrem Benehmen, was mir bange macht, und um ſo nöthiger wird ihr ein ſanfter, gefälliger Mann, der ſie zurechtweiſet, und ihr Leitſtern ſeyn kann.

Daß Euphroſine dieſen ſanften, gefälligen Mann, dieſen Leitſtern für Louiſens Tage, nach einigen mit ihm gehabten Unterredungen nach jener Zeit nicht mehr erwartete, war wohl ziemlich beſtimmt, aber nun mußte die Sache einmal ihren Gang gehen, und wo ſie eigentlich einen beſſern für ſie hernehmen ſollte, nachdem Weisberg, der einzige, der für ſie paßte, auf keinen Fall es werden konnte, wußte ſie nicht, und ſahe doch die eigne Unruhe über Louiſen, mit einer Heirath geendet.

Ich will nur ſehen, ſagte Mahlfeld, was die Herren dazu ſagen, beſonders der Doktor Schnurre.

„O, der ſagt nichts. Er hat gar nichts gegen den Doktor Pflaumreich. Wie ich in meiner letzten Krankheit ſo mancherlei ihm zur Laſt legen wollte, da drohte er mich zu verlaſſen, wenn ich noch ein Wort zu ſeinem Nachtheil ſagte.

Wenn ich wüßte, fing jetzt Mahlfeld an, daß Pflaumreich wirklich mein Vertrauen in dem Grade verdiente, wie ſein

Kopf es anzeigt, ſo wollte ich ihm mein ganzes Vermögen übergeben, bei meinen Kindern leben, und mich blos dem Studiren widmen.

Euphroſine fuhr bei dieſem Vorſchlage zuſammen.

Nein, ſagte ſie, das würde ich nimmermehr rathen. So ſicher ſind wir von der Untrüglichkeit der Schädellehre noch nicht überzeugt, daß wir darauf alles bauen können, und überdem weißt du auch recht gut, daß Doktor Gall Veränderungen in den Organen des Gehirns annimmt, daß er von Schwächung gewiſſer Organe, ja gar vom Verſchwinden derſelben ſpricht, daß dann zwar die äußere Form der Schädel bleibt, die innere aber ſich zurückzieht, und eine Dickheit des Knochens, und eine Dummheit des Gemüths dann entſteht.

Der Umſtand hat mir ſchon viel Kopfbrechen verurſacht, fuhr Mahlfeld fort, und manchmal bin ich auf dem Punkte geweſen, das ganze Syſtem, das heißt, nicht der Theorie nach, ſondern der Schlußfolge und Charakter-Forſchung nach, über den Haufen zu werfen, denn wer ſteht mir für die Dicke der Schädelknochen, und es wäre doch ein ſchreckliches Unrecht, was ich Weisbergen gethan hätte, wenn ſein Organ des Würgſinns nur ſo eine äußere Erhabenheit, und durch die innere Verdickung der Knochen gar nicht exiſtent wäre.

Euphroſinen wurde bei dieſer Bemerkung bange, ſie lenkte daher ſo gut als möglich ein, und Mahlfeld ließ ſich auch über ſeine Lieblingsideen leicht beſänftigen.

Der andre Nachmittag erſchien, und mit ihm die feierliche Zuſammenkunft der Votirenden.

Schon ſaßen Mahlfeld und Wortmann in zwei Seſſeln, und Doktor Schnurre pflegte ſeine von Krankenbeſuchen ermatteten Glieder auf dem Sopha, als Euphroſine zierlich und feſtlich geſchmückt mit dem Bedienten eintrat, der das ſilberne Kaffegeſchirr auf dem großen ſilbernen Präſentirteller hereintrug.

Die ſchönſten Taſſen ſchmückten bereits den Tiſch. Euphroſine ſetzte ſich nieder, der Bediente trollte ab, die Schaalen wurden gefüllt, und Mahlfeld hub an:

„Alle meine Wünſche und Hoffnungen ſind auf Louiſen, den einzigen Schatz gerichtet, den meine Amalie mir hinterlaſſen. Ihr Glück zu befördern, iſt meine Vaterpflicht. Da wir nun einmal ſo weit es gebracht haben, daß wir die Denkungsarten der Menſchen — aus den Schädeln derſelben beurtheilen können —

— Beurtheilen lernen werden — ſagte Doktor Schnurre —

Mahlfeld ließ ſich nicht irre machen.

— Da das Subjekt, welches ich aufgefunden, mit dem Schädel eines der edelſten Jünglinge, der je gelebt, die frappanteſte Gleichheit hat, ſo habe ich mich entſchloſſen, dieſem Manne die Hand meiner Tochter zu geben.

Während dieſes Vortrags hatte Euphroſine mit niedlichem Anſtande die Miſchung des Göttertranks gemacht, Wortmann hatte die Taſſe in der Hand, der Doktor am Munde, als Mahlfeld ſagte: Und dieſer gefundene, gewählte, und ſo gut geſchädelte Mann iſt der Doktor Pflaumreich.

Des Onkels Taſſe war noch nicht über den Tiſch weg, und das war ſehr gut, denn ſonſt hätte ſie den Weg auf die Erde genommen. Sie klappte ziemlich heftig, doch unſchädlich auf den lakirten Tiſch nieder, und Wortmann entfuhren die Worte: Gott bewahre, den Doktor Pflaumreich!

Der Doktor ſaß, als wenn ihm alle Glieder erſtorben wären. Die halbe Taſſe Kaffee blieb unniedergeſchluckt in ſeinem Munde ſtehen, und es verging wohl eine ganze Minute, ehe er ſich zum Genuß derſelben entſchließen konnte.

Nun, da gebe ihr der Himmel den Eheſtand gnädig, ſagte er.

Euphroſine wurde bald blaß, bald roth.

Mahlfeld blieb gelaſſen. Ich konnte mir es denken, ſagte er, daß keine unbedingte Zuſtimmung meiner Wünſche erfolgen würde, und ſo viel euch zu beruhigen, daß ich Louiſen nicht zwingen will.

Das beruhigte ſie denn auch wirklich, und ſie nahmen die Entſchuldigung Mahlfelds gegen die von ihnen angezeigten Fehler des Doktors, daß man ſich ja in Weisberg auch geirret hätte, hier alſo ſich auch irren könnte geduldig hin — denn — ſetzte Mahlfeld hinzu, wenn Schädel einmal entſcheiden ſollen, ſo muß man auch bei ſeinen Grundſätzen bleiben.

Sechster Abſchnitt.

Das vernehmliche Jawort.

Wie alle noch in ſtillem Staunen beiſammen ſaßen, und keiner es wagte, dem alten Mahlfeld, den ſie ſo entſchloſſen ſahen, etwas einzuwenden, trat Louiſe mit fröhlichem Geſichte, wie eine Hebe leicht geſchürzt, und flüchtigen Ganges ins Zimmer, und freuete ſich, die ganze Familie ſo beiſammen zu finden, denn Doktor Schnurre wurde ſchon ſeit langer Zeit als ein Mitglied derſelben betrachtet, und als ein ſolches bei jeden feierlichen Beſchlüſſen zu Rathe gezogen.

Und was iſt dir für ein ſchöner Traum erſchienen, ſagte Onkel Wortmann, daß du ſo heiter und lieblich uns entgegen hüpfeſt?

„Der ſchönſte meines Lebens, erwiederte ſie, der, das Glück meines Vaters zu gründen. Der Tag ſoll mir in jedem Jahre feierlich ſeyn. Sie, lieber Onkel, ſie, guter Doktor, und du, Tante Euphroſine, ihr alle ſollt meine Zeugen ſeyn, daß der Wille meines Vaters auch mein Wille iſt.“

Nicht alſo, liebes Kind, unterbrach ſie Mahlfeld. Der Wille deines Herzens ſey dein Wille, und jede bündige Einwendung, die du gegen meinen Vorſchlag zu thun haſt, ſoll gehört und erwogen werden.

Euphroſine hatte indeſſen Louiſen eine Taſſe Kaffee eingeſchenkt. Sie trank ſolche ohne irgend eine Verlegenheit, obgleich ſie wohl ſahe, daß aller Augen auf ſie gerichtet waren, und vermuthen konnte, daß alle ſchon das wüßten, was ihr allein noch Geheimniß war. Sie war ſcharfſichtig genug, zu bemerken, daß die Geſichter des Onkels und des Doktors nicht gerade die heiterſten wären, allein ſie hatte ſich ſo reſignirt, daß es ihr vorkam, als ob nichts ſie aus ihrer Faſſung würde bringen können.

Ganz war dies der Fall nun wohl nicht. Denn als alles nun ruhig war, ſie ihre Taſſe wieder hingeſetzt, und ihr Vater ihr ſagte, daß der Doktor Pflaumreich derjenige ſey, den er gewählt, um ihm ihre

Hand zu geben, ſo durchfuhr ſie ein unwillkührlicher Schauder, der allen merklich wurde.

Aber das entſchloſſene Mädchen war zwar zu erſchüttern, doch nicht wankend zu machen. Sie faßte ſich gleich wieder, und als ihr Vater die Frage an ſie that: Ob ſie von Herzen und aus freien Willen zu dieſer Verbindung ihre Einwilligung geben wollte, ſo antwortete ſie mit einem ſo vernehmlichen, feſten, und unzweideutigem Ja! daß keiner etwas anders, als guten Willen von dieſer Einwilligung erwarten konnte.

Dennoch nahm ihr Onkel noch das Wort.

Ich ſtehe hier an deiner Mutter Stelle, ſagte er. Ich halte mich für verpflichtet, dir vorzuſtellen, daß, wenn dein Herz nicht bei deiner Ehe iſt, du ſie nicht eingehen ſollſt. Das hat dein Vater verſprochen.

Das habe ich, hub dieſer an, und noch einmal, Louiſe, du kannſt noch nein! ſagen.

Lächelnd ſagte Louiſe: Dann hätte ich nicht ja geſagt! Aber damit ſie auch ſehen ſollen, daß ich nicht ohne Grund gehandelt habe, ſo hören ſie mich.

Mein Herz ſoll bei dieſer Ehe ſeyn, wie es bei jeder geweſen ſeyn würde, die mir mein Vater vorgeſchlagen hätte, das heißt, ich will den Mann meiner Wahl ehren, lieben, und ihm alles ſeyn, was ein Weib ihm ſeyn muß.

Ich habe geliebt, aber ich geſtehe auch, ich liebe nicht mehr. Ich werde auch nie wieder lieben. Ein Gefühl dieſer Art findet ſich nur einmal beim Mädchen, das den Werth ſeiner Liebe kennt. Aus dieſem Grunde konnte mir es ganz gleichgültig ſeyn, welchem Manne ich meine Hand gab. Keinen würde ich geliebt, gegen jeden meine Pflichten erfüllt haben. Da mich nun bei dieſem noch die väterliche Wahl leitet, da deſſen Verſicherung, daß er ein edler, guter Mann iſt, mir meine Anhänglichkeit an ihn wenigſtens bündiger macht, als bei einem andern, ſo ſey Er es, an deſſen Hand ich die übrigen Tage meines Lebens ihm und meinem Vater weihen will, und ſtimmt er in dieſem letzten Vorſatze mit ein, ſucht auch Er dieſem mir ſo lieben Vater die Tage froh und heiter zu machen, ſo ſey der Augenblick geſegnet, in dem mein Vater auf dieſen Gedanken kam — geſegnet ſey dann meine gute Tante, deren Freund ich durch meine Hand, ſo ſagt ſie es, glücklich mache, und was an mir liegt, gewiß glücklich machen will.

Alles war von dieſer Aeußerung hingeriſſen, keiner widerſprach, alle fühlten das Große, Erhabne in der Entſchloſſenheit des Mädchens.

Euphroſine fiel ihr um den Hals, und weinte. Ob dieſe Thränen Freude oder Angſt waren, weil ſie ſie nicht ſo glücklich machen konnte, als ſie ſich es dachte, oder gedacht hatte, läßt ſich ſchwer beſtimmen.

Der vergnügteſte war Mahlfeld. Er machte ſeiner Tochter faſt ausſchweifende Lobeserhebungen, und ſchwur, von nun an keinem Schmerze mehr unterzuliegen, ſondern blos der Freude zu leben.

Die zwei andern Herren fanden ſich denn auch in die Sache.

Es iſt kein unebner Menſch, ſagte Wortmann, nur ein wenig Windbeutel.

Und wenn der Herr Kollege die Windbeutelei nicht ablegt, ſagte Dr. Schnurre, ſo werde ich ihm den Kopf ſchon zurecht ſetzen. Er ſoll nun unter meine Vormundſchaft, das bin ich meiner guten Krankenwärterin ſchuldig.

Da Louiſe alles ſo froh um ſich herum ſahe, vergaß ſie den Schauder, der ſie ergriffen hatte, wie ſie ihres künftigen Gatten Namen hörte; ſie gefiel ſich in der allgemeinen Freude, deren Schöpferin ſie war, und dachte:

So ſchlimm wird er doch nicht ſeyn, daß du durch Sanftmuth und Nachgeben nicht ſein Herz gewinnen ſollteſt.

Der Abend wurde froh vollbracht, und erſt ſpät trennte man ſich.

Siebenter Abſchnitt.

Trennung und Vereinigung.

Marie war wieder zu ſich gekommen. Daß das gefühlvolle Mädchen bei der hohen Idee, welche ſich in ihr von Auguſt und Louiſens Liebe gebildet hatte, und bei dem unerwarteten Zufall, nun einen ſchönen verſchwundenen Traum in derſelben zu ſehen, erſchüttert wurde, das war wohl ſehr natürlich. Allein das würde doch keine ſo heftige Bewegung in ihr hervorgebracht haben, daß ſie ihrer Sinne dadurch beraubt worden wäre, wenn ſich nicht zugleich mit dieſer Vorſtellung der Gedanke ihrer bemächtigt hätte: nun darfſt du ihn lieben! und dieſe Ueberraſchung auf einem Wege, der nach der ſtrengen Moral eben nicht der reinſte war, brachte ſie ſo außer ſich.

Ihre Beſinnung war mit ihrem feinen Gefühle entflohen, ſo wie dieſes aber wiederkehrte, kam auch jene zurück, der Körper erholte ſich mit der Faſſung der Seele, und wie ſie wieder bei ſich war, waren auch die Verhältniſſe, die ſie ſich mit Auguſt Weisberg dachte, verſchwunden, und ſie rief mit einem thränenvollen Blick auf Weisberg aus: Ach wie unglücklich ſind ſie! Wie hart muß es ſeyn, ſo zu lieben, wie ſie lieben, und nicht wieder geliebt zu werden.

Daß bei dieſen Worten ihre eigne Lage ihr wieder ins Gedächtniß kam, daß die thränenvollen Augen einen Strom ihres Gefühls bildeten, war natürliche Folge. Es war dies aber auch der Moment, in welchem Auguſt die Augen über ihre Lage aufgingen. Eine ſolche Theilnahme mußte mit mehr als gewöhnlichem Mitleiden verbunden ſeyn. Er that jetzt einen tiefen Blick in ihr Herz und ſahe, was er ſchon lange durch einen Nebel zu erblicken, ſelbſt aber noch in Nebel verhüllt, geglaubt hatte, klar und offen jetzt vor ſich liegen. Er ſahe, daß ſie ihn liebe, er konnte alle die trüben Stunden, die ſie oft verlebt, ſich erklären, fühlte, daß er ſie um dieſer Aufopferung willen, ſich nie gegen ihn darüber zu erklären, noch höher ſchätzen mußte, und merkte, daß die zurückflodernde Flamme von der Neigung zu Louiſen, eine neue anfachte, und groß werden ließ, die ſich zu Marien neigte.

Ob ſie mich jemals wirklich geliebt hat? frug er wehmüthig und bedeutend, ob nicht ein gleichgültiges Herz in ihr wohnt, und ſie mich nur für eine gute Partie gehalten?

Warm und eifrig nahm Marie das Wort für ihre Freundin. Nein, das iſt nicht wahr, das kann Louiſe nicht. Sie iſt zu edel, um zu lügen. Lieblich blühete immer die Blume der Wahrheit und Aufrichtigkeit in allem, was ſie that. Eine ſolche Falſchheit konnte ſie nicht begehen.

Jetzt glaubte Weisberg auch ſagen zu müſſen, was Wahrheit war, und ſo erzählte er dem Mädchen ſeiner Freundſchaft, was das Mädchen ſeiner Liebe von ihm abgewandt. War Marie vorher gerührt geweſen, ſo wäre ſie doch jetzt bald mit einem Gelächter herausgefahren. Wie iſt es möglich, rief ſie — um ſo einer Schimäre willen, um eines höhern oder niedrigern Knochens willen, entſagt dieſes verſtändige, dieſes verliebte Mädchen einem Geliebten, der für ſie der wichtigſte Gegenſtand jeder möglichen Liebe war? Nein, Auguſt, wenn ſie mir es nicht ſelbſt ſagten, nimmermehr glaubte ichs.

Und doch iſt es ſo, und ſie ſollen es aus ihrem eignen Munde hören.

Es vergingen einige Tage, in welchem Auguſt öfters zu Marien kam. Dieſe erwartete mit Ungeduld Louiſen, um von ihr zu hören, ob ſich die Sache auch wirklich ſo verhielte. Dies waren die Tage, in welchen Louiſe mit ihres Vaters Projekten zu ihrer Verheirathung beſchäfftigt war, und wo ſie alſo keine Freundinnen beſuchen konnte.

Aber eine andre, Marien auffallende Erſcheinung ließ ſich ſehen. Doktor Pflaumreich, ihr Bruder, der bisher ſelten bei ihr geweſen war, kam jetzt häufig, ſprach von nichts als Louiſen, und wollte den Charakter derſelben durchaus von ſeiner Schweſter entwickelt haben.

Was hilft es dir, ſagte ſie, wenn ich dir das Mädchen auch noch ſo reizend ſchildere, für dich iſt ſie doch nicht.

„Und ſo weißt du es noch nicht, daß aus der Heirath mit Weisberg nichts wird?“

Ohne Scherz, Bruder?

„Ohne Scherz, Schweſter — Vater und Onkel, und Doktor Schnurre, und ſie, Louiſe ſelbſt, alle wollen nicht, und haben ſie ihm rund abgeſchlagen. Kurz er hat ſeinen Korb.“

Nur nicht ſo deſpektirlich, mein lieber Bruder. Weisberg iſt kein Mann, dem man nur ſo einen Korb giebt. Da müſſen wichtige Gründe geweſen ſeyn.

„Du würdeſt ihm freilich keinen Korb gegeben haben, und ich wollte dir es auch ſehr verdenken, wenn er etwa um dich anhalten ſollte. Wenigſtens, Schweſter, würdeſt du ihm deswegen keinen Korb gegeben, weil er zwei Schädelhügel hat, die den Würgſinn bedeuten, und weil er dich in einer der erſten Nächte umbringen würde.

Marie lachte laut, und ſagte: So iſt das Mährchen alſo doch Wahrheit.

Nun ſetzte Pflaumreich ihr aufs neue zu, und ſie machte eine ſo reizende Schilderung von dem Charakter Louiſens, daß er ganz entzückt wurde, doch auch wieder etwas kleinlaut als ſie hinzuſetzte: Du mußt aber auch das Mädchen darnach behandeln, ſonſt kannſt du es eben ſo ſchnell mit ihr verderben.

Einige Tage nachher fand der Doktor Auguſten bei ſeiner Schweſter. Die Unterhaltung war Anfangs etwas gezwungen.

Endlich fieng Marie zuerſt an, etwas mehr zuſammenhängend zu ſprechen. Es ſieht beinahe aus, ſagte ſie, als wenn hier zwei Nebenbuhler mit einander ſchmollten; und beinahe, fiel ihr Bruder ein, als ob Marie die Stifterin der Verſöhnung werden wollte — haben wir uns denn veruneinigt? machte Auguſt das Trio dazu.

Alle lachten. Ich höre, fing der letztere an, daß du jetzt zuweilen Mahlfelds Haus beſuchſt. Haſt du etwa Abſichten auf Louiſen, ſo kannſt du mich dreiſt zu deinem Vertrauten machen. Ich habe keine Rechte mehr an ſie, und ich läugne es nicht, auch keine Liebe mehr.

Iſt das wahr, ſagte Marie, und Thränen ſtanden in den Augen des guten Mädchens.

Ja, es iſt wahr, antwortete Auguſt, und deswegen müſſen ſie nicht ſchlechter von mir denken. Sie wiſſen es ſelbſt, wie ich Louiſen geliebt habe, aber dieſe kalte Behandlung muß auch Kälte bewirken, beſonders wenn man Wärme, reines ſchönes Feuer dagegen ſieht. Ja Marie, ich geſtehe es, ich liebe ſie jetzt mehr, als ich Louiſen je geliebt habe, und können ſie mich wieder lieben, ſo glaube ich ſie glücklich zu machen. Es war das

Werk eines Augenblicks, wie ſie mein Herz entzündeten, aber ſeitdem iſt es überlegte Leidenſchaft geworden.

Greif zu, Schweſter, greif zu, ſagte der Doktor Pflaumreich.

Unzeitiger Scherz, entgegnete die Schweſter. Herr Weisberg, wenn es ihr Ernſt iſt ſo nehmen ſie die Verſicherung, keinen gäbe ich lieber meine Hand als ihnen. Aber darum bitte ich ſie, ſagen ſie mir weiter nichts davon, bis ich Louiſen geſprochen. Sie ſelbſt muß es mir ſagen, daß ſie den tollen Gedanken gefaßt, ſie aufgeben zu können, ſonſt glaube ich es noch nicht.

Nun beim Jupiter und Saturn, rief der Doktor, ſolche Schmeicheleien hat mir noch nie ein Mädchen geſagt. Du biſt einer der glücklichſten Menſchen auf der Welt.

Er hatte noch nicht ganz ausgeredet, als die Thür ſich öffnete, und Louiſe hereintrat. Sie ſtutzte ein wenig, als ſie den Doktor und Auguſt beiſammen ſah, als aber nur der erſte Schreck vorüber war, da flog ſie Marien in die Arme, und nachdem ſie ſie gebeten, ihre Freundin, wie immer zu bleiben, entdeckte ſie ihr, daß ſie ſich entſchloſſen hätte, der Wahl ihres Vaters zu entſprechen, und dem gegenwärtigen Herrn Doktor Pflaumreich, dem Bruder ihrer lieben Marie, ihre Hand zu geben.

Sie, mein lieber Weisberg, fuhr ſie fort, wiſſen, warum wir uns trennten, und es kann ihnen nicht befremdend ſeyn, daß ich den Wünſchen meines Vaters kein Hinderniß in den Weg lege.

Die Art, wie ſie dieſes ankündigte, lag wirklich ſo ſehr außer den Grenzen der Dezenz, daß nicht einmal der Doktor Pflaumreich im Stande war, ſogleich ein Gegenkompliment auf ſein Glück zu finden, und Marie wurde darüber ſo empfindlich, daß ſie ſagte:

Ich verkenne meine Freundin ganz, weil ſie einen ſo liebenswürdigen Gegenſtand, wie es ſcheint, gleichgültig aufgeben kann, und weil große Leiden wenigſtens kleine Entſchädigungen verdienen, ſo will ich ſehen, ob meine Hand in etwas das ſchmerzliche dieſer Entſagung vergüten kann.

Bei dieſen Worten reichte ſie Auguſt ihre Hand, die dieſer nahm, feurig küßte, und eben in Dank überfließen wollte, als Louiſe ſagte:

Marie! du wirſt doch nicht? — und ſie, lieber Weisberg, ſollten, nach der Meinung ſo vieler ihrer Freunde, lieber gar nicht heirathen.

Eben wollte Auguſt losbrechen, als Marie mit einem ſanften Kuſſe ihn zurückhielt. Erſpare meiner Freundin und meines Bruders künftiger Gattin die Beſchämung wegen einer Uebereilung. Wiſſe es, Auguſt, ich liebte dich ſchon lange, und um ihr Glück nicht zu ſtören, verſchloß ich die hoffnungsloſe Leidenſchaft in meiner Bruſt: Du biſt ein ſo guter Menſch, du kannſt nie etwas böſes thun und etwas böſes wollen. Aber um meiner Liebe zu dir, vergieb auch ihr.

Louiſe wurde jetzt wirklich beſtürzt. Der Kontraſt zwiſchen Auguſt und dem Doktor fiel ihr ſehr auf. Jetzt aber war ſchon ihr kleiner Stolz rege geworden.

Sie war, ſeitdem ſie Auguſt verloren hatte, nicht mehr, was ſie ſonſt geweſen war, und es miſchte ſich eine Bitterkeit in ihr Weſen, die jetzt auf den Doktor losbrach.

Wahrhaftig, für einen Bräutigam, ſagte ſie, dem ich ſo eben meine Hand zugeſagt, ſind ſie auch ziemlich froſtig. Noch habe ich nicht einmal aus ihrem Munde gehört, daß ſie ſie annehmen, und vielleicht hat mich gar Euphroſine betrogen, ſo daß ich beſchämt hier ſtehen muß.

Nein, das hat ſie nicht! fuhr jetzt der Doktor Pflaumreich aus ſeinem Traume empor, und ergriff, wie im dritten Himmel enzückt, ihre Hand. Vergeben ſie, wenn im Taumel eines Glücks, welches ich nicht erwarten konnte, die Größe deſſelben mich betäubte. Sehnlich habe ich ihre Hand gewünſcht, nehmen ſie den Schwur ewiger Liebe.

Nehmen ſie, antwortete Louiſe, den Schwur nie zu verletzender Pflicht. Das übrige muß die Zeit thun. So kann ich nicht vergeſſen, wie dieſer da. Doch der Wahrheit die Ehre! Ich liebe ihn nicht mehr, aber wiederlieben kann ich auch nicht.

Das war ein ſchöner Troſt für den Doktor Pflaumreich, der auch in dieſem Augenblicke in ſeiner Seele Maasregeln nahm, die nicht ſehr reizend für Louiſen waren. So wuchs bei dieſen beiden der Keim einer Art von Uneinigkeit ſchon empor, ehe ſie noch verheirathet waren, ſo wie bei den andern Liebenden eine ſchöne Sproſſe zu immerwährender Glückſeligkeit empor ſchoßte.

Marie ſahe dieſe Simmung ſehr gut, und bedauerte Louiſen, die auf der andern Seite bei dem Gedanken, daß Auguſt Marien ermorden würde, zwar zurückbebte, aber des Gedankens ſich doch auch nicht erwehren konnte, daß ſie es nicht beſſer gewollt.

Nach dem erſten Taumel der Herzens-Ergießungen und Nicht-Ergießungen wurde man höflich artiger, und faßte ſich in ſein Geſchick, ſo gut man konnte.

Achter Abſchnitt.

Die Doppel-Hochzeit.

Der Doktor Schnurre machte vor Freuden einen ordentlichen Bocksſprung, als er hörte, daß Marie Weisbergs Verlobte ſey. Mahlfeld war nicht ganz mit dem Zufall zufrieden, denn er meinte, ſie kämen ſich doch zu nahe, und einen ſolchen Menſchen in der Familie und in täglicher Geſellſchaft mit den ſeinigen zu wiſſen, daß ſei eben nicht angenehm. Indeſſen tröſtete er ſich damit, daß er ſeinen Schwiegerſohn wohl dahin bringen wolle, allen Umgang mit Weisberg abzubrechen.

Wortmann, der von mancherlei Seiten ſchon von der Idee zurückgekommen, daß die Schädellehre ſo ganz richtig ſey, freute ſich des Bündniſſes, denn er war Weisbergen immer herzlich gut geweſen, und wenn ſchon um des Vaters willen es ihm ſehr wichtig geweſen, daß Louiſe ihrer Liebe entſagte, ſo war es ihm doch des Mädchens wegen leid, denn ihrem Charakter hätte es in ſeinem Herzen geſchadet.

Euphroſine ſchüttelte den Kopf. Sie ſahe vielleicht am allerweiteſten, denn ſie ließ ſich verlauten, daß Louiſe mehr durch Mariens, als durch ihre eigene Heirath unglücklich werden würde. Sie wird ein Beiſpiel ſehen, ſagte ſie, welches ihre Ruhe ſtören, und ihr ein Ideal ſeyn wird, deſſen entfernteſte Kopie ſie nicht einmal in ihrer eigenen Lage findet.

Der Doktor Pflaumreich verhehlte Euphroſinen nicht, welch ein inkonſequentes Betragen Louiſe ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, und ſetzte ſehr diktatoriſch hinzu, daß er ſich im lieben Eheſtande ſolche Auftritte ernſtlich verbitten werde.

Euphroſine, die ihm nicht leicht eine Antwort ſchuldig blieb, erinnerte, daß er ſich nur dieſen Ton vor der Hochzeit abgewöhnen möchte, weil ſonſt aus dem Bande der heiligen Ehe vielleicht gar nichts werden könnte.

Der Doktor Pflaumreich kannte den Wankelmuth der Weiber, und dieſe Aeuſerung Euphroſinens, verbunden mit einer kleinen Schilderung der Ehe, die Weisberg wahrſcheinlich mit ſeiner Schweſter Marie leben würde, machten ihn doch ſo vorſichtig, daß er jedes Wort gegen Euphroſine auf die Waage legte, daß er gegen Louiſen der zärtliche und nachgebende Adonis war, und daß er dem Vater, wie er merkte, Weisberg ſey ihm zuwider, die Verſicherung gab, daß er ſeinen Umgang mit ihm auf eine feine Art ſeltner machen, und am Ende gar abbrechen wollte.

Dadurch blieb es beim allgemeinen Frieden, und Mahlfeld ließ ſich auf Zureden aller übrigen gefallen, daß beide Hochzeiten an einem Tage in ſeinem Hauſe ausgerichtet wurden.

Louiſe war aus einem muntern luſtigen Mädchen eine ernſthafte Halbgelehrte geworden. Sie beſchäfftigte ſich mehr mi ihren Büchern, als ſelbſt mit dem, wa zu ihrer Hochzeit erforderlich war, und überließ Euphroſinen alles hierzu zu ordnen. Der Vater bemerkte dies wohl, und ſagte ihr etwas darüber. Sie erwiederte ihm aber:

Ihr Heiligthum, lieber Vater, der koſtbare Schädel meiner Mutter, hat mich in eine Stimmung verſetzt, mit der ich mich beſſer vertrage, als mit meinem vorherigen Leichtſinn. Da Pflaumreich nach ihrem eigenen Willen zu uns ins Haus zieht, ſo wird die Tante nach wie vor die Wirthſchaft beſorgen. Ich werde Muße haben, meinem Lieblings-Studium mich zu widmen, und da mein Mann die mehreſten ſeiner Geſchäffte außer dem Hauſe hat, ſo wird er mir nicht wehren, in ſeiner Abweſenheit meinem Lieblings-Geſchäffte obzuliegen, wenn ich die Stunden, die er im Hauſe zubringt, ſeiner Unterhaltung und meinen Pflichten weihe.

Der Vater fand dies ſehr vernünftig, und ließ es gut ſeyn.

Der Tag der Hochzeit erſchien. Nie ſahe man wohl ein glücklicheres Paar als Weisberg und Marie. Er hatte bei ihrer gefühlvollen theilnehmenden Seele, bei der unausſprechlichen Liebe zu ihm, bei der Geduld, mit welcher ſie ihre Vernichtung getragen, bei der noch immer warmen Vertheidigung ihrer Freundin Louiſe, dieſe ganz vergeſſen, und aufgelößt in Entzücken, durch einen ſo ſonderbaren Zufall den Schatz gefunden zu haben, der ihm bisher ſo verborgen geweſen, und der eigentlich nun das Glück ſeines Lebens ausmachte, war er an dieſem Tage das wahre Sinnbild der Freude.

Auf Mariens Bitte war er gegen ſeine Schwägerin ſo artig, ſo zuvorkommend, daß auch hier keine Mislaune entſtehen konnte.

Auf der andern Seite benahm ſich Doktor Pflaumreich gegen Louiſen, die wirklich ſchön und reizend in ihrem bräutlichen Schmucke war, ſo gefällig, that oder war vielleicht ſo verliebt, oder wenigſtens ſo liebenswürdig, daß ſie keine Niete gegen ihren verlornen Treffer gezogen zu haben glauben konnte.

Euphroſine ſelbſt wurde an ihm irre, und der alte Mahlfeld nahm ein paarmal ſeine Tochter auf die Seite, um ihr es auseinanderzuſetzen, wie glücklich ſie ſey, einem ſolchen Manne zugefallen zu ſeyn, und da ſeine Ideen bei ſeinem leidenſchaftlichen Rauſche mit ins Spiel kamen, ſo zeigte er ihr unter andern Vorſtellungen, die Mordluſt, die bei Weisbergen durch all ſein artiges Weſen durchſchimmerte.

Dieſe konnte freilich Louiſe bei ihm nicht entdecken, aber da ſie ihren Vater für einen weit vollkommnern Schädel-Phiſiognomiſten hielt, als ſie es ſeyn konnte, ſo glaubte ſie, er ſähe mehr, als ſie erblickte, und kombinirte nur zu leicht die Möglichkeit mit der Wahrheit.

Die übrigen Theilnehmer an dem Feſte freuten ſich der ſchmucken Brautpaare, des feſtlichen Schmauſes, des fröhlichen Tanzes, der lieblichen Unterhaltung. Unter den Unverheiratheten fand ſich Sehnſucht nach einem ähnlichen Zuſtande, und es mochte manches neue Band geknüpft ſeyn, was ſich dann mit einer Hochzeit endete.

Die Alten freuten ſich der Jugend, erinnerten ſich ihrer eignen Jugendjahre; die zwei Hageſtolzen Wortmann und Doktor Schnurre ließen verlauten, daß ſie auch wohl einſt ſo glücklich hätten ſeyn können, ließen ſich an einem kleinen mit Nierenſteiner bepflanzten Tiſche nieder, und überrechneten nun in Hypotheſen, Schlüſſen und Beiſpielen, ob ſie auch wohl glücklicher hätten ſeyn können, wenn ſie durch einen ſolchen Tag an ein Band ihres ganzen Lebens ſich gefeſſelt hätten. Am Ende aber war das Reſultat von dem allen doch, daß dieſes nicht geweſen wäre, und ſie beruhigten ſich über ihr, wie ſie es nannten, beſſeres Schickſal.

Die Armen kannten die Freuden nicht, die der Eheſtand mit ſich führt, aber dagegen waren ſie auch nicht mit den Leiden bekannt, die die ſo häufigen

Nieten in der großen Lotterie darbringen.

Die Nacht vergieng mit ihren Süßigkeiten, und Aurorens erſte goldene Stralen ſahen Weisbergen und ſeine Marie im ſchönen duftenden Grün des Gartens. In ihren Augen lagen alle ihre Freuden. Die Seelen genoſſen im hohen Grade, und dieſer erſte ſchöne Morgen, deſſen Fülle ſich zwei ſo empfänglichen Herzen mittheilte, war das bleibende Bild ihrer glücklichen Zukunft.

Der Doktor und Louiſe wurden nichts von dieſer reizenden Scene der Natur gewahr. Hymens Fackel hatte ihnen ſtatt der aufgehenden Sonne geleuchtet, und der Doktor hatte die Bemerkung gemacht, daß das Feuer ſeine Gattin bei ſeinen Planen, die Herrſchaft im Hauſe an ſich zu bringen,

gen, ihm wohl weſentliche Dienſte leiſten könnte. Wirklich ſchien pyhſiſches Bedürfniß Louiſens Gleichgültigkeit gegen den Doktor in Liebe gewandelt zu haben, und der alte Mahlfeld war nicht minder großmüthig in ſeiner Gunſt gegen ihn geweſen, als Louiſe. Er hatte ihm die Hälfte ſeines Vermögens geſchenkt, und würde vielleicht ganz es gethan haben, wenn Euphroſine nicht geweſen wäre.

So floſſen die ſogenannten Flitterwochen allen ruhig und friedlich hin, bis die Zeit, die keine Freude ungetrübt, und keine Leiden ungetröſtet läßt, ihr mächtiges: So will ich es! in mancherlei Verwandlungen herbeibrachte.

Neunter Abſchnitt.

Herr Doktor Gall.

In dieſem Zeitpunkte kam denn der berühmte Schädellehrer in die Stadt, und kündigte ſeinen Unterricht männiglichen für zwei baare Goldſtücke zur beliebigen Erleuchtung und Kritik an. Von allen Seiten drängte man ſich, ihn zu ſehen und zu hören. Der von ihm voraus gegangene Ruf hatte mehr als Neugierde erregt. Man machte ihm die Aufwartung, man belagerte ihn von allen Seiten, und ſo groß auch der Platz war, wo er ſeinen

Hörſaal eröffnete, ſo waren doch der Subſcribenten in den erſten 12 Stunden ſo viele, daß niemand von der Familie Mahlfeld mehr ankommen konnte, ſondern ſie bis zum zweiten Curſus warten mußten. Ein widriger Zufall für Mahlfeld und ſeine Tochter, die mit Leib und Seele für den Arzt eingenommen waren, die kaum die Zeit ſeiner Ankunft hatten erwarten können. Da das Schickſal ihnen aber einmal ſo mitſpielte, ſo nahmen ſie ſich vor, alles, was ſie von ihren Bekannten nur erreichen konnten, anzuſpornen, um ihnen gleich zu rapportiren, was in den Lehrſtunden vorgefallen war.

Wirklich hatte Doktor Pflaumreich darin dem alten Mahlfeld Wort gehalten, und war wenig mit Weisbergs umgegangen, ſo daß dieſe deutlich merkten, man ſehne ſich nicht nach ihrer Unterhaltung.

Da die ſchönen Liebenden aber auch ſich allein genug waren, ſo kümmerten ſie ſich wenig um die auffallend unartige Behandlung, denn man hatte nicht einmal den erſten Beſuch erwiedert, und Louiſe, von den Talenten ihres Mannes eingenommen, dachte auch nicht daran.

Weisbergs wohnten dichte neben dem Hauſe, wo Doktor Gall eingekehrt war, und wie nun alles Schaarenweiſe dahin ſtrömte, ließ Marie verlauten, daß es wohl der Mühe werth wäre, die ſonderbaren Dinge anzuhören, die einen ſo großen Einfluß auf das Glück ihres ganzen Lebens gehabt hätten.

Weisberg, dem ein Wink ſeiner Frau genug war, um der Erfüllung ihrer Wünſche kein Ziel zu ſetzen, ſchickte ſogleich hinüber, und ließ ſein und ſeiner Frauen

Namen anzeichnen. Mit dem Pathen Schnurre war er über jenes ihm gethanene Verſprechen nicht mehr beſorgt, denn am Tage ſeiner Hochzeit hatte dieſer, nebſt einem anſehnlichen Geſchenk, ihm auch die Freiheit in allen ſeinen Handlungen wiederverehrt, und überhaupt geäußert, daß er es für eine Thorheit hielte, jemanden einen Zwang aufzulegen, und daß ſeine vorzügliche Liebe zu Auguſt und die Furcht, ihn unglücklich zu ſehen, ihn damals zu dieſem Verfahren übereilt. Dein eigner damaliger Fehltritt, ſagte er, hat es bewieſen, daß es eine unnütze Vorſicht iſt.

Mahlfeld und Louiſe ſaßen während der erſten Lehrſtunden des Doktors trübe beiſammen, und überlegten, wie vergnügt ſie jetzt ſeyn könnten, wenn ſie des Glückes theilhaftig geworden, von Ohr zu Ohr dieſe köſtlichen Eingebungen zu empfangen, und

Mahlfeld ſuchte mit philoſophiſcher Kälte zu beweiſen, daß dieſes Opfer ihnen eigentlich vom Schickſal auferlegt ſey, um ſie zu prüfen, und zu deſto ſtärkerm Genuß vorzubereiten.

Euphroſine, die für ihren Bruder ſo herzlich beſorgt war, daß ſie ſeine Leiden in der That mitempfand, konnte ſich darüber gar nicht zufrieden geben, daß ihm dieſer Seelenſchmaus entginge, beſonders da Louiſe noch ihre Klagelieder beimiſchte, und laut jammerte, daß weder ſie noch der Alte, noch ihr Mann früh genug von der Sache unterrichtet geweſen.

Sie, die es nicht gern mit einer Partei verderben wollte, ſchlich zuweilen zu Weisbergs, theils um zu horchen, was da vorging, theils um die Lauheit der Ihrigen ſo gut als möglich zu entſchuldigen.

So erfuhr ſie auch, daß Weisbergs unterzeichnet wären, und nun bat ſie Marien, ihr ja alles wieder zu ſagen, was ſie hörte. Die gutmüthige Marie verſprach das gern.

Uebrigens wurde nach den beiden erſten Lehrſtunden von der Geſellſchaft der Zuhörer mancherlei pro et contra geſprochen. Einige erklärten den Doktor gerade zu für einen Fantaſten, andere nahmen ihn als einen Geſandten des Himmels an, um die Menſchen zu erleuchten. Auf einer Seite wurde er angebetet, auf der andern belächelt. Dieſer gab ihm eine Suade zu, die hinreißend einnehme, und ſchnell und feſt überzeuge, jener fand ſeinen Dialekt unausſtehlich, ſeinen Vortrag langweilig, und ſo, wie bei allen Dingen in der Welt, die Meinungen getheilt zu ſeyn pflegen, ſo war es auch hier. Weisbergs verhielten ſich leidend. Er ſagte, es könne etwas darin liegen, was zu fernern Entdeckungen Anlaß geben könne, und ſie verſicherte Euphroſinen ganz naiv und ohne Hehl, daß ſie von allem auch nicht ein Wort verſtände, und eben ſo wenig auch nur einen Perioden wieder vortragen könne, den der Wundermann geſprochen, aber, ſetzte ſie hinzu, das alles könnt ihr ja weit beſſer von meinem Bruder erfahren, der zunächſt am Doktor geſtanden, und alle ſeine Worte gleichſam aufgefangen.

Euphroſine wollte vor Schrecken ſtarr werden, und wie ſie ſich erholt, ſagte ſie: Alſo iſt der Doktor Pflaumreich wirklich da geweſen?

Allerdings, entgegnete Weisberg, und der erſte unterzeichnete, denn ich habe die Liſte geſehen.

Euphroſine empfahl ſich, und flog zu Hauſe.

Zehnter Abſchnitt.

Das Donnerwetter.

Beiſammen ſaßen Mahlfeld und ſeine Tochter, als Euphroſine wie eine Furie hereintrat. Nichts iſt es mit dem Doktor Gall, nichts mit ſeiner Lehre. Sein Syſtem iſt über den Haufen geworfen, ſchrie ſie mehr, als ſie es ſprach.

Was iſt denn geſchehen? ſagte Mahlfeld.

Was hat er gelehrt? Louiſe, und wer hat ſich unterſtanden, ihm zu widerſprechen? O unglückſeliger Tag, der uns von dieſem Zirkel ausſchloß!

Nichts von ſeiner Lehre. Thatſache Beweis iſt gegen ihn da.

Thatſache! Beweis! riefen beide.

Ich habe mich geirret, ihr habt euch geirret, Doktor Gall hat ſich geirret. Alles lebt und webt im Irrthume, denn der Doktor Pflaumreich iſt ein ſchlechter Menſch, und ſein Schädel ſoll ſo viel gutes ſagen.

Das Wort erſtarb beiden im Munde.

Louiſe, die wenigſtens nicht ungerecht gegen ihren Gatten gehandelt wiſſen wollte, fuhr auf, und ſagte: Wer kann das behaupten?

Oder, entgegnete Euphroſine, iſt es nicht ſchlecht, daß der Mann auf den Curſus des Doktor Gall unterzeichnet, ſeine Frau nicht mitnimmt, und ſeinen Schwiegervater vergißt, deſſen Vorliebe für den Mann und die Lehre er kennt.

Das hätte mein Sohn gethan, rief beſtürzt Mahlfeld.

Noch mehr, er iſt der allererſte, der unterzeichnet, und hat alſo vorſätzlich es nicht gewollt, daß Frau und Vater daran Theil nehmen ſollen. Er hat in den Lehrſtunden den erſten Platz neben dem Doktor Gall, und reicht ihm oft die Schädel, an welchen er den Zuhörern demonſtrirt.

O du Böſewicht! rief Mahlfeld aus.

Er ſoll ein ſo aufmerkſamer Beobachter ſeyn, daß er ihm die Worte aus dem Munde nimmt, und er ſoll ſogar manchmal darein reden, und etwas bekräftigen, was der Doktor ſagt.

Der Unmenſch, rief Louiſe.

Weisberg und ſeine Frau ſind auch mit da, und da habe ich alle die ſaubern Stückchen erfahren. Weisberg ſpricht ganz ruhig darüber, und gar nicht gegen den Doktor. Aber das Gänschen, ſeine Marie, will gar nichts davon verſtehen, und hat mir verſichert, daß ſie gar nicht mehr hingehen würde.

Da könnten wir ihren Platz ihr abkaufen, ſagte Louiſe, und ſie, lieber Vater, ſollen gern das Vorrecht vor mir haben. Oder noch beſſer, fuhr ſie fort: Mein Mann muß ihnen ſeinen Platz geben, ich nehme der Schwägerin ihren, und er kann zu Hauſe bleiben, denn er verſteht doch nichts rechtes davon, er hat barokke, widrige Grundſätze in der Sache. Ja, mein lieber Vater, ich habe es ihnen noch nicht geſagt, aber er hat oft über den Doktor Gall ſehr geſpöttelt. Er hat geſagt, er wolle ein ganz neues Syſtem einführen. Doktor Gall ſey ein Charlâtan.

Und nun küßt er ihm bald die Füße; ha! das iſt eine Verſtellung — das iſt eine ſchöne Gutmüthigkeit. Was ſoll man nun von der Schädellehre denken? ſagte Euphroſine immer noch in wüthendem Zorn.

Es wär abſcheulich, ſagte jetzt der Vater, wie aus einem langen Taumel erwacht. Dieſe Undankbarkeit wäre ohne Grenzen. Ich kann mir es noch nicht denken. Es muß Verläumdung ſeyn.

Indem trat der Doktor herein. Er ſahe die verſtörten Geſichter, und frug: Was iſt denn hier geſchehen?

Iſt es wahr, Herr Sohn, frug Mahlfeld, daß ſie den Doktor Gall beſuchen, daß ſie zu ſeinem Curſus unterzeichnet, und zwar zuerſt unterzeichnet haben?

Wahr und richtig! Warum ſollte ich es nicht thun? Als Arzt mußte ich es. Als berufen dazu, lag es mir ob.

„Und ſie dachten in dem Augenblick nicht daran, daß ihr Vater nach dieſer Unterhaltung ſchmachtet. Sie unterzeichneten ſeinen Namen nicht mit, und ſie dachten nicht einmal daran, ihre Frau mitzunehmen, da der ungläubige Weisberg ſogar der ſeinigen dieſe Freude nicht verſagt hat?“

Weisberg, mein Vater, kann mit ſeiner Frau machen, was er will, ich mit der meinigen desgleichen. Daß ich ihren Namen nicht unterzeichnete, geſchahe deswegen, weil ich erſt hören wollte, was Doktor Gall lehrte, um zu wiſſen, ob es für ihre Geſundheits-Umſtände, lieber Vater, auch paſſend wäre.

Jetzt wurde Mahlfeld wild. Herr, ſagte er, ſind ſie mir denn zum Vormunde geſetzt, und habe ich ſie zum Schwiegerſohne genommen, um ſie zum Herrn über mich zu machen?

Louiſe, welche wußte, daß ihr Vater außer ſich war, wenn er einmal in Eifer gerieth, vergaß ihren eignen Schmerz und ihre eigne Beleidigung und ſagte:

Du kannſt das gleich wieder gut machen, Fritz, wenn du dem Vater deinen Platz abtritſt, ich will der Schwägerin ihren nehmen, die ohnedem nicht geneigt iſt, wieder hin zu gehen, und du erſparſt deine Neugierde wohl, bis die Wißbegierde meines Vaters befriedigt iſt.

Louiſe hatte eine kitzliche Seite bei Pflaumreich berührt. Die Parallele zwiſchen ihm und ihrem Vater war ihm unverdaulich.

Wenn Weisberg ein Narr iſt, ſagte er, ſo will ichs nicht werden. Weiber gehören nicht dahin, und du kommſt nicht hin, und wenn Doktor Gall zehn Curſus eröffnete. Eine Frau bleibe bei ihrer Beſtimmung. Ich will kein ſuperkluges Geſchöpf an der Seite haben. Meine Frau ſoll häuslich ſeyn und bleiben.

Das war zu viel. Louiſens Geſicht wurde feuerroth, das Blut kochte zum Herzen, und mit einem fürchterlichen Lachen, welches alle erſchütterte, rief ſie aus: Das will ich ſehen, wer mir es wehren ſoll, dahin zu gehen. Ich bin ein ſelbſtſtändiges Weſen, und will nur in meinen Pflichten von dir abhängen. Aber wenn ich dieſe erfülle, ſollſt du über meine Zeit und über meine Handlungen nicht gebieten. Vater! Vater! welch einen Mann haben ſie mir gegeben!

Das findet ſich unter uns, ſagte Pflaumreich jetzt zu ſeiner Frau, und was ſie betrifft, Vater, ſo ſteht es freilich bei Ihnen, ob ſie Mariens Platz benutzen, aber wenn ſie meinem Rathe folgen wollen, ſo laſſen ſie es bleiben, denn einem ſchwachen Manne iſt beſſer gerathen, wenn er andern, als wenn er ſeinem Kopfe folgt, denn ich meine, ſie haben ſich ſchon zu weit vom Schwindelgeiſte dieſer Lehre hinreißen laſſen, und es iſt meine Pflicht als Arzt und als Sohn, ſie davon zu retten. Wenn ich den Curſum werde ausgehört haben, dann will ich ihnen das wichtige daraus mittheilen, und ſie werden ſehen, ob ſie in ihren Meinungen und Urtheilen über Menſchen und Menſchen-Organe zu weit gegangen ſind.

Ungeheuer! rief Euphroſine jetzt, ſiehſt du denn nicht, daß der alte Mann um deiner Impertinenz willen ohnmächtig wird!

In dem Augenblicke ſprang Louiſe auf ihren Vater zu, der vom Stuhle fallen

wollte,

wo

ganz octor zum Zimmer

aus.

Dem Donnerwetter will ich mich entziehen, ſagte Pflaumreich im Wegſchieben. Sie werden ſchon wieder zu ſich kommen.

Eilfter Abſchnitt.

Faſſung, Ueberlegung, Entſchluß.

Der alte Mahlfeld wurde halb ohnmächtig aufs Bette getragen. Louiſens Geiſt ſchien für alles entflohen, was ihren Vater nicht betraf. Euphroſine hatte ſogleich zum Doktor Schnurre geſchickt, und dieſer erſchien auch im Augenblicke, da er ſeinen Freund in Gefahr wußte. Er fand ihn in der That übel genug. Die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft hatte ihm ein Fieber zugezogen, und in der Phantaſie fielen gewaltige Ausfälle gegen den Dr. Pflaumreich vor.

Leuiſe war nicht im Stande, dem Doktor Schnurre eine Relation von dem Vorfalle zu machen, und ſo oft er ſie darum fragte, hörte er ſtatt der Antwort nur Gegenfragen.

Iſt es gefährlich mit meinem Vater? Was iſt ſeine Krankheit eigentlich? Lieber Doktor, ſie werden doch ihren alten Freund retten?

Dergleichen war jede Antwort, die er bekam, und er ſahe die Verwirrtheit des armen Weibchens über den Verluſt, den ſie befürchtete.

Er mußte ſich alſo an Euphroſinen wenden, und dieſe erzählte denn auch mit einem ergießenden Strome von wüthenden Läſterungen gegen den Doktor die Geſchichte mit dem ſaubern Herrn Schwiegerſohn.

Das iſt ja ein Schlingel in Folio, ſagte Doktor Schnurre, wie er die üble Harmonie der beiden Schädel erfuhr. Iſt es mir doch ein neuer Beweis, daß es mit der Schädellehre des Doktor Gall nicht ſo ganz ſeine Richtigkeit hat — ſetzte er etwas ſachter hinzu; aber da die Bemerkung aus ſeinem Herzen kam, konnte er ſie nicht ſo ſehr verbergen, daß ſie nicht Louiſens Ohr erreicht hätte. Ein tiefer Seufzer zeigte ihm es, daß ſie es gehört, und es gereuete ihn nun ſehr, daß er ſich darüber geäußert, denn ſchon ſeit einiger Zeit hatte er Zweifel in ihr bemerkt, die mit einer Art von innrer Unruhe begleitet waren. Er konnte, als richtiger Pſychologiſt ſehr leicht den Schluß machen, was ſie leiden müſſe, wenn das Syſtem der Schädellehre, dem ſie ihre Glückſeligkeit mit Weisberg aufgeopfert, ganz umgeworfen werden ſollte.

Indeſſen war Doktor Pflaumreich wieder zurückgekommen, und hatte befohlen, ſeine Frau zu rufen.

Dieſe lachte den Menſchen ins Geſicht, die ihr ſeinen Namen nannten, und Doktor Schnurre, der hieraus Schlüſſe zog, wie weit es ſchon mit der Armen gekommen, ging ſelbſt zu ihm, und rieth ihm, nicht allein jeden Gedanken, ſeine Frau wiederzuſehen, aufzugeben, ſondern auch, um für Euphroſinens Nägeln ſich ſicher zu ſetzen, lieber das Haus ganz zu meiden, und eine andere Wohnung zu beziehen.

Der Ton, in welchem Doktor Schnurre dieſes ſagte, gab ſeinem Kollegen richtig genug zu erkennen, daß es ernſtlich gemeint ſey.

Ich will ihr Herz bei dieſer Sache gar nicht unterſuchen, ſagte Schnurre. Es möchte in einem zu ſchwarzen Lichte erſcheinen. Ich will nur von ihrem Verſtande ausgehen, der ſich in einem ſo kleinem Umfange gezeigt, daß man wohl behaupten könnte, ſie hätten gar keinen. Sie haben dem Spielwerke ihr Glück zu verdanken, und eben dieſes Spielwerk, was ſie ſo hoch empor brachte, was allein ſie auf der Höhe erhalten konnte, das wollen ſie vernichten? hätten ſie es unterſtützt, ſie hätten ſich zum Herrn des ganzen Hauſes gemacht. Erwarten ſie nach dieſem ſo auffallenden Schritte keine Rückkehr. Für Mahlfelds ſind ſie verloren.

Der Doktor Pflaumreich beſann ſich

eine Weile, was er antworten ſollte. Endlich ſagte er. Die Frau hat mich nicht aus Liebe genommen, Euphroſine iſt eine Megäre, den Vater habe ich beſſern wollen, und es iſt nicht gelungen, alſo ſchaffen ſie mir freien Abzug, und ich entſage.

Wohl, und ich will, da ich weiß, daß ſie nicht viel haben, und ihre Praxis durch ihre Thorheiten täglich kärglicher wird, ihnen noch eine Summe vom Vater verſchaffen, antwortete Doktor Schnurre.

Iſt nicht nöthig, entgegnete Pflaumreich. Der Alte ſchenkte mir ja ſchon die Hälfte ſeines Vermögens.

„Das that der Thor?“ rief Schnurre, der hievon nichts erfahren hatte.

Das that er, ſagte Pflaumreich, und

dieſe werde ich mir gerichtlich erbitten, und jetzt gehen, und mich nach einer andern Wohnung umſehen.

Er verließ den Doktor Schnurre, und dieſer ſtand wie verſteinert da.

So ſchlecht hätte ich mir ihn nicht gedacht, ſagte er, als er weg war.

Er machte Euphroſinen mit dem Entſchluß des Doktors bekannt, und dieſe wußte nicht, ob ſie ſich mehr freuen ſollte, daß ſie ihn los geworden, oder mehr ärgern, daß er ihren Klauen entgangen war.

Der alte Wortmann nahm ſo ſichtbaren Antheil an dem Unglück ſeines Hauſes, daß der Doktor ſagte: Lieber Freund! wenn das Podagra wieder bei dir einkehrt, ſo fürchte ich, es wird dein Herr.

Indeſſen kam nach und nach der alte Mahlfeld wieder zu ſich. Louiſe erholte ſich in etwas, wie ſie ihren Vater beſſer werden ſahe, allein ſo vernünftig und ordentlich ſie auch ſonſt ſprach, ſo verwandelte ſich ihre Miene allemal in ein krampfhaftes Lachen, wenn Pflaumreich genannt wurde. Man hatte die Zimmer, die ſie vor ihrer Heirath bewohnte, für ſie bereitet, und ſie frug auch nicht ein einziges Mal nach ihrem Manne.

Alle dieſe Umſtände veranlaßten endlich eine ernſtliche Zuſammenkunft zwiſchen Mahlfeld, Wortmann und dem Doktor Schnurre, deren Reſultat eine gänzliche Trennung Louiſens vom Doktor Pflaumreich war.

Zwar wollte der alte Mahlfeld ſein Wort pünktlich erfüllen, und die Hälfte ſeines Vermögens abtreten, aber Doktor Schnurre ſchickte einen gewiegten Rechtsgelehrten an Pflaumreich ab, und dieſer wußte ihm ſo viele Klauſeln, Kautelen, und einen ſo langwierigen Prozeß vorzuſpiegeln, daß er mit dem vierten Theile zufrieden war, und in die Scheidung von Louiſen willigte.

Wirklich war dieſe auch nothwendig, denn da ſie ſich der Formalitäten wegen ſehen mußten, ſo verfiel Louiſe bei ſeinem Anblick in einen ſo krampfhaften Anfall von luſtigem Wahnſinn, daß ihr Zuſtand kein Geheimniß mehr bleiben konnte. Sie wurden getrennt.

Zwölfter Abſchnitt.

Die Erklärung.

Doktor Schnurre hatte den Alten zwar glücklich hergeſtellt, allein die Zeit, welche Doktor Gall ſich in dem Orte aufgehalten, war darüber verfloſſen. Der erſte und zweite Curſus waren geleſen, der Doktor Gall war abgereiſet, und lange nachher erſt erholte ſich Mahlfeld gänzlich. Die Zurückerinnerung an das, was geſchehen war, und der Verluſt, den er in ſeiner Idee dadurch gelitten, daß er den Doktor Gall nicht gehört hatte, waren ihm ſchmerzlich empfindlich. Am angenehmſten wäre es ihm geweſen, wenn er jetzt ſelbſt mit dem Doktor Gall hätte ſprechen, und ſeine Meinung über das Spiel der Natur mit dem Kopfe des Erſchlagenen, und den Schädel Pflaumreichs hören können. So nannte er dieſe Abweichung von der Regel, und ſein Freund Schnurre mochte ihm vorſtellen, wie er wollte, daß dieſes offenbare Falſum wenigſtens einen Beweis wider die Authenticität der Meinungen des Doktor Gall geben müſſe, ſo fuhr er fort, dieſes eine Ausnahme von der Regel zu nennen, und behauptete, wo ſo viele ſichere Beweiſe ſtatt fänden, müſſe ein Gegenfall keine Sinnesänderung hervorbringen.

Er habe, ſetzte er hinzu, einen neuen, ſichern Beweis der Wahrheit, und da der Doktor Schnurre in ihn drang, ſeinem

Arzte und Freunde dieſen, und deſſen Beurtheilung nicht vorzuenthalten, ſo nahm er ihn aus dem Garten, in welchem ſie ſpazierten, mit in ſein Zimmer, zeigte ihm dort den vierten Schädel, und ſagte:

Sehen Sie hier, Doktor, den Kopf einer unglücklichen Wahnſinnigen. Vergleichen ſie ihren Schädel mit dem Kopfe meines armen Mädchens, meiner betrogenen, hintergangenen Louiſe, und nun frage ich ſie: Iſt ſie nicht ſchon wahnſinnig?

Bei dieſen Worten warf er ſich in einen Seſſel, und überließ den Doktor, mit dem Schädel in der Hand, den traurigſten Betrachtungen.

So mußte denn durch die verdammte Schädellehre alles Unglück über dein Haupt losbrechen, armer alter Freund! rief er aus. Ohne ſie wäre die gute Louiſe Weisbergs Frau, und glücklich geworden, wie Marie es iſt.

Das glaubſt du? fuhr der alte Mahlfeld auf. Doch nein, wenn das wäre, ſo wäre ich ja der elendeſte Vater unter der Sonne. Nein, das kann, das darf nicht ſeyn. Glaube mir's, nächſtens werden wir es hören, daß Marie ein Opfer ſeines Mordſinns geworden, und iſt Louiſe denn auch wahnſinnig durch den Mann geworden, den ich ihr gab, ſo bin ich doch nicht an ihrem Tode ſchuld.

Doktor Schnurre wußte jetzt nicht, wen er für wahnſinniger halten ſollte, den Vater oder die Tochter, und ſchwieg.

Willſt du auch die Geſchichte dieſer Un-

Unglücklichen leſen, ſagte Mahlfeld. Für einem Ende, wie dieſe hatte, will ich Louiſen wenigſtens hüten.

Er ſuchte, ſuchte vergebens. Es muß in meiner Krankheit verworfen ſeyn, ſagte er. Ich werde ſuchen, finden, und dir es mittheilen. Wenn ich nur Louiſen verlaſſen dürfte, ich reiſete ſelbſt dem Doktor Gall nach, und ließe mir von ihm eine Erklärung jenes Phänomens geben.

Doktor Schnurre beſtärkte ihn in ſeiner Meinung, daß er Louiſen nicht verlaſſen dürfe, und ging von ihm zu Euphroſinen.

Er war gleich auf die Idee gekommen, daß das fehlende Manuſcript vielleicht in Louiſens Händen ſeyn möchte. Er dachte ſich, daß ſie es geleſen, und vielleicht alle ihre Ideen daher rührten.

Euphroſine berichtete ihm, daß ſie allerdings Louiſen oft und viel in einem geſchriebenen Hefte leſen ſehen, welches ſeit der Krankheit ihres Vaters ſich auf ihrem Zimmer befinde, daß ſie ſogar bemerkt, daß ſie oft einen Schädel in ihres Vaters Zimmer in der Hand gehabt, und ihren eignen Kopf dabei oft unterſucht.

Seitdem Schnurre ihren Bruder hergeſtellt, und ſie den Doktor Pflaumreich von einer ſo erbärmlichen Seite kennen lernen, war ihre Ergebenheit gegen den erſten grenzenlos. Er erlangte es daher endlich von ihr, daß ſie ihm das Manuſcript verſchaffte, und er konnte ſich, nachdem er es geleſen, die Erklärung leicht machen, was es auf Louiſens Seele gewirkt. Er verwünſchte noch einmal das ganze Weſen, was auf ſeines Freundes Haus einen ſo nachtheiligen Einfluß haben können, und ſagte zu Mahlfeld, wie er ihm die Schrift zurückgab, daß er auch beſſer gethan haben würde, es gut zu verwahren, damit er es nicht bei Louiſen gefunden hätte. Lächelnd verſchloß Mahlfeld das Manuſcript wieder, und ſagte: Es entgeht doch niemand ſeinem Schickſale.

Jetzt wußte Doktor Schnurre gewiß, daß es mit dem alten Mahlfeld ſo wenig richtig ſey, wie mit ſeiner Tochter, und ging betrübter zu Hauſe, als er noch in ſeinem Leben geweſen.

Dreizehnter Abſchnitt.

Das gute Gedächtniß.

Euphroſine beſchäfftigte ſich viel mit Louiſen. Der Zuſtand derſelben ging ihr äußerſt nahe, ſie war gewiſſermaßen ſelbſt mit an ihrem Unglücke ſchuld, und machte ſich heimliche Vorwürfe darüber. Ohne ſie hätte ſie wahrſcheinlich den Doktor Pflaumreich nie zum Manne bekommen, da ſie den alten Mahlfeld zuerſt auf den Menſchen aufmerkſam gemacht. Ganz ohne Eigennutz war ſie auch dabei nicht geweſen.

Mahlfeld lebte ſehr eingezogen, und ſtill häuslich. Euphroſine aber liebte von ihren Eltern her die große Welt, und da der junge Doktor auch einen entſchiedenen Hang hierzu hatte, wenn ſeine Lage ſchon jetzt ihm nicht erlaubte, dies zu vollführen, ſo hoffte ſie doch Konnexionen, und das Geld, was er durch Mahlfeld erhielte, würde ihn auf den Weg leiten, wohin ſie ihn wünſchte. So groß war indeſſen ihre Vorliebe zur Eitelkeit nicht, daß ſie den Bruder um das ganze bringen wollte, welches er ihm wirklich zu geben bereit war.

Nun waren alle ihre Plane geſcheitert, und Louiſe noch dazu unglücklich. Sie ließ ihr daher jetzt alles zu, was ſie nur ruhiger machen konnte, denn an Heiterkeit war nicht zu denken, und da ſie ſie gern mit jenem Manuſcript beſchäfftigt ſahe, ſo dachte ſie nicht daran, es ihr zu nehmen, noch weniger bekümmerte ſie ſich darum, was darin ſtände. Nur des Doktors Verſicherung, daß es ihren Geiſt verwirre, konnte den Entſchluß des Diebſtahls zur Wirklichkeit bringen.

Louiſe vermißte es ſogleich, und beklagte ſich auch darüber bei Euphroſinen. Da ſie aber nicht dieſe, ſondern ihren Vater der Wegnahme wegen im Verdacht hatte, ſo forderte ſie es nicht allein nicht zurück, ſondern ſie erklärte, daß ſie des Buchs nicht mehr bedürfe, weil alles in ihrem Herzen geſchrieben ſtände.

Euphroſine wurde über dieſe Anhänglichkeit neugierig, frug näher nach der Geſchichte, und erhielt die Antwort:

Ach, Euphroſine, es iſt beinahe die Geſchichte deiner armen Louiſe. Wenigſtens

ſtens wird es ihr ſo gehen, wie es jener gegangen iſt, willſt du es hören?

Und ſie erzählte Euphroſinen von Wort zu Wort, was der folgende Abſchnitt enthält.

Vierzehnter Abſchnitt.

Der vierte Schädel.

Leben einer Wahnſinnigen.

Erſter Brief.

Mein kurzer Aufenthalt bei Ihnen, zärtliche Freundin, der mich ihr ſchönes Herz von allen Seiten kennen lehrte, der aber auch nicht mehr als dieſe innig geknüpfte Freundſchaft uns verſtattete, und jeden Herzens-Erguß von uns wegbannete, war einer der glücklichſten meines bisherigen Lebens, und er kann nur von den Ausſichten übertroffen werden, die mir in die

Zukunft bevorſtehen. Aber vergeſſen wird dieſer ſchöne Zeitpunkt nie von mir, und im herrlichen Angedenken ſtehen ſie, theure Juſtine, immer vor meinen Augen.

Sie wünſchten von meiner Lebensgeſchichte vieles zu wiſſen. So kurz und unbedeutend die Laufbahn iſt, die ich durch 22 Jahre betreten, ſo fühle ich doch zu gut, wie viel Werth auch die kleinſte Nüance für eine freundſchaftliche Seele hat.

Ich habe die erſten Beſchwerlichkeiten einer Seereiſe jetzt überſtanden. Mich drückt nicht mehr jenes Misbehagen, was die ſchwankende Bewegung des Schiffes im Menſchen hervorbringt. Bei ſtillem Wetter bin ich ganz geſund, und ſelbſt bei ſtürmiſchen iſt nur eine Betäubung noch das einzige drückende Gefühl.

Heute iſt gerade einer der heitern, ſchöner Tage, wo ein friſcher Wind unſre Seegel ganz in der geraden Richtung füllt, und man kaum die Bewegung des großen Gebäudes, auf dem wir uns befinden, bemerkt.

Der Kapitain hat die Güte gehabt, mir ein kleines tragbares Kabinet neben dem großen Maſte verfertigen zu laſſen, welches ſich nach allen Seiten wenden läßt, wo kein Wind mich inkommodirt, und wo ich meine Arbeit in Ruhe verrichten kann. Ihr geliebter Vater, dem mich der Kommendant in Wien empfohlen, hat ſo uneigennützig für jede Bequemlichkeit einer Unbekannten geſorgt, und das niedliche Schreibepult, was er mir mit auf die Reiſe gab, dient jetzt dazu, ſeiner vortrefflichen Tochter dieſen Brief zu ſchreiben. Sie wünſchten, mein Leben kennen zu lernen, und ſie ſollen es. Erwarten ſie nichts beſonders, wenn ſie nicht etwa lange Leiden der Liebe unter dieſe Rubrik bringen, die doch jetzt eine ſchöne Ausſicht der Zukunft erheitert.

Ich bin in Wien geboren. Mein Vater war im Finanz-Fache angeſetzt, und ſeine Ehre und ſein Stolz waren, redlich zu dienen. Eine Folge davon, daß er nicht reich wurde, indeſſen andere um ihn Schätze ſammleten, die einen mindern Begriff vom Umfange der Rechtſchaffenheit hatten, wenn man ſie auch ſchon nicht bewieſene Betrüger nennen konnte. Mein Vater war mit dem zufrieden, was ſeine Stelle ihm abwarf, um anſtändig leben zu können, und theilte ſeine Einkünfte ſo ein, daß noch ein guter Theil davon an Nothleidende kam. Er hatte meine Mutter in eine anſehnliche Wittwenanſtalt erkauft, und mir hatte er eine Erziehung gegeben, die mich zu Hoffnungen berechtigen konnte, einen wackern Mann glücklich zu machen, die aber auch im Gegenfall mir die Möglichkeit ließ, mich ſelbſt in der Welt fortzuhelfen. Keine weibliche Geſchicklichkeit gab es, in welcher ich es nicht zur Vollkommenheit bringen mußte, und ſo manche kleine Arbeiten, in welchen ſie ſelbſt, liebe Freundin, mich bewunderten, danke ich der Sorgfalt dieſer geliebten, nun verklärten Eltern.

Ich war einzige Tochter, aber ich wurde nicht verzogen. Zärtlich, aber nicht affenmäßig liebte man mich. Ich genoß jede erlaubte Freude, nur meine Geſpielinnen wählte meine Mutter, und ich ließ mir ihre Wahl um ſo mehr gefallen, da ich mit dieſen Freundinnen nie Streit hatte, und die Neckereien anderer mit Unwillen anſahe.

So giengen meine Kinderjahre hin, mit denen ich ſie nicht länger unterhalten will, und es erſchien eine Periode, die für mich wichtiger wurde. Ich war ſehr groß gewachſen, und mein funfzehntes Jahr ſahe mich beinahe ſchon ſo groß, wie ſie mich geſehen haben. Man hielt mich für erwachſen, gab mir wenigſtens ſiebzehn Jahre, und da meine Geſtalt nicht unter die häßlichen gehörte, ſo wurde ich von dem Cirkel unſrer jungen Herren bemerkt, und auf die Liſte der eroberungsfähigen Mädchen gebracht.

Aber die Eingezogenheit, in welcher ich lebte, paßte nicht zu ihren, und die rohe Dreiſtigkeit, mit welcher ſie zu Werke giengen, nicht zu meinen Planen. Wir näherten uns alſo nur, ſoweit Höflichkeit und Anſtand es erforderten.

Eines Tages kam mein Vater aus dem Finanzkollegio zurück, und wie er zuweilen, wenn er recht aufgeräumt war, meiner Mutter beſondere Vorfälle mittheilte, ſo ſprach er auch mit vielem Feuer von einem edlen vortrefflichen Sohne, der ſeinen Vater, einen alten Kaufmann, der in den Klauen einer raubgierigen Kabale hätte ſollen geſtürzt werden, auf eine edle Art gerettet. Er floß in Lobeſerhebungen über dieſen Sohn über, daß er die Freude und der Troſt ſeiner Eltern, daß dies eine ausgezeichnete kindliche, und wahre Belohnung elterlich vollführter Pflichten genannt werden könne, und dabei beſchrieb er den Jüngling ſo reizend, ſo ſchön, ſprach von dem Anſtande und von der Suade, mit welchem er ſeinen Vater vertheidigt, mit ſo hinreißendem Feuer, daß ich nicht blos aufmerkſam wurde, ſondern daß ſich ein Keim zur Anhänglichkeit an dieſen jungen

Mann, welcher in einem ſo ſchönen Lichte dargeſtellt wurde, in mein Herz ſchlich.

Nachher war er oft der Gegenſtand ſeines Geſprächs, und nach einiger Zeit kündigte er ihn als unſern Gaſt auf den folgenden Tag an. Ich wurde unwillkührlich roth, aber man bemerkte es nicht. Meine Phantaſie hatte ſich ſeit einiger Zeit oft mit ihm beſchäfftigt. Er war mir näher gekommen, als ich es geglaubt hatte. Ich hatte eine Uebereinſtimmung unſrer Seelen gefunden, denn auch ich würde für meine Eltern ſehr viel gethan haben. Kein Opfer wäre mir zu groß geweſen.

Den andern Tag erſchien Ludwig. Weit ſchöner war er, als ich ihn mir gedacht hatte, mir war er ſo ſchön, als ich noch je einen jungen Mann geſehen. Ich wurde roth bis über die Ohren, und ich weiß nicht, wie es kam, es ging meinem neuen Freunde nicht beſſer. Wir ſetzten uns zu Tiſche. Es war mir recht verdrießlich, daß mein Vater ſo viel von Geſchäfften mit ihm ſprach, denn ich dachte, ich hätte ihm tauſenderlei Dinge zu ſagen, und wenn einmal eine Pauſe war, hatte ich doch nicht das Herz, eine Frage an ihn zu thun. Er ging, ohne daß ich viel mit ihm geſprochen.

Nun kam er aber öfter zu uns, und bald wurde ich überzeugt, daß ich der Gegenſtand ſeiner öftern Beſuche war. Wir wurden bekannter. Ich erzählte ihm alles das Gute wieder, was mein Vater an ihm gefunden, und das Lob, mit welchem er ihn belegt. Er frug mich, ob ich nicht fühle, daß Elternliebe Pflicht ſey, und ich gerieth über dieſen Punkt in eine ſo ſchwärmeriſche Ekſtaſe, daß er davon gerührt, mir verſicherte, er kenne kein größeres Glück, als mit einem ſo denkenden Mädchen auf immer verbunden zu ſeyn.

Natürliche Offenherzigkeit ließ uns bald von beiden Seiten Geſtändniſſe thun, die unſere gegenſeitige Neigung unbezweifelt machten.

Auch hatten unſere beiderſeitigen Eltern nichts gegen unſre Verbindung, nur wollte ich die meinigen nicht verlaſſen, und Ludwig ſahe ſich zu einer weiten Reiſe gezwungen, die jede Braut hätte abſchrecken können. Mit Thränen in den Augen eröffnete er mir es, und ich wollte ſeinen Kummer in der erſten Heftigkeit nicht vermehren, wie ich nun hernach weiter in ihn drang, ſo legte er mir ſo deutliche Beweiſe vor, daß er zu dieſem Schritte gezwungen wäre, daß ich ihm nicht widerſprechen konnte.

Alſo getrennt für viele Jahre!

* * *

Aber ſo eben trennt man mich auch von meinem Briefe an meine liebe Freundin. Der Kapitain kündigt mir an, daß mein tragbares Haus weggeſchafft werden müſſe, und wie ich mich umſehe, werde ich gewahr, daß ich ſchon eine Weile im Sturm geſchrieben haben muß. Beim erſten ruhigen Wetter alſo mehr.

* * *

Vierzehn, ich will nicht ſagen bange, aber doch unruhige Tage ſind vorüber, die wir in einem immerwährenden Sturm in der ſpaniſchen See zugebracht haben. Er war uns nicht ganz günſtig, indeſſen drehete er ſich zuweilen ſo, daß wir ihn benutzen konnten. Wenn ich die unruhige Zeit nicht bereue, ſo geſchieht es deswegen, weil ich die ſchönen Küſten von Portugall ganz nahe vor mir ſahe, deren Wälder und Weinberge einen beſonders reizenden

Anblick gewähren, und wovon unſerer Schiffsleute Verſicherung zufolge, wir nichts geſehen hätten, wenn wir dieſen Sturm nicht gehabt. Es iſt ein himmliſches Gefühl, ſich in den üppigen Wollüſten der Natur gleichſam zu baden. Der Duft der Pomeranzenwälder, die in voller Blüthe ſtanden, ſchlug uns entgegen; das dunkle Grün, das ſchöne Weiß dazwiſchen, die blendenden gelben Früchte, die verſchiedenen Schattirungen der Feigen = und Mandelbäume, die Weinberge, die reizenden Heerden, alles das machte einen um ſo größern Eindruck, da wir in der langen Zeit nichts als tobende See, und blauen oder mit Wolken bedeckten Himmel geſehen hatten, denn Regen hatten wir in der ganzen Zeit nicht, der Wind war heiß und die Luft drückend, kühle und feuchte Düfte kamen vom Ufer. O meine Freundin, wie reich iſt die Natur an Freuden für den Menſchen!

Ich gehe zu meiner Geſchichte zurück. Ich gehe ja meinem Ludwig entgegen, warum ſollte ich mich denn nicht um der Freuden willen, die meiner warten, an die Leiden zurückerinnern, die vorüber ſind. Wir waren verſprochen, unſere Verlobung feierlich vollzogen, und ſechs Jahre waren beſtimmt, nach deren Ende beide Familien ſich hier oder dort vereinigen ſollten. Wo dieſes geſchehen ſolle, das war nicht beſtimmt. Die Lage von beiden Seiten ſollte es erſt ausmachen.

Der Trennungstag war ein böſer Tag, aber er mußte ertragen werden. Meine Eltern ſahen meine Thränen, die ich mit Gewalt zu unterdrücken ſuchte, und ſie waren großmüthig genug, noch an dieſem Tage mir die Wahl zu laſſen, ob ich mit Ludwig gehen wollte. Allein ich wankte keinen Augenblick. Ich hätte die alten ehrwürdigen Urheber meines Daſeyns verlaſſen, ſie ohne Pflege Fremden überlaſſen ſollen. Ich war ihr einziges Kind. Nimmermehr!

Standhaft nahm ich Abſchied. Wir ſehen uns wieder, ſagte Ludwig feſt und ahnend. Wie er weg war, fühlte ich ſeinen Verluſt erſt. Seine ſchöne Unterhaltung fehlte mir. Ich wurde traurig, und meine Eltern mit mir. Sobald ich dieſes bemerkte, ſuchte ich mich zur Heiterkeit zu zwingen, aber für meine Geſundheit war es nicht vortheilhaft. Fünf Vierteljahre brachten wir in Einſamkeit und trüben Vorſtellungen hin, als uns Nachrichten von Ludwig und ſeinen Eltern neues Leben brachten. Sie befanden ſich wohl, Ludwig hatte einige meiner Briefe erhalten, er tröſtete mich, daß, ſo wie die erſte Zeit hingeflohen, die übrigen Jahre auch vergehen würden. Er ſuchte meine Eltern darauf vorzubereiten, daß wir uns dort vereinigen würden. Mein Vater lächelte, und ſagte: Wird das möglich ſeyn? und ich ſahe ſelbſt kaum eine Ausſicht, daß meine Eltern dieſe beſchwerliche Reiſe würden machen können.

Der Himmel hatte geſorgt, traurig für mich. Nach drei Jahren ſtarb meine Mutter, und mein Vater ſagte mit Thränen: Bald wirſt du mit deinem Ludwig vereinigt werden, denn auch ich werde ihr folgen.

Nein, rief ich in der Heftigkeit meines Schmerzes, ich erkaufe ihr Leben mit der Trennung von meinem Geliebten. Ich entſage ihm, wenn ich ſie dadurch gewinne.

Laß den Himmel walten, antwortete er mir. Er wurde von Tage zu Tage ſchwächer, und ich drückte auch ſeine Augen zu. Gott weiß es, daß kein Gedanke an Ludwig in dieſen trüben Stunden in meine Seele kam, ich würde mir das nie vergeben haben. Erſt wie die Erde ſchon ſeine Reſte bedeckte, ergriff ich die Feder, um meinem Ludwig zu ſchreiben, nicht von meiner Liebe, nicht von frohen Ausſichten, nein, von meiner Eltern Tode, von meiner Trauer. Wie der Brief ſchon weg war, ſahe ich mein Unrecht ein, und der Gedanke war mir ſo drückend, daß ich mir gleich vornahm, ſtatt eines neuen Briefes, ſelbſt zu reiſen.

Sie wiſſen das Uebrige. Ich kam zu ihnen, wurde ſo liebreich aufgenommen, und reiſete ab.

* * *

Wir ſind jetzt das Kap paſſirt. Drei Tage auf dem Lande haben mir viel Vergnügen gemacht. Länger hielten wir uns bei dem vortheilhaften Winde nicht auf.

* * *

Wir ſind glücklich angekommen. Ich ſchließe dieſen Brief, weil eben ein Schiff abgeht. Ich habe noch 20 Meilen zu reiſen, bis ich Ludwigs Wohnort erreiche. Leben ſie wohl. Nächſtens ein mehreres von ihrer

Freundin
Leonore.

Zweiter Brief.

Erſchrecken ſie nicht, Juſtine, aber bemitleiden ſie ihre arme Freundin. Elender als ich bin, kann niemand ſeyn.

Ich komme auf der Plantage an, wo ich meinen Ludwig zu finden hoffe. Die

Mutter rennt mir entgegen. Ich drücke ſie an mein Herz. Ich frage: Wo iſt mein Ludwig? Der Vater erſcheint, ich falle ihm um den Hals. Ich frage: wo iſt mein Ludwig?

Beide ſehen mich beſtürzt an. Ich rufe: er iſt todt! und ſtürze ſinnlos zu ihren Füßen. Man bringt mich zu mir ſelbſt. Man will mich überreden, er ſey abgereiſt, um mich zu holen. Ich glaube das nicht. Ich jammere, ich klage. Ich bitte — ich flehe, mir nur die Wahrheit zu ſagen. Ich kann nichts erlangen. Man beſteht auf ſeine Ausſage. Mutter und Vater beſchwören mich, nicht zu glauben, daß ſie den Tod ihres Sohnes ſo gleichgültig anſehen würden. Ich fange an zu zweifeln, aber meine Phantaſie ſtellt ihn mir wieder ſterbend vor. Wenige Stunden vergehen, und es kommt ein Bote mit einem Briefe.

Von Ludwig, ruft die Mutter — Ich flehe um den Brief. Sie giebt ihn mir, ich erbreche ihn, ſehe, daß er mit dem nämlichen Schiffe gekommen, mit dem ich kam, ich leſe ihn, ach, um in noch tiefere Betrübniß zu fallen.

Er war mit mir in einem Orte. Meine Eile hat mich unglücklich gemacht. Aber wie konnte ich meinem Herzen gebieten! Jetzt könnte er hier ſeyn, in meinen Armen ſeyn, ich hätte ihn ſeinen Eltern wiedergebracht! So rief ich eine lange Zeit, ohne zu mir kommen zu können.

Liebe, liebe Tochter! ſagten Vater und Mutter, er wird wieder kommen, wir werden froh in eurer Zufriedenheit ſeyn!

Aber ihre Mienen ſtraften ſie Lügen. Nein, theure Juſtine, wem ein ſo großer

Unfall begegnen kann, der hat auf keine Ausſicht von Freude mehr zu rechnen.

Da ſitze ich und ſehe in die Plantage hinaus. Ich beneide jeden Sklaven, denn er iſt froher als ich. Seine Eltern haben geſchrieben. Ich habe nicht mitgeſchrieben. Ich kann nicht an ihn ſchreiben. Er iſt gerechter, als ich. Ich hätte es abwarten ſollen, bis er mich geholt hätte.

* * *

Wie Ludwig und ſeine Eltern das Land vertragen, wie ſie vergnügt haben ſeyn können, begreife ich nicht. Dieſe unerträgliche Hitze am Tage, und dieſe kühlen Nächte, dieſe Fläche, der Mangel an Schatten, die zudringlichen Inſekten, die Sklaven, die, ſo gut ſie auch von Ludwigs Eltern gehalten werden, doch immer ein elendes Bild gewähren — alles das macht mich traurig und mismüthig. Zwar ſagt Ludwigs Mutter: Ich würde das alles in einem andern Lichte ſehen, wenn Ludwig da wäre, allein ich kann es doch nicht glauben.

* * *

Drei Schiffe aus Europa, und er nicht, und auch kein Brief von ihm. O er muß, er muß todt ſeyn. Ich, ich habe ihn getödtet. Traurig! Elend! Juſtine, theure Juſtine, geben ſie ſich ja alle Mühe, etwas von ihm zu erfahren. Die armen Eltern! Man will mich glauben laſſen, dieſe Schiffe hätten noch keine Briefe für mich mitbringen können. Ich glaube das nicht, denn ich weiß zu gut, wie kurz ſie aus Europa weg ſind. Es wüthet ein ſchreckliches Gefühl in meinen Adern. O meine theure Juſtine! Ich glaube, ich ſpreche nicht weiter mit Ihnen.

Leon—

Dritter Brief.

Ich bin den Pforten des Todes entgangen. Wie? das kann ich nicht ſagen. Warum? noch weniger. Was muß das Schickſal noch mit mir im Sinne haben! Jetzt läge mein armer Körper ruhig im Arme des Todes, und meine Seele freuete ſich ſeines Wiederſehens. Ich kann ſogar ſagen, ich war in der Phantaſie oft glücklich. Ich habe ihn geſprochen. Er verſicherte mir, daß ſein Tod leicht geweſen. O, wenn ich nach den Träumen meiner Krankheit gehe, lebt er gewiß nicht mehr.

Auch ich wäre eines leichten Todes geſtorben. Ihre Freundin ſank vom Stuhle, wie ſie noch nicht ihren Namen am letzten Briefe vollendet hatte, und bis zu dem Augenblicke eines dumpfen, matten Bewußtſeyns eines Erwachens weiß ich nichts von mir. Man nennt die Krankheit, die ich überſtanden, das gelbe Fieber. Wenn die, welche daran ſterben, nicht mehr Gefühl davon haben, als ich, die ich geneſen bin, ſo iſt ſie wenigſtens für den Leidenden nicht fürchterlich. Doch vielleicht hat auch der dumpfe Zuſtand meiner Seele den Körper mit betäubt.

* * *

Ich erhole mich zuſehends von meiner Schwäche, und die lieblichen Tröſtungen der Eltern meines Ludwigs tragen viel dazu bei. Man hat mir endlich verſtattet, eine Reiſe nach Europa vorzunehmen, um ſelbſt zu unterſuchen, ob er noch unter den Lebendigen oder Todten ſich befindet. O, meine Juſtine, wie kann man durch Leiden ſo kalt und abgehärtet werden. Ich kann von ſeinem Tode ſprechen, das konnte ich ſonſt nicht, aber wahr iſt es, wenn ich mir ihn als todt denke, ſo ſtellt ſich mir eine Näherung zu ihm dar — ich ſcheine mir, ſobald ich dieſes gewiß erfahre, nichts mehr mit der irrdiſchen Welt zu thun zu haben.

Ich ſoll mich erſt ganz erholen, und deswegen iſt das nächſte Schiff, welches in drei Monaten abgeht, beſtimmt, mich zu ihnen zu führen. Es liegt ein angenehmes Gefühl in dem Gedanken, ſie wiederzuſehen, meine Leiden ihnen zu klagen, meine Hoffnungen mit ihnen zu theilen.

Meine gute Mutter iſt auch neu belebt, weil ſie weiß, ich ſoll ihren Ludwig ſuchen. Sie ſpricht mir Muth ein, und ſo will ich denn auch Muth haben. Das nächſte Mal Umarmung und Kuß von

Ihrer

Leonore.

Vierter Brief.

Wohin gingen ſie, meine ſchönen Hoffnungen, meine ſüßen Ausſichten, meine Juſtize zu ſehen und zu umarmen? Sie ſind verſchwunden und entflohen. Sie ruhen, ſo wie mein ganzes künftiges Glück, in einem undurchſichtigen Nebel, und ich glaube, Tod ohne Freude iſt endlich doch noch mein Schickſal. Das Meer hat jene Empfindungen mit verſchlungen, die ich niederſchrieb, als ich noch hoffte und erwartete. Womit habe ich es verſchuldet, daß ich jetzt der Gnade einer Fremden leben muß, die mich mitleidsvoll mit ſich nach Wien nehmen will.

Und doch muß ich es noch ein Glück nennen, daß ich dieſe Gelegenheit gefunden, in jene Gegenden zu kommen, denn was ſollte ich ohne Geld, ohne Freunde und Bekannte anfangen? Die erſten Monate meiner Reiſe waren wie eine aufgehende Sonne, ſie erfüllten mein Herz mit Zutrauen, wie man es an jedem neuen Morgen zum Laufe des Geſchicks, und zu ſeinem eignen Beſtreben fühlt. Jeder Unglückliche hofft mit jedem anbrechenden Tage eine Wandlung in der ihm troſtloſen Lage, und ſo wie er ſich oft troſtloſer niederlegt, ſo habe auch ich in der Mitternacht meiner Reiſe eine Finſterniß gefunden, die mich durch die Ueberzeugung, daß ich nicht der Liebling des Glückes bin, faſt zum Wahnſinn bringt.

Nichts von den Schrecken des fürchterlichen Schiffbruchs, den wir gelitten. Er ſchied mich von alle dem Reichthume, den mir Ludwigs Eltern mitgegeben, von allen den kleinen Bedürfniſſen, die das Leben erträglich machen, von meinem Schatze, den Briefen meines Ludwigs.

Ich ſahe den Tod vor Augen, als das Schiff borſt, und ſank empfindungslos auf der Stelle, wo ich ſtand, nieder. Wie ich ins Waſſer gekommen, wie ich gerettet worden, wie man mich zu mir ſelbſt gebracht, davon weiß ich nichts. Man zeigte mir Mitleiden, aber man konnte mir nicht helfen. Man warf mir Allmoſen zu, ich rührte nichts an. Dem Bedürfniſſe der Nahrung konnte ich nicht widerſtehen. Wie man mich etwas erholt ſahe, und ich durch Nahrung mich erquickt hatte, ſollte ich meinen Namen und Geburtsort angeben. Das war Befehl der Regierung. Ich that es, und nach wenigen Stunden ward ich zu einer ältlichen Dame gebracht, die nach Wien reiſen wollte. Sie erbot ſich, mich mitzunehmen, und ich prieß mein Glück im Unglück, denn das war doch der nächſte Weg, Nachricht von ihm zu erhalten, wenn er ja noch leben ſollte. In meiner Heimath war er geweſen, dort hatte er mich aufgeſucht, dort würde ich hören können, was aus ihm geworden. So dachte ich, und ſo habe ich mich zu dieſer Reiſe entſchloſſen.

Wenn ich alſo noch einmal an ſie ſchreibe, theures Mädchen, ſo habe ich ihn gefunden, — oder — doch was ſoll ich ein weiteres Oder mir denken. Mich ſchaudert, wenn ich ihn nicht fände. —

Ihre

Leonore.

Was Leonore ſelbſt weiter geſchrieben, wird man aus ihrem Tagebuche ſehen. Die Dame, eine Gräſin von N. hatte von dem unglücklichen Schiffbruche, und von einem Frauenzimmer gehört, die aus Wien ſey. Ihr natürliches Gefühl für Menſchenliebe hatte ſie vermogt, nach ihr zu ſchicken. Sie erfuhr, wer ſie war, und einen Theil ihrer Geſchichte. Sie entſchloß ſich, ſie als Geſellſchafterin mit ſich zu nehmen, und daß ſie mehr für ſie zu thun entſchloſſen war, zeigte ihr nachheriges Benehmen.

Sie reiſeten mit einander ab. Schon unterwegens erzählte die Gräfin dem Arzte, dem ſie ſie nachher übergab, bemerkte ich an ihr oft eine Abweſenheit des Geiſtes, und oft fuhr der Name Ludwig unwillkührlich über ihre Lippen. Sie bat mich denn wohl um Verzeihung, daß ſie ſich in meiner Gegenwart vergeſſen können, aber wie konnte ich der Unglücklichen zürnen, nachdem ſie mir ihre ganze Geſchichte erzählt. Ich ſelbſt zweifelte nach ſo viel harten Schickſalen, daß ſie zum Glücke beſtimmt ſey, und hütete mich wohl, ihr Hoffnungen zu machen, um ſie hernach nicht den Schrecken, ſie vergebens gehabt zu haben, ausgeſetzt zu ſehen.

Einer der empfindlichſten Gedanken, die ſie oft überraſchten, war der, wenn ſie glaubte, er ſey unterdeſſen zu ſeinen Eltern zurückgekommen, und ſie habe die Reiſe abermals umſonſt gemacht. Wenn ich ihr dieſes ausredete, ſo ſagte ſie immer: Nun, dann iſt er auch todt, und wild ſtarrte ihr Blick dann auf mich.

Ich mußte oft Autorität zu Hülfe nehmen, um ſie in ſolchen Fällen zu beruhigen. Wo ſie unterwegens einen Kirchhof ſahe, traten ihr Thränen in die Augen, und wo wir anhielten, und ſie konnte einen Kirchhof erreichen, da ging ſie hin, und las ſorgfältig alle Inſchriften.

Wenn ich frug: Warum ſie das thäte?

antwortete ſie mir: Er könnte hier ja ſchlafen.

Wie wir hierher kamen, entfernte ſie ſich wie gewöhnlich, und nach einer kleinen Stunde kam ſie mit freundlich, aber wilder Miene zu mir ins Zimmer.

Ich habe ihn wieder, ſagte ſie halb leiſe.

Ich fuhr zuſammen; ich konnte denken, wo ſie geweſen war.

Ich habe meinen Ludwig wieder. Ich will ihn ihnen zeigen, aber ſtille — ſtille — denn er ſchläft, daß wir ihn ja nicht aufwecken.

Ich bemerkte gleich, daß ihr Verſtand gelitten. Ich wollte mich überzeugen, und ging mit ihr. Sie führte mich auf dem

Hofe zu einem einfachen Kreuze, auf dem die Worte ſtanden: Hier ruhet der unglückliche Ludwig Salters.

War das dein Geliebter? fragte ich ſie.

Er war es, aber nun iſt er nicht mehr unglücklich, nun hat er ja mich wieder. Stille, ſtille, daß wir ihn ja nicht aufwecken. Es gehört zu ſeiner Ruhe, daß er ausſchläft. O wie wird er ſich freuen, wenn er wieder erwacht!

Ich ſtand eine Zeitlang an, ob ich ſie aus dem Taumel bringen könnte, und es ihr entdecken, daß er todt ſey. aber zwei Gründe hielten mich ab. Erſtlich war es zweifelhaft, ob ſie mir glaubte, und nicht vielleicht ihr Haß auf mich fiele, und dann war ſie ja in ihrer Einbildung ſo glücklich.

Ich ließ ſie alſo dabei, und ging nach Hauſe, wohin ſie mich auch begleitete, aber nach Tiſche gleich wieder weg war. Sie kam indeſſen bald wieder, und ſagte: Ach, er ſchläft noch ſo ſüß. Ich wage es nicht, den Vorhang aufzuheben, unter welchem er ruhet.

Zwei Tage gingen ſo hin, und ich merkte nicht die geringſte Veränderung an ihr. Meine Zeit iſt gemeſſen. Ich ſprach geſtern mit ihr davon, daß ich reiſen müſſe, und ſie antwortete: daß ſie gewiß immer für mich beten würde, daß ich ihr das Glück verſchafft, mit ihrem Geliebten wieder vereinigt zu werden. Als ich ſie frug, ob ſie mich nicht begleiten wolle? ſagte ſie: O ja, wenn er es zufrieden iſt. Aber ſein Erwachen muß ich abwarten, und ihn erſt fragen, denn mit Gewalt ihn wecken, das wäre unnatürlich, und er könnte auch darüber ſterben.

Der Arzt (welches der Vater unſrer Euphroſine war) übernahm ſie nun als eine Kranke von der Gräfin, und nahm ſie zu ſich in ſein Haus. Leonore ſchien gar keiner Empfindung mehr fähig. Täglich ging ſie zwei Mal an Salters Grab, und wenn ſie zurückkehrte, ſo ſaß ſie tiefſinnig, oder ſie ſchrieb. Sie vernichtete oft, was ſie geſchrieben hatte, einiges aber fand man nach ihrem Tode. Der Arzt hatte ihr ein kleines Stübchen eingeräumt, und holte ſie anfangs immer ab, um an ſeinem Tiſche mit zu eſſen. Allein kaum hatte ſie ſo viel, als zum äußerſten natürlichen Bedürfniß gehörte, ſo ging ſie weg und an das Grab.

Da der Arzt bemerkte, daß ihr mehrere Menſchen läſtig waren, ſo ließ er ſie auf ihrem Zimmer allein, und ſchickte ihr Speiſe und Trank, wovon ſie äußerſt wenig zu ſich nahm.

Zum Sprechen war ſie nicht zu bewegen. Wenn man ſie anredete, war ihre ganze Antwort: Still, ſtill — er ſchläft — er könnte erwachen.

So gingen einige Monate hin, und mittlerweile kam die Nachricht von Amſterdam an den Magiſtrat, mit der Summe, die zur Gedächtnißurne Salters beſtimmt war.

Der vorſichtige Arzt hörte dieſes, und meldete dem Magiſtrate den Zuſtand der Kranken mit der Bemerkung, daß eine Veränderung in der Ruheſtätte Salters vielleicht eine nachtheilige Wirkung auf die Kranke haben könne.

Man berathſchlagte darüber, fand aber, daß man dem Willen der Eltern gemäß handeln müſſe. Doch erwartete man von dieſen und einigen andern Aerzten noch erſt die Entſcheidung der Frage: Ob dieſe Veränderung auf Leonorens Geiſt eine ſicher nachtheilige, oder vielleicht auch vortheilhafte Veränderung hervorbringen könne?

Da dieſe Frage nicht entſcheidend beantwortet werden konnte, ſo ſchritt man zur Ausführung. Das Monument wurde gefertigt, und einſt am Abend, gleich nachdem Leonore die Stelle verlaſſen hatte, aufgeſetzt, ſo daß ſie am andern Morgen auf einmal damit überraſcht wurde.

Der Arzt war zu Hauſe geblieben, weil er ganz richtig ſchloß, daß ſie ſogleich umkehren würde. Man hatte aber einige Perſonen in die Nähe geſtellt, um ihr zu Hülfe zu eilen, wenn ſie etwa ſchwach würde.

Sie war ſchon bei Erblickung des Gegenſtandes

ſtandes von weitem ſtutzig geworden, war etwas ſchneller darauf zugegangen, hatte bedächtig die Inſchrift geleſen, hierauf einen lauten Schrei gethan, und war ſchnell zurückgegangen. So trat ſie verwildert zum Arzte ins Zimmer. Ich habe es gedacht, ſagte ſie, daß mir keine Freude bevorſteht, daß ich elend ſeyn werde. Man hat ihn geweckt, und er iſt geſtorben. Man hat mich unglücklich gemacht.

So fiel ſie nieder, und nach wenigen Minuten ergriff ſie ein hitziges Fieber mit Raſerei verbunden, welches in drei Tagen ihrem Leben ein Ende machte, und ſie von der längern Laſt ihres Unglücks befreyete.

Aus ihrem Nachlaß rettete man folgendes:

* * *

Ich habe die Reiſe nicht ohne glückliche Ahnungen angetreten, und ſie ſind erfüllt. Ich fand ihn, aber noch bin ich nicht ſo glücklich geweſen, ihn zu ſehen.

Er ſchläft, er ruhet hinter einem Vorhange, den ich nicht aufzuheben wage, denn er könnte dadurch des Todes Opfer werden.

O wie wird er ſich freuen, wenn er erwacht und mich ſiehet. Wie werden ſeine Eltern ſich freuen, wenn ich den verlornen Jüngling wiederbringe.

* *

Gern möchte ich die neidiſche Decke wegziehen, und nur ſehen, ob er noch ſo ausſieht, wie er ehedem ſahe. Aber ich darf nicht. Es flüſtert mir zu: Nur bei ſeinem Erwachen wirſt du glücklich ſeyn.

Ich ſollte mich um mein Glück bringen, und ihn wecken? Nimmermehr!

* * *

Er ſchläft einen ſanften, ſchönen, beneidenswerthen Schlaf. Und doch bilde ich mir ein, daß er von mir träumen muß. Denn wenn Seelen ſich ſo nahe verwandt ſind, wenn ſie ſich ſo nahe bei einander befinden, ſo iſt es doch faſt unmöglich, daß ſie nicht auf einander wirken ſollten. Ich glaube die ſeinige immer bei mir. Und welche ſüße Träume umgaukeln mich, wenn ich ſchlafe. Dann iſt bei mir der Geliebte, nach dem ich mich ſo ſehr ſehne, dann ſind bei mir die theuren Eltern, die nach ihm und nach mir verlangen, dann ſieht das Bild vor mir, was einſt in Wirklichkeit mein Loos ſeyn wird. Ungeduldig werde ich nicht, denn warum ſollte ich nicht in fröhlichen Ausſichten geduldig ſeyn, da ich in den traurigen Stunden der Leiden es habe lernen müſſen? Die Tage gehen für mich ſchnell dahin, an ihn denken, und wieder an ihn denken, und noch mehr, und immer an ihn denken, das iſt ja ſchon eine Glückſeligkeit.

* * *

Wirklich es war beſonders. Mein freundlicher Hauswirth, der ein Arzt iſt, und, warum, das weiß ich nicht, da ich nicht krank bin, ſich meinen Arzt nennet, holte mich heute ſelbſt von der Ruheſtätte meines Ludwigs, und ich fand mich ganz durchnäßt. Wie das zugegangen iſt, weiß ich nicht. Ich ſtand doch bedeckt, unter dem ſchönen Teppich, hinter welchem er ſchläft, und doch war ich naß, ſo naß, daß ich Stunden darüber nachdachte, wie das zugegangen, und endlich vielleicht ganz darüber von Sinnen gekommen wäre, wenn ich mich nicht beſonnen hätte, daß ich einmal hinausging, um einem Geräuſche Einhalt zu thun, was ſeinem Schlafe hinderlich ſchien.

* * *

Wenn ich ſo des Nachts von ihm geträumt habe, und des Morgens erwache, und fühle, daß er nur im Traume bei mir war, ſo ärgere ich mich, daß ich ihn nicht gefragt habe, wenn er denn eigentlich erwachen wird? Aber feſt habe ich mir es jetzt vorgenommen, wenn ich ihn wiederſehe, will ich gewiß daran denken, das es ein Traum iſt, und will ihn fragen: Ob er bald erwachen wird?

* * *

Des Menſchen Vornehmen iſt eitel. Ich wollte ihn fragen, und konnte doch nicht. Ich dachte wirklich daran, aber ich dachte zugleich, es ſey ja Thorheit, ihn zu fragen, wenn er erwachen würde, da er wirklich ſchon erwacht ſey. Denn das kommt mir alles ſo lebhaft vor Augen, als ob er wirklich vor mir ſtände. Doch glaube ich in jeder neuen Nacht aufs neue, daß er jetzt erſt erwacht ſey.

* * *

Auch meine Juſtine war bei mir, und machte mir Vorwürfe, daß ich ihr nicht ſchriebe. Aber ich ſagte ihr: Ich würde nicht eher ſchreiben, bis Ludwig erwacht wäre. Ei, da ſteht er ja, ſagte ſie. Und nun iſt er doch nicht hier, und nun will ich auch nicht eher ſchreiben, bis er erwacht iſt.

* *

Ich ſehne mich herzlich nach dem Augenblicke, wenn ich ihn ſehen, ihn umarmen,

men, ihm ſagen werde, daß alle unſre Leiden nun ein Ende haben. Ich werde ihm dann den Schmerz ſeiner Eltern über die Trennung von ihm recht lebhaft malen, und er wird keinen Augenblick warten, zu ihnen zu eilen. Wenn ich doch nur ſeine Mutter hier hätte! Freilich miſſet ſie ihn noch, wenn ſie auch hier iſt, aber ſie ſieht doch, wie ſanft er ſchläft, und wird ſich ſicher darüber freuen, daß ſie ihn ruhiger weiß. Es iſt eine ſo gute Mutter. Ich wollte, daß ſie auch ſchlafen könnte, wie Ludwig ſchläft, und daß auch ich ſo ſanft ſchliefe, bis wir einſt alle mit einander froh erwachten.

* * *

Dies war das letzte, was in Leonorens Tagebuche befindlich war. Es mußte kurz vorher geſchrieben ſeyn, ehe die verderbliche oder glückliche Epoche eintrat, wo ſie das Monument, und mit dieſem ihren Tod ſahe.

Man hat ſie neben ihm begraben, nur beider Schädel blieben in der Gewalt von Euphroſinens Vater.

Funfzehnter Abſchnitt.

Sie hatte wahr prophezeihet.

Euphroſine ſchloß Louiſen in ihre Arme, und konnte ſich nicht entbrechen zu ſagen, Ach, du wärſt mit Weisberg glücklicher geweſen!

Weißt du das? antwortete ſie. O, wenn du es weißt, ſo verſchließ es tief in dein Herz, damit ja mein Vater davon nichts hört, denn ſonſt würde es ihn kränken. Es iſt eine große Frage, ſetzte ſie hinzu, ob es nicht beſſer iſt, vom Manne, und von einem Manne, den man liebt, todtgeſchlagen zu werden, als in dem Zuſtande einer Wahnſinnigen zu leben.

Euphroſine bat ſie, ſich nicht alles ſchwarz zu malen, verſicherte ihr, daß ihre Lage mit Weisberg dennoch immer gefährlich und fürchterlich geweſen ſeyn würde, und zeigte ihr auch ohne Liebe und ohne Ehre ihren eignen Lebensſpiegel nicht als trübe und verdunkelt, ſondern als hell und klar.

Du haſt nie geliebt, Tante, ſprach ſie. Ich habe aber heftig und warm geliebt. Ich bin ja nicht einmal unzufrieden, daß ich herausgeriſſen bin aus dieſen Gefühlen, aber daß ich ſchmerzlich daran denke, iſt mir nicht zu verargen.

Läßt mir das Schickſal nur meinen Vater, ſo bin ich ſchon zufrieden.

Seitdem Pflaumreich ſich ſo inſolent betragen hatte, durfte er keinem von der Familie wieder nahe kommen, und auch Weisbergs Gattin, die Mitleiden und Liebe für die arme Louiſe fühlte, hatte ihm ihr Haus unterſagt.

Sobald Louiſe wußte, daß ſie ihn dort nicht mehr antreffen würde, eilte ſie hin, um ſich in Mariens Arme zu werfen, und Troſt zu holen.

Armes Weib! rief ſie ihr entgegen, wie unglücklich hat dich mein Bruder gemacht. Aber meine Schuld iſt es nicht.

Wenn du mich liebſt, antwortete Louiſe, ſo laß uns nicht von deinem Bruder ſprechen. Gegen ſeine Schweſter möchte ich nicht gern meine Thorheit ſo hämiſch belachen, wie ich es gegen alle andre Menſchen thue. Sprich mir von deinem Glück, ſprich von Weisbergs Sanftmuth, von der Unmöglichkeit, daß er dein Mörder werden kann — dann biſt du mir willkommen.

„Quälen dich denn immer noch ſolche Gedanken, Louiſe? Weisberg iſt der ſanfteſte, gefälligſte Mann, den man ſich wünſchen kann.“

So, ſagte Louiſe, nun ſo gebe Gott, daß der Mordgeiſt nie bei ihm erwacht, wenigſtens nicht, wenn ich hier bin. Liebe und Freundſchaft haben mich zu dir geführt, aber ohne Herzensbangigkeit bin ich nicht hergegangen. Denn ſieh, es wäre doch ſchrecklich, wenn er nun auf den Einfall käme, mich in deinen Armen zu ermorden, wenn ich dazu beſtimmt wäre, von ihm gemordet zu werden, und wenn ich nun dieſer Beſtimmung nicht entgehen könnte, folglich

lich das ſchreckliche meiner Beſtimmung tragen, und mich ihm ſelbſt entgegen werfen müßte, und das angenehme, ſeine Liebe und ſeinen Umgang verloren hätte.

„Wie kommſt du mir vor, Louiſe? Was für Ideen quälen dich ſo fürchterlich?“

Ja, ich kann dir es nicht verhehlen. Unwiderſtehlich zieht es mich zu euch. Ich denke, mein Ende kann kein anderes ſeyn, als durch ſeine Hand.

„Nein, Louiſe, er thut mir nichts, und dir nichts.“

Das wäre ja wohl noch ſchlimmer. Laß mich das einmal durchdenken, Marie. Nein, das geht nicht. Sicher, Marie, ſicher muß ſein Würgſinn ein Opfer haben.

Glaube mir es nur. Und ich, ich will dein Schutzengel ſeyn. An mir, Marie, iſt nichts mehr gelegen, ich bin der Welt nichts mehr nütze, ich fühle ſchon das Beginnen meines Wahnſinns, und bald, bald wird er ganz ausbrechen, und dann, was wäre ich noch werth. Aber du, ſanftes, liebes Geſchöpf! Deswegen will ich oft hier ſeyn, oft, oft. Ich weiß nur nicht, ob ich ihn reizen darf, ſonſt würde ich ihn reizen, ſich an mir zu vergreifen, um dich zu ſichern. Einen Mord, liebe Marie, einen muß er begehen, oder ich und mein Vater wir wären ja unglücklich.

Weisberg trat ins Zimmer. Die ſtarren Augen der Unglücklichen gaben ihm ein Licht über ihren Zuſtand, und ein Blick ſeiner Frau belehrte ihn, daß er ſie vorſichtig behandeln ſolle.

Er trat freundlich auf ſie zu, nahm ihre Hand, und dankte ihr, daß ſie ſeine Marie beſuchen wollte. Seine Stimme machte einen heftigen Eindruck auf ſie. Ihr ſtarres Auge ſchmolz, und Thränen erleichterten ihre Bruſt. Sie warf ſich an den Buſen ihrer Freundin, und dieſe winkte Weisbergen, hinauszugehen.

Nach wenig Minuten fuhr ſie aus den Armen ihrer Freundin auf, und ſagte: Ich will zu meinem Vater!“

Marie wollte es ihr nicht ausreden, aber ſie begleitete ſie, weil ſie glaubte, heftige Auftritte verhindern zu können.

Wie ſie beim alten Mahlfeld ins Zimmer traten, ging Louiſe raſch auf ihn zu, und frug mit heftiger Stimme:

Nicht wahr, Weisberg muß mich morden?

Traurig ſahe der Vater ſie an.

Haben ſie Geduld mit ihr, ſagte Marie, ergriff Mahlfelds Hand, küßte ſie mit dem Gefühl einer Tochter, und fuhr fort: Ich kann nichts dafür, daß mein Bruder ſie ſo unglücklich gemacht hat. Aber mein Haus habe ich ihm verboten.

Haben ſie das? frug Mahlfeld heiter und freundlich. O ſo ſind ſie mir ein Bote des Friedens. So ſehe ich in ihnen jemand, dem ich mein armes verlornes Kind anvertrauen kann. Geſegnet ſey die Stunde, in welcher ſie zu mir kamen.

Ich ſoll keine Antwort haben? frug Louiſe, die auf dieſes Geſpräch gar nicht gehört hatte, und in tiefen Nachſinnen da geſtanden. Keine Antwort iſt auch eine Antwort. Alſo nur das: — Wird mein Tod leicht ſeyn? Wie wird er mich umbringen. Ach, wenn ich nur nicht mein Blut ſehen muß. Doch was thut das, ich werde dieſen Engel doch retten.

Damit fiel ſie Marien um den Hals.

Sie hat wahr prophezeihet, ſagte Mahlfeld, wie ſie zu Euphroſinen ſagte: Es wird mir auch gehen, wie es ihr gegangen iſt.

Wenn ich nun ausgehe, Vater, ſagte ſie jetzt zu Mahlfeld, ſo müſſen ſie mich allemal ſegnen, damit, wenn der entſcheidende Streich mich trifft, er mich nicht ohne ihren Segen treffe.

Nehmen ſie ſich ihrer an, ſagte Mahlfeld zu Marien, wenn ich nicht mehr ſeyn werde. Sie geben mir dadurch einen ſchönen Troſt. Verſprechen ſie mir es.

Leben ſie noch lange, antwortete Marie. Verjagen ſie die Grillen der Vergangenheit. Blicken ſie zufriedner in die Zukunft. Sie wird noch heiter ſeyn.

Louiſe ſprang jetzt von einem Stuhle auf, wo ſie den Kopf in die Hand geſtüzt, geſeſſen, und ſagte: Ja, mein Todtenkleid will ich bereiten. Komme es dann, wie es wolle, ſo iſt alles in Ordnung. Damit ging ſie zur Thür hinaus.

Ihr Verſtand iſt dahin, und ich habe ihn verwirkt, ſagte Mahlfeld.

Nein Vater, entgegnete Marie, ſie meinten es gut.

Und niemand kann ſeinem Schickſale entgehen, ſagte Mahlfeld.

Sechzehnter Abſchnitt.

Ein lichter Augenblick.

Die Zeit, in welcher das Podagra des Onkel-Wortmann einzutreten pflegte, nahete ſich. Doktor Schnurre, der aus Verdruß über die Verwirrung im Mahlfeldſchen Hauſe, und über Louiſens Krankheit, der er kein Uebergewicht abgewinnen konnte, ſehr ſparſam ins Haus kam, erſchien jetzt öfter, und ſprach jedesmal bei Wortmann ein, wo er ſich am längſten aufhielt. Dort ſprach er viel von der Unſterblichkeit der Seele, von der Gewißheit eines beſſern

Lebens nach dem jetzigen, von dem Glücke eines ruhigen Uebergangs aus dieſer Welt, und der Alte ſagte endlich:

Hör einmal, Doktor, ich glaube, du willſt mich vorbereiten?

Wie du es nehmen willſt, entgegnete ihm Doktor Schnurre. Ganz umſonſt ſagt man freilich ſo etwas nicht. Du haſt ſeit der Zeit, daß du das letzte Mal laborirteſt, viel Kummer und Alterationen gehabt. Dein böſer Feind wird nicht ſo gemächlich erſcheinen, wie er's wohl ehedem that, er wird mit Saus und Braus anrücken, und wenn er das morſche Haus um ſo vieles baufälliger findet, ſo könnte er's wohl umwerfen.

Dank, lieber Doktor, Dank für die Warnung. Indeſſen, vorbereitet bin ich, und lächelnd ſetzte er hinzu: Freund M rs wird mir's doch nicht ſo bunt machen, daß ich unwillig werden ſollte.

Wirklich hatte der Doktor nicht fehl gerathen. Schon am andern Tage zeigte ſich das Podagra in einer ſo gefährlichen Geſtalt, daß alles im Hauſe in Allarm gerieth. Der alte Mahlfeld vergaß ſeinen Tiefſinn, und eilte zu ſeinem Schwager. Jungfer Euphroſine hatte kaum Louiſen von der Gefahr Nachricht gegeben, in welcher der Oheim ſchwebte, als plötzlich ſie ſich aufmachte, und ihre Wohnſtelle, wie ehedem gewöhnlich, im Zimmer Wortmanns aufſchlug. Ihr Wahnſinn ſchien ſie verlaſſen zu haben, und der gute Onkel hatte die Freude, ſich von ihr mit der nämlichen Sorgfalt, mit der unverdroſſenen Aufmerkſamkeit ganz aus der Fülle ihrer Seele gewartet zu ſehen, wie ſie es ſonſt that.

Mit einer unbeſchreiblichen Freude erzählte er dieſes dem Doktor beim nächſten Beſuche, und indem er ihm gerade den Puls fühlte, ſagte er: Diesmal geht der Feind wohl noch einmal weg, da ich meine treue, liebe, alte Wärterin wieder bei mir habe. Mein Geiſt iſt dadurch neu belebt.

Aber der ungläubige Doktor ſchüttelte mit dem Kopfe.

Nun, ſo habe ich wenigſtens die Freude, antwortete der Kranke dieſem ſtummen Komplimente, daß ſie geſund geworden iſt.

Doktor Schnurre hätte gern wieder mit dem Kopfe geſchüttelt, aber er wollte dies dem Kranken nicht zu leide thun. Man laſſe ihn ruhig aus der Welt gehen, ſagte er für ſich, als er von ſeinem Bette wegging.

Wortmann ſprach oft und viel mit Louiſen, wenn er allein mit ihr war. Immer wollte er ſie auf den Gegenſtand ihrer Zukunft bringen, und immer blieb Louiſe bei der Jtztzeit ſtehen.

Wenn ſie nur erſt wieder geſund ſind, lieber Onkel, ſagte ſie, dann wollen wir von der Zukunft ſprechen. Dann will ich ſie recht oft und viel von meinen Ausſichten und von meinem Glücke unterhalten. Dann will ich das einholen, was ich verſäumt habe. Ich bin ohnedem ängſtlich genug, daß ich durch Vernachläßigung ihrer Pflege zur Heftigkeit ihrer Krankheit beigetragen habe. Aber ſie werden mir es verzeihen, denn der fatale Zeitpunkt meines Lebens ließ mich alles vergeſſen, was mir am Herzen lag. Es iſt ein böſer Traum geweſen, und ſind ſie nur einmal wieder geſund, ſo wird er nie wiederkehren.

Wohl ſahe der Onkel hieraus, daß es zu ihrem Beßten gereichen würde, wenn er dem Leben wiedergeſchenkt würde, und nie hatte ſich in ſeine Gedanken ſo häufig der Wunſch der Geneſung gemiſcht, als eben jetzt. Sein Aeskulap hatte recht viel Mühe, um nicht mit ganzer Gewißheit ihm die Geneſung zu verſprechen, ſo ſchön malte er ihm das Bild einer noch glücklichen Periode ſeines Lebens. Aber Doktor Schnurre gehörte zu denen, die einem ſtarken Geiſte nicht gern mit hoffnungsloſen Erwartungen die letzten Stunden füllen, und wo er wußte, daß körperliche Verſchlimmerung nicht darauf folgen könnte, ſagte er den wahrſcheinlichen Ausgang der Krankheit gern dem Kranken ſelbſt, ohne jedoch zu vergeſſen, daß die Lebensmöglichkeit noch im Körper liege, und oft eine eigne Revolution eine unerwartete und wunderbare Heilung zuwege bringe.

Euphroſine wußte beſſer als alle, wie viel an des Oheims Geneſung gelegen ſey. Ihr hatte Louiſe im Vertrauen entdeckt, daß ſie ſich an der Krankheit Wortmanns ſchuldig glaube, daß ſie ſich an ſeinem Tode ſchuldig glaube, wenn er ſterben ſolle, daß ſie dann eine Mörderin ſey, und in dem Falle ſuchen werde, ſich immer mehr Weisbergen zu nähern, weil er dann ein Recht habe, ſie zu morden, und ſeines Würgſinns doch einmal ausbrechende Wuth an ihr zu kühlen.

Wenn aber Louiſe beim Onkel war, merkte man von aller dieſer Verwirrung nichts. Sie war blos die ſorgfältige Krankenwärterin, und ließ ſich in dieſem Geſchäffte durch nichts irre machen.

Der alte Mahlfeld hatte den Doktor auf die Seite genommen. Sprich aufrichtig

richtig mit deinem Freunde, ſagte er. Was haben wir für Hoffnungen, was für Ausſichten mit dem lieben Kranken. Ich muß dir geſtehen, daß von ſeinem Leben und ſeiner Geneſung, mein Leben und Louiſens Geneſung offenbar abhängt.

Der Doktor ſah ihm ſtarr in die Augen. Wir ſind alle Menſchen, ſprach er, und ſterbliche Menſchen. Wir müſſen heute oder morgen erwarten, daß das liebſte, was wir beſitzen, uns plötzlich von der Seite weggeriſſen wird, und müſſen uns chriſtlich oder philoſophiſch darein finden. Du lebſt nicht für dich allein, alſo wäre es Thorheit, dein Lebensziel nach dem Leben eines andern beſtimmen zu wollen. Deine Louiſe iſt jung, voll Saft und Kraft, die Zerrüttung ihrer Seele kann bald eine andere Wendung nehmen, und ſie dir noch eben ſo viel Freude machen, als der Schmerz, durch ſie empfunden.

Sey gerecht, Doktor, antwortete Mahlfeld — ſie durch mich empfunden. Wenn ich zuweilen halbe Nächte nachgrüble, wie das alles mit uns gekommen, und wie in einer ruhigen Familie alles ſo zerrüttet iſt, ſo denke ich, ich hätte doch wohl beſſer gethan, ſie Weisbergen zu geben, verſteht ſich, ohne ihr zu ſagen, was ihr bevorſtände. Wenn er ſie dann auch aus der Welt geſchafft hätte, ſo hätte ſie doch vorher die Tage voller Leiden nicht gehabt, die ſie jetzt und bis hierher hat tragen müſſen.

Der Doktor ſahe aus dieſen Aeußerungen, wie weit es mit Mahlfeld gekommen, gab in ſeinem Sinne ohne alle Umſtände alle drei verloren, und würde um eine Antwort an Mahlfeld ſehr verlegen geweſen ſeyn, wenn dieſer nicht ſelbſt den Faden wieder angeknüpft, und folgendermaßen fortgefahren hätte:

Ich brauche keinen Commentar, lieber Doktor, über deine letzten Worte. Sie heißen ſo viel als: Wortmann iſt ein Kind des Todes — und ich ſage dir: Mein Kind und ich, wir ſind es auch.

Dieſe Uebereinſtimmung in beider Gedanken würde den Doktor Schnurre bei der fernern Unterredung gewiß noch mehr in Verlegenheit geſetzt haben, wenn nicht Euphroſine verſtört ins Zimmer gekommen wäre, und mehr geſchrien als geſprochen hätte: Der Doktor möge ſogleich zum Onkel Wortmann kommen, denn er befinde ſich äußerſt ſchlecht, und Louiſe ſchwimme an ſeinem Bette in Thränen.

Alles ſtürzte in des Onkels Zimmer. Wohl war Doktor Schnurre auf alle Vorfälle bereitet, da er ſeinen Kranken in ſo entſchiedener Gefahr wußte. Das Podagra hatte ſich der Schwäche der Natur wegen, einen Rückweg aus den Füßen in das Blut gebahnt, und das Miasma der Krankheit hatte ſich auf die Lunge geworfen. Der Kranke röchelte und hatte die Beſinnung verloren.

Mit einer Thräne im Auge zog der Doktor ein Fläſchchen aus der Taſche, wovon er ihm einen Theelöffel voll in den Mund goß, und dabei leiſe ſagte: Es wird dir auch nichts helfen, alter Freund!

Aber ſo viel half es doch, daß Wortmann zu einiger Beſinnung kam, die Augen aufſchlug, und als er den Doktor erblickte, ſagte: Du hatteſt wohl Recht, diesmal ſchmeißt mich der Feind nieder.

Darauf ſahe er alle übrigen um ſein Sterbebette ſtehen, und winkte ſie näher.

Louiſe hielt ihm den Kopf, und war in ſtummes Hinbrüten verſunken. Euphroſine und Mahlfeld traten näher.

Wir werden kein Viktoria mehr ſchreien, ſagte er mit ſchwacher Stimme. Die Uhr iſt abgelaufen. Der Tod will ſeine Rechte. Ich ſoll vorangehen, ihr werdet mir folgen. Was ſollen wir auch mehr auf der Welt. Das Siegsgeſchrei iſt für unſer Haus ohnedem dahin. Aber dort, wohin wir kommen, werden wir wieder ein Haus machen, was kein Tod, und kein Doktor Gall zerſtören wird. Daß ihr über meinen Abſchied weint, muß ich euch danken. Es beweißt eure Liebe, aber wenn ihr mich recht lieb habt, ſo trocknet eure Thränen, ſobald ich nicht mehr bin. Sucht Ruhe in ſtiller häuslicher Einſamkeit, bis ihr mit mir vereint werdet. Meinen alten Freund Schnurre vermache ich euch als euren beſten Freund. Folgt ſeinem Rathe, und ihr werdet die Jahre, die ihr noch zu leben habt, glücklich leben, und wenn der Tod kommt, wie bei mir, ſo wird er ihn euch leicht machen. Guter, alter Doktor! Du haſt meine morſche Hülle lange geflickt, nun bricht ſie.

Bei dieſen Worten wurde er ſchwach. Er ſtirbt, rief Louiſe, die die Schwere und krampfhafte Bewegung ſeines Kopfes in ihrer Hand fühlte, und kaum hatte ſie das Wort ausgeſagt, als der Doktor, der an der Hand des Sterbenden den Puls fühlte, hinzu ſetzte: Unſer Freund hat ausgelitten!

Von der Secunde an war weiter keine Empfindung des Lebens zu bemerken. Louiſe ſank leblos in des Doktors Arme. Euphroſinens Thränen floſſen. Mahlfeld konnte nicht weinen. Er warf ſich mit einer düſtern Miene in einen Seſſel, und ſeine Gedanken waren ſchwarz wie der Tod. Die Worte des Sterbenden hatten einen fürchterlichen Eindruck auf ihn gemacht, den dieſer wohl nicht vorherſehen, oder wenigſtens im Todeskampfe ihre Folgen nicht beurtheilen konnte. Daß im Tode Wahrheit ſey, war ein Sprichwort, welches Mahlfeld oft im Munde zu haben pflegte, und dieſe Wahrheit im Tode war für ihn ein angreifender Vorwurf. Er ſtand aus dem Seſſel auf, und verſchloß ſich in ſein Zimmer. Keines bemerkte dies. Euphroſine war beſchäfftigt, dem Entſchlafenen die Augen zuzudrücken, und heftete noch einen Kuß auf ſeine erſtarrten Lippen.

Der Doktor war mit Louiſen beſchäfftigt, die ſich endlich zu erholen ſchien, und nun von Euphroſinen in ihr Zimmer geführt wurde. Aber ſichtlich war ihr völliger Wahnſinn ſchon wieder eingetreten. Ihr widerliches Lachen begann aufs neue. Der lichte Augenblick war vorüber.

Siebzehnter Abſchnitt.

Zweite Trauer.

Der Doktor hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als ſich ſogleich zu Mahlfelds Zimmer zu begeben. Er fand es verſchloſſen, lermte ein wenig vor der Thür, erhielt aber keine Antwort. Er zweifelte einige Augenblicke, ob er ſich mit Gewalt den Eingang verſchaffen ſollte, weil aber ohnedem im ganzen Hauſe Beſtürzung und Unruhe herrſchte, ſo wollte er ſie hierdurch nicht noch vergrößern, und in der Hoffnung, daß Mahlfeld ſich, wie er wohl zu thun pflegte, wenn er eine heftige Gemüthsbewegung gehabt, niedergelegt haben würde, entfernte er ſich, nachdem er Euphroſinen die größte Sorgfalt für Louiſen anempfohlen, und einen alten Diener Wortmanns die Sorge für die Leiche übertragen hatte.

Er war ſelbſt von den Unruhen des Tages ermüdet und erſchöpft, und nachdem er noch einige Kranke beſucht, die ſeiner Hülfe an dieſem Tage nicht ganz entübrigt ſeyn konnten, ging er halb nur ſich ſeiner bewußt zu Hauſe.

Die Welt ſchien ihm zu enge. Wortmann war ſein inniger Freund geweſen, und war ihm ſo ganz zur ungelegenen Zeit geſtorben; er hatte freilich ſeinen Tod vorhergeſehen, aber welcher Menſch ſchmeichelt ſich nicht mit Hoffnungen des Beſſern.

wenn er das Schlimmere auch wirklich vor Augen ſieht. Der Antheil, den er von jeher an Mahlfelds Haus genommen, die innige Freundſchaft, die faſt ausſchließend ſein Eigenthum darin geweſen war, war nun auch für ihn geſtorben; denn mit der wahnſinnigen Louiſe, mit dem ſpleenreichen Mahlfeld und der alten Euphroſine, ſo ſehr dieſe ihn auch jetzt anbetete, konnte er ſich doch in keine freundſchaftliche Innigkeit weiter einlaſſen.

Er legte ſich traurig nieder, und ſchlief eigentlich nur mit dem Körper.

Die Nachricht von Wortmanns Tode kam Weisbergen ſchnell zu Ohren. Er erſchrack heftig; ihm war der Greis ſo werth geweſen, er hatte ihn ſo lieb gehabt; ſeinen Lehren hatte er ſo manches zu danken; ſeine Verhältniſſe mit Louiſen waren ganz unter den Flügeln des lieben Onkels erwachſen und gereiſt — ach — er dachte ſich das alles, und eine heiße Thräne fiel aus ſeinen Augen auf ſeiner Gattin Hand, wie er ihr die traurige Nachricht brachte. Er flog ins Trauerhaus. Er ſah die geſchloſſenen Augen, fühlte die kalte Stirn, drückte einen wehmüthigen Kuß auf die erblaßten Lippen, und wollte dann zuerſt zu Louiſen, und ſie tröſten.

Aber Euphroſine kam ihm entgegen. Louiſe hatte ihn ſchon am Fenſter ins Haus gehen ſehen, und es war ihr nicht entgangen, daß ſeine Augen roth waren.

Laß ihn mich nicht ſehen, ſagte ſie zu Euphroſinen. Er fühlt gewiß ſo tief wie ich, und er könnte es ahnden, daß ich die Mörderin des alten Mannes bin, er könnte mich wieder umbringen, und jetzt, jetzt mag ich nicht ſterben.

Dies war es, was Euphroſine ihm berichtete. Die arme Louiſe, ſagte er, wer hätte geglaubt, daß wir das an ihr erleben würden! Dieſer traurige Zufall ſtimmt ſie nun noch trauriger. Gern, gern wollte ich ſie in mein Haus nehmen.

Sie ſcheint das zu wünſchen, ſagte Euphroſine, wenigſtens hat ſie mir es oft erklärt. Aber wenn ſie wüßten warum?

Ich weiß es, Tante, ich weiß es. Doch das ſollte mich nicht kümmern, und nach und nach würde ſie denn doch überzeugt werden, daß ſie einem falſchen Grundſatze ſich aufgeopfert — oder, ſetzte er forſchend hinzu, ſind ſie, Tantchen, vielleicht auch noch der Meinung, daß zwei Knochenhügel den Menſchen zum Mörder machen?

Davon iſt jetzt nicht Zeit zu ſprechen, antwortete ſie. Ich will zu Louiſen zurückkehren. Sehen ſie, daß ſie meinen Bruder etwas aufheitern.

Unſelige Schädelſucht! ſagte Weisberg, die dieſes ganze Haus in Aufruhr und Verderben gebracht. —

Er ging zu Mahlfeld. Das Zimmer war noch verſchloſſen, allein als Weisberg anklopfte, wurde geöffnet. Erwartet hatte man ihn nicht, ſondern den Doktor Schnurre. Mahlfeld machte aber ein freundlich Geſicht, wie er ihn ſah, und rief ihm entgegen: Sind ſie es? Ich dachte es wäre Freund Schnurre. Herzlich willkommen, lieber Weisberg. Ich hätte wohl ſo mancherlei mit ihnen zu ſprechen, was vielleicht nicht geſchehen wäre, wenn ſie heute nicht kamen.

Wie das, beſter Vater, antwortete Weisberg, denn ſeit der Doppelhochzeit war er gewohnt ihn ſo zu nennen.

Ja, erwiederte Mahlfeld etwas verlegen, zuweilen ändert man ſeinen Entſchluß über Nacht.

Ich habe deine Frau um etwas gebeten, ſagte jetzt Mahlfeld, der Weisbergen neben ſich auf einen Stuhl gezogen, und ſeine Hand drückte, ich weiß nicht, ob ſie dir es ſchon geſagt hat.

Ja, mein Vater, entgegnete Weisberg, den dieſe herzliche Behandlung ganz warm gemacht hatte, ſie hat es mir geſagt. Sie wünſchen, daß wir Louiſen nach ihrem Tode zu uns nähmen, und wer wollte eine ſo ſchöne Bitte nicht erfüllen! Aber ſpät, ſpät, lieber Vater, recht lange ſollen ſen ſie noch für uns alle leben, und ſich mit uns freuen.

„Ihr wünſcht das, und es wird nicht geſchehen. Haben wir nicht heute das traurige Beiſpiel gehabt, wie nichtig der Menſchen Leben iſt.

Wirklich hatte Weisberg über die Freundlichkeit und Herzlichkeit des Alten gänzlich den Zweck ſeines Kommens vergeſſen. Es war ſeinem Gedächtniſſe entſchlüpft, daß Wortmann geſtorben ſey, und jetzt erſt wunderte er ſich, wie Mahlfeld nach dieſem Falle ſo ruhig ſeyn könne.

Wohl ein trauriges Beiſpiel, ſagte er, mit Schrecken hab ichs gehört. Mein Eilen hierher hatte den Zweck, ihnen, lieber Vater, meinen Schmerz und meine Theilnahme zu bringen. Ach Gott, wie viel haben wir verloren!

Ich nicht auf lange, ſagte Mahlfeld, und weil ich das vorherſehe, ſo bitte ich dich noch einmal, lieber Sohn, verſprich mir es, daß Louiſe in euer Haus kommen ſoll, ſo bald ich tod bin.

Ja, ja, lieber Vater, ſie ſoll es, ich verſpreche es ihnen heilig und gewiß. Aber nicht ſo traurige Ausſichten. Laſſen ſie uns lieber alle zuſammenziehen. Vater! ich verlaſſe mein väterliches Haus, und komme zu ihnen.

Darüber wollen wir morgen ſprechen, ſagte Mahlfeld lächelnd.

Er kam Weisbergen ganz ſonderbar vor, und äußerte den Wunſch, den Doktor Schnurre noch zu ſprechen, ob es ihm gleich, wie er äußerte, lieb war, daß Weisberg ſtatt ſeiner gekommen wäre. Nach einem Weilchen aber ſetzte er hinzu, daß es auch wohl bis morgen früh warten könnte, wenn er nur dann den Weg zuerſt zu ihm nähme. Es war nun ſchon etwas ſpät, aber Weisberg erbot ſich doch hinzugehen, und dieſes dem Doktor zu ſagen.

Wie er Abſchied nahm, rief Mahlfeld ihm noch einmal nach: Es bleibt dabei, lieber Sohn, Louiſen nehmt ihr zu euch. Ganz gewiß.

Ganz gewiß, Vater, ſagte Weisberg, und eine Thräne der Rührung ſchlich ſeine Wangen herab, die dem Alten nicht entging.

O, ſagte er, dieſe Thräne bürgt mir dafür, daß du dein Wort erfülleſt.

Wie er weggegangen war, kam Euphrophroſine. Dieſer entdeckte er eben ſo ſeinen Wunſch. Ich werde über dich nicht entſcheiden, ſagte er, aber Louiſe ſoll zu Weisbergs, oder ihr zieht alle in dieſes Haus, welches das deinige bleibt.

„Bruder, was fehlt dir?“

Beſſer, daß man ſich auf alles vorbereitet. Kann ich Louiſen ſprechen?

„So wie ſie iſt. Verwirrt, wenig bei ſich, unruhig?“

So wie ſie iſt. Ich werde ſie bald anders ſehen. Schick ſie mir nur her.

Louiſe kam. Euphroſine hatte einige Ueberredung nöthig gehabt, ſie dazu zu bewegen. Sie hatte immer gefürchtet, Weisbergen dort noch anzutreffen. Sie trat auch ſchüchtern ins Zimmer, wie ſie ihn aber nicht mehr ſahe, ward ſie ruhiger.

Haben ſie mir vergeben, Vater?

„Was hätte ich dir zu vergeben?“

Daß der Onkel todt iſt, das wiſſen ſie doch ſo gut als ich, daß ich an ſeinem Tode ſchuld bin, daß ich ihn um meiner Thorheiten willen vernachläßigt habe.

„Armes Mädchen!“ Er war gewohnt ihrer Heirath auch nicht einmal durch die Benennung als Frau zu erwähnen, ſo verhaßt war ſie ihm.

Ja wohl arm. Eine ſolche Blutſchuld noch auf dem Gewiſſen zu haben.

„Willſt du mir etwas verſprechen?“

War ich je ungehorſam?

„Wenn ich ſterbe gehſt du zu Marien, und bleibſt bei ihr.“

Ja, Vater, ja — aber ſie ſagen wenn ſie ſterben? Aber ſie ſollen nicht ſterben. Was, ſchrie ſie halb in Wuth. Weisberg war hier — er war hier — Nun Vater, er ſoll nicht wieder zu ihnen. Mord! Mord!

„Was ſchwärmſt du? Weisberg liebt mich.“

O man kann auch aus Liebe morden. Vater, nicht wieder, nicht wieder ſoll er her.

Er drückte ſie an ſich, und ſagte ihr gute Nacht. Ich muß ſchlafen gehen, ſetzte er hinzu; wir ſehen uns vergnügt wieder. So ſchieden ſie, und er legte ſich.

Weisberg war auf dem Wege nach Hauſe noch zum Doktor Schnurre gegangen; man ſagte ihn aber, daß er ſchlafe, und daß, wenn nicht ein gefährlicher Kranker ſchicke, man ihn nicht wecken ſolle.

Er überlegte eine Weile, dann ſagte er: Nein, es wäre Sünde ihn zu ſtören; aber ſobald er erwacht, ſage man ihm, morgen früh möge ſein erſter Weg zu Mahlfeld ſeyn.

* *

Es hatte eben zwölf geſchlagen, als Doktor Schnurre aus dem Bette ſprang, und ſein Haus in Alarm ſetzte. Er frug ſeine Leute, ob niemand von Mahlfeld da geweſen ſey. Man erzählte ihm, daß

Weisberg befohlen, ihn morgen zuerſt zu Mahlfeld zu ſchicken. Lauft hin, er ſoll ſogleich herkommen, ſagte er.

Weisberg war mit Marien noch auf. Eine unwillkührliche Ahndung eines Unglücks hatte ihn ergriffen; Marie redete es ihm aus. Wie aber der Doktor ſchickte, und ihn holen ließ, ſagte er: Nein, meine Ahndung hat mich nicht betrogen, es iſt etwas geſchehen.

Er eilte fort. Wie er eintrat, fand er den Doktor angekleidet. Sage mir, wie war es bei Mahlfeld, redete er ihn an. Weisberg erzählte ihm das ganze Geſpräch mit ihm.

Das iſt nicht richtig, ich muß hin. Es iſt mir etwas begegnet, was ich noch nie in meinem Leben erfahren. Mahlfeld iſt mir zweimal erſchienen, und hat die Arme nach mir ausgeſtreckt. Seine Seele muß nach der meinigen verlangen; was mit ihm geſchehen iſt, weiß Gott; Gutes iſt es nicht.

Weisberg wollte mit ihm gehen. Nein, ſagte er, es könnten dort Dinge vorgehen, bei denen Du nicht an der rechten Stelle wärſt. Geh zu Hauſe, tröſte dein Weib, halte dich aber fertig zu kommen, wenn ich nach dir ſchicke.

So trennten ſie ſich, und nahmen jeder ſeinen Weg beſonders.

Doktor Schnurre fand Mahlfelds Haus offen, weil man bei der Leiche Wortmanns wachte, aber übrigens war alles in Ruhe. Er ſchlich ſich an Mahlfelds Zimmer, und hörte ängſtlich ſtöhnen. Da machte er

Lärm, ließ ſich von Euphroſinen den Hauptſchlüſſel geben und ſchloß auf. Er fand Mahlfeld im Todeskampfe.

Was iſt das? Was hat er gemacht? rief er laut und fürchterlich.

Louiſe ſprang herzu. Sie ſtellte ſich vor des Vaters Bett. Sie ſah ihn mit dem Tode ringen, und lächelte.

Tochter! rief Schnurre, der es bemerkte, kannſt du beim Tode des Vaters lachen?

„Er iſt ermordet, ſagte ſie, und lachte laut. — Das hat Weisberg gethan.“

Schrecklich, fürchterlich! Die Tochter wahnſinnig bei dem Tode des Vaters. Komm, Louiſe, ich führe dich auf dein Zimmer.

„Nein, ich bleibe hier. Dann habe ich nichts mehr zu verlieren, und der Würgſinn iſt nun geſtillt.“

Es iſt entſetzlich, ſagte der Doktor. Euphroſine, ich bitte ſie, ſchaffen ſie Louiſen weg, vielleicht kann ich noch einige Worte aus ihr bringen.

Jetzt fing Louiſe an zu weinen, und folgte Euphroſinen, die ſie am Arm wegführte, und ſelbſt kaum ſich erhalten konnte, ſo erſchrocken war ſie.

Der Doktor holte ſeinen Vorrath von Medikamenten hervor, und es gelang ihm, durch heftige reizende Mittel es dahin zu bringen, daß Mahlfeld die Augen öffnete, und die Sprache wieder bekam.

Nun, heraus, ſprich; ein Kind des

Todes biſt du! aber wer that das? Wer iſt dieſer Mörder?

„Ach, Doktor, ſagte der Sterbende, ſo kann ich doch noch von dir Abſchied nehmen. Ich ſterbe einen ſchweren Tod. Mir iſt alles klar, aber erſt im Tode. Ich habe mich betrogen, ich habe euch alle betrogen.“

Wer gab dir das Gift?

„Ich, Bruder, ich ſelbſt nahm es. Lange hatte ichs verwahrt. In kleinen Doſen nach und nach das Opium geſammelt, und nun auf einmal verſchluckt.“

So tröſte dich Gott in dieſer Stunde! Welchen Jammer erleb ich!

Er konnte nicht weiter mit ihm ſprechen.

chen. Die Konvulſionen kamen heftig wieder, und er ward bald ihr Opfer.

Louiſe war mit Euphroſinen in ihrem Zimmer.

Er iſt böſe, der Brummbär, ſagte ſie, und ich kann doch nichts dafür, daß Weisberg ihn umgebracht. Er iſt ja nun ſelig.

„Nein, das iſt nicht wahr, das hat Weisberg nicht gethan,“

Du glaubſt es auch nicht? und ich weiß es. Eins mußte gemordet werden. Da es meinem Vater getroffen, ſo trifft es mich nicht. Aber den Onkel hab ich doch getödtet, aber nicht mit Vorſatz. Nun können wir ſie ja beide zuſammen begraben, ſagte ſie, und lachte unmäßig.

Das iſt nicht auszuhalten, ſagte Euphroſine.

Mahlfeld war entſchlummert, und Niemand war im Zimmer. Doktor Schnurre unterſuchte die Schriften, und fand einen dicken Brief, der an ihn gerichtet war. Er ſteckte ihn zu ſich, ging auf Louiſens Zimmer, und ſagte: Er hat ausgelitten.

Sagt ichs nicht, daß er todt iſt, ſprach Louiſe lächelnd, die will es nicht glauben. Ja, er iſt gewiß todt, ich möchte nur wiſſen, wie er ihn gemordet. Aber er kann nichts dafür, der gute Weisberg; er mußte es thun.

Der Doktor hatte ſchon nach Weisberg geſchickt. Dieſer erſchien, und Todesbläſſe überzog ſein Geſicht bei dem ſchrecklichen Anblick.

Nimm hier alles in Empfang, ſagte der Doktor, du biſt Executor des Teſtaments. Dieſe Urkunde darüber fand ich auf dem Tiſche. Gräme dich nicht, wenn Louiſe dich ihres Vaters Mörder nennet. Sie hält dich dafür.

Das iſt ja entſetzlich, rief Weisberg aus.

Nicht ſo ſchlimm als du denkſt, ſagte der Doktor. Sie legt dir nichts dabei zur Laſt, ſie ſagt, du hätteſt es thun müſſen. Sie iſt völlig wahnſinnig, und vielleicht kann dies zu ihrer Rettung beitragen, weil ſie nun glaubt, dein Blutdurſt iſt geſtillt.

Weisberg ließ Marieen gleich holen, und beſchloß bei dieſer traurigen Situation im Hauſe zu bleiben.

Wie Louiſe Marien ſahe, fiel ſie ihr um den Hals und weinte. Nun habe ich meinen Schutzengel wieder, ſagte ſie, und du Marie den deinigen. Laß uns nicht auf Weisberg zürnen, daß er den alten Vater umgebracht, es war ſo vom Schickſal beſchloſſen. Marie weinte in ihre Thränen. Was konnte ſie anders für die Unglückliche thun?

Beide Alte wurden an einem Tage begraben. Doktor Schnurre und Weisberg folgten der Leiche. Sie ruhen neben einander an Amaliens Seite.

So wird mich keiner meiner künftigen Kranken wieder erſchüttern, ſagte Doktor Schnurre, wie er zu Hauſe kam, zog den Brief Mahlfelds aus der Taſche, und las was die zwei folgenden Abſchnitte enthalten.

Achtzehnter Abſchnitt.

Meine Bekenntniſſe.

Am Rande des Grabes, lieber Doktor, iſt Wahrheit. Die letzte Zeit meines Lebens war für mich ein Gewebe von Unruhen des Geiſtes. Seit dem Augenblicke, da ich meine Amalie verlor, war ich nicht mehr ich ſelbſt. Meine Seele war gewiſſermaßen in Verwirrung, und nur, nachdem ich den Trank eingenommen, der mich in jenes Leben, der mich wieder zu ihr führen ſoll, bin ich licht, und kann dir meine Schwachheiten und meine Fehler geſtehen. Ich fange an zu glauben, daß ich mich und andere entſetzlich getäuſcht habe, ich bin überzeugt, daß ich nicht allein am Unglücke meines Kindes, ſondern auch am frühen Todte meines Bruders ſchuld bin. Ich nehme dieſe Laſten nicht mit mir ins Grab. Ich trage ſie vor den Thron des Ewigen, um bei ihm mein Urtheil zu empfangen.“

Ich geſtehe es, daß die Geſchichten der fünf Schädel, die ich unter dem Nachlaſſe meines Stiefvaters fand, mich gewaltig reizten, und den erſten Grund zu der Vorliebe legten, die ich bei Galls erſten Aeußerungen und öffentlichen Bekanntmachungen über ſeine Schädellehre für dieſe empfand, und daß mein Geiſt ſeit der Zeit keiner ruhigen Stunde genoß, in welcher ich ſelbſt Vergleichungen anzuſtellen anfieng.

Ehe ich zu dieſer Epoche übergehe, muß ich noch anführen, daß ich beim erſten Leſen der Geſchichte des fünften Schädels, die ich hier beilege, einen Schauder in meiner Seele fühlte, der mir immer bedenklich geblieben iſt. Schon damals, ehe noch an Galls Organe gedacht wurde, ſchien ich mir eine Aehnlichkeit mit dieſem Schädel zu haben, was hätte mich aber wohl auf den Verſuch führen können, meinen Kopf gegen dieſen Schädel in Vergleich zu ſetzen, da von einer ſolchen Lehre noch nichts bekannt, und ich zu ſehr Laie in der Arzneiwiſſenſchaft war, um ſelbſt auf ein Syſtem dieſer Art zu gerathen. Daß aber der Keim dazu in mir verborgen gelegen, glaubte ich gewiß, als die erſten Nachrichten von einer Organenlehre erſchienen, und wie mich es trieb, die Köpfe wieder herabzuholen, davon mache ich dir als Menſchen- und Seelenkenner keine weitere Beſchreibung.

Das erſte, nachdem ich wieder in ihren Beſitz kam, war die Unterſuchung meines eignen Kopfes gegen den fünften Schädel. Erſtaunt und betroffen, wurde ich überzeugt, daß keine große Aehnlichkeit wäre. Sollte es dir auch einmal ſo gehen, dachte ich, und der Gedanke durchbebte mein Innerſtes. In dem letzten halben Jahre aber, war ich mit ihm vertraut, und jetzt, da ich weiß, ich werde bald vor dem Gerichte deſſen ſtehen, der Gutzs und Böſes ſo wahr und leicht unterſcheidet, jetzt zittre ich nicht. Meines Unrechts mir bewußt, ſtandhaft zu tragen, was in jenem Leben über mich beſchloſſen wird, gehe ich ruhig aus der Welt, die ich nach meinem eignen Willen verlaſſe.

Des ſchwarzen Belten Kopf und Geſchichte war meine zweite Beſchäfftigung, und o! daß ich den unſeligen Einfall nie gehabt hätte, Weisbergs Kopf unterſuchen zu wollen.

Das fiel mir gar nicht ein, daß ſein Kopf mit dieſem einige Aehnlichkeit haben ſolle. Ich wollte den Unterſchied zwiſchen beiden betrachten, weil Weisberg mir ganz als das Gegenſtück zu ſeiner Geſchichte bekannt war. Hatte mich meine Aehnlichkeit mit dem fünften Schädel in Verwunderung geſetzt, ſo that es dieſe Uebereinſtimmung noch mehr, und ich hatte viel Faſſung nöthig, um dem jungen Manne nicht gleich die ganze Fülle meines Unwillens empfinden zu laſſen. Aber von dem Augenblicke an war es beſchloſſen, er ſolle nicht der Mann meiner Tochter werden, und ich beſtärkte mich in jeder Stunde faſt mehr, nicht in der Schlechtheit ſeines Karakters, ſondern in der Gewißheit, daß er einmal eine Mordthat begehen würde, und in der Einbilbildung, daß er ſie an meiner Tochter begehen würde.

Der dritte Gegenſtand, den ich erforſchte, war die Kindermörderin, und gerade in dem Zeitpunkte mußte ich auf die unglückliche Idee kommen, den Schädel meiner lieben unvergeßlichen Amalie zu beſitzen.

Die auffallende Gleichheit dieſer beiden haſt du ſelbſt geſehen, aber laß mich einen Vorhang über alles ziehen, was dahin gehört. Ich kann mir es nicht vergeben, daß ich einen Raub an ihrem Leichnam beging, und es wird in jenem Leben mein erſtes ſeyn, Verzeihung von ihr dafür zu ſuchen.

Von der Zeit dieſer Uebereinſtimmung an, war mein Glaube an Galls Syſtem vollkommen, und ich ſelbſt lebte in einer Ruhe, die ich mir ſcheinbar träumte, und die auch euch täuſchte. Aber ich war nichts weniger als ruhig, denn ich glaubte erſt durch Gall ganz überzeugt zu werden. Er fehlte blos, mich in allem zu beſtärken, und ich mahlte mir ſchöne Augenblicke, die ich mit ihm durchleben wollte.

Ich hatte die Geſchichten des dritten und vierten Schädels, die ich wohl eben ſo ſorgfältig, wie die übrigen ſtudirt, auf die Seite gelegt. Leider hatte ich ſchon lange an Louiſens Kopfe die auffallende Aehnlichkeit mit dem Schädel der Wahnſinnigen wahrgenommen, und ſeitdem war es um ſo feſter bei mir beſchloſſen, daß aus der Heirath mit Weisberg nichts werden ſollte, weil ich fürchtete, daß ſein Würgſinn die Gelegenheit zu ihrem Wahnſinn geben würde, und Gall auch nicht

ansausdrücklich den Wahnſinn organiſch annimmt, ſondern ihn von einer innern Zerrüttung herleitet.

So wogte ich mich in Ideen und Gegenideen immer fort, bis mir meine Schweſter den unglücklichen Doktor vorführte, deſſen Aehnlichkeit mit dem Schädel meines gutmüthigen Erſchlagenen mich höchlich erfreuete, und den ſchnellen übereilten Entſchluß mich faſſen ließ, Louiſen mit ihm zu verbinden.

Ich ſahe es ja deutlich genug, daß ſie ihn nur um meinetwillen nahm, und es war unerhört, daß ich zum Tyrannen an meinem eignen Kinde wurde. Und doch waren dies ſeit langer Zeit die glücklichſten Stunden, die ich gehabt hatte. Meine Phantaſie mahlte mir auf eine kurze Zeit das Glück meiner Tochter als gegründet, und ich konnte immer nicht begreifen, wie Maria mit Weisberg ſo ruhig und ſorglos leben konnte, da ich doch verſichert war, daß ſie die Beſchaffenheit des jungen Mannes kannte, und alſo natürlich Furcht für ihn hätte haben ſollen.

Jetzt kam Doktor Gall. Ich ſchildre nicht, was ich empfand, wie ich ſeine Ankunft erfuhr. Ein Vergnügen durchbebte mich, von dem ich vorher nie einen Begriff gehabt, ich ſahe mich am Ziele aller meiner Wünſche und Hoffnungen, am Ziele meiner Kenntniſſe und Ueberzeugungen. Ich ſahe einem Himmel der Zukunft entgegen, und wie wurde ich ſchon da erſchüttert, als ich hörte, ich könnte keinen Antheil an ſeinen erſten Vorleſungen nehmen. Ich betrachtete es als eine Chikane des Schickſals, und Aerger und Groll nahmen bey mir überhand.

Allein wie wurde mir, als ich Pflaumreichs Infamie erfuhr. Doch du biſt von dem allen Zeuge geweſen, und weißt, wie eifrig und hartnäckig ich noch auf meiner Meinung beſtand, noch immer den Dr. Gall zu ſprechen wünſchte, und den Fall mit den beiden Schädeln als eine Ausnahme betrachtete.

Oefter kamen jetzt Maria und Weisberg, beſonders nachdem ſie dem Dr. Pflaumreich ihr Haus verboten hatten, zu mir, und täglich ſahe ich an beiden mehrere Beweiſe von Eintracht — kurz, ein Muſter eines glücklichen Eheſtandes.

Dieſes zog mir den Nebel vom Geſichte. Ich fing an, mit Ernſt über alles nachzudenken, was ich gethan hatte, und ich kam mir abſcheulich vor. Ich hatte einer Lehre zu Gefallen, die nicht einmal untrügliche Beiſpiele aufzuweiſen hatte, meiner Gattin Aſche beunruhigt, ich hatte meine Tochter elend und wahnſinnig gemacht, ich hatte einem biedern ehrlichen Menſchen das bitterſte Unrecht zugefügt, ich hatte mein ganzes Hausweſen zerſtört. Und was hatte ich denn für Beweiſe?

Velten und Weisberg waren doch wohl zwei ſo verſchiedene Weſen. Kindermörderin war meine Amalie nicht, und jetzt kömmt es mir vor, als wenn ſie es auch nicht geworden wäre, wenn ſie auch wirklich in die nehmlichen Zufälle verwickelt geweſen wäre. Ich machte euch beiden, dir und Wormannen ſogar Vorwürfe, daß ihr mich den Glauben merken ließet, als ob ſie es hätte werden können.

Pflaumreichs Betragen hätte mir ja gleich den ganzen Unſinn aufdecken müſſen, wenn ich nicht ſo verblendet geweſen wäre.

Jetzt nahm ich die Handſchrift meines Selbſtmörders wieder vor. Ich las ſie mit Aufmerkſamkeit. Ich fand das Recht des Mannes, ſein Leben ſich zu nehmen, und ich fand nicht ohne Schauder, daß auch ich das Recht dazu habe.

Aber ich beſchwöre dich, alter guter Doktor, glaube nicht, daß die Uebereinſtimmung unſrer Schädel die Urſache meines Entſchluſſes iſt. Gerade das Gegentheil. Ich wünſchte ſo gern durch mein fortdauerndes Leben den Beweis zu führen, daß auch dieſe Uebereinſtimmung ein nichtiges Spielwerk ſey, aber der Druck von allem dem Uebel, was ich verurſacht habe, preßt zu heftig.

Noch glaube ich, wenn der traurige Fall mit Wortmann nicht gekommen wäre, ich wäre in der Welt geblieben, und hätte das volle Maaß meiner Leiden getragen. Aber ſeinen Verluſt, durch mich bewirkt, kann ich nicht überleben. Ich habe mich lange auf den Tod vorbereitet. Ich fürchte ihn nicht. Ich will meinem guten Bruder ſchnell nacheilen. Amalie wartet ja meiner.

Schon geraume Zeit habe ich mein Teſtament niedergelegt. Weisberg, der redliche Junge, ſoll es in Ausübung bringen, denn du haſt der Geſchäffte zu viel. Aber du wirſt eine mitleidige Thräne meinem Todte weinen, und wirſt dich der Meinigen ferner als Freund annehmen, wofür ich dir danken werde, wenn wir uns in der Ewigkeit umarmen.

* * *

Weisberg war noch einmal bei mir. Es iſt ein guter liebevoller Menſch. O, wie verblendet war ich! Louiſe war auch hier. Sie kann den Gedanken noch nicht vergeſſen, daß Weisberg einen Mord begehen müſſe. Sie glaubt, er werde ihn an mir begehen, und ich bin ſchuld an dieſem unſeligen Glauben.

Ich fühle die Wirkung meines Tranks. Guter Doktor! wie ſehne ich mich nach dir? Dich möchte ich wohl bei meinem Todte bei mir haben, aber ſonſt auch niemanden. Ich gab Weisberg einen Wink davon, daß ich dich zu ſprechen wünſchte, aber er muß dich nicht mehr gefunden haben, ſonſt wärſt du gewiß hergeeilet. Mein Geiſt iſt bei dir. Ich will dich mir denken, wie du mit keiner zornigen, nein mit einer freundlichen Miene vor meinem Bette ſtehſt. Schlaf wohl, bis auf Wiederſehen. Ich fühle es, ich unterliege.

Neunzehnter Abſchnitt.

Fünfter Schädel.

Geſchichte eines Selbſtmörders.

Ich bin der älteſte von ſechs Geſchwiſtern. Zwei Brüder und drei Schweſtern waren nach mir geboren. Unſere Mutter ſtarb, wie wir alle noch Kinder waren. Bei meines Vaters Todte war ich 20 Jahr alt. Er konnte ſeines Lebens Ende gewiß beſtimmen, und ſo ließ er mich vorher mündig erklären, und machte mich zum Vormund meiner übrigen Geſchwiſter. Er hatte die beſte Meinung dabei. Sein Vermögen ſollte nicht durch Eigennutz verkleinert werden. Auch konnte er ſich auf mich verlaſſen, denn ich liebte meine Geſchwiſter außerordentlich.

Sie waren mir eben ſo ſehr zugethan, als ich ihnen gut war, und unſre gegenſeitige Liebe diente zu einem allgemeinen Muſter in dem Orte, wo wir wohnten.

Um ihrentwillen, und um ſie alle ſo glücklich zu machen, wie ich es wünſchte, und ſie es verdienten, nahm ich keine von denen mir angetragenen anſehnlichen Bedienungen an. Ich wollte das meinem ſterbenden Vater gegebne Wort pünktlich halten, und blos für ſie leben. Ich wußte die ſchon beträchtliche Verlaſſenſchaft meines Vaters ſo anzulegen, daß ſie doppelte Zinſen trug, und ſo blieb mir das Vergnügen, meinen Geſchwiſtern keine billige Forderung abſchlagen zu dürfen. Dagegen hatten ſie mir alle das heilige Verſprechen gegeben, keinen Schritt ihres Lebens ohne meinen Willen zu thun.

Mir war dieſes Verſprechen ſehr angenehm, weil es mir eine Thorheit meines Lebens noch angenehmer machte.

Ich war mit Leib und Seele Phyſiognomiſt. Ich glaubte jedem Menſchen in ſeinem Geſichte anzuſehen, wes Geiſtes Kind er wäre, und ich floh alles, was meiner Meinung nach keine gutmüthige Stirn, keine vielverſprechende Naſe, keinen menſchenfreundlichen Mund, und keine glückbringenden Augen hatte. Alle Bücher, die je über Phyſiognomik geſchrieben waren, zierten mein Zimmer, und jedes willkommne Geſicht fand bei mir Aufnahme und Troſt.

Da ich außer dieſem meinem Steckenpferde weiter keine Fehler oder Schwächen an mir hatte, ſo war es ſehr leicht einzuſehen, daß man meine Beſchäfftigung als eine Wiſſenſchaft nahm, die mit der Zeit zu etwas Außerordentlichem und Guten gedeihen könnte. Man ging ſo weit, daß man Rath bei mir ſuchte, aber mein Grundſatz war, mich in aller übrigen Welthändel nicht zu miſchen, bloß für meines Hauſes Wohl zu ſorgen, und meine Kenntniſſe und Erfahrungen nicht auf das Spiel eines Zufalls zu ſetzen, der ſie vor der Welt verdächtig machen könnte.

Widrig oder angenehm war mir jedes Geſicht. Wenn die Letztern mir willkommen waren und meine Freunde wurden, ſo begegnete ich den Erſtern doch nicht unartig oder zurückſchreckend, und ſo erhielt ich wenigſtens keine Feinde, wenn ich auch nicht alle Menſchen zu Freunden hatte und haben konnte.

Ich kann nicht behaupten, daß ich nicht manchmal in meiner Wahl irre geführt worden wäre, aber mein roſenfarbner Humor, die Vorliebe zu meiner Wiſſenſchaft, die bei kleinen Irrungen eintretenden Nebenumſtände machten, daß ich das überſahe, und meine kleinen Betrüger wurden durch meine Verzeihung und meine Anhänglichkeit an ſie, vorſichtiger, und ließen ſich ihre Schelmereien gegen mich nicht merken; es war ja ſo leicht, mich auszuſtudieren.

In meinem Hausweſen war ich der Abgott. Kein Mädchen, kein Bedienter, kein Schreiber, kein Lehrer wurde angenommen, ich mußte ſein Geſicht geprüft haben, und als ob das Schickſal mich durch mein gutes Glück immer mehr in meinem Wahn beſtärken wollte, alles fiel gut aus.

Das Zutrauen zu mir ward dadurch ſo groß, daß in der Epoche der Gründung des Glückes meiner Geſchwiſter, ich ebenfalls das Orakel blieb.

In meinem Hauſe ging es herrlich und in Freuden, obgleich nicht ſchwelgeriſch zu. Was von reellen Leuten ſich zeigte, ward aufgenommen, allen artig begegnet, und mein minderartiges Weſen gegen Geſichter die mir nicht gefielen, wurde als ein nothwendiges Uebel angenommen, und ſcherzhaft überſehen.

Meine älteſte Schweſter gab mir die erſte Gelegenheit, einen kleinen Starrſinn in meiner Wiſſenſchaft durchzuſetzen.

Ich hatte mit meinen Geſchwiſtern die Verabredung getroffen, daß ich ſo lange bei ihnen bleiben wollte, bis ſie alle gut verſorgt wären, dann aber wollte ich meiner Neigung, auf Reiſen zu gehen, folgen, um meine Kenntniſſe auswärts zu erweitern und zu berichtigen ſuchen.

Ein junger Gelehrter von Talent und Ruf, den das Schickſal ausſchließlich von der gewöhnlichen Lage dieſes Standes mit Glücksgütern verſehen, machte Eindruck auf Karolinen, ſo hieß die älteſte meiner Schweſtern, und ſchien ſie eben ſo ſehr in ſein Herz geſchloſſen zu haben.

Sophie, die Jüngere, obwohl nur um zwei Jahre, entdeckte mir dieſes Verſtändniß, und, ſie hatte wirklich einen ſcharfen Beobachtungsgeiſt, bemerkte dabei, daß ſie mein Urtheil nicht ganz zufrieden mit der

Phyſiognomie des Mannes erblickt haben wolle.

Du haſt Recht, Sophie, ſagte ich ihr, er gehört nicht zu meinen Freunden, ob ich gleich ſeine Kenntniſſe, ſein Talent ehren muß, und er im Ganzen keine verwerfliche Parthie iſt. Aber die Phyſiognomie des Menſchen taugt nichts. Indeſſen müſſen wir vorſichtig zu Werke gehen, und du darfſt durchaus nicht Miene machen, als ob du dabei im Spiel wärſt.

„Ich verſtehe, Bruder, Karoline könnte denken, ich beneidete ſie wegen ihres Glücks, oder ich hätte gar ſelbſt eine Abſicht auf den Menſchen.“

Sie ſahe dabei ſo ſchelmiſch aus, daß ich anfing zu zweifeln, ob ihr Geſicht das Gepräge der Wahrheit trüge. Allein ich glaubte zu ſehr von der guten Phyſiognomie aller meiner Geſchwiſter überzeugt zu ſeyn, als daß ſo etwas mich irre machen ſollte, und ich ließ die kleine Sophie laufen, ohne näher zu unterſuchen.

Ich fixirte aber jetzt meinen Freund genauer, und fand ſein Geſicht von Tage zu Tage widriger, unangenehmer, und gar nicht in meine Familie paſſend. Ich blieb gegen ihn artig, wie gegen Jedermann; allein in unſern kleinen häuslichen Zirkeln unterließ ich nicht auf ſeine boshaften Augen, auf ſeine Ausſchweifung weißagende Naſe, beſonders auf ſeine jämmerlich gebaueten Ohren loszuziehen, welche letztere mir eine Chamäleon von auffallenden Unbeſtand anzeigten.

Karoline wurde roth, aber ich merkte nicht darauf, obgleich Sophie mir bedeutend genug zulächelte, und fuhr fort, ſeine Zukunft als ein Gewebe von Unruhe, Unzufriedenheit und leichtſinniger Handlungen zu mahlen, und wie ich dieſes alles aus ſeinen Geſichtszügen derivirte, hatte ich auch nicht eine einzige Stimme gegen mich, und Karoline ſelbſt, ſey es nun um ſich nicht zu verrathen, oder weil ſie wirklich in dem Augenblicke Abneigung gegen ihn fühlte; genug ſie machte mir das Kompliment, daß ich richtig zu ſchildern wüßte.

Das arme Mädchen ſtand, ſo wie alle, ſo ſehr und unvermerkt unter meiner Deſpotie, daß ſie vorausſah, ohne meine Zuſtimmung würde ſie nicht wählen dürfen. Ich ließ es aber dabei nicht bewenden. Ein junger Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, der ſich bei mir ſehr eingeſchmeichelt, und deſſen Phyſiognomie ich bis im Himmel erhoben, hatte mir eine Neigung

gung für Karolinen entdeckt, die von Liebe ſprach.

Ich machte ihn mit den Gefahren bekannt, die ſeinen Ausſichten bevorſtänden, und munterte ihn auf, ſeinen Weg zu verfolgen. Ich unterließ nicht, ihn bei jeder Gelegenheit zu rühmen, und mich glücklich zu ſchätzen, wenn ein ſolcher Mann mein Verwandter würde. Karoline war eine zu gute Schweſter, als daß ſie meine Wünſche nicht hätte erfüllen ſollen, und ohne daß ich mit ihr ſelbſt ein Wort darüber geſprochen, hörte ich zu meiner innigen Zufriedenheit, daß ſie ſich mit einander vereinigt, und man bat mich, als des Hauſes Oberhaupt, um die Einwilligung in dieſe Heirath.

Ich gab ſie mit Freuden. Um dieſe Zeit waren meine beiden älteſten Brüder nach mir, von Univerſitäten zurückgekommen, und hatten ihre Zeit ſo gut angewendet, daß ſie allgemein geſchätzt und geehrt wurden. Es öffneten ſich ihnen bald vortheilhafte Laufbahnen. Der Präſes im Finanzkollegio nahm ſich des einen an, und gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß er geneigt wäre, ihm ſeine Tochter zur Frau zu geben.

Mathilde, ſo hieß ſie, wurde von mir betrachtet, ich fand ihre Phyſiognomie gut, ſanft, einnehmend, hinreißend; ich glaubte den Zug treuer Liebe bei ihr zu erblicken. Ich ſprach mit meinem Bruder, welcher mir zu erkennen gab, daß er eigentlich noch keine Neigung zum Heirathen habe; weil ich ihm aber alle Vortheile dieſer Verbindung auseinanderſetzte, und eine ſchimmernde Vorſtellung von der Phyſiognomie und den darin liegenden karakteriſtiſchen Zügen ſeiner Beſtimmten machte, ſo entſchloß er ſich, im vollen Zutrauen zu mir, ihre Bekanntſchaft zu machen.

Natürlich nahm ſie ihn ein. Er bekam Sitz und Stimme im Kollegio, und ſein Glück war gemacht. Friedrich war Finanzrath, und Schwiegerſohn ſeines Präſidenten, was konnte ihm fehlen.

Der jüngſte meiner Brüder hatte die Landwirthſchaft gelernt, und wollte ſie praktiſch ausüben. Er machte mir den Vorſchlag, ihm ein Gut zu kaufen, und ich that es. Hier wollte er einige Jahre erſt wirthſchaften, ehe er ſich nach einer Gefährtin ſeines Lebens umſähe, und ich hatte nichts dagegen. Er war etablirt, konnte alſo meiner Reiſe kein Hinderniß in den Weg legen.

Nach dem Zeitpunkte dieſer Reiſe fing ich an mich herzlich zu ſehnen. Ich hatte verſchiedene traurige Erfahrungen in meinen phyſiognomiſchen Beobachtungen gemacht, und ich ſchob es darauf, daß ich täglich mit den Geſichtern, die ich ſahe, umging, und hielt meinen beurtheilenden Blick dadurch für beſtochen.

Meiner Meinung nach mußte er durch frappante Gegenſtände gereizt und berichtigt werden, oder er ſank zu einer Schwächlichkeit herab.

Sophie und Karl blieben mir zu verſorgen noch übrig. Die erſtere war in eine Art von Mißmuth verfallen, und ich konnte durch kein Mittel ein Geſtändniß aus ihr bringen, woher ihre Schwermuth rühre. Ich ſtellte ihr verſchiedene Freyer vor, die alle aber keinen Eindruck auf ſie machten, und da mir auch ſelbſt ihre Phyſiognomien nicht ganz gefielen, ſo drang ich nicht weiter in ſie. Sie wünſchte in ein Stift, und ich brachte ſie dahin.

Karl machte mir etwas mehr zu ſchaffen. Er hatte ſich auf der Univerſität mit der Tochter eines Pedellen eingelaſſen, und geſtand mir dieſes offenherzig. Sie iſt das tugendhafteſte Mädchen, ſagte er, und du mußt auf keinen Fall eine üble Meinung von ihr faſſen. Ihr Vater iſt ein Mann von Bildung und Verſtand. Er hatte Theologie ſtudirt, ein Studium, zu dem ihn ſeine Mutter gezwungen, weil ſie durchaus einen Prediger aus ihrem Sohn machen wollte. Allein der Mann hatte nicht den Muth zu predigen. Er verſuchte es einmal und warf um. Zum zweitenmale ging es ihm nicht beſſer, und da ſeine Mutter aus Gram darüber ſtarb, ſo faßte er einen Haß gegen die ganze Theologie, ging wieder auf die Univerſität zurück, um umzuſtudiren, als ihn ſein Vormund, ein Kaufmann, um ſein ganzes Vermögen brachte.

Eben war die Stelle des Univerſitätspedellen offen, man war ihm auf der Akademie ſehr gewogen. Man trug ſie ihm an, und gab ihm Auszeichnungen, die vorher nicht bei der Stelle waren. Er heirathete glücklich, und erzog ſeine einzige Tochter muſterhaft.

Was ſollte ich zu dieſer Erzählung ſagen. Die Tochter eines Univerſitätspedellen paßte freilich nicht in meine Pläne, aber den guten Karl ſo leicht vor den Kopf zu ſtoßen, konnte ich auch nicht. Ich machte alſo die Reiſe mit ihm. Ich ſah in der Stille ſeine Geliebte. Du lieber Gott!

wie kam ſie mir entſetzlich vor. Ich ſahe in ihr nichts, als die pure Einfalt. Tugendhaft, ja, das gebe ich zu, aber für die Welt, für deine Verhältniſſe, Karl, da iſt ſie wahrhaftig nicht. Und ihr Geſicht, ſo gutmüthig es auch iſt, ſo iſt es doch auch ſo einfach — ſchwankend wird immer ihr Karakter ſeyn, geleitet wird ſie werden von jedem, der ſich ihr nähert. Würdeſt du das ertragen?

Karl wurde tiefſinnig. Er reiſte mit mir ab, ohne ſie geſprochen zu haben.

Ehe ich abreiſete, nahm ich ihn noch einmal vor. Lieber Karl, ſagte ich, ich muß dich verſorgt wiſſen, ehe ich dich verlaſſe. Ich habe zwei Wege. Du kannſt als Sekretair ins Miniſterium treten. Du kannſt Aktuarius auf dem Lande werden. Im letztern Falle kannſt du dein Mädchen holen und heirathen. Im erſtern ſiehſt du wohl, iſt das unmöglich. In ein ſolches Kollegium eintreten, und ſich durch eine üble Heirath den Weg zum Fortkommen verſperren, iſt thörigt. Als Aktuarius bleibt dir der Weg, Amtmann zu werden, und die Amtmännin haſt du in deiner Geliebten.

Ueberlege das, und ſage mir Antwort.

Den andern Tag kam er wieder zu mir und ſagte: Ich habe mich entſchloſſen, ich nehme die Stelle als Sekretair im Miniſterio an. Ich will eine Karriere machen.

Schon am dritten Tage hatte er das Patent.

Nun waren meine Pflichten erfüllt. Ich machte mich jetzt auf die lange beſchloſſene Reiſe, und wollte meinem Lieblingsſtudio die Krone aufſetzen. Aber, lieber Himmel! was machte ich für Erfahrungen? Die mir als die ehrlichſten treuherzigſten Geſichter erſchienen, waren, wenn ich Erkundigungen über ſie einzog, die bösartigſten Menſchengeſtalten, waren Gauner, Betrüger, hinterliſtig, falſch. Es gelang mir unter fünfmal kaum einmal, eine richtige Deutung gemacht zu haben, und jemehr ich meine Grundſätze in Regeln zu bringen ſuchte, deſto weniger entſprach der Erfolg meinen Hoffnungen.

Ich muß falſche Grundſätze haben
ſagte ich mir endlich. Ich reiſete zu ein
gen der größten Phyſiognomiſten, und e
holte mich bei ihnen Raths. Aber leid
geſtanden ſie mir alle, daß auch ſie an di
ſem Unglück krank lägen, daß ihre ph
ſiognomiſchen Richtungen ſie oft im Sti
ließ

ließen, daß ſie ſich zuweilen kaum mit allem Verſtande aus den Verlegenheiten herausziehen könnten, wohin ſie übereilte Urtheile verſetzten.

Dieſe Nachrichten waren mir wahre Hiobsposten, und einige unter ihnen hatten mein Blut vollends durch die Bemerkung in Harniſch gebracht, daß man die Sache ſo gut zu drehen ſuchen müſſe, als man könne, um nicht etwa durchs Widerrufen der einmal angenommenen Hypotheſen ſich lächerlich zu machen.

Man hatte wohl von mir und meinem feſten Glauben an den Phyſiognomiſmus gehört, und hatte mich ſchon auf die Liſte der berühmteſten Anhänger gepflanzt, man erwartete nun alſo auch von mir, daß ich der guten Sache treu bleiben, alles anwenden würde, den Wolf unter Schaafskleidern zu verbergen, und wenn ich einmal auf einen Grund ſtieße, der etwas feſter wäre, als die bisherigen, nicht unterlaſſen würde, ſolches ſogleich der Gemeine bekannt zu machen, damit man ferner darauf bauen, und die häufig ſchon empfangenen Scharten auswetzen könnte.

Ich nahm von den Amtsbrüdern meiner Thorheiten einen ziemlich grämlichen Abſchied, durchreiſte noch einige Länder, ſprach bei noch einigen mir bisher unbekannten Glaubensgenoſſen ein, und fand alles auf den nehmlichen Fuß, wie ich es allenthalben gefunden. Endlich entſchloß ich mich zum Großpapa unſrer Zunft in die Schweiz zu reiſen. Ich fand einen ſublimen, weit über die andern hervorragenden Mann, der mir Grundſätze in der Sache zu haben ſchien, allein er brachte ſie ſo dunkel, myſtiſch und unverſtändlich vor, daß ich viel zu irdiſch und zu klein erſchien, um von ſeinem hohen Vortrage erleuchtet zu werden.

Ich verließ ihn, ohne im geringſten belehrt zu ſeyn, und ohne etwas anderes zu wiſſen, als daß er vielleicht mit Geiſtern in Unterhandlungen lebe, die ihm mehr offenbarten, als der nicht auserwählte Sterbliche erreichen könnte. So viel indeſſen hatte ich nur zu gewiß erfahren, daß auch er durch ſeine phyſiognomiſchen Kenntniſſe und Zutrauen oft hintergangen war, und einen Habicht ſtatt einer Taube gefangen hatte.

Alle dieſe Erfahrungen machten mich mißmuthig und hypochondriſch, und wenn man dieſes auf Reiſen wird, wo immer neue Gegenſtände den Menſchen immer mehr aufheitern, ſo iſt das wirklich ein böſes Zeichen, und ein Vorläufer eines melancholiſchen Tiefſinns. Ich war mit mir ſelbſt unzufrieden, daß ich die Blüthe meines Lebens, ſtatt meinem Vaterlande nützlich zu werden, auf eine Wiſſenſchaft verwandt, von der ich nun überzeugt war, daß außerdem, daß ſie ſo manchem Menſchen Unrecht thut, ſie nie zur Stufe gelangen kann, etwas Nützliches für die Menſchheit zu bewirken.

Aber ich war noch nicht im ganzen Umfange meiner Leiden bewandert. Ich kehrte mit ſchwerem und erwartungsvollen Herzen zurück. Ich ſchmeichelte mir, daß Jahre und tiefes Forſchen mich vielleicht ſtumpf gemacht hätten, und daß doch wenigſtens das erſte Feuer der Jugend, in dem ich phyſiognomiſch gehandelt, meinen damaligen Geiſt krönen würde. Denn ich hatte ſchon ſeit langer Zeit unterlaſſen, Rath zu er-

ertheilen, und auf meine Geſichterkunde mich ſelbſt zu verlaſſen. Ich hatte einen Bedienten, der noch von meinem Vater herrührte, und dem ich aus mitleidigem Gefühl das Gnadenbrod nicht hatte verſagen wollen; allein der Menſch war mir immer zuwider geweſen, weil ſeine Phyſiognomie mir gerade das zu ſeyn ſchien, was man eine Galgenphyſiognomie nennt, und ich ihm nie auch nur das geringſte anvertraut hatte. Nachdem aber alle meine, zur Reiſe neu angenommenen Leute mit den ächten Naſen, Ohren, Wangen, Stirn und Blick, einer nach dem andern mir ſolche Schurkenſtreiche gemacht hatten, daß ich ſie fortjagen mußte, ſo war ich genöthigt, mich näher an dieſen Menſchen zu ketten, und fand ihn ſo treu, ehrlich und wohlwollend gegen mich geſinnt, daß ich nicht umhin konnte, ihm um den Hals zu fallen, und ihn um Verzeihung zu bitten.

Er konnte noch nicht begreifen, warum ich das thäte, denn er hatte eine ſo unerſchütterliche Theorie von der Pflicht des Dieners gegen den Herrn, daß er es mir ſchon als eine große Wohlthat anrechnete, daß ich ihn bei mir geduldet und ernährt hatte.

Ich wurde täglich unleidlicher, und er täglich theilnehmender.

Ich war nun auf der Rückreiſe in mein Vaterland-begriffen, um die Früchte meiner Bemühungen um meine Geſchwiſter einzuerndten.

Zu allererſt führte mich der Weg auf das Landgut meines jüngſten Bruders. Er war nicht zu Hauſe, aber ein reinlich gekleidetes Frauenzimmer, welches mir entgegen kam, nöthigte mich in ein Zimmer,

und ſagte: ſie wolle den Herrn des Gu
gleich zur Stelle ſchaffen.

Meine alte Sucht wandelte mich a
Wer iſt ſie? fragte ich mich. Sei
Wirthſchafterin? da mag er ſich übel
bettet haben. Dieſe kleine unbedeuten
Naſe, dieſer ſpöttiſche Zug um den Mun
dieſes ſchweifende Auge, was wahrl
keine Treue anzeigt — ich will nicht h
ſen — doch nein — ſie ſagte ja: He

Indem trat mein Bruder ein. M
Gott! Franz! rief er aus, ſey mir t
ſendmal willkommen, das heiß ich brü
lich überraſcht. Liebes Riekchen, kom
hier iſt mein Bruder.

Aber Riekchen war ſchon in die K
gegangen, um dem Gaſte ein Früh
zu beſorgen.

uiß

an.
eine
ge-
nde
nd,
lich
hof-
err!

Nein
tau-
ider-
mm.

Küche
ſtück

Wem

Wem rufſt du? frug ich ängſtlich.

Meinem lieben Weibchen, die dich
dies Zimmer geführt, und dich nicht
kannt hat, denn ſie hat dich ja nie
hen. O ein goldnes Weibchen!

Dieſe ſagte ich, und erzählte alle
ſiognomiſchen Mißgriffe, die ich a
bemerkt, in einem Athem her.

Das iſt gut, daß ſie nicht gleich
ſagte Bruder Bernhard. Biſt du
nicht von deinen Grillen zurückgekom
Sie iſt das beſte Weib, was unt
Sonne zu finden iſt. Ich lebe
glückliches Leben, daß ich zu beneide
Ihre Sanftmuth iſt ohne Grenzen
ihre Liebe gegen mich. Wir zank
nur über einen einzigen Punkt, d
ihr nicht abgewöhnen kann.

Alſo doch etwas Nachtheiliges? frug ich, und war ordentlich froh, daß ich nicht ganz mit Schande beſtehen ſollte.

Sie kann es nicht laſſen, mich ihren Herrn zu heißen. Sie iſt nur eines armen Pachters Tochter, der von ſeinem Pachtherrn aufs Blut gedrückt wurde, dem ich von der verderbenden Pachtung loshalf und zu meinem Verwalter machte, und ſeine einzige treffliche Tochter zu meinem Weibe nahm.

Jetzt ſtand ich zerfließend wie Butter an der Sonne, und meines Vaters alter Bedienter fiel mir ein.

Sie kam. Das iſt mein Bruder, Rieckchen! ſagte er.

Das freundliche Weibchen, welches

mir nun ſchon ein ganz anderes Geſicht zu haben ſchien, fiel mir um den Hals, und küßte mich ſo herzlich, daß meine Thränen unwillkührlich quollen.

Ich übergehe die völlige Ueberzeugung von ſeiner Glückſeligkeit, ich gönnte ſie ihm, aber meinen Tiefſinn vermehrte ſie.

Endlich frug ich ihn mit Zittern, was er für Nachrichten von meinen übrigen Geſchwiſtern habe. Sein Auge wurde trübe.

Ich verſtand ihn genug, um nicht weiter in ihn zu dringen, und ich fand ein Gefühl von Ruhe darin, daß ich auch ihn durch meine entſetzliche Verblendung nicht unglücklich gemacht, denn wenn er mir dieſe Perſon als Braut vorgeführt hätte, ich hätte nimmermehr zugegeben, daß ſie ſeine Gattin geworden wäre.

Sie behandelte mich ſo liebevoll, mit ſo entſchiedner Schweſterliebe, daß ich mich ſchwer trennte, aber ich mußte den ganzen Umfang meines Unglücks kennen lernen.

Ich eilte in die Stadt, wo meine beiden Brüder wohnten, und ich Sophien noch im Stift zu finden glaubte. Ich fuhr bei Bruder Friedrich vor. Ich fand ihn als Präſidenten des Finanzkollegii, und einen Glanz in ſeinem Hauſe, der meine Erwartung übertraf. Das hat doch ein gutes Anſehen, ſagte ich. Ich ließ mich melden und wurde in ſein Zimmer geführt. In Akten und Rechnungen ſaß er da, finſtern und mißmuthigen Blicks. Wie er mich ſahe, ſprang er auf. Rette mich, Bruder, rief er, rette mich von dem Elend, worein du mich geſtürzt.

Ich erſchrack, ich mußte mich vor Schwachheit ſetzen.

Mein Weib iſt ein Scheuſal, ſagte er. Sie iſt die öffentliche Buhlerin des Fürſten. Entehrt war ſie, als ich ſie nahm. Ich mußte zum Deckel ihrer Schande dienen. Ich nehme keinen Antheil an dem Glanze dieſes Hauſes. In meinem Zimmer begraben, thue ich meine Pflicht, und das ſcheint ihnen zu behagen. Ich wage es aber nicht, die Augen aufzuſchlagen. Der Vater meiner Frau ſtarb bald. Ich wurde zum Präſidenten des Kollegii ernannt, und nun ward das öffentlich, was vorher nur geheim getrieben war. Aber ich kann meinen Mund über meine Schande nicht aufthun.

Ich ging zu ihr, die ich für einen Engel gehalten, und der Teufel ſprang mir entgegen. Was haben ſie mir für einen Murrkopf gegeben, rief ſie. Wer in der Welt lebt, muß mit ihr leben. Sagen ſie ihrem Bruder, daß er ſich nicht ſelbſt beſchimpfen ſoll. Ich erſchrack, daß ich die Phyſiognomie dieſes Weibes ganz anders fand, als ich es erwartet hatte, ſie hatte Fehler ſtatt der Tugenden, die ich vorher in ihr geſehen.

Sie lachte mir gerade ins Geſicht, wie ich ihre Aufführung als ſchändlich ihr ſchilderte, und ſagte: Wenn ich darüber etwas laut werden ließe, würde ſie ſich beim Fürſten beklagen. Sie habe ihrem Mann zum Präſidenten des Kollegii gemacht, und das ſey alles, was ſie ihm ſchuldig wäre. Geliebt habe ſie ihn nie, weil er ihr aber durch die Heirath gedient, wäre ſie dankbar geweſen.

Das war genug, mich ganz zu demüthigen. Ich verließ ſie, und ſagte meinem Bruder: Er müſſe ſeinen Abſchied nehmen.

Nein, erwiederte er. Das Kollegium iſt mit mir zufrieden. Aber getrennt will ich von dem Weibe ſeyn.

Ich ging zum Fürſten. Er kam in einige Verlegenheit.

Ich kann dieſe Trennung nicht zugeben, ſagte dieſer. Ich will lieber das Weib aufgeben. Und was ſoll er mit ihr? antwortete ich. Sich von ihr trennen, aber nicht öffentlich. Ich gebe ihr ein Landgut, und verweiſe ſie dahin. Ich trug das meinem Bruder vor, und er war es zufrieden. Die Furie ſpie Feuer und Flammen. Die fürſtliche Dienerſchaft wurde zurückgezogen. Sie mußte abreiſen. Nun klagte ſie auf Trennung, ſie wurden geſchieden, und ſie verließ das Land. Aber meines Bruders Laune war dahin. Ich hatte ſie geopfert.

Mit Karln ging mir es nicht beſſer. Sein Fleiß und ſeine Liebe zur Arbeit hatten ihn doch empor gebracht. Er ſtand nahe am Miniſter, aber in ſeinem Herzen nagte ein Wurm. Ach, wäre ich Aktuar geworden, ſagte er mir. Jetzt wäre die Amtmännin mein. Der gute Menſch gab mir nicht einmal die Schuld ſeines Unglücks, und gewiß hatte ich es doch verſchuldet. Ich legte es ihm ja nahe genug. Ich machte ihm ſein Mädchen verächtlich. Ich ſchilderte ihm den Miniſter, den er freilich erreichen wird, aber er wird als Miniſter doch nicht ſo glücklich ſeyn, wie er als Amtmann geweſen wäre. Ich ſetzte mich traurig bei ihm nieder. Traure nicht, ſagte er zu mir, du hatteſt keine böſe Abſicht, du haſt es gut gemeint. Du ließeſt mir ja die Wahl, ob ich Aktuar werden wollte. Aber du haſt doch einen prophetiſchen

Geiſt gehabt. Der nehmliche Aktuar, der an meine Stelle dorthin gekommen iſt, hat ihre Bekanntſchaft gemacht, und da ich mich gar nicht mehr um ſie bekümmerte, ihre Liebe erworben und ſie geheirathet. Kurze Zeit darauf ſtarb der Amtmann. Er wurde es, ſie iſt Amtmännin an der nehmlichen Stelle, wo ſie es durch mich geworden wäre, und ihr Mann iſt durch ſie der glücklichſte Menſch auf Erden.

Haſt du ſie wieder geſprochen? fragte ich.

Geſprochen, und ihre Glückſeligkeit bewundert, ihr es geſagt, daß ich mich ſelbſt unglücklich gemacht. Den Troſt ihrer Freundſchaft und ihres Mannes Zutrauen habe ich mir erworben, und gewiß — läßt mich mein Schickſal höher ſteigen, ſo werde ich ihn vor allen hervorziehen.

Und du haſt keinen Gegenſtand einer Neigung wieder gefunden?

Wie kann ich? Giebt es noch ein Mädchen wie ſie? Ich erhole mich an meinen Geſchäfften, wie mein unglücklicher Bruder. Wir werden nie unſern Namen fortpflanzen. Und, wie es ſcheint, du auch nicht. Das bleibt unſerm jüngſten ſo glücklichem Bruder vorbehalten.

Jedes Wort war ein Dolchſtich in meine Seele. Ich hatte gar nicht das Herz, nach Sophien zu fragen. Ich fragte nur nach Karolinen.

Unſere Schweſtern ſind auch nicht glücklich, ſagte er. Daß Sophie verſchwunden iſt, wirſt du wohl wiſſen.

Was? ſchrie ich — davon weiß ich nichts. Warum, und wie geſchahe es?

Wir wollen zu Karolinen reiſen, ſagte er, die wird dir alles erzählen, ſie erwartet dich ohnedem. Sie ſagt, du wärſt zu ihrer Glückſeligkeit das einzige Rettungsmittel, und hätte lange an dich geſchrieben, wenn wir deinen Aufenthalt gewußt.

Mein Geiſt war wie verloren. Alſo alles, alles was ich unternommen hatte, war mißlungen. Alle meine phyſiognomiſchen Kenntniſſe waren fehlgeſchlagen, und nur die nach ihrem Geiſte gewählt hatten, waren glücklich. Ich ſah es jetzt vollkommen ein, daß wir keine Seele nach ihrer Schaale beurtheilen können, und es donnerte mich nieder, daß ich meine Zeit verſchwendet.

Ich ließ meinen Kummer nicht ſo ſtark ſehen, als er in mir wüthete; er vernichtete mich. Ich ſetzte mich in einer ſchrecklichen Stimmung mit Karln im Wagen, und fuhr zu Karolinen. Das Bild des Elends kam mir entgegen, und Karl ſelbſt erſchrack vor ihrer Geſtalt; ſie hatte ihm ihre Leiden wohl geſchrieben, aber er hatte die Wirkungen davon auf ihren Körper nicht geſehen.

Einige Kinder gingen wörtlich in Lumpen gekleidet umher.

Kannſt du helfen, ſo hilf, rief ſie mir entgegen. O wie unglücklich hat mich deine Phyſiognomie gemacht.

Wo iſt dein Mann? ſchrie ich wild und auffahrend, daß die Kinder wegließen. Ruhig, ſagte ſie, denn ſonſt iſt nichts zu thun.

Sie führte mich in ein Zimmer, wo mein ehemaliger Liebling bei einer Brandweinflaſche der ſchlechteſten Gattung ſaß, und kaum lallen konnte. Lebſt du noch, Herr Bruder? taumelte er mir entgegen, fiel aber gleich auf dem Boden nieder.

Weg von dem Anblick, ſagte ich, drückte krampfhaft die Hand meiner Schweſter, und überließ ihn meinem Bedienten. Karl mußte gleich fort und Zeug anſchaffen. Die Kinder wurden gekleidet. Die Exequirer, die auf dem Gute gelagert waren, ſchickte ich gleich fort, kavirte für die Forderungen, und brachte wenigſtens menſchliches Anſehen in dem Wirrwarr.

Wie iſt das möglich, ſagte ich, als ich mit meiner Schweſter allein war.

Das Gut war verſchuldet, antwortete ſie, und mein Mann ein Trunkenbold; erſt war er vorſichtig, verhehlte mir alles, aber bald ward ich mein Unglück gewahr. Mein Vermögen war verſchwunden, meinen Kindern zu Liebe ertrug ich alles. Aber bald zeigte ſich ſeine Liebe zum Trunk im höchſten Grade. Das Gut muß verkauft werden, und wir ſind Bettler.

Das ſollſt du nicht ſeyn, erwiederte ich.

Ach, lieber Bruder, antwortete ſie mir, zürne nicht, aber ich muß dich anklagen. Mit meinem guten Mitfeld wäre ich ſo glücklich geweſen; er hat eine Gattin, deren ganzes Glück er macht.

Meine Seele war zu Boden geworfen. Vergieb, vergieb, rief ich ihr zu, und klammerte das Bild des Elends an meinen Buſen.

Ach du weißt noch nicht alles, ſagte ſie. Ich gebe dir nicht alle Schuld; Sophie iſt auch unglücklich dadurch. Sophie liebte Witfeld, und ſie war es, die dich gegen ihn und unſre Liebe aufreizte. Sie glaubte, wenn ſie mich nur einmal aus dem Wege hätte, ſo würde ſie ihn bald gewinnen. Aber Witfeld war edel, und verachtete ſie deßwegen. Ich hätte ſie wohl lieben können, ſagte er, aber daß ſie auf Koſten ihrer Schweſter ſich in mein Herz drängen wollte, war unredlich. Sie haben mir eine Glückſeligkeit geraubt, die ohne ihre Schuld verloren, ſie mir vielleicht hätten erſetzen können, ſo aber würde mich jeder Blick, den ich auf ſie würfe, an ihr Verbrechen erinnern, und tugendhaft muß meine Gattin ſeyn. Darüber wurde Sophie tiefſinnig, vergrub ſich ins Stift, und glaubte, da ſie ihre Liebe nicht überwinden konnte, Reue und Zeit würden ihn erweichen, und wieder zu ihr führen. Wie er aber heirathete, verſchwand dieſe

Hoffnung. Sie ſchrieb mir den ganzen Verlauf der Sache, bat mich, ihr nicht zu zürnen, daß ſie mich mit ſich zugleich unglücklich gemacht. Sie würde nicht mich, und nicht einen von den Ihrigen wiederſehen. Ihr Gehirn ſey ſo zerrüttet, daß ſie ein anderes Land ſuchen müſſe, um ihren eignen Vorwürfen zu entgehen. Alle Mühe, die wir uns gegeben haben, ſie auszuforſchen, war vergebens.

Alſo auch hier hatte mich meine Phyſiognomik getäuſcht.

Mein Schwager, den ich am andern Tage überraſchte, wie er noch nüchtern war, war nichts mehr als ein Vieh. Durch den häufigen Genuß des ſchlechteſten Brandweins waren ſeine Seelenkräfte ſo geſunken, daß er mir von ſeiner Lage nicht einmal eine Idee machen konnte. Alles, was er mir antwortete, war, daß er nach der Unmöglichkeit ſich zu retten, nur zur Flaſche ſeine Zuflucht habe nehmen können, und daß er vor meinen Augen umſinken würde, wenn ich ihm nicht gleich zu trinken verſtattete. Wahr, daß er, nachdem er einige Gläſer getrunken, etwas mehr Lebenskraft bekam, aber ſeine Schwachheit kehrte wieder, wenn er nicht forttrank, und ich ſahe voraus, daß es mit ihm nicht lange währen würde.

Ich ſetzte nun mit meinem ganzen Vermögen das Gut ſchuldenfrey, und hatte wenigſtens noch die Freude, ihn im Grabe, und meine Schweſter von dem Trunkenbolde frei zu ſehen. Aber ihre Seele war zu gedrückt, als daß der Körper ſich wieder erholen konnte, und durch ihren Kummerblick lächelte nur noch die einzige Wonne, ihre Kinder verſorgt zu wiſſen.

Nach einigen Monaten kam ein Brief von Sophien mit der Nachricht ihres Todtes. Sie hatte ſich unter einem fremden Namen in Hamburg aufgehalten, und war daſelbſt geſtorben. Sie ſchrieb ihrer Schweſter, daß ſie niemand als mich über ihr Unglück anzuklagen habe, denn meine Lobrede auf ihr Geſicht habe ſie verführt, alles, was ſie gethan, für gut zu halten, und ſie ſey nun immer mehr überzeugt worden, daß ſie im Grunde ein böſes Herz gehabt, und ſie zweifele, ob ſie mit einem guten Herzen ſterben würde.

Dieſe Nachricht war mein Todtesſtoß. Was ſollte ich weiter in der Welt. Finſtre Melancholie bemächtigte ſich meiner, und mein Tod war beſchloſſen. Aber ich wollte meiner Familie kein Aergerniß geben. Unter ihnen leben, konnte ich nicht. Wo ſollte ich mich hinwenden? zu den Unglücklichen, deren Unglück ich erbauet? um täglich die Vorwürfe meines peinigenden Gewiſſens zu haben? Oder zu dem Glücklichen, um mit ihm Freude zu genießen, die ich auch hätte ſtören wollen, indeß die übrigen unglücklich lebten.

Ich theilte den Reſt meines Vermögens unter ſie, und machte ihnen ein Mährchen weiß, daß ich mir in der Schweiz eine Einſiedelei gekauft, wo ich einige Zeit leben, und ſie dann wiederſehen wollte. Alle beſtürmten meinen Vorſatz, allein ich blieb feſt.

Ich hatte auf meinen Reiſen, wo ſchon manchmal der Gedanke, aus der Welt zu gehen, mich überfallen, einen aufgeklärten Arzt kennen lernen, mit dem ich über Ewigkeit und Leben nach dem Todte viel geſprochen. Einſt in einem ſeiner heitern Augenblicke kamen wir auf den Selbſtmord, und meine Zudringlichkeit entlockte ſeinem Wunde ein Mittel, ohne Schmerz und Aufſehen die Welt zu verlaſſen.

Jetzt reiſete ich wieder dahin, bereitete meine Arznei, nahm ſie, und ließ ihn dann rufen. Ich entdeckte ihm nun, was ich gethan. Er wurde wild, und wollte nach Hülfe eilen. Ich hielt ihn zurück. Bemühen ſie ſich nicht, ich bin feſt entſchloſſen. Die erſte Bewegung, die ſie machen, iſt mir ein Signal, dieſe Terzerol auf mich zu ſchießen. Sterben will ich. Ich würde nichts von ihren Gegengiften nehmen, und ihre unnützen Anſtalten wären doch vergebens. Ich danke ihnen, daß ſie mich gelehrt haben, leicht zu ſterben.

Jetzt eine Bitte. Sie ſind mein Arzt, und laſſen mich natürlich ſterben. Sie melden dies meiner Familie, ſo iſt jedem Unfug abgeholfen. Meine Geſchichte haben ſie hier, ich vermache ſie ihnen. Bedauern ſie mich.

Wie er ſah, daß er mich nicht von meinem Vorſatz abbringen konnte, willigte er ein. Er verließ mich, und wird am Abend wieder kommen, wo er dieſe Schrift dann erhält. Ich ſterbe ohne den Meinigen durch meinen Tod Kummer zu machen, den ich ihnen im Leben genug bereitet.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Beſchluß.

Nach dem Begräbniſſe der beiden guten Alten war das Mahlfeldſche Haus ein Aufenthalt des Schreckens geworden.

Euphroſine war irre an ihren Ideen. Sie hatte bisher geglaubt, und ſicher geglaubt, daß ihres Vaters Geiſt in den Doktor Gall gefahren wäre. Sie war nicht abgeneigt, ſeinen Kurſum mit anzuhören und da zu bemerken, ob ſie nicht einige Aehnlichkeit zwiſchen beiden gewahr werden könnte; denn das Bild ihres Vaters lag ihr noch ſo deutlich vor Augen, und jedes ſeiner Gefühle, und alle ſeine Handlungen ſtanden theils geſehen, theils in ſeinen nachgelaſſenen Notaten ſo deutlich vor ihren Augen, daß ſie die leiſeſte Kopie davon hätte erkennen müſſen.

Aber die Zufälle im Mahlfeldſchen Hauſe hatten dieſes verhindert; die betrübten Lagen der Familie hatten auf Euphroſinen ſo viel gewirkt, daß ſie die ganze Schädelgeſchichte verwünſchte.

Weisberg überließ Louiſen die Wahl, ob ſie mit in ſein Haus wollte, oder ob er ihr Haus beziehen ſolle. Sie war keinen Augenblick unſchlüſſig. Ich will in dein Haus, zu deiner lieben Marie, ſagte ſie. Du haſt freilich meinen Vater gemordet, aber das war ſo beſtimmt, und nun iſt Marie vor dir ſicher.

Weisberg wandte alle Mühe an, ihr

das auszureden; aber das war vergebens. Nun, ſo ſollſt du mit mir, ſagte er, ſollſt meine Schweſter und die Schweſter meiner Marie ſeyn.

Euphroſine fing an zu weinen. Ja, ſagte ſie, lieber Weisberg, dann müſſen ſie mir auch ein Plätzchen in ihrem Hauſe gönnen. Sey es noch ſo klein — beläſtigen will ich ſie nicht. Aber hier bleiben, allein hier bleiben, kann ich nicht.

Gern willigte Weisberg dieſes ein. Nur wollte er vorher das Teſtament geöffnet haben. Louiſe war Erbin, Weisberg ihr Vormund und Erbe nach ihr. Das Haus hatte er Euphroſinen vermacht, und ſie konnte auch nach ihrem Tode darüber diſponiren.

Die fünf Schädel gehören als ein Erbtheil ihres Vaters Euphroſinen, ſtand im Teſtamente. Sie wird mich aber verbinden, wenn ſie ſie dem Doktor Schnurre überläßt. Die Bedingung dabei iſt, daß er den Schädel meiner lieben Amalie wieder in ſeine Ruheſtätte befördre.

Ach, ich mag ſie auch nicht, die unſeligen Schädel, ſagte ſie. Ohne ſie wäre Alles anders geweſen.

Der Doktor, der bei der Eröffnung des Teſtaments zugegen war, nahm ſie unter dieſer Bedingung an. Indeſſen entſtand noch ein poſſierlicher Streit zwiſchen den Erben Mahlfelds und der Geiſtlichkeit. Die Sache wurde durch Oeffnung des Teſtaments ruchtbar, und man wollte die Wegnahme des Schädels als einen Kirchenraub betrachten. Doktor Schnurre nahm ſich der Sache an, und that aus zwei Gründen dar, daß man an das Vermögen des Verſtorbenen keine Anſprüche habe. Einmal ſey das Grab ſein Eigenthum, eine für ſich ohne die Kirche beſtehende und von ihm erkaufte

Kapelle, folglich habe er das Recht, darin zu ſchalten und zu walten, wie er wollte. Zweitens, wenn es auch wirklich ihm als ein Verbrechen ausgelegt werden ſolle, ſo ſey es doch nur pro persona eins, und die Beſtrafung dafür höre mit ſeinem Tode gänzlich auf.

Weil die Herren ſahen, daß ſie auf dieſem Wege nichts ausrichten konnten, ſo wollten ſie wenigſtens etwas davon haben, und weigerten ſich den Schädel eher ins Gewölbe wieder aufzunehmen, bis die Jura stolae aufs neue wieder dafür bezahlt, und um fernere Gloſſen darüber zu vermeiden, ging der Teſtaments-Executor dieſes ein.

Es wurde ein Tag dazu beſtimmt, und der Doktor Schnurre wollte ihn hinbringen. Allein Louiſe hatte ihn in Beſitz genommen, und wollte ſich nicht davon trennen. Man konnte es ihr gar nicht begreiflich machen, daß es billig ſey, daß ihre Mutter in ihren völligen Ruheſtand verſetzt werden müſſe, bis endlich Marie ſagte: In ihrem Hauſe litte ſie keinen Schädel, weil ſie ſonſt fürchten müſſe, eben das Unglück käme über ſie, was das Mahlfeldſche Haus betroffen.

Wie Louiſe das hörte, ergab ſie ſich, beſtand aber ſchlechterdings darauf, den Schädel ihrer Mutter ſelbſt wieder hinzulegen.

Mitleiden mit der unglücklichen Verirrten machte, daß man in alles willigte, und um jede Art von Aufſehen zu vermeiden, wurde der frühe Morgen gewählt. Euphroſine und Marie konnten ſich nicht entſchließen, mitzugehn; es war ihnen zu ſchaudernd, das Todtengewölbe zu betreten.

Der Doktor, Weisberg und Louiſe gingen mit einander. Gut war es, daß ſie den Morgen gewählt, denn Louiſe trug den

den Schädel öffentlich in der Hand, küßte ihn oft und weinte darauf.

Wie ſie ins Gewölbe kamen, war ſie gefaßter. Man öffnete den Sarg; den Todten was den Todten gehört, ſagte ſie, und legte den Schädel genau dahin, wo ihn ihr Vater weggenommen. Schlaf wohl, ſagte ſie. Deine Ruhe wird niemand mehr ſtören. Jetzt ſchläft der Vater bei dir. Zürne nicht auf Auguſt, daß er ihn hat ſchlafen laſſen. Der dort oben wollte es ſo. Bald komme ich nach, und dann ſind wir alle beiſammen. Bitte den Onkel, daß er mir vergiebt. Schlaf wohl, gute Mutter.

Schnurre und Weisberg weinten, aber beruhigter ging man zu Hauſe.

Euphroſine und Louiſe zogen nun in Weisbergs Haus. Das Mahlfeldſche wurde verkauft. Ehe Euphroſine es verließ, ſetzte ſie Weisberg noch zu ihrem Erben ein. Er, der vorher von allen verfolgt, verkannt, gerade nicht gehaßt, aber doch vermieden wurde, war nun aller Engel, von allen geliebt.

Louiſe lebte ruhiger, als man es geglaubt hatte, aber ihre fixe Idee verließ ſie nie. Immer redete ſie mit Weisberg, als mit dem, der ihren Vater umgebracht, aber ſie glaubte, daß nun alles ſchon wieder verſöhnt ſey.

Sie zweifelte nicht einen Augenblick, daß, wenn er dieſes nicht gethan, er doch gewiß ſie, oder Marie ermordet hätte, weil es einmal in ſeiner Beſtimmung gelegen, einen Menſchen umzubringen.

Weisbergs haben faſt allen andern Umgang aufgegeben, um nur Louiſen allein leben zu können. Die gute Marie ſagt, ſie ſey doch eigentlich die Störerin ihres Friedens, denn wenn ſie nicht geweſen, und mit der Zeit Mahlfelds Glaube an die Schädellehre verringert worden wäre, wäre ſie doch wohl noch die Seinige geworden.

Weisberg läugnete das zwar, und ſagte ſehr beweislich, daß ohne die Heirath mit Pflaumreich die Sache immer im alten Geleiſe geblieben wäre, aber er kam doch darin mit ihr überein, daß ſie Louiſen beide alle Aufmerkſamkeit ſchuldig wären, und wenn ein Menſch bei wahnſinnigem Zuſtande noch glücklich zu nennen ſeyn kann, ſo war es dieſe Unglückliche gewiß, weil ſie unter ſo lieben theilnehmenden Geſchöpfen lebte.

Weisbergs Ehe war geſegnet, und ſie ſahen mit Vergnügen, daß Louiſe ihre Kinder liebte, und ſich ſogar ihrer Wartung unterzog.

Der Doktor Schnurre war der Hausfreund, und kam täglich dahin. Er hatte die fünf Schädel und die Geſchichten derſelben als ein Heiligthum niedergelegt. Dieſe, ſagte er, haben zwar in ihrem Leben viel Unheil angerichtet, aber ſie haben das Seltene, daß ſie auch noch nach ihrem Tode Unheil geſtiftet haben. Ich will, ſagte er, ſie ſorgfältig verwahren, damit ſie mir nicht wieder ausfliegen, und neue Geſchichten anſpinnen.

Durch ihn ſind alle dieſe Nachrichten an den Herausgeber gekommen. Ob er mit dem Druck derſelben zufrieden iſt, wiſſen wir freilich nicht; indeſſen denken wir, dieſe Darſtellung ſoll mehr zur Belehrung zum Guten dienen, als daß ſie etwas Böſes zuwege bringen könnte. Die Köpfe werden ja doch nicht mehr wirken, wenn ſie nicht mehr ſichtbar ſind; und er hat ſie ſo feſt eingeſchloſſen, daß ſie auch nicht einmal mehr ſpuken können.

Vom Doktor Pflaumreich theilte er folgendes mit:

Von ſeiner Vaterſtadt gehaßt, in welcher das Gerücht von ſeiner ſchlechten Aufführung gegen ſeine Frau allgemein bekannt war, verkaufte er ſein weniges Eigenthum, vereinigte es mit dem Gelde, welches er auf eine ſo unedle Art von Mahlfeld erhalten, und ſchiffte ſich nach Amerika ein. Er hatte die guten Seiten, die er ſonſt wohl noch geheuchelt hatte, vorher alle abgeworfen. Er war ſogar gegen Weisberg noch auf eine auffallende Art undankbar geweſen, dem er doch ſo vieles zu verdanken hatte. Er hatte ihm eine Berechnung deſſen gemacht, was er freiwillig ſeiner Schweſter in einigen Zeitpunkten ihre drückenden Lage gegeben, und ob dieſe gleich genug Gegengefälligkeiten aufzuweiſen gehabt hätte, ſo hatte ſie ſich doch nicht entſchließen können, dieſe aufzurechnen, ſondern Weisberg hatte ihm noch mehr, als er verlangte geſchickt.

Die Nachrichten aus Amerika von ihm, lauteten aber nicht günſtig. Er hatte ſich dort als einen Prahler gezeigt, und unter andern Doktor Galls Lehre für ſein Syſtem erklärt. Er hatte alle dortigen Aerzte Dummköpfe geſchimpft, und war dafür mit Verachtung beſtraft worden.